


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

18. Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
1859.

Register.

Jahrgang 1859. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Militärische Tagesfragen.

Der römische Majestätsproceß.

Bekanntlich sind die beiden großen Geschichtswerke, in denen Tacitus der Nachwelt das unvergleichliche Gemälde der Zustände des ersten Jahrhunderts hinterlassen hat, nur in Trümmern auf uns gekommen. Von den zuerst geschriebenen Historien, die in vierzehn Büchern die Geschichte vom Tode Neros bis zum Tode Domitians erzählten, sind nur vier und der Anfang des fünften (kaum mehr als die Geschichte eines Jahres) erhalten. Von den sechzehn Büchern der Annalen, in denen er der Geschichte der selbsterlebten Zeit die der unmittelbar voraufgegangenen vom Tode Augusts bis zum Tode Neros hinzufügte, ist ebenfalls ein großer Theil verloren, namentlich die ganze Geschichte Caligulas, die ersten Jahre des Claudius und die letzten Neros. Den für sein Alter verschobenen Plan, die Regierung Nervas und Trajans zu schreiben, hat er trotz „des seltnen Glücks der Zeiten, in denen man denken darf was man will und sagen was man denkt," nie ausgeführt.

Das ganze, aus dreißig Büchern bestehende Werk, die Geschichte der Kaiserherrschaft im ersten Jahrhundert, ohne Haß und Gunst geschrieben, sollte den Fürsten wie den Unterthanen gleich sehr zur Lehre und Warnung gereichen. „Hatte man (sagt der neueste Herausgeber des Tacitus, Nipperdey in seiner vortrefflichen Vorrede) wie er, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Principats, so konnte man bei der Entsittlichung der Bürger nicht von Verfassungsformen Heil erwarten, sondern vor allem von der Einsicht der Fürsten selbst, daß die Freiheit mit der Monarchie in Einklang gebracht werden müsse. — Und so ist es denn auch in den vollendeten Geschichtswerken die unverkennbare Tendenz des Schriftstellers, Fürsten und Bürger von der Nothwendigkeit zu überzeugen, zur Verwirklichung dieser Idee zusammenzuwirken." An dem Unglück der dargestellten Zeit trugen die Regierten nicht weniger Schuld als die Regierenden. „Die Fürsten wurden auf der abschüssigen Bahn des Despotismus gleichsam fortgelockt und fortgestoßen durch die Niederträchtigkeit der Menschen selbst, die sie beherrschten, welche um persönlicher Vortheile willen es sich zum Zweck machten, ihren Launen und Leiden-

schaften Vorschub zu leisten, sie durch Servilität und Liebedienerei zu wecken und zu steigern, wo es an Nahrung für sie fehlte, solche zu schaffen und die Fürsten zu überzeugen, daß jede schlechte Begierde der Ausführung durch bereite und bequeme Werkzeuge gewiß sei, noch bevor sie dieselbe geäußert. Durch die ganze Darstellung des Tacitus geht also das Bestreben, von diesen Verirrungen abzumahnen, indem er ihre verderblichen Folgen für diejenigen selbst hervorhebt, welche sich ihnen hingeben. Deshalb hat er mit solcher Ausführlichkeit die Servilität des Senats, die Majestätsprocesse, das Benehmen und die Schicksale der Angeber und Ankläger behandelt."

Der Majestätsproceß der Republik war gegen Verbrechen gerichtet gewesen, durch welche die Majestät des römischen Volks und Staats beeinträchtigt ward. Der Name war derselbe wie unter den Kaisern, sagt Tacitus, aber die Fälle, die unter diese Kategorie gerechnet wurden, andere: „wenn jemand das Heer verrathen, das Volk aufgewiegelt, überhaupt durch schlechte Staatsverwaltung die Majestät des römischen Volks verletzt hatte. Handlungen wurden zur Rechenschaft gezogen, Reden waren straflos." Das Gesetz Sullas scheint eine Bestimmung enthalten zu haben, nach welcher auch Reden und Schriften bestraft werden konnten. Sie wurde zuerst von August auf Pasquille angewandt, der erste nach der neuen Interpretation des Majestätsgesetzes Verurtheilte war Cassius Severus, ein Mann von niederer Herkunft, ebenso berühmt durch seine glänzende rhetorische Begabung als berüchtigt durch die Maßlosigkeit seiner Leidenschaft. Wie Tacitus sagt, hatte er Augusts Zorn durch Pasquille gereizt, in denen er Frauen und Männer von hohem Range auf freche Weise verunglimpft hatte. Vermuthlich waren darunter Personen aus der kaiserlichen Familie, vielleicht der Kaiser selbst, sonst würden jene Schmähschriften als einfache Injurien behandelt worden sein, für welche schon die Zwölftafelgesetze Strafen festgesetzt hatten. Durch die Begründung der Monarchie waren aber die sämmtlichen Gewalten der Republik in der Person des Kaisers vereint, die nun den Staat repräsentirte, und deren Verletzung, Antastung und Beleidigung fortan den entsprechenden Verbrechen gegen den Staat gleich geachtet und bestraft wurde. Begreiflicherweise war bei dieser Auffassung der Begriff des Majestätsverbrechens ein sehr dehnbarer, der von wirklichen Mordversuchen abwärts Handlungen und Reden jeder Art bis zu den geringfügigsten und unschuldigsten umfassen konnte, in die nur der beispiellose Servilismus jener Zeit die Absicht einer Majestätsbeleidigung hineinzudeuten fähig war, wie z. B. wenn jemand sich in Gegenwart einer kaiserlichen Statue entkleidet, oder bei der Verrichtung eines körperlichen Bedürfnisses einen Ring mit dem kaiserlichen Bildnisse am Finger behalten hatte. Es ist vorzugsweise die strengere oder gelindere Handhabung des Majestätsgesetzes, welche die innere Politik der einzelnen Regierungen charakterisirt. Unter August brachten den Menschen ihre

Worte, wie Seneca sagt, zwar schon Unannehmlichkeit, aber noch nicht Gefahr. Zuerst unter Tiber schwoll das Unheil von geringen Anfängen zu jener „epidemischen Wuth des Anklagens an, die den Staat im Frieden härter schädigte als alle Bürgerkriege. Die Reden der Trunkenen wurden aufgefangen, die Arglosigkeit der Scherzenden gedeutet. Nichts war sicher. Jeder Anlaß zur Grausamkeit war willkommen. Man wartete nicht mehr den Ausgang der Anklagen ab, da es immer derselbe war." Caligula versprach zwar die Einstellung der Majestätsprocesse, hielt aber nicht Wort, dagegen hob sie Claudius wirklich auf, und Nero führte sie erst im achten Jahre seiner Regierung wieder ein, um sie zur Füllung seines erschöpften Schatzes zu benutzen. Mit beispielloser Willkür wurden Handlungen und Reden jeder Art, für die sich nur ein Angeber finden ließ, unter die Kategorien des Majestätsgesetzes subsumirt. Die beiden ersten Flavier verfuhren milde, namentlich Titus, unter Domitian „brannte dann das Unheil von neuem auf und griff verheerend nach allen Seiten um sich" (Tacitus). Die Regierung dieses zweiten Nero war vielleicht die furchtbarste Zeit der römischen Kaiserherrschaft. Nach seiner Ermordung athmete die römische Welt, von einem ungeheuern Druck erlöst, wieder auf, und es war ihr beinah ein volles Jahrhundert der Erholung gegönnt, bis mit dem Ausgang der Antonine die bösen Zeiten wiederkehrten.

Der regelmäßige Gerichtshof, vor dem die Majestätsklagen verhandelt wurden, war der Senat. Schon August hatte seiner Cognition die bedeutendern Criminalfälle überwiesen, als Klagen gegen Provincialstatthalter, Aufruhr in Italien, Bundesbrüchigkeit auswärtiger Fürsten; waren die Angeklagten Senatoren, so konnten sie ohnedies nur von ihren Pairs gerichtet werden. Obwol also nominell die höchste gerichtliche Behörde, war der Senat doch factisch nur ein Werkzeug der kaiserlichen Willkür, von welcher die Aufnahme und Ausstoßung der Senatoren abhing und der gegenüber jede senatorische Opposition ohnmächtig war, da die Kaiser über die militärische Macht verfügten. Obwol nun der Senat (mit Ausnahme vereinzelter oppositioneller Elemente) schon im ersten Jahrhundert eine über alle Begriffe schamlose und niederträchtige Unterwürfigkeit bewies, und in der Regel viel kaiserlicher war als die Kaiser selbst, fanden diese mindestens seit Hadrian es bequemer, Gegenstände von Bedeutung mit Uebergehung des Senats in ihrem Cabinetsrath verhandeln zu lassen, zu welchem der Civil- und Militärgouverneur von Rom hinzugezogen wurden, welcher letztere auch in Abwesenheit des Kaisers präsidirte.

Das Verfahren beim Majestätsproceß setzte den Angeklagten überhaupt und besonders dem Kläger gegenüber von vornherein in Nachtheil. Während in der Republik Sklaven nicht gefoltert werden durften, um von ihnen ein Zeugniß gegen ihren Herrn zu erpressen (wenn nicht ein Senatsbeschluß auf

dringende Veranlassung eine Ausnahme machte, wie in der Catilinarischen Verschwörung), geschah dies im Majestätsproceß, und (was früher unerhört gewesen war) auch Freie wurden als Zeugen wie als Angeklagte der peinlichen Frage unterworfen. Personen, die sonst zur Anklage nicht zugelassen, wurden, durften sie hier erheben: namentlich Sklaven und Freigelassene gegen ihre Herrn oder Patrone, obwol einzelne Kaiser diese Bestimmung, deren unheilvolle Folgen sich mit Gewißheit voraussehn ließen, vorübergehend aufgehoben haben. Endlich wurden die Ankläger durch einen Antheil an dem confiscirten Vermögen der Verurtheilten belohnt. Die auf die schlechtesten Seiten der menschlichen Natur begründete Rechnung erwies sich nur zu sehr als richtig.

An die Stelle der frühern Strafe des Majestätsverbrechens, des Exils, trat in der Kaiserzeit in der Mehrzahl der Fälle die Todesstrafe, in der spätern Zeit für Personen niedern Standes sogar eine geschärfte: sie wurden lebendig verbrannt oder wilden Thieren vorgeworfen. Die Güter des Verurtheilten wurden confiscirt, seine Schenkungen und Verfügungen waren null, und zwar von der Zeit an, wo er den Plan zu seinem Verbrechen gefaßt hatte. Bei höhern Graden des Majestätsverbrechens wurde den Verurtheilten auch das ehrenvolle Begräbniß abgesprochen und die Trauer der Verwandten um ihn verboten. Die Strafe konnte sogar auf die Kinder der Verurtheilten ausgedehnt werden, auf die sich die Gesinnungen der Väter möglicherweise vererbt haben konnten, und die durch Entziehung des Vermögens, durch den Verlust der bürgerlichen Ehre ebenfalls unschädlich gemacht werden sollten. In der Republik hatten selbst die Söhne der Vatermörder und Hochverräther nicht unter den Verbrechen ihrer Väter gelitten, erst die Sullanische Proscription verfolgte auch die Nachkommen ihrer Opfer. Die Anklage wegen Majestätsverbrechens konnte auch nach dem Tode erhoben werden, und die Verurtheilung hatte dann Confiscation des Vermögens und Beschimpfung des Gedächtnisses zur Folge.

Der Majestätsproceß im Sinne der Kaiserzeit beginnt erst mit Tiber, weil erst unter der Regierung des zweiten Cäsars die Monarchie als Verfassung des römischen Staats auch äußerlich zur thatsächlichen Vollendung gelangte, ein Proceß, den August mit der freilich durchsichtigen Hülle republikanischer Formen zu verdecken eifrig bemüht gewesen war. Auch Tiber fand es im Anfang seiner Regierung noch für nöthig, die Rolle, die sein Vorgänger gespielt hatte, fortzuspielen, wozu ihm freilich dessen Anmuth und Gewandtheit ganz abging. Die tastende Behutsamkeit seiner Schritte, das scheinbare Schwanken, die Zweideutigkeit seiner Worte, das Zögern in seinen Handlungen, alles das war nicht blos in seinem Wesen begründet, es war auch (oder schien ihm wenigstens) durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage geboten. In diesem Sinn

zeigte er sich anfangs auch gegen Beleidigungen seiner Person, gegen Pasquille und Spottgedichte gleichgiltig, in einem freien Staate müsse Geist und Zunge frei sein. Der zudringlichen Servilität des Senats, der Bestrafung solcher Verbrechen forderte, begegnete er mit derselben scheinbaren kalten Ruhe. „Wir haben nicht so viel Zeit übrig, lautete seine Antwort, daß wir uns noch in mehr Geschäfte einlassen sollten. Wenn ihr diese Thür öffnen werdet, werdet ihr bewirken, daß nichts Anderes zur Verhandlung gelangen wird; denn alle Privatfeindschaften werden unter diesem Vorwande an uns gebracht werden." Feindselige Aeußerungen gegen seine Person wollte er höchstens damit vergelten, so ungerechte Beurtheiler zu hassen. Nach und nach, sagt Sueton, kehrte er *den* Fürsten heraus. Zur Wiedereinführung des Majestätsgesetzes sollen ihn nach Tacitus anonyme Spottverse bewogen haben, in denen damals wie zu allen Zeiten im alten und neuen Rom die unterdrückte Redefreiheit sich Luft machte; auch im Alterthum war es Sitte, sie an Statuen zu heften. Sueton hat einige derselben aufbewahrt. Mit Bezug auf sein gespanntes Verhältniß mit Livia heißt es darin, seine eigne Mutter könne ihn nicht lieben, er dürste so nach Blut wie früher nach Wein (er war ein großer Trinker gewesen), und *mit* Anspielung auf sein freiwilliges Exil auf Rhodus: Wer aus der *Ver*bannung auf den Thron gelangt, wird eine blutige Herrschaft führen — ein Satz, zu dessen Bestätigung die Geschichte Beispiele genug bietet. Auf die Anfrage eines Prätors, ob Majestätsprocesse Statt haben sollten, antwortete Tiber nach seiner Weise: man müsse die Gesetze handhaben. Die ersten Klagen, gleichsam ein einleitendes Vorspiel der beginnenden Verfolgungen, waren im zweiten Regierungsjahr gegen zwei unbedeutende Ritter gerichtet. Der eine hatte in eine religiöse Gesellschaft zur Verehrung Augusts (deren sich sogleich nach dessen Aufnahme unter die Götter in allen größern Häusern Roms gebildet hatten) einen wegen Unzucht berüchtigten Schauspieler aufgenommen, und beim Verkauf eines Gartens eine darin befindliche Statue Augusts mit losgeschlagen. Der andere hatte bei August falsch geschworen. Vermuthlich waren *sowol* die Anklagepunkte als die Personen der Angeklagten in bestimmter Absicht gewählt, die erstern, um die Grenze zu ermitteln, bis zu welcher Tiber die Ausdehnung der Verfolgungen gestatten würde; waren dies Majestätsverbrechen, so gab es nicht leicht etwas, was nicht dazu gestempelt werden konnte. Die Personen hatte man sich ersehn, weil ihre geringe Bedeutung den Versuch gefahrlos machte. In der That wurden beide freigesprochen. Tiberius schrieb an die Consuln, die Aufnahme seines Vaters unter die Götter solle nicht zum Verderben der Bürger ausschlagen. Daß sein Bild gleich denen andrer Gottheiten bei dem Verkauf von Gärten und Häusern mit verkauft werde, sei keine Verletzung heiliger Gebräuche. Ein Meineid bei August solle nicht anders behandelt werden, als ein Meineid bei Jupiter. Beleidigungen der Götter solle man

den Göttern zu ahnden überlassen. Trotz dieser Freisprechung erfolgte bald eine neue Anklage, und diesmal eines Statthalters der Provinz Bithynien, er habe sich ungünstig über den Kaiser ausgesprochen, seine eigne Statue höher gestellt als die der Cäsaren, einer Statue Augusts den Kopf abnehmen lassen, um den Tibers aufzusetzen. Auch dieser wurde freigesprochen, obwol Tiber sich zornig geäußert hatte, ein Wink, der für den Senat nicht verloren gehen konnte, wenn gleich der Kaiser für diesmal Gnade zu üben beliebte. Fortan konnte er das Unheil seinen Gang gehn lassen, für dessen wahren Urheber er, wie es scheint, nicht gehalten werden wollte, doch hat er freilich diese Absicht bei der Mitwelt so wenig als bei der Nachwelt erreicht. An der letzten Anklage hatte sich einer der schlagfertigsten Redner, und bald einer der berüchtigtsten Delatoren jener Zeit, Hispo Romanus, betheiligt. Er schlug eine Bahn ein, sagt Tacitus, die nachmals das Elend der Zeit und die Frechheit der Menschen zu einer vielbetretenen machten. Dürftig, unbekannt, unruhig schlich er sich mit geheimen Denunciationen an die schlimme Seite des Fürsten an, und indem er bald jedem Mann von Bedeutung Gefahr bereitete, bei einem Einfluß, bei allen übrigen Haß davontrug, gab er ein Beispiel, durch dessen Befolgung viele aus Armuth zu Reichthum, aus Verachtung zu Furchtbarkeit aufsteigend erst andern und zuletzt sich selbst den Untergang bereiteten.

Unter den zahlreichen Schriften, gegen deren Verfasser während des ersten Jahrhunderts Majestätsanklagen erhoben worden sind, sind äußerst wenige gewesen, die directe Angriffe oder Beleidigungen der Kaiser oder Mitglieder des kaiserlichen Hauses enthielten. Dergleichen veröffentlichen hieß in der That sein Leben wegwerfen. Aussprüche, aus denen eine republikanische Gesinnung hervorging, lobende Aeußerungen über ein Mitglied der Opposition unter einer frühern Regierung, Stellen in Gedichten (selbst von mythologischem Inhalt), die als Anspielung auf den Kaiser, als Mißbilligung eines seiner Schritte gedeutet werden konnten — das waren Gründe zu Anklagen und Verurtheilungen. Selbst die Rhetoren, zu deren Lieblingsthematen Tyrannen und Tyrannenmord gehörten, waren nicht ganz sicher: unter Caligula wurde Secundus Carinus wegen einer Uebungsrede über einen solchen Gegenstand verbannt, unter Domitian Maternus aus gleicher Ursache hingerichtet. Unter den Verfolgungen von Schriftwerken hat der Proceß des Cremutius Cordus (25 n. Chr.) durch Tacitus meisterhafte Erzählung die größte Berühmtheit erlangt. Er hatte in einer Geschichte Augusts Brutus gelobt und dessen Ausspruch, Cassius sei der letzte Römer gewesen, beistimmend berichtet. Dafür wurde er von zwei Creaturen Sejans angeklagt. Dieser Umstand und die finstere Miene, mit der Tiber die Vertheidigung anhörte, ließen dem Angeklagten keinen Zweifel über den Ausgang des Processes. Entschlossen, ihn nicht zu erleben,

führte er seine Sache mit männlicher Freimüthigkeit, ohne Leidenschaft oder Bitterkeit. „Meine Worte, versammelte Väter, so begann er, werden zur Rechenschaft gezogen, ein Beweis, wie unsträflich meine Handlungen sind.“ Er führte an, daß die incriminirte Aeußerung sich weder auf den Fürsten noch auf dessen Mutter beziehe, also nicht in die Kategorie der Majestätsbeleidigung falle. Viele hätten die Geschichte des Brutus und Cassius geschrieben, niemand ihrer anders als ehrenvoll gedacht. Er wies an dem Beispiel des Livius und vieler andern nach, daß Cäsar und August antimonarchische Aeußerungen, ja directe Angriffe ruhig ertragen hätten; gegen Ciceros Lobschrift auf Cato von Utica hätte Cäsar nur mit einer Gegenschrift erwiedert, möge diese Duldung nur aus Mäßigung oder aus weiser Berechnung hervorgegangen sein; „denn Angriffe, die man nicht beachtet, verlieren die Kraft, nimmt man sie zornig auf, so scheint man sich getroffen zu fühlen.“ Ich will nicht von den Griechen reden, bei denen nicht blos Freimüthigkeit, sondern sogar Zügellosigkeit der Rede straflos geblieben ist, oder wenn sie geahndet ward, hat man Reden mit Reden gerächt. Aber von denen zu berichten, die der Tod der Gunst wie dem Haß entzogen hatte, ist von jeher unverwehrt und keiner Anfeindung ausgesetzt gewesen. Entflamme ich etwa mit Reden das Volk zum Bürgerkrieg, während Brutus und Cassius noch in Waffen bei Philippi das Feld behaupten? Aber jene sind vor siebzig Jahren gefallen, und wie man sie aus ihren Bildern kennt, die nicht einmal der Sieger vernichtet hat, so währt ein Theil ihres Gedächtnisses in Schriften fort. Die Nachwelt ertheilt jedem die ihm gebührende Ehre, und wenn die Verdammung über mich hereinbricht, werden manche neben Cassius und Brutus auch meiner gedenken.“ Hierauf verließ er den Senat und endete sein Leben durch Enthaltung von Speise. Die Väter beschlossen, seine Bücher durch die Aedilen verbrennen zu lassen, aber sie existirten im Geheimen fort. Besonders sorgte die Tochter des Verurtheilten, Marcia, für die Erhaltung der Schriften, die ihr Vater „mit seinem Blute geschrieben hatte“ (Seneca). Caligula ließ sie sogar in dem Freisinnigkeitsanfall seiner ersten Regierungszeit nebst andern zur Vernichtung verurtheilten Schriften wieder aufsuchen und der Oeffentlichkeit wiedergeben. Man möchte, schließt Tacitus, den Stumpfsinn verlachen, der durch die Gewalt, über die er in der Gegenwart verfügt, auch das Gedächtniß der Folgezeit auslöschen zu können meint. Vielmehr wächst grade das Ansehn verfolgter Geister, und Könige fremder Länder oder wer immer dieselbe Unterdrückung geübt hat, haben nichts Anderes gewonnen als Schmach für sich und Ruhm für jene. Die Geschichte des Cremutius Cordus hat sich übrigens später noch mehr als einmal wiederholt. Unter Domitian wurde Arulanus Rusticus hingerichtet, weil er Thrasea, den Führer der Opposition unter Nero, einen heiligen Mann genannt, Herennius Senecio, weil er das Leben des Helvidius

Priscus, des Führers der Opposition unter Vespasian geschrieben, und ihm Anerkennung gezollt hatte. Auch diese Bücher wurden öffentlich verbrannt. „Man glaubte wol, sagt Tacitus im Eingange des Agricola, in jener Flamme die Stimme des römischen Volks, die Freiheit des Senats und die Mitwissenschaft der ganzen Menschheit zu vernichten. Wahrlich wir haben einen großen Beweis von Geduld gegeben: und wie die alte Zeit den äußersten Grad der Freiheit, so haben wir den äußersten der Knechtschaft gesehn, da uns selbst der Verkehr des Redens und Hörens durch die Horcherei genommen war. Wir hätten mit der Sprache auch das Gedächtniß verloren, wenn Vergessen ebenso wol in unsrer Gewalt wäre wie Schweigen."

Bei der Verfolgung von Schriften begnügte man sich aber nicht, directe und unzweideutige Aeußerungen als Anklagepunkte zu benutzen, der Scharfsinn der Delatoren entdeckte auch Beziehungen und Anspielungen, an welche die Verfasser vielleicht gar nicht gedacht hatten. In den letzten Zeiten Tibers wurde Mamercus Scaurus, ein wegen seines Lebenswandels übelberufener, aber durch Talent und Geburt hervorragender Mann, der letzte seiner erlauchten Familie, des Majestätsverbrechens angeklagt. Unter andern sollte ein von ihm verfaßtes Trauerspiel Atreus angeblich eine Darstellung der Gegenwart in der Maske des mythologischen Costüms enthalten. Zu der besonders incriminirten Stelle gehörte der aus Euripides entlehnte Vers: der Herrscher Thorheit muß man tragen mit Geduld. Tiber soll geäußert haben: hat er mich zum Atreus gemacht, so will ich ihn zum Ajax machen. In der That kam Scaurus der Verurtheilung durch Selbstmord zuvor. Helvidius Priscus, dessen Vater unter Vespasian hingerichtet war, hatte unter Domitian ein gleiches Schicksal. Er hatte ein Stück geschrieben, Paris und Oenone (vermuthlich das Libretto eines Ballets); der Gegenstand war die Untreue des Paris an seiner ersten Geliebten, die er um Helenas willen verließ: dies wurde auf die Scheidung des Kaisers von seiner Gemahlin Domitia bezogen. Caligula ließ einmal den Dichter einer Charakterkomödie verbrennen, weil in seinem Stück ein Vers vorkam, der auf ihn gedeutet werden konnte. Trotz so entsetzlicher Härte erhielt sich grade auf der Bühne ein gewisser Rest von Redefreiheit. Zuschauer und Schauspieler steigerten sich hier gegenseitig. Die leiseste Anspielung auf die Gegenwart wurde verstanden und mit leidenschaftlichem Antheil aufgefaßt, und die Gewißheit, das Publicum zu elektrisiren, riß die Schauspieler hin, die Gefahr zu vergessen. Zu Neros Zeit z. B. wagte ein Komiker, der einen gesungenen Text pantomimisch auszudrücken hatte, die Worte: Heil dir Vater, Heil dir Mutter! mit den Geberden eines Trinkenden, und eines Schwimmenden zu begleiten. Neros Adoptivvater Claudius war bekanntlich mit seinem Wissen vergiftet worden, seine Mutter Agrippina hatte er ertränken zu lassen versucht. Dergleichen wird öfter berichtet, und zeigt,

wie die gewaltsame Unterdrückung jeder Meinungsäußerung nur bewirkte, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich um so gespannter und unablässiger dahin richtete, von wo man sie ablenken zu können meinte, und daß bei dem erzwungenen Schweigen auch der geringste Laut weithin Gehör fand und Wiederhall weckte.

Unter den Schriftstellern, die wegen Majestätsverbrechen verurtheilt wurden, war auch einer, dem nicht Kühnheit oder Freimuth, sondern Autoreneitelkeit den Tod brachte. Ein römischer Ritter, Lutorius Priscus, hatte ein Trauergedicht auf Germanicus Tod verfaßt und dafür von Tiber ein Geldgeschenk erhalten. Einige Jahre darauf erkrankte Tibers Sohn Drusus und der Dichter in Hoffnung einer noch größern Belohnung, verfaßte abermals ein Klaggedicht, um nach Drusus Tode sogleich damit auftreten zu können. Er konnte sich nicht enthalten, dies Werk vor einer großen Versammlung vornehmer Frauen vorzutragen. Doch die Sache wurde ruchbar, und der unglückliche Poet der Majestätsverletzung angeklagt. Von allen seinen Zuhörerinnen, die als Zeuginnen vorgeladen wurden, hatte nur eine den Muth zu erklären, sie habe nichts gehört, Vitellia, die Großtante des spätern Kaisers Vitellius. Aber ihr Zeugniß konnte den Angeklagten nicht retten, und das Erkenntniß des Senats lautete auf Todesstrafe. Ein einziger Senator wagte auf die zunächst härteste Strafe, das Exil anzutragen; ein einziger Consular, diesem Antrag beizustimmen. Der Antragsteller deutete nur leise einen Zweifel an, ob überhaupt hier ein Majestätsverbrechen vorliege, und selbst dies zugegeben, sei keine höhere Strafe erforderlich . . . Betrachte man freilich die Ruchlosigkeit, durch die der Angeklagte sich selbst geschändet und die Ohren anderer entweiht habe, so erscheine auch Erdrosselung im unterirdischen Kerker und die Sklavenstrafe der Kreuzigung noch nicht als genügend. Doch der Kaiser habe in seiner Milde es oft bedauert, wenn jemand durch Selbstmord der Begnadigung zuvorgekommen sei. Lutorius Hinrichtung würde kein warnendes Beispiel, seine Freilassung gefahrlos sein. Sein Treiben sei freilich wahnsinnig, doch eitel und nichtig: man könne von jemand nichts Ernstes oder Bedeutendes fürchten, der seine eigenen Schandthaten ausschwatze und zwar bei Weibern. Weniges ist für die unsägliche Erbärmlichkeit der damaligen Zustände so charakteristisch, als der Ton dieser Fürsprache, die einem kläglichen Thoren nur das nackte Leben erbetteln sollte. Sie war wie gesagt umsonst, Lutorius wurde sogleich im Kerker entleibt. Tiberius schrieb darauf einen seiner gewöhnlichen Briefe an den Senat, worin er auf der einen Seite dessen Pietät rühmte, die auch geringe Beleidigungen des Fürsten so scharf räche, auf der andern so schleunige Bestrafung bloßer Reden mißbilligte, den Antrag auf mildere Bestrafung lobte, ohne den auf Hinrichtung zu tadeln.

Die Verfolgung mündlicher Aeußerungen im Majestätsproceß muß eine

ungleich größere Zahl von Opfern ergeben haben, als die von Schriftwerken. Begnügte man sich doch nicht, das im traulichen Zwiegespräch harmlos hingeworfene, in fröhlicher Weinlaune unwillkürlich entschlüpfte Wort gegen den Sprecher zeugen zu lassen: man lockte den zum Verderben Ausersehenen ihre Gedanken künstlich ab und ließ sie dann ihr unvorsichtiges Vertrauen mit dem Leben büßen. Einzelne hier und da erhaltene Andeutungen zeigen, in wie umfassender Weise die geheime Polizei in der ganzen Kaiserzeit organisirt, und wie neben Horchern und Angebern auch provocirende Agenten thätig waren. In einer Schrift aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts wird beiläufig erwähnt, daß man zu diesem Geschäft Soldaten in bürgerlicher Tracht verwandte. Durch Schmähungen auf den Kaiser verleiteten sie ihre Zuhörer, ihre Gedanken ebenfalls unumwunden auszusprechen, um sie bald im Gefängniß ihre Thorheit bereuen zu lassen. Aber dies schändliche Gewerbe wurde nicht blos von bezahlten Schergen betrieben, auch Männer von Range gaben sich in Hoffnung auf hohe Gunst, Beförderung oder andere Vortheile dazu her. Nach Germanicus Tode war von all seinen Clienten nur einer seinem Hause treu geblieben, der Ritter Titius Sabinus, der einzige, der fort und fort die Witwe seines Gönners besuchte und ihr und ihren Kindern öffentlich das Geleit gab. Diese Treue gegen die Hinterbliebenen des Ermordeten, die Tiber bitter haßte, war in den Augen seiner Creaturen ein unverzeihliches Verbrechen. Vier gewesene Prätoren, die nach der Ehre des Consulats begierig waren, verbanden sich, um durch Sabinus' Verderben Sejans Gunst zu erkaufen. Einer derselben, Latinius Latiaris, der Sabinus oberflächlich kannte, schlich sich allmälig in sein Vertrauen ein, indem er gelegentlich seine Beständigkeit lobte, da er die Familie, der er im Glück befreundet gewesen, im Unglück nicht verlasse, von Germanicus mit Verehrung, von Agrippina bedauernd sprach. Sabinus wurde weichmüthig und vergoß Thränen, der Verräther klagte mit ihm, schmähte dann Sejan und Tiber selbst. Der arglose Sabinus glaubte ihn nach diesem Gespräch, in dem jener scheinbar ein für ihn so gefährliches Vertrauen bewiesen, als seinen Freund betrachten zu dürfen, er suchte ihn nun öfter auf, und theilte ihm rückhaltslos seinen Gram mit. Die gegen ihn Verbundenen berathschlagten nun, auf welche Weise sie dergleichen Aeußerungen behorchen könnten. Sabinus mußte natürlich in der Meinung erhalten werden, daß seine Zusammenkünfte mit Latiaris vor der Gefahr der Belauschung durchaus bewahrt seien; sich hinter die Thür zu stellen, schien ihnen nicht rathsam, da hier die Gefahr der Entdeckung zu nahe lag. Die drei Senatoren verbergen sich also zwischen dem Dach und der getäfelten Decke des Gemachs, ein Versteck ebenso schimpflich als ihr Verrath abscheulich war und legen das Ohr an Ritzen und Löcher. Latiaris führt unterdeß den auf der Straße angetroffenen Sabinus in sein Haus, wie um ihm

das Neueste, was er erfahren, mitzutheilen, ergeht sich über das schon Geschehene und Gegenwärtige und fügt Befürchtungen über die Zukunft hinzu. In gleicher Weise überläßt sich dann Sabinus seinen Empfindungen um so rückhaltsloser, je schwerer es ist, langverhaltenem Gram, der sich endlich Luft macht, Einhalt zu thun. Die Anklage wurde nun beschleunigt. Die vier berichteten in einem Brief an Tiber ihren Verrath und ihre eigene Schmach. Nie war Rom so voll Aufregung und Angst als damals. Jedermann trug gegen seinen nächsten Angehörigen Scheu, Zusammenkünfte, Gespräche, bekannte und unbekannte Ohren wurden vermieden, auch nach stummen und leblosen Dingen, nach Dächern und Wänden spähte man mit argwöhnischen Blicken umher. Tibers Antwort traf am 1. Jan. (des Jahres 28) ein, ein allgemeiner Festtag, an dem die neuen Consuln feierliche Gelübde für das Wohl des Staates darbrachten. Er begann mit den üblichen Wünschen und Gebeten und ging dann auf Sabinus über, dem er Anschläge auf sein Leben, Bestechung seiner Freigelassenen vorwarf und in unzweideutigen Ausdrücken Rache forderte. Das Urtheil ward ohne Verzug gesprochen. Man sah den Verdammten fortschleppen, das Gesicht mit Gewändern verhüllt, die Kehle zugeschnürt; trotzdem schrie er mit aller Anstrengung, so werde das Jahr begonnen, solche Opfer für Sejan geschlachtet. Wohin er seine Blicke richtete, wohin seine Worte fielen, da stob alles auseinander, Straßen und Plätze wurden verlassen, Leere und Oede überall. Dann kehrten manche wieder um und zeigten sich, in neuer Angst darüber, daß sie Furcht hatten sehn lassen. Welcher Tag werde noch von Blutgerichten frei sein, wenn an einem Fest, wo man sich selbst unheiliger Worte enthielte, unter Opfern und Gelübden Ketten klirrten, der Henker sein gräßliches Geschäft verrichte? —

Am Schluß dieser erschütternden Erzählung sagt Tacitus, es dränge ihn sogleich zu berichten, wie jene vier Verräther den verdienten Untergang fanden, wenn nicht der Plan seiner (annalistisch angelegten) Geschichte ein solches Vorgreifen verböte. Drei fielen unter Caligula, dem Sohne des von ihnen angefeindeten Hauses, der vierte, Latiaris, ward schon vier Jahre später in Sejans Sturz verwickelt, der die meisten seiner Creaturen mit ins Verderben riß. So wenig Tiber die Werkzeuge seiner Verfolgungen von andern angreifen ließ, so vernichtete er doch gewöhnlich selbst die alten und vorzugsweise verhaßten, wenn er sie überdrüssig geworden war und neue sich ihm zu demselben Geschäft darboten.

Liest man die Geschichte der letzten Jahre Tibers, so glaubt man, daß hier die Schreckensherrschaft schon ihren höchsten Grad erreicht hatte. Doch es kamen Zeiten, in denen auch die Enthaltung von schriftlicher und mündlicher Aeußerung keine Sicherheit mehr gewährte, wo auch das Schweigen als todeswürdiges Verbrechen bestraft wurde. In Neros Zeit galt es als

Majestätsverbrechen, keine Begeisterung für die musikalischen Leistungen des Kaisers an den Tag zu legen, nicht in den anbefohlenen Jubel über den Tod Agrippinas einzustimmen. Nach der officiellen Darstellung, zu der seine Feder zu leihen Seneca erbärmlich genug war, war der zu ihrem Untergang künstlich veranstaltete Schiffbruch ein zufälliger gewesen; dann sollte einer von ihren vertrauten Freigelassenen mit einem Dolch in Neros Nähe gefunden worden sein und sie selbst in Gewissensqual über den beabsichtigten Mord ihres Sohnes ihrem Leben ein Ende gemacht haben. Obgleich die Wahrheit allbekannt war, beeilte sich der Senat doch, Dankfeste für die Rettung des Kaisers zu votiren, das Minervafest, an dem die angebliche Nachstellung entdeckt sein sollte, beschloß man fortan mit jährlichen Schauspielen zu feiern, in der Curie eine goldene Bildsäule der Minerva und daneben eine Statue Neros aufzustellen, den Geburtstag Agrippinas für einen Unglück bringenden zu erklären. Bei diesen schandbaren Beschlüssen verließ Thrasea Pätus, der bis dahin die Schmeicheleien seiner Collegen entweder schweigend oder mit einsilbiger Zustimmung angehört hatte, den Senat. Dadurch, sagt Tacitus, der diesen Schritt nicht billigt, schuf er sich selbst eine Ursache der Gefahr, ohne den Uebrigen den Zugang zur Freiheit zu eröffnen. Tacitus verwarf den „jähen Trotz" ebenso sehr als den „schimpflichen Gehorsam" und stellte diejenigen, die auch in den schlimmsten Zeiten den schmalen Pfad zwischen beiden Extremen behauptend sich dem Vaterland erhielten (wie Agricola), höher als jene, die in einem nutzlosen Märtyrertod ihren Ruhm suchten. Doch mit Ausnahme der erwähnten Demonstration, die man dem überwältigenden Ekel an solcher Niederträchtigkeit wol zu Gute halten darf, zeigt Thraseas ganzes Verhalten nichts von Märtyrersucht, vielmehr so viel Nachgiebigkeit gegen den Druck der Verhältnisse, als man von einem hochgesinnten Mann, wie er es war, erwarten darf; übrigens würde er seinem Schicksal schwerlich entgangen sein, wenn er seine Gesinnung auch grade bei dieser Gelegenheit zu verbergen vermocht hätte. Wenige Jahre darauf wurde das von Claudius abgeschaffte Majestätsgesetz wieder in Kraft gesetzt; der erste Angeklagte war ein Prätor, der bei einem großen Gastmahl Gedichte voll von Schmähungen gegen den Kaiser vorgelesen hatte. Man glaubte die Anklage sei erhoben worden, um nach erfolgter Verurtheilung dem Kaiser eine glänzende Gelegenheit zur Uebung seiner Gnade zu geben. Die Mehrzahl der Senatoren stimmte für Absetzung vom Amt und Hinrichtung nach dem Brauch der Vorfahren, (wobei der Verurtheilte erst mit Ruthen gepeitscht und dann enthauptet wurde). Thraseas Votum zeigt, daß er von einer starren principiellen Opposition, die den Umständen keine Rechnung trägt, weit entfernt war. Er sprach höchst ehrenvoll von Nero, heftig gegen den Angeklagten: doch unter einem ausgezeichneten Fürsten komme es einem durch keinen Zwang eingeschränkten Se-

nat nicht zu, auf die äußerste Strafe zu erkennen, die der Verbrecher verdient habe. Im Exil auf einer Insel, nach Einziehung seines Vermögens, werde er je länger er sein schuldiges Leben hinschleppe, selbst um so elender und ein leuchtendes Beispiel der Gnade der Regierung sein. Der Muth, den Thrasea bewies, löste den knechtischen Sinn der Uebrigen, die meisten traten auf seine Seite, unter seinen wenigen Gegnern befand sich der spätere Kaiser Vitellius, einer der niedrigsten Speichellecker Neros. Aber die Consuln wagten den Beschluß des Senats nicht in Kraft zu setzen, und statteten nun dem Kaiser über das Votum der Mehrheit schriftlich Bericht ab. Nero, zwischen Scham und Wuth zögernd antwortete nichts weniger als gnädig: übrigens wolle er, der einem strengen Spruch entgegengetreten sein würde, einen mildern nicht verhindern, man möchte nach Belieben beschließen, und wenn man wolle den Angeklagten freisprechen. Trotz der offenbaren Unzufriedenheit des Kaisers beharrte der Senat bei seinem Beschluß, ein Theil, weil sie den Kaiser nicht in ungünstigem Licht erscheinen lassen wollten; die meisten, weil sie sich durch ihre Zahl sicher fühlten. Daß Thrasea Neros Zorn gegen sich heraufbeschworen hatte, zeigte sich bald. Im Jahr 63 gebar Poppäa eine Tochter in Antium, der Senat begab sich zur Beglückwünschung dorthin, Thrasea allein ward abgewiesen; er nahm diese Beschimpfung, die ihm den drohenden Untergang vorausverkündete, mit unerschütterter Ruhe auf. Fortan betrat er die Curie nicht mehr, weil er bei der Theilnahme an den Berathungen des Senats entweder sein Leben oder seine Ehre Preis geben mußte. Doch zögerte Nero noch einige Jahre, ehe er seine Creaturen gegen ihn losließ. Vielleicht hoffte er den Mann, auf den aller Augen gerichtet waren und der ihm selbst Achtung abnöthigte, sich gewinnen zu können, wenigstens wird von ihm die Aeußerung berichtet: er wünsche so sehr von Thrasea geliebt zu werden, wie dessen Urtheil in Wahrheit das beste sei. Aber in seiner Umgebung fehlte es nicht an Personen, in deren Interesse es lag, seinen Groll zu nähren und zum Ausbruch zu treiben. Fort und fort wurde er erinnert, daß Thrasea bei den Verhandlungen nach Agrippinas Tode den Senat verlassen, daß er nicht bei Schauspielen mitgewirkt (was als indirecte Kritik des Auftretens des Kaisers angesehen wurde), daß er für die mildere Bestrafung jenes Majestätsverbrechens gestimmt, daß er bei dem Beschluß, die verstorbene Kaiserin Poppäa unter die Götter zu erheben, ohne Grund im Senat und dann auch bei ihrem Begräbniß gefehlt habe. Bei der Eidesleistung auf die Verordnungen der Kaiser am ersten Tage des Jahres sei er nicht zugegen, ebenso wenig bei den Gelübden für des Regenten Wohl, obwol er eine priesterliche Würde bekleide. Nie habe er selbst für den Kaiser, namentlich für dessen „himmlische Stimme" Opfer gebracht. Er, der früher bei den unbedeutendsten Debatten im Senat für oder wider gesprochen, habe seit drei Jahren die Curie nicht mehr betreten.

Dies sei eine Lossagung von der bestehenden Ordnung, Parteibildung und wenn es mehre wagten, offne Empörung. Die nach innern Wirren begierige Masse stelle bereits Thrasea und Nero, wie einst Cato von Utica und Julius Cäsar einander gegenüber. Es fehle ihm nicht an Anhängern oder vielmehr Nachtretern, die zwar noch nicht seine Widersetzlichkeit aber seine Haltung und Miene annähmen, um mit ihrer Steifheit und sauerm Aussehen dem Kaiser Ausgelassenheit vorzuwerfen. Er allein ehre nicht die Virtuosität Neros. In den Provinzen, bei der Armee werde der tägliche Anzeiger eifrig gelesen, weil man erfahren wolle, was alles Thrasea nicht gethan habe. Es bliebe nun die Wahl, entweder auf seine Seite überzugehen oder den Revolutionären ihren Führer, ihren Organisator zu nehmen. Solche Einflüsterungen blieben nicht ohne Erfolg. Nero übertrug die Anklage zwei berüchtigten Delatoren, von denen der eine, Capito Cossutianus, einen persönlichen Haß gegen Thrasea hegte, weil dieser einst zu seiner Verurtheilung wegen Erpressungen in der Provinz Cilicien beigetragen hatte. Thrasea, dem nun der persönliche Zutritt zu Nero versagt war, richtete ein Schreiben an ihn, in welchem er fragte, wessen man ihn anklage, und versicherte, daß er sich rechtfertigen werde, falls ihm Kenntniß von den erhobenen Beschuldigungen und die Möglichkeit würde, sie zu widerlegen. Nero nahm den Brief begierig entgegen, er hoffte, Thrasea habe sich einschüchtern lassen, etwas zu des Kaisers Verherrlichung oder zur Beschimpfung seines eignen Ruhmes zu schreiben. Als er sich getäuscht sah, beschleunigte er die entscheidende Sitzung. Thraseas Freunde waren verschiedener Meinung, ob er eine Vertheidigung versuchen oder verschmähen sollte. Für die erste Meinung ward der Eindruck angeführt, den der Anblick des seinem Tode entgegengehenden Mannes auf Volk und Senat machen, und daß die Nachwelt das Gedächtniß eines ehrenvollen Untergangs von der Feigheit der im Stillen Fallenden unterscheiden werde. Dagegen meinten andere, Thrasea setze sich durch Erscheinen im Senat einer unwürdigen Behandlung aus, die von den schlechtesten gewagt werden könnte und der sich dann die bessern wider ihren Willen anschließen müßten, er möge dem Senat diese Selbstbeschimpfung ersparen, es möge unentschieden bleiben, welchen Beschluß die Väter in Thraseas Gegenwart gefaßt haben würden. Arulanus Rusticus, damals ein feuriger junger Mann, der dieser Berathung beiwohnte, erbot sich in seiner Eigenschaft als Volkstribun dem Senatsbeschluß entgegenzutreten, aber Thrasea hielt seinen leidenschaftlichen Eifer zurück, der ihm selbst nichts genützt, jenem den Untergang gebracht haben würde. Sein Leben sei beschlossen, die so viel Jahre hindurch befolgte Bahn könne er nicht verlassen, jener habe sein Leben noch vor sich und möge reiflich erwägen, welchen Weg er in einer solchen Zeit einschlage. Die Entscheidung über sein Erscheinen im Senat behielt er seinem eignen Ermessen vor. Am folgenden Tage war der Venustempel, in dem der

Senat sich versammeln sollte, von zwei prätorischen Cohorten besetzt, den Eingang belagerte ein Haufe von Bewaffneten in der Toga, Truppen waren in den Hallen und auf den Foren vertheilt. Nachdem der Senat unter den Drohungen dieser Massen in die Curie eingetreten war, wurde im Namen des Kaisers durch seinen Quästor ein Vortrag gehalten, worin er ohne Nennung von Namen den Vätern vorwarf, daß sie die öffentlichen Aemter vernachlässigten, und daß dies üble Beispiel bereits auf den Ritterstand wirke. Es sei kein Wunder, daß man aus entfernten Provinzen nach Rom zu kommen versäume, wenn Inhaber des Consulats und der Priesterwürden sich dem Genuß der schönen Natur in ihren Gärten hingäben. Dies war das Stichwort für den Ankläger Thraseas. Man erwarte, rief er, einen Consular im Senat, einen Priester bei den Gelübden, einen Bürger bei der Eidesleistung, wenn Thrasea nicht in Auflehnung gegen die Anordnungen und heiligen Gebräuche der Vorfahren öffentlich als Verräther und Vaterlandsfeind aufgetreten wäre. Er, der den Senator zu spielen und die Feinde des Kaisers zu schützen gepflegt habe, möge doch wenigstens kommen und offen aussprechen, inwiefern er Veränderungen oder Reformen für nöthig halte, man würde seine Schmähungen gegen einzelne Punkte eher ertragen als sein gegenwärtiges Schweigen, durch welches er alles Geschehende verdamme. Wie natürlich endete die Verhandlung mit Thraseas Verurtheilung. Die Wahl der Todesart wurde ihm freigestellt. Ein Quästor des Consuls wurde abgeschickt, um ihm das Urtheil zu überbringen. Thrasea war in seinem Garten in großer Gesellschaft vornehmer Männer und Frauen, in eifriger Unterhaltung mit dem damals sehr berühmten, auch von Seneca vielgepriesenen cynischen Philosophen Demetrios, von dem die Antwort an Nero berichtet wird: Du drohst mir den Tod, dir droht ihn die Natur. So viel aus den Mienen beider und einzelnen lauter gesprochenen Worten geschlossen werden konnte, war der Gegenstand des Gesprächs die Natur der Seele und die Trennung von Geist und Körper. Einer von Thraseas vertrautesten Freunden war dem Gesandten des Senats vorausgeeilt, um den Ausgang der Verhandlung zu melden. Nun forderte Thrasea die Anwesenden, die in Weinen und Klagen ausbrachen, auf, sich schleunig zu entfernen und ihr Schicksal von dem seinen zu lösen, seine Gemahlin Arria, die ihm nach dem Beispiel ihrer berühmten Mutter in den Tod folgen wollte, ermahnte er das Leben zu ertragen und ihrer Tochter die einzige Stütze nicht zu entziehen. Dann trat er in einen Säulengang, wo er den Quästor fand, beinahe heiter, weil er vernommen hatte, daß sein gleichzeitig mit ihm angeklagter Schwiegersohn Helvidius Priscus nur zur Verbannung aus Italien verurtheilt sei. Er nahm den Beschluß des Senats entgegen, und ließ Demetrius und Helvidius mit sich in sein Schlafgemach eintreten. Hier ließ er sich die Pulsader an beiden Armen öffnen, und als das Blut hervorströmte, spritzte

er davon auf den Boden, rief den Quästor herbei und sprach: Ich spende dem Jupiter Befreier. Schau her, junger Mann: die unheilvolle Bedeutung mögen die Götter abwenden; aber du lebst in einer Zeit, in der es wol frommen kann, den Geist durch Beispiele standhaften Muths zu kräftigen. An dieser Stelle brechen die erhaltenen Handschriften des Tacitus ab. Der Zufall, der uns so viel Werthloses aus der alten Literatur erhalten, hat uns den Schluß dieses furchtbaren Trauerspiels — die Vergeltung, die Nero nicht lange nachher ereilte — entzogen, und es ist zu fürchten, auf immer. Schon in der nüchternen Erzählung Suetons wirkt sein gräßliches Ende erschütternd, um wie viel gewaltiger muß der Eindruck gewesen sein, den Tacitus Darstellung gemacht hat.

Ausblicke auf den Kriegsschauplatz.

6.

23. Juni.

Seit der Schlacht von Magenta sind die Oestreicher in beständigem Rückzug geblieben. Während sie bis dahin zu viel hatten festhalten wollen, haben sie von da ab aufgegeben, was nur aufzugeben war. Man kann nichts dagegen haben, daß sie Orte, wie Pavia und Pizzighettone, die nur einer schwachen Vertheidigung fähig waren, räumten, daß sie überhaupt nicht alle Plätze besetzen ließen, welche auf dem aufgegebenen Gebiete lagen. Doch einige Punkte auf solchem Gebiete festzuhalten, das gewährt einen ungemeinen Vortheil für den Fall künftigen Wiedervordringens. Ein solcher Punkt war nun namentlich Piacenza, eine haltbare Festung.

Aber die Oestreicher haben auch dies aufgegeben. Sie wollen somit, wie es scheint, alle ihre Kräfte zu einem großen Schlage versammeln; sie wollen nur darauf ausgehen, einen Sieg zu gewinnen und gar nicht mehr daran denken, wie dieser Sieg, wenn er gewonnen sein wird, auf die erfolgreichste Weise ausgebeutet werden solle.

Ein solches Verfahren ist allerdings im Allgemeinen ein durchaus angemessenes; indessen man muß in keinem Fall die Consequenz auf die äußerste Spitze treiben.

Um ihren großen Sieg zu gewinnen, eilen sie in ihre Stellung von Mincio und Etsch. Wollten sie, was sie begonnen, mit noch größerer Consequenz

treiben, so müßten sie auch wol noch die dortigen vier Festungen räumen, und dieselben Leute, welche uns versichern, daß die Niederlage von Magenta eigentlich ein Vortheil für die Oestreicher gewesen sei, weil sie sich infolge davon ihren Quellen nähern, würden vielleicht uns auch vordemonstriren, daß das Aufgeben von Mincio und Etsch ein noch größerer Vortheil für die Oestreicher sei, weil sie sich nun offenbar noch mehr ihren Quellen nähern.

Was noch nicht ist, kann noch werden; für jetzt aber werden der Mincio-linie und dem Festungsviereck ja noch magische Eigenschaften zugeschrieben. Wahrhaftig, man spricht jetzt wieder von dieser Festungsgruppe, als ob sie von sich selbst wirke, als ob sie handeln könne, wie ein vernünftiger Mensch. Dieses indessen verhält sich gar nicht so. Im besten Falle kann eine solche Gruppe als eine tüchtige Maschine betrachtet werden, welche der Mensch mit Leib und Seele erst beleben und ausnutzen muß, die er allein regieren und bald zweckmäßig, bald unzweckmäßig gebrauchen kann. Unzweckmäßig gebraucht nutzt die Festungsgruppe ebenso wenig als die gezogenen Schießprügel.

Aber grade das blinde stiermäßige Vertrauen auf die unbedingte Wirkung solcher Maschinen, über denen man den Geist, der sie gebrauchen sollte, glaubt entbehren zu können, ist kein Prognostikon des Sieges.

Die Hauptsache für die Oestreicher würde wol sein, daß sie einen Geist an die Spitze ihres Heeres brächten, daß sie endlich einmal die Verhältnisse des Oberbefehles klar und angemessen gestalteten, daß sie nicht mehr stolz seien auf die Menge deutscher Fürsten und Herrn, „welche die Fahne Oestreichs hoch halten", sondern praktischen Stolz zeigten auf die Menge deutscher Intelligenz, welche im Heere steckt, und daß sie dieser rücksichtslos oder vielmehr rücksichtsvoll die gebührende Stellung einräumten, statt das gute Recht dieser Intelligenz an die verderbten Geschlechter zu verschleudern, welche eben auch solche Traditionen sind, wie das berühmte Festungsviereck.

Kaum sind jemals einem Feldherrn günstigere Chancen des Sieges geboten worden, als dem Feldzeugmeister Giulay am Tessin. Und was ist daraus geworden? Aus dem möglichen glänzenden Siege eine wirkliche glänzende Niederlage. Welcher Feldherr hatte jemals tapferere, hartnäckigere, zähere Soldaten? Wer hat sie jemals ärger mißbraucht und weniger gethan, ihre Kräfte durch richtige Verwendung zu verwerthen? Wem bot der Feind je bequemere Gelegenheit zur Wirkung auf der für ihn günstigsten Linie? und welcher Feldherr hat je weniger als Giulay Vortheil daraus zu ziehen gewußt, obgleich ihm, wie es constatirt ist, früh genug bekannt war, was der Feind im Schilde führe.

Was sollten wol einem Führer dieser Art Etsch und Mincio mit ihren festen Grenzsteinen nützen? Die festen Grenzsteine sind doch nur Steine. Wird ein solcher Mann das Brod des Sieges aus ihnen backen?

Ein großer Theil des Uebergewichtes, welches die französische Armee bisher gezeigt hat, liegt darin, daß es in ihren Reihen heißt: „die Intelligenz marschirt voran;“ während bei unsern guten Deutschen eigentlich der umgekehrte Grundsatz gilt. Der gescheute Mann, der richtig urtheilt und handelt, wird entweder damit bei Seite geschoben, daß er ein „Gelehrter“ sei, oder alte wackelbeinige Autoritäten versuchen ihn bescheiden zu machen, indem sie ihn beständig zurückschieben und die Dummheit auf seine Kosten beloben. Trotz des argen französischen Despotismus und trotzdem, daß er auch oft etwas Anderes eher gebraucht als Geist, lebt doch in der französischen Armee bis auf diesen Tag ein Respect vor der Intelligenz, welcher viele sonstige Sünden ausgleicht. So finden denn in Frankreich immerhin neben den Baraguays und den Canroberts die Mac Mahon und Niel ihre gebührende Stelle. Wie sieht es damit in Deutschland aus? Bis auf Weiteres miserabel. Ehe nicht alle alten Scharteken abgenutzt sind, werden wol die brauchbaren Leute nicht heraufkommen. *)

Die östreichische Festungsgruppe, welche die Ehre hat, gegenwärtig als die Marke französischen Vorschreitens betrachtet zu werden, besteht aus den Plätzen Peschiera und Mantua am Mincio, Verona und Legnago an der Etsch. Verona ist der Hauptpunkt in ihr durch Lage, Bevölkerung, Reichthum und Befestigung, dann folgt Mantua, endlich die beiden kleinen Orte Peschiera und Legnago.

Man hat sich gewöhnt, nur diese vier als Punkte der Gruppe zu betrachten, unter gegenwärtigen Umständen dürfte man sich bald überzeugen, daß dieselbe damit noch nicht vollständig ist, daß man vielmehr das System des Po auf der einen Seite mit hineinziehen müßte und andererseits vielleicht ein fester Uebergang über die Etsch oberhalb Veronas ein wesentlicher Vortheil sein möchte.

Die Vortheile, welche eine solche Gruppe bietet, bestehen nämlich wesentlich darin, daß die Armee, welche sich ihrer bedient, eine Anzahl von festen Uebergangspunkten hat, welche der Feind ihr nicht ohne Belagerung nehmen kann; daß sie dadurch die Möglichkeit gewinnen soll, — wir sagen ausdrücklich nicht unbedingt gewinnt, — die Schlacht zu vermeiden, wo ihr dieselbe unbequem ist und unter günstigen Bedingungen wieder die Schlacht anzunehmen oder zu suchen. Alle die festen Plätze oder Punkte, welche wir als Hauptbestandtheile der Gruppe genannt haben, liegen an beiden Ufern

*) Anm. der Redaction. — Die neue Schlacht scheint doch insofern ihre guten Wirkungen geübt zu haben, als man endlich Heß das unbeschränkte und ungetheilte Commando übertragen hat. Auch die Rückkehr des Kaisers nach Wien scheint damit in Verbindung zu stehn. Von jetzt an dürfen wir wol bessere Nachrichten erwarten; hätte man die Erfahrung nur nicht zu theuer erkauft!

der betreffenden Flüsse, ihre Befestigungen schützen also Brücken, welche über diese Flüsse führen; ebenso müßten nun zur Vervollständigung des Systems die Oestreicher noch Brücken und doppelte Befestigungen (Brückenköpfe) am Po bei Borgoforte, Governolo, Ostiglia, Occhiobello haben.

Das Spiel einer solchen Festungsgruppe, wie man es sich gewöhnlich denkt, ist beispielsweise folgendes: die östreichische Armee steht nach Abzug der Besatzungen für die einzelnen Plätze, welche so schwach als möglich bemessen werden, bei Verona, am rechten Etschufer; die Verbündeten maskiren und beobachten mit einzelnen Abtheilungen Peschiera und Mantua, gehn über den Mincio und wollen die Oestreicher bei Verona angreifen; diese aber fühlen sich nicht stark genug zur Schlacht, gehn durch Verona ans linke Etschufer; nun folgt ihnen dahin das Gros der Verbündeten; die Oestreicher detachiren unterdessen von Verona nach Peschiera und Mantua, um die dort stehenden Beobachtungsdetachements mit überlegenen Kräften anzugreifen und zu schlagen, während ihr Gros vielleicht wiederum durch Verona ziehend dort am rechten Etschufer stehen bleibt. Statt dessen können aber die Oestreicher nun auch die Theilung der Verbündeten in zwei Hälften, welche eintritt, während diese die Etsch vom rechten nach dem linken Ufer hin überschreiten, benutzen, um auf einem Ufer z. B. dem rechten mit ihrer ganzen Macht aus Verona hervorbrechend, die eine Hälfte des Feindes zu schlagen.

Jeder wird sich dies leicht weiter ausmalen können. Wir wollen, um dies zu erleichtern, nur in großen Zügen an das Beispiel Radetzkys vom Jahre 1848 erinnern. Radetzky zog sich im genannten Jahre mit den ihm treu gebliebenen Truppen aus der Lombardei auf Verona zurück, wo er sich durch andere Truppen aus dem Venetianischen verstärkte und auf weitere Verstärkungen wartete, die ihm durch Friaul zukommen sollten. Die Piemontesen folgten ihm an den Mincio, begannen die Belagerung Peschieras, welches sie auf beiden Mincioufern einschlossen und nahmen zur Deckung dieser Belagerung eine Stellung zwischen Peschiera und Verona. Aus dieser Stellung machten sie am 6. Mai einen Angriff auf Radetzky, dieser lieferte ihnen die Vertheidigungsschlacht von Sa. Lucia vor Verona, in welcher er Sieger blieb. Die Piemontesen kehrten in ihre Stellung zur Deckung der Belagerung von Peschiera zurück. Einen Theil ihrer Truppen hatten sie zur Beobachtung Mantuas am rechten Minciioufer am Curtatone aufgestellt. Im Lauf des Monat Mai erhielt Radetzky die Verstärkungen, welche unaufgehalten durch die bei Vicenza stehenden päpstlichen Truppen durch Friaul heranzogen. Nun glaubte er in die Offensive übergehn zu können. Er marschirte von Verona auf Mantua, brach aus dieser Festung am rechten Ufer des Mincio hervor, und schlug die Italiener am Curtatone. Indessen in dem weiteren Vordringen am rechten Minciioufer aufwärts, welcher auf den Entsatz von Peschiera be-

rechnet war, traten Verzögerungen ein; dazu kam die Nachricht vom zweiten wiener Aufstand und von dem bereits erfolgten Fall Peschieras. Radetzky kehrte nun um, ging bei Mantua ans linke Mincioufer, bei Legnago ans linke Etschufer, marschirte auf Vicenza, zwang hier am 10. Juni die päpstlichen Truppen unter Durando zur Capitulation und eilte dann sofort wieder nach Verona, wo er eben zur rechten Zeit ankam, um einen zweiten Versuch der Piemontesen, Verona durch Handstreich zu nehmen, zu vereiteln. Weitere Verstärkungen zogen nun Radetzky ungehindert zu; die Piemontesen dagegen trafen Anstalten zur Belagerung Mantuas. Die Einschließung dieses Platzes, welcher viel umfangreicher ist, als Peschiera, auf beiden Ufern des Mincio, bedingte eine größere Zertheilung der Kräfte, auch die Beobachtungsstellung zwischen Mincio und Etsch gegen Verona mußte nun abgeschwächt werden. Radetzky benutzte dies zu einem offensiven Vorgehn von Verona gegen den Mincio, er gewann den Sieg von Custozza, welcher ihn aus der Festungsgruppe heraus und zu dem Siege und dem Waffenstillstand von Mailand führte.

Es wird klar sein, daß es dem Angriff vor allen Dingen darauf ankommen sollte, eine solche Festungsgruppe zu isoliren.

Denn erstens bezieht der Vertheidiger eine solche Stellung vornämlich nur, um Verstärkungen abzuwarten; zweitens muß er auf ihrem Gebiete aber auch leben, so lange er sich auf demselben befindet.

Die Verstärkungen können dem Vertheidiger der Festungsgruppe nicht zugehen, wenn der Feind sich zwischen die Gruppe und jene stellt, versteht sich mit überlegenen Kräften. Leben aus einem Gebiete beschränkter Ausdehnung, dessen Bevölkerung möglicherweise durch den Zuzug einer großen Armee verdoppelt wird, kann man, von allen sonstigen Quellen abgeschnitten, nur eine bestimmte Zeit.

Es folgt hieraus ohne weiteres, daß eine große Armee in einer solchen Festungsgruppe weniger Zeit zum kühlen Abwarten hat, als eine kleine, daß es doppelten, dreifachen Geistes an der Spitze der erstern bedarf. Denn sie muß jede Gelegenheit zum offensiven Draufgehn kräftig beim Schopf nehmen, weil sie kürzere Zeit auf dem Gebiete leben kann, auf welches sie sich eingeschränkt hat; sie *kann* das freilich auch, bei ihrer größeren Stärke findet sie viel mehr Gelegenheiten; aber ob sie diese *benutzt*, das hängt doch von dem Mann ab, der sie befehligt. Traut man einem Giulay, der das Canapé an der Sesia so feurig geliebt hat, zu, daß er dergleichen Gelegenheiten benutzen werde? Wir thun es nicht, — und mit dem Heß, den man auf alle mögliche Weise zwischen alle möglichen kaiserlichen, fürstlichen und gräflichen Stühle zwängt, ist unserer Meinung nach auch nichts gebessert. Ein unumschränkter und *tüchtiger* Führer, kein Mann, der nur die halbe Verantwort-

lichkeit und nur ein Drittel der Macht hat, das ist die Bedingung für eine zweckmäßige Benutzung einer solchen Festungsgruppe.

Der Heß, der nicht der Heß sein kann, wird am Ende nothgedrungen der Joly=Giulay.

Man bedenke wohl, daß es einer großen Armee viel leichter ist, eine andere ebenso große zu isoliren, als einer kleinen eine andere kleine; — und wenn nun obenein die große Angriffsarmee die Insurrection des ganzen Umlandes der Festungsgruppe für sich hat.

Eine französische Armee von 150,000 M. zwischen Etsch und Brenta, gestützt auf den Po, mit dem freien Rückzug südwärts durch Modena und die Romagna, mit ihr in einiger Verbindung am Po oberhalb Ferrara im Besitz von Borgoforte, Governolo und Ostiglia 80,000 Piemontesen und Lombarden; in den Bergen nördlich Verona zwischen Gardasee und Brenta 10,000 Italiener unter Garibaldi, welche über den ganzen Landsturm der Gegend gebieten und die Verbindung der Festungsgruppe mit Tirol verlegen, wie die Franzosen die Verbindung durch Friaul; außerdem französische Flottillen an der Adria, welche 60,000 M. an deren Küsten beschäftigen und festhalten; — da braucht es etwas, um aus der Festungsgruppe an Etsch und Mincio Nutzen zu ziehen, wenn man selbst mit 200,000 M. darin steht. R.

Rom und Berlin.

Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom von Hermann Lessing. Berlin, Springer.*)

In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden, sagte der Philosoph auf dem preußischen Thron, während die Päpste die Vernichtung der Ketzer verlangen. Und doch hatte der große Friedrich, der gewiß nicht Romantiker genannt werden kann, eine schwärmerische Sehnsucht und rief aus: „Ich gäbe gern eine meiner Rippen darum, wenn ich nur einmal auf der Via Appia reiten könnte.“ Den Deutschen lag wie in ihren Kaisern immer der Römerzug am Herzen und noch jetzt machen Deutsche, und nament-

*) Wir theilen als Probe aus diesem geistreichen und liebenswürdigen Büchlein das vorstehende Fragment mit.

lich aus den nördlichen Theilen, ein Hauptcontingent der römischen Fremden aus. „Prussiano" ist ein in Rom beliebter Name und das Fest der deutschen Künstler heißt der deutsche Carneval, das einzige Volksfest in Rom, das von Fremden veranstaltet wird. Man huldigt überhaupt nirgend so sehr dem Ketzer wie in Rom; die Macht des Katholicismus erscheint an seiner Quelle nur klein, der Strom wächst erst, je weiter er sich ausbreitet: mit der Entfernung der Leiber nimmt die Andacht der Seelen zu, während an der Tiber, wo man die Maschinerie in der Nähe sieht, die Illusionen so leicht schwinden. Marforio, eine komische Figur aus dem Volke, ein College von Müller und Schulze, sagt zu seinem Freunde Pasquino: „Ich gehe nach der Sixtinischen Kapelle, um die Musik zu hören." „Du gehst vergebens", warnt Pasquino, „die Schweizer und die päpstlichen Cavaliere werden dich stoßen und dich nicht hineinlassen." „O fürchte nichts, mein Freund, ich bin gestern ein Ketzer geworden." Und Thakeray ruft in seinen „Newcomes" triumphirend aus: „Die alte Stadt der Cäsaren, die prächtige Residenz der Päpste ist mit allem ihrem Glanz und Ceremonien für das Vergnügen der Engländer eingerichtet. Wir gehen so unbefangen zum Hochamt nach St. Peter, wie wir das Feuerwerk in Vauxhall besuchen." Rom ist die toleranteste Stadt gegen fremde Gäste, und der Fremde kann hier ebenso nach seiner Façon selig werden, wie einst der Preuße.

Wo ist aber sonst eine Aehnlichkeit außer der beliebigen Vorbereitung zur Seligkeit? Das classische Land der Schulen und Kasernen und das Land der geistlichen Exercitien sind nicht diametral entgegengesetzt? Die Stadt des Wissens und die Stadt des Glaubens, die Stadt der Intelligenz und die Stadt der Autorität, die Stadt des dolce far niente und der Bettler, die Stadt der Industrie und des Schwindels, sind sie nicht so verschieden, wie der dunkelblaue durchsichtige Himmel, in dem Rom sich spiegelt, und die graue Sackleinwand, die über unsere Fluren ausgespannt ist? Und doch ist Berlin regelmäßig schön gebaut, nach den Regeln der Symmetrie, hat schnurgerade Straßen wie ein Grenadierregiment, so daß kein Haus einen Zoll hervorragen darf, während Rom an vielen Stellen einem elenden Landstädtchen gleicht, dessen enge Gassen aus den dürftigsten Hütten bestehen, die oft wie ein Schwalbennest an alten Ruinen nur angeklebt ist. Dazu der Mangel an Reinlichkeit, der an jeder Ecke aufgehäufte Unrath, die Leibwäsche, welche an den Fenstern getrocknet wird, ist das nicht die höchste Anarchie für einen polizeilich gut geschulten Berliner?

Man denke sich einen Franciscaner, der in seiner braunen Kutte mit tellerförmig geschornem Haupte, nicht nur vom Hemdkragen, sondern selbst vom Hemde emancipirt, Sandalen an den Füßen, auf der berliner Promenade unter den Linden spazieren geht. Wie wenig paßt er zu den aufgeputzten

häusern, Menschen und Läden, während er in Rom zu den Ruinen zu gehören scheint und wie eine malerische Staffage ihren Reiz erhöht. Ein Kleinstädter kann aus Paris, London, Wien nach seiner Heimath als Geck zurückkehren, er kann die Sitten und Moden dieser Ton angebenden Städte copiren wollen, und in seiner äußern Erscheinung sie treu wiedergeben, an Roms Größe scheitert aber sein Nachahmungstalent. Hier ist noch so viel Ursprünglichkeit vorhanden, daß wir einen großen Theil unserer anerzogenen Formen über Bord werfen müssen, wenn wir den Römer copiren wollen. Erscheint der Römer auch kriechend dem Fremden gegenüber, so ist dies doch nicht seine wahre Gesinnung, er betrachtet den Fremden nur wie eine Citrone, die er auspreßt und unbeachtet liegen läßt, wenn er seinen Durst gesättigt. Jene Lakaiendemuth, welche vor der Aristokratie der Geburt oder des Geldes sich unwillkürlich beugt, liegt durchaus nicht in seiner Natur, noch wird sie ihm angelernt; zwischen Herrn und Diener ist das Verhältniß ein ganz humanes, und selbst in den Gesichtszügen ist den niedern Classen der Stempel der Unterwürfigkeit nicht aufgedrückt. Rom hat wol eine unterste Classe, aber keinen Pöbel. Was wir patriarchalische Gefühle nennen, Liebe und Treue, die durch Geschlechter sich fortpflanzt und die gewöhnlich der alte greise Diener auf dem Theater repräsentirt, der dem Hause noch mehr anhängt als der Person, davon weiß der Römer nichts. Für ihn ist das schützende Haus keine Nothwendigkeit, er ist nicht obdachlos, selbst wenn er kein Obdach hat und der glückliche Himmelsstrich schenkt ihm so vieles, um was der Nordländer erst dienen und kämpfen muß. Der Römer ist der letzte Repräsentant des Diogenes, des Weisen in der Tonne, und dieser Menschenkenner würde trotz der mangelhaften Beleuchtung der ewigen Stadt an der Tiber mehr Menschen finden, als an der Spree, wo nur der gefüllten Tonne die allgemeine Verehrung gezollt wird. Ja, man kann, ohne paradox zu sein, behaupten, daß man sich in London, wo die Geister aufeinanderplatzen, nicht so frei fühlt als in Rom, wo sie geknechtet sind. Das Jagen nach dem Erwerb, der Luxus, die fieberhafte Concurrenz, die Angstarbeit, diese Errungenschaften der Cultur, die den Menschen den Genuß so schwer erkaufen lassen, sind dem einfachen Römer noch unbekannt, er zieht es vor, lieber in der Gegenwart als in der Zukunft zu genießen, und das Sparen ist ihm in der Seele zuwider.

Nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes, einfach und natürlich ist das Wesen des Römers, auch bei den Frauen keine Spur von Prüderie, falscher Empfindsamkeit und Geziertheit. Wie muß da der ewig negirende Berliner zurückstehen! In Berlin gibt erst der Titel und das Amt dem Menschen ein Relief, der Staat drückt ihm einen Stempel auf, während in Rom selbst der höchste Würdenträger keine Amtsmiene zeigt und häufig ganz harmlos nur

beim Vornamen titulirt wird. Man denke sich einen Geheimen Rath, welcher Signore Augusto, Herr August oder Herr Wilhelm genannt wird. Diese gesellschaftliche Gleichheit geht sogar so weit, daß selbst der Verbrecher kaum eine Stufe niedriger sinkt und keine ständische Gliederung hervorruft. Die Wache unterhält sich ganz harmlos mit dem Galeerensklaven, der ihrer Obhut anvertraut ist, und der Soldat wartet geduldig und ehrerbietig vor dem Laden, in dem der zur Arbeit geführte Sträfling sich Schnupftabak kauft.

Der freiwillige Gehorsam, der sich selbst eine Schranke auferlegt, um einem gemeinsamen höheren Zweck zu dienen, die Ehrfurcht, der ritterliche Sinn, der aus sittlicher Pflicht in strenger Unterordnung seinen Beruf sieht, das war dem alten Römer so wenig beizubringen wie es gegenwärtig dem neuen ist. Die Päpste nannten Deutschland „terra obedientiae", Deutschland, das die große Bresche der Reformation in die starren Formen des Katholicismus geschossen, und stellten den Italienern niemals ein so befriedigendes Zeugniß einer guten Gesinnung aus. Auch die Völker des Alterthums gehorchten nur gezwungen, sie kannten nur Freiheit oder Sklaverei, Herr oder Diener, wie selbst Aristoteles die Knechtschaft als die Grundlage der Freiheit für nothwendig hält; jene Freiheit, welche nur innerhalb eines genau bestimmten Kreises sich entfalten will, und in der Begrenzung sich bescheidet, die stolz auf das eigne Recht das Recht anderer achtet, sie fand in der romanischen Race keinen fruchtbaren Boden.

Eine Schwärmerei für mittelalterliche, feudale Institutionen, für das Helldunkel der Romantik ist dem Italiener, der in der Natur nicht einmal das Zwielicht der Dämmerung erblickt, kaum mit Worten deutlich zu machen. Er liebt so sehr das volle, frische Leben, daß, wenn das Christenthum die Religion des Opfers und der Demuth ist, sein Christenthum auf schwachen Füßen steht. In Rom, am Sitze des Stellvertreters Christi, wie selten ist da ein Christusbild zu finden! Wo man nur hinblickt in jedes offenstehende Haus, in jedem Laden, in der unscheinbarsten Kapelle immer nur die Madonna mit dem Kinde: nirgend der Märtyrer Christus, der an dem Kreuze blutet. Für die Leiden Christi hat der Römer keinen empfänglichen Sinn, der poetische Madonnencultus, die himmlische Liebe der Jungfrau, das fesselt das Feuer seiner Sinne und erfüllt seine Phantasie mit den schönsten Bildern. Es sind so viele Madonnenbilder fast in allen Straßen, daß sie früher, bevor die Franzosen die Gasbeleuchtung einführten, da sie des Abends erhellt werden, fast die einzige Illumination der ewigen Stadt waren; man konnte damals mit vollem Rechte behaupten, daß nur von der Madonna das Licht ausging, das über Rom strahlte. — Oft dient selbst das Conterfei der Himmelskönigin, das an einer Häuserecke prangt, zugleich als Warnungstafel, und das, worauf in anderen Städten die Polizei achtet, ist hier der Mutter Gottes empfohlen.

Ein gewissenhafter Eigenthümer, der sein Haus conserviren und vor Verunreinigung bewahren will, hängt ein Madonnenbild über der Eingangsthür oder an einem scharf hervorspringenden Eckpfeiler auf, und schreibt mit großen Buchstaben die schützenden Worte: rispetto alla Madonna! darunter. Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht, sagen auch die Engländer. Wozu sonst keine Gewalt der Erde den Römer zwingen kann, sich irgendwie in seinen Verhältnissen einen Zwang anzuthun, das vermag noch die unsichtbare Gewalt des Himmels. Vor den sichtbaren Dienern der Kirche ist wenig rispetto vorhanden, die unsichtbaren Heiligen aber und das ganze Heer der Schutzpatrone stehen noch immer in sehr hoher Achtung. Der Barbier stellt sein Geschäftslocal unter den Schutz des heiligen Ludwig und sein Schild ist mit den Lilien im blau und weißen Viereck geschmückt. Barbiere und Coiffeure haben immer eine besondere Zuneigung zu Frankreich, während im alten Rom die Barbiere größtentheils aus Sicilien stammten und, wie Plinius berichtet, Scipio Africanus der erste Römer war, der sich täglich rasiren ließ. — Der Lohndiener übertheuert die Fremden, betet aber vorher zum heiligen Alexis, und der Restaurateur setzt uns einen geheimnißvollen Braten vor, wenn nur der heilige Joseph, der Patron der Küche, nichts dagegen hat. Nirgend werden die Thiere so gemißhandelt wie in Rom, und die Pferde unbarmherzig geschunden. Ein italienisches Sprichwort sagt: „Rom ist das Paradies für die Priester und die Hölle für die Pferde", und doch wird der heilige Antonius, der Schutzpatron der Pferde, Esel und Rinder, am 17. Januar im festlichen Aufzug verehrt und die unglücklichen Thiere werden von einem Kirchendiener ebenso stark mit Weihwasser besprengt wie ihre Tyrannen, die Kutscher. Der Italiener führt immer eine doppelte italienische Buchhaltung, er begeht eine Sünde und belastet seinen Heiligen dafür, und das unglückliche Zugvieh, das den Segen empfangen hat, erhält weit mehr Schläge als die vierbeinigen nicht eingesegneten Ketzer in andern Ländern.

Diese ideale Schutzmacht, dieses Protectorat der Heiligen, dem das römische Volk mit Freuden anhängt, da jeder Heilige einen Festtag hat, schadet dem Ansehen der irdischen Obrigkeit. Wenn auch der heilige Trofimus, der protettore per la podagra, den wir schon neulich erwähnten, nicht die am Zipperlein Leidenden zum offenen Kampfe gegen die Obrigkeit anstacheln wird, so verleihen doch die Schutzpatrone den Gesunden eine gewisse Stärke und Kraft, durch die so mancher sich für schußfest hält und dem Arme der Gesetze trotzt. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß dieser Arm höchst schwächlich ist und keine Muskeln aufzuweisen hat, aber er wird hier noch mehr gelähmt, da er gegen zwei Feinde, gegen den Missethäter und seinen Schutzpatron, zu kämpfen hat. Wie wundert sich hier der Berliner, welcher den Gensdarm in der Brust trägt, wenn er eine Scene mit ansieht, wie wir sie erlebten. In

der Via Montanara, wo der Gemüsemarkt abgehalten wird, nicht weit vom Tempel der Vesta, hatte sich ein Streit entsponnen zwischen einem Bauer und einem Gensdarmen; ein Volkshaufen sammelt sich, der Wortwechsel wird immer heftiger, endlich, nachdem die Kehlen ermüdet sind, gehen die Streitenden nach verschiedenen Richtungen auseinander. Der Bauer scheint aber kein Freund des Friedens zu sein. Er küßt den heiligen Isidorus, den Beschützer des Ackerbaues, dessen Amulet er am Halse trägt, nimmt plötzlich einen Stein und wirft seinen Gegner damit. Der Gensdarm, dem das Wurfgeschoß vom classischen Boden den Arm gestreift, läuft nicht seinem Gegner, sondern dem Steine nach, aber was thut er mit dem corpus delicti? Er wirft denselben Stein nach dem Bauer, der im Laufen sich vorsichtig bückt, als ob er schon diese Strafe erwartet hätte! Der verwegene Landmann verlacht noch die ungeschickte Obrigkeit, die sich jetzt nach der Niederlage ruhig aus dem Staube macht.

Der Römer versteht es nicht, mit einem künstlichen Nimbus sich zu umgeben. Er ist zu sehr Naturkind, um dauernd eine Rolle zu spielen und sein Gesicht in bestimmte ehrerbietige Falten zu legen. Selbst die Priester machen hier keine fromme Miene oder tragen ihre geistliche Würde zur Schau. Sie sind keine Frömmler, sie zeigen offen die Schwächen aller anderen Menschenkinder, verkehren in den Kaffeehäusern, rauchen, spielen, reiten spazieren und sind gegen Damen die aufmerksamsten Cavaliere. In einem Staate, wo der Kriegsminister zugleich Geistlicher und Prälat ist, muß da nicht diese und jene Welt in der liebenswürdigsten Weise sich vermischen? Die transscendente Welt wirft hier keine schwarzen Schatten in das Diesseits und der Faßbinder gebraucht die Cypressenzweige, die Sinnbilder der Wehmuth, zu einfachen Tonnenreifen. Die geistige Gesundheit und Frische ist ein Erbtheil der Römer, und die frommen Werke, die den Katholiken selig machen, erregen nicht so viele Skrupel, wie der fromme Glaube. Gespenster, Kobolde und böse Geister, wie sie in den Sagen des Nordens so häufig erscheinen, sind hier unbekannt und den Teufel kann sich jeder austreiben lassen.

Die Einheit Deutschlands.

Die deutsche Nationaleinheit in ihrer volkswirthschaftlichen, geistigen und politischen Entwicklung an der Hand der Geschichte von Max Wirth. — Frankfurt a. M., Sauerländer. —

Der Verfasser hat sich durch seine Geschichte der Handelskrisen und durch seine Nationalökonomie in Deutschland einen guten Namen gemacht; sowol das Feld, auf dem sich diese Arbeiten bewegen, als auch der Titel des neuen Werks ließen vermuthen, daß in demselben hauptsächlich der volkswirthschaftliche Gesichtspunkt zur Geltung kommen würde. Diese Vermuthung wird indessen nicht erfüllt: abgesehn von einigen einleitenden Digressionen über die Wichtigkeit des volkswirthschaftlichen Standpunkts wird derselbe nicht mehr in Anwendung gebracht als in irgend einer andern politischen Geschichte Deutschlands. Eine Culturgeschichte Deutschlands ungefähr in der Art, wie sie Guizot und Thierry für einige Perioden der französischen Geschichte wirklich geschrieben haben, steht noch zu erwarten.

Betrachten wir nun das Werk als eine politische Geschichte, so würden wir vor allen Dingen, da es sich nicht um eine epische Darstellung handelt, Klarheit, Prägnanz und Richtigkeit der leitenden Gesichtspunkte verlangen. In dieser Beziehung bleibt aber sehr viel zu wünschen übrig. Der Verfasser sucht die Gründe zu entwickeln, warum Deutschland trotz seiner großen Anlage in der politischen Entwicklung hinter den Franzosen und Engländern zurückgeblieben ist; er geht aber in dieser Untersuchung sehr weit zurück und ist in seinen Angaben höchst ungenau.

Sein Hauptgrund ist nämlich die Theilung Deutschlands in vier Stämme, die Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben. Diese Stammeintheilung findet er sowol sprachlich als politisch noch in den Zeiten der Reformation vertreten, obgleich er selbst erzählen muß, daß nach dem Fall Heinrich des Löwen die alten Stammherzogthümer völlig zertrümmert wurden, und daß bei dem neuen Territorialstaat von einer Rücksicht auf die Volksstämme nicht mehr die Rede ist. Wo er übrigens in der Literatur des funfzehnten Jahrhunderts die vier Dialekte finden will, verstehn wir nicht; es ist jedoch für die wesentliche Tendenz des Werks auch gleichgiltig. Was aber das eigentliche Mittelalter betrifft, so ist der Gegensatz zwischen der provençalischen und der nordfranzösischen Sprache doch wol ein größerer als der zwischen hochdeutsch und niederdeutsch.

Seite 10 sagt er wörtlich: „Nicht weil Ludwig der Elfte ein energischer, herrschsüchtiger und rücksichtsloser Monarch war, wurde Frankreich unter seiner Herrschaft zum Einheitsstaat, sondern weil Gallien von den Römern schon

4*

vollständig unterjocht, civilisirt und durch römische Gesetzgebung und Verwaltung politisch und volkswirthschaftlich centralisirt, von den Franken aber, wenn auch erobert, doch in seiner wirthschaftlichen Verfassung gelassen war; weniger weil Deutschland schwache Kaiser und viele mächtige Fürsten hatte, konnte es bis jetzt nicht zum Einheitsstaat gelangen, als weil die Römer über den größern Theil seiner Stände niemals Herr geworden waren, weil keiner der vier Hauptstämme die Oberhand über die andern gewann. Aus diesen Gründen drängt sich uns der Schluß auf, daß dem Abschluß der deutschen Nationaleinheit kein wesentliches Hinderniß mehr im Wege steht, sobald es gelungen ist, jene Hauptursache der Zersplitterung, den Particularismus der vier Hauptstämme zu entfernen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß an dieser Deduction und allem, was damit zusammenhängt, kein wahres Wort ist. Was die Gegenwart betrifft, so scheint es doch schon schwer genug, das Königreich Preußen, das Königreich Hannover, das Königreich Sachsen und einige Dutzend Staaten, die ihnen benachbart sind, unter einen Hut zu bringen, obgleich doch schwerlich die Stammesverschiedenheit daran Schuld ist. Denn da von diesen Staaten keiner weder dem baierschen, noch dem schwäbischen, noch dem fränkischen Stamm angehört, so wird sie der Verfasser doch wol alle zu dem sächsischen rechnen. Das ist zwar nicht ganz richtig, aber was an der Einheit dieser Staaten fehlt, hat seinen Grund nicht in den Stammverschiedenheiten, sondern in den Höfen und in der sich ihnen anschließenden Bureaukratie.

Der Verfasser vergißt außerdem ganz, daß im Mittelalter unter den Ottonen und Saliern die Gründung eines deutschen Einheitsstaats viel näher lag, als die eines französischen, und daß sie nur durch die unglückselige Neigung dieser Fürsten hintertrieben wurde, lieber römische Kaiser als deutsche Könige zu sein.

Selbst im funfzehnten Jahrhundert stand die Sache für Deutschland noch nicht so schlecht; zwar hatte das System der Territorialstaaten sehr bedenklich um sich gegriffen, aber unter Karl dem Siebenten in Frankreich, unter Richard dem Dritten in England sah es auch mit der Staatseinheit kläglich genug aus.

Die entscheidende Periode für Deutschland war die von 1517—1648. Besaß ein Kaiser die Entschlossenheit wie Heinrich der Achte von England, die Bewegung der Reformation zu seinen Zwecken auszubeuten, oder gelang es den Kaisern wie Richelieu, den protestantischen Bund niederzuschlagen und diesen Sieg zur Vernichtung des Territorialfürstenthums zu benutzen, so konnte noch im siebzehnten Jahrhundert die Reichseinheit hergestellt werden; wenigstens hätten die vier Stämme sie nicht gehindert.

Nach dem westphälischen Frieden war das nicht mehr möglich. Die einzige reale Macht in Deutschland war fortan das Landesfürstenthum. Die

Verbindung Baierns mit Ludwig dem Vierzehnten gegen Oestreich, der siebenjährige Krieg, der Rheinbund, ja selbst die wiener Bundesacte sind die Zeugnisse für diese Wahrheit. Die Träger der Souveränetät sind in Deutschland einzig und allein die deutschen Fürsten, und wer von einer Einheit Deutschlands träumt, muß sich zuerst klar machen, wie er mit diesen abzurechnen hat; die vier Stämme werden gegen seine Bemühungen nicht das Mindeste einwenden.

Wahr ist es, daß auch jener Traum der Einheit nicht stattfinden könnte, wenn nicht diesen physischen Mächten gegenüber eine moralische Macht sich laut und immer lauter geltend machte: die Nation, die hauptsächlich durch die aus dem Protestantismus hervorgegangene classische Literatur gebildet ist. Wenn nun der Gedanke sehr nahe liegt, dieser einheitlichen moralischen Macht den trennenden physischen Mächten gegenüber einen staatlichen Ausdruck zu geben, so ist er doch unhaltbar.

Auch der Verfasser wird hauptsächlich durch die gegenwärtige nationale Begeisterung bestimmt, eine organische Entwicklung Deutschlands auch in diesem Sinn für möglich zu halten. Wir führen, um ihn nicht etwa mißzuverstehn, seinen Schluß wörtlich an: „Die Reichseinheit wurde dadurch untergraben, daß die größern Fürsten auf der einen Seite die Befugnisse des Kaisers, d. h. der Executivgewalt, allmälig an sich rissen, und daß sie zugleich auf der andern Seite alle Rechte und Functionen der Reichsversammlung sich anmaßten, also vollziehende und gesetzgebende Gewalt in einer Körperschaft vereinigten, was sowol den allgemeinen Gesellschaftsgesetzen zuwider, wie ein Vergehn gegen die germanische Natur war. Die Aneignung der vollziehenden Gewalt durch die Fürsten kann als historisch berechtigte Entwicklung hingenommen werden, weil sie auf dem geschichtlich erwachsenen Stammesparticularismus beruht; allein die Anmaßung der Befugnisse der Reichsversammlung war antinational, der natürlichen geschichtlichen Entwicklung zuwider, und mußte zum Unheil führen, weil sie nach zwei Richtungen hin wider die Naturgesetze der germanischen Staatenbildung verstieß, — weil sie einerseits die Volksvertretung factisch aufhob, und andrerseits die historisch nothwendig gewordene Unterordnung des Stammes und des Einzelstaates unter die Gesammtheit vernichtete. Wenn also auch aus Schonung für die historische Entwicklung des Particularismus der deutschen Stämme, — welcher freilich in neuester Zeit sehr im Erlöschen begriffen ist, im Angesicht der riesigen Einigungsmittel, der Eisenbahnen, des gemeinsamen Geisteslebens und der gemeinsamen Gefahr — die Executivgewalt der deutschen Nation bei dem Bunde verhältnißmäßig gleichberechtigter Einzelstaaten verbleiben kann — so bleibt doch eine Forderung unabwendbar, wie der Wille des Schicksals stehe, — die Wiederherstellung der deutschen Nationalvertretung."

Von der fixen Idee des Verfassers, die Macht der Fürsten beruhe auf

dem Particularismus der vier Stämme, wollen wir hier absehn, und nur die praktische Seite ins Auge fassen.

Er will die Fortdauer der Bundesversammlung als Reichsexecutivgewalt, in welcher das Präsidium zwischen Oestreich und Preußen alterniren soll. Zu diesem Bundestag soll 1) eine Nationalversammlung kommen mit der ausdrücklichen Bedingung, daß während der Dauer derselben kein Landtag gehalten werden dürfe, und hofft, daß diese Versammlung politischen Capacitäten eine größere Arena für die Entfaltung ihrer Geisteskraft geben würde; 2) ein Oberhaus ungefähr in der Weise des preußischen zusammengesetzt.

Wenn nun diese Nationalversammlung kein bloßer Redeübungsverein sein soll, so muß sie doch irgend ein Mittel haben, auf die Executive einzuwirken, sobald sie aber irgend eine Maßregel beschließt, die mit den Interessen Preußens collidirt, so wird Preußen schon Mittel und Wege finden, den Bundestag zu einem Veto zu bestimmen. Und das wird bei jedem andern Staat so der Fall sein, denn in dieser Zusammensetzung sähe jeder Fürst in der Beeinträchtigung der Rechte seines Nachbarn eine Beeinträchtigung der seinigen. Es gibt hier kein Drittes: entweder macht sich die Nationalversammlung zum Nationalconvent, d. h. sie führt die Republik ein — denn die Idee einer republikanischen Spitze über einer Basis verschiedener Monarchien leuchtet doch nur besonders begabten Köpfen ein —; oder sie sinkt zu einem Redeübungsverein herab, den man als unbequem sehr bald beseitigen wird.

Ganz anders versteht ein Theil der demokratischen Presse in diesem Augenblick die Einberufung des Volks. Dieser Theil der Partei hat sich jetzt davon überzeugt, daß der Mächtige herrschen muß. Preußen soll den Particularismus theils mit Hilfe seiner Heere, theils mit Hilfe einer Nationalversammlung bezwingen, von der man voraussetzt, sie werde im Allgemeinen mit ihm eines Sinnes sein. So hat die Idee wenigstens einen praktischen Sinn, aber sie ist bedenklich in ihrem Erfolg und unter allen Umständen schädlich für die gesunde Entwicklung Deutschlands, denn sie gibt dem Rechtsgefühl einen Stoß, der schwer zu überwinden sein würde, und sie zieht die Gefahr eines Bürgerkriegs nach sich. Auf alle Fälle wird Preußen nicht darauf eingehn, denn es fühlt den geheimen Vorbehalt heraus, daß wenn mit Hilfe des preußischen Königthums die Macht der übrigen Fürsten gebrochen ist, an das preußische Königthum die Reihe kommt. Der Ausweg wäre ein revolutionäres Mittel d. h. ein Mittel der Verzweiflung, und so weit sind wir noch lange nicht gekommen.

Die Executive ist es, die einer Reform bedarf, darauf weisen mehr als je die bedrohlichen Zeitumstände hin. In diesem Sinn faßt die Nassauische Denkschrift vom 21. Juni die Einheit Deutschlands auf; und wir sehn mit Freude, daß auch in Süddeutschland die nationale Bewegung, die bis-

her nur zu sehr von den Particularisten und Reactionären ausgebeutet wurde, anfängt, sich einen unabhängigen Weg zu bahnen. Sie zeigt zunächst, daß Deutschland dem Uebermuth des Kaiser Napoleon mit den Waffen begegnen, daß aber die Initiative von Preußen ausgehn müsse. „Da die Mittelstaaten aus Gründen, die sich leicht begreifen, wenn auch schwerlich rechtfertigen lassen, unbedingt zu Oestreich halten und ihm am Bunde die Majorität sichern, so stellt sich die Frage so: soll Oestreich oder soll Preußen entscheiden, wann die Action Deutschlands zu beginnen hat?" „Oestreich würde nicht das mindeste Bedenken tragen, auch ohne Noth die Hauptlast und Hauptgefahr des Krieges von seinen Schultern auf die unsrigen abzuwälzen und lieber unsere Fluren von feindlichen Rossen zerstampfen zu lassen, als die seiner italienischen Provinzen. Auch seine finanzielle Bedrängniß ist sehr dazu angethan, es zu Schritten der Ueberstürzung hinzureißen. Dazu kommt, daß es durch ein schleuniges Eintreten Deutschlands in den Kampf der leidigen Nothwendigkeit überhoben würde, uns und unserer Selbstständigkeit auch nur die für eine ersprießliche Kriegführung unumgänglichsten Zugeständnisse zu machen." — „Preußen allein hat die Macht und den Willen, zu verhindern, daß Oestreich uns als sein bloßes Vorland behandle, Preußen allein kann uns Gewähr dafür bieten, daß wir nicht als Vasallen, sondern als Bundesgenossen Oestreichs in den Kampf ziehn."

„Jedes andere Volk, bedroht in der Fronte wie im Rücken, würde nichts Eiligeres zu thun wissen, als sich sofort über eine Dictatur zu vereinigen. Diese Dictatur kann nur entweder an Oestreich oder an Preußen verliehen werden. Geben wir sie an Oestreich, so steht es dann in seiner Hand, den Krieg zu beginnen und zu führen, wann, wie und wo, und Frieden zu schließen, unter welchen Umständen und Bedingungen es will. Also die Dictatur Preußens im Kriege!" „Wir wollen keinen Bundeskriegsrath. Wir wollen nicht auch die Erfahrung machen, daß ohne strenge Einheit der Leitung und unter der Herrschaft conträrer Einflüsse auch die beste Armee geschlagen werden muß. Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes ist für jeden andern als einen lahmen Scheinkrieg absolut unbrauchbar." „Die Oberleitung muß Preußen frei übertragen werden, nicht etwa durch den Bund und die Wahl eines Preußen zum Bundesfeldherrn, denn das hieße dem Widerruf eine Hinterthür lassen. Derselbe Bundestag, welcher den Bundesfeldherrn ernennt, könnte ihn auch wieder absetzen. Es muß Preußen das Recht zugestanden werden, unbeschränkt und nach freiem Ermessen über die deutschen Wehrkräfte zu verfügen, wie und wann es ihm beliebt, Truppenkörper durcheinanderzuwerfen u. s. w. Nur auf diesem Wege können wir ein deutsches Nationalheer bekommen; auf jedem andern werden wir nichts haben als eine neue Auflage der Reichstruppen traurigen Angedenkens."

„Wir können nicht in den Krieg gehn wollen, blos um uns, für die Verträge von 1815, zu k. k. östreichischen Invaliden zusammenschießen zu lassen. Ehe Preußen die letzten Schritte vor dem Kriege thut, muß die Einheit der Action gesichert, müssen die Wehrkräfte Deutschlands in Preußens Hand vereinigt sein. Bevor dies zweifellos feststeht, wollen auch wir keinen Eintritt in den Krieg! — Es ist nun die Aufgabe für uns Kleindeutsche, alles aufzubieten, damit Preußen diese Führerschaft ganz und unverkürzt übertragen wird. Wenn unsere Regierungen uns in diesem Punkt einmüthig und entschlossen sehn, so werden sie ohne Frage zu diesem Opfer, wenn es eines ist, sich ohne Zaudern herbeilassen." —

Wohl, das ist eine Sprache, die wir in Preußen verstehn; wenn dann die Denkschrift sich auch an uns wendet, und von uns Opferwilligkeit verlangt: wir sind bereit, unsere ganze Existenz bis auf den letzten Blutstropfen daran zu setzen, wenn es wirklich für Deutschland geht. — Nur möge man unsere bisherige Haltung nicht tadeln. — Vor zwei, drei Monaten klang es in Süddeutschland anders; damals hatten in der That die Bamberger die Führung, und die Liberalen stimmten entweder bethört in das Geschrei der östreichischen Vasallen ein, oder sie schwiegen. — Jenem Geschrei Folge zu leisten, wäre nicht blos für Preußen ein Selbstmord gewesen, es hätte Deutschlands Knechtschaft auf Jahrzehnte, vielleicht auf unübersehbare Zeiten besiegelt. Das „Zu spät!" ist ein bedenkliches Wort, aber nicht minder das „Zu früh!" — Und allen Respect vor den Unterzeichnern jenes Programms — noch fehlen einige dreißig der wichtigsten Unterschriften, und bevor diese sich finden, wird Preußen doch nicht in Action treten können. † †

Blätter aus einem Tagebuch Johannes Falks im Jahre 1808.

Frau von Staël erzählte zu Weimar, sie habe zu Wien den General Sebastiani (den französischen Gesandten) getroffen, der, damals in Ungnade, bis zum Ueberdruß jede Gelegenheit benutzt, ins Gespräch etwas Verbindliches für den Kaiser einzuflechten. Als einmal von kleinen Händen die Rede war, sagte er: Ah Madame, si vous parlez de petites mains, il est impossible de voir des mains plus délicates, que celles de l'empereur, worauf ihm die Staël lachend mit angenommenem Ernst erwiederte: cher général, ne parlons plus politique! —

Als Frau von Staël zu Wien die Hagar in der Wüste mit ihrer Toch-

ar und mit ihrem Sohn aufführte, den sie bald darauf ins Cadettenhaus zu Wien brachte, frug der englische Gesandte den Fürsten von Ligne: Comment mon prince, est-il vrai que Madame de Staël ait fait la pièce? — Comment la pièce, Monsieur, gab ihm der Prinz zur Antwort, elle a même fait les acteurs!

Einen Abend war sie bei Frau von Wolzogen. — Sie hatte die Wolf als Johanna von Orleans gesehen, und war mit ihrem Spiel außerordentlich zufrieden. Dans la procession il y avait un moment, oue lle m'a fait venir les larmes aux yeux; son air simple et pastoral m'a charmé tout à fait. Knebel machte ihr Complimente über ihre Romane: ce sont des compositions purement sociales, sagte sie, je voudrais bien faire quelque chose dans le genre de la haute poésie d'Homère, de Schiller, comme la Jungfrau. Die Isabeau indeß wünschte sie ganz weg. Je me suis occupée pendant toute la pièce à arranger cela pour le théâtre français. Der Herzog habe hinter ihr gestanden — comme toujours, c'est à dire comme Méphistophle, en me demandant: „avez-vous bien lu la pucelle d'Orléans de Voltaire? C'est une superbe pièce, eh bien, ce maudit Schiller me l'a gâtée tout à fait. Je me rappelle toujours de ses Capucinades en lisant Voltaire — Et encore — je voudrais bien mourir comme Talbot!" et de pareilles horreurs! —

So weit ging alles gut; aber unglücklicherweise mußte der Engländer Erwähnung geschehen, und Knebel nannte sie: les tyrans de la mer. „Comment Monsieur, avec un visage si honnête peut-on répéter des phrases, dont l'empereur se moque lui-même? la tyrannie des mers! — Il vous sied bien de parler de la tyrannie des mers! Le 14. Octobre, quand votre ville brûlait, était-ce une chaloupe anglaise qui vous a apporté ce malheur? Il est insupportable d'entendre répéter des niaiseries comme cela par un homme d'esprit! Cela prouve, que vous avez bien mérité tout cela! Comme la société allemande a exclu les hommes de lettres de la société, les hommes de cour n'ont pas un grain d'esprit dans la tête, et je trouve que les paysans en Allemagne ont des idées plus saines en politique, que vos chambellans et votre noblesse. C'est votre peuple et votre tiers état qui sauvera l'Allemagne! Votre noblesse, au lieu de se dire: c'est notre bêtise, c'est notre manque d'esprit qui a abymé le peuple allemand, le trouve beaucoup plus commode de se répéter toujours le Moniteur, et de l'apprendre par coeur. — Les Anglais! la tyrannie des mers! — cela fait bouillir le sang! — — L'espèce qu'on appelle homme a presque disparu du dictionnaire européen, elle se trouve du moins encore en Angleterre — — Est-ce votre roi de Bavière qui se conduit en homme? est-ce le roi de Saxe? Est-ce le roi d'Espagne?

Est-il possible de reconnaître dans une telle dépravation l'espèce? Il n'y a qu'un seul chevalier au monde — c'est l'empereur! Et voulez-vous savoir quel peuple j'estime le plus après les Anglais? — Ce sont les Français. Il y a un esprit de Méphistophle qui agit sur eux — mais ce sont pourtant des hommes — je reconnais l'espèce! Aussi ce sont les Français qui estiment le plus l'énergie anglaise, même à Paris." — Knebel bemerkte, da sie rief: Et quelle excellente constitution, que la constitution anglaise! Demandez à tous les publicistes de l'Europe — die Constitution habe sich sehr verschlechtert, es sei eine Oligarchie. — Encore une phrase de Moniteur? Quand un honnête homme, comme Mr. de Knebel parle comme cela, cela me fait voir que l'opinion politique est corrompue et finira par vous perdre tout à fait. Tous les vieux ministres, routiniers de la cour, se répètent ces phrases — pour couvrir leur honte! — Ce sont les Anglais qui vous demandent des contributions énormes? N'est-ce pas? Ce sont encore les Anglais, qui ont fusillé Palm? C'est la tyrannie des mers, c'est l'Oligarchie anglaise qui fait tout cela! Ah, le pauvre esprit allemand en comparaison du „public spirit“ de ce peuple énergique!

Knebel suchte die Fügsamkeit der Deutschen unter das französische Joch durch die Klugheit, eine Art von Machiavellism zu entschuldigen. Da sagte die Staël: Ah, pauvres et bons Allemands que vous êtes! Cela vous sied bien de vouloir être des Machiavellistes! C'est un rôle, qui appartient aux Italiens, aux Français! Pour trancher net, le Machiavellisme est bon pour un monarque, le Machiavellisme dans les hommes faibles est une chose tout-à-fait ridicule.

Knebel zog nun mit philosophischen Waffen zu Felde: Il faut être Epictète dans les circonstances actuelles — mais je suis déjà vieux — je cesserai peut-être bientôt de vivre, pour devenir une fleur — un arbre —

Ah Monsieur, fiel sie ihm hier ins Wort, que dites vous là? Maintenant je vous pardonne tout. — Vous n'avez point de réligion, vous ne croyez pas à l'immortalité de l'âme? — Ah vous étes l'esprit fort, c'est la philosophie du XVIII. siècle, qui vous fait parler comme cela! — Mais je dis, que tout homme, qui n'a pas de réligion dans le coeur est un monstre, que toutes les grandes choses, qui se sont faites dans le monde, se sont faites par des hommes qui avaient de la réligion. — Buffon a connu tous les quadrupèdes, tous les oiseaux de l'Univers, mais il n'a pas connu un animal, qu'on nomme l'âme de la nature. — C'est l'esprit fort, ou plutôt l'esprit faible, qui a abymé toute l'Europe — à présent je ne m'étonne plus de rien. L'esprit fort n'est plus l'esprit de la bonne société à Paris — — la révolution nous a convertis. —

Je suis persuadée, sagte sie ein ander Mal, que l'empereur réussirait plutôt à prendre à toutes les femmes de l'Europe leurs maris, ce qu'il a fait déjà en partie en France, que de prendre à toutes les dames — le sucre.

Trotz ihrer Philosophie blieb sie doch immer die Frau vom Stande. Einmal sagte sie zu Madame Schopenhauer: vous êtes jeune, vous êtes riche, pourquoi ne vous mariez-vous pas? Madame Schopenhauer versetzte: mais Madame vous êtes dans le même cas, vous êtes jeune, vous êtes belle, vous êtes riche. — Madame de Staël erwiederte, es halte jetzt so schwer eine Wahl zu treffen. Madame Schopenhauer deutete an, das Publicum habe ihr schon ein sujet digne in der Person des August Schlegel erwählt. — Comment, sagte sie etwas indignirt; je n'épouserai pas le tuteur de mes enfants, un homme que je paie! —

Ein ander Mal sagte sie: nous sommes une nation malheureuse, proscrite, décimée, nous allons aux quatre bouts du monde, pour nous faire tuer, par des Espagnols, des Calabrais — oui, oui, le dixième Français est tué par un coup de fusil. Des Trajans, des Vestales sur la scène, et des putains, des brigands sur le théâtre du monde! Quelques romans, quelques opéras licentieux — voilà notre litérature — la barbarie en bas de soie et en habits brodés — voilà notre culture!

Es gibt deutsche Fürstinnen in Wien, erzählte sie einmal, die nicht mehr deutsch sprechen können, als: Mein Wagen! oder Mein Bedienter! Uebrigens sprechen sie auch nicht gut französisch. Comme elles ne se livrent pas, comme nous autres Françaises, il leur manque la vivacité, ou plutôt l'originalité de l'expression. Elles parlent le Français comme une langue morte. — On vous parle là avec une espèce de tendresse de la cour de Louis XVI, de Mme. de Pompadour. — Ce sont comme des momies, c'est une espèce d'Antique conservée dans de l'eau de vie. — Pour donner de l'intérêt à la conversation, il faut se livrer. — Von Falk sagte sie: il ne parle pas correctement, mais il se livre, il est original. — Je voudrais parler l'allemand comme il parle le français. — Ich bat die Fürstin Lichtenstein, fuhr sie fort, mir lauter hommes cultivés zu bitten — on m'a pardonné cela, comme la bizarrerie d'une femme savante. — Il m'a fallu plus d'un tambour pour en trouver six; autrement ce n'est pas la coutume à Vienne d'inviter des gens qui ne sont pas admis à la cour — la princesse se mourait de rire, et répétait toujours de nouveau: voulez-vous encore un homme cultivé? — Je ne me soucie pas de vos chambellans — il faut m'inviter encore Mme. de Pichler, la muse des faubourgs. — On ne voit presque pas d'hommes dans la bonne société à Vienne, tout ce qu'il y a d'hommes, ce sont des Russes, des Polonais, des Anglais!

Les hommes sont à la chasse, ou je ne sais où — on parle plusieurs langues avec facilité mais on ne cultive aucune. Das sicherste Mittel, alle Bildung an einem Hof zu ersticken, sei, sich mit nichts als Kammerherrn zu umgeben. Pour plaire aux chambellans il suffit d'avoir de petits airs gracieux, de bonnes façons — une manière sûre pour une cour de faire une banqueroute totale d'esprit c'est d'en exclure les hommes d'esprit comme on le fait en Autriche!

So über Tisch, kurzweg, frug sie mich: Dites-moi, Monsieur Falk, suis-je obligé de dire quelque chose de Jean Paul? ou puis-je me taire sur lui? — Wien charakterisirte sie einmal mit folgenden Worten: la ville de Vienne est un bon et gros personnage. —

(Schluß im nächsten Heft.)

Von der preußischen Grenze.

27. Juni. —

Daß die Stimmung im preußischen Volk dem Beschluß der Mobilisirung im Allgemeinen nicht mit dem erwarteten Aufschwung entgegenkam, liegt wol hauptsächlich an dem Ueberraschenden dieser Maßregel. Wenige Tage vorher hatte die Pr. Z. ganz andere Erwartungen rege gemacht, und da bisher in der Oeffentlichkeit sich zwei Parteien bekämpften: — die reactionäre, welche einen unbedingten Anschluß an Oestreich, die liberale welche einen bedingten (d. h. einen durch wichtige Zugeständnisse erkauften) wollte; da von ernsthaften Zugeständnissen Oestreichs nichts verlautete: — so war der Schluß natürlich, daß die erste Partei den Sieg davongetragen habe, und daß man im vollsten Marsch ins östreichische Lager begriffen sei.

Ist diese Meinung, wie wir zuversichtlich hoffen, unbegründet, so hätte die Regierung dem Volk wol das Wort gönnen können. Die allgemeinen Bemerkungen, daß die Maßregel rein defensiver Art sei, und ähnliches, waren zur Beruhigung des Landes ebenso wenig geeignet, als die Bezugnahme auf die gehaltenen Reden des Landtags.

Das Volk im Großen und Ganzen war auf die Mobilisirung gefaßt; aber es erwartete gleichzeitig mit derselben einen Aufruf der Regierung, in welchem, mit Angabe des Grundes, der Patriotismus der Preußen zum Entscheidungskampf aufgerufen würde. — Das deutsche Ausland erwartete im Wesentlichen dasselbe, und es bleibt immer zu beklagen, daß Umstände, die uns unbekannt sind, die gleichzeitige Ausübung dieser wichtigen Acte unmöglich gemacht haben.

Suchen wir uns, so weit es möglich, durch einzelne Anhaltepunkte zu orientiren.

Die Zeitungen veröffentlichen die Note, mit welcher am 15. Juni der sächsische Staatsminister Frh. v. Beust die russische Note vom 27. Mai beantwortet. — Wenn wir im Allgemeinen keine Anhänger der Politik dieses Ministers sind, so können wir doch nicht umhin, der deutschen Art, womit er die russische Unverschämtheit ab-

fertigt, unsere volle Anerkennung auszusprechen. Ebenso würdig hat er vor einigen Jahren die britische Unverschämtheit zurechtgewiesen. Auch ist das Geschick, womit die schwachen Seiten der russischen Politik getroffen werden, rühmend zu erwähnen. — Die Erleichterungen der baierischen Preßzustände, die Befreiung der Gefangenen in Waldheim und ähnliche Maßregeln zeigen deutlich, wie sehr den Regierungen der Mittelstaaten darauf ankommt, die Sympathien des Volks zu gewinnen. Leider können wir von andern Orten (z. B. Kassel), was viel nöthiger wäre, so günstige Resultate nicht berichten.

In Bezug auf die Mobilisirung Preußens hatten mehre Zeitungen das Gerücht verbreitet, die baierische Regierung habe den preußischen Truppen, falls Preußen sich nicht deutlicher über den Zweck dieser Maßregel ausspräche, den Durchmarsch verweigert: die Neue Münchner Zeitung vom 25. Juni dementirt dies (ohnehin unsinnige) Gerücht, aber mit dem seltsamen Zusatz: „wenngleich sie es ganz erklärlich fände, daß eine Regierung, auf deren Gebiet Truppen zusammengezogen werden sollten, über den Zweck dieser Maßregel aufgeklärt zu werden wünschte!“ Also scheint an der Verständigung doch noch viel gefehlt zu haben.

Seitdem ist der preußische Bundestagsgesandte, v. Usedom, (25. Juni) in Frankfurt angekommen, und hat Mittheilungen gemacht. Ueber diese Mittheilungen wird so allgemein berichtet, daß es kaum auf einem Irrthum beruhen kann: 1) Daß die letzten Zwecke noch nicht angegeben seien; 2) daß die Aufstellung eines Observationscorps am Oberrhein von Preußen beantragt wird; und 3) daß dieses Corps unter baierisches Commando gestellt werden soll. — Wie dieser letztere Punkt mit dem, was Preußen unter allgemeiner Zustimmung der nationalen Partei erstrebt hat, in Zusammenhang gebracht werden soll, wissen wir nicht.

Von den berliner Verhandlungen mit dem baierischen, sächsischen und hannöverschen Militärbevollmächtigten verlautet noch nichts; ersichtlich ist nur, daß Preußen die vorbereitenden Unterhandlungen mit den einzelnen Staaten denen mit dem Bundestag vorzieht; die nachträgliche Sanction des hier Beschlossenen durch den Bundestag ist damit nicht abgewiesen.

Die französischen Zeitungen sprechen sich — offenbar auf höhere Anweisung — über Preußen sehr vorsichtig aus: man wünscht den Bruch in diesem Augenblick nicht; freilich wird die Mobilisirung nicht vergessen werden.

Aus den englischen Blättern geht eine völlige Unkenntniß der deutschen Zustände hervor; sie haben ganz den Anstrich eines Feigen, der durch Grobheit das, was aus Mangel an Muth entspringt, für Tapferkeit zu verkaufen sucht. — Von dieser Seite haben wir auf nichts zu rechnen.

Mittlerweile haben die Angelegenheiten in Italien eine neue Wendung genommen. Die Oestreicher, sehr verstärkt und völlig concentrirt, haben einen Stoß auf die französische Armee gemacht und sind geschlagen. — Wie weit der unmittelbare Erfolg dieser Schlacht gehen wird, kann noch nicht bestimmt werden; aber zweierlei haben die Tage von Magenta und Cavriana uns gelehrt:

1) Napoleon, der unumschränkte Souverän einer höchst kriegerischen Nation, ist auch ein Feldherr. — Ein Feldherr ist, wer in den Collisionen den Hauptpunkt erkennt und energisch darauf losgeht. Nachträglich haben dann freilich die Taktiker alles gemacht; aber die besten Taktiker helfen nichts, wenn die oberste Leitung nicht

einer Feldherrnnatur anvertraut ist. — Napoleon ist ein Feldherr; der schwere Ernst dieser nicht mehr abzuleugnenden Wahrheit will erwogen sein.

2) Im Rheinfeldzug, wenn er stattfindet, werden wir wahrscheinlich auf unsere eignen Kräfte beschränkt sein; von den Oestreichern haben wir nicht sehr viel zu erwarten; eine französisch-italienische Armee von 250,000 Mann wird sie nach dem, was geschehn ist, völlig in Schach halten können. † †

Ungedruckte Briefe.

1.

Immermann an Fouqué.

Daß mich Ihr Brief im Innersten kränken und erschüttern würde, werden Sie geahnt haben, als Sie denselben absandten, wenn Sie nicht mit dem bisherigen Verhältniß, auch den Glauben an die Wahrheit meiner Aeußerungen gegen Sie verwarfen. Daß ich, der Zurückgewiesene, nicht zudringlich sein werde, verbürgt Ihnen mein Wort. Diese Zeilen sind aber nothwendig, weil ich aus Ihrem Schreiben nicht klar entnehmen kann, weshalb Sie von mir scheiden, und mein Herz mich treibt, bis zum letzten Augenblick ein Mißverständniß anzunehmen.

Es ist ein doppelter Fall möglich.

Entweder hat der Lieutenant Diest Ihnen von mir Handlungen aus der Geschichte der Studentenstreitigkeit zu Halle hinterbracht, die nicht aus den nachher von mir darzulegenden Ansichten rein entsprungen, sondern unzweifelhaft als gemein, feige und schlecht zu betrachten sind. Ist dieß geschehen, so glaube ich, die Bitte thun zu dürfen, daß Sie mir das Hinterbrachte mittheilen, damit ich im Stande bin, mich in Ihrer Achtung herzustellen.

Dieser Fall ist jedoch der unwahrscheinlichere, weil Ihr Gefühl bereits das gethan haben würde, was ich mir jetzt erbitte, und weil die Quelle Ihnen verdächtig sein mußte, wenn anders Herr Diest der Wahrheit getreu blieb und sich als meinen früheren Widersacher ankündigte.

Tritt der zweite Fall ein, wie ich leider nur zu sehr fürchte, daß Sie bloß durch meine in 2 kleinen Schriften (doch erfahre ich nicht einmal, ob Sie meine Schriften oder die Schrift der Gegner gelesen haben) ausgesprochenen Ansichten und die daraus unmittelbar entsprungenen Handlungen beleidigt, mir jede fernere Annäherung aufgekündigt haben, so gilt es hier ein Glaubensbekenntniß, um jede mögliche Irrung abzuschneiden.

Ich habe bekannt und bin noch der Ueberzeugung:

1) daß es jedes Menschen Pflicht sei, zur Bestrafung von Verbrechen, welche die Ruhe der Gesellschaft stören, zu wirken, und ihn kein Corporationsverband von derselben abwendig machen dürfe;

2) daß geheime Studentenverbindungen höchst schädliche Uebel seien, und jeder rechtliche akademische Bürger streben müsse, sie zu zerstören, wo sich ein von ihnen gestifteter Schade zeigt;

3) daß der Zweikampf sich mit Vernunft und Christenthum nicht vereinigen lasse und jeder, welcher diese Ueberzeugung habe, denselben ausschlagen müsse, daß er aber ganz besonders auf der Akademie zu den verworrensten Meinungen über Ehre und Schande führe.

Diese Ansichten habe ich — empört über die schändliche Mißhandlung eines Hülflosen — öffentlich angedeutet, und Gleichgestimmte, ohne Partheimacherei und Intrigue, aufgefordert, mit ihrer Meinung frei hervorzutreten. Ich habe den Arm der Obrigkeit aufgefordert, die Ruhe herzustellen, als die Akademie ein Schauplatz der Unordnung ward, und gütliche Verhandlungen mit den Häuptern der Gegner nichts fruchteten. Ich habe — weil die Obrigkeit sich schlaff und unthätig bezeigte, — vom König unmittelbar die Hemmung der aufs Höchste gestiegenen Anarchie erwirkt. Ich habe endlich den mir von Einzelnen angethanen Beleidigungen nichts entgegen zu setzen gewußt, als einen männlich festen Sinn und einen unbefleckten Wandel.

Alles dieses läuft gegen die auf der Akademie und zum Theil unter dem Offizierstande herrschenden Begriffe. Ich stärkte mich aber, wenn die Gefährlichkeit meines Beginnens mich zaghaft machen wollte, durch den Gedanken, daß Gott mich nicht als Offizier und Studenten, sondern als Menschen erschaffen habe, d. h. als ein Wesen, welches redlich und unablässig nach Erkenntniß ringen soll, und keiner Menschenfurcht Raum geben darf, wenn es Sache der innigsten Ueberzeugung gilt.

Daß die Letzte mich bewahrt und getragen hat, daß ich, obgleich ich den Ehrenpunkt im gewöhnlichen Sinne des Worts mir nicht zu eigen machen kann, Jeden unbesorgt auffordern darf, mich einer Ehrlosigkeit zu zeihen, wenn er es vermöge, das ist ein eignes und freudiges Gefühl, welches mich unter den schwersten Opfern aufrecht erhält.

Denn Opfer sind gegeben und das Neueste wird nicht das Letzte sein.

Sie richten über mich, indem Sie mich aus Ihrer geistigen Nähe verbannen. Ich muß das Urtheil zwischen Ihnen und mir einem Höheren anheimgeben, und schließe mit der Versicherung, daß Liebe und Achtung, wenn sie einmal in mir Wurzel geschlagen haben, in meiner Seele haften bleiben.

Ihr Stillschweigen auf diesen Brief wird mir das Dasein des 2ten Falles beweisen.

Immermann.

Münster am 24. März 1820.

2.

Aus Humboldts letzten Jahren.

Hier, mein verehrungswerther Gönner und Freund, die erwärmende allerdings sehr ausgezeichnete Schrift des Prof. Bischof aus Bonn. Sie scheint auch das Müfflingische Eis geschmolzen zu haben . . . Zugleich erfolgt, als ein naturhistorisches Product, für die liebenswürdigen Fräuleins eine

Schachtel gélée aus Mexico von der birnförmigen Frucht des Baumes Psidium pyriferum Lin., spanisch Guayaba, französisch goyavier, von der Myrtenfamilie.

Die Klöster bereiten gewöhnlich diese Gelées, die, der Glätte der Oberfläche wegen, den Nonnen zum Spiegel dienen sollen und daher Spiegelchen, espejuelos (von speculum) genannt werden. Das ist Erudition. Möge das Spiegelchen gut angekommen sein und das Meer passirt haben, ohne seekrank zu werden. Thränen

der astronomischen Dankgefühle für Sie tröpfeln überall vom Himmelsgewölbe mir zu. Ihr Stern ist schon Ihr Name. Der große Regiomontanus, dessen astronomische Ephemeriden Columbus nach Guanahani führten, aus Königsberg in Franken gebürtig, hieß eigentlich Johannes Müller!! Ihr

A. H.

Notizen.

In Bezug auf eine frühere Relation unsers Blattes theilen wir auf den Wunsch des Herrn Dr. Franz Brendel hierselbst mit, daß diejenige Partei der Musiker und Musikfreunde, die sich um die Herren Liszt, Wagner, Pohl, von Bülow u. s. w. gruppirt, und die, nach einem Wagnerschen Ausdruck, gewöhnlich als „Zukunftsmusik" bezeichnet wird, sich bei Gelegenheit des neulichen Musikfestes in Leipzig keineswegs als „weimarische Schule" constituirt hat. Zur Erklärung des möglicherweise vorgefallenen Irrthums setzt Hr. Dr. Brendel hinzu: „Ich machte den Vorschlag, statt des einfältigen Wortes „Zukunftsmusik", was ich gänzlich fallen zu lassen bat, da es widersinnig ist, in Zukunft den Namen „neudeutsche Schule" zu setzen." — Ob dieser Vorschlag durchgegangen ist, theilt uns Hr. Dr. Brendel nicht mit. — Vielleicht wäre die uns mitgetheilte Bezeichnung „weimarische Schule" — nach dem Ort, von wo die Verbreitung der neuen Grundsätze vornehmlich ausgegangen ist — doch der zweckmäßigste; er ist ebenso wenig beleidigend für andere Richtungen als „einfältig" an sich, er gibt ein hinreichendes Merkmal, und kann, wenn die Schule ihre Verheißungen erfüllt, ein Ehrennahme werden. — „Neudeutsche Schule" klingt ebenso anmaßend und kann daher ebenso lächerlich gemacht werden als „Zukunftsmusik." —

In dem Bericht der vorigen Woche vom Kriegsschauplatz („Angenommen Giulay hätte u. s. w.") hat sich ein arger Druckfehler eingeschlichen: — 10,000 statt 100,000 — dessen Berichtigung sich für den aufmerksamen Leser freilich von selbst ergibt. — Ueber die Schlacht bei Cavriana verspricht unser Correspondent ausführlichen Bericht; wir glauben seine vorläufigen Bemerkungen mittheilen zu dürfen: „Sie geht nach dem, was ich bis jetzt höre, noch über die von Magenta. Tapfere Soldaten, miserable Führung! Verflucht dumme Eintheilung in zwei sogenannte Armeen unter Schlik und Wimpffen. Ich bitte Sie, wenn man sich täglich auf dem Markt für einen Rappen Schnittlauch zur Suppe einkaufen muß und nur Zwanzigfrankenstücke als kleinste Scheidemünze existiren, was fängt man da an? Und das ist grade dasselbe Verhältniß, als wenn man eine Armee von 250,000 M. in zwei Theile zerlegt. Was soll der Oberbefehlshaber machen? Er kann nicht herausgeben."

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schelling.

Schelling und die Philosophie der Romantik. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des deutschen Geistes. Von Ludwig Noack, Prof. zu Gießen. 1. Bd. Berlin, Mittler. —

Nachdem eine lange Zeit hindurch die Philosophie unsere deutsche Bildung so beherrscht hatte, daß jeder neue Fortschritt derselben als ein Fortschritt zum Bessern galt und daß man, um auf der Höhe der Bildung zu bleiben, sich Jahr für Jahr erkundigen mußte, welche neue Stufe das speculative Bewußtsein mittlerweile erstiegen habe, begann in der Mitte der vierziger Jahre eine allgemeine Reaction, die sich zunächst in der Gleichgiltigkeit gegen alles Philosophiren, dann in der Wiederaufnahme früherer „überwundener" Standpunkte zeigte. Bald einigte man sich dahin, daß nach Kant die Philosophie nur Rückschritte gemacht habe; diejenigen Systeme, die sich am nächsten an ihn anschlossen, kamen wieder auf, so Herbart und Schopenhauer; bis man schließlich die Offensive ergriff und die Entwickelung der Philosophie seit Fichte nicht mehr von einem weitergehenden speculativen Standpunkt aus, sondern nach Kantischen Principien widerlegte. Der Versuch Hayms, den Bildungsgang Hegels genetisch darzustellen, gehört dieser Richtung ebenso an wie das vorliegende Buch.

Haym mußte nothwendigerweise die polemische Seite stärker hervorkehren, da es immer noch eine sehr starke Hegelsche Gemeinde gab, die im Stillen, wenn auch nicht mehr öffentlich an die absolute Logik glaubte, und da er zugleich den Feind in seinem eignen Innern zu bekämpfen hatte, ist es ihm begegnet, im Zerreißen weiter zu gehn als er selber wollte. Die Aufgabe Noacks war eine viel günstigere. Eigentliche Schellingianer gibt es unter den Gebildeten nicht mehr, und die Luftschlösser der Naturphilosophie erregen nur noch eine heitere Verwunderung. Ohne seinem Zweck zu schaden hätte er sich also die Aufgabe so stellen können, uns nachzuweisen, wie ein so feiner Kopf auf so wunderliche Irrwege gerieth und wie er trotz seiner Thorheiten doch immer noch so viel Positives gab, um von den ersten Männern jener Zeit hochgeachtet zu werden und die Masse der strebsamen Jugend zu

beherrschen. Noack hat sich die Aufgabe anders gestellt. Er gibt eine Widerlegung sämmtlicher Schellingscher Schriften in der Art der Herderschen Metakritik. Da es nun jedem Verfasser freistehn muß, sich seine Aufgabe zu wählen, so haben wir um so weniger dagegen einzuwenden, als wir in dem letzten Resultate mit ihm übereinstimmen; jene andere Aufgabe, die ohnehin einen Naturforscher und Mythologen fordert, bleibt einem spätern Werk vorbehalten.

Der Verfasser stellt sich in wissenschaftlicher Beziehung auf den Standpunkt Kants, nach welchem die Philosophie zunächst ihre Grenzen zu untersuchen hat. Dieser Standpunkt ist auch der unsrige. Aber in einem sehr wichtigen Punkt, der auch in der Deduction sich mehrfach wiederholt, müssen wir gegen Noacks Auffassung protestiren. Bekanntlich hat Kant die metaphysischen Beweise vom Dasein Gottes widerlegt und dafür den moralischen substituirt. Bis auf Heine hat niemand daran gezweifelt, daß er es mit dem letzteren ernsthaft meinte; gleichviel ob man den Beweis gelten ließ oder nicht. Noack nimmt mit Heine an, Kant, ein ganz frei denkender ironischer Spötter, habe diesen Brocken nur so der Menge hingeworfen, und er sei in dieser Beziehung von Jacobi, Fichte, Schelling, kurz von aller Welt mißverstanden worden.

Wir dagegen halten jene Deduction nicht nur für ernst gemeint, sondern auch für so unwiderleglich, daß nicht der Schatten eines Zweifels sich dagegen erheben kann. Denn seine Deduction sagt nichts Anderes als folgendes.

Die Idee Gottes ist nicht ein Syllogismus der theoretischen, sondern ein Postulat der praktischen Vernunft.

Dieser Satz war damals in seiner Consequenz etwas wesentlich Neues und wir wissen nicht, was ein vernünftiger Mensch, mit der Natur des Menschen und mit der Geschichte vertraut, dagegen einwenden könnte. Jacobi hat Kant vollkommen richtig verstanden, und wenn er statt Postulat der praktischen Vernunft Offenbarung des Gefühls setzte, so war das zwar nicht ganz dasselbe, aber es stand ihm doch näher als irgend eine Gotteslehre der neuesten Philosophie und kann gar wol, wenn man die Kunstausdrücke in eine einfachere Sprache übersetzt, mit jenem Kantischen Ausspruch vereinbart werden.

Daß Kant keinen anderen Beweisgrund der Existenz als die Erfahrung zuließ, ist bekannt; dabei muß aber stets daran erinnert werden, daß ihm solche Existenzen im Vergleich zu den Ideen als ziemlich gleichgiltig erschienen. Da nun auch das Christenthum Gott im Geist zu verehren lehrt, so wird man von dieser Seite die Kantische Religionsphilosophie wol nicht als unchristlich bezeichnen dürfen.

Dies hätten wir gegen die Einleitung zu erinnern; wir wenden uns nun

zu dem eigentlichen Gegenstand, indem wir an der Hand des Verfassers die literarische Entwickelung Schellings bis zum Jahr 1803 verfolgen.

Schelling ist 1775 zu Leonberg, einem Städtchen bei Stuttgart geboren; sein Vater war Diakonus daselbst und wurde bald darauf als Rector der Klosterschule nach Bebenhausen, dann nach Maulbronn versetzt. Bereits 1790 trat der talentvolle Jüngling in das theologische Stift zu Tübingen ein, wo er sich an zwei ältere Studenten, Hegel und Hölderlin anschloß. Sie galten in den Augen ihrer Lehrer als hochmüthige Kantianer und ihre Rechtgläubigkeit war mehr als zweifelhaft. Neben Kant wurden namentlich Herder, Lessing und Jacobi studirt; Jacobis Briefe über Spinoza, Herders Geist der hebräischen Poesie und Lessings Erziehung des Menschengeschlechts waren die Quellen, aus welchen 1792 der siebzehnjährige Magister seine lateinische Dissertation „über den Ursprung des Uebels in der Welt nach Anleitung des ersten Buchs Mosis“ abfaßte. Wir haben an die ähnliche Abhandlung Schillers erinnert, die kurze Zeit vorher erschienen war. Auch Schelling faßt jene Erzählung mythisch auf, d. h. als bildliche Darstellung einer allgemeinen Vernunftwahrheit.

Im folgenden Jahr 1793 schrieb der achtzehnjährige Schelling eine Abhandlung über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der alten Welt, die in Paulus Memorabilien abgedruckt wurde. Er schloß sich hauptsächlich Heyne an, der zwei Gattungen des Mythus unterschied: den naiven, der aus der ursprünglichen Anlage der Volkssprache hervorging, welche bei dem Mangel an Begriffswörtern nach Bildern greifen mußte, und den künstlichen der Dichter. Es ist richtig, daß Schelling nicht viel Neues hinzugefügt hat, aber die Klarheit seiner Darstellung verräth in diesem Alter doch ein außerordentliches Talent, welches Noack lebhafter hätte hervorheben sollen. Daß sich hier schon die ursprüngliche Neigung zeigt, mit der Philosophie in jener Mitte zwischen Dichtung und Wissenschaft zu verweilen, in welcher sich Schelling immer bewegt hat, ist vollkommen richtig.

Mittlerweile nahm die deutsche Philosophie einen kühnern Aufschwung. Reinhold sprach das Bedürfniß eines ersten absoluten Grundsatzes für die Philosophie aus, welcher bei Kant noch fehle, und ohne welchen doch kein System denkbar sei, und Fichte, der diesen absoluten Grundsatz im Begriff des Ich, d. h. in der Einheit der Denkenden und des Gedachten zu finden glaubte, trat mit seinem „Begriff der Wissenschaftslehre“ hervor. Die Lectüre dieser kleinen Schrift machte Schelling sofort productiv; bereits im September 1794 erschien seine Abhandlung über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt. Sie ist freilich nur eine Reproduction jener Fichteschen Schrift, aber eine so geistvolle und in der Form unabhängige, daß sie Fichte selbst höchlich befriedigte. Freilich war es bedenklich, daß Schelling

in der Vorrede äußerte, er habe diese Gedanken schon einige Zeit mit sich herumgetragen, die nun durch die neuesten Erscheinungen aufs neue in ihm rege gemacht worden seien; aber auch für diese Ueberhebung des jungen Anhängers fand Fichte einen Entschuldigungsgrund.

Noack polemisirt nun sehr lebhaft gegen diesen Begriff des Ich überhaupt und gegen die damit zusammenhängende intellectuelle Anschauung. Er führt aus einem Brief von Fichte an Reinhold 1795 folgende Stelle an: „Was ich mittheilen will ist etwas, das gar nicht gesagt noch begriffen, sondern nur angeschaut werden muß. Jenes im Ich unterschiedene Setzen und Gegensetzen und Theilen ist kein Denken, kein Anschauen, kein Empfinden, kein Begehren, kein Fühlen, sondern es ist nur die gesammte Thätigkeit des menschlichen Geistes, die keinen Namen hat, die im Bewußtsein niemals erkennbar, die unbegreiflich ist. Der Eingang in meine Philosophie ist das schlechthin Unbegreifliche, und dies macht dieselbe schwierig, weil die Sache nur mit der Einbildungskraft und gar nicht mit dem Verstande angegriffen werden kann; aber es verbürgt ihr zugleich die Richtigkeit.“ — Das klingt allerdings ziemlich überschwenglich, es ist aber im Grund etwas ganz Einfaches und Richtiges. Die intellectuelle Anschauung ist nicht etwa, wie einer dem andern immer nachgesprochen hat, ein mystischer sechster Sinn, sondern es heißt ganz einfach folgendes: wer, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, in seinem Geist nicht unmittelbar sieht, daß im Ich das Gedachte auch das Denkende ist, der möge der Philosophie fern bleiben, denn er ist — um aus dem Mystischen ins Prosaische überzugehn — zu dumm zum Philosophiren. Ebenso kann man in der Mathematik sagen: wer nicht (mit den Augen des Geistes) sieht, daß sich jede Linie unendlich verlängern läßt, der möge das Buch zumachen; zu beweisen ist es nicht.

Also mit jenem Begriff der intellectuellen Anschauung war die Mystik noch keineswegs in die Philosophie eingeführt; der Fehler Fichtes lag nur darin, daß er, statt nun zu andern intellectuellen Anschauungen überzugehn, aus diesen einen sein ganzes System von Gedanken zu entwickeln suchte. So oft das die Philosophen unternommen haben (z. B. früher schon Spinoza), sind sie durch ein Mißverständniß der Mathematik verführt worden. Auch die Mathematik ist keineswegs ein System zusammenhängender Sätze, welche aus dem ersten Fundamentalsatz: „jede Größe ist sich selbst gleich“, hergeleitet werden könnten; in jedem neuen Capitel tritt unter der Maske einer Definition eine neue sinnlich intellectuelle Anschauung ein. Schon die Parallellinie wird sich schwerlich aus jenem Satz der Identität construiren lassen. Und in der Mathematik hat man es doch nur mit räumlichen Abstractionen zu thun, während in der Philosophie die concretesten Dinge von der Welt behandelt werden. Die Mystik zeigt sich also erst, wenn Fichte 1796 an

Jacobi schreibt: „War bei Kant doch noch ein Mannigfaltiges der Erfahrung, so behaupte ich mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen producirt werde." Indem Fichte in seiner Wissenschaftslehre mit einer gewissen Ehrlichkeit seine Schlüsse weiter baut, widerfährt ihm, daß er sich beständig im Kreise bewegt, daß er trotz aller Anstrengungen nicht von der Stelle kommt, bis er sich endlich durch einen Sprung in die Praxis rettet. Die spätern Philosophen sind darin unbefangener zu Werke gegangen.

Indem nun Fichte im Frühjahr 1794 seine Vorlesungen in Jena begann, arbeitete Schelling im Winter 1794 — 95 seine zweite philosophische Schrift aus: Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen. Es ist ein auf Spinoza projicirter Fichte, und der Verfasser der Wissenschaftslehre schreibt im Juli 1795 an Reinhold: „er hat die Sache trefflich gefaßt und mehre, die mich nicht verstanden, haben seine Schrift sehr deutlich gefunden . . . ich freue mich über seine Erscheinung. Besonders lieb ist mir sein Hinsehn auf Spinoza, aus dessen System das meinige am sichersten erläutert werden kann."

Im Sommer 1795 bestand Schelling in Tübingen sein theologisches Candidatenexamen. Seine nächste Arbeit war ein Versuch, das Naturrecht aus der Idee des Ich herzuleiten, der im Niethammerschen Journal erschien; nach dieser Richtung hin war er aber wirklich ohne Talent. Viel wichtiger waren seine Briefe über Dogmatismus und Kriticismus, die, noch 1795 in Tübingen ausgearbeitet, in demselben Journal 1796 erschienen. Das Buch ist sehr interessant, repräsentirt in gewisser Beziehung wirklich einen Fortschritt der allgemeinen Bildung, und Noack thut Unrecht, es zu einer bloßen Caricatur zu verzerren.

Schelling polemisirt hauptsächlich gegen das einseitige Moralisiren, in welches die Kantianer, durch die „praktische Vernunft" verführt, fast durchweg verfallen waren; er fühlt, daß der Zustand der Erbaulichkeit nicht der höchste und würdigste der Bildung sein könne, und geht durch diese Empfindung — ohne es zu wissen — mittelbar schon über Fichte hinaus. „Hätte Kant sonst nichts weiter sagen wollen als dies: ihr lieben Leute, eure theoretische Vernunft ist zu schwach, um einen Gott zu begreifen, dagegen sollt ihr moralisch gute Menschen sein und um der Moralität willen ein Wesen annehmen, das den Tugendhaften belohnt, den Lasterhaften bestraft, so wäre eine solche Lehre des Tumults nicht werth gewesen, der thatsächlich durch die kritische Philosophie entstanden ist." „Weil ihr ohne das Spielwerk eines gegenständlichen Gottes, dem sich der Mensch gegenüberstellt, nicht handeln zu können meintet, mußte man euch mit der Berufung auf eure Vernunftschwäche hinhalten und mit dem Versprechen trösten, daß ihr es später zurückbekommen solltet, in der Hoffnung, euch dasselbe

desto leichter entreißen zu können, wenn ihr bis dahin selbst handeln gelernt und endlich zu Männern geworden seid.“ „Es ist Zeit, der bessern Menschheit die Freiheit der Geister zu verkündigen und nicht länger zu dulden, daß sie den Verlust ihrer Fesseln beweine.“ „Hierin liegt allein die letzte Hoffnung zur Rettung der Menschheit, welche endlich einmal das, was sie in der gegenständlichen Welt suchte, in sich selbst finden durfte, um von ihrer grenzenlosen Abschweifung in eine fremde Welt zu ihrer eigenen, von der Schwärmerei der Vernunft zur Freiheit des Willens zurückzukehren. Einzelne Täuschungen waren von selbst gefallen; das Zeitalter schien nur darauf zu warten, daß auch der letzte Grund aller jener Täuschungen verschwinde und der letzte Punkt falle, an dem sie alle befestigt waren. Man schien nur auf die Enthüllung zu warten, als andere dazwischentraten, welche in dem Augenblick, da die menschliche Freiheit ihr letztes Werk vollenden sollte, neue Täuschungen ersannen, um den kühnen Entschluß noch vor der Ausführung welken zu machen; die Waffen entsanken der Hand, und die kühne Vernunft, welche die Täuschungen der gegenständlichen Welt selbst vernichtet hatte, winselte kindisch über ihre Schwäche.“ „Habt ihr nie auch nur dunkel geahnt, daß nicht die Schwäche eurer Vernunft, sondern die absolute Freiheit in euch die intellectuelle Welt für jede gegenständliche Macht unzugänglich macht, daß nicht die Eingeschränktheit eures Wissens, sondern eure uneingeschränkte Freiheit die Gegenstände des Erkennens in die Schranken bloßer Erscheinungen gewiesen hat?“ „Das Räthsel der Welt, oder die Frage, wie das Absolute aus sich selbst herausgehn und eine Welt sich entgegensetzen könne, wird nothwendig zu einem praktischen Postulat d. h. zu einer Forderung, die nur außerhalb aller Erfahrung erfüllbar ist. Wir können nicht ein festes Land finden, sondern müssen es erst hervorbringen, um darauf fest zu stehen.“ „Der Dogmatismus (Spinoza) fordert die Verwirklichung des Absoluten als eines Gegenstandes, und die Folge ist, daß, von der ursächlichen Wirkung des Objects abhängig, das Subject zum absoluten Leiden verurtheilt wird. Der Kriticismus dagegen fordert, daß das Absolute aufhöre, für mich Gegenstand zu sein, was nur dadurch möglich ist, daß ich ins Unendliche strebe, das Absolute in mir durch unbeschränkte Selbstthätigkeit zu verwirklichen.“ „Würde er sich das letzte Ziel für erreichbar oder als in irgend einem Zeitpunkt ausführbar betrachten, so verfiele er in Schwärmerei; nur in der Annäherung zum Absoluten besteht das Wesen des Kriticismus.“ — Das Höchste, was die Freiheit erringen kann, ist ein Bild des Absoluten; ein Bild, realer als die gegenständliche Welt, die nur Erscheinung ist. „Uns allen wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei, aus dem Wechsel der Zeit uns in unser innerstes, von allem, was uns von außen her zugekommen, entkleidetes Selbst zurückzuziehn und hier unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige anzuschauen. In diesem Moment der Anschauung schwindet für uns Zeit

und Dauer dahin, die reine Ewigkeit ist in uns und die objective Welt ist in unserer Anschauung verloren. Moralität ist immer nur ein Kampf und kann darum nicht das Höchste, sondern nur Annäherung zu jenem absoluten intellectuellen Zustand sein." „Lessing sagt: ich möchte um alles in der Welt nicht selig werden. Wer nicht so denkt, für den sehe ich in der Philosophie keine Hilfe." „Nimmer wird künftig der Weise zu Mysterien seine Zuflucht nehmen, um seine Grundsätze vor profanen Augen zu verbergen. Es ist Verbrechen an der Menschheit, Grundsätze zu verbergen, die allgemein mittheilbar sind. Aber die Natur hat dieser Mittheilbarkeit Grenzen gesetzt: sie hat für die Mündigen eine Philosophie aufbewahrt, die durch sich selbst zur esoterischen wird, weil sie nicht gelernt, nicht nachgebetet, auch von geheimen Feinden und Ausspähern nicht nachgesprochen werden kann — ein Symbol für den Bund freier Geister, an dem sie sich alle erkennen, das sie nicht zu verbergen brauchen und das doch nur ihnen verständlich, für die andern ein ewiges Räthsel sein wird."

Es gehört kein besonderer Scharfsinn dazu, nachzuweisen, daß das keine wissenschaftliche Sprache ist. Poesie ist es freilich auch nicht. Und doch ist es auch kein bloßes Nichts: man wird noch heute von dieser eigenthümlichen Beredsamkeit seltsam ergriffen, wie mußte sie in jener Zeit der Gährung wirken!

Früher hatten die Geistlichen dafür gesorgt, durch ihre Beredsamkeit in den Gläubigen jene intellectuelle Anschauung einer idealen Welt zu erwecken. Die Gebildeten hatten aber aufgehört in die Kirche zu gehn, weil sie weder an dem theologischen Gekeife noch an der verwässerten Auslegung der zehn Gebote Interesse nehmen konnten. Man suchte einen Ersatz im Freimaurerorden; die ersten Köpfe der Zeit ließen sich einweihen und sprachen mit einer gewissen Befriedigung davon. Indeß scheinen die höchsten Ausdrücke dieser Befriedigung doch nur Gesellschaftslieder und Toaste gewesen zu sein. Eine ideale Welt kann aber der Gebildete noch weniger entbehren als die Menge, und da man anfing immer mehr in das Verständniß des Wirklichen einzudringen, so konnte man sie nicht mehr hinter dem Wirklichen suchen. Die glühendste Sehnsucht des Herzens Gott zu schauen konnte nach dem damaligen Standpunkt der Bildung nur erfüllt werden, wenn man das Bild Gottes in der Wirklichkeit wiederfand oder es in sie hinein malte. Wie leidenschaftlich sprach sich Goethe schon in den ersten Fragmenten zum Faust darüber aus, und wenn die ängstliche Vernunft mit dem bekannten „wer darf ihn nennen und wer bekennen" schloß, so wagte das productive Vermögen der Seele kühnere Blicke. Der Magier blättert in dem Buch des Makrokosmos, er bannt den Erdgeist; freilich nur auf Momente; freilich bebt er schaudernd vor ihm zusammen; aber er hat ihn doch gesehn, und dieses Gesicht ist der hauptsächliche Inhalt seines spätern Lebens.

Ein solcher Magier ist Schelling und er ist darin im Bunde mit allen Dichtern und Denkern der Zeit. Er will den Schatten auffangen, den der Geist auf die Erde wirft und ihn der intellectuellen Anschauung vorstellen. Schon dieser Vorsatz setzt ihn in Entzücken. Es ist damit freilich noch nicht viel gewonnen, das Bild, das ihm vorschwebt, hat noch ziemlich undeutliche Umrisse, aber es ist auch keine bloße Narrheit. Der gebildete Geist sehnt sich nach etwas, was ihm die Religion des Ungebildeten ersetzt; in diesem Suchen geräth er auf wunderbare Irrfahrten, aber er entdeckt auch manchen kostbaren Edelstein, und nicht blos für den Suchenden selbst, sondern auch für uns Nachgeborne hat das Bild dieser Irrfahrt etwas unaussprechlich Anziehendes. Der Schatz ist nicht gehoben, aber wie in Goethes Schatzgräber ist doch dabei zum Vorschein gekommen, was die Menschheit wirklich fördert.

Ein ernsthafter und eingehender Kritiker fand sich für die Schellingsche Philosophie schon 1796.

Es war der Studiosus Herbart in Jena; die Recensionen, die er seinem Lehrer Fichte vorlegte, sind noch vorhanden und machen seinem Scharfsinn und seiner Wahrheitsliebe alle Ehre. Wie Fichte sie aufgenommen, ist nicht bekannt.

Im Frühjahr 1796 verließ Schelling Tübingen und begab sich in Begleitung zweier jungen Barone von Riedesel nach Leipzig, wo er für das philosophische Journal eine Reihe von Abhandlungen schrieb, die zur weitern Erläuterung des neuen Systems dienen sollten; sie sind hauptsächlich polemischer Natur und schon damals schlägt Schelling gegen die alten Kantianer jenen burschikosen Ton göttlicher Grobheit an, der wol durch die gleichzeitigen Xenien angeregt wurde. Er bemerkt in diesen Aufsätzen, daß vor der Wiederkehr der Verfinsterung der menschliche Geist ziemlich gesichert sei: „desto mehr aber müssen wir jetzt darüber wachen, daß nicht eine einseitige Richtung, die nie das Ganze der Menschheit, sondern immer nur ein Bruchstück vor Augen hat, den menschlichen Geist in seinen Fortschritten aufhalte oder seine Kraft lähme, deren Kern und Mittelpunkt nur da liegt, wo alle Kräfte des Menschen zusammenkommen.“ Er macht auf die Naturwissenschaft aufmerksam, „in welcher Männer von echt philosophischem Geist ohne Geräusch Entdeckungen machten, an die sich bald die gesunde Philosophie unmittelbar anschließen wird und die nur ein vom Interesse der Wissenschaft überhaupt belebter Kopf vollends zusammenstellen darf, um dadurch auf einmal die ganze Jammerepoche der Kantianer vergessen zu machen, die noch jetzt unwissend, was außer ihnen vorgeht, sich mit ihrem Hirngespinnst von Dingen an sich herumschlagen.“ Er eifert gegen die Accommodation der neuen rationalistischen Theologie. Der Offenbarungsbegriff zerstöre in der Wissenschaft aller Vernunftgebrauch und müsse aus der Wissenschaft verschwinden. Den

Namen beizubehalten, nachdem die Sache aufgegeben, sei eine der Philosophie unwürdige Gleißnerei.

Indem Schelling so das allgemeine Zerstörungswerk weiter fortführt, sieht er sich zugleich nach einem Ersatz um; die allgemeine Richtung der Zeit ging darauf hin, den jüdisch-römischen Deismus durch den (vermeintlich) griechischen Pantheismus zu ersetzen, d. h. Gott in dem Leben der Natur nachzuweisen. In diesem Sinn kämpften seit lange Goethe und Herder gegen Jacobi; ein wie entschiedener Pantheist der Generalsuperintendent Herder war, zeigt sich am deutlichsten in den erst neuerdings veröffentlichten Briefen an Jacobi. Die lebhafte Bewegung unter den Physikern, ihre außerordentlichen Entdeckungen namentlich in Bezug auf die Chemie, Geognosie, die vergleichende Anatomie und Physiologie regten alle Denker und Dichter an. Goethe suchte in seiner Farbenlehre, in seiner Metamorphose der Pflanzen und Thiere den einfachen und einheitlichen Schematismus für das Schaffen der Natur; er bekämpfte die Zersetzung Newtons durch die unmittelbare Anschauung. Durch Brown und sein System der Erregbarkeit wurde auch die Medicin in diese Bewegung gerissen. Forster gab durch seinen Blick in das Ganze der Natur 1784 die erste Anregung dazu, den Kosmos in seinem innern Zusammenhang aufzufassen; Herder führte in seinen Ideen die Grundzüge der Geschichte auf physikalische Gesetze zurück. Wie tief sich endlich diese Neigung ausbreitete, zeigen Schillers philosophische Briefe 1786. „Alles in mir und außer mir, sagt er, ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist; jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist; wo ich Bewegung bemerke, da rathe ich auf einen Gedanken. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in dem Abbilde dieser Substanz der Natur in unzähligen Graden, Maßen und Stufen vereinzelt, die Natur ist ein unendlicher getheilter Gott; wie in einem prismatischen Glas hat sich das göttliche Licht in zahllose empfindliche Substanzen gebrochen, die alle nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles sind. Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Gefiele es der Allmacht einst dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein und alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie ineinanderfließen."

Dieselbe Stimmung entwickelte sich bei Hölderlin, Novalis, Hülsen und andern strebsamen Jünglingen, die aus dem Kreise von Jena hervorgingen. Ebenso bei den spätern Anhängern Hamans. Jacobi trug zu ihrer Verbreitung wenigstens insofern bei, als er 1785 im Anhang zu seinen Briefen über Spi-

noza einen Auszug aus den Werken des Philosophen Bruna gab, worin das Identitätsystem des Göttlichen und Natürlichen mit großer Phantasie entwickelt war; auch Kant hatte in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft dem bestehenden mechanischen System das dynamische entgegengesetzt.

Hier war nun für Schelling ein vollkommen unbeackertes Feld, da Fichte, dem für die Natur alles Verständniß abging, dieser Seite der Wissenschaft keine Aufmerksamkeit zuwandte. Gleich nach seiner Ankunft in Leipzig warf sich Schelling mit großem Eifer auf das Studium der Naturwissenschaft. Nun mag man noch so begabt sein, in einem Jahr wird man das ungeheure Gebiet dieser Wissenschaft mit wissenschaftlicher Strenge nicht durchmessen können. Schelling faßte also vorzugsweise die neuen Entdeckungen ins Auge und machte es hier grade wie auf dem Gebiet der kritischen Philosophie: er übersah mit schneller Auffassung den entscheidenden und charakteristischen Punkt, erweiterte ihn durch tiefe Combination nach allen Seiten hin und gab ihm dann einen plastischen und beredten Ausdruck. Seine Lectüre war in der That sehr umfassend, und bei seiner Virtuosität im Lesen hatte er eine unerschöpfliche Fülle naturhistorischer Vorstellungen in seinem Geist gegenwärtig. Hauptsächlich waren es aber zwei Schriften, die ihm für seinen Stoff die Form gaben: Kielmeiers Abhandlung über das Verhältniß der organischen Kräfte untereinander in der Reihe der verschiedenen Organisation 1793, und Eschenmayers Versuch, einige Principien der Naturwissenschaft, insbesondere der Chemie aus der Metaphysik herzuleiten. Dies waren die Elemente, aus denen seine Ideen zu einer Philosophie der Natur 1797 hervorgingen.

In der Einleitung gibt er gewissermaßen eine historische Uebersicht, wie der denkende Mensch das Gebiet der Natur mit dem Gebiet des Geistes in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat, die mechanische, dynamische und organische Auffassung folgen aufeinander, das Problem steht fest: die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein. Um dies Problem zu lösen, muß man zuerst von den empirischen Gesetzen ausgehn und sie allmälig ins geistige Gebiet zu erheben suchen.

Es werden nun in einzelnen Absätzen die alten und neuen Theorien über Licht und Wärme, Elektricität und Magnetismus u. s. w. besprochen, durchweg mit dem Bemühn, die entgegenstehenden Ansichten auf einem höhern Standpunkt möglichst zu versöhnen. Das Mißliche dieses Versuchs liegt darin, daß er nicht von einem wirklichen Physiker angestellt wird, dem zur Controle seiner Hypothesen alle Einzelheiten des Naturzusammenhanges völlig gegenwärtig sind, sondern von einem speculativen Kopf, der sich die Gesetze nur in ihrer letzten Abstraction, also äußerlich hat überliefern lassen und der mitunter etwas ganz Anderes darunter versteht, als der ursprüngliche Forscher hat sagen wollen.

Aufgewachsen in der Methode und den Kategorien des kritischen Idealismus, wendet er in der Ueberzeugung von der Uebereinstimmung des Geistes mit der Natur dieselbe ohne weiteres auf das Naturgebiet an, wo sie mitunter einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen. Selbst der Mathematiker prüft doch erst, wenn er seine ursprünglichen Begriffe auf ein höheres Gebiet der Mathematik anwenden will, ob sie auch allen Anforderungen desselben entsprechen. Aus dieser halb phantastischen, halb scholastischen Combination von Bildern, Gesetzen und Hypothesen kann natürlich kein wissenschaftliches Ganze hervorgehn; aber es kann nicht blos den Laien blenden, sondern für den Augenblick auch den eigentlichen Gelehrten, der sich denn doch der allgemeinen Gährung nicht ganz entzieht.

Das Geheimniß der Natur besteht nach Schelling darin, daß sie entgegengesetzte Kräfte im Gleichgewicht erhält. Aber wo ist das Mittelglied, das allein alle diese Verwandtschaften unter sich bildet? woher diese Einheit im Gegensatz? — Diese Frage ist ein Problem, das wir ins Unendliche fort aufzulösen streben müssen, aber niemals wirklich auflösen werden. Darin liegt das Geheimniß unserer geistigen Thätigkeit, daß wir genöthigt sind, uns ins Unendliche fort einem Punkt anzunähern, der ins Unendliche fort jeder Bestimmung entflieht, sich immer weiter entfernt, je näher wir ihm zu kommen suchen.

Bei der großen Schnelligkeit seines Denkens kam aber Schelling bald dazu, dies Princip wirklich aufzustellen, es geschah in dem Buch: Von der Weltseele, welches, noch in Leipzig geschrieben, 1798 erschien: „eine Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus."

„Der ursprüngliche Gegensatz, in welchem der Keim einer allgemeinen Weltorganisation liegt, ist keiner empirischen, sondern nur einer transcendentalen Ableitung fähig. Ihr Ursprung ist in der ursprünglichen Duplicität unsers Geistes zu suchen (Ich — Nicht-Ich), der nur aus entgegengesetzten Thätigkeiten ein endliches Product construirt." — Mit andern Worten: die Methode, nach welcher die Wissenschaftslehre den Proceß des Denkens analysirt, wird auf das allgemeine Naturleben angewandt. Für den Proceß des Denkens kam aus dem fortwährenden Ueberspringen des Ich ins Nicht-Ich nichts heraus; dem wird auf dem Gebiet der Natur dadurch abgeholfen, daß in jenes Register die empirisch empfangenen Gesetze oder die daran sich knüpfenden Hypothesen eingeschwärzt werden. — In dieser Methode ist nicht blos der ganze Schelling, sondern bereits der ganze Hegel.

„Die Betrachtung sowol der allgemeinen Naturveränderungen, als des Fortgangs und Bestandes der organischen Welt führt den Naturforscher auf ein gemeinschaftliches Princip, das zwischen anorganischer und organischer Natur fluctuirend die erste Ursache aller Veränderungen in jener und den letz-

ten Grund aller Thätigkeit in dieser enthält, ein Princip, das, da es überall gegenwärtig ist, nirgend ist, und weil es alles ist, nichts Bestimmtes und Besonderes sein kann, für welches die Sprache deswegen keine eigentliche Bezeichnung hat, und dessen Idee die älteste Philosophie nur in dichterischen Vorstellungen uns überliefert hat. — Jede in sich selbst zurückkehrende Bewegung setzt als Bedingung ihrer Möglichkeit eine positive Kraft voraus, welche als Impuls die Bewegung anfacht, und eine negative, die als Anziehung die Bewegung in sich selbst zurücklenkt oder sie verhindert, in eine gerade Linie auszuschlagen. — Wäre die ursprünglich positive Kraft unendlich, so fiele sie ganz außerhalb aller Schranken möglicher Wahrnehmung; durch die entgegengesetzte beschränkt, wird sie eine endliche Größe und fängt an, Object der Wahrnehmung zu sein, oder offenbart sich in Erscheinungen. — Diese Darstellung des Natursystems als Einheit entgegengesetzter Kräfte wird nun nachgewiesen 1) in den Phänomenen des Lichts (hier kamen Goethes Studien sehr zu statten), 2) in der Wärme, 3) im Dualismus der Elektricität; endlich 4) in der Polarität der Erdatmosphäre. „Wenn die Erdatmosphäre, durch die der allgemeine Kreislauf der Natur geht, ein Product heterogener Principien ist, sollten nicht alle Veränderungen in ihr dem allgemeinen Gesetz des Dualismus und der Polarität unterworfen sein?*), so daß positive und negative atmosphärische Processe sich continuirlich im Gleichgewicht halten und die Atmosphäre ein Product entgegengesetzter elektrischer Materien wäre." „Die eigentliche Kraft der Natur wohnt nicht in der todten Materie, aus der die Masse der Weltkörper geballt ist; denn diese ist nur der Niederschlag des allgemeinen chemischen Processes, der die edleren Materien von den unedleren schied. Die Räume, durch welche die Masse der Weltkörper gleichförmig verbreitet war, sind durch dieses Ballen der gröbern Materie nicht leer geworden, sondern erst alsdann haben sich die expansiven Flüssigkeiten freier und ungehinderter durch alle Räume der Welt verbreitet. In diesen Regionen liegt der unerschöpfliche Quell positiver Kräfte, die in einzelnen Materien sich nach allen Richtungen verbreiten und Bewegung und Leben auf den festen Weltkörpern erzwingen und unterhalten. Was jeder einzelne Weltkörper sich von solchen Materien aneignen kann, sammelt er um sich als Atmosphäre, die jetzt für ihn der unmittelbare Quell aller belebenden Kräfte wird, obgleich ihr selbst diese Kräfte nur aus einem Quell zuströmen, der in weit entfernteren

*) „Wenn in der neuern Naturphilosophie, sagt Link 1806, etwas ist, was reich und fruchtbar an treffenden Erklärungen werden könnte, so ist es die Anwendung der Polarität. Schon Lichtenberg redete von einer Polarität im ganzen Weltraum, und erklärte daher die Axendrehung der Planeten. Die ganze Chemie, als Wahlverwandtschaft, steht unter diesem Phänomen, das sich auch auf die organischen Körper anwenden läßt. In ihrer Anwendung ist die neuere Naturphilosophie nur jenes erweiterte Gesetz der Polarität, welches wie alle ähnlichen einseitigen Gesetze vieles erklärt und daher den Schein gibt, als erkläre es alles."

Regionen liegt, wohin nur unsere Schlüsse, nicht aber unsere Beobachtungen reichen." — Resultat: „In der ganzen Natur sind entzweite, reell entgegengesetzte Principien wirksam; diese entgegengesetzten Principien in einem Körper vereinigt, ertheilen ihm die Polarität. Das Gesetz der Polarität ist ein allgemeines Weltgesetz." — Jetzt aber, heißt es, Sicelides Musae, paullo majora canamus! — Mechanismus und Chemismus sind nicht Princip, sondern nur Bedingungen des Organischen, welches in seiner Thätigkeit sich selbst Ursache und Wirkung ist. Das Leben besteht im Proceß, in einem steten Werden: jedes Product als solches ist todt. Daher das Schwanken der Natur zwischen entgegengesetzten Zwecken, das Gleichgewicht conträrer Principien zu erreichen und doch den Dualismus, in welchem allein sie selbst fortdauert, zu erhalten; in welchem Schwanken der Natur, wobei es nie zum Product kommt, eigentlich jedes belebte Wesen seine Fortdauer findet. — Anstatt Vegetation und Leben chemische Processe zu nennen, wäre es natürlicher, manche chemische Processe umgekehrte Organisationsprocesse zu nennen, da es begreiflicher ist, wie der allgemeine Bildungstrieb der Natur endlich in todten Producten erstirbt, als wie umgekehrt der mechanische Hang der Natur zu Krystallisationen sich zu lebendigen Bildungen hinaufläutert. Geschieht also die Bildung thierischer Materie stets nach chemischen Analogien, so setzt diese Bildung, wo sie geschieht, immer das Leben selbst voraus. Die thierische Materie ist Product des Lebens, die einzelnen Naturdinge sind ebenso viele Beschränkungen oder einzelne Anschauungsweisen des allgemeinen Organismus. — Das Wesentliche aller Dinge ist das Leben, und auch das Todte in der Natur ist nur das erloschene Leben. — Das positive Princip des Lebens ist durch die ganze Schöpfung verbreitet und durchdringt jedes einzelne Wesen als der gemeinschaftliche Athem der Natur. So liegt, was edeln Geistern gemein ist, außerhalb der Sphäre der Individualität, es liegt im Unermeßlichen, im Absoluten. Was dagegen Geist von Geist unterscheidet, ist das negative, individualisirende Princip in jedem. — Das Princip des Lebens ist nicht von außen in die organische Materie gekommen, sondern umgekehrt, dies Princip hat sich die organische Materie angebildet, und ohne als Bestandtheil in den Lebensproceß einzugehn, ist es das Unveränderliche in jedem organischen Wesen. In diesem positiven Princip des Lebens erkennen wir jenes Wesen, welches die älteste Philosophie als die gemeinschaftliche Seele der Natur ahnend begrüßte." —

Von einem wissenschaftlichen Gewinn der Schrift ist keine Rede. 1) Nirgend ist das Wissen von der Vermuthung, die Erfahrung von der Combination kenntlich geschieden; die Hypothese geberdet sich durchweg anmaßlich als Gesetz. 2) Sie tritt in solcher Allgemeinheit und Unbestimmtheit auf, daß man sie auch gar nicht an der Hand der Erfahrung controliren, sie begrenzen und

berichtigen kann. 3) Sie läßt sich infolge dessen auch nicht zur Entdeckung positiver Thatsachen, zur Erweiterung des Wissens anwenden; ob man sie annimmt oder verwirft, das praktische Resultat bleibt dasselbe. 4) Sie gibt sich in ihrer Form durchaus dillettantisch kund; sie geht nicht aus einer wissenschaftlichen Methode, sondern aus willkürlicher Anwendung scholastischer Bestimmungen hervor. — Die höchste Vervollkommnung der Naturwissenschaft, sagte Schelling zwei Jahr später, sei die vollkommene Vergeistigung aller Naturgesetze zu Gesetzen des Anschauens und Denkens, die vollendete Theorie der Natur diejenige, kraft welcher die ganze Natur sich in Intelligenz auflöste. — Mit einer solchen Theorie weiß freilich der Naturforscher nicht viel anzufangen.

Auf der andern Seite ist aber von dem Unfug der spätern Naturphilosophen in diesem Werk noch nicht die Rede. Es enthält überraschende Combinationen, die aber nur in den seltensten Fällen ganz leer sind, und die den denkenden Forscher wol lebhaft anregen konnten. Es würde aber noch mehr leisten, wenn der Ausdruck nicht gar zu oft schwerfällig und schwülstig wäre, wenn der Verfasser nicht darauf ausgegangen wäre, ein System künstlich aufzubauen, wo doch nur eine sehr sporadische Kenntniß vorlag.

Daß es auf das poetische Naturgefühl günstig gewirkt, können wir nicht finden. Die Poesie findet nur da ihren Gegenstand, wo entwickelte Formen, Typen, an die man glaubt, vorhanden sind, diese Andacht wird aber durch das Gefühl, daß alles fließt, untergraben. Der Pantheismus, anscheinend der Naturbegeisterung entsprungen, untergräbt das fromme und sinnige Naturgefühl, das auch im Werden die Ruhe, die Vollendung sucht. Die fragmentarischen Aeußerungen des Faust sind noch immer viel poetischer als dieses mit phantastischen Arabesken durchflochtene dialektische Netz. Schelling freilich glaubte, wie seine Freunde, die Romantiker es begehrten, die Natur durch Vergeistigung auch dichterisch verklärt zu haben. Nicht ohne Interesse ist sein Versuch (1800), in der Weise Goethes und Tiecks diesem Gefühl einen Ausdruck zu geben. In der Welt steckt ein Riesengeist — „ist aber versteinert mit allen Sinnen, kann nicht aus dem engen Panzer heraus, noch sprengen sein eisern Kerkerhaus, obgleich er oft die Flügel regt, sich gewaltig dehnt und bewegt, in todten und lebendigen Dingen thut nach Bewußtsein mächtig ringen . . . Und hofft durch Drehen und durch Winden die rechte Form und Gestalt zu finden; und kämpfend so mit Füß und Händ gegen widrig Element, lernt er im Kleinen Raum gewinnen, darin er zuerst kommt zum Besinnen. In einen Zwergen eingeschlossen von schöner Gestalt und graden Sprossen (heißt in der Sprache Menschenkind), der Riesengeist sich selber findt; von eisernem Schlaf, von langem Traum erwacht, sich selber erkennet kaum, über sich selbst gar sehr verwundert ist, möcht alsbald wieder mit den Sinnen

in die große Natur zerrinnen . . . seiner Abkunft ganz vergißt, thut sich mit Gespenstern plagen, könnt also zu sich selber sagen: ich bin der Gott, der die Welt im Busen hegt, der Geist, der sich in allem bewegt; vom ersten Ringen dunkler Kräfte bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte, wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt, ist Eine Kraft, Ein Wechselspiel und Leben, Ein Trieb und Drang nach innerm Leben" u. s. w.

Nachdem sich Schelling in Leipzig, Spätherbst 1797, von einem lebensgefährlichen Nervenfieber erholt, trat er zu Fichte in nähere Beziehung, und zugleich mit Goethe, Schiller u. a. über eine Professur in Jena in Unterhandlung. Die Berufung erfolgte im Juli 1798; im August kam er in Dresden an, wo sich Karoline Schlegel seit einigen Monaten mit ihrer Tochter und ihrem treuen Begleiter Gries aufhielt; ihr Mann A. W. Schlegel führte seinen Bruder Friedrich aus Berlin ebendahin, Novalis kam mehrfach zum Besuch, und so war die romantische Colonie fertig, in welche Schelling als hoffnungsvoller Jünger (24 Jahr alt) eingeführt wurde. Erst im October reiste er mit Gries nach Jena ab, nachdem kurz vorher auch Fichte ihn in Dresden begrüßt hatte.

Hier zeigte er sich als sehr geschickter Diplomat. Mit Schiller stand er ebenso gut als mit seinen Gegnern Fichte und Schlegel; wenn er nicht viel mit ihm philosophirte, spielten sie doch regelmäßig Whist zusammen. Zu Goethe wurden seine Beziehungen um so inniger, da er mit einsichtsvoller Theilnahme auf sein Steckenpferd, die Farbenlehre einging, und da der Pantheismus ihre gemeinsame Kirche war. Das Athenäum, das Organ der „neuen Schule", machte für die Naturphilosophie ebenso Propaganda wie für Fichte; aus den Schriften Schillers und Fr. Schlegels ergänzte Schelling seine Ideen über Kunst, und das gute Verhältniß zu den Romantikern wurde bei der damaligen Toleranz auch durch sein Verhältniß zu Karoline Schlegel nicht gestört. Am erwünschtesten war ihm die Ankunft von Steffens, dem ersten Naturforscher von Fach, der feierlich zu ihm überging und seine Speculationen concreter ausführte. Man muß die begeisterte Schilderung in der Selbstbiographie dieses Mannes lesen, um sich von dem damaligen Taumel ein Bild zu machen. Indem Schelling das neue Brownsche System der Irritabilität adoptirte, wurde er der intellectuelle Führer einer neuen Schule der Medicin (Marcus, Röschlaub; dann auch Erhard u. a.); eine Reihe begeisterter Jünger fanden sich in Jena ein; jeder unruhige Experimentator (z. B. Ritter) rechnete sich zur neuen Schule und suchte ihre Sprache zu reden.

Zum Behuf seiner Vorlesung auf Ostern 1799 gab er den ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie heraus, in welchem das Thema der „Weltseele" schematisirt und in syllogistische Formen gebracht wurde. Zum Schluß dieser Schrift kam ihm Baaders Schrift „über das Pythago-

räische Quadrat" (1798) zu Gesicht; er fügte schnell in einer Note die Bemerkung hinzu, daß gar wol die ursprüngliche Duplicität (Polarität) in Triplicität ꝛc. sich erheben könne u. s. w. — Dieser Schrift fügte er gleich darauf eine Einleitung hinzu: „über den Begriff der speculativen Physik", hauptsächlich um das Verhältniß der Naturphilosophie zur Wissenschaftslehre auseinanderzusetzen. — „Die Aufgabe der Philosophie überhaupt ist Nachweis von der Einheit des Reellen und Ideellen. Geht nun die Tendenz der Philosophie ursprünglich darauf, das Reelle überall auf das Ideelle zurückzuführen, so entsteht Transcendentalphilosophie, durch die alle Bewegungen der Natur in Anschauungen verwandelt werden, die nur in uns selbst vorgehn und denen nichts außer uns entspricht. Nach dieser Ansicht wird alles daraus erklärt, daß es eine bewußtlose, aber der bewußten ursprünglich verwandte Productivität ist, deren bloßen Reflex wir in der Natur sehen, so daß diese nur der sichtbare Organismus unsres Verstandes ist und nichts Anderes, als nur das Regel- und Zweckmäßige produciren kann. — Kann aber die Natur nothwendig nichts Anderes produciren, so folgt, daß sich auch in der als selbstständig und reell gedachten Natur und dem Verhältniß ihrer Kräfte wiederum der Ursprung solcher regel- und zweckmäßigen Producte muß nachweisen lassen, daß also das Ideelle auch wiederum aus dem Reellen entspringen und aus ihm erklärt werden muß. Ist es nun Aufgabe der Transcendentalphilosophie, das Reelle dem Ideellen unterzuordnen, so ist es Aufgabe der Naturphilosophie, das Ideelle aus dem Reellen zu erklären. Beide Wissenschaften sind also eine Wissenschaft, die sich nur durch die entgegengesetzten Richtungen ihrer Aufgaben unterscheidet; beiden kommt im System des Wissens gleiche Betrachtung und gleiche Nothwendigkeit zu, und beide sind voneinander ganz verschiedene und unabhängige Wissenschaften. — So hat also die absolute Philosophie jetzt zwei Capitel. — Außerdem wird die speculative Physik von der empirischen gesondert, deren Anhänger hauptsächlich in Gilberts Annalen seit 1798 die neuen Propheten bekämpften. „Die Physik, sagt Herbart mit Recht, ist taub gegen alles, was nicht aus ihr selbst kommt; sie will nichts hören vom Absoluten, Unendlichen, Idealen, sie redet von Stoffen, Kräften, Verwandtschaften. Die Zweideutigkeit jener Reflexionsbegriffe verträgt sich nicht mit der Bestimmtheit der Objecte, die sich dem Naturforscher aufdrängen."

Das Zusammenleben Fichtes und Schellings in Jena währte nicht lange. Den 29. März 1799 wurde Fichte abgesetzt; die weimarische Regierung glaubte in Schelling einen reichlichen Ersatz zu haben. Den 7. August 1799 sagte sich Kant in harten Worten von der Wissenschaftslehre los. Wie er darüber dachte, wußten die Eingeweihten schon lange. Dem einen derselben schrieb er 1798, Fichtes Ich sehe ihm wie ein Gespenst aus; wenn man es gefaßt zu

haben glaube, so finde man keinen Gegenstand vor, sondern immer nur sich selbst und zwar hiervon auch nur die Hand, die darnach hasche. Einem andern sprach er von der lächerlichen Neuerungssucht, wie Hudibras aus Sand einen Strick drehen zu wollen. Auf jene öffentliche Erklärung antwortete Fichte in einem Sendschreiben an Schelling: „Es ist in der Regel, während die Vertheidiger der Vorkantischen Metaphysik noch nicht aufgehört haben, Kant zu sagen, er gebe sich mit fruchtlosen Spitzfindigkeiten ab, daß nun Kant uns dasselbe sagt; es ist in der Regel, daß, während jene gegen Kant versichern, ihre Metaphysik stände noch unbeschädigt, unverbesserlich und unveränderlich für ewige Zeiten da, Kant dasselbe von der seinigen gegen uns versichert. Wer weiß, wo jetzt schon der junge feurige Kopf arbeitet, der über die Principien der Wissenschaftslehre hinauszugehn und dieser Unrichtigkeiten und Unvollkommenheiten nachzuweisen versuchen wird. Verleihe uns dann der Himmel die Gnade, daß wir nicht bei der Versicherung, dies seien fruchtlose Spitzfindigkeiten, stehen bleiben, sondern daß einer von uns, oder wenn dies uns selbst nicht mehr zuzumuthen sein sollte, statt unserer ein in unserer Schule Gebildeter dastehe, der entweder die Richtigkeit solcher neuen Entdeckungen wirklich beweise, oder, wenn er dies nicht kann, sie in unserm Namen dankbar annehme."

Fichte schrieb in Berlin die Bestimmung des Menschen, Schelling in Jena das System des transcendentalen Idealismus. Beide Bücher erschienen zur Ostermesse 1800. Fichtes Werk, für seine Gesinnung das am meisten charakteristische, zerfällt in drei Abschnitte: nach den Irrfahrten des Spinozismus und Kriticismus findet der Mensch im rastlosen Schaffen des praktischen Lebens seine wahre Bestimmung. Einen andern Weg nimmt Schelling: auch sein Buch zerfällt in drei Abschnitte; der erste behandelt nach der Methode der Wissenschaftslehre eine ideale Geschichte des Ich oder des Selbstbewußtseins nach drei Epochen 1) von der ursprünglichen Empfindung bis zur productiven Anschauung; 2) von der productiven Anschauung bis zur Reflexion; 3) von der Reflexion bis zum absoluten Willensact. Es bleibt hier unentschieden, ob dieser Proceß ein in jedem Individuum wiederkehrender oder eine Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins, wie sie sich in der Philosophie ausspricht, sein soll: eine Unklarheit, die in der spätern Phänomenologie auf die Spitze getrieben wurde. Charakteristisch ist zweierlei: 1) daß das System der Philosophie, der Logik oder der Metaphysik, wie man es nehmen will, sich als ein historischer Proceß darstellt, was in der Wissenschaftslehre noch keineswegs so bestimmt hervorgetreten war; 2) daß durch die Geschichte des Selbstbewußtseins fortwährend die Kategorien der Naturphilosophie durchschimmern: Sensibilität, Irritabilität, Magnetismus, Chemismus u. s. w. — Der zweite Abschnitt enthält die praktische Philosophie. Man hat es häufig getadelt, daß

er den Uebergang zu derselben nur durch einen Sprung zu machen wußte; wir finden das Unglück nicht übermäßig groß, da der ganze dialektische Zusammenhang ein sehr problematischer ist. Der interessanteste Theil dieses Abschnittes ist eine Philosophie der Geschichte, in welcher Gott als der werdende, als der in großen Menschen allmälig sich entwickelnde dargestellt wird: er wird sein, sobald die dritte Periode der Geschichte beginnt.

Bei weitem wichtiger ist der dritte Abschnitt, die Philosophie der Kunst. Was Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft angedeutet, was Schiller übereinstimmend mit Goethe in seinen ästhetischen Schriften in glänzender Rhetorik ausgeführt hatte, was Schlegel und Novalis im Athenäum bald im Ton des Orakels, bald in übermüthiger Lustigkeit verkündigten, das wird hier in der geschlossenen Form eines wissenschaftlichen Systems vorgetragen. In der Theorie wie in der Praxis vermag der Mensch nach der Identität nur zu streben, erreichen kann er sie nie und das Selbstbewußtsein bleibt daher ein unglückliches, wie auch Gott nur im Werden ist. Dagegen fixirt die Kunst wenigstens einen Punkt jener Identität zwischen dem Ideellen und Reellen und im Genie kommt das Ich wirklich zu sich selbst. „Der Trieb zu produciren steht mit der Vollendung des Products still, alle Widersprüche sind aufgehoben, alle Räthsel gelöst, und die Intelligenz fühlt sich durch jene Uebereinstimmung selbst überrascht und beglückt. Das Unbekannte aber, welches hier das Objective und Subjective in unerwartete Harmonie setzt, ist nichts Anderes als jenes Absolute, das den allgemeinen Grund der vorherbestimmten Harmonie zwischen dem Bewußtlosen und Bewußten enthält. Wird also jenes Absolute aus dem Product reflectirt, so wird es der Intelligenz als etwas erscheinen, das über ihr ist, und was selbst der Freiheit entgegen zu dem, was mit Bewußtsein und Absicht begonnen war, das Absichtslose hinzubringt. Dieses unveränderlich Identische, was zu keinem Bewußtsein gelangen kann und nur aus dem Product wiederstrahlt, ist für das Producirende eben das, was für das Handelnde das Schicksal ist, d. h. eine dunkle unbekannte Gewalt, welche zum Stückwerk der Freiheit das Objective hinzubringt. Dieses Unbegreifliche wird mit dem dunkeln Begriff des Genies bezeichnet. Das Genie ist für die Aesthetik dasselbe, was das Ich für die Philosophie, nämlich das höchste absolut Reelle, was selbst nie objectiv wird, aber Ursache alles Objectiven ist." „Der Grundcharakter des Kunstproducts ist eine bewußtlose Unendlichkeit. Der Künstler scheint in seinem Werk außer dem, was er mit Absicht darein gelegt hat, instinctmäßig eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist." „Die Kunst ist das einzige wahre und ewige allgemeine Organon zugleich und Document der Philosophie. Die Kunst ist eben deswegen dem Philosophen das Höchste, weil sie ihm das Allerheiligste gleichsam öffnet, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung

gleichsam in einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken sich flieht. Das Eine, welchem eine allgemeine, von allen Menschen anerkannte Objectivität gegeben ist, ist die Kunst, durch welche die mit Bewußtsein productive Natur sich in sich selbst schließt und vollendet. Die Kunst ist die einzige und ewige Offenbarung, die es gibt, und das Wunder, das, wenn es auch nur einmal existirt hätte, uns von der absoluten Wirklichkeit jenes Höchsten überzeugen müßte. Jener ursprüngliche Grund aller Harmonie des Subjectiven und Objectiven, welcher in seiner ursprünglichen Identität nur durch die intellectuelle Anschauung dargestellt werden konnte, ist durch das Kunstwerk aus dem Subjectiven völlig heraus gebracht und ganz objectiv geworden, und so haben wir unsern Gegenstand, das Ich, allmälig auf den Punkt geführt, auf dem wir selbst standen, da wir zu philosophiren anfingen. Und wie nun in der Kindheit der Wissenschaften die Philosophie von der Poesie geboren und genährt worden ist, so ist zu erwarten, daß sie und mit ihr alle andern Wissenschaften nach ihrer Vollendung durch die Philosophie wiederum als ebenso viel einzelne Ströme in den allgemeinen Ocean der Poesie zurückfließen, von welchem sie ausgegangen waren. Welches aber das Mittelglied der Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie sein werde, ist im Allgemeinen nicht schwer zu sagen, da ein solches Mittelglied in der Mythologie existirt hat, ehe die gegenwärtige Trennung geschehen ist. Wie aber eine neue Mythologie, welche nicht Erfindung des einzelnen Dichters, sondern eines neuen, gleichsam nur einen Dichter vorstellenden Geschlechts sein kann, selbst entstehen könne, dies ist ein Problem, dessen Auflösung allein von den künftigen Schicksalen der Welt und dem weitern Verlauf der Geschichte zu erwarten ist."

In dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe sind die Verhandlungen mit Schelling über diesen Punkt erwähnt und wie in der Auffassung des Genies beide mit ihm völlig übereinkamen. Ebenso merklich ist der Einfluß Fr. Schlegels, dessen Gespräch über die Poesie die Schlußwendung jenes Werks motivirt. In der That projectirte damals Schelling mit den sämmtlichen Romantikern die Herausgabe eines kritischen Journals, dessen eigentliche Häupter Goethe und Fichte sein sollten, der letztere bereits mit einem geheimen Vorbehalt, denn die einseitig praktische Wendung seines letzten Werks stimmte nicht in diese Verherrlichung der absoluten Kunst. Wenn aber Schelling mit der romantischen Schule principiell ganz auf dem gleichen Boden stand, so war er den meisten unter ihnen persönlich unbequem: mit Fr. Schlegel gab es stets kleine Reibungen, und August Wilhelm, der ihm bereits damals auf seiner Reise nach Berlin seine Frau überließ, war dadurch im Ganzen doch nicht freundlicher für ihn gestimmt. Am engsten schloß sich Schelling an Goethe an, an den Dichter, welcher, wie er sich bei seiner De-

duction des dynamischen Processes im Frühling 1800 ausdrückt, von den ersten Wiederklängen der Natur an, die in seinen frühesten Dichterwerken gehört werden, bis zu der hohen Beziehung auf die Kunst, die er in späteren Zeiten den höchsten Naturphänomenen gegeben hat, in der Natur nie etwas Anderes als die unendliche Fülle seiner eigenen Productivität dargestellt hat. Für ihn floß aus dieser Betrachtung der Natur der ewige Quell der Verjüngung, und ihm allein unter allen neuern Dichtern war es gegeben, zuerst wieder zu den Urquellen der Poesie zurückzugehn und einen neuen Strom zu öffnen, dessen belebende Kraft das ganze Zeitalter erfrischt hat.

Während dieser Beschäftigung mit der Kunst feierten auch die naturphilosophischen Studien keineswegs. Im April 1800 erschien das erste Heft der Zeitschrift für speculative Physik, wunderlicherweise eröffnet durch eine Recension der Schellingschen Schriften von seinem Freund Steffens. Diese Recension war ursprünglich für die Literaturzeitung bestimmt und daß diese 1799 die Aufnahme verweigerte, hatte Schlegel und Steffens zum Bruch mit dem mächtigen Institut veranlaßt. Als Anhang zu jener Recension stiftete Schelling der Literaturzeitung ein Denkmal voll persönlicher Grobheit, worauf Schütz 30. April und 10. Mai in demselben Ton erwiderte. Im Mai 1800 reiste Schelling nach Bamberg, um dort mit Röschlaub und Marcus eine Propaganda für die Naturphilosophie zu errichten. Die neue Zeitschrift enthielt noch einige neue naturphilosophische Abhandlungen, in welchen Schelling z. B. die Nothwendigkeit der drei Raumdimensionen zu erweisen suchte und dabei auf Hypothesen kam, deren Unrichtigkeit am scharfsinnigsten Herbart nachgewiesen hat.

Im Januar 1801 übersiedelte Hegel nach Jena und arbeitete nun gemeinschaftlich mit Schelling an dem Werk des absoluten Idealismus. Durch ihn wurde Schelling auch auf die Abweichung seiner Ansicht von der Fichteschen aufmerksam, doch hoffte er in den damaligen Briefen noch mit Bestimmtheit auf eine Ausgleichung. Eine Masse von Naturphilosophen tauchten um diese Zeit auf, mit denen Schelling aber selten ganz zufrieden war. Auch mit Ritter entzweite er sich; am meisten war er mit Steffens einverstanden, dessen Beiträge zur innern Geschichte der Erde 1801 erschienen. In demselben Jahr kamen Solger und Schubert als Schellings Schüler nach Jena, und Schelling versuchte sich, aber unglücklich, in der praktischen Medicin: Auguste Böhmer, die Tochter von Karoline Schlegel, starb im Sommer an diesem System. Der neue Jahrgang der Zeitschrift für speculative Physik enthielt einen Aufsatz von Eschenmayer, im Allgemeinen noch in Schellings Sinn, ferner im Juli von Schelling selbst eine Darstellung seines ganzen Systems, das er jetzt Identitätssystem taufte. Zum Theil hatten die durch Bardilis Logik entstandenen Streitigkeiten zwischen Fichte, Reinhold und Jacobi ihn in dieser Entwick-

ung gefördert, hauptsächlich aber der Verkehr mit Hegel. Wenn er früher, um zu der Identität zu gelangen, von den beiden Polen des Selbstbewußtseins und der Natur ausging, begann er jetzt mit dem Begriff der absoluten Identität d. h. der Identität der Identität und der Nichtidentität. Diese Identität erscheint in mannigfaltigen Metamorphosen und Potenzen als Materie, als Kraft, als Ausdehnung, als Wärme u. s. w., es hat kein großes Interesse, weiter darauf einzugehen. Zu bemerken ist noch der Eifer, mit dem Goethes Farbenlehre vertheidigt wurde.

Während er die Zeitschrift für speculative Physik selbstständig fortsetzte, verband er sich 1802 mit Hegel in dem kritischen Journal der Philosophie. Sie behandelten den neuen Idealismus als „unsere" Philosophie und besprachen sämmtliche Gegner mit einer Grobheit, die zuweilen an die Zote grenzte. Der große Kampf gehört Hegel ganz ausschließlich an, der bereits im Juli 1801 die Differenz des Fichteschen und des Schellingschen Systems geschrieben hatte; worauf sich dann auch Schelling am 3. Oct. 1801 in einem Brief mit Fichte auseinandersetzte. Kaum zwei Jahre waren nach dem Kantischen Sendschreiben verflossen und schon konnten die damaligen beiden Freunde, was sie sich damals gesagt, auf ihr eignes Verhältniß anwenden. Im Winter 1801 zu 1802 arbeitete Schelling sein Gespräch aus: „Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge." Schon früher hatte ihn die Platonische Kunstform sehr angezogen, zuletzt hatte wol Schlegels Gespräch über Poesie ihn bestimmt; vier Philosophen, Bruno, Alexander, Anselmo und Lucian unterhalten sich über die tiefsten Geheimnisse der Philosophie, auch über andere Dinge z. B. über die Mysterien und Mythologie in einer ziemlich schwerfälligen Sprache, welche die Kunst durch Künstelei ersetzt. Am unangenehmsten sind die Pythagoreischen Spielereien mit Zahlen. Bruno schließt das Gespräch mit einer entzückten Aussicht auf den Zustand des absoluten Erkennens: „Wir werden die königliche Seele des Jupiter begreifen, der in unnahbarem Aether wohnt. Auch die Schicksale des Universums und die Vorstellungen von den Schicksalen und dem Tode eines Gottes werden uns nicht verborgen bleiben, so wenig wie die Zurückziehung des göttlichen Princips von der Welt, und wie die mit der Form vermählte Materie der starren Nothwendigkeit überliefert worden. Vor allem aber wird unser Auge auf die obern Götter gerichtet sein und jenes seligsten Seins Theilnahme durch Anschauen erlangend, werden wir wahrhaft vollendet werden, indem wir nicht nur als der Sterblichkeit Entflohene, sondern als solche, welche die Weihe unsterblicher Götter empfangen haben, in dem herrlichen Kreise leben."

Im „kritischen Journal" von 1802 war Schellings wichtigster Beitrag die Abhandlung „über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt", in welcher sich ein so entschiedener Einfluß Hegels ausspricht,

daß man diesen später für den Verfasser hielt. Schon hier zeigen sich starke Hinweisungen auf die im Athenäum gepredigte neue Religion der Künstler. Die mystische Bildlichkeit der Sprache zeigt sich am deutlichsten im Schluß: „Die Seele, welche den Verlust des höchsten Gutes gewahr wird, eilt in ihrer Sehnsucht, der Ceres gleich, die Fackel an dem flammenden Berg zu entzünden, die Erde zu durchforschen, alle Höhen und Tiefen zu durchspähen — umsonst, bis sie ermüdet in Eleusis anlangt. Allein nur die allsehende Sonne offenbart den Hades als den Ort, der das ewige Gut vorenthält. Die Seele, der diese Offenbarung widerfährt, geht zur letzten Erkenntniß über, sich zum ewigen Vater zu wenden. Die unauflösliche Verkettung zu lösen, vermag auch der König der Götter nicht; aber er verstattet der Seele, sich des verlornen Gutes in den Bildungen zu freuen, welche der Strahl des ewigen Lichts durch ihre Vermittlung dem finstern Schoß der Tiefe entreißt." Schillers Reich der Schatten! Novalis Hymnen an die Nacht!

Ganz im Sinn der romantischen Schule ist ferner die Abhandlung „über Dante in philosophischer Beziehung". Dantes prophetisches Gedicht, hatte Fr. Schlegel im Athenäum gesagt, ist das einzige System der transcendentalen Poesie und immer noch das Höchste in seiner Art. Den Geist des Spinoza in einer schönen Form darstellen, würde einer nur in der Art können wie Dante. Dante ist der einzige, welcher eine Art von Mythologie, wie sie damals möglich war, erfunden und gebildet hat. — Ebenso sagt Schelling: „Das nothwendige Gesetz der ganzen modernen Poesie ist, daß das Individuum den ihm offenen Theil der Welt zu einem Ganzen bilde und aus dem Stoffe seiner Zeit, ihrer Geschichte und ihrer Wissenschaft sich eine Mythologie schaffe, daß das Individuum durch die höchste Eigenthümlichkeit wieder allgemeingiltig, durch die vollendetste Besonderheit wieder absolut werde." „In der neuen Zeit ist die Wissenschaft der Poesie und Mythologie vorangegangen, welche nicht Mythologie sein kann, ohne universell zu sein und alle Elemente der vorhandenen Bildung, die Wissenschaft, die Religion, die Kunst selbst in ihren Kreis zu ziehn, das hat Dante gethan." „Dantes Gedicht ist eine Verbindung der Philosophie und Poesie. Die Eintheilung des Universums und die Anordnung des Stoffes nach den drei Reichen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses ist eine allgemein faßliche symbolische Form, die zugleich als sinnbildlicher Ausdruck des innern Typus aller Wissenschaft und Poesie ewig und fähig ist, die drei großen Gegenstände der Bildung: Natur, Geschichte und Kunst (!), in sich zu fassen. Die Wissenschaft der Zeit, d. h. die zur Zeit des Dichters mit mythologischer Würde bekleidete Ansicht des Weltsystems, ist für ihn gleichsam die Mythologie und der allgemeine Grund, der den kühnen Bau seiner Erfindungen trägt. Das Werk

ist prophetisch, vorbildlich für die ganze moderne Poesie." Am nächsten komme ihm Goethes Faust.

In den „fernern Darstellungen aus dem System der Philosophie" (Zeitschrift für speculative Physik 1802) wird namentlich über die absolute Form der Erkenntniß geredet; die Trennung von Fichte wird schärfer markirt; dagegen wird der früher seines Dogmatismus wegen getadelte Spinoza neben Plato als ein frühzeitiger Verkündiger des absoluten Idealismus geehrt.

Im Sommersemester 1802 hielt Schelling Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, die er im folgenden Jahr in Druck gab. Gleich Schiller in seiner Antrittsvorlesung stellt er der Einseitigkeit des Fachgelehrten die Nothwendigkeit allgemeiner speculativer Bildung entgegen. „Vielleicht war diese Forderung nie dringender als zu der gegenwärtigen Zeit, wo sich alles in Wissenschaft und Kunst zur Einheit drängt und ein neues Organ der Anschauung allgemeiner und fast für alle Gegenstände sich bildet. Nie kann eine solche Zeit vorbeigehn ohne die Geburt einer neuen Welt, welche diejenigen, die nicht thätigen Theil an ihr haben, unfehlbar in die Nichtigkeit begräbt. Keiner ist von der Mitwirkung ausgeschlossen, da in jeden Theil, den er sich nimmt, ein Moment des allgemeinen Wiedergebärungsprocesses fällt." Dieser Moment ist auch günstig zur Wiederaufnahme der Tradition. „Es mußte dem gegenwärtigen Menschengeschlecht ein anderes vorangegangen sein, welches die alte Sage unter dem Bilde der Götter verewigt hat." „Das Reich der Wissenschaften ist eine Aristokratie im edelsten Sinn." „Der natürliche Wahlspruch der Philosophie ist das Wort: odi profanum vulgus et arceo." „Philosophische Construction ist Darstellung in intellectueller Anschauung, ohne welche keine Philosophie ist. Wer sie nicht hat, versteht auch nicht, was von ihr gesagt wird. Eine negative Bedingung ihres Besitzes ist die klare und innige Einsicht der Nichtigkeit aller blos endlichen Erkenntniß. Man kann sie in sich bilden, und im Philosophen muß sie gleichsam zum Charakter werden, zum unwandelbaren Organ, zur Fertigkeit, alles nur zu sehn, wie es sich in der Idee darstellt. Denn Philosophie ist die Wissenschaft der Ideen oder der ewigen Urbilder der Dinge." „Eine Philosophie, die irgend einen Gegensatz zurückläßt (einen irrationalen Rest), ist noch nicht zum absoluten Wissen vorgedrungen!" Am wichtigsten ist die achte Vorlesung. „Die höchste Vereinigung des philosophischen und historischen Wissens ist die Theologie. Die historische Beziehung der Theologie gründet sich nicht allein darauf, daß alle Religion in ihrem ersten Zustand schon Ueberlieferung war; auch nicht allein darauf, daß die besondern Formen des Christenthums, in welchen die Religion unter uns existirt, nur geschichtlich erkannt werden können. Die absolute Beziehung vielmehr ist, daß im Christenthum das Universum überhaupt als Geschichte angeschaut wird." „In der christlichen Religion hat das Gött-

liche aufgehört, sich in der Natur zu offenbaren, und ist nur in der Geschichte erkennbar; darum ist das Christenthum seinem innersten Geiste nach und im höchsten Sinn historisch. In der idealen Welt, also vornehmlich der Geschichte, legt das Göttliche die Hülle ab, sie ist das lautgewordene Mysterium des göttlichen Reichs. Das Christenthum ist das geoffenbarte Mysterium und seiner Natur nach esoterisch, wie das Heidenthum seiner Natur nach exoterisch. In dem Verhältniß, daß die ideelle Welt offenbar wurde, mußte im Christenthum die Natur als Geheimniß zurücktreten. Die höchste Religiosität, die sich im christlichen Mysticismus ausdrückte, hielt das Geheimniß der Natur und das der Menschwerdung Gottes für eins und dasselbe." „In der schönsten Blüte der griechischen Religion und Poesie offenbarte sich die ewige Nothwendigkeit der Natur, wo der Widerstreit des Unendlichen und Endlichen noch im gemeinschaftlichen Keim des Endlichen verschlossen ruht. Die neue Welt beginnt mit einem allgemeinen Sündenfall, einem Abbrechen des Menschen von der Natur." „Der Schluß der alten Zeit konnte nur dadurch gemacht werden, daß das Unendliche in das Endliche kam, um es in eigner Person Gott zu opfern und dadurch Gott zu versöhnen. Die erste Idee des Christenthums ist daher nothwendig der menschgewordene Gott, Christus als Gipfel und Ende der alten Götterwelt, als Grenze der beiden Welten. Er selbst geht zurück ins Unsichtbare und verheißt statt seiner den Geist, das ideale Princip, welches das Endliche zum Unendlichen zurückführt und als solches das Princip der neuen Welt ist. Die Vollendung der christlichen Ansicht des Universums liegt in der Idee der Dreieinigkeit. Der ewige, aus dem Wesen des Vaters aller Dinge geborene Sohn Gottes ist das Endliche selbst, wie es in der ewigen Anschauung Gottes ist und welches als ein leidender und den Verhängnissen der Zeit unterworfener Gott erscheint, der im Gipfel seiner Erscheinung, in Christo, die Welt der Endlichkeit schließt und die der Unendlichkeit eröffnet." „Seinem Ursprung nach ist das Christenthum aus der Geschichte und Bildung der Zeit seines Entstehens natürlich und als eine blos einzelne Erscheinung des allgemeinen Geistes der Zeit erklärbar. Das Christenthum war nur das Erste, wodurch derselbe ausgesprochen wurde. Das römische Reich war Jahrhunderte zuvor reif zum Christenthum, ehe Konstantin das Kreuz zum Panier der neuen Weltherrschaft wählte. Die vollste Befriedigung durch das Aeußere führte die Sehnsucht nach dem Innern und Unsichtbaren herbei, ein zerfallendes Reich, dessen Macht blos zeitlich war, der verlorne Muth zum Objectiven, das Unglück der Zeit mußten die allgemeine Empfänglichkeit für eine Religion schaffen, die den Menschen an das Ideale zurückwies, Verleugnung lehrte und zum Glück machte. Christus als der Einzelne ist eine völlig begreifliche Person, und es war eine absolute Nothwendigkeit, ihn als symbolische Person und in höherer Bedeutung zu fassen.

Die Menschwerdung Gottes ist eine Menschwerdung von Ewigkeit; der Mensch Christus ist in der Erscheinung nur der Gipfel und insofern auch wieder der Anfang derselben, denn von ihm aus sollte sie sich dadurch fortsetzen, daß alle seine Nachfolger Glieder eines und desselben Leibes wären." „Das Christenthum hat schon vor und außer demselben im Intellectualsystem der indischen Religion, als dem ältesten Idealismus, existirt; auch in der griechischen Bildung regen sich Ahnungen derselben, vornehmlich im Platon. Die ersten Bücher des Christenthums sind selbst nichts, als auch eine besondere und noch dazu unvollkommene Erscheinung desselben; seine Idee ist nicht in diesen Büchern zu suchen. Schon im Geist des Heidenbekehrers Paulus ist das Christenthum etwas anders geworden, als es im Geist des ersten Stifters war. Und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, welch ein Hinderniß der Vollendung die sogenannten biblischen Bücher für dasselbe gewesen sind, die an echt religiösem Gehalt keine Vergleichung mit so vielen andern der frühern und spätern Zeit, vornehmlich der indischen, auch nur von fern aushalten. Darum möchte wol der Gedanke der Hierarchie, dem Volke diese Bücher zu entziehen, den tiefern Grund haben, daß das Christenthum als lebendige Religion, nicht als eine Vergangenheit, sondern als eine ewige Gegenwart fortdauere. Eigentlich waren es diese Bücher, welche als Urkunden, deren nur die Geschichtsforschung, nicht der Glaube bedarf, beständig von neuem das empirische Christenthum an die Stelle der Idee gesetzt haben, welche durch die ganze Geschichte der neuen Welt im Vergleich mit der alten lauter als durch jene Bücher verkündigt wird, in denen sie noch sehr unentwickelt liegt. Der Geist der neuen Zeit geht mit sichtbarer Consequenz auf Vernichtung aller blos endlichen Formen, und es ist Religion, ihn auch hierin zu erkennen. Der Protestantismus war auch zur Zeit seines Ursprungs eine neue Zurückführung des Geistes zum Unsinnlichen, obgleich dieses blos negative Bestreben, außerdem daß es die Stetigkeit in der Entwickelung des Christenthums aufhob, nie eine positive Vereinigung und eine äußere symbolische Erscheinung als Kirche derselben schaffen konnte. An die Stelle der lebendigen Auctorität trat die andere todte in ausgestorbenen Sprachen geschriebener Bücher, und da diese ihrer Natur nach nicht bindend sein konnte, eine viel unwürdigere Sklaverei, die Abhängigkeit von Symbolen, die ein blos menschliches Ansehn für sich hatten. Mit Hilfe einer sogenannten Exegese, einer aufklärenden Psychologie und schlaffen Moral, haben vornehmlich deutsche Gelehrte alles Speculative und selbst das subjective Symbolische (Mystische) aus dem Christenthum entfernt. Dazu gesellte sich das psychologische Bestreben, viele Erzählungen, die offenbar jüdische Fabeln sind, aus psychologischen Täuschungen begreiflich zu machen. Zuletzt sollte auch noch der Volksunterricht rein moralisch, ohne alle Ideen sein. Aber die Moral ist nicht das Auszeichnende des Christenthums." — „An

Stelle des Exoterischen und Buchstäblichen des Christenthums muß das Esoterische und Geistige treten. Der ewig belebende Geist der Bildung wird dasselbe in neue und dauernde Formen kleiden, da es dem Geist der neuen Welt am Stoff nicht fehlt, das Unendliche in ewig neuen Formen zu gebären. Die Poesie fordert die Religion als die oberste, ja einzige Möglichkeit auch der poetischen Versöhnung; die Philosophie hat mit dem wahrhaft speculativen Standpunkt auch den der Religion wieder errungen, und die Wiedergeburt des esoterischen Christenthums, wie die Verkündigung des absoluten Evangeliums in sich vorbereitet."

Es ist kaum nöthig hervorzuheben, daß das nicht die Sprache der Wissenschaft ist, und man ahnt bereits den ganzen Unfug, der in späterer Zeit aus dieser Mischung von poetischer und prosaischer Combination hervorging. Der Schreiber dieser Zeilen hat anderwärts so lebhaft gegen diesen Unfug protestirt, daß er sich hier erlaubt, einmal die andere Seite hervorzukehren, die in der That vorhanden ist.

Die Richtigkeit der Kantischen Resultate vorausgesetzt, hatte mit den drei großen Kritiken die Speculation ihre Schuldigkeit gethan; ihre Rolle war fortan ausgespielt und ihre Aufgabe ging an die positiven Wissenschaften über. So etwas war aber dem eben erwachten speculativen Geist nicht zuzumuthen. Die Schriften der Kantianer waren fast durchweg überflüssig, denn sie wiederholten nur abgeschwächt den Beweis, daß man über das Absolute nicht zu speculiren habe; aber grade um das Absolute und um nichts Anderes war es damals der Welt zu thun. Wo der Geist sich so mächtig regt wie im Faust, da ist es umsonst, ihm Gründe des Verstandes entgegenzuhalten.

Der herrschende Trieb war auf das Aesthetische gerichtet und Fichtes Bemühungen, ihn zum Praktischen abzulenken, waren um so fruchtloser, da er selbst eine höchst unpraktische Natur war. Was konnte auch damals die Praxis der wahren Bildung bieten, während die Kunst ihr schon die höchsten Leistungen dargebracht hatte. Wollte die Philosophie die strebsame Jugend gewinnen, so mußte sie in der Weise Fausts speculiren, sie mußte den Schatz des Gemüths vergrößern, der Einbildungskraft glänzende Bilder und lockende Perspectiven öffnen. Das hat Schelling redlich gethan, und er hat nicht blos glänzende, sondern zuweilen auch überraschend wahre Bilder aufgerollt, wie die obige Skizze vom Christenthum zeigt. Es ist richtig, wenn auch nicht in dem Grade wie Noack es darstellt, daß er sehr viel von seinen Vorgängern entlehnt hat, aber dadurch, daß er ihm schnell eine schöne und zugleich eine verständliche Form gab, hat er es in sein Eigenthum verwandelt. Die Farbe gehört ihm ganz eigen an und ebenso manche seiner tiefsten Anschauungen.

Was das Urtheil der Nachwelt betrifft, so ist Fichte viel glücklicher gewesen, als Schelling; bei Fichte denkt man immer nur noch an die Reden an die

deutsche Nation, und über der Beredsamkeit, mit welcher er darin die Vaterlandsliebe preist, vergißt man, daß er zwei Jahre vorher das Gegentheil gelehrt, vergißt man den geschlossenen Handelsstaat und die fabelhafte Idee, Deutschland durch die Einführung der Pestalozzischen Erziehung zu befreien und die Volksfreiheit durch ein Ephorat zu sichern. Bei Schelling denkt man immer an die Producte seiner Altersschwäche. Er hatte das Unglück, sich zu überleben. Er war eigentlich schon fertig mit dem Buch über die Freiheit. Wäre er in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gestorben, so würde man ihn als eins der glänzendsten Glieder in der großen Kette ehren, in welcher damals alles Große, Edle und Hoffnungsreiche freilich mehr ahnungsvoll als werkthätig sich zusammenschloß. J. S.

Kunst und Kirche in Italien.

Um südliches und zwar italienisches Leben zu verstehen, muß man vor allen Dingen eine Seite ins Auge fassen, über deren Beschaffenheit diesseits der Alpen nicht leicht eine richtige Ansicht sich bilden läßt. Wir meinen das Kunstbedürfniß des Volks und die ihm werdende Befriedigung.

Wir haben hierbei nicht Vasaris Ausspruch im Auge: die italienische Luft gebe dem Volke eine Kunstempfänglichkeit, von welcher der barbarische Norden nichts ahne. Ohne Zweifel liegt diesen Worten noch jetzt Wahrheit zu Grunde, doch hat sich unter den Gebildeten unserer Nation das Verhältniß seit jenem Ausspruch zu Gunsten der Barbaren geändert, und wir sind jetzt nicht selten in der Lage, den Ungeschmack ins transalpinische Gebiet zu verweisen.

Bei alledem ist das Kunstbedürfniß des italienischen Volkes unleugbar groß, wenn auch von mancher Entartung nicht frei, und es ist von höchstem Interesse zu beobachten, bis zu welchem Punkte die einzige in Italien herrschende Macht, die Kirche, sich das Monopol erobert hat, diesem Bedürfniß Genüge zu thun und solcher Art sich den Sinnen des Volkes unentbehrlich zu machen.

Wenn man die Geschichte dieser Leistungen durchläuft, findet man das Bestreben, die Kunst zu einem Monopol der Kirche zu machen, bald in jener, bald in dieser Gestalt zu Tage treten. Wo sich Verbote durchsetzen lassen, nimmt man zu ihnen die Zuflucht, um keine Concurrenz zu haben. Wo durch Bessermachen allein das Uebergewicht erreichbar ist, verwendet man unerhörte Summen auf diese Art der Ueberflügelung. Immer aber ist man im offnen

Kampfe gegen Mitbewerber um die Gunst des kunstbedürftigen Volkes begriffen, und zu keiner Zeit verkennt man, wie die Kirche mit dem Siegen oder Unterliegen in diesem Wettstreite stehen oder fallen muß.

Die Schauspielkunst hat sich nur nach langjährigen Anstrengungen zur weltlichen Selbstständigkeit durcharbeiten können. Die Kirche erkannte auf den ersten Blick diese gefährlichste aller Nebenbuhlerinnen, und man weiß, wie lange alle derartigen Bestrebungen sich in der zwingenden Form von Mysterien, Moralitäten und Klosterschauspielen unschädlich machen lassen mußten. Vor allem versuchten die Jesuiten noch einmal die den Händen der Kirche entschlüpfende Schauspielkunst ihr zurückzuerobern. Oft genug in dieser Bedeutung erwähnt ist die um das Jahr 1597 von den Jesuiten auf offenem Markt zur Aufführung gebrachte Monsterkomödie, „der Kampf des Erzengels Michael mit dem Lucifer", wobei nicht weniger als 900 Personen den Chor bildeten. Vierzig Jahre später gaben die Jesuiten in Neapel zu Ehren der Infantin eine Vorstellung, welche 7000 Ducaten kostete, und wobei schon Kinder in Wolken umherschifften, eine später dem Jesuitenstil in der Malerei so werth gewordene Erfindung. Auch die Benedictinerinnen von Santa Maria Donn' Albina führten bei derselben Veranlassung Schauspiele für Damen auf, ohne übrigens es übel zu nehmen, daß eine Menge Cavaliere, von den obern Fenstern der Kirche aus, diesem heiligen Spectakel zusahen.

Wie aber in Neapel der Vicekönig Monterey von dieser Kunst bis zu einem Grade angesteckt wurde, daß er um jeden Preis Schauspieler unterstützt wissen wollte und sogar den spanischen Offizieren und einer gewissen Classe unbeschützter Frauenzimmer bei einer monatlichen Schauspielsteuer von vier Carolin gebot, das Theater zu besuchen, so verallgemeinerte sich auch an andern Orten bald der Geschmack an dieser Vergnügung und allmälig wurde die Kirche in ihren desfallsigen Monopolansprüchen überflügelt.

Wenn wir uns an Calderon und Shakespeare erinnern, so gibt das seiner Kirche häufig noch dienstbare Schaffen des erstern und die völlig dem einzigen Dienste der Kunst gewidmete Thätigkeit des andern Anhaltepunkte genug, welche das Unterliegen der Kirche in diesem Wettstreit nicht unerfreulich erscheinen lassen.

Gegenwärtig ist die Schauspielkunst zu einer Macht angewachsen, die sich nicht viel leichter unterdrücken lassen würde, als etwa die Presse selbst. Alles, was selbst in Rom gegen sie auszurichten ist, beschränkt sich darauf, daß man ihr bestimmte unfreiwillige Ferien auferlegt, z. B. von Aschermittwoch an bis Ostern, immer eine nicht unbedeutende Unterbrechung, geeignet, mancher deutschen Theaterkasse einen empfindlichen Stoß zu geben.

Während dieser Fastenzeit tritt nun die Kirche in ihr altes Recht zurück: selbst und zwar allein die Sinne des Volkes zu beschäftigen, und sie läßt kei-

nen Augenblick verkennen, wie sehr sie hierin das Beste zu leisten sich für befähigt hält.

Da sich inzwischen die Schauspielkunst als Kunst grade in Italien zu einer großen Höhe und Meisterschaft entwickelt hat, so muß die Kirche als Dilettantin verzichten, in der ehemaligen Weise eine Bühne der andern gegenüberzustellen. Es werden zwar noch immer geistliche Komödien aufgeführt und man erhält ohne große Mühe zu solchen Schaustellungen Zutritt, doch sind sie mehr auf die Privatbühnen geistlicher Häuser eingeschränkt und haben nicht im italienischen Sinn einen öffentlichen Charakter. Der Wettstreit im Großen ist aufgegeben.

Aber in kleine Scheingefechte versprengt, erkennt man ihn doch wieder, und allenthalben tritt das deutliche Bestreben zu Tage: unterhaltend zu sein, zu ergötzen, die Menge anzuziehen, volle Häuser zu haben.

Nun werden die unterirdischen, mit Schädeln und Skeletten tapezierten Kapellen bei der Engelsbrücke und bei den Mönchen neben dem Tritonenplatz geöffnet, festlich erleuchtet, durchräuchert und früh und spät von Leuten besucht, die sich gern einmal mit dem Grausen auf Du und Du befinden möchten. Nun kletterts und kriechts die hohe Treppe von Ara Celi hinauf, um kleine geputzte Mädchen auf Stühlen oder Tischen mitten im Kirchenschiff die sogenannten Kinderpredigten hersagen zu hören, d. h. Gedichte in Dialogform, welche den bambino, die madre di dio, den buon padre Giuseppe oder die immacolata concezione feiern. Nun drängt sichs nach dem Bambino von Ara Celi selbst, der Wunderpuppe, welche während der Revolutionstage im päpstlichen Wagen umhergefahren wurde, um solcher Art diesen vor dem ihm drohenden Autodafe zu bewahren. Nun sind in Sant Onofrio der Laie und der Gottesgelahrte (in den bekannten Disputationen des dotto und des rozzo) nahe daran, einander die Köpfe zu zerzausen, und während der eine mit schlagendem Volkswitz sich über Heilige und Fromme lustig macht, der andere aber im Eifer der Bekehrung die Komik des Gegners zu überbieten sucht, wiederhallt das Tonnengewölbe des ehrwürdigen Baues von dem beifälligen Gelächter der versammelten Zuschauer. Auf den Straßen nicht minder wird der Vorübergehende zum Verweilen festgehalten. Dem Pantheon gegenüber improvisirt sich plötzlich auf dem geborgten Tische des ersten besten Pizzicatore eine geistliche Kanzel. Ein paar alte oder junge Müssiggänger machen Platz, halten auf, laden zum Bleiben ein. Irgend ein guter Bruder im langen Rock besteigt den Krämertisch und redet von Gott und Beelzebub, Himmel und Hölle, vor allem aber von der unbefleckten Madonna, deren Bild er mit der Farbenglut eines Allori in die Luft malt. Zum Schluß greift er zu einem bereit gehaltenen Crucifix, kniet davor, redet es an, läßt alle Anwesenden seine Worte nachsprechen, springt dann vom Tische hinab und hat seine

Tagesarbeit gethan. Aehnliche Unterhaltung lockt die Menge nach dem Colosseum. Bekanntlich ist der alte Tummelplatz von Thier und Mensch mit einer Anzahl Leidensstationen ausgestattet worden, und an einem Tage jeder Fastenwoche, aber auch sonst nicht selten, wird hier eine Mönchspredigt gehalten. Sie hat mehr malerische Wirkung, weil eine begleitende Schar Vermummter, wie man sie bei Begräbnissen sieht, die Stufen der breiten Kanzel umstehend, gleichsam den Chor zu dem belebten Monolog des Mönches abgibt.

Nicht minder ist um diese Zeit der gewandte Dialektiker der Kirche Gesu, Pater Curci, auf seinem Posten. Er hat eine Menge feine Beobachtungen zu seiner Verfügung und wenn er denselben hin und wieder mit seinem Mundspitzen eine sarkastische Färbung gibt, so geschiehts im vollen Bewußtsein der auch ihm, dem gelehrten Jesuiten, obliegenden Pflicht, nicht allein zu moralisiren, sondern auch zu divertiren.

Ist nun gar Anlaß zu einem Jubeljahr oder zu einer größern kirchlichen Festlichkeit, so locken auch fremde Redner, z. B. der Cardinal und Lustspieldichter Wiseman, Zuhörer in Menge an, und die Preise der Rohrstühle steigen von einem Tage zum andern.

Dies ist die eine Seite, wie die stille Zeit, welche dem Schluß der Theater folgt, in eine sehr laute Zeit verwandelt wird, welche die große Menge fortwährend in Athem und fern von ihrer Werkstatt hält.

Aber allerlei decorative Schaustellungen kommen hinzu, um die Bühne und ihre Täuschungen möglichst wenig vermissen zu lassen. In vielen Kirchen reißt während des ganzen Jahres der Faden der Puppenspiele nicht ab. Da gibt es in der Garderobe neben der Sacristei blaue, gelbe, goldgestickte Röcke für den Schutzpatron der Kirche, für die heiligen drei Könige, für die anbetenden Hirten, für die santa virgina und alle übrigen bis zum Gottvater hinauf. Und wieder neben der Garderobe in rumpligen, bernsteinräucherigen Kammern stehen Gliederpuppen und Wachs- oder Holzfiguren umher, heilige Leute, sobald sich die Garderobe ihrer angenommen hat, aber schmuzig und wurmstichig im Negligé der Polterkammer. Rückt nun ein Festtag heran, da wird der Kirchendiener im rothen Rocke plötzlich eine wichtige Person, der niemanden mehr zu grüßen Zeit hat und höchstens noch dem Altar seinen Knix macht. Nun schleppt er mit den gemietheten Fachini aus der Rumpelkammer hervor, was irgend noch zusammenhalten will; nun wird gewaschen, gebürstet, übertüncht und zum Stehen gebracht, was irgend noch der Zahn der Zeit verschonte; nun steckt man die ungefügen Burschen in Sammt- und Atlasgewänder, setzt ihnen Diademe auf, nagelt sie ihnen wol gar auf die hölzerne Stirne fest, und bringt sie in allerlei Stellungen in die Papplandschaft eines Palmenwaldes, wo sie, kunstvoll beleuchtet und durch ein Gitter abgesperrt, mit ihren gemalten Augen wochenlang die gaffende Menge an-

karren, um nach beendigtem Geschäft wieder in das Dunkel der Polterkammer zurückzuwandern.

Von diesen stummen Schaustellungen gibt es zu Festzeiten immer eine hübsche Anzahl in Roms Kirchen, und es zeigt sich allenthalben der begreifliche Wettstreit, die Schaulust auf Kosten seines Nachbars auszubeuten.

Solcher Art wird von dem Leben der Bühne gerettet, was irgend zu retten ist.

Es versteht sich indessen, daß ein kunstbedürftiges Volk noch andere Handhaben bietet, an denen es sich fassen und leiten läßt, und so wird denn auch in andern Richtungen keine Mühe gescheut. Wie viel die Malerei im Dienste der Kirche geleistet hat, bedarf nicht der weitern Ausführung. Alle italienischen Kirchen sind mit werthvollen Bildern, wenn auch nicht immer mit Meisterwerken gefüllt. Die Privatsammlungen haben ihre Schätze meistens aus Kirchen genommen, aber die letztern bieten noch immer reiche Auswahl, und somit findet das dahin zielende Kunstbedürfniß erwünschte Befriedigung. Nicht minder ist die Sculptur unter dem Schutze des Krummstabes aus ihrer tiefsten Erniedrigung emporgestiegen. Marmorbilder ohne Zahl drängen sich aus Nische und Säulenumzäunung hervor. Marmorne Engel, marmorne Wolken, marmorne Päpste und Heilige, — wohin man blickt, Kunstwerke, wenn auch überwiegend aus ruhmredig schlechter Zeit. Und wie allenthalben hat man auch in Italien dem Moder und der Verwesungsluft um der prächtigen Grabmonumente willen die Kirchen frei gegeben. Somit ist die Sculptur, ist die Malerei in einer Weise zum Dienste der Kirche herbeigezogen worden, wie sie nur irgend dem Kunstbedürfniß des italienischen Volkes sich gefällig erweisen konnten.

Es blieb noch eine andere gewichtige Macht, welche zu dem Menschen redet, die Musik. Und hier hat sich die Kirche nun in Verlegenheit befunden. Man hört in Italien noch immer bei bestimmten Veranlassungen alte Musik, z. B. den Ambrosianischen Lobgesang und Verwandtes. Die Mönche vor allem beharren bei diesen uralten Tonweisen, mit denen ihr ganzes Dasein in der That wie zusammengewachsen erscheint. Auch in der sixtinischen Kapelle und in einer Seitenkapelle S. Peters gibt es noch Gelegenheit alte Musik zu hören, wenn auch nicht immer aus der besten Zeit, zu welcher Zeit wir natürlich weder die Gregorianische und Ambrosianische, noch die Zeit der Manieristen rechnen dürfen, welche den Stil Pergoleses und Palestrinas zu modernisiren unternahmen. Die wirklich gediegene Musik aber ist mit wenigen Ausnahmen aus den Kirchen Italiens verschwunden.

Dies ist vielleicht das bedenklichste Zeichen für die Zustände der italienischen Kirche, das bedenklichste von all den vielen, welche ihren innern Verfall verrathen. Denn das Wesen der Musik ist Aufrichtigkeit. In jeder andern

Kunst läßt sich leichter lügen. Man sieht dies am deutlichsten, wo fromm Gefühle geschildert werden sollen. So wars ein wirklicher Schauder von frommer Scheu, der den leichtlebigen Rossini anwandelte, als er, nach einer tollen Nacht zwischen zerschlagenen Pokalen und zerpflückten Bacchuskränzen auf weinklebrigem Parketboden im Morgengrauen erwachend, das Gebet seiner Oper Moses niederschrieb, wenn er auch dabei seinem Naturell gemäß in den Ton einer venetianischen Romanze verfiel. Aber aller Kunstschweiß hat dem Stradella des Herrn von Flotow in seinem Marienliede keine Spur von heiliger Empfindung einzuflößen vermocht. Es geht einmal nicht; die Musik hat zu wenig Maske.

Nun aber finden wir schon seit mehren Jahrzehnten in ganz Italien weder Componisten, welche im wirklichen Sinne des Worts heilige Musik zu schreiben unternähmen, noch auch Zuhörer, denen die vorhandenen Compositionen aus guter Zeit zum Herzen klängen. Seit der ausgezeichnete Sonderling Philipp von Neri die Congregation der Priester des Oratoriums stiftete und den Geschmack am Drama durch das kirchliche Oratorium zu verdrängen suchte, seitdem hat man von Jahrhundert zu Jahrhundert Anstrengungen gemacht, um der gefährlichen Nebenbuhlerin, der Oper, ihre Anziehungskraft zu nehmen, Ceva, Pariati, Orsini, Zeno, Spagna, endlich sogar Metastasio, haben Texte für Oratorien zusammengetragen, und nach Emilio da Cavalieres Vorgang haben Leo, Jomelli, Buononcini und andere, Caldara nicht zu vergessen, für diese Texte die Musik geliefert; aber immer mehr ist man dem Opernstil nahe gekommen, und endlich haben sich die Kirchenpforten den Opernmelodien selbst aufgethan; nur ein Schritt noch weiter und die Opernbühne verlegt sich ganz dahin, von wo aus man die gefürchtete Feindin so lange bekriegte. Es fehlt nicht an dem guten Willen.

Wir finden zu den vielen Belegen hierfür, welche wir an Ort und Stelle in mußevollstem Umherschauen sammelten, unter andern eine Notiz in Kestners römischen Studien, die unsern Gegenstand ergötzlich beleuchtet. Kestner, trotz seiner diplomatischen Stellung in Rom fortwährend mit Künstlern aller Zweige im collegialischesten Zusammenhange, wurde eines Morgens von einem befreundeten Italiener mit einem Besuch überfallen, als der Sohn Lottens sich eben mit der Buffoarie „non più andrai Farfallone amoroso!“ abmühte. Der Italiener war Chordirigent der Franciscanerkirche zu Frascati. „Was zum Teufel singen Sie da?“ rief er dem andern entgegen. „Nichts für Sie“ entgegnete Kestner. „Späße eines lockern Barbiers über einen verliebten Pagen; haben Sie nie von Figaro gehört?“ — „Niemals! aber die Arie taugt vortrefflich für eine meiner Messen, es fehlte mir grade noch das Gloria in excelsis.“

Und er entlieh den kostbaren Fund, um die lustige Arie wirklich in

Frascati zum Besten zu geben, wo sie seitdem in der nämlichen Franciscanerkirche mit zweckmäßigen Textveränderungen eine der beliebtesten Arien der Messa cantata geblieben ist.

Es kann hiernach nicht befremden, wenn man bei Jubelfesten, wie sie z. B. zur Feier der unbefleckten Empfängniß in der römischen Chiesa nuova unter Capoccis Leitung aufgeführt wurden, bald Oratorium, bald Oper durcheinander hörte. Man hatte in jenem Jubeljahr Gelegenheit, die Anstrengungen zu beobachten, welche, neben der Kunst der Tapezierer und Lichtgießer, durch die Tonkunst im Dienste der Kirche gemacht wurden. Wenn sämmtliche Kirchenräume zu Baldachinen von rothem Sammet umgeschaffen und mit vierzig bis funfzig lichtverstreuenden Glaskronen erleuchtet waren, da füllten sich in der mächtigen Chiesa nuova hoch oben im Querschiff die zwei steinernen Chorbalkone, deren jeder eine Orgel, Instrumentisten und Sänger enthielt, an einem andern Ende der Kirche aber, dem Auge verdeckt, zischelte ein als Echo und zu unverhofften Antworten bereit gehaltenes Häuflein himmelhoch untergebrachter Sänger. Rechnet man die am Altar entfaltete Transparentpracht hinzu, die unübersehbare Menschenmenge, die späte Stunde, so wird man begreifen, welche Vorbedingungen zu einer wirklich großen Wirkung erfüllt erschienen. Dennoch gehörte schon lange Gewöhnung an italienischen Musikverfall dazu, um einer selbst mit solchen Mitteln ausgestatteten Aufführung bis ans Ende beizuwohnen. Man denke sich, daß Gabrieli, Nanini, Tartini, Bellini und Capocci selbst in fröhlichster Brüderlichkeit wie in einem musikalischen Kaleidoskop durcheinandergeschüttelt werden, daß auf eine Halbfuge Pergoleses eine Verdische Opernarie folgt, und man wird eine ungefähre Vorstellung von dem Kunstgenuß haben, welcher die faule Frucht dieser ungewöhnlichen Anstrengungen ist. Man denke sich hinzu, daß, was man vor ein paar Wochen im Theater Apollo beklatschte — beklatschte, weil die Prima Donna einmal vorzüglich bei Stimme war — daß dies selbe Musikstück hier von dem fistulirenden Verschnittenen der päpstlichen Kapelle im traurigsten Männersopran heruntergesungen wird — Mustapha heißt er, vielleicht um an seine türkischen Schicksalsgenossen, die Wächter des Serails, zu erinnern — und man wird sich sagen müssen, daß die italienische Kirche, zwischen Ueberlieferungen und Neuerungen eingeklemmt, in der Musik dem Lahmen gleicht, der mit Hilfe seiner Krücken ein Tänzchen versucht, um seine Lahmheit zu verstecken.

Die ernste Orgel wird bei diesem Opernwesen zur förmlichen Caricatur. Die vollen, langathmigen Töne, welche so ehrwürdig an die farbenreiche Symphonie eines Natursturmes gemahnen, werden zum meckernden Staccato zerhackt und trippeln kindisch daher wie ein Nestor, welcher wieder ins Kindesalter zurückfiel. Nichts Unschöneres als das Prestissimogeplauder eines Donizettischen Doctor Bartolo auf die schwerfälligen Lungen eines Orgelblasebalgs

übertragen. Die Orgel ist daher auch in Mißcredit gekommen. Im Neapolitanischen hat man die Militärmusik mit zum Dienst herangezogen. Beim Fest des heiligen Januarius trommelts und blästs den halben Tag vom Chor herunter, und man findet Bellini für diese Festlichkeiten fast schon zu ernst. Bei allen Landfesten, worunter man in Italien nichts anders als Kirchenfeste zu verstehen hat, liegt es höchstens an der Dürftigkeit der Gemeinden, wenn nicht Militärbanden in den Kirchen und bei den Processionen aufspielen. Die Militärbande bei dem Feste des heiligen Antonio zu Massa, gerieth während unseres dortigen Aufenthalts einmal in solch musikalisches Feuer, daß ein halbes Dutzend Kirchenscheiben aus dem Bleirahmen sprangen. Da man übrigens den Schutzpatron gleichzeitig durch kräftige, vor der Kirche abgefeuerte Böllersalven feiert, und da man ihm zu Ehren an der Kirchenthüre eine Art Jahrmarkt abhält, während der Messe Gelato und Granito ausruft, am Nachmittag häufig eine Tombola zum Besten gibt, Abends aber feuerwerkt und leuchtende Ballons aufsteigen läßt, mithin alles laut und weltlich lärmend betreibt, so fällt bei diesen ländlichen Patronatsfesten die unkirchliche Musik kaum noch verletzend auf. Man ist ohne längeres Zögern völlig in die Rolle der Jahrmarktsbelustiger eingegangen, duldet nicht, daß sich ein Concurrent daneben breit macht, und hat das Ideal dreist proclamirt, nach welchem in den Städten noch schüchtern umhergetappt wird: auf kirchlichem Wege dem Volke alles zu bieten, wonach sein Kunstbedürfniß nur Verlangen trägt.

Es liegt am Tage, daß dieser Zweck nur erreicht werden kann, wenn die italienische Kirche eine gewisse, ihr erreichbare Grenze der Kunstvollkommenheit, nach Art der alten Aegypter, als nicht überschreitbar feststellen könnte und solcher Art die Kunst selbst in ihren Leistungen herabdrückte. Es ist wol keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie diesen Ausweg wählen würde, stände ihr die Wahl frei. Frühern Zeiten ist dies möglich gewesen, und wir finden in der Geschichte jeder Kunst eine Entwicklungsstufe, von deren Betreten oder Ueberschreiten eine gewisse religiöse Scheu lange Zeit die Vorwärtsstrebenden zurückhielt. Heutzutage hat die Kirche kaum in den ihr eigensten Darstellungsgebieten noch ein Wort mitzureden. Als Flatz in Rom die armen Seelen im Fegefeuer in Kleidern darstellte und allen ihn besuchenden Nichtkatholiken dadurch anschaulich machte, von einem wirklich brennenden Feuer und von lauter halbgerösteten armen Sündern sei selbst im Fegefeuer nach neuester Auffassung nicht mehr die Rede, da erschien die mit der Tradition streitende Neuerung dem Papst Pio Nono so auffallend, daß er vom Vatican nach der Piazza di Spagna fuhr und die drei Stiegen zum Flatzschen Atelier erstieg. Er stand lange vor dem Bilde und er mochte seine eignen Gedanken über die neue Mode haben. Aber als er fortging, äußerte er sein vollkommnes Einverständniß damit, daß ein Kleiderverbot seinerseits keinen Künstler abhalten

würde, sich die schwierige Fleischmalerei durch passende Gewandung auch selbst bei Darstellungen des Fegefeuers vom Halse zu schaffen.

Somit wird nur im Kleinen und ohne klaren Zusammenhang gemaßregelt. Man gefällt sich darin, ohne von irgend puritanischen Bedenken gegen die Vergnügungssucht des Volks geleitet zu werden, ihm alles das zu verkümmern, was ihm nicht gerades Wegs durch die Kirche zugetragen wird. So hat man den Improvisatoren ein grausames Ende gemacht, und wir sind von einem Ende Italiens zum andern umhergestrichen, ohne auf offnem Markte noch eines einzigen dieser ungefährlichen Vorleser habhaft zu werden. Dennoch lasen sie, wie man weiß, meistens nur ihren Ariost, ihren Tasso, ihren Dante und vermittelten auf naive Weise zwischen dem gelehrigen, aber ungeschulten Volke und seinen großen Geistern früherer Jahrhunderte. Warum verfolgt man diese Zunft, die ungepflegt aus dem Boden aufgeschossen war und deren Schößlinge man in jedes andere Land zu verpflanzen wünschen müßte?

Aber noch eifersüchtiger fast ist die italienische Kirche auf eine andere Art Unterhaltung, vielleicht die beste von allen, welche zwischen Spiel und Kunst aus der heitern Sitte eines glücklich organisirten Volks sich entwickeln kann. Wir meinen den Tanz. Man hat bei diesem Worte leicht eine zu nordische Vorstellung. Wer deütsche Kirmeß- und Jahrmarktstanzvergnügungen im Auge hat, mag der Ansicht sein, daß in der That wenig verloren würde, wenn diese Art Tanz ein Ende hätte. Es ließe sich auch füglich nichts dagegen einwenden, sobald ein Ersatz dafür gefunden wäre, denn die Kraft will nun einmal austoben und am Ende ists noch nicht die schlimmste Art von Austoben, wenn auch mal ein Kopf blutig geschlagen oder ein Kranz zerzaust wird. Aber jenseits der Alpen kommt man überhaupt mit dem Maßstab nordischer Ausgelassenheit nicht durch. Es ist ein unglaublicher Abstand zwischen unserm deutschen Bauern- oder Handwerkervolk und den gleichen Classen in Italien. Schon die Mäßigkeit im Genusse berauschender Getränke bringt den Italiener gegen uns in den auffallendsten Vortheil. Man sieht keine Lustigkeit, welche ihre Ursachen auf dem Boden der Flasche nachweisen muß. Dazu kommt die große Zurückhaltung des weiblichen Geschlechts. Wenn wir lesen, daß die Franzosen Rom räumen möchten und die Oestreicher Ancona, so sind die Weiber zum größten Theil Schuld, daß beide fort verlangen. Nie haben wir in Rom und Ancona eins jener leicht geknüpften Verhältnisse zwischen Soldaten und weiblichen Dienstboten gesehen, das uns in Deutschland und Frankreich auf jedem Wege begegnet. Und zwar gilt diese Zurückhaltung nicht nur den Fremden, sie gilt nahezu im gleichen Maße den Einheimischen. So hat denn auch die natürlichste Annäherungsform der im Spiel sich gegenübertretenden Geschlechter, der Tanz, in Italien keine jener rohen Seiten, an denen unser Volk wol noch Jahrhunderte lang zu glätten

haben wird. Er hat wesentlich einen privaten Charakter. In jeder Famili ist ein Tambourin zu finden, und schon die Kinderhand lernt sich dieses einfachste aller Instrumente mit Geschick bedienen. Gesang dazu, auch eine Uebung die sich jeder ohne Ausnahme zu eigen macht, — und das Tanzorchester ist beisammen. Somit fällt schon das Bedürfniß des Tanzsaals und der bezahlten Spielleute weg. Aber der Tänzerin ist auch der Tänzer entbehrlich. Ein Schwester, eine Nachbarin, ja selbst irgend eine Alte, sind ihr grade so willkommen, denn es kommt bei ihrem Tanze nicht auf das Gegenüber an; sie tanzt ja von ihrem Gegenüber durchaus unabhängig, und bei der ängstlichen Zurückhaltung, welche ihr anerzogen ist, fühlt sie sich fast freier, wenn sie ihres Gleichen vor sich hat. Nun denke man sich dieses Volk, dem so leicht gepfiffen ist, in der fröhlichen Festlichkeit seiner Octoberfeste von ehemals, wie es familienweise hinauszieht vor die Thore Roms und sich dort, im Schmucke seidner Gewänder, goldner Ketten und funkelnder Zitternadeln, seiner Schönheit freut; oder wie es Abends auf den platten Dächern am Golf Neapels nach beendigtem Tagesgeschäft in der Kühle aufathmet und zwischen dem Liede einmal zum Tambourin greift, um seiner Behendigkeit und des ihm eingebornen Bewegungsadels froh zu werden; man denke sich dieses gern und unschuldig tanzende Volk und mache ausfindig, aus welchem Grunde ihm der Tanz verboten worden ist . . . aus welchem andern, als dem angedeuteten: weil die italienische Kirche diese Kunst bisher noch nicht in ihr Bereich zu ziehen gewußt hat, und weil sie nun einmal nicht zugeben will, daß sich das Volk ohne ihren Beistand belustige.

Es versteht sich, daß niemand etwas dagegen zu erinnern hat, wenn diejenigen Bälle geben und besuchen, welche nicht zum Volke rechnen, ja daß man bei Verfolgung dieses Themas auf die abgeschmacktesten Widersprüche stößt. Werden doch während der ganzen Theaterdauer unsere modernen, naturwidrigen und darum widerlichen Ballete in Rom selbst unangefochten zugelassen, sind doch sogar die Verdischen Opern auf diese, die Opera seria mitten durchschneidende Erholungspause recht eigentlich berechnet; tanzt doch in Neapels Teatro San Carlo noch immer der viel bespöttelte Chor in seinen froschgrünen Anstandshöschen. Aber der Volkstanz ist verboten.

Man fühlt sich versucht daran zu erinnern, daß König Salomo vor der Bundeslade tanzte, und daß bei einigem guten Willen solcher Art doch auch diese Kunst im Dienst des Feierlichen wieder aus ihrer Bescholtenheit zu erlösen sein dürfte, wenn sie nun einmal als eine rein weltliche Erholung der Kirche zu zerstreuend erscheint.

Wir kommen zum Schluß. Wo immer die italienische Kirche sich dem Volke aufdrängen kann, da geschieht es, wenn nicht auf gütlichem Wege, so auf dem Wege des Gebots oder des Verbots. Sie hat zu diesem Zweck

von künstlerischem Beiwerk an sich gerissen, was ihrem Wesen irgend assimilirbar war. In dem Bestreben, jeden Pulsschlag des Volks zu regeln, hat sie sich zur Dienerin seines Kunstbedürfnisses erniedrigt und hat dies letztere in bloße Schaulust und in den Hunger nach stark sinnlichen Eindrücken ausarten lassen, da sie als Dilettantin nicht eigne Eingebung, sondern den scheinbar sichersten Erfolg als ihr Gesetz anerkennen muß. Somit ist es ihr wie dem Strome ergangen, welcher seinen Spiegel weit über die fruchtbaren Lande hin ausdehnen möchte und dabei an Tiefe und Kraft einbüßte, was er an Breite erobert zu haben glaubte: sie hat sich verflacht und verflacht sich täglich mehr.

R. W.

Ausblicke auf den Kriegsschauplatz.

7.

1. Juli.

Von den Verbündeten auf ihrem Rückzug nicht besonders gedrängt, waren die Oestreicher den 17. Juni am Mincio vereinigt; sie gaben auch das rechte Ufer dieses Flusses vorläufig auf und behielten nur die Uebergänge an ihm besetzt. Hinter dem Mincio übernahm der Kaiser Franz Joseph, seit dem 30. Mai schon zu Verona, selbst den Oberbefehl über das Heer, mit Heß als Generalstabschef an seiner Seite. Giulay legte das Commando der zweiten Armee nieder und ging nach Hause. Es trat indessen dafür nichts Besseres ein, eher etwas Schlimmeres. Das Heer ward jetzt nämlich in zwei Armeen zerlegt, die doch auf dem gleichen engbegrenzten Kriegsschauplatz operiren, auf dem gleichen Schlachtfeld möglicherweise operiren sollten. An die Spitze der sogenannten ersten Armee oder des linken Flügels trat Graf Wimpffen, an die Spitze der zweiten Armee nun an die Stelle Giulays Graf Schlik, der bisher das Commando im Küstenlande geführt hatte.

Ein solches in zwei große Körper getheiltes Heer ist ein wahres Ungeheuer. Es gleicht einem Menschen, der — nicht etwa zwei Beine hätte, sondern aus zwei Beinen bestände. Ein solches Wesen, dessen Bewegungen sich der Leser einmal vergegenwärtigen mag, nennt man wol nicht mehr einen Menschen, sondern ein Mondkalb. Ein zweigetheiltes Heer sollte man auch nicht mehr ein Heer nennen.

Die Unfähigkeit eines solchen Ungethüms, durch die Wirkung der Kunst, auf zweckmäßige Weise etwas zu leisten, liegt vorzugsweise darin, daß jede kriegerische Hauptaufgabe von einiger Bedeutung in mehr als zwei Unteraufgaben zerfällt und daß für die Lösung jeder dieser Unteraufgaben zudem nicht gleiche, sondern ungleiche Kräfte nothwendig sind.

So z. B. in einer Angriffsschlacht wird man gewöhnlich folgende Aufgaben zu unterscheiden haben: auf einem Flügel einen Scheinangriff führen, gegen den andern Flügel oder das Centrum den Hauptangriff machen, die Theile der feindlichen Linie, gegen welche weder der Haupt- noch der Scheinangriff gerichtet wird, wenigstens beobachten und wenn sie selbst etwas Positives erreichen wollen, sie zurückweisen, aufhalten, bis der Hauptangriff durchgedrungen ist oder bis man sein ursprüngliches Ziel aufgibt, die Schlacht abbricht, den Rückzug antritt; endlich Reserven aufstellen, welche unvermuthete Ereignisse pariren, welche die Entscheidung in der Krisis der Schlacht geben, eine kräftige Verfolgung übernehmen oder im schlimmsten Falle den Rückzug decken können.

Da brauchte man nun im Heer etwa folgende großen Theile oder Einheiten: ein Corps für den Scheinangriff, zwei für den Hauptangriff, eins zur Beobachtung der nicht angegriffenen Theile der feindlichen Linie, zwei zur Reserve; im Ganzen sechs Corps oder Einheiten.

Hat man nur zwei, was geschieht dann? Man könnte z. B. die Unteraufgaben auf zwei reduciren: Scheinangriff und Hauptangriff. Da nun aber die beiden Einheiten gleich groß sind und man sie doch nicht auseinanderreißen darf, — denn wozu wäre dann die Eintheilung überhaupt gemacht? — so muß man die eine auf den Hauptangriff, die andere auf den Scheinangriff verwenden, d. h. ebenso viele Kraft auf die Nebensache, die Demonstration, als auf die Hauptsache, den Stoß, der den Feind völlig niederwerfen soll. Reserven hat nun der Oberfeldherr gar nicht. Allerdings kann jeder der beiden Commandanten der großen Einheiten sich seine eigene Reserve bilden und wird es jedenfalls thun. Aber dann leitet nicht mehr der Oberfeldherr die Schlacht, sondern das thun seine beiden Unterbefehlshaber. Jener hat sich durch die schlaue Eintheilung seines Heeres selbst abgesetzt; denn nur wer über die Reserven disponirt, hat eine wirkliche Leitung des Kampfes wie der Operationen in der Hand.

Ist nun in dieser Zweitheilung, welche jedem Naturgesetz Hohn spricht, irgend eine Vernunft? Man mag sie betrachten, in Bezug auf welche kriegerische Handlung man wolle, man wird immer wieder zu denselben Resultaten gelangen, welche wir bei unserm leicht skizzirten Beispiel oben gefunden haben. Niemand wird daher wol in dieser Aenderung im Oberbefehl einen Fortschritt sehen wollen oder sie schön finden. Niemand außer einer, die Augsburger Zeitung nämlich; denn die hat von Anfang an alles gut gefunden, was die Oestreicher gethan haben.

Guilay geht über den Tessin. „Schön,“ ruft die Augsburgerin. Er setzt nach Norden an; „prächtig!“ schreit die Augsburgerin. Er setzt nach Süden an; „superb!“ — Er setzt nach Westen an; — „ausgezeichnet! Er setzt noch

einmal nach Süden an; „wundervoll! Nun springt er mit einmal über den Tessin zurück, bekommt Schläge und eilt spornstreichs nach dem Mincio zurück. „Das ist nun gar sublim! Da nähert man sich seinen Quellen, dem berühmten Festungsviereck, u. s. w. u. s. w." Es fehlt blos noch, daß uns bewiesen würde, Giulay habe sich mit Absicht bei Magenta schlagen lassen, „um sich seinen Quellen zu nähern."

Die Augsburger Zeitung nennt dieses: „Vertrauen in die Führung erhalten wollen." Wenn sie mit Marionetten zu thun hätte, so möchte das angehn. Indessen nicht jeder menschliche Verstand ist so leichtfüßig, um jedem Guilayschen Bocksprung mit gleicher Bewunderung folgen zu können, und wir glauben, die Augsburgerin hat weiter nichts erreicht als eine entschiedene Schwächung des Vertrauens in ihre eigne Führung.

Mit seiner zweigetheilten Armee ging nun Kaiser Franz Joseph am 23. Juni, nachdem er schon am 20. sein Hauptquartier von Verona nach Villafranca verlegt hatte, an das rechte Minciooufer vor, um die Offensive zu ergreifen und die nunmehr an der Chiese aufgestellten Verbündeten aufzusuchen.

Der rechte Flügel, die zweite Armee unter Schlik, stellte sich zwischen Pozzolengo und Cavriana auf, vor ihrem Centrum Solferino; der linke Flügel entwickelte sich, die französischen Vortruppen nordwärts treibend, zwischen Guidizzolo und Castelgoffredo.

Beide Flügel bildeten also jetzt eine Zange, zwischen welcher, auf Lonato und Montechiaro basirt, der Feind stand. Der rechte Flügel der Oestreicher hatte offenbar nur die Bestimmung einer Demonstration, er sollte nur den Feind gegen sich heranlocken, dann ihn lediglich aufhalten, während der linke Flügel — in einem weiten Bogen an die Chiese in Flanke und Rücken des Feindes vordringend — den Hauptstoß zu führen hatte. Aber der rechte Demonstrationsflügel war so stark, vielleicht noch stärker, als der linke, der Ernstflügel, dort Verschwendung, hier Knauserei. Ein Centrum fehlte eigentlich ganz; auf dem Raum zwischen Cavriana und Guidizzolo stand so gut wie nichts. Das Centrum hätte nicht gefehlt, wenn das Heer statt in zwei Armeen in sechs oder acht Corps — als nächste Unterabtheilungen getheilt gewesen wäre.

Am 24. Juni kam es zur Schlacht. Nachdem in den Gefechten des Vormittags Napoleon den Stand der Dinge erkannt; die etwas weitausholende Bewegung des linken Flügels, welche Zeit brauchte, um zur Wirkung zu kommen, die Schwäche des Centrums, die Demonstration und defensive Bestimmung des trotzdem starken rechten östreichischen Flügels, ließ er dem feindlichen linken nur verhältnißmäßig schwache Kräfte zum bloßen Aufhalten gegenüber und warf sich mit überlegenen Massen auf das östreichische Centrum

bei Solferino und Cavriana. Der hier erfochtene Sieg zwang auch den östreichischen linken, der nun in der Luft stand, zum Rückzug. Ein an sich erfolgreicher Ausfall Benedeks auf dem äußersten rechten konnte an der Hauptentscheidung nichts ändern.

Dies ist im Allgemeinen alles, was wir bis jetzt über Anlage und Verlauf der Schlacht wissen, welche unter dem Namen der Schlacht von Cavriana oder Solferino — vielleicht könnte man sie auch in Erinnerung an 1796 Schlacht von Castiglione nennen — auftritt. Selbst dieses Wenige genügt schon, um die Unzweckmäßigkeit der Eintheilung in zwei große Heereskörper in das hellste Licht zu setzen. Ich theile es Ihnen deshalb getrost heute schon mit, behalte mir indessen vor, sobald genauere Daten vorhanden sind, auch eine genauere Darstellung zu liefern, welche diese Schlacht in hohem Maße verdienen wird, und dabei Irrthümer, die ich begangen haben sollte, zu rectificiren.

Wir wissen auch, daß diese Schlacht eine der riesigsten und blutigsten des ganzen neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Jeder der beiden Theile hat mindestens 150,000 Mann ins Gefecht geführt, jeder soll gegen 20,000 Mann an Todten und Verwundeten auf dem Platze gelassen haben. Eine Privatnachricht aus guter Quelle, die uns von Mailand zugeht, versichert, daß die Piemontesen allein 10,000 Mann auf dem Platze gelassen hätten.*)

Blätter aus einem Tagebuch Johannes Falks im Jahre 1808.

Von Goethe, den sie nur „l'auteur du jeune Werther“ nannte, sagte sie (die Frau v. Staël): „c'est un volcan refroidi.“ Fichte est comme sa philosophie, et sa philosophie est comme Fichte — son nez est trop long, et sa figure est trop petite — Humboldt a dans son visage quelque chose d'une grenouille, il a de l'esprit, de l'entendement, des yeux grands et sans expression, mais il manque de sentimens — enfin il est froid comme une grenouille. Je trouve qu'on a toujours tort d'être l'aide — il y a un rapport fixé entre le corps et l'esprit — c'est à nous de nous donner des tournures d'esprit, ce qui sert à couvrir telle et telle disproportion de notre corps. —

*) Anm. d. Red. Die officiellen Angaben lauten auf 5525 Mann.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das Veltlin.

Eine historische Skizze.

Wo in der Ortlesspitze die rhätischen und tiroler Alpen zusammenstoßen, da entspringt an dem Abhang des stilfser Jochs die Adda; in ihrem Lauf bis dahin, wo sie sich in den Comersee ergießt, bildet sie, von hohen Gebirgszügen im Norden, von niedrigeren im Süden begleitet, ein Thal von etwa acht Meilen Länge und einer von zwei bis fünf Meilen wechselnden Breite, die Valtellina, das Veltlin. Von den Bergen im Norden und Süden strömen zahllose Bäche und Flüßchen der Adda zu, und meist an der Mündung der so entstehenden Querthäler liegen zu beiden Seiten die kleinen aber zahlreichen Ortschaften des fruchtbaren Thales; so Teglio, welches ihm den Namen gab, Sondrio, Tirano, Morbegno, und nördlich dem Ursprung der Adda am nächsten, nicht fern von den Grenzen von Graubünden und Tirol das wichtige Bormio (Wälsch-Worms), welches die Straße über das stilfser Joch beherrscht und den Verkehr mit dem Innthal vermittelt. Nach der entgegengesetzten Seite hin bildet das Thal von Chiavenna die nothwendige Ergänzung zu diesem in sich geschlossenen Complex; der Splügen bildet hier die Wasserscheide des Rheins und der Adda, und über seinen Paß steigt man herab in das Thal des Rheins und nach Chur, der Hauptstadt Graubündtens.

Wie das Veltlin seiner geographischen Lage, seiner physischen Beschaffenheit, seiner Sprache, seinen Producten nach zur Lombardei gehört, so hat es auch das ganze Mittelalter hindurch an den Schicksalen derselben Theil genommen. Von früher Zeit an finden wir es in nächster Verbindung mit Como, dessen Bischof bis hierher seine geistliche Herrschaft ausdehnte; in den Zeiten der Welfen- und Ghibellinenkämpfe wiederholte sich in den Ortschaften des Veltlin der erbitterte Streit zwischen den Anhängern der welfischen Vitani und der ghibellinischen Rusconi; indem es aber doch dem Mittelpunkt dieser Kämpfe ferner stand, mochte es ihm wol gelingen, eher als die übrigen Theile des comoschen Territoriums zur Ruhe und zu festen Zuständen zu gelangen und dabei seine Stellung allmälig zu einer weniger abhängigen zu machen. Als

dann freilich auf den Trümmern der alten städtischen Freiheit die militärischen Fürstenthümer des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts sich erhoben, zwang die centralisirende Gewalt wol alle Theile zu festem Anschluß an die größeren Ganzen; nach mannigfachen Kämpfen verlor Como seine Freiheit und mußte sich den Herzogen von Mailand beugen; mit ihm gelangte nun auch das Veltlin in die Hände der Visconti und seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts der Sforza. Indeß auch unter dieser Herrschaft hatte sich das Thal mannigfacher Vortheile zu erfreuen.

Mit der Lombardei und ganz Oberitalien theilte auch diese Landschaft das Schicksal, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an eine sehr lebhaft bewegte Geschichte zu haben, nur daß ihre eigentliche Lage noch mancherlei besondere Factoren hinzubrachte. Schon seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatten die jedesmaligen Herren des Veltlin häufig die Versuche ihrer nördlichen Nachbarn von Rhätien, sich des wichtigen Thals zu bemächtigen, zurückzuweisen gehabt — die Bischöfe von Chur namentlich wiederholten von Zeit zu Zeit ihre Bemühungen. Indeß blieben diese gelegentlichen Versuche ohne Gefahr, so lange Rhätien selbst noch zu keiner einheitlichen politischen Gestaltung gelangt war; in eine Anzahl größerer und kleinerer Lehnsherrschaften zertheilt (besonders die der Bischöfe von Chur, des Grafen von Toggenburg, der Aebte von Disentis) consumirten sich die Kräfte des Landes in endlosen inneren Zwistigkeiten. Als aber gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Bischof Hartmann von Chur durch beständige Fehden mit seinen aufsässigen Lehnsleuten geschwächt war, ergriffen eine Anzahl von Gemeinden die Gelegenheit, sich von der bischöflichen Herrschaft loszusagen und sich untereinander und mit den nächstgesessenen Rittern zu einem ewigen Bunde zu vereinigen, so entstand 1396 der Gotteshausbund. Bald folgten diesen andere Ritter und Gemeinden; 1424 versammelten sie sich bei Trons am Rhein unter einem alten Ahorn, dort steckten sie ihre eisenbeschlagenen Stöcke im Kreise umher, hingen ihre grauen Mäntel darüber auf und schlossen einen Vertrag auf Schutz und Trutz für ewige Zeiten. Das war der graue Bund, der dann dem ganzen Land den Namen gab. Und als wenige Jahre darauf der letzte Graf von Toggenburg starb, vereinigten sich seine Lehnsleute gleichfalls und schlossen den Zehngerichtenbund (1428). Endlich aber traten im Jahre 1471 zu Vazerol die drei Bünde zu einer Eidgenossenschaft zusammen; auf einem Bundestag, abwechselnd in Chur, Davos und Ilanz sollten die gemeinsamen Angelegenheiten berathen werden, im Uebrigen aber jeder der drei Bünde seine Autonomie behalten. Von der Begründung dieser Constitution an, die sich bis in dieses Jahrhundert erhalten hat, und seitdem die Eidgenossenschaft als zugewandte Landschaft sich dem Schweizerbund angeschlossen, haben die Graubündtner in den Verwicklungen Oberitaliens lange eine einfluß-

tiche Rolle gespielt. Ein starkes, tapferes Bergvolk theilten sie die Neigung ihrer Nachbarn, der Schweizer, sich nach der schönen und reichen italischen Ebene hin auszubreiten und wußten sich ebenso wie jene sicher und fast unangreifbar in ihren Bergen. Als Kaiser Maximilian der Erste ihren Gesandten zu Inspruck einst drohte, er werde genöthigt sein, sie mit den Waffen heimzusuchen, antworteten ihm jene: thut das nicht, Herr, denn die Unsrigen sind ein derbes Volk, und den Respect vor den Kronen haben sie nicht gelernt!

Das Veltlin bekam zuerst die geeinigte Macht der drei Bünde zu fühlen. Das alte Gelüst der Rhätier nach dem wichtigen Thal, das ihnen den Weg nach Mailand, Bergamo, Brescia öffnete, hatte einen scheinbaren Rechtstitel bekommen, als während der Streitigkeiten der Visconti untereinander einer von ihnen, Mastino Visconti, zu dem schon genannten Bischof Hartmann von Chur flüchtete und ihm für den gewährten Schutz all seine angeblichen Ansprüche auf das Veltlin nebst Chiavenna, Poschiavo und Bormio abtrat. Seitdem waren die Graubündtner die beständigen Widersacher der Herzöge von Mailand, und von Zeit zu Zeit wiederholten sie ihre Versuche, sich im Veltlin festzusetzen, wobei sie häufig mit Mord und Brand bis weit ins Mailändische schweiften. Bei solchen Streifzügen blieb es eine Zeit lang. Aber der geeignete Zeitpunkt für sie sollte bald kommen.

Man weiß, wie wechselvoll die Geschicke Oberitaliens waren, seitdem der Herzog Ludovico Sforza von Mailand, genannt il Moro, Karl den Achten von Frankreich ins Land gerufen hatte. Die Schwäche der oft wechselnden und ihrer selbst nie gewissen Gewalten ward von den kriegerischen Nachbarn in den Bergen nicht unbenutzt gelassen. Während die schweizer Eidgenossen sich im tessiner Land festsetzten, drangen 1512 die Graubündtner von neuem im Veltlin ein; hier war an einen Widerstand nicht zu denken; die drückende Härte des französischen Regiments, das sie nicht einmal vor den Landesfeinden zu schützen vermochte, war längst verhaßt gewesen, und ebenso wenig mochten die Veltliner Neigung haben, sich der Herrschaft des eben jetzt durch die Schweizer wieder eingesetzten Maximilian Sforza von Mailand zu fügen; es war nicht schwer vorauszusehn, daß auch die Regierung des neuen Herzogs nicht eben leicht auf dem Lande lasten würde, wenn sich derselbe nur der eingegangenen Verpflichtungen an die Schweizer entledigen wollte.

So wurden die Graubündtner jetzt mit Freuden aufgenommen; das Viva Grigioni! hallte durch das ganze Thal, eine Versammlung der Gemeinden trat zusammen, und in dem Frieden von Jante (April 1513) schloß man eine Conföderation, wonach das Veltlin als freie gleichberechtigte Landschaft zu den drei Bünden hinzutreten, seine alten Freiheiten behalten und seine Deputirten zu den gemeinsamen Bundestagen schicken sollte. So nahmen die Graubündtner

die Gemeinden unsres Thales gleichsam als viertes Glied in ihre Eidgenossenschaft auf, ein Verhältniß, das sich freilich bald wesentlich zum Nachtheil der Neuhinzugetretenen ändern sollte. Zunächst wurde von Franz dem Ersten von Frankreich in dem ewigen Frieden von Freiburg (1516) die Lostrennung des Veltlin vom Herzogthum Mailand feierlich anerkannt; die nachfolgenden Inhaber des letzteren bedurften aber ebenso wie jener die Gunst der Schweizer und Graubündtner viel zu sehr, um auf eine Rückgabe des Thales zu dringen, wenn gleich die Hoffnung darauf nur hinausgeschoben, nicht aufgegeben wurde. In den zwanziger Jahren machte der kühne Freibeuter Gianiacomo von Medici (damals weit bekannt als „der Castellan von Musso"), welchen der von Karl dem Fünften in Mailand eingesetzte Francesco Sforza mit dem Castell Musso am westlichen Ufer des Comersees belehnt hatte, mit oder ohne Auftrag von Mailand verschiedene Versuche, das Thal zu gewinnen, und seine Pläne gingen wol so weit, daß er daran dachte, aus dem Veltlin und den anliegenden Landschaften sich eine eigne Herrschaft von Mailand unabhängig zu gründen. Aber die Bündner waren wol auf ihrer Hut und ließen jeden Versuch scheitern, zugleich sorgte man auch in Mailand dafür, daß der gefährliche Abenteurer von einem Posten entfernt wurde, wo er nach beiden Seiten hin viel Schaden anrichten konnte. Gianiacomo trat dann in die Dienste Karls des Fünften, in dessen Kriegen er weiterhin eine bedeutende und blutige Rolle gespielt hat, den er aber zu einem ernstlichen Unternehmen gegen das Veltlin immer vergebens zu bereden suchte.

Nun brachte es die Reformation bald als eine ihrer durchgreifendsten Folgen mit sich, daß die religiösen Differenzen allenthalben Anlaß zu neuen politischen Complicationen gaben, welche aus dem Streite der Bekenntnisse theils wirklich hervorgingen, theils ihren Vorwand davon hernahmen. In Graubündten hatte die Reformation Zwinglis von Zürich aus schon in den ersten Jahren Eingang gefunden, besonders in dem Zehngerichtenbund und im Gotteshausbund; in den Gegenden, wo die romanische Sprache vorherrschte, machte es lange Schwierigkeit, daß diese bisher zu literarischem Gebrauch noch gar nicht verwendet worden war und daher die schriftliche Verbreitung der neuen Lehren hier erst sehr allmälig vor sich gehn konnte; im Jahre 1552 erst erschien in Poschiavo eine Uebersetzung von Comanders deutschem Katechismus — das erste Buch, das in rhaetischer Sprache gedruckt ward. „Bei seinem Anblick," schreibt ein Zeitgenosse, „standen die Graubündner erstarrt vor Verwunderung wie die alten Israeliten beim Anblick des Manna." Man hatte bis dahin gemeint, daß sich in dieser Sprache gar nichts schreiben ließe. Begreiflich nun, daß auch im Veltlin die reformirten Lehren schnellen Eingang fanden; man weiß, wie diese selbst in Italien eine Zeit lang aller Orten offne und heimliche Anhänger zählten; die meisten von ihnen, wenn sie der

Inquisition entgingen, flüchteten nach den protestantischen Cantonen der Schweiz und nach dem Veltlin; es waren darunter viele von hoher Gelehrsamkeit, Männer, die im Staat oder in der Kirche bedeutende Aemter begleitet hatten — die größten Namen aus der Geschichte der Reformation in Italien werden uns hier genannt, wie Alciati, Graf Ulisse Martinengo, Vergerio, Castelvetro u. a. Für das Veltlin sind diese italienischen Flüchtlinge recht eigentlich die Apostel des neuen Glaubens geworden, und da derselbe in Graubündten der herrschende war, so wurde ihnen natürlich von dieser Seite gern Vorschub geleistet; auf der Bundesversammlung zu Ilanz 1557 wurde einmüthig beschlossen, daß wie in den Bünden selbst, so auch im Veltlin die Predigt der neuen Lehre allenthalben gestattet sein sollte, und ohne die Anhänger des alten Glaubens, die immerhin noch zahlreich, späterhin wieder die Mehrzahl waren, zu verdrängen, sollte doch den Reformirten und ihren Predigern ein Theil der Kirchen und der geistlichen Einkünfte angewiesen werden.

Es war mit dieser Anerkennung des Protestantismus ein Bedeutendes geschehen; in diesem Thale hart an der Grenze Italiens, ja welches seinen Bewohnern, seiner Sprache, seiner ganzen geographischen Lage und Beschaffenheit nach eigentlich zu Italien gehörte, war auf diese Weise gleichsam eine Burg des Protestantismus errichtet worden, von wo aus derselbe mittelbar und unmittelbar fortwährend in die nächstgelegnen italienischen Provinzen übergreifen, wo sich der Zündstoff aus ganz Italien in drohender Nähe sammeln konnte. Es war natürlich, daß von Seiten des Katholicismus man es an Angriffen auf diese Burg nicht fehlen ließ; seit der letzten Zusammenkunft des tridentiner Concils namentlich wurden die Versuche, das Veltlin wieder zur römischen Kirche zurückzuführen und von aller Ketzerei zu reinigen, immer häufiger und planmäßiger; keiner aber erkannte die Wichtigkeit dieses Postens so genau, als der berühmte Cardinal und Erzbischof von Mailand Carlo Borromeo, dem für seine unablässigen, glaubenseifrigen Bemühungen, namentlich überall in den Landschaften an den Südabhängen der Alpen die erschütterte Anhänglichkeit an die römische Kirche wieder herzustellen, die Ehre zufiel, als San Carlo einer der gebenedeitesten Heiligen der katholischen Kirche zu werden. An vielen Orten waren seine Bestrebungen erfolgreich, besonders in der tessiner Landschaft; in Locarno gründete er ein geistliches Seminar für die Schweiz, das bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts in Wirksamkeit gestanden hat; die Bekehrung oder Reinigung des Veltlin aber war sein Lieblingsplan, dem er sich mit der ganzen stillen, aber zähen Energie seines Wesens widmete, dem aber die Graubündtner eine ebenso große Wachsamkeit und Strenge entgegensetzten. Den Reformversuchen kam es zu Statten, daß unter den Bewohnern des Veltlin, wie ja auch in Graubündten selbst, eine starke katholische Partei war, und die Propaganda verschmähte es hier so we-

nig, wie irgend sonst, den Geist der innern Zwietracht zu nähren und sich zum Bundesgenossen zu erziehen. Die obrigkeitliche Gewalt jedoch lag jetzt in den Händen der protestantischen Partei. Als Borromeo den Versuch machte, die Jesuiten im Veltlin einzuschmuggeln und eine Anzahl von ihnen unter Führung des Pater Bobadilla sich in Ponte an der Adda niederlassen wollten, wurden sie von der bündnerischen Regierung des Landes verwiesen (1561). Im Jahre 1580 erschien er selbst im Veltlin unter dem Vorgeben einer Wallfahrt zu der Madonna von Tirano; von den Katholiken ward er mit Begeisterung aufgenommen, und als er vor der in Tirano versammelten Menge predigte, mochten selbst von den Protestanten viele sich dem Eindruck seiner würdigen und einnehmenden Persönlichkeit und seiner milden, eindringlichen Rede nicht entziehen. Für die Graubündtner war dies genug; als der Cardinal 1582 zum Visitator der schweizerischen und graubündtnerischen Lande ernannt eine Rundreise in Tessin machte und von da aus weiter nach Graubündten bis Chur und auf dem Rückweg nach Chiavenna und dem Veltlin gehen wollte, ward ihm bedeutet, daß er dies zu unterlassen habe, und er mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Trotz aller Schwierigkeiten aber gab er seinen Plan niemals auf; als er 1587 starb, stand er in lebhaften Unterhandlungen mit dem Hofe von Madrid, dem Gouverneur Terranova von Mailand und den Katholiken im Veltlin; schon damals wurde der Plan besprochen, durch eine Empörung der katholischen Bevölkerung das Land den Graubündtnern zu entreißen und wieder mit Mailand zu vereinigen; die katholischen Verschworenen des Thales verlangten nur 400 Mann spanische Truppen, damit wollten sie der Bündnerischen schon Herren werden und ihnen dann die Pässe im Norden des Landes versperren. Wahrscheinlich war es der Tod Borromeos, der diese Pläne hinderte, schon jetzt zur Reife zu kommen; auch waren die Graubündtner streng auf ihrer Hut und wiesen alle fremden Geistliche und Mönche, besonders die Kapuziner rücksichtslos aus dem Lande, und dem Bischof von Como, zu dessen Diöcese das Veltlin gehörte, ward bei seiner geistlichen Verwaltung daselbst genau auf die Finger gesehen.

Freilich war es nun im Laufe der Zeit dahin gekommen, daß die Katholiken in dieser Landschaft der unterdrückte Theil geworden waren. Die ursprüngliche Vorstellung, daß das Thal sich aus freiem Entschluß als Bundesmitglied angeschlossen hatte, war überhaupt bald zurückgetreten vor dem Anspruch, die Herrschaft wie über eine unterworfene Provinz auszuüben; als dann noch hinzukam, daß man dieselbe gegen innere und äußere Feinde zugleich sicher stellen mußte, indem jene mit diesen in verrätherischer Verbindung standen, war es nicht anders möglich, als daß die Katholiken von allen Stellen, an denen sie gefährlich werden konnten, entfernt wurden, und daß man entweder einheimische reformirte, oder noch lieber graubündtnerische Beamtete

einsetzte. Der Haß der feindlichen Bekenntnisse, dieses Welfen- und Ghibellinenthum der Jahrhunderte nach der Reformation, vermochte natürlich auch hier die Parteien zu erbittern und sie mit dem zu allem fähigen Fanatismus zu erfüllen, welcher religiösen Gegensätzen so besonders eigen ist.

Indeß hielten sich die Dinge, wie sie waren, bis ins folgende Jahrhundert hinein. Der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war eine Zeit voll der merkwürdigsten Strömungen; alle Verhältnisse in unnatürlicher Spannung, die Gemüther in aufreibender, fieberhafter Aufregung; es lag gleichsam in der Luft ein Gefühl von großen verhängnißvollen Ereignissen, die da kommen mußten, aber noch wußte man nicht, von welcher Art sie sein, wo der erste Anstoß, wo die Entscheidung sich finden würde. Das Seltsamste ist in der Aufregung jener Jahrzehnte vor Beginn des großen deutschen Kriegs gedacht und geplant worden. Das eine empfand man aller Orten klarer oder unklarer, daß die große und drohende Weltmacht des habsburgischen Hauses von Spanien und Oestreich mit vollen Segeln ging. Nach welchem Ziel? Die Bedrohten fühlten ein jeder nur die nächste, die eigne Gefahr; wenige waren, die das Haupt zu einem freiem Blick, zu einer Ueberschau nach allen Seiten zu erheben vermochten.

In Italien war nach den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts Mailand endlich dauernd an Spanien gekommen; selbst wenn es sich weiter gehender Pläne hätte enthalten wollen, durch sein bloßes natürliches Gewicht lastete es drückend auf allen Nachbarn; aber die Governatoren von Mailand waren immer allerhand neuerungssüchtiger Projecte voll; oft waren es unruhige Köpfe, die man in Madrid sich vom Halse schaffen wollte, und die nun dort ihre eigne Politik trieben, ohne sich viel an die Weisungen ihres Hofes zu kehren. Der alte Gouverneur Fuentes, der in dieser Zeit in Mailand saß, war dahin gekommen mit der ausgesprochenen Erklärung, er wünsche sein Leben in Kriegsthaten zu endigen; darauf hin forcirte er nun alle Verhältnisse. Man weiß, wie grade im Gegentheil die Politik von Madrid, unter der Leitung des Herzogs von Lerma, damals auf die Erhaltung des Friedens um jeden Preis ausging. Indeß ließ man den Alten gewähren.

Wol war nun da das Veltlin ein recht geeigneter Anlaß. Der alte Anspruch Mailands auf das wichtige Thal war nie ganz aus den Augen gelassen worden; nur galt es gegen so gefährliche Feinde wie die Bündner vorsichtig zu verfahren; jetzt kam der religiöse Zwiespalt dem politischen Interesse zu Hilfe, und wo sich diese zwei vereinigten, da gab es natürlich ein ganz besonders qualificirtes Object für die spanisch-habsburgische Politik jener Zeit.

In Graubündten selbst bekämpften sich eine katholische und eine reformirte Partei. An der Spitze der Katholiken, welche in der Verbindung mit Spanien ihr Heil suchten, stand die Familie der Planta; die andern lehnten sich

an Frankreich und Venedig, an ihrer Spitze die Familie der Salis. Die letztere Partei hatte indeß das entschiedene Uebergewicht. Die Erneuerung eines alten Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Graubündten und Frankreich (1603), dem sogleich ein andres mit Venedig folgte, gab dem Gouverneur Fuentes günstige Gelegenheit, die Spannung herbeizuführen, deren er bedurfte. Als Demonstration gegen jenes Bündniß, das er vergeblich zu hindern gesucht, rückte er an die Grenze des Veltlin vor, und da wo hart am Comersee nahe dem Einfluß der Adda ein Hügel den Eingang in das Veltlin und den See beherrscht, baute er die nach ihm benannte Festung Forte di Fuentes, und die Remonstrationen der Graubündtner gegen dieses Unternehmen, was einem alten Uebereinkommen mit den Herzögen von Mailand widersprach, waren natürlich gleichfalls vergeblich. Die spanischen Pläne fingen an deutlicher zu werden; wenn man sich vor weiteren Schritten noch vorsichtig hütete, so geschah dies, weil es immer die Weise dieser Politik war, die Parteien erst untereinander sich bekämpfen und entkräften zu lassen um dann zur rechten Stunde einen leichteren Sieg zu gewinnen. In der That währte es noch Jahre lang, ehe die Pläne reiften; fürs erste war es schon ein Gewinn, wenn durch die Aussicht auf Unterstützung die unterdrückte Partei in Spannung und in dem Muth zum Widerstand erhalten wurde. Der alte Fuentes starb darüber, aber seine Nachfolger operirten auf seiner Basis langsam, doch sicher weiter.

Niemand hatte hiervon zunächst empfindlicheren Schaden, als die Veltliner selbst; die reformirte Bevölkerung war hier keineswegs so überwiegend, wie in den drei Bünden; an manchen Orten war die große Mehrzahl katholisch geblieben. Mit der Gefahr von außen wuchs natürlich für die Graubündtner die Nothwendigkeit, ihren Besitz vor den Machinationen der mit Mailand unterhandelnden Katholiken sicher zu stellen; mehr und mehr ward das Land als Provinz behandelt, ein bündnerischer Gouverneur residirte in Sondrio, der katholische Cult ward allenthalben beengt, man verlangte von den Katholiken die größten Opfer, die dann zu ihrem eignen Schaden verwendet wurden. Indeß mehrten sich von Jahr zu Jahr die Befürchtungen, die beunruhigendsten Gerüchte liefen im Volk umher, die Parteigänger auf beiden Seiten ermangelten nicht, die Stimmungen immer mehr zu erhitzen.

Die hitzigsten Köpfe der protestantischen Partei sammelten sich um Ercole Salis in Chiavenna; dort erfuhr man von Verschwörungen der Katholiken, von Geldern, die der Gouverneur von Mailand im Veltlin hatte vertheilen lassen. Im Jahr 1618 erhob sich Salis von Chiavenna aus an der Spitze eines wüthenden Haufens; indem er ins Engadin und die Pregalia einrückt, wächst seine Bande von Stunde zu Stunde; in ganz Graubündten erheben sich die Protestanten, in Chur muß der Bischof sein Leben durch eilige Flucht retten,

die Schlösser der Planta, die man des Einverständnisses mit Spanien beschuldigt, werden zerstört, hohe Preise auf ihre Köpfe gesetzt. In Thusis am Hinterrhein setzt Salis ein außerordentliches „Strafgericht" nieder, ein Schrecken für alle, die in den Verdacht kamen, Spanien und den Katholicismus zu begünstigen. Eine wilde Rotte bricht im Auftrag dieses Gerichts in Sondrio, der Hauptstadt des Veltlin ein, und schleppt den Führer der Katholiken, den greisen Erzpriester Nicolo Rusca fort nach Thusis; hier inquirirt man gegen ihn wegen geheimer Verbindungen mit Mailand, Aufreizung des Volks im Veltlin gegen Graubündten u. s. w.; als der Greis nichts gesteht, bringt man ihn zweimal auf die Folter; man sagt, beim zweiten Mal habe man ihn todt heruntergenommen, andere lassen ihn an Gift im Gefängniß sterben. Es war, als wollte die Natur selbst die Schrecken dieser Zeit vermehren; wenige Stunden von Chiavenna lag die blühende Ortschaft Plürs (Piuro); am 4. September, an demselben Tage, wo Nicolo Rusca der Folter erlag, begrub ein Bergsturz das Dorf; nicht einer seiner Bewohner entrann dem Verderben.

Man mag sich denken, wie unerträglich die Lage der Veltliner war. Lange schon hatten die Führer der dortigen Katholiken insgeheim mit Mailand verhandelt; der jetzige Gouverneur Feria wußte den Unmuth zu nähren, ohne sich selbst vor der Zeit blos zu stellen; die Venetianer standen mit den Graubündtnern noch immer in engerem Bündniß, sie konnten es nicht dulden, daß das Veltlin in die Hände Habsburgs gelangte, sie beobachteten aufs argwöhnischeste alle Bewegungen in Mailand; es galt so vorsichtig als möglich zu sein; zu offener directer Unterstützung ließ sich Feria einstweilen nicht herbei.

So mußten die Dinge dort ihren eignen Weg gehen. Der Ritter Jakob Robustelli versammelte in seinem Hause zu Grosotto die angesehensten und kühnsten Häupter der veltliner Katholiken — ein Paravicini, ein Guicciardi u. a. werden als die eifrigsten genannt; Vincenzo Venosta entflammte alle Anwesende zu dem Muth einer blutigen Gewaltthat;*) so ward sie beschlossen und alle Anordnungen zu ihrer Ausführung getroffen.

Der Ort Tirano ward zum Ausbruch der Verschwörung bestimmt; hier sammelten sich die Conspiratoren im Hause Venostas; am 19. Juli 1620 früh am Morgen ward das verabredete Zeichen gegeben, und alsbald stürzten die Mörder bewaffnet auf die Straßen und riefen alle Katholiken zu dem Rachewerk auf. Es bedurfte nur eines solchen Anstoßes, um rasch alle Leidenschaften zu entfesseln; bald ertönte das fürchterliche ammazza! ammazza! von allen Seiten, und das Blutbad begann; die unglücklichen Reformirten, unvorbereitet, zerstreut, überdies die Minderzahl, konnten an keine Vertheidigung

*) Ein Graf Venosta ist auch jetzt sardinischer Commissar im Veltlin.

denken; völlig wehrlos waren sie der Wuth eines Volkes Preis gegeben, welches in ihnen die Andersgläubigen und die Unterdrücker haßte.

Wir wollen uns nicht in einer Schilderung der nun folgenden Mordscenen ergehen; sie wiederholten sich hier in derselben Weise, wie die Welt sie vorher und nachher gesehen hat, wenn in der Entfesselung aller wildesten Leidenschaften die Bestialität der Menschennatur in erschreckender Mächtigkeit ihre Bande durchbricht. Von Tirano aus zogen mörderische Rotten weiter, durch das ganze Land die Kunde von der befreienden That zu tragen und zur Nachahmung aufzufordern; hier und da loderte ein Dorf auf als Freudenfackel, und auf aller Lippen schwebte wie zur Heiligung der Schandthat der Name des vor zwei Jahren in Thusis von den Reformirten ermordeten Priester Nicolo Rusca. In den folgenden Tagen wiederholten sich die Blutscenen in den Hauptorten des Thales, in Sondrio, Ponte, Morbegno u. a. Auffallenderweise scheinen die Graubündtner grade keinerlei militärische Besatzung daselbst gehabt zu haben; ein wirklicher Widerstand ward fast nirgend geleistet, die bündnerischen Beamten, verhaßt und wehrlos, wurden theils ermordet, theils gelang es ihnen zu fliehen; nur der Gouverneur von Sondrio, der erste Beamte des Thales, der sich durch Milde einen guten Namen gemacht, ward nebst seiner Familie ungekränkt in die Heimath entlassen. So wurden im Lauf weniger Tage ungefähr 600 Menschen, zum Theil auf die entsetzlichste Weise ermordet, und die gutkatholische Welt jubelte lobpreisend über eine That, die sich nur der Dimension nach von der Scheußlichkeit der pariser Bartholomäusnacht unterschied. Man verglich damals diese Mörder mit den Makkabäern, pries das Gelingen der That als unmittelbare Folge göttlichen Wohlgefallens und Beistandes, Papst Gregor der Funfzehnte belobte die Veltliner in einem eignen Breve, worin er ihnen den Beistand des Himmels als Lohn für ihre Frömmigkeit und Tapferkeit verhieß. Das „heilige Blutbad" (sacro macello) war der Name, den man der mehr blutigen als heiligen That beilegte.

Der katholische Cult ward nun an allen Orten hergestellt, der Gregorianische Kalender, das tridentiner Concil angenommen, die Ketzerinquisition eingeführt, alle Verbannten, namentlich zahlreiche Priester ins Land zurückgerufen. In der That war man jetzt fürs erste frei; die Unabhängigkeit des Veltlin ward in feierlicher Versammlung ausgesprochen, und Jakob Robustelli zum Generalgouverneur ernannt; an alle katholische Höfe ließ man Rechtfertigungsschreiben ergehen, um sich erforderlichen Falles dort Hilfe und Vermittlung zu sichern; einstweilen traf man selbst die eiligsten Vorkehrungen gegen die nächste Gefahr, die ja von den schwer verletzten Graubündtnern nicht ausbleiben konnte. Schwerlich ahnten die Führer schon jetzt, welche Reihe verhängnißvoller Entwicklungen sie über ihr Vaterland heraufbeschworen; das Veltlin

sollte es mit voller Stärke empfinden, was es bedeutete, ein wichtiges Object für die Diplomatie jener Zeit zu werden. Man hatte Blut gesäet, und Frieden war es nicht, den man ernten sollte. —

Bisher hatte der Gouverneur von Mailand, gleichsam die Hände in den Taschen, diesem Treiben zugesehen; ohne Spanien irgend wie zu engagiren, hatte er durch sein Benehmen doch den Verschwörern Muth zu machen gewußt; bei Freund und Feind war es eine anerkannte Thatsache, daß die Katholiken des Veltlin insgeheim von Mailand aus ermuthigt, wenn nicht unterstützt würden. Und dies schrieb sich schon von vielen Jahren her; der berühmte venetianische Diplomat Paolo Sarpi äußert schon 1610 in einem seiner Briefe die Besorgniß, daß die Spanier das Veltlin occupiren würden. Trotzdem war Feria äußerst vorsichtig verfahren und bis zum Ausbruch der Katastrophe hatte er die Miene des ruhigen und gleichgiltigen Zuschauers glücklich zu bewahren gewußt.

Vergegenwärtigen wir uns an dieser Stelle die Wichtigkeit, welche das kleine Thal für die Politik des siebzehnten Jahrhunderts hatte. Eine aufrichtige Betrachtung wird es zugeben müssen, daß die religiösen Gegensätze daran den mindesten Antheil hatten. Es war für Spanien, wie für die antispanischen Mächte an sich ziemlich gleichgiltig, ob der Katholicismus oder der Protestantismus herrschte; höchstens mochte der Gegensatz der Bekenntnisse, zu anderem hinzukommend, einen leichteren Vorwand gewähren und den Kampf der Parteien erbitterter machen. Die Hauptsache war und blieb die hohe militärische Wichtigkeit dieses Postens. Man muß sich erinnern, daß in dieser Zeit das venetianische Gebiet bis zur Adda reichte; zwischen dem mailändischen und dem nächst gelegenen habsburgischen Territorium, dem südlichen Tirol lag das Gebiet von Bergamo und Brescia, welches der Republik Venedig zugehörte; nach Norden hin grenzten überall die schweizerischen Landschaften; kurz es stand Mailand nach keiner Seite hin in directem Zusammenhang mit dem Gros der habsburgischen Territorien, wollte man von Deutschland Truppen hierher, oder umgekehrt italienische Truppen nach Deutschland ziehen, so konnte es immer blos mit Gewalt, oder mit Wissen und Willen der Schweizer, Graubündtner oder Venetianer geschehen — und das letztere stieß meist auf unangenehme Schwierigkeiten. Welche Aussicht bot dagegen die Acquisition des Veltlin! Es stieß dasselbe mit seinem einen Ende bei dem Forte di Fuentes unmittelbar ans Mailändische, und mit dem andern durch die Landschaft Bormio unmittelbar an Tirol. Konnte man diese Linie gewinnen, so war der großartigste Zusammenhang aller habsburgischen Besitzungen in Mitteleuropa von Mailand bis nach Wien und Prag auf der einen, durch Tirol, die östreichischen Vorlande im südwestlichen Deutschland, die eben gewonnene Rheinpfalz (1620), und den Rhein selbst bis zu den östreichischen

Niederlanden hin auf der andern Seite hergestellt, und spanische Heere konnten ungehindert von einem bis zum anderen Ende dieses ungeheuern Reich ziehen. Ein Gewinn, der für das Haus Habsburg von unermeßlicher Bedeutung sein mußte. Um so mehr hatten alle diejenigen Grund, ihn zu vereiteln, welche die Uebermacht desselben fürchten mußten; die italienischen Staaten besonders, unter ihnen vor allen die Republik Venedig, seit langer Zeit die ängstliche Hüterin des italienischen Gleichgewichts, neben Savoyen der einzige Staat auf der Halbinsel, der noch einer eignen Politik fähig war, so sehr auch dieselbe schon die frühere Energie verloren hatte. Erlangte Spanien das Veltlin, so war das sorgfältig gehütete Gleichgewicht verloren, und um keinen Preis konnte es die Republik dulden, sich auf diese Weise von dem befreundeten Graubündten und der Schweiz abgeschnitten zu sehen. Alle Gegner des Hauses Habsburg, Frankreich voran, hatten das gleiche Interesse, und so erhob sich nun ein Kampf um das Veltlin, „wie weiland um die schöne Helena", nach dem Ausdruck eines italienischen Geschichtschreibers; alle Künste der Diplomatie und die Waffen des Krieges wurden abwechselnd ins Feld geführt.

Kehren wir zu dem Verlauf der Ereignisse zurück. Wol hatten die Veltliner die Rache der schwer beleidigten Graubündtner zu fürchten; im höchsten Grad erwünscht mußte es ihnen daher sein, als Feria jetzt endlich sich offen für sie erklärte und ihnen den Schutz des katholischen Königs zusagte. Schon hatte von Chiavenna her vordringend ein graubündtnerisches Heer die schnell zusammengerafften Scharen Robustellis im ersten Anlauf zurückgeworfen; bald hatte dasselbe die Hauptstadt Sondrio erreicht, deren Bewohner, ohne nur die Vertheidigung zu versuchen, in die benachbarten Berge flüchteten. Aber bald änderte sich die Scene; mailändische Truppen unter dem General Pimentello rückten im Veltlin ein, und vereint mit den heimischen Truppen schlugen sie das bündnerische Heer in der blutigen Schlacht bei Tirano gänzlich aufs Haupt (Sept. 1620).

Damit war zunächst ein thatsächlicher Zustand gewonnen, der als Ausgangspunkt für weiteres dienen konnte. Die Graubündtner mußten in eiliger Flucht das Thal räumen; hinter ihnen wurden die Alpenpässe befestigt, allerorten die Festungswerke in Stand gesetzt; spanische Truppen blieben natürlich einstweilen zum Schutze da. Die Veltliner aber richteten eine lange Supplik an den König von Spanien, worin sie denselben als geborenen Beschützer der katholischen Religion eindringlichst beschworen, sie nicht wieder unter die Herrschaft der Ketzer gelangen zu lassen, nicht fernerhin zu gestatten, daß aus ihrem unglücklichen Lande „ein Babel von Zwietracht, ein Theben von Tragödien" gemacht werde.

Aber die Feinde Spaniens säumten auch nicht. Der Senat von Vene-

dig ließ die Graubündtner durch seinen Gesandten unablässig anfeuern, das Veltlin nicht so leichten Kaufes aufzugeben; Geld und Truppen wurden ihnen zur Verfügung gestellt; die Niederländer schickten große Summen; England warb in Venedig zur Bildung einer antispanischen Ligue. Besonders thätig zeigte sich Savoyen, welches in Verbindung mit Frankreich sich schon in den kühnsten Plänen erging; an der savoyischen Grenze stand ein französisches Heer unter dem Marschall Lesdiguières. Man ließ von Turin aus in Venedig gradezu den Vorschlag machen, von beiden Seiten her ins Mailändische einzurücken und den Spaniern mit Gewalt das Veltlin zu entreißen; auch Lesdiguières sandte ähnliche Propositionen an den Senat; doch wies man sie dort fürs erste zurück (April 1622); Vorsicht galt damals in Venedig über alles.

Mittlerweile hatten aber die Angelegenheiten in Graubündten selbst eine Wendung genommen, welche dieses Land wenig befähigte, seinen Ansprüchen Nachdruck zu geben. Der alte nimmer ruhende Streit zwischen Protestanten und Katholiken innerhalb der drei Bünde war wieder einmal zu hellen Flammen ausgebrochen; jetzt riefen die verbannten Katholiken, die Planta an der Spitze, selber die Feinde ins Land; durch das Engadin drangen östreichische Truppen ein, und mit ihrer Hilfe gewannen die Katholiken wieder für einige Zeit die Oberhand. Unter dem Einfluß dieser Ereignisse war es, daß (Jan. 1622) ein Bündniß zwischen Graubündten und Spanien zu Stande kam, worin natürlich vor allem den spanischen Truppen für immer freier Durchzug stipulirt ward; im Uebrigen sollte das Veltlin frei, aber den Bündnern zur Zahlung eines Tributes verpflichtet sein; als einzige Religion solle darin die katholische geduldet werden.

Nun folgte doch ein energisches Auftreten von der andern Seite. Das Bündniß zwischen Frankreich, Savoyen und Venedig kam zum großen Mißvergnügen des spanischen Hofes endlich zu Stande. Ein französischer Gesandter forderte in Madrid dringend die Rückgabe des Veltlin an die Graubündtner; nach manchem andern gerieth man auf das eigenthümlich unglückliche Auskunftsmittel, das Object des Streites bis zu einstiger Entscheidung einem neutralen Fürsten, dem Papste, zu übergeben. So wechselte das Thal von neuem den Herrn; im Mai 1623 zog ein Nepot Papst Gregors des Funfzehnten ein und besetzte die festen Plätze des Veltlin. Man war nahe daran, die Geschichte von den zwei streitenden Handwerksburschen aufzuführen.

Und wenn es hiermit zu Ende gewesen wäre. Das Jahr 1624, charakterisirt durch den Eintritt Richelieus als Leiter der französischen Politik, sammelte von allen Seiten die Gegner des Hauses Habsburg zu kräftiger Gegenwehr gegen dessen wachsende Gewalt. In Italien war die Sicherstellung des Veltlin vor den Gelüsten Spaniens zunächst die Hauptsache. Der Nachfolger Gregors, Papst Urban der Achte stand auf Seiten der europäischen

Opposition; er empfand, daß die schwache päpstliche Macht das Thal nicht vor den Intriguen des mailändischen Gouverneurs auf die Dauer sichern konnte, und da er überdies keine ländersüchtigen Nepoten hatte, so scheint es eine Folge geheimen Einverständnisses zwischen Richelieu und dem Papst gewesen zu sein, als der französische Gesandte in Graubündten, Marquis de Coeuvres, Truppen sammelte und damit die überall leicht zurückweichenden päpstlichen Besatzungen vertrieb (1624). Wol beklagte sich nun Spanien in Paris wegen dieser Gewaltthat und wegen des Bruchs der früher getroffenen Uebereinkunft; man antwortete, Coeuvres habe seine Instructionen überschritten; nichts desto weniger aber blieb es vorerst bei der vollendeten Thatsache. Das Jahr 1626 endlich schien Entscheidung und Ruhe bringen zu sollen; Spanien kam es darauf an, den Frieden in Italien zu erhalten und seine Kräfte nicht in kleinen Kämpfen zu zersplittern; in dem Vertrag von Monzon in Aragonien (6. März 1626) willigte Philipp der Vierte darein, daß das Veltlin wieder unter die Oberhoheit der Graubündtner zurückkehre; das Land sollte 25,000 Scudi jährlichen Tribut zahlen, dagegen sich selbst seine Beamten wählen, die nur von der bündnerischen Regierung zu bestätigen wären, und die katholische Religion als die allein herrschende anerkannt werden. Es war die Absicht, das Veltlin völlig zu neutralisiren; deshalb fügte man hinzu, daß die festen Plätze dem Papst wiedergegeben werden sollten, aber nur zu der Bestimmung, die Befestigungen alsbald abtragen zu lassen.

Es war ein Abkommen, womit keine der interessirten Parteien sonderlich zufrieden war; die Veltliner am wenigsten, die sich so am Ende doch um die Früchte ihrer Revolution betrogen sahen. Indeß mußte man es hinnehmen, und wenigstens schien es die Aussicht auf endliche Erholung von jahrelangem blutigen Leiden zu enthalten. Eine trügliche Hoffnung. Kaum hatte die Rivalität Spaniens und Frankreichs in Betreff des Veltlin sich zu einem Austrag geeinigt, so bot sich derselben ein neues Object dar. Nach dem Tode des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua entbrannte der mantuanische Erbfolgestreit, der Oberitalien mit so viel Leid heimsuchte, wie nur je ein Krieg. Der nächste Prätendent war ein französischer Prinz, Karl von Nevers; aber wer nur immer von italienischen Fürsten Anspruch erheben mochte oder konnte auf das ganze Gebiet oder Theile desselben, fand natürlich bereitwillige Hilfe bei Spanien; anderer nicht zu gedenken, war es besonders der Herzog von Savoyen, welcher alte Ansprüche an das mit Mantua verbundene Montferrat hatte.*) Wir wollen die Wechselfälle dieses Kriegs hier nicht darstellen;

*) Wie in Zeiten, die vom allgemeinen Unglück verdüstert sind, die nationale Hoffnung wol oft blind umhertappt und sich an Dinge anklammert, die am wenigsten geeignet sind, ihr emporzuhelfen, so erhoben sich damals in Italien Stimmen, welche diesen Krieg, der ein Cabinetskrieg war, wenn je einer, mit dem Glanz einer nationalen Frage zu bekleiden such-

bekanntlich siegte endlich doch die Politik Richelieus, und der Herzog von Nevers ward mit Mantua und Montferrat belehnt, während Savoyen mit einem Theile des letzteren abgefunden wurde.

Wie hätte bei einer solchen Gelegenheit die Neutralität des Veltlin geschont werden sollen. Im Jahre 1629 schickte der Kaiser Ferdinand dem Gouverneur Cordova von Mailand ein starkes Corps deutscher Lanzknechte zu Hilfe; als sie durchs Veltlin zogen, kam ihnen von Mailand der Befehl zu, nicht weiter vorzurücken; man hatte erfahren, daß die Pest unter ihnen sein sollte; mochte das Uebel im Nachbarlande sich austoben. So ergossen sich jene wilden Scharen Collaltos durch das unglückliche, eben auch von Mißwachs heimgesuchte Thal, und neben jeder Art von Verbrechen und Mißhandlung war die Pest das fürchterliche Gastgeschenk, das sie zurückließen, als sie endlich weiter zogen. Trotz aller Vorsicht drang sie übrigens doch auch in Mailand selbst ein; es ist das jene entsetzliche Pest des Jahres 1630, welche durch Manzonis meisterhafte Schilderung bekannt ist (Promessi sposi); das Veltlin, welches vorher 150,000 Einwohner gezählt hatte, ward auf etwa 40,000 reducirt.

Wol wich nun endlich die Seuche; aber während das übrige Italien im Ganzen von den Leiden des dreißigjährigen Krieges verschont blieb, ward um die für Spanien und Oestreich unentbehrlichen Pässe des Veltlin noch jahrelang gekämpft. Endlich gelang es 1637 den Spaniern, die bisher mit Frankreich verbündeten Graubündtner auf ihre Seite zu ziehn; das Veltlin war der Preis der Einigung. Jetzt wurden mit gemeinsamen Kräften die Franzosen unter dem Herzog von Rohan aus dem Thal vertrieben, graubündtnerische Truppen rückten in die von ihnen verlassenen Plätze ein. Im September 1639 unterhandelten in Mailand bündnerische Gesandte mit dem Gouverneur Leganes über das Schicksal des schwer heimgesuchten Ländchens an der Adda; nur der Form nach lud man Abgeordnete aus diesem selbst zu den Verhandlungen, nach ihrer Meinung wurde nicht gefragt. Nach den wechselnden Leiden und Hoffnungen mancher Jahre war das Ende, daß das Veltlin von dem katholischen König den ketzerischen Bündnern als unterthänige Provinz zurückgegeben wurde, nicht ohne daß vorher zur Beruhigung zarterer Gewissen der Bischof von Como und eine Congregation spanischer Theologen das Gutachten hatte abgeben müssen, daß die katholische Religion

ten. In diesen Jahren erschien eine Schrift: „Filippiche", die dem Alessandro Tassoni zugeschrieben wird, und in welcher neben Klagen über die langsame und ängstliche Politik der Päpste, Toscanas und Venedigs, wodurch eigentlich erst Spanien zu der jetzigen unerträglichen Uebermacht gekommen sei, sich die merkwürdige Aufforderung findet, daß alle italienischen Fürsten dem Herzog von Savoyen die Hand reichen sollen, „der, wie es dort heißt, allein noch nicht verweichlicht (effeminato) ist von dieser ebenso künstlichen als langen Ruhe, der wie ein vom Wolf gebissenes Füllen durch das Leiden nur noch muthiger geworden ist."

im Veltlin recht wohl mit dem graubündtnerischen Regiment sich vertrüge. Es war im Wesentlichen der Zustand vor 1620, der durch den Vertrag von 1639 zurückgeführt ward, höchstens daß nun, wenigstens dem Buchstaben des Vertrages nach die katholische Religion die einzig geduldete sein sollte. Unbekümmert um alle andern Ansprüche und Interessen, gab die spanische Politik ein jetzt fast ausschließlich katholisches Land einem andersgläubigen Herrn, einen italienischen Stamm einem fremden Preis; ihr Vortheil schien genügend gewahrt, wenn in dem Vertrag die Graubündtner sich verpflichteten, die Päsſe des Veltlin den östreichisch-spanischen Truppen und zwar ihnen allein stets offen zu halten. Wol protestirten nun die Veltliner laut gegen diese Beschlüsse, sie wurden ohne weiteres ausgeführt, und bald mußten jene zufrieden sein, wenn ihre graubündtnerischen Herrscher es nur für gut fanden, die in dem Vertrag von Mailand stipulirten Bedingungen zu Gunsten der katholischen Religion einzuhalten, wovon man sich freilich bald mehr und mehr entfernte.

Der wichtigere Theil der Geschichte des Veltlin schließt mit diesem mailänder Vertrag, und wir dürfen über den weiteren Verlauf kurz sein. Ueber 150 Jahre blieb nun das Thal im ungestörten Besitz der drei rhätischen Bünde, und während es die nicht leichte Herrschaft derselben ertrug, blieb es wenigstens unberührt von den Erbfolgekriegen des achtzehnten Jahrhunderts. Die proconsularische Habsucht und Gewaltthätigkeit der bündnerischen Beamten wog ihnen das wol reichlich auf, und es diente höchstens zur Verschlimmerung ihres Zustandes, wenn sie sich einige Male an den Kaiser wandten und ihn als Herzog von Mailand aufforderten, ihnen die Einhaltung des mailänder Vertrags zu garantiren.

So gedieh auch hier jene Stimmung des Volkes, welche in ganz Oberitalien den Heeren der französischen Republik und ihren Freiheitsverheißungen sich freudig in die Arme warf; bald erblickte man Freiheitsbäume und Jakobinermützen auch im Veltlin, und der General Bonaparte glaubte den ihm vorgetragenen Wünschen des Volks nachgeben zu müssen, und vereinigte im Jahre 1797 Veltlin, Chiavenna und Bormio mit der cisalpinischen Republik, „nicht geleitet von der Sucht, drei kleine Alpenthäler zu gewinnen (wie es in den Memoiren von St. Helena heißt), sondern um den Wunsch der Bewohner zu erfüllen und sie von der Knechtschaft Graubündtens zu befreien, die schmachvoll auf ihnen lastete." So ward das Thal wieder mit der Lombardei vereinigt, bei welcher es seitdem durch alle Wandelungen der Herrschaft hindurch geblieben ist; es theilte die Schicksale der cisalpinischen Republik und des Königreichs Italien, die anfängliche Begeisterung und den schließlichen Widerwillen gegen die französische Herrschaft, welche schon im Jahr 1809 den Versuch in einem Theil des Veltlin hervorrief, dem tiroler Aufstand zu Gunsten

Oestreichs die Hände zu reichen. Bei den Verhandlungen des wiener Congresses befürworteten besonders Talleyrand und Castlereagh die Restitution des Veltlin an Graubündten; aber in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Bewohner setzte Metternich seine Vereinigung mit der Lombardei durch und realisirte hierdurch einen langgehegten Plan des Hauses Oestreich, wenngleich jetzt seit der Acquisition des venetianischen Territoriums das Thal und seine Pässe nicht mehr ganz die militärische Wichtigkeit besaßen, wie früher. Als integrirender Theil in den Complex der östreichischen Monarchie aufgenommen, geht die weitere Geschichte des Veltlin in die des gesammten lombardisch-venetianischen Königreichs auf; und es mag aus dieser, was hier nicht unsres Amtes, zu erklären sein, daß bei der Erhebung des Jahres 1848, wie bei der jetzigen die Veltliner unter den ersten waren, welche die Waffen gegen den Herrscher erhoben, den sie einige Jahrzehnte früher selbst gewählt. Wiederum in unsern Tagen sollen die Loose des Krieges das Schicksal Italiens entscheiden, und wenn sich in die Erzählung der verschuldeten und unverschuldeten Leiden eines kleinsten Theils das der historischen Betrachtung doch nicht unwürdige Gefühl des Mitleids eindrängen darf, so wird um so mehr die Hoffnung, mehr noch der Wunsch sein Recht haben, daß aus der gegenwärtigen Krise, wenn auch vielleicht durch manche trauervolle Uebergänge hindurch, ein gedeihliches und erfreuliches Resultat für das ganze Land hervorgehen möge, auf welchem die drei letzten Jahrhunderte seiner Geschichte als drückender Alp gelastet haben und lasten. E.

Die Erzgebirger.

1.

Lebensweise und Charakter.

Wenn das Erzgebirge zu den am wenigsten besuchten Berglandschaften Norddeutschlands gehört, wenn es vom Strom der Lustreisenden bisher fast ganz unberührt geblieben ist, so erklärt sich dies zunächst aus seiner Natur. Der großen Mehrzahl der Sommervögel, welche alljährlich die neuergrünte Welt die Flügel regen läßt, ist es bei ihren Ausflügen mehr um schöne oder „romantische" Naturbilder, weniger oder gar nicht um das eigenthümliche Leben zu thun, welches die oder jene Gegend in ihren Bewohnern repräsentirt. Schöne oder romantische Landschaften aber besitzt das Erzgebirge nur in mäßiger Anzahl. Es ist für den, welcher sich nur durch starke Eindrücke poetisch angeregt findet, im Allgemeinen ein ziemlich prosaisches Stück Welt.

Das Thal der zwickauer Mulde hat zwar mancherlei Schönheiten, das der Zschopau namentlich in seinem untern Theile mehre ungemein romantische Punkte. Außerordentlich anmuthig ist die Umgebung von Olbernhau mit ihrem Wechsel düsterer Nadelwälder und hellgrüner Buchenhaine. Nirgend aber begegnet das Auge so wirksamen Bildungen und Farben, wie im thüringer Wald oder im Harz, in der sächsischen Schweiz oder im Riesengebirge. Keines der Thäler läßt sich auch nur entfernt mit dem wildzerklüfteten Bodethal oder mit dem Idyll von Reinhardsbrunn, keiner der Berge sich mit den edlen Formen des Brockens oder seines Vasallen, des entzückend schönen Kegels, der die Harzburg trägt, vergleichen. Das Gebirg steigt, mindestens auf der Nordseite, nur ganz allmälig an, ist hier mehr eine schiefe Ebene als ein Gebirg zu nennen. Seine Gipfel sind breite, stumpfe, fast flache Erhöhungen. Nur selten tritt das Gestein zu Tage. Viele Strecken sind waldlos, die bewaldeten fast nur mit einförmigem melancholisch gefärbten Nadelholz bedeckt. Burg- und Klosterruinen, von Sagen umwebt, wie sie die Ufer der Saale schmücken, Wasserfälle, wie sie im Ilsethal rauschen, wie sie dem kaskadenreichen Riesengebirge entstürzen, fehlen so gut wie ganz. Die Berge liefern Erz und Kohlen, der Wald, durchgehends Kunstproduct, erfreut das Auge des Forstwirths und zerstreut die Befürchtungen vor Holztheuerung, die Gewässer treiben Mühlen und Pochwerke; das Auge des Künstlers aber findet an ihnen allen wenig, was zur Betrachtung, nichts, was zur Nachschöpfung einlüde.

Anders stellt sich die Frage für den Reisenden, der mehr nach den Leuten, als nach dem Lande fragt. Romantische Menschen zwar hat das Erzgebirge so wenig wie romantische Berge, Wälder und Gewässer. Die alten Trachten, die alten Sitten und Gebräuche sind verschwunden. Wo ein Restchen Heidenzeit, ein Stück Aberglaube sich verhält, versteckt es sich verschämt vor der Bildung, die in Sachsen längst schon bis in die entferntesten Winkel gedrungen ist. Das Wesen des Erzgebirgers ist bescheidene Nüchternheit, und wer ihn einen excentrischen Charakter nennen wollte, würde ihm unverzeihliches Unrecht thun. Dennoch gehört das sächsische Gebirge in Betreff seiner Bewohner zu den interessantesten Strichen Deutschlands, und zwar nicht blos deshalb, weil hier der Bergbau die höchste Stufe der Entwicklung erreicht oder weil hier die deutsche Industrie ihre gewaltigsten Werkstätten aufgeschlagen hat. Ein soeben erschienenes kleines Buch von Bertold Sigismund, ebenso ausgezeichnet durch feine und unbefangene Beobachtung, wie durch anmuthige Darstellung*) gibt ein Bild von der Lebensweise und dem Charakter der Erzgebirger, welches außer jenen Grundzügen noch viele andere enthält, die unsere

*) Der Titel ist „Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge von Berthold Sigismund. Leipzig, Verlag von Karl B. Lorck 1859." Das Werkchen zählt zu dem Besten, was wir seit Jahren auf diesem Gebiet gelesen haben.

Theilnahme beanspruchen und uns veranlassen können, den Gängen dessen, der diese Züge sammelte, nachzugehen. Der Verfasser bespricht nach einigen Worten über die landschaftliche Gestalt des Erzgebirges zunächst die Lebensweise des Erzgebirgers, gibt dann einen Abriß der Culturgeschichte des von ihm ins Auge gefaßten Gebiets, dann eine Charakteristik der Bewohner desselben. Hierauf folgen Capitel über Bergbau und Bergleute, über verschiedene Industriezweige, über Zwickau, die Kohlenstadt, und über Chemnitz, das deutsche Manchester. Für Leser, welche das Gebirg selbst zu besuchen wünschen, ist zum Schluß ein Wegweiser angefügt, der auf die wichtigsten Punkte aufmerksam macht.

Es sei uns gestattet, die interessantesten Capitel in ausführlicheren Auszügen mitzutheilen und dadurch zugleich auf ein Talent aufmerksam zu machen, von dem man wünschen muß, es möge ihm erlaubt sein, uns bald in ähnlicher Weise über andere weniger bekannte Gegenden des Vaterlandes zu berichten. Das malerische und romantische Deutschland ist nachgrade genug und übergenug abkonterfeit worden. Auch die nichtmalerischen und nichtromantischen Striche Deutschlands, die oft weit wichtiger sind als jene vielbeschriebenen, fordern Schilderungen, die allen lesbar sind.

Das Erzgebirge zählt zu den am dichtesten bevölkerten Gegenden Deutschlands. Wo irgend der Pflug gehen kann, ist der Wald verschwunden. Ueberall, in den Windungen der Thäler, wie auf den kahlen rauhen Höhen werden zahllose graue Schindeldächer sichtbar. Man staunt, wenn man in den stundenlangen Dörfern die Jugend aus der Thür der Schule hervorströmen sieht. Das ganze Gebirg erscheint wie ein wimmelnder Ameisenhaufen. Daß nur ein kleiner Theil der Bevölkerung vom Ackerbau lebe, lehrt schon ein Blick auf die Wohnungen. Bauernhöfe mit Stall und Scheune, mit den vor dem Hause aufgeschichteten Düngerhaufen sind im eigentlichen Gebirge eine Seltenheit. Die Dörfer bilden fast nie Gassen, sondern ihre Häuser und Hütten stehen zerstreut oder in kleine Gruppen vertheilt. Die Wände der Häuser sind weiß getüncht, das Balkenwerk dazwischen grau oder schwarz angestrichen, die Dächer in der Regel mit Schindeln gedeckt. Schnitzwerk, Wandmalerei oder Inschriften sucht man vergeblich. Wo sich ein Gärtchen am Hause findet, enthält es fast nur Kartoffeln, niemals eine Blume oder einen Zierstrauch. Sehr oft ragen auf den Dächern Blitzableiter empor. Im Innern der Häuser bewohnen — ein Zeichen der Sanftmuth und Verträglichkeit des Volkes — sehr häufig mehre Familien eine Stube. In den meisten dieser Gemächer herrscht Ordnung und Reinlichkeit, in vielen begegnet man an der Spiegelwand einigen Bildern oder frommen Sprüchen unter Glas und Rahmen, in fast allen einigen Blumen, einem Muskat- oder Basilicumstöckchen, und wie auf andern mitteldeutschen Gebirgen herrscht auch hier die Liebhaberei für

Stubenvögel. Sogenannte Vogelnarren aber, wie sie der thüringer Wald in Menge aufweist, mit ganzen Stuben voll Finken und Dompfaffen, Kreuzschnäbeln und Hänflingen trifft man ebenso wenig, als wirkliche Blumenliebhaber. Wie alle Neigungen des Erzgebirgers treten auch diese bescheiden, zahm und dürftig auf.

Die Tracht ist allenthalben die städtische, und man wendet überall mehr auf den Kragen als auf den Magen. Sonntags kann man arme Spitzenklöpplerinnen in seidener Mantille und weitbauschigem Kleide einherwandeln sehen, die Kost aber, die man genießt, dürfte die ärmlichste aller deutschen Gebirge sein. Das Brot, aus einem Gemeng von Roggen und Hafer bereitet, ist in vielen Orten nur Zuspeise. Es ist eben zu kostspielig. Mehlspeisen, die Schmalz erfordern, kommen nur an Festtagen auf den Tisch, ebenso Milchspeisen. „Mit der Butter, die ein norddeutscher Tagelöhner zum Frühstück ißt, würde hier eine Familie die ganze Woche ausreichen.“ Noch weniger ist Fleisch zu erschwingen. Im thüringer Wald rechnet man auf die Quadratmeile der ärmsten Bezirke etwa 650, im Erzgebirge nur etwa 200 Schweine; und im Jahre 1851 berechnete man den jährlichen Fleischgenuß auf den Kopf in Johanngeorgenstadt auf 20, in Schwarzenberg auf nicht ganz 16 Pfund. Das Hauptnahrungsmittel ist die Kartoffel und eine Brühe von Cichorienmehl, die man Kaffee nennt. Beide werden des Tages dreimal genossen. Zu den Kartoffeln ißt man häufig Heidelbeerbrei. Die Güte des Kaffees bezeichnen die Frauen scherzhaft durch die Redensart: „Auf sechzehn Tassen fünfzehn Bohnen“. Das Verhältniß ist aber in Wirklichkeit selten so günstig, und die Sage, daß in erzgebirgischen Haushaltungen alljährlich in der Sylvesternacht eine Bohne auf den Boden des Familientopfs genietet wird, die bis zum nächsten Sylvester der Cichoriensuppe ihr Kaffeearom spenden muß, kommt sicher der Wahrheit näher. Tausende von Männern bringen die ganze Woche kein anderes Getränk über die Lippen, manche können sich selbst des Sonntags kein Glas Bier erlauben, und Branntwein wird beinahe nur von Tagelöhnern und Feldarbeitern, von Bergleuten fast niemals getrunken.

Der Verfasser hofft eine Aenderung in dieser bisher von der Nothwendigkeit gebotenen Kartoffelgenügsamkeit, indem er sich von den neuen Eisenbahnen ein Wohlfeilerwerden kräftigerer Nahrungsmittel verspricht. Wir hoffen mit ihm. Allein er sagt selbst, daß die Volksküchen, welche in den letzten Jahren eingerichtet worden sind, nicht genug benutzt werden, und wir glauben nicht, daß der Erzgebirger diese Anstalten verschmäht, weil sie gegen seinen Sinn für Häuslichkeit und Familienleben verstoßen. Von manchem mag das gelten, obwol es uns nicht recht in den Sinn will, daß der gemeine Mann die Empfindung haben soll, eine gemeinsame Küche verwandle sein Dorf in ein Phalan-

stère. Die meisten essen ihre Kartoffeln, trinken ihren homöopathischen Kaffee nur darum fort, weil es ihre Väter und Großväter so gehalten haben, es ist Schlaffheit und Schlendrian, es ist die leidige deutsche „Gemüthlichkeit", was sie zu genügsamen Seelen macht, und es wird geraume Zeit währen, ehe sie sich an Besseres gewöhnen.

Was der Verfasser am Schluß seiner Bemerkungen über den Charakter der Erzgebirger mittheilt, bestätigt unsere Meinung.

Die Bevölkerung des obern Erzgebirges offenbart eine weit größere Gleichartigkeit des Charakters, als bei den Bewohnern anderer deutscher Mittelgebirge zu finden ist, die einen kleinern Flächenraum innehaben. Die Ursache davon liegt darin, daß diese Landschaft weder durch die Bodenbildung, noch durch die Politik in Unterabtheilungen zerspalten ist. Das Terrain des thüringer Waldes und ebenso das des Harzes ist sehr entschieden gegliedert, jener verzweigt sich über acht, dieser wenigstens über vier verschiedene Staaten. Der ganze nördliche Abhang des Erzgebirges dagegen gehört einem und demselben Fürsten, steht fast in allen Beziehungen unter denselben politischen und socialen Bedingungen und hat die gleiche Geschichte durchgemacht. Den Grundtypus im Volkscharakter bilden die Züge, welche uns in der Physiognomie des Bergmanns begegnen. Die industrielle Bevölkerung des eigentlichen Gebirges ist nur ein Ableger dieser Stammpflanze, und zwar ein solcher, in dem sich die Schwächen des Grundstammes mehr entwickelt haben. Um mit Aeußerlichkeiten zu beginnen, so ist der Bergmann mit Ausnahme seltener Fälle nur mittelgroß und fast immer von hagerer Statur. So vor allem der sächsische Bergmann. Daß die Grubenluft davon nicht die alleinige Ursache ist, beweist der Umstand, daß sich auch unter den Waldarbeitern nur gelegentlich große kräftige Gestalten befinden. Noch dürftiger sind natürlicher die Weber und Holzschnitzer und die übrigen Industriellen gebaut. Die kräftigsten Erzgebirger scheinen die mit dem Schmieden des Eisens beschäftigten zu sein, aber auch sie haben nicht den strammen Gang vieler anderer Gebirgsbewohner. Spiele, welche die Muskelkraft herausfordern, sind nirgend gebräuchlich, der ungesunde Tanzboden ist der einzige Tummelplatz der Jugend. Noch weniger Kraftfülle drücken die Gestalten der weiblichen Bevölkerung aus. Die Mädchen sind meist schlank und zart gebaut, die Frauen altern vor der Zeit. Dies ist offenbar Wirkung der Hausindustrie, welche die Frauen in die Stuben bannt, wo zwar sehr stark für warme, aber wenig für reine Luft gesorgt ist, welche sie zu tagelangem Sitzen in gebückter Haltung zwingt und sie bei allem Fleiß nicht vor drückenden Nahrungssorgen zu bewahren vermag. Die Sitte frühzeitigen Heirathens, die ärmliche Kost, die Hungerjahre, die fast über jede Generation hereinbrachen, erklären das Uebrige.

Ein Grundzug in den Gesichtern der Obererzgebirger ist, wie sich aus

dem Gesagten erwarten läßt, der Ausdruck der Sorge um das tägliche Brod. Mit diesem aber paart sich bei der Mehrzahl ein Zug anmuthiger Offenheit und Naivetät. Dies ist bei den meisten Gebirgsbewohnern der Fall, bei wenigen aber ist das Antlitz in dem Maße wie bei dem Erzgebirger der Spiegel der Seele. Und wie man leicht in sie hineinblickt, so klar und frei schauen sie wiederum hinaus in die Welt. Daß sie auch von den Theilen der Welt, die jenseit des Horizonts ihres Kirchthurms liegen, mehr Kunde haben, als die Bewohner manches andern Gebirgs, merkt man leicht daran, daß sie seltner possirlich neugierige Fragen thun und weniger über das Fremde staunen. Viele haben als Hausirer ein gutes Stück Deutschlands durchwandert, und selbst die an den Webstuhl oder Klöppelsack oder sonst an die Stube Gebundenen werden durch den wechselnden Stand der Geschäfte, die nicht blos von heimischen Einflüssen abhängen, genöthigt, über die Heimath hinauszudenken.

So viel Mutterwitz die Erzgebirger aber auch von Natur besitzen, und so sehr die künstlichen ökonomischen Verhältnisse, von denen die Mehrzahl derselben abhängt, das Nachdenken herausfordern und üben, so zeigen sie doch nicht den regen Bildungstrieb, den man nach jener Begabung und diesen Verhältnissen von ihnen erwarten sollte. Die saumselige Benutzung mancher zur Fortbildung gebotenen Gelegenheiten zeigt deutlich, daß viele selbst den materiellen Vortheil, den höheres Wissen gewährt, nicht erkennen. Die Posamentirschule zu Annaberg hat gesetzlichen Zwang nöthig, um die Lehrlinge des Handwerks zu Schülern zu gewinnen. Die Sonntagsschulen finden bei weitem nicht die Theilnahme, die ihnen gebührt. Eine für die Schnitzer des westlichen Erzgebirges mit großer Liberalität errichtete Fortbildungsanstalt mußte geschlossen werden, da man sie nicht benutzte. Die Bergschulen werden fleißiger besucht, und dasselbe gilt von den Klöppelschulen, selbst da, wo der Unterricht nicht unentgeltlich ertheilt wird. Von den Arbeitern selbst gestiftete und unterhaltene Bildungsvereine, wie sie in den Manufacturdistricten Englands in Menge blühen, sind nirgend anzutreffen.

Wenn man, meint der Verfasser, einen Erzgebirger der obern Gegenden fragte, was er für das Hauptcharakterzeichen seiner Landsleute hielte, so würde er antworten: was das Leben auf unsern Bergen, in unsern Thälern auszeichnet und uns so lieb sein läßt, das ist seine Gemüthlichkeit. Und es ist wahr, fährt unser Charakerzeichner fort, diese Eigenschaft des deutschen Charakters scheint auf dem Erzgebirg zu gipfeln. Der Erzgebirger ist in noch größerem Maße als der Thüringer und Harzer gesellig. Namentlich die Classen, welche man im engern Sinn als das Volk bezeichnet, besitzen diese Eigenschaft in hohem Grade. Sehr leicht findet man auf seinen Wanderungen Leute, die sich einem zutraulich nähern und liebenswürdigerweise das Beste zur Unterhaltung beitragen. Der zugeknöpfte Norddeutsche wird dies als Redseligkeit

bezeichnen, der Verfasser unsres Buch findet darin nur eine Aeußerung des gemüthlichen Strebens, sich und andern das Leben angenehm zu machen. Noch erfreulicher gibt sich dieses Bestreben durch die Höflichkeit und Gefälligkeit kund, der man allenthalben begegnet. In jeder Hütte wird man artig empfangen und über das, was man zu erfahren wünscht, nach bestem Wissen belehrt. Fragt man auf der Straße einen Vorübergehenden nach der Entfernung eines Ortes, dem man zustrebt, so hört man häufig die Aeußerung: das ist allerdings noch so und so weit, als wollte der Antwortende zugleich sein Mitleid mit den geplagten Füßen des Wanderers ausdrücken. Nirgend erhält man einen Bescheid, bei dem man durchhört, daß er ungern ertheilt wird. Ein kurz angebundener oder gar ein grober Gesell ist hier seltner anzutreffen, als in manchen südbaierischen oder norddeutschen Orten ein im sächsischen Sinne artiger.

Eine andere Aeußerung obererzgebirgischer Gemüthlichkeit sieht der Verfasser in der Verträglichkeit, die es allein möglich macht, wenn hier ein einziger Raum mehre Haushaltungen beherbergt. Ferner beweist der Erzgebirger seine Gemüthlichkeit durch seine große Anhänglichkeit an die Heimath. Der Schweizer, der Tiroler, der Norweger, der Thüringer fühlt in der Fremde auch Heimweh, aber dennoch wandern von allen diesen Gebirgsbewohnern viele aus, wenn das Leben daheim zu knapp wird. Auf dem Erzgebirge dagegen denkt man trotz Hunger und Kummer nur äußerst selten an ein Verlassen der Scholle, auf der man geboren ist. Nicht einmal von einer Uebersiedlung in eine andere deutsche Gegend will das Volk etwas hören, ja selbst ins Unterland, d. h. in das ebne Sachsen, zu ziehen trägt man Scheu. Nur ungern läßt sich ein Bergmann für die gutlohnende Arbeit in den zwickauer Kohlenschachten anwerben, und selten hält er es lange daselbst aus, und zwar nicht blos deshalb, weil in seinen Augen ein Kohlengräber geringer ist als ein Erzgräber. Zu der Dienstbotenschar der großen Städte der Ebne stellt das Erzgebirge das geringste Contingent. Man befindet sich trotz aller Noth einmal wohler zu Hause, glaubt hier sein Leben besser genießen zu können. „Es geht halt nit immer beim Besten, aber gemiedlich ists doch auf'm Arzgebarg," ist eine Rede, die man oft hören kann.

Und wirklich, die Erzgebirger leisten in der Kunst, des Harms zu vergessen, Bedeutendes. Sie sind deshalb nicht als ein Volk aufzufassen, das leichtsinnig und sorglos in den Tag hineinlebt. Sie wissen im Gegentheil sehr wohl, daß jede Mißernte, jede Handelskrise ihnen das bitterste Elend bringen muß. Aber sie wissen zugleich, daß man sich in dieser ernsten Welt auch gelegentlich, und zwar so oft es angeht, ein Vergnügen machen muß, und da dies bei ihren geringen Ansprüchen sehr oft angeht, so sind sie in der That ein recht lustiges Völkchen. Oberwiesenthal ist eines der armseligsten Oertchen der Welt; dennoch

werden hier allmonatlich zwei Bälle abgehalten. Bei einem Verdienst, bei welchem leipziger oder dresdner Arbeiter betrübt zu Hause bleiben würden, zieht das junge Volk erzgebirgischer Städtchen des Abends mit Sang und Klang durch die Gassen, so daß ein Fremder in einer Universitätsstadt unter fidelen Studiosen zu sein glauben könnte, die sich einen „kleinen Brand angetrunken" haben, während diese jungen Arbeiter sich begnügen müssen, „des Mondes Silberschein zu trinken." Und nicht blos die Jugend versteht sich auf die Kunst, sich mit wenig Aufwand lustig zu machen. Ein Bergfest, ein Vogelschießen bringt auch die Alten auf die Beine, und jeder Sonntag, wo man sich ein Glas Bier gönnen darf, erinnert den Fremden, der die heitern Gesichter sieht, an Rafaels Kunststück, mit einem einzigen Pinselstrich Weinen in Lächeln zu verwandeln.

Der Verfasser ruft aus: Gesegnet sei eure heitere Lebenskunst, ihr gemüthlichen Erzgebirger! So ruft gewiß jeder aus, der mit angesehen, wie roh viele englische Fabrikarbeiter sich lustig machen am Sonnabend und an dem streng gefeierten Sonntag. Gesegnet sei eure Fröhlichkeit, so lange sie euch lehrt, euch in Ehren zu freuen! Sie ist noch mehr werth als eure vielgepriesene Genügsamkeit!

Die Gemüthlichkeit nämlich hat auch ihre große Schattenseite, und der Verfasser ist gegen diese nichts weniger als blind. „Ist es," fährt er fort, „wirklich eine so große Tugend, nicht über die Lebensweise, die einförmige Kartoffelkost zu murren, wenn man von Jugend auf an sie gewöhnt ist und fast alle Nachbarn darauf beschränkt sieht? Wäre es nicht ein größeres Verdienst, die Unzuträglichkeit dieser Lebensweise recht lebhaft zu fühlen und mit allen ehrlichen Mitteln energisch nach Besserung derselben zu streben?

Die Gemüthlichkeit ist der gerade Gegensatz der Thatkräftigkeit. Der energische Mann ist wol nie gemüthlich. Jedenfalls darf sich diese mehr weiblich-receptive, als männlich-active Sinnesart nicht dahin erstrecken, wo — die Gemüthlichkeit aufhört, nicht blos im Sinne des Sprichwortes. Diese Grenze scheint sie aber auf dem Erzgebirg in einigen Beziehungen zu überschreiten, und zumal bei den Industriellen.

Die „gemüthliche" Genügsamkeit, oft nicht viel mehr als dumpfe, passive Ergebung, artet leicht aus in leichtsinnige Sorglosigkeit. Man begründet eine Familie, ohne kaum das dürftigste Hausgeräth beschafft, noch weniger einen Nothpfennig gespart zu haben. Die leidige Hoffnung, daß die Arbeit der Frau und der Kinder den Verdienst des Mannes ergänzen werde, und der träge Trost, daß andere es auch nicht besser haben, bringt manches junge Paar zusammen, das anderswo noch Jahre lang geschafft und gespart haben würde. Im Ehestande kommt man noch weniger zum Sparen. In gewöhnlicher oder gar knapper Zeit ist es fast unmöglich, und in guter Zeit verleitet die „gemüth-

liche" Lebenslust dazu, sich etwas zu gute zu thun, denn die „gemüthliche" Hoffnung schmeichelt die ewige Dauer solcher Zeiten vor.

Auch bei der ledigen Jugend artet die Gemüthlichkeit leicht aus. Sie soll hier und da in gedankenlose Lustigmacherei, ja in üppige Sinnlichkeit umschlagen. Die Singspaziergänge des Feierabends wurden mir in einer Stadt als anstößiges Umhertreiben bezeichnet, bei dem man frage, ob die Polizei das Chiragra habe, daß sie nicht dreinschlage. Ich wünschte diese Darstellung als übertrieben bezeichnen zu können, da ich selbst bei meiner Anwesenheit die Straßen sanglos fand; aber man wird mir einwenden, daß es nicht immer, wie damals, in Strömen regne, und wird mir die Geburtslisten entgegenhalten, die allerdings ein ungünstiges Zeugniß ablegen.

Die Gemüthlichkeit lähmt, wo sie den Grundton des Charakters bildet, den Willen zum Bessermachen, zum Vorwärtsschreiten. So wohl es thut, auf dem Erzgebirg keine verbitterten Gesichter zu treffen, welche die Neigung zu Aufruhr verrathen, so sehr muß man im Gegentheil bedauern, daß auch die Energie zu fehlen scheint, die durch Selbsthilfe und durch vereinigte Kräfte das Loos zu bessern sucht. Es bestehen für einzelne Kreise und Berufsarten mancherlei Vereine und Anstalten, welche gemeinsame Bedürfnisse zu befriedigen und Mißständen vorzubeugen streben, namentlich für die Bergleute existiren Speiseanstalten, Unterstützungskassen für Kranke, Witwenkassen u. dgl. Aber nicht eine einzige Unternehmung wurde mir genannt, die von den Arbeitern selbst gestiftet und geleitet würde. Ueberall läßt man am liebsten die Behörden sorgen. In England ist das Sprichwort: „ein armer Mann ist so voll von Plänen, wie ein Ei voll von Speise" eine Wahrheit. Jeder macht Pläne und Speculationen. Anders scheint es auf dem Erzgebirge zu sein. Aus den Gesprächen, die ich mit Männern der arbeitenden Classe geführt, mußte ich schließen, daß sie die Frage, was sie durch eigne Kraft zur Besserung ihrer Zustände beitragen können, sich selten oder nie aufwerfen und noch seltner ernst besprechen. Man hofft auf die Eisenbahn, auf gute Handelsverhältnisse, auf lauter Früchte, die reif in den Schooß fallen sollen. Man denkt nicht, wie von allen Bergvölkern, von den Schotten an bis zu den Slovaken geschieht, an zeitweilige Auswanderung, um ein durch lohnende Arbeit erspartes Sümmchen heimzutragen; man läßt den Sohn fast nach den Satzungen einer Kaste immer wieder den väterlichen Beruf ergreifen, so sehr auch dessen Aussichten trübe sind. Man hört nicht von jungen Leuten, die eifrig sparen, um ihr Heil über dem Meere zu versuchen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die gemüthliche Genügsamkeit vielfach zur zagen Hilflosigkeit und Unbehilflichkeit geworden ist. Dazu hat außer dem Einflusse des industriellen Lebens gar sehr beigetragen, daß das Erzgebirg öfter das Unglück gehabt hat, fremde mildthätige Unterstützungen annehmen

zu müssen. So wohlthätig solche Spenden im Augenblick wirken, so sehr müssen sie das edle Selbstvertrauen und die männliche Thatkraft schwächen, der das „Hilf dir selbst“ ein Ehrenpunkt sein muß. Mancher Insasse der reich besetzten Armenhäuser mag dadurch sittlich verderbt worden sein.

Wenn aber auch die Hungerjahre, welche diesen Landstrich häufiger als einen andern mitteleuropäischen heimgesucht haben, nicht vorbeigegangen sind, ohne bleibende sittliche Schäden zu hinterlassen: mit einer Untugend, die manche andere arme Gegend, z. B. manches herrliche Alpenthal so verunziert, konnten sie die Erzgebirger nicht anstecken. Sie sind frei von der gierigen Geldlüsternheit, welche mit Wespenzudringlichkeit den Fremden umschwärmt. In der Hungerzeit hat es natürlich an Almosen Heischenden nicht gefehlt, selbst nach dem armen Wiesenthal sollen die Bedürftigen tiefer gelegener Gegenden in Scharen gekommen sein; aber jetzt, wo doch viele in sehr kümmerlichen Verhältnissen leben, kann der Fremde selbst die ärmsten Gegenden durchwandern, ohne von jemandem um eine Gabe angesprochen zu werden, außer etwa von einem Krüppel. Und die Abwesenheit der Bettelei ist nicht das Verdienst der Polizei. Der arme Erzgebirger, der den Fremden im einsamen Walde zurechtweist oder ihm am verfallenen Schacht Bericht gibt, macht auch da, wo ihn kein Auge belauscht, keine verlangende Miene, oder streckt gar, wie manche Aelpler und selbst die trotzigen Colliers in England thun, die Hand nach einem Trinkgeld aus. Bezeigt man seine Erkenntlichkeit durch eine Gabe, so wird sie mit schüchterner Dankbarkeit angenommen, der man ansieht, daß das Geschenk ungesucht kommt.

Bei den Irländern und manchen andern armen Völkern ist die Gemüthlichkeit gepaart mit einer sehr regen und kräftigen Phantasie, welche sogar den Verstand überwuchert. Anders bei dem Erzgebirger. Er scheint eher nüchternverständig, als phantasiereich. Seine Ausdrucksweise ist bei aller Naivetät viel nüchterner und prosaischer als die des Harzers und Thüringers. Kühne Metaphern, ungeheuerliche Hyperbeln, barocke Wortspiele, durch die namentlich der letztere den Fremden überrascht, hörte ich bei keinem Erzgebirger. Wurde mir doch, als darauf die Sprache kam, in einem sächsischen Orte an der böhmischen Grenze die Aeußerung eines Deutschböhmen: „der Nebel sei heute so dick, als habe man ihn mit dem Besen zusammengekehrt,“ als ein Zeichen der besondern Sprachkühnheit der Grenznachbarn angeführt. Wie zahm erscheint das dem thüringer Wäldler! Der würde anderes Grobgeschütz aufgeführt haben, etwa: „ein Nebel, in dem eine Heugabel stecken bleibt, oder den vier Pferde nicht zerreißen.“ Seine mehr nüchterne, dem Schriftgemäßen entsprechende Ausdrucksweise läßt den Erzgebirger immer eher als einen verarmten Gebildeten, denn als einen armen Natursohn erscheinen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Geschichte des Erz-

gebirgs in den letzten hundert Jahren. Bis gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts war außer dem Ackerbau für die männliche Bevölkerung die Gewinnung der Erze, für die weibliche das Spitzenklöppeln Hauptnahrungszweig gewesen. Jetzt kamen neue Industriezweige auf. Die Schmiedeinnung bildete sich an verschiedenen Orten zur Hausindustrie der Blech- und Löffelschmiede aus. In einigen Dörfern wurde das Verfertigen von Nägeln fast allgemeine Beschäftigung. Im östlichen Theil des Gebirgs sproßte eine Holzindustrie auf, welche vorzüglich Kinderspielzeug lieferte. Aber alle diese Gewerbe waren nicht im Stande, die große Zahl der rasch sich mehrenden Bevölkerung zu ernähren, und noch weniger war dies der Fall mit solchen Industriezweigen, welche wie die Serpentindrechselei, das Bereiten von Feuerschwamm, das Anfertigen von Medicin, die Bürstenbinderei und die Korbmacherei sich auf einen Ort beschränkten. So bildeten sich immer mehr neue Gewerbe aus. Zur Leinweberei traten die Verarbeitung von Baumwolle und die Strumpfwirkerei, die sich von Chemnitz aus über ganze Reihen von Dörfern bis zum höchsten Kamm des Gebirgs verbreitete. Neben der altgewohnten Arbeit des Klöppelns kam das Sticken mit der Häkelnadel auf. Alle diese Beschäftigungen nahmen die Form der Hausindustrie an. Anfangs arbeitete jeder Hausvater auf eigne Rechnung, kaufte die Rohstoffe und verkaufte die fertige Waare selbst. Bald aber thaten sich Vertreiber und Großhändler auf, welche die Arbeiten aufkaufen ließen. Leidlicher Verdienst warb alljährlich mehr Menschen für jeden einzelnen Industriezweig. Die größere Zahl der Mitbewerber drückte allmälig den Verdienst herab, und bisweilen stockte derselbe durch Ueberproduction oder Handelskrisen völlig. Manche Beschäftigung lohnte schon damals so schlecht, daß der, welcher sie betrieb, nur unter Entbehrungen das Leben fristete.

Noch schlimmer wurde es im neunzehnten Jahrhundert. Der Bergbau erhielt sich im Allgemeinen auf gleicher Höhe mit früheren Perioden, ja er hob sich stellenweise sogar, wenn auch nicht in dem Maße, daß man die Löhne sehr merkbar hätte erhöhen können. Dagegen drang jetzt gegen die Hausindustrie ein Feind heran, gegen den alles Kämpfen vergeblich war. Dieser Feind war die englische Industrie mit ihren Maschinen. Die Namen Arkwright, Hargrave und Heathcoat tönen für das Erzgebirg wie ebenso viele Schreckensrufe. Der zur Zeit der Continentalsperre eingetretene Waffenstillstand in diesem Kampfe zwischen deutscher und englischer Industrie hatte einerseits zwar den Uebelstand, daß Sachsen von seinen Manufacturwaaren nichts über die See versenden durfte, andererseits aber den Vortheil, daß man Muße hatte, sich dieselben Waffen zu schmieden, mit welchen der Brite drohte. Die Spinnmaschine, welche in den ersten Jahren des neuen Jahrzehnts in Sachsen zu arbeiten begann, hat viele Tausende brodlos gemacht. Noch 1807

zählte man im Erzgebirg gegen 50,000 Handspinner, jetzt ist das Baumwollenrad längst in die Rumpelkammer getragen. Etwas später kamen die Wollräder zum Stillstand, zuletzt riß die Maschine auch den Wollkämmern ihr Werkzeug aus den Händen. Die dadurch bewirkte gewaltige Störung des industriellen Organismus ist gegenwärtig leidlich ausgeglichen, und die Spinnmaschine gilt vielen als Wohlthat, allen wenigstens als eine Thatsache, die sich nicht mehr hinwegschaffen läßt.

Die übrigen Gebiete der Hausindustrie sind in gleicher Weise beeinträchtigt oder doch bedroht. Die Maschine, welche der Menschenhand Spindel und Krämpel entwunden, sucht ihr auch das Weberschiff und den Klöppelsack zu nehmen. Nur solche Gewebe und Spitzen, welche besondere Kunst erfordern, sind der Menschenhand vorläufig noch gesichert. Alles Gröbere wird sie dem Powerloom und der nottinghamer Spitzenmaschine abtreten müssen. Der Rundstuhl wird den alten Strumpfwirkerstuhl verdrängen, die Nagelmaschine die Handnägel auf einen engen Raum beschränken. Der endliche Ausgang des ungleichen Kampfes ist unzweifelhaft: die Handarbeit wird endlich auf allen Gebieten der Industrie, welche der Mechanik offen stehen, d. h. auf allen, wo der Arbeiter nicht freischaffender Künstler ist, der Maschine das Feld räumen müssen. Die sehr lesenswerthen Capitel über die Frauenindustrie und die kleinen Industriezweige des Erzgebirges führen den Beweis davon im Detail.

„Mit entsagender Genügsamkeit fristen die Belagerten ihr Leben. Die Zahl derselben ist groß. Wo auf der Quadratmeile 8000 Menschen leben, da sind natürlich viele darauf angewiesen, ihren Unterhalt durch Arbeit für den Handel zu erwerben. Die geographische Lage des Erzgebirges ist günstig, Eisen und Kohlen sind nicht fern, der Absatz ist durch die Stiftung des Zollvereins erleichtert. Werden die Erzgebirger im Stande sein, sich zu behaupten und ein besseres, mehr gesichertes Loos zu erringen?

Sie sind gefaßt und verständig. Die Zerstörung einiger Nagelmaschienen in einer durch politische Stürme aufgeregten Zeit ist das einzige neuere Beispiel thörichter Volksrache, welche die vom Feinde erbeuteten Waffen vernichtet, statt sie zu brauchen. Auch sind die Erzgebirger genügsam und in hohem Grade anstellig.

Nur an Führern fehlt es, welche die Kräfte sammeln und neu organisiren. Nicht die Eisenbahn, von deren Fortführung über das ganze Gebirge manche wol zu viel erwarten, wird gründlich helfen; Auswanderung könnte nur dann gründlich nützen, wenn ein irischer Exodus in Masse stattfände, und selbst dann wäre ihre Wirkung eine sehr zweideutige.

Nur die zweckmäßigere Pflege der schon festgewurzelten Zweige und die Einführung neuer Gewerbszweige, die dauernden guten Ertrag versprechen,

dürfte zum erwünschten Ziele führen. Die Industrie muß, wie das römische Volk, stets bereitwillig vom Feinde lernen, um dadurch ihm ebenbürtig und überlegen zu werden. Zusammenfassung der in Atome verzettelten, Hebung der nur auf Herstellung des Wohlfeilsten und Geringsten beschränkten Industrie und klug geleiteter Großhandel scheinen die Hauptaufgaben.

Hier ist eine Gelegenheit zur Thätigkeit für die Mächte, die sich so gern als Beherrscher der Gegenwart rühmen lassen. Hier winken zwar nicht gleich anfangs hohe Procente, wol aber edle Ruhmeskränze; hier gilt es, nicht blos Geschäfte, sondern auch Geschichte zu machen."

Ausblicke auf den Kriegsschauplatz.

8.

Die Schlacht von Solferino, wie der große Kampf an den Ufern des Mincio vom 24. Juni jetzt von den Verbündeten genannt wird, gehört zu diesen großartigen Kriegsereignissen, auf welche man öfter zurückkommen darf. Obwol wir erst die officiellen Berichte der Franzosen und Piemontesen haben, obwol wir daher vorerst nur eine einseitige Darstellung des Kampfes in seinen Einzelheiten geben können, wollen wir dies doch nicht unterlassen. Sobald von den Oestreichern etwas Weiteres vorliegt, als der dürftige officielle Bericht, nach welchem wir unsere Skizze in der vorigen Nummer gaben, können wir auch eine eingehendere Darstellung von ihrem Standpunkte aus folgen lassen.

Am 20. Juni hatten die Oestreicher das rechte Ufer des Mincio geräumt; zu derselben Zeit concentrirten sich die Verbündeten vorwärts Brescia zwischen dem Gardasee und dem Chiese. Napoleon beschloß alsbald vorzurücken, von seinem linken Flügel Peschiera einschließen, von dem rechten Mantua beobachten zu lassen, mit der Hauptmacht im Centrum zwischen den beiden Festungen hindurch über den Mincio zu gehen und gegen die Etsch und Verona vorzudringen.

Am 23. Abends gab er die Disposition für den Beginn dieser Operation aus. Am 24. Morgens um zwei Uhr, um der großen Hitze aus dem Wege zu gehen, sollten die Corps aus ihren Stellungen aufbrechen und zunächst an diesem Tage die Höhen besetzen, welche als südlichste Ausläufer der Alpen sich zwischen den Chiese und den Mincio eindrängen und nördlich und östlich der Straße von Montechiaro auf Mantua den rechten Thalrand des Mincio bis Volta hinab bilden. Auf einen Kampf an diesem Tage ward dabei nicht gerechnet.

Freilich hatten sich im Laufe des 23. wieder östreichische Detachements am rechten Ufer des Mincio gezeigt; aber, wie es im officiellen französischen Rapport nicht ohne einen Anflug von Spott heißt, Napoleon meinte, das bedeute nichts weiter als eine der zahlreichen Recognoscirungen, welche die Oestreicher zu ihrer Sicherung so häufig zu machen pflegen. In der That, nachdem einmal die Oestreicher in den Schirm ihrer Festungen zurückgegangen waren, mußte man annehmen, daß sie dies gethan hätten, um alle Vortheile der Etsch-Minciogruppe auszunutzen. Dies konnten sie aber nicht wol anders, als wenn sie dem Feinde die Initiative überließen, um erst, sobald diese sich ausgesprochen hätte, einen offensiven Gegenschlag zu thun. Doch, wie sich herausstellte, hatten die Oestreicher vorausgesetzt, daß erst ein Theil der Verbündeten am linken Ufer des Chiese sei und gehofft, diesen vereinzelt schlagen und zurückwerfen zu können.

Die Positionen der Verbündeten, aus denen die einzelnen Corps am 24. Morgens gegen den Mincio aufbrachen, lagen auf der Linie Mezzane (dieses allein, wo das dritte Corps stand, noch am rechten Ufer des Chiese), Carpenedolo, Esenta, Desenzano.

Der Befehl sagte, daß Canrobert auf Medole, Niel auf Guidizzolo, Mac Mahon auf Cavriana, Baraguay d'Hilliers auf Solferino, der König Victor Emanuel in zwei Colonnen auf Pozzolengo und Peschiera marschire; dieser ersten Linie sollte die Garde nebst zwei Linienreiterdivisionen als Reserve von Montechiaro, wo sich am 23. Napoleons Hauptquartier befand, auf Castiglione folgen.

Die ganze Entwickelungslinie, von Medole bis zum Gardasee, wie sie ursprünglich im Plane lag, betrug 2¹/₄ deutsche Meilen oder etwa 23,000 Schritte; die französische Armee wird man zu einer Stärke von etwa 130,000, die piemontesische zu 50,000 M. anschlagen können.

Baraguay d'Hilliers war mit seinem Corps wenig über Castiglione delle Riviere hinausgekommen, als er auf den Feind stieß. Es war fünf Uhr Morgens. Das Gefecht begann sogleich. Nur allmälig konnte Baraguay gegen Solferino hin Terrain gewinnen; obgleich ihm augenblicklich nur die Vortruppen, wahrscheinlich des fünften östreichischen Corps, gegenüberstanden, war doch auch seine Colonne noch nicht zum Gefecht entwickelt.

Napoleon hörte zu Montechiaro den Kanonendonner in der Richtung von Castiglione.

Er begab sich sofort dahin. Hier erhielt er verschiedene Berichte: der Kampf war nach denselben auf der ganzen Linie entbrannt und auf einer viel größeren Ausdehnung als er ursprünglich vermuthet.

Die Oestreicher waren mit ihrer ganzen durch Einziehung der Besatzungen aus den aufgegebenen Festungen und Heranziehung neuer Truppen verstärkten

Armee über den Mincio gekommen bei Peschiera, Monzambano, Valeggio, Goito. Bei Rivoltella am Gardasee hatten die Piemontesen ihn gefunden; bei Castelgoffredo hatte der Marschall Canrobert, der um 2½ Uhr von Mezzane aufgebrochen, bei Visano über den Chiese gegangen war, östreichische Cavallerie angetroffen. Kundschafternachrichten sagten, daß ein starkes östreichisches Corps von Mantua auf Asola und Montechiaro am Chiese bestimmt sei.

Bei einem Zusammenhalten dieser Nachrichten war es nicht schwer, die Dispositionen der Oestreicher zu durchschauen. Während sie bei Cavriana und Pozzolengo die Front ihres Gegners bekämpften, wollten sie zugleich gegen die Chiese hin ihm in die rechte Flanke und in den Rücken gehn und ihn auf solche Weise gegen den Gardasee hintreiben, um ihm jeden Rückzug abzuschneiden.

Dieser Plan war strategisch richtig, seine Ausführung begünstigt durch die nördliche Lage der Linie, auf welcher die Franzosen und Piemontesen gegen den Mincio vorgingen. Aber jeder strategische Erfolg muß durch einen taktischen, auf dem Schlachtfeld besiegelt werden; an sich ist er nichts. Taktisch war also noch der ganze Plan der Oestreicher zu vereiteln und darauf richtete sich nun mit aller Kraft Napoleon. Begünstigt ward er dabei durch eins, was er sofort zu erkennen vermochte, durch die große Ausdehnung der östreichischen Linie, welche vom Gardasee über Guidizzolo und Castelgoffredo bis zum Chiese über vier deutsche Meilen, ungefähr 42,000 Schritt lang war, eine Ausdehnung, viel zu groß, auch wenn wir annehmen, daß die östreichische Armee 200,000 M. stark war. Die französische Armee in der Mitte des Cirkels, welchen die Oestreicher um sie schlossen, war viel concentrirter. In solchem Falle, sagt die Regel, soll man die feindliche Mitte durchbrechen, die beiden Flügel auseinandersprengen und nun einen von ihnen allein schlagen, um sich dann gegen den andern zu wenden. Das beschloß nun auch der Kaiser Napoleon. Er ward dabei noch durch einen andern Umstand begünstigt, von dem er allerdings im voraus nichts wußte, nämlich durch die Zerlegung der östreichischen Armee in zwei Armeen unter Schlik und Wimpffen, welche das Centrum doppelt zu einem schwachen und dabei doch entscheidenden Punkte machte. Gelang es, den rechten Flügel der Oestreicher über den Haufen zu werfen, über den Mincio zurückzutreiben, so hatte der linke, isolirt, keinen Halt mehr und trat wol von selbst seinen Rückzug an; that er dies nicht, so konnte sich dann die ganze Kraft der Franzosen gegen ihn wenden, ihn vom Mincio ab gegen den Chiese treiben und voller Vernichtung Preis geben.

Bis aber der rechte östreichische Flügel geschlagen war, mußte der linke wenigstens beschäftigt werden. Napoleon übertrug dieses Geschäft vorläufig dem Marschall Canrobert in der Ebene zwischen Medole und dem Chiese. Auf dem äußersten linken Flügel erhielt der König Victor Emanuel den Be-

fehl, mit so wenig Truppen als möglich den äußersten rechten der Oestreiche zwischen Pozzolengo und dem Gardasee in Schach zu halten, und was e irgend für diesen Zweck entbehren könnte, zur Unterstützung des Centrums mindestens zur Herstellung der Verbindung mit demselben zu verwenden.

Nachdem dieses abgethan war, wendete Napoleon sich ganz und gar de kräftigen Organisation seines Centrums zu. Von Castiglione auf der Straße nach Goito vorreitend, traf er zunächst das Corps Mac Mahons, welches sich rechts der Straße entwickelte, also südwestlich derselben. Niel war noch nicht heran, der Zwischenraum zwischen Mac Mahon und Canrobert daher beträchtlich. Napoleon sendete der Gardecavalerie, welche im Marsch von Montechiaro auf Castiglione war, Befehl, ihre Bewegung zu beschleunigen, sich auf den rechten Flügel Mac Mahons zu setzen und solchergestalt die Lücke zwischen diesem und Canrobert zu decken.

Darauf begab sich der Kaiser zu Baraguay d'Hilliers, welcher die östreichischen Vortruppen um 7 Uhr etwa bis gegen die Höhen von Solferino zurückgedrückt hatte. Hier, wo die Franzosen auf die Massen des fünften östreichischen Corps stießen, kam das Gefecht zum Stehen; Baraguay mußte zunächst seine beiden Divisionen Bazaine und Ladmirault entwickeln, mit denen er von 10 Uhr ab verschiedene vergebliche Angriffe auf das verschanzte Solferino und insbesondere auf dessen beide Hauptpunkte, das Schloß und den mit einer crenelirten Mauer versehenen Kirchhof machte. Diese Frontangriffe hatten, wie bemerkt, durchaus kein Resultat.

Während der Kampf zwischen 7 und 10 Uhr von Baraguay nur matt fortgeführt ward, war Mac Mahon mit seinen Colonnen auf der großen Straße von Castiglione her vorgerückt, und hatte um 9 Uhr quer über die Straße mit dem rechten Flügel gegen Medole, mit dem linken gegen Solferino hin, aber doch so, daß noch eine beträchtliche Lücke zwischen ihm und Baraguay blieb, Stellung genommen. Hier ward er von einem östreichischen Corps mit einer zahlreichen Artillerie angegriffen. Er schob sechs Batterien theils von seinem eignen Corps, theils von der Gardecavalerie in die linke Flanke dieser östreichischen Artillerie vor und zwang sie dadurch zum Rückzug. Die Oestreicher gingen in der Richtung auf Cassiano und Cavriana zurück, jedoch nicht ohne ihre Angriffe zu wiederholen und dadurch ein Vorrücken Mac Mahons noch lange zu verzögern; ihr zeitweises Zurückgehen deckten sie stets durch Reiterangriffe, welche in die Flanken Mac Mahons vorbrachen und der Gardecavalerie alle Hände voll zu thun gaben.

Erst am Nachmittag, da unterdessen die Verhältnisse bei Solferino eine andere Gestalt gewonnen hatten, gingen die Oestreicher, das siebente Corps, hinter welchem das erste Corps in Reserve stand, entschieden auf S. Cassiano und Cavriana zurück und Mac Mahon konnte ihnen dorthin folgen.

Bei Solferino hatte im Laufe der ersten Nachmittagsstunden, da alle Frontangriffe Baraguays scheiterten, Napoleon ein Flankenmanöver angeordnet. Die Division Forey des ersten Corps, welche vorläufig noch in Reserve gehalten war, mußte sich um den rechten Flügel Baraguays einschieben, unterstützt ward sie durch eine Brigade Gardevoltigeurs, welche vor kurzem auf dem Schlachtfeld angelangt war. Forey und die Gardevoltigeurs stürzten sich auf die Höhen östlich von Solferino, zwischen diesem und S. Cassiano, und veranlaßten dadurch das östreichische fünfte Corps den Ort zu räumen und sich in der Richtung auf Pozzolengo zurückzuziehen. Dies war ungefähr um 4 Uhr; Baraguay verfolgte das fünfte Corps.

Zu derselben Zeit als das ebenerwähnte Flankenmanöver angeordnet wurde, hatte Mac Mahon, da die Oestreicher auf Cavriana wichen, eine Linksschwenkung gemacht und Napoleon schob in die Lücke zwischen Mac Mahon und Forey den ganzen Rest seiner Gardeinfanterie nebst der Fußartillerie der Garde ein. Bald nach dem Flankenangriff auf Solferino wurden nun auch S. Cassiano und Cavriana, so wie die diese beiden Ortschaften verbindenden Höhen angegriffen. Dies entschied den Sieg. Um 5 Uhr räumten das erste und siebente östreichische Corps auch die beiden letztgenannten Ortschaften.

Das vierte Corps — Niel — war um 3 Uhr Morgens von Carpenedolo in der Richtung auf Medole aufgebrochen; die Division Luzy de Pelissac mit einigen Escadrons unter dem Chef der Cavaleriebrigade General Rochefort hatte die Spitze; die dem Corps zugetheilten Reiterdivisionen Partonneaux und Desvaux marschirten auf der Straße von Castiglione nach Goito.

Rochefort traf nördlich von Medole auf östreichische Cavalerie, griff sie an, warf sie aufs Dorf zurück, wurde aber hier von der feindlichen Infanterie empfangen und aufgehalten. Die Infanteriedivision Luzy de Pelissac rückte vor und griff Medole an, welches um 7 Uhr von den Oestreichern geräumt wurde, die sich über Rebecco auf Guidizzolo zurückzogen. Luzy sendete ihnen eine Brigade nach, während er ein Regiment weiter rechts (westlich) in der Richtung auf Ceresara vorgehn ließ. Jenseit Rebecco bei einem Gehöfte Casanova setzten sich die Oestreicher wieder, und leisteten der ihnen folgenden Brigade einen lebhaften, hartnäckigen Widerstand. Niel sendete zur Unterstützung dieser Brigade noch die ganze Division Vinoy vor. Obgleich diese Division Casanova nahm, konnte Niel dennoch nicht vorwärts kommen. Er mußte seine ganze Artilleriereserve von Medole vorziehn, nur um der Umgehungsbewegungen der Oestreicher, welche sich zwischen ihn und Mac Mahon einzudrängen suchten, Herr zu werden, vielmehr nur sie aufzuhalten. Die Division de Failly seines Corps, sehnlichst erwartet, war immer noch nicht herangekommen. Als Mac Mahon seinen Angriff auf S. Cassiano und

Cavriana begann, folgte ihm Vinoy, der ihm zunächst stand. Dadurch wurde Niels Position noch gefährlicher. Niel hatte die Absicht auf Guidizzolo vorzudringen, und so wo möglich den Oestreichern, wenn sie von Cavriana vertrieben wären, ihren Rückzug auf Goito und auf Valeggio abzuschneiden. Aber längere Zeit war er allein auf die Division Luzy de Pelissac beschränkt und auch als die Division de Failly ankam, war seine Lage nicht um vieles gebessert, da die Oestreicher die ganze Gefahr erkannt hatten, in welcher sie schwebten und immer neue Kräfte vorführten, um jedes Durchdringen bis Guidizzolo unmöglich zu machen.

Niel wartete mit Schmerzen auf das Herankommen Canroberts; wir müssen uns nunmehr nach diesem umsehen.

Canrobert hatte sich lange Zeit mit dem Sturm auf Castelgoffredo verweilt, welches lediglich von östreichischer Cavalerie besetzt war. Um 9¼ Uhr traf die Spitze der Colonnen, welche er überhaupt glaubte in diese Richtung entsenden zu können, bei Medole ein. Er selbst fand sich hier ein und erhielt von dem unterdessen auf Robecco vorgerückten und dort im heftigsten Kampfe begriffenen Niel mehrfache Aufforderungen, ihn zu unterstützen.

Zugleich aber gelangte nun erst an Canrobert die Nachricht des Kaisers Napoleon, daß ein starkes östreichisches Corps schon am 23. von Mantua auf Acqua negra marschirt sei und von dort auf Acqua fredda vordringe, und der Befehl, auf diese Umgehungscolonne Acht zu haben. Canrobert gewahrte selbst Staubwolken in der bezeichneten Richtung und Luzy de Pelissac versicherte ihn, er habe einen Linksabmarsch östreichischer Colonnen von Guidizzolo auf Castelgoffredo bemerkt.

Unter solchen Umständen glaubte Canrobert nicht zu viele Truppen von seinem rechten nach dem linken Flügel hinziehen zu dürfen und begnügte sich, in der rechten Flanke Niels eine Brigade von der Division Renault zur Beobachtung der Straßen von Medole nach Ceresara und Castelgoffredo aufzustellen.

Erst um 3 Uhr, als Canrobert, von Niel von neuem um Unterstützung angegangen, sich persönlich nach Robecco begeben hatte, ließ er sich bestimmen, die ganze Division Renault auf Niels rechte Flanke heranzuziehen und eine Brigade der Division Trochu zu dessen unmittelbarer Verstärkung abzugeben. Diese Brigade rückte etwa um 4 Uhr in die Linie ein und Niel machte mit ihr neue Anstrengungen, bis Guidizzolo vorzudringen.

Zu der Zeit als Cavriana in die Hände Mac Mahons und der Garde fiel, zwischen 4 und 5 Uhr, war ihm dies nur halb gelungen, als ein furchtbarer Gewittersturm losbrach, der wie auf der ganzen Linie so auch hier dem Hauptkampf ein Ende machte.

Die Division Bourbaki vom Corps Canroberts, welche zwischen Medole

und Castelgoffredo stand und welche der Marschall sich entschlossen hatte auch noch gegen Robecco heranzuziehen, falls sie nichts vom Feinde vor sich habe, wie es sich wirklich verhielt, kam nicht mehr zum Gefecht.

Auf der äußersten Linken der Verbündeten marschirten in erster Linie drei piemontesische Divisionen gegen Pozzolengo und Peschiera. Die erste Division jetzt unter Durando, zumeist rechts und zunächst Baraguay d'Hilliers, weiter gegen den See zu die fünfte unter Cucchiari, am nächsten dem Gardasee die dritte, jetzt unter Mollard.

Die Avantgarde von Durando traf am frühesten, schon um 5 Uhr Morgens bei Madonna della Scoperta auf den Feind, gegen 7 Uhr auch die Avantgarde von Mollard. Die Oestreicher kämpften mit der äußersten Bravour, sie verhielten sich hier unter Benedeks energischer Führung keineswegs passiv, sondern gingen wiederholt in die Offensive über; sowol Durando als Mollard mußten die Positionen della Scoperta und S. Martino, welche sie anfangs eingenommen hatten, im Laufe des Vormittags wieder aufgeben und hatten Mühe sich zu behaupten. Selbst das Erscheinen der Division Cucchiari auf dem Schlachtfeld um 10 Uhr Vormittags vermochte nur auf einen Augenblick diesen Stand der Dinge zu ändern.

Die Division Fanti war ursprünglich bestimmt gewesen, die Verbindung der übrigen piemontesischen Divisionen mit dem französischen Corps von Baraguay d'Hilliers herzustellen. Sie war auf dem Marsche gegen Solferino hin, als Victor Emanuel, dessen drei im Gefecht gewesene Divisionen übel zugerichtet, dem die Division Cucchiari fast auseinandergesprengt war, der keine Reserve mehr hatte, die Nothwendigkeit fühlte, Fanti zurückzurufen. Derselbe erschien erst um 4 Uhr Nachmittags auf dem Schlachtfeld zwischen dem Gardasee und Castel Venzaga. Ehe mit seiner Hilfe der Angriff erneut werden konnte, brach der störende Gewittersturm los. Und als es wirklich um 5 Uhr zu einem neuen Vorgehen kam, war bei den Oestreichern der Rückzug schon beschlossene Sache und es keine große Arbeit mehr, die Positionen zu nehmen, welche die Oestreicher räumten.

Dies ist, wie Eingangs bemerkt, eine Darstellung der Schlacht, wie sie sich vom Standpunkt der Verbündeten aus bietet. In allem Wesentlichen wird man hier dasjenige völlig bestätigt finden, was wir in unserer vorläufigen Skizze in voriger Nummer über die allgemeine Ordnung des Kampfes gesagt haben. Freilich wäre es interessant zu wissen, was den einzelnen Corps der Verbündeten von östreichischer Seite gegenübergestanden hat.

Nach unserer Schätzung war die Hauptkraft, mit welcher es die Piemontesen zu thun hatten, das Corps von Benedek, das achte; nur auf ihrem äußersten rechten Flügel kamen sie mit dem rechten Flügel des fünften Corps Stadion zusammen, welches im Uebrigen Solferino gegen Baraguay verthei-

digte. Mac Mahon und die Garde bei den Angriffen auf Cavriana und Cassiano kamen mit dem siebenten (Zobel) und ersten (Clam Gallas) Corps der Oestreicher zusammen. Theile des ersten Corps der letzteren stießen aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit Niel zusammen. Außerdem hatte aber dieser offenbar, wenigstens in den späteren Momenten des Kampfes, ein ganzes Corps vom linken Flügel, von der Armee Wimpffens gegen sich.

Wir stellen uns nämlich nach demjenigen, was wir von östreichischer Seite haben in Erfahrung bringen können, vor, daß der Kaiser von Oestreich, als er sich den Massen des ganzen verbündeten Heeres gegenübersah, die Offensivbewegung seines linken Flügels, statt sie nun erst recht vorzutreiben und sich keck auf Mantua zu basiren, vielleicht gar das achte Corps hinter den Mincio zurückweichen zu lassen, einstellte und im Wesen der Dinge in Defensivgedanken zurückfiel. Zu deren Realisirung gehörte nun, daß die Corps des linken Flügels, welche ursprünglich halb links an den Chiese marschiren sollten, theils zurückgenommen, theils halb rechts gegen Guidizzolo hingezogen wurden.

So ward viele Zeit mit ganz unnützen Märschen verloren, die unter andern Umständen für das Gefecht nutzbar gemacht werden konnte, so erklärt es sich, daß Canrobert, einerseits den größten Theil des Tages so gut als keinen Feind, wenigstens keinen, der an ein Vorgehn gedacht hätte, vor sich sah und daß andererseits Niel einen immer heftiger werdenden Widerstand zu überwinden hatte.

Sind wir recht berichtet, so stellt sich das Kräfteverhältniß auf den einzelnen Punkten ungefähr folgendermaßen: Bei Pozzolengo 25,000 Oestreicher gegen 50,000 Piemontesen; im Centrum bei Solferino, Cavriana, Robecco 100,000 Oestreicher gegen 110,000 bis 120,000 Franzosen; auf dem linken Flügel der Oestreicher, auf der Linie Ceresara-Castelgoffredo 60,000 Oestreicher gegen anfangs 30,000, zuletzt 20,000 Franzosen, beiderseits paralysirt durch die Entscheidung des Kampfes im Centrum. Diese Zahlen sprechen für sich selbst. Man braucht ihnen nichts beizufügen.

Die Verluste der Verbündeten werden folgendermaßen angegeben: Beim ersten Corps, Baraguay d'Hilliers 4234 (wobei 234 Offiziere); beim zweiten Corps 1872 (wobei 114 Offiziere); beim dritten Corps 250; beim vierten Corps 4804 (wobei 253 Offiziere); bei der Garde sind keine Verluste angegeben, wir wollen sie zu 2000 ansetzen. Bei den Piemontesen 5525 (wobei 116 Offiziere).

Der ungefähre Totalverlust wäre hiernach auf Seiten der Verbündeten 18,000 Mann d. h. etwa 1/8 der Truppen, welche wirklich im ernsten Gefechte waren; im Verhältniß zu der langen Dauer des Kampfes also kein so gar bedeutender, wie groß absolut genommen immer die Zahl von 18,000 zum größten Theil todter, verwundeter oder verkrüppelter Menschen erscheinen mag.

Es ist wahrscheinlich, daß die Oestreicher in dieser Schlacht von ihren Feldtelegraphen Gebrauch gemacht haben. Wir haben darüber wol noch interessante Aufschlüsse zu erwarten, die dann wiederum den alten Beweis liefern würden, daß der Nutzen aller solcher Kunstmittel im freien Felde ein sehr eingeschränkter ist und daß sie bei zu großem Vertrauen auf ihre Wirkung sogar entschiedenen Schaden bringen können.

9. Juli. —

Gestern kam die Nachricht von dem Waffenstillstand, der am 7. Juli an den Ufern des Mincio zwischen den kriegführenden Theilen geschlossen ist, heute die Bestätigung; bis zum 15. August sollen die Waffen ruhen. Sie haben wol nichts dagegen, daß auch Ihr militärischer Berichterstatter sofort einige Worte zu der Sache sagt und die Schranken seines eigentlichen Departements, der Behandlung des kunstmäßig organisirten Todtschlagens in Massen ein wenig überschreitet.

Wir haben an einem andern Orte gesagt, daß ein Waffenstillstand oft nichts weiter ist, als ein diplomatisches Mittel zu militärischem Zweck. Aus diesem Gesichtspunkte, denken wir, muß der eben abgeschlossene Waffenstillstand betrachtet werden.

Ein Anlaß muß immer geboten werden, wenn überhaupt ein Waffenstillstand geschlossen werden soll. Aus diesem Anlaß kann man bisweilen sehr giltig auf die Zwecke schließen, welche beide Theile bei dem Abschluß verfolgen.

Im vorliegenden Fall hat den Anlaß der Vermittlungsversuch gegeben, welchen Preußen mit England neu aufgenommen hat; — wenn wir recht unterrichtet sind, ist aber auch Rußland vermittlerisch aufgetreten.

Preußen wie England, — auch letzteres, trotz Palmerstons Handeln im Interesse Oestreichs, wie man die Sache zu nennen pflegt, im Gesammtinteresse der Germanen, und folglich auch im eignen, wie wir es richtiger zu bezeichnen glauben. Rußland handelt ganz bestimmt nicht in diesem Interesse, es ist ganz ebenso sicher der natürliche Verbündete Frankreichs, als Preußen und England die natürlichen Verbündeten, — Verbündete en principe, wie die Franzosen sich ausdrücken, — Oestreichs sind.

Daß Oestreich sofort auf den Waffenstillstand eingegangen ist, begreift sich augenblicklich; es hat zwei Hauptschlachten verloren, hat in keinem Kampfe den Sieg davon getragen; da muß man sich wol zu erholen trachten. Daß es aber den Waffenstillstand nicht in dem Glauben schließt, derselbe werde zum Frieden führen, ist wol ebenso klar. Um den Frieden zu haben, müßte es mindestens die Lombardei opfern, und so weit ist es doch wahrhaftig noch nicht reducirt, daß dazu jetzt schon die Nothwendigkeit vorläge. (Der Friede ist abgeschlossen. D. Red.).

Wir dürfen danach wol feststellen: Oestreich will den Waffenstillstand be-

nutzen, um sich auf seinen richtigen diplomatischen Standpunkt, in das richtige Verhältniß zu seinen natürlichen Bundesgenossen, namentlich zu Preußen und damit zu ganz Deutschland zurückzubringen, welches richtige Verhältniß es durch sein Ultimatum an Sardinien und sein einseitiges Vorgehn verloren hatte.

Aber Napoleon der Dritte, bisher immer Sieger? Warum schließt er den Waffenstillstand? Warum geht er darauf ein?

Um einen zweiten Versuch zu machen, Oestreich zu isoliren, aber noch kräftiger zu isoliren als bisher; um damit zugleich den Vorwand und die Erlaubniß zu einem rücksichtsloseren Auftreten in Italien zu erhalten, falls der Versuch gelingt, um für den andern Fall, daß er nicht gelingt, die Zeit zur Vorbereitung des Krieges auf einem weiteren Kriegsschauplatz zu gewinnen und sie seinem natürlichen Bundesgenossen, Rußland zu verschaffen.

Wir glauben daher, daß bei den zu erwartenden Unterhandlungen Napoleon äußerst mäßig, von seinem Standpunkt aus, auftreten wird. Aber was heißt für ihn Mäßigkeit? Er hat erklärt: er wolle Italien frei machen bis zum adriatischen Meere. Begnügt er sich jetzt mit der Minciolinie für Piemont, so ist das eine ungemeine Concession. Er wird vorschlagen, daß sowol in der Lombardei, als in Toscana, als in Parma, Modena und vielleicht in den Legationen eine Volksabstimmung über die künftige Regierungsform unter dem Schutze der französischen und piemontesischen Waffen stattfinde. J'arrangerai tout par le suffrage universel, hat er längst gesagt.

Oestreich wird keinenfalls dem zustimmen; aber bei England ist es nicht unwahrscheinlich, bei Preußen ist es unwahrscheinlich, aber — nicht unmöglich. Tritt nun diese Combination ein, so ist Oestreich neuerdings isolirt. Dann aber müssen die natürlichen Verbündeten, welche sich von Oestreich neuerdings zurückziehen, es neuerdings isoliren lassen, Napoleon auch gestatten, daß er Oestreich auf deutsches Bundesgebiet folge, und daß er das System des Suffrage universel in Italien im größesten Maßstabe anwende. Der Vortheil der einen wie der andern Erlaubniß für Napoleon liegt auf der Hand. Was die letztere betrifft, so denke man nur an die Schwierigkeiten, die sich Napoleon durch sein Versprechen, den Papst schonen zu wollen, bereitet hat, und die grell in dem Contraste hervortreten, daß auf der einen Seite Victor Emanuel in den Legationen, dem Gebiet, welches für eine wirksame Kriegführung am untern Po den Verbündeten unentbehrlich werden kann, das Protectorat über die aufgestandenen Städte übernimmt, daß auf der andern Seite mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung des Comte de Goyon die päpstlichen Soldtruppen Perugia zur päpstlichen Ruhe bringen.

Glückt aber die Combination nicht, so muß Deutschland, mit Preußen an der Spitze, den Krieg am Rhein beginnen. Und auf diesen ist Napoleon noch nicht vorbereitet, was auch die Leute erzählen mögen. Selbst um die

vierten Feldbataillone seiner Infanterieregimenter ins Feld führen zu können, braucht Napoleon noch vier bis sechs Wochen. Eine andere Rücksicht ist aber auf das äußerst langsame Rußland, welches nothwendig in den Krieg eintreten müßte, falls Deutschland eintritt, und welches kaum in sechs Wochen fertig mit seinen Rüstungen ist, höchstens versprochen hat, daß es bis dahin fertig sein wolle. Die kleineren Verhältnisse, welche Napoleon Zeitgewinn nothwendig oder wünschenswerth machen, wie z. B. die militärische Organisation der bisher befreiten italienischen Staaten, das Heranziehen von Belagerungsgeschütz wollen wir neben den großen und entscheidenden Verhältnissen gar nicht einmal in Anschlag bringen. Auch dieses nicht, daß die jetzige drückende Hitze Vieh und Menschen im Felde auf eine unnennbare Weise belästigt.

Unser Wort an Deutschland in diesen Tagen ist: Lasset euch vor allen Dingen nicht von Napoleons Mäßigung blenden. Und, freilich, thut ihr das nicht, so ist der allgemeine Krieg ziemlich gewiß. Für diesen Fall hütet euch vor allen Dingen vor dem Giulaythum in eueren Heeren. Ich fürchte, es spukt nur allzusehr darin.

Ein letzter Fall wäre der, daß Oestreich sich absolut nachgiebig bewiese und, mit Entschädigungen in Deutschland vertröstet, Frieden mit Napoleon schlösse, Abtretungen in Italien machte, und mindestens zusähe, wie Napoleon den Krieg am Rhein führt. Wir wollen gern glauben, daß dieser Fall unmöglich sei; indessen man darf absolut nichts für ganz unmöglich halten.

Von der preußischen Grenze.*)

Was der Waffenstillstand zu bedeuten hat, weiß zu dieser Stunde wol nur Einer; doch läßt sich wenigstens einiges vermuthen. — Als Napoleon in Genua landete, verhieß er Vertreibung der Oestreicher aus Italien. Seitdem hat er zwei Siege erfochten, und es ist weiter nichts erfolgt, was ihn in der Erreichung jenes Zieles aufhalten könnte, als die preußische Mobilisirung. — Wenn also dieser Waffenstillstand, was uns aus verschiedenen Gründen wahrscheinlich ist, im Ernst zu Friedenszwecken geschlossen; wenn es unmöglich ist, daß die Oestreicher freiwillig aus Italien gehn; — so ist der Schluß wol nicht zu gewagt, daß der Kaiser Napoleon durch die preußische Mobilisirung bewogen ist, von dem Inhalt seiner Proclamation abzustehn. Daß Graf Walewski sich vor einigen Wochen ziemlich gleichgiltig über jenes Factum aussprach, will nichts sagen.

Die Gründe sind nicht schwer aufzufinden.

Es ist von Seiten Preußens mit einem gewissen Geräusch die Absicht einer

---

*) Anm. der Red. — Durch die mittlerweile erfolgte Nachricht vom Friedensschluß — der Papst Chef der italienischen Conföderation! sind die obigen Bemerkungen zum Theil erledigt.

bewaffneten Vermittlung ausgesprochen d. h. die Absicht dem Kaiser Napoleon wisse Friedensbedingungen vorzuschlagen und im Fall der Nichtannahme mit Kriege zu drohen. Ob die Angaben der Zeitungen über diese Friedensbedingun (Wiederherstellung der Staaten Toscana, Parma und Modena, Gründung ei neuen Staats Mailand und Revision der östreichischen Verträge auf einem euro schen Congreß) richtig sind, können wir natürlich nicht wissen: jedenfalls wissen die beiden Kaiser Napoleon und Franz Joseph. Nun liegt es wol augenschein in beiderseitigem Interesse, wenn sie überhaupt auf einen solchen Vergleich einge wollen, darauf einzugehn, bevor jene bewaffnete Vermittlung eintritt.

Frankreich muß den Verdacht vermeiden, einer preußischen Drohung gewic zu sein und Oestreich muß um so mehr daran liegen, Preußen keinen Dank sch dig zu werden, da es mit Recht vermuthet, daß Preußen sich diesen Dank du Befestigung seiner Hegemonie in Deutschland im voraus werde zahlen lassen.

Beide Mächte können sich in der oben genannten oder einer ähnlichen W vereinigen. Der faule Zustand Italiens würde dadurch nicht vermindert, sond vermehrt. Die alten Staaten, die sich bereits als lebensunfähig bewiesen hab werden wieder hergestellt und ein neuer Staat kommt hinzu, noch viel weni lebensfähig als jene. Die einzige Gefahr einer gesunden Entwicklung Italiens, Vereinigung der kleinen Staaten unter Sardinien, wird glücklich vermieden; ja S dinien wird nach den entsetzlichen Opfern, die es umsonst gebracht, in die Lage v setzt, entweder der Revolution, oder dem Absolutismus in die Hände zu fall Frankreich und Oestreich haben für die Zukunft hinlänglichen Spielraum für i Thätigkeit, denn wenn die alten Verträge aufgehoben werden, so müssen neue schlossen werden, da die Zahl der Staaten, die durch sich selbst nicht existiren k nen, um zwei vermehrt ist.

Daß Oestreich geneigt ist, ohne Preußen Frieden zu machen, zeigt die In vention in Frankfurt zu Gunsten der Bundestagsverfassung, es würde sich vor ei solchen Intervention gehütet haben, wenn es der Nachbarhilfe noch zu bedür glaubte.

Wie dem auch sei, den meisten Grund zur Vorsicht haben fortan wir in Pr ßen; da unsere Mittel uns nicht erlauben, alle Augenblicke zu mobilisiren, so w es jetzt wol in unserm Interesse liegen, jeden Streitpunkt mit unserm Nachbar so fältig zu vermeiden und hauptsächlich für die gedeihliche Entwickelung der inn Zustände zu sorgen, für welche der Eintritt des Grafen Schwerin ins Ministeri des Innern eine hoffnungsreiche Bürgschaft gibt.

Es ist inzwischen Pflicht der Dankbarkeit, des scheidenden Staatsmannes höchsten Ehren zu gedenken, der aus der altpreußischen Bureaukratie hervorgegan bewiesen hat, daß nicht blos Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, sondern auch e Liberalität mit unserem alten Staatssystem keineswegs unvereinbar sind. Er freilich seinem Nachfolger, den wir so lange als unsern Führer verehrt haben, n eine große und schwere Aufgabe hinterlassen, möge er sie freudig beginnen in festen Zuversicht, daß alle Gutgesinnten ihm zur Seite stehn. † †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Soldatenleben im dreißigjährigen Kriege.

1.

Der große Krieg kann als ein ungeheurer Zersetzungsproceß betrachtet werden, eine tödtliche Krisis, durch welche die Nation nach langer schleichender Krankheit von einer Menge unhaltbarer Traditionen des Mittelalters befreit wurde. Auf allen Gebieten des Lebens tobte vor dem Kampfe ein erbitterter und doch kraftloser Streit zwischen Altem und Neuem, zwischen Kaiser und Reichsfürsten, Territorialherren und Ständen, protestantischen Geistlichen und Jesuiten, anspruchsvoller Beamtenwirthschaft und unbehilflichem, alterthümlichem Selbstregiment. Trotz verhältnißmäßigem Wohlstand, Luxus und großen Ansprüchen der Nation fühlten sich die Besten durchweg unbehaglich, überall Schwäche, Unehrlichkeit, wüste Sinnlichkeit und ein rücksichtsloser Egoismus. Aber nicht nur die Auflösung des Reichskörpers erfüllte wohlmeinende Männer am Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit trüben Ahnungen, nicht nur die Verkümmerung in Glauben, Bildung und Sitte nährte die Ansicht, daß das Ende der Welt nahe sei, auch das Heerwesen der Deutschen erschien verfallen und verdorben. Die Desorganisation der Armeen, die zerstörende Methode der Kriegführung, die Lasterhaftigkeit der Soldaten und der feindselige Gegensatz zwischen dem producirenden und zerstörenden Theil der Nation wurden laut beklagt.

Das deutsche Heerwesen war im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts allerdings unbehilflich, und wenig geeignet für große und dauerhafte Entscheidungen.

Seit den Burgunderkriegen und den italienischen Kämpfen Maximilians und Karl des Fünften hatte das bürgerliche Fußvolk die ritterliche Reiterkunst des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Die Stärke der Heere bestand damals aus Landsknechten, freien Männern des Bürger- und Bauernstandes, unter ihnen nur einzelne Adlige. Sie waren in der großen Mehrzahl geworbene Söldner, welche sich freiwillig durch Vertrag auf Zeit an ihre Fahne banden. Sie betrieben den Krieg wie Handwerker, hart, emsig, pflichtvoll,

dauerhaft, zünftige Leute, die sich selbst richteten, und die Ordnung, welche ihnen der Kaiser gesetzt hatte, mit umständlichem Ceremoniel und sinnigen Gebräuchen umgaben. Aber kurz war die Blütezeit ihrer Kraft. Sie fällt genau zusammen mit der großen Erhebung der deutschen Volkskraft auf den idealen Gebieten des Lebens. Ihr Verfall beginnt fast zu derselben Zeit, in welcher der Bauernkrieg den Aufschwung der untern Volksschichten brach, in welchem die widerwärtigen Händel zwischen Lutheranern und Reformirten zu beweisen schienen, daß auch das neue Leben der Geister nicht alle Bedingungen eines siegreichen Fortschrittes enthalte. Er läßt sich datiren von ihrem Aufstand gegen den ältern Fronsperg, jener Stunde, wo sie ihrem Vater, dem greisen Landsknechtshelden, das Herz brachen. Vieles wirkte zusammen, die neuen Fußsoldaten zu verderben; sie waren Lohnsoldaten auf Zeit und gewöhnten sich bald die Fahnen zu wechseln, und nicht für eine Idee zu kämpfen, sondern für eignen Vortheil und Beute. Sie, das unwiderstehliche Fußvolk der neuen Zeit, waren nicht durch die Anwendung des Pulvers auf den Krieg ins Leben gerufen worden, aber sie vorzugsweise eigneten sich die neue Erfindung an. Und das Eindringen der Handfeuerwaffen in die Heere half allerdings zuerst dazu, die Schwäche ihres Gegners, der alten Rittercavalerie zu erweisen, aber dieselbe Feuerwaffe verringerte sehr bald auch ihre eigne Tüchtigkeit. Denn noch waren ihre schweren, langsam feuernden Röhre nicht geeignet, auf dem Schlachtfeld den Sieg zu gewinnen. Der letzte Erfolg hing noch von dem massenhaften Ansturm der scharfen Waffe und dem Einbrechen ihrer Gewalthaufen in den Feind ab, noch kämpften die behendern Schützen unter dem Schutz der Spießträger, welche sich wieder mit eisernen Schutzwaffen umschirmt hatten, um die Gefahr der Kugel zu verringern. Der Landsknecht aber wollte lieber das Rohr, als den schweren Harnisch und Spieß tragen; so kam es, daß die große Masse der Landsknechtheere untüchtig zum Draufgehen wurde.

Damit vereinten sich andere Uebelstände. Noch gab es keine stehenden Heere; bei drohender Fehde wurden von großen und kleinen Territorialherren und Städten Truppen gesammelt, nach beigelegtem Kriege wieder entlassen. Die Fehden waren in der Regel kurz und local, selbst die ungarischen Kriege nur Sommerfeldzüge von wenigen Monaten. Es schien auch den großen deutschen Landesherrn damals noch unmöglich, eine stärkere Truppenzahl auf längere Zeit zu ernähren; sie waren bei sehr unvollkommener Finanzwirthschaft ohnedies sehr häufig in Geldnoth; durch Verschlechterung der Münze — es wurde zur Auszahlung der Kriegsleute nicht selten besonderes leichtes Geld geschlagen — durch treulose Verkürzung der ausgemachten Löhnung suchten sie sich zu helfen. Solche Ungebühr demoralisirte den Kriegsmann ebenso, wie die kurze Dienstzeit, die oft nur drei, sechs Monate dauerte. So

wurden die Landsknechte betrogene Betrüger, schlechte Abenteurer, Plünderer und Räuber.

Aber auch das deutsche Kriegstheater war nicht so beschaffen, daß dauerhafte Erfolge zu erzielen waren. Fast jede Stadt, viele Landsitze waren befestigt. Noch war das Belagerungsgeschütz schwerfällig und unsicher in seinen Leistungen, noch die Vertheidigung fester Plätze verhältnißmäßig stärker als der Angriff. So wurde der Kampf zum großen Theil ein Festungskrieg, jede eingenommene Stadt schwächte das siegreiche Heer durch den Abgang der Besatzungstruppen. War eine Landschaft erobert, dann war der Sieger leicht nicht im Stande, in offener Feldschlacht dem Besiegten zu widerstehn. Durch eine neue Anstrengung warf dieser den Sieger aus dem Felde, dann folgten neue Belagerungen und Einnahmen und wieder eine verhängnißvolle Zersplitterung der Kräfte.

So stand es um die deutsche Kriegführung beim Beginn des großen Kampfes. Die Aufgabe der folgenden Abhandlung ist nun vorzugsweise, Leben und Treiben der Soldaten selbst und ihr Verhältniß zum Volk darzustellen. Einige Bemerkungen über Organisation der Heere und die damalige Methode des Krieges sind zum Verständniß unvermeidlich.*)

Das Fußvolk trug entweder das Feuerrohr oder den Spieß, das Rohr zum Auflockern der feindlichen Massen, den Spieß zum Draufgehn und zur Entscheidung im Nahgefecht. Die Mannschaften der scharfen Waffe waren in der großen Mehrzahl Pikeniere, seltener Hellebardiere, zuweilen noch Schlachtschwerter und Rondarschiere mit Spieß und Schild. Beim Beginn des Krieges galt der Pikenier für den schweren Infanteristen, er trug Helm, Brustharnisch, Armschienen, den Degen und eine achtzehn Fuß lange Pike mit eiserner Spitze, den Schaft am besten von Eschenholz. Die Gefreiten und Subalternoffiziere führten Hellebarden oder Partisanen. Es wurde aber immer schwerer, für diese alten Landsknechtwaffen das Volk in hinreichender Anzahl zusammenzubringen, denn es fehlte bereits sehr an Mannschaft, welche draufgehn wollte. Von den Handfeuerwaffen hatten zwei die Herrschaft in den Heeren erlangt, die Gabelmuskete, bei den Kaiserlichen ein schweres Gewehr von sechs Fuß Länge mit Luntenschloß, und Kugeln, von denen zehn aufs Pfund gingen, und daneben das kürzere Hand- oder Schützenrohr, leichter und von

*) Das Beste, was bis jetzt über Taktik und Strategie des dreißigjährigen Krieges geschrieben ist, findet sich in W. Rüstow, Geschichte der Infanterie 2. Bde. Gotha 1857. Hier sollen die Seiten des damaligen Heerwesens hervorgehoben werden, welche zu behandeln Rüstow keine Veranlassung hatte. — Karl Aug. Müller. Das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, Dresden, 1838 — ist eine kleine Monographie, welche Notizen des dresdner Archivs aus der Zeit 1618—23 vortrefflich zusammenfaßt, sie ist im Folgenden einmal benutzt. — J. Heilmann, das Kriegswesen des dreißigjährigen Krieges, Leipzig, 1850, ist eine Compilation, bei welcher die Kritik leider unvollständig war. —

geringerem Kaliber, welches im Anfang des Krieges auch beim Fußvolk zuweilen den veralteten Namen Arkebuse führt.*) Der Musketier trug außer einem Seitengewehr mit wenig gekrümmter Spitze über die Schulter ein breites Bandelier mit elf Cylinderkapseln, in denen die Ladung steckte, einen Luntenberger und am Riemen einen Gabelstock, Furket, mit metallener Spitze, oben mit zwei metallenen Hörnern, auf den er beim Schießen die Muskete legte. Sein Haupt bedeckte noch Helm oder Sturmhaube, bald warf er auch diese letzte Schutzwaffe weg; der Arkebusier zu Fuß oder Handschütz führte nicht Gabel und Bandelier, er lud aus Kugeltasche und Pulverhorn. Pikeniere und Musketiere standen in demselben Fähnlein vereinigt, doch gab es schon lange vor dem großen Kriege Fähnlein, welche nur Feuerwaffen enthielten. Aus den Schützenfähnlein mit Handrohr, der leichtesten Infanterie, die man gern als Freicompagnien von den Regimentern sonderte, entwickelten sich in der Mitte des Krieges, — so viel uns bekannt — zuerst bei den Hessen — Jägercompagnien mit gezogenem Rohr. Die Grenadiere, welche Handgranaten werfen, werden einzeln in geringer Anzahl gebildet, z. B. 1634 bei den Schweden im belagerten Regensburg.

Beim Beginn des Krieges war der Pikenier als schwerer Infanterist traditionell noch der angesehene Mann, noch wurde er in den Musterregistern als Doppelsöldner aufgeführt; im Lauf des Krieges erwies er sich als schwerfällig für große Märsche, unbehilflich beim Angriff, fast unnütz, seit der Cavalerie das Einhauen und die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfeld zugefallen war; so sank er allmälig in Verachtung, und das hübsche Urtheil des lustigen Springinsfeld**) drückt genau die damalige Ansicht über seine Brauchbarkeit aus: „Ein Musketier ist zwar eine wohlgeplagte arme Creatur, aber er lebt in herrlicher Glückseligkeit gegen einen elenden Pikenier. Es ist verdrießlich daran zu denken, was die guten Tröpfe für Ungemach ausstehen müssen; keiner kanns glauben, ders nicht selbst erfährt, und ich meine, wer einen Pikenier niedermacht, den er verschonen könnte, der ermordet einen Unschuldigen und kann solchen Todtschlag nimmermehr verantworten. Denn obgleich diese armen Schiebochsen — mit diesem spöttischen Namen werden sie genannt — creirt sind, ihre Brigaden vor dem Einhauen der Reiter im freien Feld zu schützen, so thun sie doch für sich selbst niemandem ein Leid, und dem geschieht ganz Recht, der ja einem von ihnen in seinen langen Spieß rennt. In Summa, ich habe mein Lebtag viel scharfe Occasionen gesehen, aber selten wahrgenommen, daß ein Pikenier jemanden umgebracht hätte." Demungeachtet erhielten sich die Pikeniere bis gegen Ende des siebzehnten

*) Jacobi von Wallhausen, Kriegsmanual 1616. S. 7 und Kupfer. Die Arkebuse des sechzehnten Jahrhunderts war schwerer gewesen.

**) Grimmelshausen, Seltsamer Springinsfeld.

Jahrhunderts. Die Musketiere aber, die große Masse des Fußvolkes, wurden durch Gustav Adolph behender gemacht; er schaffte im schwedischen Heere die Gabel ab — die Kaiserlichen behielten sie reglementmäßig bis lange nach dem Kriege — erleichterte Gewehr und Kaliber zu Kugeln, von denen dreizehn aufs Pfund gingen und führte statt des klappernden Bandeliers Papierpatronen ein. Aber auch so waren die Musketiere, ohne Bajonett, langsam feuernd und nicht geübt, in geschlossener Reihe zu kämpfen, wenig geeignet, große Entscheidungen herbeizuführen.

Dagegen wuchs der Einfluß der Cavalerie. In ihr lagen bei Beginn des Krieges noch zwei entgegengesetzte Principien im Streit. Die alte Rittertradition hatte Methode und Bewaffnung gemischt mit dem Landsknechtwesen, welches auch auf die Pferde gestiegen war. Noch galt die schwere Reiterei für eine aristokratische Truppe, noch führte der Edelmann sein Schlachtroß, die Ritterrüstung, die alte Ritterlanze und seinen Haufen Knechte zu den Standarten der Cavalerieregimenter. Aber der Krieg machte auch diesen Resten alter Sitte allmälig ein Ende. Doch blieb der Ehrgeiz, mit eigner Ausrüstung und einem Knecht, als Freireiter, einzutreten, und wer etwas auf sich hielt oder gute Beute gemacht hatte, drängte sich unter die Reiterstandarte. Bei den deutschen Heeren waren vier Gattungen der regulären Cavalerie, die Lanziers,*) bis auf die Reiterstiefeln in voller Rüstung (ohne Schild) mit Ritterlanze oder dem Rennspieß der Landsknechte, Degen, zwei schweren Sattelpistolen (den Fäustlingen); die Kürassiere mit gleicher Schutzrüstung, Pistolen und Degen; die Arkebusiere, später Carabiniers, halbgerüstet mit Sturmhaube, Halsring, schußfreiem Brustharnisch, mit zwei Pistolen und einem Handrohr an schmalem Bandelier, endlich die Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, welche ebenso wol zu Pferde als zu Fuß fochten. Dazu kam irreguläre Cavalerie, Kroaten, Stradioten und die Husaren, welche fast hundert Jahr vorher, im Jahr 1546 in Deutschland Aufsehn gemacht hatten, als sie Herzog Moritz von Sachsen von König Ferdinand aus Böhmen entlieh. Damals hatte ihr Aussehn nicht übel gefallen, sie hatten türkische Rüstung, Säbel und Tartsche getragen, waren aber als wilde Räuber im schlechtesten Geruch gewesen.**) Gustav Adolph brachte nur Kürassiere und Dragoner nach Deutschland, auch die Kürassiere leichter gerüstet als die kaiserlichen, und ihnen weit überlegen an Energie des Angriffs. Während des ganzen Krieges war es Tendenz der Reiterei, ihre schwere Armatur zu erleichtern; je mehr die Heere zu Kriegsbanden herabsanken, desto zwingender wurde das Bedürfniß größerer Beweglichkeit.

*) Wallhausen, Kriegskunst zu Pferdt, 1616, hält noch viel von ihnen.

**) Pasquillus Novus der Husseer. (1546) 4. 9 Bl.

Im sechzehnten Jahrhundert war das schwere Geschütz an Kaliber, Rohrlänge und Namen sehr mannigfaltig gewesen, die scharfe Metz, die Kartaune, Nothschlange, Nachtigall, Sängerin, Falkaune, Feldschlange, das Falkonet, Scharfentin u. s. w. mit Kugeln von 100 Pfd. bis zu 1 Pfd. herab, außerdem Mörser und Feuerbüchsen und Standbüchsen. Beim Beginn des dreißigjährigen Krieges waren die Formen bereits vereinfacht, man goß ganze, halbe, Viertel-, und Achtelkartaunen, mit 48, 24, 12 und 6pfündigen Kugeln*), die drei ersten Festungs- und Positionsgeschütz, das letztere Feldgeschütz; daneben noch die unverhältnißmäßig langen Schlangen und Falken (Falkon und Falkonet), immer aber war die Rohrlänge des Geschützes zu groß, das Pulver schlecht, der Schuß unsicher. Gustav Adolph führte kurze und leichtere Geschütze ein; seine ledernen Kanonen, kupferne Cylinder mit dichtem Hanf- und Lederüberzug, durch eiserne Reifen zusammengehalten, erhielten sich zwar nicht, wahrscheinlich war ihre Dauerbarkeit zu gering, aber seine kurzen Vierpfünder, auch für Kartätschenschuß von bester Wirkung, von denen je zwei jedem Regiment beigegeben waren, überdauerten den Krieg. Dies Feldgeschütz feuerte nicht nur aus Positionen, sondern avancirte mit großer Beweglichkeit auch während des Gefechts. Unbehilflich aber blieben die Bogenwürfe und Hohlgeschosse; die letztern, mit Stricken umsponnen, waren runden Kanonenschlägen ähnlicher, als unseren Bomben und Granaten. Ihre Wirkung wurde zumeist dadurch beeinträchtigt, daß man den Zünder schlecht verfertigte und die Zeit ihres Springens nicht abzumessen verstand. Die Fortschritte der Artillerie und ihr Einfluß auf die Kriegführung waren bedeutend, sie wurden nur dadurch beeinträchtigt, daß ausgelernte Geschützmeister in der letzten Hälfte des Krieges selten wurden. Der größte Theil der Geschützmannschaft waren commandirte Infanteristen, und der Verlust eines tüchtigen Artilleristen war sehr schwer zu ersetzen.

Die Soldaten standen in Fähnlein oder Compagnien, der taktischen Einheit, und diese waren zu Regimentern, der administrativen Einheit, verbunden. Das deutsche Regiment Fußvolk sollte aus 3000 Mann in 10 Fähnlein zu 300 Mann bestehen, sie erreichten selten die Normalstärke und verloren im Kriege mit reißender Schnelligkeit ihre Mannschaft. Regimenter von 200 bis 500 Mann, Compagnien von 60—70 sind nicht selten. Vom Cavaleriregiment forderte man eine Stärke von 500—1000 Mann, die Compagniezahl war verschieden, ihre wirkliche Kriegsstärke noch wandelbarer.**)

Titel und Amt der Offiziere hatte schon Aehnlichkeit mit der modernen deutschen Einrichtung. Oberst des Regiments hieß, wer das Regiment seinem

*) Wallhausen. Archiley Kriegskunst. 1617.

**) Squadron bezeichnet im dreißigjährigen Kriege noch den Schlachthaufen der Reiterei, welcher sogar aus mehren Regimentern zusammengesetzt sein kann.

Kriegsherrn geworben hatte, auch wenn er sonst Generalrang hatte, nach ihm wurde das Regiment benannt, unter ihm stand der Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister. Wichtiger für den Zweck dieser Blätter sind die Offiziere der Fähnleins: der Hauptmann oder Rittmeister mit seinem Lieutenant, der Fähnrich und der Feldweibel oder Wachtmeister, verschiedene Unteroffiziere und Gefreite, zuletzt der Profoß der Fahne und des Regiments.

War der Hauptmann bei der Musterung seinem Fähnlein im Ringe als Oberhaupt und Vater vorgestellt, so bat er freundlich die lieben Kriegsleute, ihm treu und gehorsam zu sein, zählte ihre Pflichten auf, und versprach in jeder Noth zu ihnen zu halten, und Leib und Leben und alles, was er in seinen Kleidern trüge, bei ihnen zu lassen, als redlicher Mann. Leider war des Hauptmanns erste Tugend Treue in Geldsachen, sowol gegen den Oberst als gegen seine Leute: dem Musterherrn tüchtige Leute zu werben, nicht mehr Söldner anzurechnen, als Recht war, den Kriegsleuten aber den Sold völlig zu zahlen. Beides geschah häufig nicht, die Versuchung des Werbesystems war groß, und Gewissenhaftigkeit war in dem unsicheren Kriegsleben eine Tugend, welche leicht schwand; auch der Ehrlichste gerieth in gefährliche Klippen, wenn der Sold lange ausblieb oder unvollständig gezahlt wurde. Sonst sollte er ein ernster, wohlerfahrener Mann sein, billig und gütig im Gemüth, aber scharf in allen Rechtssachen. Die Woche hindurch sollte er nach altem Sprichwort sauer sehn, und die Kriegsleute nicht eher anlachen, als am Sonntag, wenn man im Felde predigte, dann saßen die Leute auf der Erde und standen auf, den Hut vor dem Hauptmann abzuziehn. Wer aber eine Sturmhaube trug, behielt sie auf. — Auf dem Marsch ritt der Hauptmann, vor dem Feinde aber trug er zu Fuß den langen Spieß oder die Muskete seinem Fähnlein vor.

Die Fahne des Fußvolks, das Heiligthum der Compagnie, hatte eine etwas kürzere Stange als die unsere, aber der Seidenstoff reichte wie ein ungeheures Segel fast bis zum Ende der Stange; es war schwerer Stoff, nach damaligem Zeitgeschmack oft mit aufgemalten allegorischen Bildern und kurzen lateinischen Sentenzen schön verziert. Die Standarten der Reiterei, zuweilen ausgezackt, waren kleiner und wurden an einer Stange geführt, wie unsere Fahnen.

Im Ringe der geworbenen Kriegsleute wird das Fähnlein an die Stange gebracht und aufgerichtet, der Oberst übergibt dem Fähnrich die Fahne und bindet sie ihm ein „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten Hand in die linke Hand, wo euch beide Arme abgeschossen oder gehauen werden, sollt ihrs in den Mund nehmen, ist keine Hilfe noch Rettung da, so verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden, als ein ehrlicher Mann.“ So lange die Fahne fliegt und ein

Stück an der Stange ist, sollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis alles über einen Haufen an der Wahlstatt liegt. Die Fahne soll über keinem Bescholtenen oder Missethäter fliegen, ist gegen den Fahneneid gefrevelt, so darf der Fähnrich die Fahne einschlagen, und dem Frevler Fahne und Wache verbieten lassen, dann muß dieser beim Troß gehen unter Huren und Jungen, bis zum Ausgang der Sache. Der Fähnrich soll ohne Erlaubniß keine Nacht die Fahne verlassen, wenn er schläft, soll er sie bei seinem Lager haben, sich nie davon trennen, wird sie ihm durch Verrath oder schelmische Diener von der Stange gerissen, so soll der Fähnrich dem gemeinen Kriegsmann mit Leib und Leben verfallen nach ihrem Willen. Er soll ein großer, kräftiger, männlicher, tapfrer und fröhlicher Gesell sein, freundlich mit jedermann, Fürsprecher und Friedenstifter, Strafen verhängt er nicht, daß sich kein Haß an ihn hänge. Im freien Feld bei fliegenden Fahnen werden Bestallung und Kriegsartikel vorgelesen, der Reiter darf sich ohne Erlaubniß nur so weit vom Zug oder Lager entfernen, als die Fahne gesehen werden kann, wer im Kampf von der Fahne flieht, soll dafür sterben, wer ihn niedersticht ist straflos;*) wenn der Fahnenträger eine Festung oder Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Ersatz ausgehalten, verfällt er dem Kriegsgericht; das Regiment verliert die Fahne, wenn es aus Feigheit eine Festung vor der Zeit übergibt. Noch wars nicht lange her, daß das Spießrecht abgekommen war, das herbe Gericht der Landsknechte, wo vor dem Ringe der Gemeinen der Profoß den Missethäter verklagte, und vierzig erwählte Mann, Offiziere und Gemeine, das Urtheil sprachen; auch damals schlugen beim Beginn des Gerichts die Fähnriche ihre Fahnen zusammen, steckten sie verkehrt, mit der eisernen Spitze in die Erde, und forderten ein Urtheil, weil die Fahne nicht über einen Missethäter fliegen dürfe. Und war der Verbrecher zum Spießen oder als Schütze zum Arkebusiren verurtheilt, dann bedankten sich die Fähnriche gegen den gemeinen Mann, schlugen die Fähnlein wieder auf und ließen sie fliegen gegen Aufgang der Sonne, trösteten den armen Sünder und versprachen ihm auf halbem Weg entgegenzulaufen und ihn dadurch zu erledigen, daß sie ihn unter den Schutz der Fahne nahmen. Und wenn die Gasse gebildet war, traten sie an das Ende derselben mit dem Rücken gegen die Sonne, der Verbrecher aber mußte die Kriegsleute segnen und um schnellen Tod bitten, dann gab ihm der Profoß mit seinem Stab drei Schläge auf die rechte Achsel und stieß ihn in die Gasse. Wer aber unehrlich war, der wurde ehrlich, wenn die Fahne dreimal über ihm geschwenkt war, so der Steckenknecht, wenn er sich ordentlich gehalten und entlassen werden sollte. Der Fähnrich erhält alle drei Jahr Geld auf ein

*) Schwedisches Kriegsrecht. Rinteln 1643, 16.

neues Fähnlein, oder ein neues Kleid*) (80—100 fl.), dafür mußte er dem Fähnlein eine Verehrung geben, zwei Faß Bier oder Wein.

In den ungarischen Kriegen war zuweilen der Fähnrich im Range dem Lieutenant vorgegangen, und bei einigen Regimentern z. B. der Wallensteinschen Armee hatte sich dieser Brauch erhalten. — Das Amt des Reiterfähnrichs war weniger verantwortlich. Frisch in den Feind dringen und nach dem Angriff die Standarte in die Höhe halten, damit sich sein Volk um ihn sammle, das war seine Aufgabe.

Der wichtigste Mann der Compagnie nächst dem Hauptmann war der Feldwebel, er war der Drillmeister, der Sprecher für die Kriegsleute und was am wichtigsten war, er hatte die Aufstellung des Fähnleins in die Schlachthaufen der kaiserlichen Bataillone und schwedischen Brigaden zu besorgen, die Mannschaften zu ordnen, in die vordersten und hintersten Glieder und an die Ecken die Tüchtigsten und am besten Bewaffneten, hatte die Hellebarden und kurzen Wehren einzumischen, die Schützen anzuhängen und zu führen. Er war der weise Mann der Compagnie, der Recht und Kriegsbrauch seiner Waffe genau kennen mußte.

Die Heere bestanden mit wenigen Ausnahmen aus geworbenen Söldnern. Der Kriegsherr bevollmächtigte durch Patent einen versuchten Führer, für ihn ein Heer, ein Regiment, ein Fähnlein zu werben, dann wurden Werbeplätze gesucht, ein Musterplatz, auf dem sich die Geworbenen versammelten, festgesetzt. Wer sich anwerben ließ, erhielt Lauf- oder Werbegeld, das beim Beginn des Krieges unbedeutend war, und zuweilen von der Löhnung abgezogen wurde.**) Im Lauf des Krieges stieg das Werbegeld und blieb dem Soldaten. Auf dem Musterplatz wurde noch im Anfang des Krieges mit jedem Söldner besonders über seine Löhnung verhandelt, der Soldat hatte außer dem Servis in dem Quartiere nichts als den Sold zu erhalten, der um 1600 für die gemeinen Fußsoldaten von 5—16 Gulden auf den Monat betrug.***) Sie mußten dafür Waffen, Kleidung und Kost selbst beschaffen, den Besatzungen wurde der Proviant durch die Quartiermeister gegen Vergütung geliefert. Während dem großen Kriege aber kam das Handeln um den Sold ab, es ward von dem Kriegsherrn den Soldaten ein gleicher mäßiger Sold sehr unregelmäßig gezahlt.

*) Adam Junghans von der Olnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Landt. 3. Ausg. Köln. 1598. S. 3. b.

**) Adam Junghans, Kriegs-Ordnung zu Wasser und Land, T. 2

***) Gesetzlicher Sollwerth des Gulden Reichsgeld damals = 40 Silbergroschen, während der preußische Scheffel Korn in mäßigen Jahren etwa 20 Sgr. kostete. 16 Gulden gutes Reichsgeld hatten ungefähr denselben Verkehrswerth, welchen jetzt 50 Thlr. haben. Das Geld wurde aber auch nach der Münzverwirrung von 1621—1623 immer wieder schlechter ausgebracht. Alle Soldangaben aus den Jahren 1618—1623 sind wegen des grade damals verschlechterten Geldes nicht maßgebend.

Bei den Kaiserlichen betrug er (exclusive Verpflegung) für den Pikenier neun, den Musketier sechs Gulden, bei den Schweden war er noch niedriger, wurde aber im Anfang regelmäßiger gezahlt und für die Verpflegung bessere Sorge getragen. Außer dem Sold wurde die gesammte Verpflegung des Heeres durch ein rohes Requisitionssystem den Landschaften aufgebürdet, auch auf befreundetem Territorium. Die Gehalte der Oberoffiziere waren sehr hoch und bildeten doch nur den kleinsten Theil ihrer Einnahme. Während der Dienstzeit wurde die Mannschaft zuweilen durch eine Controlbehörde, Musterherrn oder Commissarien des Kriegsfürsten in die Rollen aufgeschrieben, um zu verhindern, daß nicht Obersten und Hauptleute für eine größere Anzahl Sold bezogen, als sie bei der Fahne beisammen hatten, dann wurden die Entlaufenen apart geschrieben, hinter jeden ein Galgen gemalt. Wer auf freier Musterung angenommen war, der wurde, wenn er untüchtig geworden oder eine gute Zeit gedient hatte, ausgemustert, frei erkannt, abgedankt, und mit einem Paßbrief oder Freizettel versehen. Auch wer sich mit Urlaub von der Fahne entfernte, erhielt einen Paßzettel. Für die Kleidung sorgte der Soldat selbst; eine Uniformirung findet nur ausnahmsweise, in der Regel bei den Trabanten der Leibwache statt, und bei den schwer gerüsteten Reitern, so weit ihnen die Rüstung vom Kriegsherrn geliefert wurde, was vor dem Kriege nicht, oder doch nur gegen Soldabzug geschah.

Die Kriegszucht der Deutschen war beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf. Die deutschen Kriegsleute galten für turbulente, aufsätzige Renommisten auch bei andern Nationen.*) Nicht wenig verdarb der Dienst in halbwilden Ländern, wie damals Ungarn und Polen waren, und gegen einen barbarischen Feind, die Türken. Schon wenn der Sold der Einzelnen behandelt wurde, begann die Unzufriedenheit; dem Hauptmann, der die Prätensionen des angeworbenen Söldners nicht befriedigen wollte, warf der Gekränkte die Muskete zornig vor die Füße und entfernte sich mit seinem Laufgeld, es gab kein Mittel, ihn zu halten. War das Fähnlein vereidigt, so fand der Hauptmann nur zu häufig seinen Vortheil darin, das Plündern und die nächtliche Entfernung von der Fahne zu begünstigen, denn er erhielt seinen Antheil am Raube der Soldaten. „Die ärgsten Mausköpfe waren die besten Bienen."

Tief verhaßt waren stets die Zahlherren gewesen, weil sie in der Regel den Sold unvollständig, und in schlechtem Gelde zum Regiment brachten, sie und andere Commissarien des Landesherrn waren, wenn sie in das Lager kamen, sogar Mißhandlungen ausgesetzt. Den höhern Befehlshabern wurde das Aergste nachgesagt, vor allem, daß sie mehr Sold empfangen, als sie

*) Junghans am Schluß; Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß a. m. O. z. B. S. 20.

den Soldaten ausgezahlt. Noch schlimmer waren die Unterbefehlshaber daran. Nicht selten brach offene Meuterei aus, dann setzten die Empörer Oberst und Hauptleute ab und wählten sich Führer aus ihrer Mitte. Dergleichen geschah in Ungarn. Ja es ereignete sich noch während des Waffenstillstandes, der dem westphälischen Frieden vorausging, daß in einem bairischen Dragonerregiment ein Corporal der Garnison von Hilperstein sich zum Obersten des Regiments ernannte, und mit seinem Anhang die Offiziere wegjagte; das Regiment wurde durch commandirte Völker umringt, der neue Oberst mit achtzehn ansehnlichen Rebellen gerichtet, dem Regiment die Musketen genommen, es mußte von neuem schwören und wurde als Reiterregiment neu formirt.*) Gewöhnlicher Grund der Meuterei war Ausbleiben des Soldes. Dann wurden in der höchsten Noth Anleihen zu Wucherzinsen gemacht, um die Soldaten zu befriedigen. Im Jahr 1620, dem geld- und kopflosen böhmischen Sommer, meuterte das Regiment des Grafen Thurn. Der ehrliche alte Herr beruhigte durch eine Abschlagzahlung, die er bei den Marketendern entlieh, und weinte darauf bitterlich über die üble Regierung und vieles Andre. Zu derselben Zeit meuterte das Regiment des Grafen Mansfeld. Dieser begann seine Zahlung, indem er aus dem Zelt trat und mit eigner Hand zwei Soldaten niederhieb, viele schwer verwundete, worauf er sich zu Pferde setzte, unter die Meuterer sprengte, und wieder mehrere erschoß. Er allein mit drei Hauptleuten brach den Trotz von 600 Mann, nachdem er 11 getödtet, 26 schwer verwundet hatte. Wenn für militärischen Befehl noch leidlicher Gehorsam gefunden wurde, während die Fahne flatterte, so kam doch aller Groll zu lautem Ausbruch, so oft die Fahne abgerissen und das Regiment abgedankt wurde. Dann verbarg sich der Profoß, der Hurenweibel und die Steckenknechte; Hauptmann, Lieutenant und die untern Befehlshaber mußten Schimpfreden und Herausforderungen ertragen, und sich sagen lassen: „Ha, Kerl, du bist mein Befehlshaber gewesen, jetzt bist du nicht ein Haar besser als ich, ein Pfund deiner Haare gilt mir nicht mehr, als ein Pfund Baumwolle; heraus, raufe dich mit mir!“ **) So hatten die Befehlshaber bei jeder Strafhandlung die spätere Rache des Missethäters und seiner Freunde zu fürchten. Und wie mit den Offizieren, haderten die Entlassenen auch untereinander, dann standen auf einem Platz wol an die hundert Parteien im Zweikampf, die leichtfertigsten Mordthaten und Todtschläge wurden verübt, die sonst nicht erhört waren, so lange die Christenheit steht. Denn es war Brauch, daß die Streitenden, während die Fahne wehte, einander die Hände gaben und gelobten, ihren Zwist am Ende der Dienstzeit auszufechten und bis dahin als Brüder in Liebe miteinander zu leben. Bei solcher Abdankung rotteten sich

*) Grimmelshausen, Springinsfeld.

**) Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß, S. 20.

die Leichtfertigsten in Haufen zusammen und begannen ein „Harnischwaschen“ mit solchen Kameraden, denen die Offiziere während der Dienstzeit Gunst erwiesen hatten, d. h. sie beraubten dieselben, zogen ihnen die Kleider aus, schlugen sie auch wol gar todt. Und all solcher Frevel wurde geduldet und die machtlosen Oberbefehlshaber hatten sich gewöhnt, dergleichen als Kriegsbrauch ruhig anzusehn.

In den ungarischen Sommerfeldzügen hatten die Kriegsleute gelernt, nur während der Sommermonate bei der Fahne zu bleiben. Sie fanden ihre Rechnung dabei, nicht länger zu dienen und meuterten, wenn ihnen solche Zumuthung gestellt wurde, denn im Herbst und Winter zogen sie oft mit zwei, drei, vier Jungen als „Gartbrüder“ durch das Land, eine furchtbare Plage für den Landmann im östlichen Deutschland. In den Grenzländern Schlesien, Oestreich, Böhmen, Steiermark war sogar durch die Landesherrn befohlen, jedem Soldaten, der auf der Garte umherstrich, einen Heller zu geben. So ertrotzten sie täglich einen halben Gulden und mehr, ihre Jungen mausten, wo sie konnten, sie waren berüchtigte Hühnerfänger. Wallhausen berechnet unter lebhaften Klagen, daß die Unterhaltung eines stehenden Heeres den Fürsten und Landschaften weniger kosten und ganz andere Erfolge vor dem Feinde sichern werde, als der alte schlechte Brauch. Vorsichtig deutet er an, daß der Vortheil, welchen Obersten und die Generalität bei dem alten Schlendrian für ihre Kasse durch allerlei Praktiken gewönnen, ein Grund sei, das Uebel zu erhalten.

Mehr als einmal während des langen Krieges wurden die wilden Heere durch den kräftigen Willen eines Einzelnen zu straffer Disciplin zusammengezwungen und jedesmal wurden militärische Erfolge erreicht; nie aber hatte dergleichen Dauer. Die Disciplin des Wallensteinschen Heeres war in rein militärischen Angelegenheiten vortrefflich, es ist bekannt, daß er gegen Bürger und Bauer fast ebenso viel erlaubte als Tilly. Auch Gustav Adolphs Genie vermochte kaum länger als ein Jahr die straffe Zucht zu erhalten, welche bei seiner Landung in Pommern die protestantischen Geistlichen häufig und triumphirend verkündet hatten. Zwar die Kriegsrechte und Artikelsbriefe aller Kriegsfürsten enthalten eine Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen über die Schonung, welche der Soldat auch in Feindes Land gegen Menschen und ihre Habe beobachten soll. Frauen, Kranke, Greise sollen unter allen Umständen verschont, Mühlen, Pflüge nicht beschädigt werden. Aber nicht die Gesetze, sondern ihre Handhabung ist vorzugsweise charakteristisch für Beurtheilung einer Zeit.

Die Strafen selbst waren streng. Bei den Schweden: Soldabzug für das Hospital oder invalide Soldaten, das hölzerne Pferd, in Eisen gelegt,

Gassenlaufen, — dazu vermietheten sich harte Gesellen*) indem sie das Verbrechen auf sich nahmen, — Verlust der Hand, arquebusirt, gehängt. Und für ganze Truppentheile: Verlust der Fahne, außerhalb des Lagers liegen und dasselbe reinigen, und Decimirung. Beim Beginn des Krieges war den Heeren noch vieles von dem alten Landsknechtgebrauch erhalten, ihr „Malefizgericht", worin nach deutschem Brauch die Gemeinen durch erwählte Schöffen selbst Recht sprachen. Schon vor dem Kriege war daneben das Standrecht eingeführt worden, ein summarisches Verfahren, bei welchem Schultheiß und Schöffen nicht saßen, und die Offiziere das Urtheil in der Hand hatten. Während des Krieges organisirten sich die Militärgerichte in moderner Weise unter Vorsitz des Generalauditors, der Generalgewaltige oder Generalprofoß besorgte die Executionen. Aber auch in den Strafen empfindet das Heer sich im Gegensatz zum Bürger und Bauer. Der Soldat wird in Eisen gelegt, nicht in Stock und Gefängniß gesetzt, kein Kriegsmann soll an einem gewöhnlichen Landgalgen oder gemeinen Hochgericht gehängt werden, sondern am Baume oder Quartiergalgen, der in den Städten für die Soldaten auf dem Marktplatz errichtet ward; die alte Formel, womit der Delinquent dem Freimann übergeben wurde, lautete: „er soll ihn führen zu einem grünen Baum und aufknüpfen an seinem besten Hals, daß der Wind unter und über ihm zusammenschlägt, auch soll ihn Tag und Sonne anscheinen drei Tage, dann soll er wieder abgelöst und begraben werden, wie Kriegsgebrauch ist." Der meineidige Ueberläufer aber wurde an einem dürren Baume gehängt. Und wer mit dem Schwert gerichtet wird, den soll der Scharfrichter führen auf einen freien Platz, wo am meisten Volk ist, und mit dem Schwert seinen Leib in zwei Stücke schlagen, daß der Leib das größte und der Kopf das kleinste Theil bleibt. Auch der Profoß und seine Gehilfen sind nicht in der Weise unehrlich, wie der bürgerliche Scharfrichter, sogar der Steckenknecht, das gemiedene „Klaudilchen" des Heeres, welcher häufig aus Uebelthätern genommen wurde, denen man die Wahl ließ zwischen dem unehrlichen Amt oder der Strafe, konnte, wenn er sein Amt treulich versehen hatte, bei der Auflösung des Fähnleins ehrlich gemacht werden, dann erhielt er seinen Freizettel wie ein andrer wackrer Soldat und durfte ihm niemand etwas nachreden.

Was die Heere des dreißigjährigen Krieges sehr von den modernen unterscheidet und ihren Einmarsch in eine Landschaft dem Einbruch eines fremdartigen Völkerstammes ähnlich machte, war der Umstand, daß der Soldat trotz der kurzen Dienstzeit im Felde seinen eignen Haushalt führte und wie ein Handwerksmeister mit Weib und Jungen wirthschaftete. „Nicht nur die höhern Offiziere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit ins Feld, auch der Reiter

*) Schwedisches Kriegsrecht §. 105.

oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen sein angetrautes Weib, häufiger eine hübsche Dirne zu unterhalten. Weiber aus allen Ländern, gestäupte, gebrannte Dirnen zogen dem Kriegshaufen zu, putzten sich nach Kräften auf, suchten Zutritt, weil sie einen Mann, Freund oder Vetter im Lager hätten. Bei der Musterung und bei der Abdankung eines Regiments wurden ehrliche Mädchen unter den grausamsten Vorspielungen, oft von ganzen Rotten entführt, und wenn das Geld verzehrt war, zuweilen ohne Kleider verlassen. Oder sie wurden von einem dem andern um eine Zeche Wein oder um ein paar Thaler verkauft. Mit seiner Beischläferin wohnte der Soldat unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buk, kochte und wusch für ihn, pflegte den Erkrankten, schenkte dem Zechenden ein, duldete seine Schläge und trug auf dem Marsche Kinder, Beutestücke oder Geräthschaften der flüchtigen Wirthschaft, die nicht auf den Bagagewagen geschafft werden konnten. Es ist bekannt, daß der Schwedenkönig bei seiner Ankunft in Deutschland keine Dirnen im Lager duldete. Nach seiner Rückkehr aus Franken mag auch diese strenge Zucht aufgehört haben. So wurde das Heer von einem Haufen Weiber begleitet, in jeder Abstufung des Alters und der Ansprüche. Von der Frau oder „Maitresse“ des Obersten, einer großen Dame, die mit ihrem Hofstaat unter besonderer Bedeckung reiste und als einflußreiche Person vom Regiment eifrig besprochen wurde, bis zur Dirne eines armen Pikeniers, die, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut der Schlachtfelder laufen mußte und bis herab zu der Vettel, die aufgegeben hatte, begehrungswerth zu erscheinen, und durch die lange Gewöhnung an wilde Aufregungen beim Heer festgehalten wurde, wo sie sich durch die schmuzigsten Dienste erhielt. Wer die alten Kirchenacten der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen den Namen einer entführten Dirne, die nach Jahresfrist in ihr Heimathsdorf zurückkehrte und sich strenger Kirchenbuße unterwarf, um unter dem verdorbenen Landvolk ihres Geburtsortes zu sterben. Die meisten verschlang der Krieg in der Ferne. Auch die Weiber des Lagers standen unter dem Kriegsrecht. Für grobe Vergehen wurden sie gestäupt und von den Steckenknechten aus dem Lager gestoßen. Der Soldat, mit dem sie lebten, war ihr harter Herr, für gutes Essen und Trinken wurden sie mächtig übel geschlagen, ehe sie ihr Amt recht gewöhnt wurden und wenig wurde ihnen gehalten, was ihnen im Anfang versprochen war.*) In Quartieren, wo viele Weiber zusammenlagen, war schwer Friede zu halten, da übertrug der Soldat seine Gewalt auf das Weib dem Rumormeister und einem Weibel, der einen „Vergleicher“ von Armlänge in der Hand führte, womit er sie strafte. Eine hübsche Dirne zu haben, war vielen Soldaten der größte Stolz; und mancher

*) Fronsperger, Kriegsbuch I. Bl. 88.

wandte sein Alles, Sold und Beute daran, sie zu schmücken und gut zu halten. In solchen Fällen übte sie souveräne Herrschaft über ihn, und wenn der Sold ausblieb und Mangel im Lager ausbrach, stachelte sie ihn zur Meuterei. Wenn aber der rohe Mann seine Dirne arger Vergehen beschuldigte, dann konnte er sie nach scheußlichem Lagerbrauch den Reitern, Jungen und Troßbuben Preis geben; dann wurde die Elende von der wilden Meute der Menschen und Lagerhunde in den nächsten Busch gehetzt.*) —

Mit den Weibern zogen die Kinder. Bei den Schweden waren durch Gustav Adolph Feldschulen eingerichtet, in denen die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In diesen Wanderschulen herrschte militärische Disciplin und eine — schlecht verbürgte — Geschichte meldet, daß einst im Schwedenlager eine Kanonenkugel durch die Schule gefahren sei und mehre Kinder getödtet habe, die Ueberlebenden aber hätten fortgerechnet.

Der Kriegsmann, welcher nicht Ansehn genug hatte, sich ein Weib zu bewahren, hielt wenigstens auf einen oder mehre Buben, ein abgefeimtes hartes Geschlecht von Tauchenichtsen, die ihrem Herrn aufwarteten, das Pferd striegelten, zuweilen die Armatur trugen und den zottigen Hund fütterten, behende Spione, welche weit in der Nachbarschaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Gelde umherstreiften. Auch diese Buben in jeder Abstufung von Ansprüchen und Nichtsnutzigkeit, vom Pagen, der hinter dem Feldherrn herritt, bis zu dem kleinen Läufer des Subalternoffiziers, der in auffallender Kleidung, den kurzen Spieß mit Bändern verziert, vor seinem Herrn herlief, vom Reiterbuben des Kürassiers, der im geordneten Haufen seiner Genossen hinter dem Regiment seines Herrn ritt und sich in das Gewühl stürzte, den Verwundeten herauszuziehen, oder ihm ein neues Pferd anzubieten, bis zum Bettelbuben eines ausgewetterten alten Musketiers, eines „Wolfs" und „Eisenbeißers", der die Hahnenfedern seines Hutes vielleicht vor dreißig verschiedenen Fahnen geschwenkt hatte.

Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgsten, auch in Freundes Land. Wenn sie mit ihren Soldaten in einen Bauernhof drangen, fielen sie wie Geier über das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kisten her, schlugen die Thüren ein, schmähten, drohten und quälten, legten sich in die Betten, und was sie nicht verzehren und rauben konnten, zerschlugen sie; war ein Kupferkessel zu groß zum Mitnehmen, so traten sie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen sie den Wirth anzuspannen und sie ins nächste Quartier zu fahren. Dann stopften sie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrath des Bauern voll und banden sich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. Dann — so erzählt der zürnende Berichterstatter Wallhausen, (Defensio patriae 1621 S. 172) — wenn

*) Grimmelshausen, Landstörzerin Courage und im Simplicissimus.

die Wagen angeschirrt sind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben. Die Dirne, welche am ersten auf den Wagen kommt, nimmt den besten Platz, dann kommt der Junge ihres Herrn und bringt sein Bündel, welches von gestohlenem Gut so voll ist, daß es kaum ein Pferd tragen kann. Darauf setzt sich schnell die Dirne. So drängt eine die andere. Wenn dann die Ehefrau eines Soldaten nicht mehr Platz findet und auch zu Fuß gehen soll, da heißt es: „ei, du schlechte Dirne, du willst dich fahren lassen, und ich bin so viel Jahre eine Soldatenfrau gewesen, ich habe so manchen Zug mitgemacht und du Balg willst es mir zuvorthun". Da fallen die Dirnen und Weiber übereinander her, werfen mit Prügeln und Steinen, und wenn der Troß sich eine Weile so zerbürstet hat, läuft die Soldatenfrau zu ihrem Mann, die Haare hängen ihr um den Kopf, sie schreit und ruft: „Guck, Hans, da ist die und dessen Dirne, sitzt auf dem Wagen und will fahren, und ich soll zu Fuß gehn und bin dein Eheweib". Da wischt denn der Soldat an die Dirne, will sie hinunter und seine Frau hinaufheben, da kommt auch der Dirne Soldat hinzu, der sagt: „laß mir mein Mädchen in Frieden, sie ist mir so lieb, als dir deine Ehefrau"; da wischen auch die Soldaten hintereinander her: heraus mit dem Degen, hauen, stechen einander zu Tode oder zu Krüppeln. Das ist nichts Seltenes, denn wenn man auf dem Zuge ist, vergeht fast kein Tag, daß nicht drei, vier, zehn Soldaten um der Weiber willen Leben und gerade Glieder verlieren. Ist aber dieser Actus vorbei, und das Gesindlein aufgesessen, so sind die Wagen zuweilen so schwer beladen, daß die Pferde oder Ochsen sie nicht von der Stelle bringen können. Dann sitzen zehn, zwölf Weiber, ebenso viel Kinder und etwa sechs Jungen in den schweren Packen, wie die Raupen im Kohl. Und wenn die Pferde bergauf nicht mehr fortkönnen, da stiege nicht eines vom Wagen, denn stracks wären andere Jungen und Dirnen zur Stelle, die heraufsprängen, und dann brächte sie kein Teufel herab, denn sie sagen: ei, der Wagen sei sowol für sie als für die andern; den Bauer aber schelten sie mit erschrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und seinem Vieh mit Prügeln her, oft sind vier, sechs Jungen um den Wagen herum, alle werfend und schlagend. So habe ich Ochsen und Pferde todt in dem Geschirre niedersinken sehn. So muß der Unterthan des Landesherrn die Dirnen und das Gut, das sie ihm gestohlen, selbst fahren.

Oft wollen die Dirnen nicht mit Ochsen fahren, dann müssen Pferde sechs Meilen weit mit großen Kosten der Landleute zur Stelle geschafft werden. Und kommen sie mit dem Geschirr ins nächste Quartier, so lassen sie die armen Leute nicht wieder nach Haus, schleppen sie fort in andere Herrschaften, zuletzt stehlen sie ihnen gar die Pferde und machen sich damit unsichtbar.

In den ersten Jahren des Krieges hatte ein deutsches Fußregiment etliche Tage durch das Land seines eignen Kriegsherrn zu marschiren. Es fanden

sich alsbald so viel Dirnen und Jungen zum Troß, als Soldaten waren, und der Troß stahl in acht Tagen den Unterthanen ihres Kriegsherrn so viel Pferde, daß beinahe jeder Soldat beritten war. Der Oberst, ein tüchtiger Mann, riß oft die Soldaten selbst von den Pferden und zwang sie endlich durch die äußerste Strenge, ihre Pferde zurückzugeben. Es war aber unmöglich, den Dirnen das Reiten zu wehren; da war keine, die nicht ein gestohlenes Pferd gehabt hätte, und wenn sie nicht ritten, so spannten drei, vier zusammen vor einen Bauerkarren.*) Dann reichte die Autorität ihres Weibels nicht aus, sie zu bändigen, und es war zuweilen eine „Komödie" für die Offiziere, zuzusehen, wie eine Dirne der andern vorfahren wollte, sie jagten beieinander vorbei und fuhren einander in die Wagen; vierzig bis funfzig Wagen hingen in wirrem Knäuel, und stundenlange Arbeit war nöthig, sie auseinanderzubringen, dazu scholl lautes Fluchen und Schwören, Haarraufen und Schlagen.

Die Weiber, Buben und Troßknechte standen zusammen unter der Aufsicht des Hurenweibels, eines alten für den Felddienst untüchtigen Kriegsmannes, der sich ohne sonderliche Wahl durchzuhelfen suchte. Wer ein Bein, eine Hand, oder ein Auge verlor, den erklärte der rohe Spott des Lagers für brauchbar zu diesem Amt. Wenn der Oberst oder Hauptmann ihn bei der Musterung den Kriegsleuten vorstellte, so ermahnte er die Soldaten, den Mann doch zu achten, weil er mit Ehren verdorben sei. Und der Hurenweibel verneigte sich und empfahl sich den Kriegsleuten, und bat sie, jeder möge sein Weib, Kind oder Jungen ermahnen, daß sie sich von ihm lenken ließen ohne Trotz, und ohne seine Schelte übel zu nehmen. Er war doch für den gemeinen Soldaten eine wichtige Person, und es war rathsam, sich gut mit ihm zu stellen; denn er behütete die Angehörigen und die Beute des Kriegsmannes und deshalb ward sein Zug, wenn er am Ende des Heeres marschirte, durch besondere Nachhut gedeckt. War ihm der Troß eines ganzen Regiments untergeben, so hatte er wol noch gar einen Lieutenant und Fähnrich: denn auf dem Marsch führte der Troß eine besondere Fahne, und zog in militärischer Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeste Weiber mit Spießen bewehrt, der Weibel selbst an der Spitze, die hübschesten Dirnen in seiner Nähe, sie vor Ungebühr der Buben zu schützen, hinter ihm der verdorbene Haufe mit Gepäck und Karren, mit Kindern und Hunden. Seine Pflicht war zu achten, daß die Bande in den Reihen blieb und sich nicht plündernd wie „Zigeuner oder Tartern", in den Dörfern zerstreute. Bezog das Heer seinen Lagerplatz, so war er der Letzte, der einrückte; denn wenn die Dirnen und Buben vor den Kriegsleuten eindrangen, stahlen sie den angefahrenen Lagervorrath: Heu, Stroh, Holz. Beim Aufbruch zog er vor das Thor, hielt jeden an, der zum Troß gehörte

*) Wallhausen, Defensio patriae p. 177.

und zwang ihn, bei der Troßfahne zu bleiben; kam es zur Schlacht, so hatte er den Troß im Rücken des Heeres an gesicherter Stelle bewaffnet aufzustellen, und hinter den zusammengefahrenen Wagen eine Vertheidigung vorzubereiten. Oefter wird bei solcher Gelegenheit der Troß von feindlicher Reiterei überfallen, dann war es Pflicht der Buben und Troßknechte, dem Einbruch zu widerstehn. Im Lager aber war es das Amt der Dirnen und Buben, die Gassen und Märkte, auch die „Mumplätze" zu fegen und zu säubern; es war ein harter Zwang, denn die unehrlichen Steckenknechte führten die Aufsicht, und die Dirne, welche sich der unsaubern Arbeit weigerte, konnte von den andern Weibern Preis gegeben werden. Auch wo Faschinen zu binden, Gräben zu füllen, das Geschütz an unwegsamen Stellen auszugraben war, mußten Dirnen und Buben helfen.

Außerdem gehörten zum Troß der Heere vor allem die Marketender unter Schutz und Aufsicht des Profoßen, wichtige, oft wohlhabende Leute, welche in ihren bepackten Karren einen guten Theil der Beute ansammelten, die von den Soldaten verthan wurde. Die sichersten waren bei den einzelnen Fähnlein eingeschworen, bewaffnet, und im Fall eines Angriffes zur Vertheidigung des Trosses verpflichtet. Ferner die „Commißmetzger", die „Sudelköche", Handwerker, Handelsleute und Hausirer, Wagenführer und Troßknechte; zuweilen zusammengetriebene Schanzgräber, welche unter besondern Fähnlein marschirten.

Nur einzeln entgleiten den wortreichen Schriftstellern jener Zeit Bemerkungen über diesen verachteten Theil des Heeres; doch fehlen nicht ganz Angaben, aus denen sich schließen läßt, welch großen Einfluß der Troß auf die Geschicke der Heere und der Landschaften hatte. Zunächst durch seinen ungeheuern Umfang. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts rechnet Adam Junghans in einer belagerten Festung, wo der Troß auf die möglichst kleinste Zahl beschränkt ist, auf dreihundert Fußknechte funfzig Dirnen und vierzig Jungen, also Marketender, Pferdeknechte u. s. w. dazu gerechnet sicher etwas mehr, als ein Drittheil der Soldaten. Aber im Felde war das Verhältniß schon beim Beginn des Krieges ein ganz anderes. Wallhausen zählt*) auf ein Fußregiment deutscher Soldaten als unvermeidlich 4000 Dirnen, Jungen und andern Troß. Ein Regiment von 3000 Mann hatte zum wenigsten 300 Wagen und jeder Wagen war zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern, Dirnen und geplündertem Gut; wenn ein Fähnlein aus seinem Quartier aufbrechen sollte, weigerte es sich, wenn es nicht dreißig und mehre Wagen erhielt. Als beim Beginn des Krieges ein Regiment hochdeutscher Kriegsleute 3000 Mann stark von dem Musterplatz abzog, wo es einige Zeit gelegen hatte, folgten ihm 2000 Weiber und Dirnen. Der ehrliche Oberst wollte den Troß abschaffen, er ließ einige Tage vergehn, und als man an einen Flußübergang kam, ließ er den

*) Defensio patriae p. 161 und 173.

Troß zurück und verbot den Schiffern, in den nächsten Tagen Leute überzusetzen. Die Dirnen aber erhoben am Ufer ein lautes Geschrei und Weinen, als die Schiffer nicht zurückkamen; da lief das ganze Regiment auf der andern Seite ebenso schreiend zusammen. Die Soldaten riefen in hellen Haufen: „Ho, Potz schlapperment, ich muß meine Dirne wieder haben, sie trägt meine Hemden, Kragen, Schuhe und Strümpfe". Wollte der Oberst die Soldaten vorwärtsbringen, und ein großes Unglück verhüten, so mußte er die Dirnen und das andere Gesindlein doch mitziehen lassen. Da wählte er ein anderes Mittel, er ließ mit der Trommel umschlagen und ausrufen, jeder solle bei Leibesstrafe seine Dirne abschaffen, nur die Ehefrauen durften bleiben. Da liefen die Soldaten mit ihren Dirnen nach allen Dörfern in der Runde zur Kirche, es gab nicht Geistliche genug zum Copuliren, in zwei Tagen wurden 800 Dirnen zu Ehefrauen gemacht, darunter die elendesten Creaturen.

Von da ab wuchs der Troß bis zum Ende des Krieges. Nur auf kurze Zeit vermochten große Heerführer, wie Tilly, Wallenstein, Gustav Adolph dies größte Leiden der Heere zu beschränken. Und 1648 am Ende des großen Krieges berichtet der bairische General Gronsfeld, daß bei der kaiserlichen und bairischen Armee 40,000 Soldaten wären, welche Kriegsrationen bekämen und 140,000 Personen, welche nichts bekämen; wovon dieser Troß leben solle, wenn er die Nahrung nicht erbeute, zumal es in der ganzen Gegend, wo das Heer lagere, keinen einzigen Ort gäbe, wo der Soldat ein Stück Brod kaufen könne. So ist im Jahr 1648 der Troß des Heeres drei und ein halb Mal so stark als die Zahl der Kämpfenden. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alle Ausführungen, welche grausenhafte Masse von Elend auch um die Fahnen herumlag.

Bevor der Einfluß dargestellt wird, welchen Heeresmassen von solcher Beschaffenheit auf das Leben des deutschen Volkes ausübten, möge man sich noch einmal erinnern, daß der dreißigjährige Krieg all dies Unwesen nicht geschaffen hat, sondern in der Hauptsache vorfand. Für diesen Zweck ist es von besonderem Interesse, frühere Berichte über Einwirkung der Söldnerheere auf die Nation zu mustern. Deshalb seien zum Schluß dieses Abschnittes einige Betrachtungen mitgetheilt, welche Adam Junghans von der Olnitz in seinem jetzt seltenen Büchlein: Kriegsordnung zu Wasser und Landt, zu der Zeit macht, in welcher die alte Tüchtigkeit des Landsknechtheeres in wüster Söldnerwirthschaft unterging. Das Folgende wird nach der dritten Ausgabe (Köln 1598) mit getreuer Uebertragung in unsere Redeweise mitgetheilt, und stehe hier als Prolog zu dem ungeheuern Trauerspiel, welches zwanzig Jahr später begann.

„Ein jeder Obrist, Rittmeister oder Hauptmann weiß wohl, daß ihm keine Doctor, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen

böser Buben aus allerlei Nationen, und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in eine Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausende auf der Wahlstatt liegen, erschossen und erstochen; denn eines Landsknechts Leben hängt an einem Haar und seine Seele sitzet auf dem Hut oder Aermel. Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei Kraut: das ist scharfes Regiment, funfzig verbotene Artikel und strenges Urtheil, schleuniges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals.

Es ist nicht damit gethan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft, tyrannisch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen thut, und sich für einen Eisenfresser ausgibt, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen nichts davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich muthwillig durch ihren dummen Verstand um ihr Leben und andere gute Gesellen dazu. Ein anderer ist ein Schnarcher und Pocher, der da scharrt, wie ein ungestümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht, und Kugeln um den Kopf pfeifen, da ist er ein Märtyrer und armer Sünder, möchte vor Leid die Hosen verunreinigen, läßt auch wol seine eigne Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Zapfen sitzen, oder in Marketenderhütten oder Wirthshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts thun als balgen, da ärgert sie eine Fliege an der Wand, die hat keinen Frieden vor ihnen, dann wollen sie mit ihrem großen Fluchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden am häufigsten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Fäuste, lahme Arme, oder einen Wachtelstrich über einem Backen hat, und ist doch sein Lebtag nie recht vor den Feind gekommen. Vor solchen Gesellen mag sich ein Hauptmann wol hüten, denn sie sind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verständiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er seine Haut ganz unversehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feinde geschädigt, das ist eine Ehre. Wer aber muthwillig um seine Gesundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören, und ist keinem Heere etwas nütz. Ein solcher Gast muß sein Lebtag ein Eier- und Käsebettler sein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brod, verkauft es wieder, muß sich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuse in der Milch ertrunken sind, erhält er die Käse, muß der Bauern unnütze Worte auflesen und mit andern armen Bettlern Innung halten bis an sein Ende. Ferner sind auch viele, die wollen Kriegsleute sein, Muttersöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wissen, sie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen gesessen, und Aepfel gebraten, und in warmen Betten gelegen. Wenn sie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen allerlei

seltsame Ordnung mit Speise und Trank und andern Dingen vorkommt, da sind sie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenns im Wasser liegt. Und so gehts nicht allein Landsknechten zu Fuß, sondern den von Adel auch. Führt man sie dann zu Feld in wüste Länder, wo alles verzehrt und verheert ist, und sie Brodsack und Trinkflasche nicht stets am Halse hängen haben, so wollen sie verschmachten, verhungern und verdursten, dann essen und trinken sie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solch Gesindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder sitze im Kramladen bei den Pfeffersäcken, und behelfe sich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den Bauch alle Abend voll und gehe zu Bett, so wird man in keinem Kriege erschlagen. Denn man sagt, und es ist auch wahr, Kriegsleute müssen harte und feste Leute sein, Stahl und Eisen gleich, und gleich den wilden Thieren, die mancherlei Speise essen. Wie auch die Scherzrede geht, ein Landsknecht muß Spitzen von Radnägeln verdauen können; ihnen muß nicht grauen, wenn sie Hunde- oder Katzenfleisch essen müssen, da es die Noth erfordert, Pferdefleisch vom Anger ist ihnen ein gutes Wildpret, und Kraut, das weder gesalzen noch geschmalzen ist. Denn Hunger lehrt essen, wenn man in drei Wochen kein Brod gesehen hat. Das Getränk hat man umsonst, wenn man kein Bachwasser bekommen kann, zecht man mit den Gänsen aus dem Pfuhl oder der Lehmpfütze. Und schlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da ist Raum genug den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft des Landsknechts Schlafkammer sein, und von solchem Bett werden ihm keine Federn in den Haaren hängen. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänse mit den Landsknechten, weil jene stets in Federn schlafen, und die Landsknechte müssen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Thier ist den Landsknechten zuwider, das sind die Katzen. Weil die Kriegsleute selbst gut mausen können, darum sind sie den Katzen feind, und den Hunden günstig. Wie der alte Reim sagt: Ein Landsknecht soll stets bei sich haben eine schöne Hur, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß, einen kurzen Degen. Frei sucht er den Herrn, der ihm Bescheid thut geben. Und drei Kriegszüge soll ein Landsknecht thun, ehe er ein ehrlicher Mann wird. Nach dem ersten Zug soll er zu Hause kommen und zerrissene Kleider anhaben; nach dem zweiten Zug soll er zu Hause kommen und soll eine Schramme auf einem Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärmen zu sagen wissen, und durch die Schramme beweisen, daß er ein Landsknechtszeichen bekommen habe. Und beim dritten Mal soll er auf einem hübschen Gaul wohlgeputzt nach Hause kommen und den Beutel voller Gold mitbringen, daß er ganze Kronen als Beutepfennig auszutheilen habe.

Wol ist es ein wahres Wort, ein Kriegsmann muß Essen und Trinken

haben, bezahle es der Küster oder der Pfaff; denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sichs holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen die Brüder Hunger leiden und böse Tage haben, ein anderes Mal haben sie Ueberfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Aemter, sie werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirth mit Weib und Kind verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe böse Zeit. Dann theilt man das Geld mit Hüten, mißt Sammt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spießen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand. Das ist das rechte Landsknechtsfeuer, wenn funfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehn. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängts ebenso wieder an. Das macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes, erwünschtes Leben, außer für den, ders zahlen muß. Das lockt zum Felde manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt, zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände, aber zu Mauserei und Beuteholen sind alle lahmen Hände gerade geworden. Das ist vor uns so gewesen und bleibt auch wol so nach uns. Und die Landsknechte lernen dies Handwerk je länger je besser, und werden sorgfältig, wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrath, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Aexte und Beile; und wenn nicht genug Pferdeställe an einem Ort sind, es liegt nichts daran, sie stallen die Pferde in Kirchen, Klausen, Kapellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es schadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und alles was im Hause ist; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, man haut nur die Obstbäume ab, die zunächst dem Baumgarten stehen, denn es heißt: Wie wir leben, so halten wir Haus, morgen ziehn wir wieder zum Land hinaus: drum, Herr Wirth, seid getrost, ihr habt ein wenig Gäste, ihr wärt sie gerne los, drum tragt frei auf und schreibets an. Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch. Das ist des Landsknechts Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, wenn wir wiederkehren."

♀

Die Erzgebirger.

2.

Der Bergbau und die Bergleute.

Die Hauptstadt des sächsischen Erzgebirgs hat wahrscheinlich den größten Weltruf von allen Städten Sachsens. In den sibirischen Gebirgen, auf den spanischen Sierren, selbst in den fernen Thälern der Anden und Cordilleren ist Freiberg ein wohlbekannter Name. Und das ist kein wohlfeiler Ruf, kein solcher, den man dem Glück, der Natur, nicht sich selbst verdankt. Vom zwölften Jahrhundert an bis jetzt hat man im Erzgebirg für etwa 250 Millionen Thaler Silber gewonnen. Das ist eine Ausbeute an Geldeswerth, die ungefähr der Ausbeute gleichkommt, welche die kalifornischen Minen in fünf Jahren gewähren. Aber der Ruf des erzgebirgischen Bergbaues gründet sich nicht so sehr auf die Ergiebigkeit seiner Silberadern, als auf den Verstand und die Regsamkeit derer, die ihn betreiben.

Die frühzeitige Erschöpfung der in den obern Teufen liegenden Mineralschätze zwang die Erzgebirger, in die Tiefe zu dringen, um den Bau der Erzadern und der Erdrinde überhaupt zu erforschen. Die Schwierigkeit der Reindarstellung des Silbers aus den Erzen war ein Sporn zur Vervollkommnung des chemischen Theils der Bergwissenschaft. Die gefahrdrohenden Wasser der Schächte drängten zur Aufbietung gewaltiger Mittel des Widerstandes. Grade in letzter Beziehung, in der Bewältigung des Wassers durch das Wasser, errangen die Erzgebirger ihre größten Triumphe. Von der schlichtesten Pumpe bis zur riesenhaftesten Wassersäulenmaschine findet man hier eine wahre Mustersammlung hydraulischer Apparate, aber was anderwärts der Dampf oder die kostspielige Menschenhand besorgt, muß hier meist das nicht reichliche oberflächliche Gewässer verrichten. Das Bächlein, das eben in einem Pochwerk thätig war, muß alsbald wieder das Rad einer Pumpe treiben, von diesem fällt es in den Schacht hinab auf ein zweites, von dort wol noch auf ein drittes Rad, und kaum durch den Stollen entlassen, sieht sichs in einer benachbarten Grube zur Arbeit eingefangen. Die kleinen Gewässer der freiberger Gegend treiben nicht weniger als 200 Wasserräder mit etwa 1000 Pferdekräften.

Bei weitem großartiger sind die Entwässerungsmittel, die das Erzgebirg in seinen Stollen besitzt. Ein im Bau begriffener Riesentunnel, der rothschönberger Stollen, der die Wasser sämmtlicher Gruben des freiberger Reviers ableiten soll, wird zwei deutsche Meilen lang werden, und zwei alte Freiberger Stollen sind mit ihren Krümmungen und Seitenzweigen gar zwanzig Meilen lang. Kein anderes Land besitzt solche gewaltige Drainirungsanstalten. Schwerlich ist ein anderes Gebirg so vielfach unterhöhlt worden,

wie das Erzgebirg, dessen Bergstädte sämmtlich auf ungeheuren Katakomben stehen. Die Länge der freiberger Stollen und Minengänge beträgt fast 40 Meilen, man verbraucht in den Bergwerken jährlich 3000 Ctr. Sprengpulver, und es wurden damit in jedem der letzten Jahre über 12,000 Lachter, (84,000 Fuß Gestein) abgebrochen. Gangbare Berggebäude zählte man vor drei Jahren 416. Die meisten Gruben besitzt das schwarzenberger Revier, nämlich 228, und zwar wird hier vorwiegend Eisenstein gewonnen, außerdem aber Kobalt, Wismuth (besonders bei Schneeberg) und Uran (bei Johanngeorgenstadt). Das freiberger Revier, wo vorzüglich silberhaltige Bleierze und etwas Zink- und Kupfererz brechen, hat 84, das marienberger 73, das altenberger 31 Gruben. In den beiden letztern gräbt man hauptsächlich Zinn-, Arsen- und Wismutherze und nur wenig Silber.

Gleich den Schiffen auf der See haben die einzelnen Gruben, Gänge und Stollen ihre Namen. So gibt es unter den Erzgängen einen „Kirschbaum Stehenden", einen „Seligtrost Stehenden", einen Gottlob Morgengang", einen „Glückauf Spat", Benennungen, deren letzter Theil die Richtung des Ganges bezeichnet. Manche Grubennamen sind Zeugnisse für den religiösen Sinn, andere für den frischen Humor der Bergleute. Häufig wurden Heilige, ebenso oft Fürsten, bisweilen Städte, Feste und Thiere, namentlich der Hirsch, zu Pathen gewählt. Einige Berggebäude tragen Namen, welche Hoffnung oder Dankbarkeit ausdrücken, einige solche, welche Tadler oder Neider verspotten, z. B. der „Narrenfresser", die „Fruchtbare Thorheit", das „Fletschmaul". Andere endlich, wie „die alte Mordgrube" klingen an schauerliche Sagen an.

Das wichtigste Revier ist das freiberger. Hier leben über siebzig Procent der sächsischen Bergleute. Hier trifft man die bedeutendsten Bauten und Maschinerien, so wie die großartigsten Pochwerke und Hütten. Hier trägt das ganze Leben ein bergmännisches Gepräge. Wie Chemnitz Fabrik-, Leipzig Handelsstadt ist, so ist Freiberg vorwiegend Bergstadt. Der Bergbau ist der Nerv des städtischen Lebens. Ein Bergamt, ein Bergmagazin, eine Bergschule und eine Bergakademie, die erste der Welt, bezeichnen Freiberg als das Herz der sächsischen Bergverwaltung und Bergwissenschaft. Mehre von den Privathäusern verkünden durch die Sinnbilder an ihren Wänden, daß sie aus dem Segen des Bergbaues entstanden sind. Man begegnet Handlungen mit Bergmannskleidern und Bergmannshandwerkzeug. Man trifft andere mit Markscheideinstrumenten. Man sieht in den Buchhandlungen vorzugsweise Bücher und Bilder, die sich auf den Bergbau beziehen. Auf den Straßen ist fast der dritte Mensch, der vorübergeht, ein Bergmann, Bergbeamter oder Bergstudent. Man wird vorwaltend mit „Glück auf!" begrüßt. In den geselligen Kreisen hört man Titel, die dem Fremden zu rathen geben: hier sitzt neben

einem Oberkunstmeister ein Oberzehntner oder Oberwardein, und dort unterhält sich ein Viceobereinfahrer mit einem Hüttenraiter. Außerhalb der Stadt bimmeln überall Glöckchen von Zechenhäusern, ragen allenthalben Halden, begegnet man auf Weg und Steg Knappen, Erz- und Kohlenfuhrleuten, sieht man aus dem Muldethal die Rauchwolken der Silberhütten emporqualmen. In der Nähe befindet sich endlich auch die ergiebigste Grube des ganzen Erzgebirges: die Fundgrube Himmelfahrt, die nicht weniger als 3000 Arbeiter beschäftigt. Die Himmelfahrt gewährte bis 1816 keine Ausbeute, und so waren die Kuxe um ein Spottgeld zu haben. Da wurden neue Gänge angebrochen, und die Grube verwandelte sich plötzlich in eine der reichsten, die jemals in diesen Gegenden im Betrieb waren. Sie liefert jetzt alljährlich über 10,000 Pfund Silber, im Werthe von 280,000 Thalern, und kann nach Zurückerstattung der erhaltenen Vorschüsse eine jährliche Ausbeute von 17,000 Thalern an ihre Interessenten vertheilen.

Die Geschichte der Grube Himmelfarth ist eine wahre Lobrede auf die menschliche Ausdauer und ein sehr günstiges Zeugniß für die erzgebirgische Bergbauverfassung. Die Grundzüge dieser Verfassung sind folgende: der Staat, dem die Erzgänge als Regal gehören, überläßt den Abbau derselben an Privatleute, welche eine bestimmte Stelle „muthen", gegen gewisse Abgaben und unter der Bedingung, daß der Bau nach den Regeln der Kunst vorgenommen werde. Die Grube wird nun entweder von einem Einzelnen, in der Bergmannsprache „Eigenlöhner", oder von einer Actiengesellschaft, bergmännisch „Gewerkschaft", betrieben. Zu einer Gewerkschaft gehören nach altem Brauch 128 Actien oder „Kuxe", von welchen stets je einer der Kirche, dem Hospitale, der Knappschaftskasse und dem Fiscus gehört, so daß also nur 124 zu vergeben sind. Alle Gewerkschaften stehen in einer Art Gegenseitigkeit zueinander, welche sie verpflichtet, sich untereinander durchzuhelfen. Die Gruben, welche einen Reinertrag abwerfen, haben von jedem Pfunde Silber, das von ihnen gewonnen wird, eine Abgabe von 2¼ Thaler an die Gnadengroschenkasse zu entrichten. Aus dieser und den Zuschüssen fiscalischer Kassen werden solche Unternehmungen, welche Aussicht auf Gewinn bieten, aber im Augenblick ihre Betriebskosten noch nicht decken, unterstützt. Im Jahr 1856 empfingen solche der Beihülfe bedürftige Gruben 119,800 Thaler unverzinsliche Vorschüsse aus den Schurfgelder-, Bergbau- und Schmelzadministrationskassen und 18,235 Thaler Steuerbegnadigungs-Aequivalente.

Wir übergehen, was der Verfasser über die Reinigung der zu Tage geförderten Erze sagt, als bekannt, und theilen nur das mit, was über die Zahl und die Erzeugnisse der metallurgischen Anstalten bemerkt wird, in denen diese Reinigung vor sich geht. Die Hochöfen des Erzgebirges (sie befinden sich besonders im westlichen Theil) sind verhältnißmäßig klein, da die Berge

des schwarzenberger Reviers zwar große Lager guter Eisenerze besitzen, der Brennstoff aber bis jetzt zu theuer war, als daß man mit der mächtigen Eisenerzeugung der Steinkohlenfluren zu wetteifern im Stande gewesen wäre. Die neue Eisenbahn von Zwickau nach Schwarzenberg wird hier von großem Segen sein. Die Zinnhütten finden sich, sieben an der Zahl, im östlichen Theil des Gebirgs. Der gesammte Zinnertrag Sachsens belief sich 1856 auf 2592 Centner, wozu das altenberger Revier allein 2124 beitrug. Die Arsenikhütten bereiteten 1270 Centner Arsenikmehl, wobei wiederum das altenberger Revier das Meiste ergab. Die Blaufarbenwerke — das Erzgebirge hat deren zwei — lieferten aus den hauptsächlich bei Schneeberg gegrabenen Kobalterzen gegen 5000 Centner Blaufarben aller Sorten und außerdem 16,490 Pfund Nickelmetall. Die Saigerhütte bei Grünthal, welche das auf den freiberger Hütten entstandene Schwarzkupfer entsilbert und in gediegen Kupfer verwandelt, stellt jährlich 1500 bis 2000 Centner dieses Metalles her und gewinnt dabei gegen 75 Pfund Feinsilber. Eine Zinkhütte zur Verwerthung der lange verachteten Zinkblende ist kürzlich bei Freiberg errichtet worden und wol schon jetzt in Thätigkeit.

Die großartigsten metallurgischen Anstalten des Erzgebirges sind die Silberhütten in der Nähe von Freiberg. Seit die Antonshütte bei Schwarzenberg wegen der verheerenden Wirkung ihres Rauchs auf die nahen Waldungen, das berühmte Amalgamirwerk zu Halsbrücke aber wegen unabstellbarer, seinem Betriebe anhaftender technischer Unvollkommenheiten in Ruhestand versetzt sind, kommen sämmtliche silberhaltige Erze aller erzgebirger Gruben auf den Muldehütten zur Verarbeitung. Diese Hütten sind Eigenthum des Staates und schmelzen für eigene Rechnung die den Gruben taxmäßig vergüteten Erze aus. Der Silberbergbau genießt dadurch den werthvollen Vortheil des Großbetriebes, der mit geringeren Kosten arbeitet und im Stande ist, die Fortschritte der Wissenschaft auszubeuten. Die von dickem Qualm umhüllten, von mehr als 500 Arbeitern belebten Hüttenwerke, welche eine kleine Stadt aus Erzschuppen und Baulichkeiten mit Oefen aller Art darstellen, liegen im Muldethal nahe bei Freiberg und bieten ein wahres Museum mächtiger chemischer Apparate, durch welche das Silber ausgeschieden und die damit verbunden gewesenen anderen Metalle, namentlich das Blei, gereinigt werden. Der Fachmann findet hier reiche Gelegenheit zu fruchtbarem Studium, und der Laie eine Fülle interessanter Anschauungen. Wie anziehend ist es nicht zu sehen, wie das in Rost- und Schmelzöfen geläuterte edle Metall endlich seinen unedlen Gefährten los wird und auf dem Treibherde seinen Silberblick feiert; wie man das geschmolzene Blei, das hartnäckig Silbertheilchen zurück hält, nach Pattinsons sinnreichem Verfahren durch Metallsiebe, welche die erstarrenden, fast silberfreien Krystalle ausscheiden, dazu zwingt, sein Silb

in dem kleinsten Raume zusammenzudrängen und wie man ihm dies später entzieht; wie dem Kupferstein durch Kochsalz sein Silber als Chlorsilber abgepreßt und aus der Salzlauge später das darin ebenfalls aufgelöste Kupfer als schönes gediegenes Metall gefällt wird! Zu den größten Sehenswürdigkeiten gehört endlich die neue, hier erfundene Veranstaltung, durch welche dem aus den Rostöfen aufsteigenden Qualm, der Wald und Feld beschädigt, seine giftigen Bestandtheile von schwefliger und arseniger Säure entzogen werden sollen, und der riesige Schlot auf der Höhe des Thalgehänges, der allen möglichst gereinigten Rauch so hoch in die Luft leiten wird, daß die ihm etwa noch anhaftenden schädlichen Gase sich gefahrlos in den obern Luftraum vertheilen.

Die Production der freiberger Hütten ist eine höchst beträchtliche. Im Jahre 1856 wurden daselbst 64,841 Pfund Silber gewonnen und dabei zugleich 42,100 Centner Weichblei, 5614 Centner Hartblei (unreines, zum Schrotgießen dienendes Blei), 11,000 Centner verschiedener Sorten von Bleiglätte und 1125 Centner Kupfer dargestellt.

Der Geldwerth sämmtlicher erzgebirger Hüttenerzeugnisse, ausschließlich des Eisens, betrug im genannten Jahre 2,715,915 Rthlr. Davon fallen über zwei Millionen Thaler auf die freiberger Hüttenwerke.

Verglichen mit dem Geschäftsumsatz der verschiedenen sächsischen Industriezweige, ist dieser Productionswerth des Bergbaus ein sehr ansehnlicher und wird nur von einigen Zweigen der Gewerbsindustrie übertroffen.

Ueber das Verhältniß des Reinertrags zum Rohertrag des erzgebirger Bergbaus geben die officiellen Jahresberichte keinen Aufschluß. Unterlagen, die gestatten eine ungefähre Bilanz zu ziehen, weisen als Gesammteinnahme für das Jahr 1847 nach: 1,161,434 Thlr. und dagegen eine Gesammtausgabe von 1,136,764 Thlr. Der Unterschied dieser Summen, gleich 24,699 Thlr. darf freilich in kaufmännischem Sinne noch nicht als Reineinnahme gelten, da von diesem Ueberschusse die ansehnlichen Anlage- und Betriebscapitalien zu verzinsen sein würden.

Auf so hohe Zinsen, wie einige Eisenbahnen und manche moderne Industrieunternehmungen gewähren, hat der erzgebirger Bergbau keine Aussicht. Der Bergbau auf edle Metalle macht überhaupt selten oder nie eine Bevölkerung auf die Dauer reich. Die Spanier liefern einen traurigen Beweisgrund für Tacitus, der gesagt hat, er wisse nicht, ob gnädige oder erzürnte Götter den Germanen die edlen Metalle versagt haben; die neuen Eldorados aber können erst dann als Gegenbeweis gebraucht werden, wenn ihr Goldbergbau so viele Jahrhunderte alt sein wird, als er jetzt Jahrzehnte zählt.

Im Jahre 1856 waren auf dem sächsischen Erzgebirge 11,581 Bergleute der verschiedensten Grade thätig. Mit Hinzurechnung der Familienglieder wird

die bergmännische Bevölkerung dieser Gegend auf 60,000 Seelen geschätz macht also über ein Achtel der Gesammtbevölkerung. Im freiberger R wohnen allein über achttausend Bergleute. Der Bergmannssohn ergrei der Regel den Beruf seines Vaters. Bereits als Kind erfreut er sich Wohlthat der Genossenschaft, welcher er durch die Geburt angehört. Er kommt in der Knappschaftsschule unentgeltlich Unterricht. Schon früh das Kind des Bergmanns arbeiten: es sammelt Holz, Beeren und Pilze beginnt, oft schon vor dem siebenten Jahre, zu klöppeln. Nachdem es Schule hinter sich hat, wird es „Scheidejunge", legt die Standestracht, schwarzen Grubenkittel, an, und verdient durch Zerklopfen der Erze mit stündiger Arbeit — „Schicht" — täglich drei bis vier Neugroschen. Et älter und stärker geworden avancirt der angehende Bergmann zum „Gru jungen", als welcher er bei etwas höherem Lohn „vor Ort" die abgespren Gesteinbrocken wegschafft, bergmännisch „Berge säubert" oder als „Hundeju die Erzstücken in Karren bis an den Förderschacht fährt. Ungefähr mit sechzehnten Jahre erklimmt er die dritte Lehrstufe, die des „Ausläufers", welcher er entweder auf der Halde Schutt fährt oder bei den Pochwerken auch als Haspelknecht verwendet wird. Die Schicht wird ihm jetzt 5,2 Neugroschen bezahlt. Hat der junge Bergmann drei Jahre lang diesen Lohn gearbeitet, so rückt er in die Classe der „Lehrhäuer" oder „B knechte" empor und erhält den „Gülden Lohn." Mit dem vierundzwanzig Jahre, bisweilen etwas früher, steht er sich bei fünf Wochenschichten auf ei Thaler; wenn er täglich noch eine „ledige" (d. h. eine überzählige) Sch verfährt, bringt er es auf eine Wocheneinnahme von 1 Thlr. 24 Ngr. Abzeichen dieser Rangstufe ist ein im Gürtel steckendes Messer, der „Tscherp ihre Verrichtung besteht in Losarbeiten der Fels- und Erzmassen. Als Hä dient der Bergmann sieben Jahr. Um sich auf die höchste Stufe, die gemeinen Mann zugänglich ist, emporzuschwingen, hat der Lehrhäuer „Probegeding" zu bestehen. Er muß bei einer mehrwöchentlichen „Gedi arbeit" (Accordarbeit) sieben Neugroschen Schichtlohn verdienen. Gelingt i dies, so wird er „Doppelhäuer" oder „Knappe", erhält fortan den Lohn, de er sich bei der Probearbeit würdig gezeigt, und darf als Auszeichnung Tscherper im Gürtel tragen. Als Knappe verheirathet er sich auch in Regel.

Daß für einen solchen Familienvater, der im günstigsten Fall wöchen zwei Thaler verdient, die strengste Sparsamkeit erforderlich ist, um mit E zu bestehen, liegt auf der Hand. Er bezahlt jährlich mindestens acht Th Miethe, das Brennholz ist verhältnißmäßig theuer, die Lebensmittel sind Ausnahme der Kartoffeln nicht so wohlfeil wie im Flachland. Ist es ir möglich, so sucht sich der Bergmann nach verfahrener Schicht einen Ne

verdienst zu verschaffen. Er spaltet Holz, sticht Torf, hilft den Bauern seines Dorfs beim Grasmähen und in der Getreideernte. Im Winter klöppelt er mit der Familie. Seine Frau strebt nach Kräften, die Wirthschaftskasse zu unterstützen, sei es durch Klöppeln oder andere Hausindustrie. Endlich werden auch die Kinder frühzeitig angehalten, einige Pfennige zu verdienen.

Besser als die eigentlichen Bergleute stehen sich die in den Gruben beschäftigten Maurer und Zimmerleute und die sogenannten „Gänghäuer", welche gewissermaßen die Feldwebel der Knappen sind und für die Schicht elf Neugroschen Lohn bekommen. Indeß rücken zu dieser Charge nur solche empor, die sich durch vierjährigen Besuch der freiberger Bergschule eine theoretische Bildung erwerben. Diese können sich auch zum Steiger und Obersteiger emporarbeiten, als welche sie einen anständigen Gehalt beziehen.

Die Löhne der Hüttenarbeiter sind, da ihre Beschäftigung beschwerlicher und der Gesundheit schädlicher ist als die der Bergleute, etwas höher. Ein Tagelöhner erhält hier bei zwölfstündiger Arbeit sechs bis sieben, ein Röster zehn bis zwölf, ein Schmelzer vierzehn Neugroschen den Tag. Der Verdienst bei den Hochöfen ist ebenfalls verhältnißmäßig gut.

Wir kehren mit dem Verfasser zu einer Betrachtung des Lebens eines Bergmanns zurück. Früh fünf Uhr muß er sich im Zechenhause einfinden, wohin mancher von seiner Wohnung einen Weg von einer Meile, bisweilen noch mehr hat. Nachdem der Steiger die Knappen verlesen, spricht er nach altem Brauch ein Gebet, worauf die Versammelten ein geistliches Lied singen, welches mitunter eine kleine Orgel begleitet. Dann wird eingefahren. Die Arbeit des Häuers ist sehr einförmig: er bohrt Tag für Tag Sprenglöcher, füllt sie vorsichtig mit den meist von pensionirten Bergleuten angefertigten Zündern und sprengt. Stundenlang schwingt er den schweren Fäustel in der dunkeln Teufe, die von seinem Lämpchen nur auf eine kurze Strecke matt erhellt wird. Das Picken des Gezähes, das Rumpeln eines Karrens, der dumpfe Donner eines Sprengschusses sind die einzigen Laute, die zu ihm dringen; nur selten nimmt er sich Zeit, ein paar Worte mit dem Arbeitsgenossen oder dem die Runde machenden Steiger zu wechseln. Um die Mittagsstunde gibt es nur eine kurze Rast. Der Bergmann genießt ein Stück Brot und trinkt dazu den Cichorienkaffee, den er sich in einem Fläschchen von daheim mitgenommen und über der Lampe aufgewärmt hat. Das Tabakrauchen und der Genuß geistiger Getränke ist in den Gruben nicht gestattet. Endlich kommt die vierte Nachmittagsstunde, und mit ihr erscheinen die Kameraden, an denen die Wochenreihe der Nachtschicht ist, und der Bergmann wird abgelöst. Indem er auf der steilen Leiter die Region der ewigen Nacht verläßt, grüßt ihn von oben der Tag mit grünlichem Dämmerlicht, das durch das Mundloch in den obern Theil des Schachtes fällt. Noch einige Stufen und er erblickt das

volle Licht der Sonne wieder, athmet wieder reine Luft, erfreut sich wieder am Blau des Himmels, am Saatengrün und Vogelgesang, lauter Dingen, die ihm viel werther sind als dem oberirdischen Arbeiter. Endlich kommt er heim in seine Hütte, die Kinder springen ihm entgegen, die Frau reicht ihm froh die Hand. „So viel ich Bergleute beobachtet habe," sagt der Verfasser, „alle waren zärtliche Väter, viel zärtlicher als man gewöhnlich rauhe Arbeiter trifft. Selten sieht man einen verheiratheten Knappen am Feierabend vor der Thür sitzen, ohne daß er ein Kind auf dem Schoß hätte."

Der Bergmann des Erzgebirgs liebt die Vergnügungen. Das junge Volk tanzt, so oft es Polizei und Geldbeutel erlauben, aber mit weit mehr Anstand als die Bauersöhne vieler Gegenden. Ferner singen die jüngern Knappen gern und viel, doch scheinen Singvereine, die kunstmäßigen Gesang erstreben, nur an wenigen Orten zu gedeihen. Eine Hauptfreude ist das Bergfest, wo es einen Schmaus und einen Aufzug in Staatsuniform gibt. Ueber Trunksucht der Bergleute hört man nirgend Klage. Ihre Unterhaltung beim Glase ist ernst und anständig, das Gespräch dreht sich in der Regel um unterirdische Angelegenheiten, oder Fragen des Haushaltes. Der Fremde fühlt sich angenehm berührt von den guten Sitten, dem Verstand und der Bildung der Leute. Die Schenke eines Bergmannsdorfes steht hoch über der eines Bauerndorfes.

Die Bergleute werden selten alt. Gliederfülle und rothe Wangen sind Seltenheiten unter ihnen. So sehr auch in den Gruben für Beseitigung der „schlechten Wetter" gesorgt wird, so bleibt die Luft, die der Bergmann athmet, doch immer Grubenluft, und der Dunst, der von den Lampen aufsteigt, der feine Staub, der um die Bohrlöcher schwebt, der Pulverdampf, der die engen Gänge füllt, ist nicht geeignet, diesen Uebelstand zu verbessern. Die Entbehrung des Sonnenlichts, der häufige grelle Wechsel der Temperatur beim Ein- und Ausfahren, die nahe Berührung mit dem feuchten, tropfenden Gestein, besonders aber die anstrengende Arbeit bei schmaler Kost sind lauter Dinge, welche die Gesundheit schwer beeinträchtigen. Im Jahre 1856 wurden von der Gesammtzahl der erzgebirgischen Berg- und Hüttenleute (von erstern wiesen die Listen 11,581, von letzteren 1045 nach) 1199 „bergfertige", d. h. invalide Arbeiter, also etwa der zehnte Theil, durch Almosen unterstützt, und außerdem empfingen 2612 Witwen und 1852 Waisen milde Spenden. Nächst dem Soldaten- und dem Matrosenleben ist wol das Knappenleben das gefährdetste. Im genannten Jahre wurden neun Bergleute durch Unglücksfälle sogleich getödtet, und 3097, also fast ein Viertel der Gesammtzahl, mußten wegen Verletzungen oder Erkrankungen ärztlich behandelt werden.

Es mag Wunder nehmen, daß ein so beschwerlicher und gefahrvoller Beruf stets neue Freiwillige findet. Bei den Römern war die Verurtheilung in die

Bergwerke eine harte, gefürchtete Strafe. Was ist es nun, wodurch hier die Leute angelockt werden? der Verdienst kann es nicht sein. Der Lohn der Knappen hat sich seit drei Jahrhunderten nicht gesteigert; er ist vielmehr, da inzwischen alle Lebensbedürfnisse theurer geworden sind, verringert. Ein Bergmann verdient mit seiner Arbeit in der Grube jährlich im Durchschnitt neunzig Thaler. Das ist kaum so viel, als ein Dienstknecht erhält, wenn man Kost, Wohnung und andere Vortheile hinzurechnet, und viele andere, minder beschwerliche und gefährliche Arbeiten werfen hier mehr ab. Wer den immer regen Zudrang zu den Reihen der Knappschaft sich aus der Uebervölkerung des Gebirgs erklären wollte, würde gleichfalls irren; denn beim Feldbau, so wie bei den Eisenbahnbauten trifft man hier sehr viele Arbeiter aus dem benachbarten Böhmen und bei den Forstarbeiten mangelt es allenthalben an Händen.

Die wahren Ursachen der Erscheinung liegen vielmehr theils im Volkscharakter, theils in der Organisation des Gewerbes.

Zu keiner Beschäftigung fühlt sich das Volk stärker hingezogen, als zu einer solchen, die den natürlichen Bedingungen der von ihm bewohnten Oertlichkeit gemäß entstanden ist. An der Meeresküste versteht es sich von selbst, daß der Sohn des Fischers Fischer, der des Matrosen Matrose wird. Es liegt im Blute, und er wird es, gleichviel, ob Vater und Großvater ihr Grab in den Wellen gefunden haben. So dünkt es auch dem Bergmannskind in der Ordnung, daß es den väterlichen Beruf ergreife, und es denkt nicht daran, daß derselbe schlecht lohnt, daß der Vater frühzeitig bergfertig wurde, daß der und jener Verwandte in der Grube verunglückte.

Ein andrer sehr wirksamer Reiz zum Bergmannsleben liegt für den Erzgebirger in dem Bewußtsein, daß der heimische Bergbau in der ganzen Welt hochgeachtet ist, und daß der Bergmann Mitglied einer großen wohlorganisirten Genossenschaft, der Knappschaft ist, bei der einer für alle und alle für einen einzustehen haben. „Unser Lohn," so hört man die Leute sagen, „ist freilich sehr gering, aber sicherer als der des Tagelöhners oder Fabrikarbeiters. Für uns gibt es keine unfreiwilligen Arbeitsunterbrechungen. Unsre Einnahmen steigen zwar nicht mit dem Steigen der Ausbeute, welche die Grube liefert, dafür sinken sie aber auch nicht, wenn sie Zubuße erfordert." Und im Stillen setzen sie dann wol hinzu: „Und im Grunde sind wir Bergleute denn doch auch was Besseres, als jene Arbeiter auf dem Felde und in der Fabrik. Wir sind Glieder einer uralten, weit und breit hochangesehenen, streng geregelten Körperschaft, die ihre eigne Sprache, Tracht und Gerichtsbarkeit hat, die bis zu einem gewissen Grade sich selbst regiert, die jedem Befähigten das Emporrücken gestattet, die für ihre Glieder nach Kräften Sorge trägt. Der Bergmann ist auf seine Tracht stolz, wie der Soldat auf seine Montur. Es steckt in ihm noch der Geist der alten Zünfte und Kunstgenossenschaften.

Selbst der gemeine Bergmann ist in der Regel gebildet genug, um den Nutzen der besonders im freiberger Revier strengen Mannszucht einzusehen. Man wird nicht leicht einen Soldaten mit mehr Ehrerbietung und Zuneigung von seinen Vorgesetzten reden hören, als diese Bergleute von ihren Steigern, Schichtmeistern, oder wol gar von ihrem genialen und wohlwollenden Oberberghauptmann.

Für die Unterstützung nothleidender Mitglieder sorgt die Knappschaft vielleicht mehr als jede andere Corporation. An mehren Orten bestehen Speiseanstalten, die erstaunlich billige, gute Kost liefern. Im freiberger Revier erhalten die armen Bergleute Unterstützung zum Ankaufe des Brennholzes. Mehre Bergmagazine gewähren in theurer Zeit das Getreide zu ermäßigten Preisen. Für Kranke und Verunglückte ist durch Krankenkassen Sorge getragen, arbeitsunfähig Gewordene erhalten Gnadengehalte; Leichenkassen bieten die Mittel zur Beerdigung der Angehörigen. Die sämmtlichen Knappschaftskassen, welche durch die Beiträge der Arbeiter und Gewerken gebildet werden, verabreichten im Jahre 1856: 66,723 Thaler „Bergalmosen" an invalide und kranke Bergleute und deren Angehörige.

So sehr aber die Knappschaftsverfassung durch die Wohlthaten der Association dahin wirkt, daß immer neue, kräftige Arbeiter zu dem wenig einträglichen, beschwerde- und gefahrvollen Berufe zutreten, so sehr trägt sie durch ihre strenge Zucht bei, den alten guten Geist der erzgebirger Bergleute zu bewahren. Sie erhält den religiösen Sinn wach durch gemeinsame Gesänge, Gebete und Gottesdienste, sie wacht über die Sitten durch Aufrechthaltung der straffen Mannszucht; sie nährt und weckt das Ehrgefühl; sie fördert das innige Bewußtsein der kameradschaftlichen Zusammengehörigkeit; sie befähigt den Arbeiter zu dem Ausruf: „Ich bin nur ein armer Mann, aber ich bin ein erzgebirger Knappe!"

Das Händeldenkmal in Halle.

Am 1. Juli wurde das Händelstandbild auf dem Marktplatz zu Halle, der Vaterstadt des Meisters, feierlich enthüllt. Die erste Anregung zu einer festlichen Begehung des, eigentlich auf den 13. April 1859 fallenden hundertjährigen Todestages Händels, ging schon vor mehren Jahren von Gervinus aus. Seine betreffenden, an hallenser Privatleute gerichteten Anfragen mögen zuerst wol unberücksichtigt geblieben sein; im Dec. 1855 trat jedoch unter Vorsitz des Geh. Commerzienraths Wucherer ein Kreis von Männern zusammen, die diese Angelegenheit zunächst in die Hand nahmen. Anfänglich hatte man

die Absicht eine Tonhalle zu gründen, die den Namen des Meisters tragen und zur Aufführung von Werken Händels und seines Gleichen dienen sollte; außerhalb Halle, und namentlich in England fand dieser Plan jedoch zu wenig Anklang, man ging deshalb davon ab und entschied sich für ein Standbild. Es wurden nun Aufrufe überall hin entsendet, mit England besondere Verhandlungen angeknüpft, und es trat auch dort ein Comité unter Vorsitz des Sir George Smart zu Sammlungen für das Monument zusammen. Die hauptsächlichen Verhandlungen zwischen dem halleschen und dem englischen Verein wurden durch den Dichter, Legationssecretär Klingemann geleitet, der ein einflußreicher Vermittler der Sache wurde. Als das Denkmalsproject bekannter geworden war, meldete sich auch Heidel in Berlin zur Concurrenz um die Ausführung; er sandte einen Entwurf in Gips ein, der allgemeinen Beifall fand und die Zusage des Modells, sobald genügende Mittel vorhanden sein würden, zur Folge hatte. Mit den Mitteln sah es jedoch noch sehr übel aus, wiederholte Aufforderungen zur Betheiligung wurden stillschweigend abgelehnt; eine Hauscollecte in Halle selbst hatte aber den geringen, darauf gesetzten Erwartungen entgegen, einen so reichen Erfolg, daß an eine ernstliche Realisirung des Planes gedacht und Heidel die Anfertigung des großen Modells definitiv übertragen werden konnte. In diese Zeit fällt auch eine vortreffliche Aufführung des Messias durch Robert Franz und die hallesche Singakademie, unter Mitwirkung der Frau Jenny Lind-Goldschmidt; der zum Besten des Denkmals niedergelegte Reinertrag des Concertes war sehr bedeutend (wenn ich mich recht erinnere, 1300 Thaler). Auch in England regte sich allmälig, da man den Ernst für die Sache erkannte, größere Theilnahme; ebenso in andern deutschen Städten: Brandenburg, Schwerin, Tübingen, Genthin, Cöthen, Berlin (Singakademie), Leipzig (Riedelscher Verein), Königsberg i. d. Neumark, Magdeburg, Bückeburg, Stuttgart, Dessau, Bremen, Ballenstedt, Quedlinburg, Halberstadt, Oldenburg, Eisleben, Greifswald und Göttingen sandten dem halleschen Verein Beiträge, den Erlös von Aufführungen Händelscher Oratorien. Der König von Preußen zeichnete 100 Friedrichsdor. Befremden muß es, daß manche bedeutendere Musikplätze, an denen Tonkünstler wirken, die der heutigen Zeit wenn auch nicht als Autoritäten ersten Ranges so doch als Männer von hervorragender Thätigkeit gelten, die Sache völlig ignorirten. So haben unter andern Breslau, Hamburg, Königsberg, Stettin, Aachen, Köln, München, Düsseldorf, Weimar gänzlich unter den für das Denkmal Mitthätigen gefehlt. Es kann kein gutes Licht auf das Kunstinteresse und die Geschmacksrichtung der in diesen Städten wirkenden Künstler und des unter ihrem directen Einfluß stehenden Publicums werfen, daß sie bei einer Angelegenheit, die eine allgemeine deutsche sein und jeden Künstler zur Theil-

nahme anregen müßte, so gänzlich ohne Betheiligung dastehen. Deutschland hätte einen Stolz darein setzen müssen, allein, ohne Hilfe des Auslandes diese, an und für sich ja geringfügige Sache zu Stande zu bringen. — Das ist aber bei der Lauheit des größeren Theils seiner hervorragenden Künstler nicht möglich geworden, und wie England dem lebenden Meister eine Heimath wurde, so mußte es auch noch zu seiner Verherrlichung im eignen Vaterlande beitragen. — Grade die bedeutendsten deutschen Musikorte haben verhältnißmäßig das Wenigste gethan, Berlin z. B. brachte die lächerlich geringe Summe von 25 Thalern auf; für unsere leipziger Singakademie war diese Händelsache eine gute Gelegenheit — zu schweigen, womit sie allerdings nur ihrer Gewohnheit consequent getreu blieb. Das Concert des Riedelschen Vereins zum Besten des Monumentes war, im Gegensatz zu den sonst überfüllten, allerdings unentgeltlichen Aufführungen, verhältnißmäßig schwach besucht — die streng-classische Geschmacksrichtung unseres Publicums wird doch nicht etwa an dem, für diesen Fall zu zahlenden Entrée gescheitert sein, oder ist Händel vielleicht noch nicht durch die leipziger Concertdirection anerkannt? Und doch ist Leipzig der Sitz der Bach- und Händelgesellschaft. Die verhältnißmäßig größten Beiträge sind im Durchschnitt aus kleinen Städten gekommen; sonst keineswegs musikalisch hervorragende Orte haben sich, wie aus der Aufzählung derselben zu ersehen, theilnahmvoll gezeigt.

Wahrhaft glänzend erscheint aber die Thätigkeit von Robert Franz und seiner halleschen Singakademie — nicht nur in Beziehung zur Monumentangelegenheit, sondern überhaupt zur ganzen Rückberufung Händels in seine deutsche Heimath. Denn es galt nicht nur Herbeischaffung von Geldmitteln, um das Monument hinzustellen, sondern vor allen Dingen durfte der seiner Vaterstadt so ziemlich ein Fremdling gewordene Meister nicht als ein solcher dahin zurückkehren; seine Bildsäule durfte nicht eine Stelle auf dem Markte einnehmen, ohne daß seiner Kunst ein sicherer Boden im Geist und Herzen des Volkes bereitet wäre. Seit fünf Jahren hielten Franz und der Verein diese Aufgabe fest im Auge; in jedem Jahre wurden mehre theils öffentliche, theils auf den Kreis der Vereinsmitglieder beschränkte Aufführungen Händelscher Werke veranstaltet. So kamen nach und nach die Oratorien Samson (dreimal), Messias (zweimal), Judas Maccabäus, Jephtha, Israel, Bruchstücke aus der Athalia und aus der Passion u. s. w. zur Darstellung. Der Hauptzweck dieser Bemühungen ist nun erreicht: das Denkmal steht fertig da, der Tonmeister lebt wieder auf heimischem Boden; seine Kunst hat einen den Verhältnissen des Ortes angemessenen Verehrerkreis gewonnen, der bei größeren Aufführungen stets durch Auswärtige erweitert wurde. Gewiß ist damit aber die Sache nicht abgethan, sondern es liegt wol in der Idee des Vereines diese Aufführungen auch fernerhin ihren Fortgang nehmen zu lassen, und s[illegible]

um das Denkmal des Meisters herum einen festen Cultusort seiner Kunst zu begründen?

Der von Franz geleitete Chor ist seiner Aufgabe sehr wohl gewachsen, besonders in Händelscher Musik vortrefflich eingesungen; sein Vortrag ist frei musikalisch, man merkt nichts von der Mühe des Einstudirens, alles erscheint wie freie Selbstthätigkeit, gleichsam wie unmittelbar aus der eignen Phantasie der Sänger hervorgehend, nicht von Noten abgelesen. Man sieht überhaupt augenblicklich, daß ein Mann an der Spitze steht, dessen eigene geistige und künstlerische Bedeutung, mit dem Werth der zu studirenden Tonwerke vereint, einen Einfluß von hoher, geistig belebender und befreiender Kraft auf die Mitwirkenden ausübt. Das Orchester, dem Chor an Tüchtigkeit allerdings nachstehend, läßt sich leicht von Leipzig aus ergänzen, wie es bis jetzt auch stets bei größeren Aufführungen geschehen ist, so daß es im Ganzen seinen Platz wenigstens anständig ausfüllt. Solisten ersten Ranges haben bisher willig an diesen Concerten Theil genommen — also vereinigt sich alles, auch fernere Darstellungen Händelscher Oratorien in Halle wünschen zu lassen.

Am Tage der Enthüllung wurde der Samson gegeben, die Soli hatten Frau Köster und Johanna Wagner, Tichatschek und Sabath mit uneigennütziger Bereitwilligkeit übernommen; namentlich soll Johanna Wagner sich für diese Angelegenheit aufs wärmste interessirt haben. Nichtsdestoweniger darf man besonders einen Vorwurf gegen diese, sonst vortreffliche dramatische Künstlerin nicht zurückhalten — was für eine Veranlassung war gegeben, am Schluß des Samson noch die Arie aus dem Messias „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“ hinten nachschleppen zu lassen? Nicht nur die Geschlossenheit des Oratoriums ist dadurch beeinträchtigt, sondern auch die schöne Arie selbst wurde, abgesehen von dem im vorliegenden Falle noch zu langsamen Tempo, durch dieses ganz unmotivirte Anhängen an ein anderes Werk außer alle Wirkung gesetzt. Nichtsdestoweniger schien ein Theil des Publicums Gefallen daran zu finden — das möge ihm auch weniger verdacht sein, wie der Künstlerin, die diesen Verstoß gegen die Einheit und Form der ganzen Aufführung begangen hat. Wäre diese Künstlerin nicht Johanna Wagner, so würde sie dadurch leicht den Verdacht einer virtuosenmäßigen Selbstüberschätzung dem Werke gegenüber auf sich gezogen haben. Uebrigens läßt ihre Stellung zur Bühne die Darstellung, da wo sie, wie im Oratorium, reiner Gesang ist, von weniger günstigem Eindruck sein. Nicht daß sie etwa theatralische Wirkungen in ihre Partie hineingetragen hätte — weit entfernt, ihre Auffassung war edel und richtig; aber die durchaus schöne Gesangbildung, welche das Oratorium, und besonders das Händelsche verlangt, vermißte man hier doch. Auf der Bühne treten Schwächen, wie das Forciren der tiefen Tonlage, das der Klangfarbe nach ziemlich unvermittelte Nebeneinanderstehen der bei dieser

Künstlerin deutlich unterscheidbaren Stimmregister, vor der Kraft und Eindringlichkeit der ganzen edeln Erscheinung zurück; im Oratorium, so wie hier im Samson, machten sie sich natürlich bemerkbarer. — Der Vortrag der Frau Köster schien mir vollendet schön zu sein; wenn auch die Stimme die erste Frische nicht mehr hat, so ist sie doch noch von gutem Klang, und die vortreffliche Gesangbildung läßt den kleinen Mangel vergessen. Tichatschek's Vorzüge sind von der Bühne her genügend bekannt und geschätzt, ebenso liegen auch die Schwächen offen genug zu Tage; beide übertrug er auf den Samson. Die ersteren kamen besonders in den Scenen „Nacht ist's umher", „Groß ist mein Leiden" und andern, die letzteren dagegen in der Arie „Herrlich erscheint im Morgenduft" zur deutlichsten Geltung. Die Tüchtigkeit des Herrn Sabath, namentlich als Kirchensänger, ist ganz unzweifelhaft; er erkennt seine Hauptaufgabe in völlig objectiver Auffassung und streng musikalisch richtigem Vortrag seiner Partie. Niemals habe ich ihn eine blos individuelle, von der natürlichen Wahrheit seiner Rolle abweichende Auffassung in dieselbe hineintragen gehört, auch nie bemerkt, daß er seine kraftvolle und schöne Stimme, oder seine virtuosen Kräfte auf Kosten der musikalischen Richtigkeit jemals geltend gemacht hätte. Und diese virtuosen Kräfte sind sehr bedeutend; ebenso gern, wie man sich an seinem getragenen Gesange erfreut, hört man große Coloraturpartien von ihm ausgeführt, z. B. die bekannte Arie im Judas Maccabäus. Bei der Aufführung des Samson machten sich nur einige Tonschwankungen in der Arie „Dein Heldenarm war einst mein Lied" bemerklich — jedenfalls nur aus momentanen Einflüssen, vielleicht der Temperatur in der Kirche, entsprungen; denn ein Hauptvorzug dieses Sängers ist, daß das Gehör nie durch einen unreinen oder unklaren Ton verletzt wird.

Die Chöre gingen gut — das vorhin über Franz in Betreff der Singakademie Gesagte findet auch hier seine Anwendung. Hin und wieder konnte man wol etwas mehr Kraft wünschen; aber die auch in die Kirche dringende Mittagshitze mag dazu das Ihrige gethan haben, denn bei andern halleschen Aufführungen ist mir ein Mangel an Kraft und Frische in den Chören keineswegs aufgefallen. Daß die Orgel nicht verwendet werden kann, ist schade, aber die localen Verhältnisse der Kirche gestatten es nicht; von so großartiger Wirkung auch stets eine zweckmäßige Benutzung der Orgel sich erweiset, so würde diese doch nicht erreicht werden können, wenn man vielleicht nur ein kleines Werk aufstellte. Unter solchen Umständen ist es also ganz recht, lieber völlig darauf zu verzichten. — Auf das Oratorium selbst näher einzugehen, wird uns wol einmal eine andre Gelegenheit geboten. —

Ueber den Kunstwerth des Denkmals selbst stünde mir kein festes Urtheil zu, es bleibe also einem besseren Kenner überlassen; aber die tüchtige Handlungsweise Heidels vermag ein jeder zu ehren, und sie verdient geehrt zu

werden. Denn er hat nicht nur die ganze Sache lebhaft betrieben, und die Gemüther, wenn sie in Niedergeschlagenheit sinken wollten, durch schlichte Zuversicht belebt und gehoben, sondern auch den Entwurf und das große Modell unentgeltlich geliefert, weder Mühe noch Kosten gescheut, das Ganze zu einem schönen Abschluß zu bringen. Doch hat man nachher den Ertrag der Samsonaufführung für ihn bestimmt, und da der Besuch sehr zahlreich war, ist ihm wol wenigstens eine Vergütung seiner verwendeten Zeit zu Theil geworden.

Eine nähere Beschreibung der Festfeier, so wie der Abdruck der vom Oberbürgermeister von Voß gehaltenen Rede ist im halleschen Courier zu finden. Unwillkürlich wird man aber durch die Betrachtung der ersterwähnten erfolgreichen Thätigkeit der halleschen Singakademie und das stille, von der äußeren Welt wenig beachtete, aber nichts desto weniger höchst tüchtige Wirken ihres Dirigenten, Robert Franz, veranlaßt, einige Seitenblicke auf unsere leipziger Kirchenmusikverhältnisse zu werfen.

Das Resultat dieser Vergleichung fällt allerdings nicht zum Vortheil unseres berühmten Musikplatzes aus. Die einzige bedeutendere Thätigkeit auf dem Felde der kirchlichen Tonkunst entfaltet, wie man ohne jede Parteilichkeit sagen muß, der Riedelsche Verein; noch in dem letzten seiner feststehenden jährlichen Concerte hat er eine gute Aufführung der H moll- Messe von Bach gegeben. Dieses Werk war hier, bis auf eine Privataufführung vor mehreren Jahren, fast ganz neu, — ein Hauptwerk des größten Meisters der religiösen Tonkunst, welcher noch dazu fast die Hälfte seines Lebens in Leipzig gewirkt, bis vor kurzem dem Publicum beinahe völlig unbekannt! Bachs Matthäuspassion hören wir allerdings jeden Charfreitag, und können sie nachgrade auswendig, so daß trotz der unvergänglichen Herrlichkeit des Werkes doch der Wunsch in uns rege wird, dieses, außer den Aufführungen des erstgenannten Vereins, einzige große Kirchenconcert, nicht alljährlich durch ein und dasselbe Werk besetzt zu sehen. Mit dieser einzigen Aufführung glaubt man nun auch allen Anforderungen genügt zu haben; man nennt Bachs Namen mit großer Verehrung, ist stolz auf sein langjähriges Wirken in Leipzig, man raisonnirt von der Größe Händels, und schließlich, wenn es einmal zu einer Oratorienaufführung im Gewandhause kommt, so wählt man — den Jephtha von Rheinthaler, höchstens Stücke aus dem Elias, Paulus, dem Requiem, auch einmal aus dem Messias. Der Kapellmeister am Gewandhause trägt keineswegs die Schuld daran, aber das Directorium kann man darauf aufmerksam machen, daß es an der Spitze eines solchen Institutes kunstbildende Missionen zu erfüllen, das Publicum für die Kunst heranzuziehen hat, von dessen augenblicklichen Anforderungen, oder den subjectiven Interessen und Meinungen des Einzelnen nicht ausgehen oder sich bestimmen las-

sen darf. Es wird gesagt, das Publicum könne kein ganzes Oratorium aushalten. Das ist unbegründet. Wir haben oft genug in Halle die entgegengesetzten Erfahrungen gemacht; überdies führt die Euterpe öfter ganze Oratorien auf, und ich habe nie einen Menschen ungeduldig oder unzufrieden sich äußern gehört — im Gegentheil, der Saal ist nie mehr gefüllt gewesen, wie bei solchen Aufführungen vollständiger Oratorien. Dann aber, vermöchte das Publicum in der That nicht, einem ganzen oratorischen Werke zu folgen, so wäre das nur ein übles Zeichen von Vernachlässigung und Mangel an Ernst; dadurch würde man sich aber wol nicht berechtigt glauben, den festgeschlossenen Organismus eines Kunstwerkes, dessen Entwickelung und Schluß durch den Anfang, und umgekehrt, bedingt wird, zu zerreißen, und blos den Kopf, oder die Füße, oder ein Mittelstück zuzurichten und aufzutischen. Entweder ganz oder gar nicht; um bloße Feinschmeckerei mit sich treiben zu lassen, hat das Oratorium zu hohe Bedeutung. Unter den zweiundzwanzig Concerten des Gewandhauses könnte man wol zwei zu classischen Oratorienaufführungen bestimmen — das Publicum würde Interesse daran gewinnen, und es nach und nach ohne Frage dankbar annehmen.

Warum gibt unsere Singakademie, deren Bestimmung es doch eigentlich ist, keine eigenen Oratorienconcerte? Eine der ablehnenden Antworten ist, daß das Gewandhausorchester, des Theaters wegen, niemals zu haben sei. Das ist wahr, aber keineswegs Grund genug, um deshalb die ganze Sache aufzugeben; man kann sich mit geringeren Orchesterkräften begnügen. Unsere kleineren städtischen Musikchöre, aus denen auch die Euterpe größtentheils zusammengesetzt ist, enthalten viele recht brauchbare Musiker, die namentlich wenn sie unter öftere Leitung des Singakademiedirectors kämen, bald vollkommen ihrem Zweck entsprechen würden. Es ist allerdings eine fast nachtheilig zu nennende Folge unsrer bis aufs äußerste getriebenen Orchestervirtuosität, daß wenigstens ein großer Theil des Publicums eigentlich mehr auf die virtuose Ausführung, wie auf das Werk selbst gibt; zwei Drittel im Publicum wenden ihre Aufmerksamkeit wenigstens ebenso viel auf die Aeußerlichkeit der Ausführung, wie auf das Werk selbst, auf seinen idealen Inhalt und dessen Entwicklung. Ein einziger kleiner Fehler — wie ungemein leicht, trotz der vielleicht fleißigsten Studien, von einem rein äußerlichen Zufall herbeigerufen — wird, statt ignorirt zu werden, sorgsam beachtet, und womöglich mit dem Nachbar ein bedeutsamer Blick ausgetauscht. Würden unserm Publicum öfter große Werke ernsten, oratorischen Stiles vorgeführt (wenn auch die Ausführung nicht immer auf der glänzendsten virtuosen Höhe stünde, tüchtig könnte sie darum doch sein) — wie würde der ganze Sinn und Geist für die kirchliche Tonkunst im Volke nach und nach wieder gehoben werden! Und hieße das

nicht im eigentlichen Sinne des Worts für die Zukunft der Kirchenmusik wirken, wenn das Großartigste, was sie hervorgerufen, Gemeingut des Volkes und ein fester Boden für weitere Entwicklung würde?

Ein zweiter Grund, warum die Singakademie keine größeren eignen Aufführungen gibt, soll die Weigerung sein, für Geld zu singen. Auch dann, wenn dieses Geld zu einem gemeinnützigen Zweck verwendet würde? Undenkbar — es wäre ein gar nicht zu rechtfertigendes Vornehmthun. Und ein solcher gemeinnütziger Zweck erscheint durch die Aufstellung des halleschen Händeldenkmals für Leipzig so nahe gelegt, jedermann kann auf die Idee verfallen, daß ein würdiges Bachdenkmal Leipzig gar nicht übel stehen würde. Denn die kleine verschnörkelte Denksäule vor der Thomasschule, aus deren Giebel Bachs Kopf wie aus einem Dachfenster herausguckt, ist von jeder Würde weit entfernt. Ueberdies ist sie nicht, wie es sein sollte, durch eine gemeinsame Mitthätigkeit des Volkes, sondern nur durch die, allerdings sehr ehrenwerthe Pietät eines einzelnen Künstlers (Mendelssohn) begründet. Es wäre eine vortreffliche Gelegenheit, vielleicht in zwei jährlichen Concerten zu diesem Zweck Bach- und Händelsche Werke zu geben — so wie es Ernst damit würde, bliebe die Theilnahme keinen Augenblick aus. Dazu bedürfte die Singakademie allerdings wol einer gründlichen Reorganisation; zu den neuen Bedingungen müßte jedenfalls unbeschränktere Freiheit des Kapellmeisters, als er sie bis jetzt gehabt zu haben scheint, gehören. Auch der praktische Nutzen der Bach- und Händelausgaben würde steigen; so wie die halleschen Aufführungen zum Besten des Denkmals ähnliche Concerte in andern Städten, die sonst vielleicht gar nicht daran gedacht hätten, hervorgerufen haben, würde es auch mit Leipzig der Fall sein. D.

Blätter aus einem Tagebuch Johannes Falks im Jahre 1808.

Die Herzogin Luise von Weimar erzählte ihr sehr ernsthaft, daß der Maler Krause, den Frau von Staël kennen gelernt, am 14. October 1806 habe Gänse rupfen, und dazu seine Brille gebrauchen müssen. Die Staël lachte: die Herzogin schien darüber befremdet: je ne puis m'empêcher de rire — Votre Altesse me pardonnera — un homme qui plume des oies avec des lunettes, ah, c'est trop drôle!“

Sie sagte darauf weiter, sie könne nicht begreifen, wie die Herzogin in

diesen Zimmern (im weimarschen Schlosse) wohnen könnte, sie würde melancholisch werden. Das Rauschen des Wassers, die dunkeln traurigen Schatten der Bäume — cela me tuerait dans un mois, ou bien je deviendrais folle. Ein einziges Mal in ihrem Leben sei sie zwei volle Tage allein gewesen — da habe sie geglaubt, sie solle umkommen, und sei zu einem pauvre curé gewallfahrtet, nur um wieder eine menschliche Stimme zu hören. Die Herzogin Luise begriff das nicht. — Il faut beaucoup de ce que vous nommez Selbstständigkeit — pour cela nous n'avons point de terme — die Sache fehlt — comme vous n'avez point de terme pour amusement, s' amuser — car vous autres Allemands, vous ne vous amusez pas.

Von der preußischen Grenze.

Unter allen Broschüren, die während dieses Jahres erschienen sind, halten wir die letzte, von Wilhelm Beseler: „Das deutsche Interesse und die italienische Frage", (Leipzig, Hirzel) entschieden für die bedeutendste; wir möchten fast jedes Wort unterschreiben, und freuen uns um so mehr darüber, je weniger erfreuliche Gesinnungsäußerungen grade aus jenem Kreise uns bisher zugegangen sind.

Die neuesten Ereignisse drängen freilich auch diese Betrachtungen vorläufig in den Hintergrund.

Doch haben die verschiedenartigsten Parteien richtig herausgefühlt, daß die eigentliche Thätigkeit des deutschen Volkes jetzt erst zu beginnen hat. Es ist thöricht, die Gefahr eines östreichisch-französischen Bündnisses gegen Preußen so behaglich auszumalen, daß man sie dadurch beschleunigt; namentlich geschieht das von mitteldeutschen Blättern, die in ihrem halbverrückten Preußenhaß sich so geberden, als handelte es sich dabei nicht auch, ja hauptsächlich, um ihre eigne Haut. — Gewisse preußische Blätter sollten jetzt endlich aufhören, mit orakelhaften Sentenzen dem beschränkten Unterthanenverstand gegenüber eine Politik zu rechtfertigen, von der sie nicht sagen, worin sie bestand. Oestreich hat eine positive Beschuldigung ausgesprochen, es gibt darauf nur eine Antwort: Abdruck der Actenstücke. — Dann aber genug mit der unerquicklichen Polemik; wir haben alle Hände voll zu thun. Von keinem Unrecht befleckt, haben wir an der Ausbildung unserer eignen Institutionen zu arbeiten; wollen sich die andern deutschen Staaten daran betheiligen, so mögen sie selber den Anfang machen; wollen andere Mächte uns räuberisch überfallen, so sollen sie kommen; in einem solchen Krieg wird die Landwehr nicht säumig sein.

† †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Zunft und die freie Genossenschaft (Association).

„Die Zunft, die Corporation, ist conservativ, die Association revolutionär." Dies das Anathem, welches die Junkerpartei und die mißbräuchlich sogenannten Conservativen gegen die genossenschaftlichen Bestrebungen unserer unbemittelten Gewerbtreibenden schleudern, und die Reorganisation der Zünfte der Köder, welcher ihnen weiland aus den Reihen der ehrsamen Handwerksmeister manchen Bundesgenossen zuführte. Indessen, wie es mit dergleichen Stichworten geht, welche entweder die Bemäntelung der vollständigen Begriffslosigkeit, oder wol auch ein absichtliches Irreleiten bezwecken: daß sie den wahren Bedürfnissen des Tages eben nicht Stich halten, so wissen die Herren jetzt selbst jene Phrase den überall auf sie eindringenden Thatsachen gegenüber nicht mehr aufrecht zu erhalten. Besonders ist ihre Zunftreorganisation, zu welcher sie während ihres Regiments hinlänglich Zeit und Macht besaßen, total verunglückt, und hat weder den Nothstand der Handwerker gelindert, noch diese im mindesten befriedigt. Vielmehr lenken dieselben immer mehr in die neue genossenschaftliche Verkehrsform, welche schon jetzt, in den ersten Anfangsstadien der Entwicklung, ihren Mitgliedern einen wesentlichen Halt gegen die Bedrängnisse ihrer Lage zu gewähren vermochte und die Keime zukunftreicher Gestaltung in ihrem Schoße trägt. Es lohnt sich daher jedenfalls der Mühe, dem obigen angeblich conservativen Dogma einmal näher auf den Grund zu gehn, und den Unterschied zwischen Zunft und Genossenschaft, den wesentlichen Charakter beider festzustellen, wobei besonders der historische Boden, auf welchem beide erwachsen sind, berücksichtigt werden muß. Denn mit den blos äußerlichen Gegensätzen der Gebundenheit und Freiheit ist es nicht abgemacht. Vielmehr kommt es darauf an, sich die Verschiedenheit der Aufgabe klar zu machen, welche jeder von ihnen, je nach den Zeitverhältnissen bei ihrer Entstehung, gestellt war, indem sich dadurch ihr ganzes Wesen innerlich bedingte und ausprägte, als dessen natürlichen Ausfluß wir jene äußere Form aufzufassen haben.

Wie bei den Griechen und Römern durch Sklaven, sehen wir im frühen

Mittelalter, während der Kindheit der gewerblichen Entwicklung, überall in der germanischen Welt das Handwerk, und mit ihm jede Art der damals bekannten Industrie, durch hörige Leute der großen Grund- und Feudalherren geübt, welche diesen letzteren, um deren Burgen angesiedelt und in gewisse Innungen, je nach den Arbeitsbranchen einrangirt, zu Zins und Frohn verpflichtet waren und unter dem Schutz- und Gerichtsbann, wie unter der Mundschaft der Herren standen, indem ihnen die rechtliche Persönlichkeit, so wie das Waffenrecht fehlten, beides ausschließliche Vorrechte der Freien. Nachdem unter den furchtbaren innern Kämpfen während der Herrschaft der letzten Karolinger die Gemeinfreiheit und darin begründete Gauverfassung — ursprünglich Regel bei allen deutschen Stämmen — immer mehr in Verfall gerathen und eine Menge Freier, theils durch Vergewaltigung, theils aus Furcht davor, zu hörigen Leuten herabgesunken waren, erhob sich erst durch das Aufkommen der Städte unter den sächsischen Kaisern allmälig ein Gegengewicht gegen diesen Druck. Um die Königspfalzen und Bischofssitze, doch stets nur mit des Königs Gestattung, entstanden befestigte Orte, wo, außer den Hörigen, auch persönlich freie, selbst edle Dienstmannen (Ministerialen), nur zu Zins und Dienst von Grund und Boden verpflichtet, siedelten, und im Weichbildsrecht geordnetere Zustände auf Grund und Boden des Stadtherrn und unter dem Regiment von dessen Voigt genossen. Während der Kämpfe des fränkisch-salischen Kaiserhauses bildete sich das bloße schutzherrliche Weichbildsrecht, da man der Ortseingesessenen mehr und mehr zu gewaffneter Abwehr und Kriegsdiensten bedurfte, anfänglich einzeln und dann immer allgemeiner, zum eigentlichen Stadtrecht, d. h. zu einer wirklichen Gemeindeverfassung mit Selbstverwaltung und Selbstregierung aus, wobei namentlich die edlen Dienstmannen, als vorzugsweise zu Kriegsleistungen verpflichtet, und die persönlich Freien, in den vornehmen Gilden der Kaufleute, Goldschmiede (Münzer) und Wollenweber, ein Patriciat und Altbürgerthum begründeten, mit dem ausschließlichen Vollrecht in der Gemeinde, welches von den grundherrlichen Rechten des Stadtherrn im Wege des Abkaufs oder der Usurpation, wol auch durch königliche Gunst und Privilegium, eines nach dem andern an sich zu bringen suchte. Obschon von dem eigentlichen Bürgerrecht ausgeschlossen, profitirten doch auch die hörigen Handwerker von diesen Kämpfen um das Stadtregiment, da die Geschlechter, um der Macht des Grundherrn gewachsen zu sein, sich auf sie stützen mußten, und die eigentliche Hörigkeit, die persönliche Unfreiheit und Rechtlosigkeit verschwand immer mehr, bei Leuten, denen man die Waffenführung nicht länger versagen konnte. Bald fing es auch unter ihnen sich zu rühren an, da mit der bessern rechtlichen Stellung und dem steigenden Wohlstand das Beispiel der vornehmeren Stadtgenossen nicht ohne Eindruck auf sie bleiben konnte, und die alten hofrechtlichen Innungen,

welche ihnen, meist der Controle der Hofdienste halber, vom Stadtherrn aufgedrungen waren, verschwinden allmälig und machen andern, lediglich aus ihrer eignen Mitte aufkeimenden Verbänden Platz, den Zünften. Anfänglich wol meist zu dem Zwecke zusammengetreten, sich in der neuen Position gegen den eigentlichen Leib- und Grundherrn zu behaupten, hatten sie anfangs an dieser Aufgabe, bei welcher sie von den Geschlechtern in der Regel eher unterstützt als angefeindet wurden, genug zu thun, und wir wissen aus einer Anzahl von Reichsgesetzen und Entscheidungen besonders der hohenstaufischen Kaiser, welche Zerwürfnisse zwischen den Grundherrn und Städten wegen des Zuzugs und Freiwerdens höriger Leute stattfanden. Indessen waren die Städte schon so wichtig geworden, daß bereits auch die einzelnen Reichsfürsten in ihren Territorien mit Gründung von Städten nach Erwirkung kaiserlicher Gunstbriefe vorgingen, in welchen den neuen Orten (z. B. Freiburg im Breisgau) gleich ein besonderes Stadtrecht verliehen wurde, nach welchem die Hörigkeit der Zuziehenden meist schon in wenigen Jahren erlosch. Mehr und mehr erstarkt, zum wesentlichen Theil der städtischen Wehrkraft erwachsen, wurde daher der feste Zusammenschluß in den Zünften während der unruhigen Zeiten des Faustrechts, wo die Stadtfeste und aller bürgerliche Verkehr des Schutzes kampffähiger Bürger so dringend bedurften, das Mittel für die Handwerker, sich zur vollen Theilnahme am Stadtregiment emporzuschwingen, und an die Stelle des bloßen Patricier- und Altbürgerthums die gleichberechtigte Gemeinde aller Stadtbürger zu setzen. Welche hohe Blüte in Gewerbe und Kunst sich an diesen Sieg des Bürgerthums mittelst der Zünfte knüpfte, die Kunst und Handwerk gleichmäßig umfaßten; ja, wie selbst die neu erwachende Wissenschaft die zunft- oder gildenmäßige Form auf den jungen Universitäten annahm, ist bekannt. Auch war dies in jenen Tagen unbedingt nothwendig, indem der Einzelne an sich, insofern er nicht als freier Grundbesitzer auf seinem Erbe saß, nur dadurch staatlichen Einfluß und Rechtsschutz sich verschaffen konnte, daß er sich einer geschlossenen Corporation, einer Genossenschaft einreihte, welche die Macht besaß, ihn zu schützen. Denn was wir heute als gemeines Recht für alle anzusehn gewöhnt sind: Sicherheit der Person und des Eigenthums, konnte man damals nur auf Grund einer besondern Stellung beanspruchen, und was nach unsern Begriffen die Regel hätte bilden müssen — wie sie es auch in den alten Zeiten der Gemeinfreiheit ursprünglich bei allen deutschen Stämmen war — kam nur noch als Ausnahme vor. Nicht das Recht, das angeboren für alle gleiche, sondern das auf besondere Titel sich stützende Privilegium herrschte, der Schutzlose war rechtlos, und wer nicht die Macht besaß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, mochte lieber den Schutz eines Mächtigen um das Opfer seiner Freiheit erkaufen, wie wir aus vielen Fällen wissen, wo selbst freie Grundbesitzer sich und ihre Be-

sitzungen freiwillig in das Vasallenthum eines großen Feudalherrn gaben und dessen Dienstmannen wurden. Und wie auf dem Lande der Grundherr mit seinen Vasallen und Hörigen im gegenseitigen Wehr- und Schutzverbande stand und in ihnen einer streitbaren Macht gebot, so gliederten sich die Bürger in den Städten nach der Gemeinsamkeit ihrer Handthierungen und Interessen in Gilden und Zünfte, indem sie an gleichberechtigten freien Genossen einen immer bereiten Rückhalt suchten und fanden. Grade hier liegt nun der große Fortschritt der Zunft gegen die frühere hofrechtliche Innung und der, trotz des gleichmäßigen Zwanges zum Eintritt bei beiden, wesentliche Unterschied. Während dieser Zwang bei der alten Innung als äußere Nöthigung zur Wahrung fremder Rechte (der herrschaftlichen Frohnen ꝛc.) auftritt, fließt er bei den Zünften, nach deren damaliger durchaus zeitgemäßer Bestimmung, aus dem Wesen der Sache, und entspricht dem Interesse der Genossen. Nur durch eine so compacte Gliederung in corporativer Form vermochte man die nöthige Widerstandskraft sich zu sichern, und da der allein dadurch ermöglichte Rechtsschutz den Einzelnen zu ihrem Gewerbebetrieb unentbehrlich war, so erschien der Zwang zum Beitritt einerseits kaum noch nöthig, da derselbe ja doch nicht umgangen werden konnte; andererseits aber vollkommen gerechtfertigt. Mußten die Zunftgenossen Gut und Blut einsetzen, um die politischen und rechtlichen Garantien, ohne welche ihr Gewerbebetrieb nicht gedeihen mochte, zu erlangen und zu behaupten, so konnten sie nicht dulden, daß ein Einzelner sich der durch ihre Opfer und Mühen errungenen Vortheile bediene, ohne an den Lasten Theil zu nehmen, wodurch die letztern erkauft wurden; und dies wäre geschehn, sobald er nicht zur Zunft trat. Deshalb mußten auch die damaligen Staats- und Gemeindebehörden eine so natürliche und billige Forderung respectiren, indem sie sonst den für das Gemeinwesen so wichtigen Bestand der Zünfte in Frage gestellt hätten. Auf diese Weise tritt der von den Zünften gegen alle Fachgenossen geübte Zwang zum Beitritt unter den Gesichtspunkt von Leistung und Gegenleistung und erhält in dem Rechtsbewußtsein der Betheiligten die Weihe, als die äußere Anerkennung einer ohnehin bestehenden innern Nöthigung. Der Einzelne wurde durch die Zunft wesentlich gefördert, konnte nicht ohne sie bestehn, und die Zunft wiederum nicht ohne den Anschluß aller Einzelnen. So wenig als die Nothwendigkeit, das Bürgerrecht zu erwerben, um Grundstücke im Stadtbezirk zu besitzen, den Schutz- und Gerichtsbann der Stadt in Anspruch zu nehmen, als ein Druck empfunden wurde, so wenig dieser Zunftzwang. Vielmehr war der Ausschluß vom Bürgerrecht und Zunft entehrend, im Gegensatz zu dem Einpferchen der Hörigen in die hofrechtlichen Innungen, dem man sich auf jede Weise zu entziehen und durch die Zünfte, als Genossenschaften freier Bürger, ein Ende zu machen wußte.

Aus alledem geht unwiderleglich so viel hervor, daß die Zunft ihrer hi-
rischen Entstehung und Entwicklung nach in der Hauptsache kein wirthschaft-
liches, sondern ein mehr politisches Institut war. Mochten sich auch hier und
da gewisse sociale Zwecke beigesellen, z. B. Krankenpflege der Genossen, Sorge
für deren Witwen und Hinterlassene u. dgl., wesentlich waren dieselben für
die Zünfte nicht, und kommen daher auch durchaus nicht bei allen vor. Das
Wesentliche der Zunft war und blieb, daß sie ihren Mitgliedern diejenigen
äußern Bedingungen im bürgerlichen Leben, ohne welche lohnender Gewerbe-
betrieb wie politischer Einfluß nicht denkbar sind, gewährte, Sicherheit und
Rechtsschutz und eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten. In den
Gewerbebetrieb des Einzelnen griff aber die Zunft niemals ein, niemals unter-
stützte sie ihn in seinem Geschäft, wie dies denn auch in jenen Zeiten im All-
gemeinen nicht Bedürfniß war. Am allerwenigsten war die Zunft dazu be-
stimmt, die Handwerker gegen andere, der ihrigen überlegene Betriebsweisen
zu schützen, die es damals nicht gab. Besonders existirte die den Handwerkern
so feindliche Fabrikindustrie noch gar nicht, die man in unserer Zeit durch den
Zunftzwang sich so gern vom Halse schaffen möchte. Vielmehr war das Hand-
werk selbst die Blüte des damaligen Gewerbfleißes, die Zunft die geharnischte
Phalanx des Fortschrittes. Es gab damals keine vollkommenere Production,
keine mehr fortgeschrittenen Leute, als die Handwerker, nicht blos in Hinsicht
auf das Gewerbe, sondern auch in allen andern Beziehungen des öffentlichen
und Privatlebens. Wo irgend eine fruchtbare neue Idee, ein großes öffent-
liches Interesse, ein bürgerlicher und humaner Fortschritt in Frage kamen,
waren sie die Vorkämpfer und Befreier ihrer Zeit, und indem sie im Kampf
gegen den Druck der Feudalherrn, gegen das ausschließliche Geschlechterregi-
ment, der bürgerlichen und Gemeindefreiheit zum Siege verhalfen, verdanken
wir ihnen zum guten Theil eine der Hauptgrundlagen der neuern Civilisation.

Allein diese das Wesen der Zunft bedingende Aufgabe, wornach sich die-
selbe als die verkörperte Selbsthilfe der Handwerker auf bürgerlich-politischem
Gebiet darstellt, ist mit der fortschreitenden Ausbildung des Rechtsstaates er-
loschen. Das, was ich in den unruhigen Zeiten des Faustrechts, gestützt auf
mächtige Genossen, mir mit Gewalt ertrotzen mußte, gewährt der Staat der
Neuzeit allen seinen Angehörigen von selbst. Schutz der Person und des
Eigenthums, Sicherheit des Verkehrs und Frieden, diese unschätzbaren Güter,
ohne welche Wohlstand und Bildung keine bleibende Stätte haben, darf der
Schwächste bei uns beanspruchen, und der Stärkste muß sie respectiren, soll
ihn nicht die Wucht der in der Staatsgewalt organisirten Gesammtheit zer-
schmettern. Je mehr der moderne Staat sich im Laufe der Zeit zu einheit-
licher Leitung consolidirte, je klarer er sich seiner Aufgabe bewußt wurde, desto
mehr sank das Zunftwesen von seiner sonstigen Bedeutung herab, bis es in

unsern Tagen, alles wesentlichen Inhaltes beraubt, zur leeren Form wurde. Und so fristet dasselbe in der Gegenwart nur noch hier und da ein kümmerliches Scheinleben, indem es den gewerblichen Aufschwung seiner Angehörigen mehr hemmt, als fördert, weil es sie abhält, sich den veränderten, auf den ungeheuern Hilfsmitteln der neuern Technik beruhenden Betriebsarten mit voller Freiheit und ganzer Kraft zuzuwenden. Von ihren großen Traditionen zu einem Institut kleinlichster polizeilicher Plackerei ausgeartet, von ihrer ursprünglichen Wurzel, der Selbsthilfe, abgelöst, sehn wir die Zunft kläglich um den Schutz der Behörden betteln, und das Einzige, worin sie sich gegen sonst treu geblieben ist: das völlige Ignoriren der wirthschaftlichen Beziehungen ihrer Genossen, vollendet grade ihre gänzliche Nichtigkeit im Gewerbsleben unserer Zeit.

Denn das wird sich wol niemand länger verhehlen, daß die Aufgabe, um welche es sich gegenwärtig bei Hebung und Conservirung des kleinen und mittleren Gewerbstandes handelt, lediglich eine wirthschaftliche ist. Nicht mehr von Raubrittern und Wegelagerern, von den Voigten der Grund- und Feudalherrn, sondern von der Concurrenz des Großcapitals im Bunde mit überlegener Intelligenz sehen sich unsere Handwerker bedrängt. Und wie sie in früherer Zeit gegen Rechtlosigkeit und Vergewaltigung in dem Zusammentreten zu mächtigen politischen Körperschaften Abhilfe suchten und fanden, so ist es wiederum der innige Anschluß aneinander, welcher hier wirksam eingreifen kann, aber eine Einigung nicht zu politischen, sondern zu wirthschaftlichen Zwecken, für jene durch die Großindustrie bedrohten Beziehungen. Aufhilfe im Haushalt und Erwerb müssen ihre Verbände bezwecken und ihnen das gewähren, woran es jedem in seiner Vereinzelung gebricht, vor allem das erforderliche Capital, ohne welches auf die Länge ein lohnender Gewerbebetrieb immer weniger möglich wird. Eine solche Verbindung zu gewerblichen und ökonomischen Zwecken ist nun eben die Association, die freie Genossenschaft, in ihren verschiedenen Gestaltungen, welche sämmtlich darauf hinauslaufen: „den Einzelnen, mit ihren kleinen in der Isolirung verschwindenden Kräften, durch ihren Zusammenschluß so viel als möglich die Vortheile einer Großkraft zu Gebot zu stellen.“ Gleich der Zunft, vor deren Entartung, aus dem mächtigen Triebe der Selbsthilfe emporgewachsen, stehn sich doch beide schon in der äußern Form entgegen, indem, der Tendenz einer jeden entsprechend, bei der einen der Zwang, bei der andern die Freiheit, bei der einen die stetige corporative, bei der andern nur die zeitweilige contractliche Bindung vorherrscht. Wie die politische Macht und Bestimmung der Zunft die Nöthigung zum Beitritt, so wie die Verpflichtung zur Aufnahme gegen alle Fachgenossen in sich schloß, so ergab sich auch das corporative Element bei derselben aus ihrem dauernden, den Wechsel ihrer Mitglieder überlebenden Zweck als poli-

tisches und Rechtsinstitut. Dagegen bedingt der rein wirthschaftliche Charakter der Association die volle Freiheit im Zutritt wie in der Abweisung, weil es hier auf ein gemeinschaftliches Unternehmen, auf Risiko und Gewinn ankommt, wobei gewisse Eigenschaften der Genossen, von welchen Gelingen und Mißlingen abhängig sind, in das Auge gefaßt werden müssen. Deshalb kann nur eine wahlverwandtschaftliche Anziehung gleichartiger Elemente stattfinden, welche sich, je nach der Gemeinschaft in Mitteln und Zwecken, frei gruppiren, und im Wechsel lebendiger Gestaltung nur so weit und so lange miteinandergehn, als ihr Interesse sie aneinanderkettet. Weicht oder spaltet sich dasselbe, so geht dem Organismus die Lebenskraft aus und er zerfällt in seine Elemente (die Einzelnen), welche sich wiederum in andern Verbindungen, dem in jedem vorherrschenden Drange gemäß, neu zu organisiren bestrebt sind. Deswegen fehlt dem corporativen Auftreten bei unsern Associationen, ebenso wie bei andern gewöhnlichen Handlungscompagnien und Societätsgeschäften, die eigentliche Grundlage, weil die Corporation von der Persönlichkeit der jeweiligen Mitglieder absieht und die freie Beweglichkeit der Organisation fixirt. Jeder Zwang, jede von Außen aufgenöthigte Regel aber, insofern sie über die freiwillige, contractliche Bindung hinausgeht, dient nur dazu, die zum wirthschaftlichen Gedeihen unerläßliche geschäftige Regsamkeit einzuengen oder in falsche Bahnen zu lenken. Daß überhaupt durch Polizeischutz und amtliche Eingriffe weder Sparsamkeit noch Fleiß, weder Geschicklichkeit noch Einsicht, ebenso wenig Capital oder Credit an die Leute verliehn werden können, daß man niemanden durch ein Decret oder ein Privileg zu einem tüchtigen Industriellen machen kann, sollte doch jeder bedenken. Und doch hängt allein vom Zusammentreffen solcher wirthschaftlichen Eigenschaften und Bedingungen der wirthschaftliche Erfolg im Erwerb und Haushalt der Menschen ab, und nimmermehr ist die Staatsgewalt im Stande, sie durch Zwangsmaßregeln irgend welcher Art zu ersetzen.

Nach alledem finden wir bei genauerem Hinblick das gerade Gegentheil von dem, was die im Eingange erwähnte reactionäre Phrase besagt.

Wie wir sahen, war die Zunft ihrer geschichtlichen Entstehung nach nichts weniger als conservativ, sondern durch und durch revolutionär, denn sie war, so lange sie überhaupt eine Bedeutung hatte, diejenige Organisation, mittelst welcher die Demokratie in den Städten zur Gleichberechtigung in der Stadtgemeinde (und das war damals so viel wie im Staatsleben) sich emporkämpfte: ein Ziel, welches nur im Wege der Usurpation, der Auflehnung gegen die im ausschließlichen Besitz der Macht befindlichen Altbürger zu erreichen war. Freilich ist sie gegenwärtig durch die Zeitverhältnisse von der eigentlich politischen Sphäre ausgeschlossen und auf das rein wirthschaftliche Feld beschränkt. Aber weil sie für ein gedeihliches Eingreifen auf diesem gar

nicht organisirt ist, so weiß sie weiter nichts, als ihrer Unmacht durch polizeiliche Maßregelei von Staatswegen beispringen zu lassen. Insofern sie nun dadurch die ganze gewerbliche Entwicklung zu hemmen und sich in dem Besitz eines künstlichen Erwerbsmonopols zu erhalten oder gar erst zu setzen bestrebt ist, fällt sie nicht blos schmählich von ihrem Ursprung ab, sondern wird auch hier wieder nach anderer Seite hin revolutionär. Denn die Reaction ist die schlimmste Revolution von allen. Wenn jede andere Bewegung dieser Art, aus stürmischem Entwicklungsdrang hervorgegangen, durch Ueberstürzung in ihren Zielen, Fehlgreifen in ihren Mitteln, unendliches Unheil anrichten, den wahren Fortschritt zeitweis von seiner Bahn verschlagen kann: so führt die Reaction dagegen, als die Verkehrung des geschichtlichen Lebensprincips in der Wurzel, zum sichern Verderben, und stellt nur immer neue Revolutionen, als letzte Heilmittel in Aussicht, welche die Gesellschaft in krampfhaften Zuckungen von einem Extrem in das andere schleudern. — Aus diesem Grunde ist denn auch jede Reorganisation der Zünfte unmöglich, ja gradezu unsinnig. Das Todte und Abgestorbene läßt sich nicht reorganisiren, d. h. nicht in die frühere Lebensphase zurückversetzen, weil dies den Gesetzen aller Organisation überhaupt zuwiderläuft. Die Natur regenerirt wol, insofern man darunter versteht, daß sie die bei geschwundener Lebenskraft zerfallenden Bestandtheile der Organismen zu neuen organischen Verbindungen verwendet; aber sie reorganisirt nicht, sie spritzt in die Adern einer Leiche keine neuen Lebenssäfte. Und dasselbe Gesetz, welches im Leben der Individuen regiert, gilt auch im Gesammtleben der Menschheit, dessen alleinige Träger die Individuen sind, in der Geschichte. Jede irgend einmal gewesene historische Erscheinungsform conserviren wollen, von welcher der Geist gewichen ist, und noch dazu mit der Prätension, daß den neuen, im gesunden Wachsthum daneben aufsprießenden Keimen Luft und Licht entzogen werde: das ist nicht conservativ, sondern höchst destructiv, als Conservirung der Destruction selbst, des unwiederbringlich der Zerstörung Verfallenen, als Permanenzerklärung der Fäulniß, welche nur als Uebergangsstufe in der Natur wie in der Geschichte Berechtigung hat.

Und weil im Gegentheil nur dasjenige wahrhaft conservativ ist und vernünftigerweise conservirt werden mag, was dem geschichtlichen Entwicklungsgesetz entspricht, so nehmen wir diesen vorzugsweis conservativen Charakter für die freie gewerbliche Genossenschaft, die Association, in Anspruch. Sich ihrer rein wirthschaftlichen Zwecke bewußt, sucht sie die Hilfe nur auf dem Felde, mit dem sie es zu thun hat, und paßt ihr Fundament, wie ihre Einrichtungen den ewigen Naturgesetzen des menschlichen Verkehrs an, wie dieselben durch Wissenschaft und Erfahrung erprobt sind. Kein Vorrecht vor andern, keine Ausschließlichkeit, nicht die Hilfe des Staats oder Dritter nimmt sie in

Anspruch, nur das gleiche Recht, die freie Bewegung für alle. Worauf sie ihre Erfolge stützt, ist lediglich der möglichst zweckmäßige Gebrauch der Mittel und Kräfte ihrer Mitglieder, ein Ziel, welches ebenso sehr dem Einzelwohl dieser, wie dem Gesammtwohl zu Statten kommt. Nirgend ein Abschluß, welcher dem Fortschritt die Bahn verlegte, freie Beweglichkeit die erste Bedingung. Und schließt man sich so in jeder Beziehung dem Bestehenden an und läßt den Grundlagen alles Verkehrs, dem Privateigenthum und der freien Concurrenz ihr volles Recht widerfahren: so gibt man zugleich die besten Garantien staatlicher Ordnung und gewinnt in diesen Organisationen einen Halt gegen das verworrene Treiben des Socialismus, besser, als jede polizeiliche Gewaltmaßregel ihn zu bieten vermag. Denn die Hauptsache in dieser Hinsicht, die man nicht genug hervorheben kann, bleibt immer: daß die Associationen unsere Arbeiterwelt von der unseligen Idee abziehn, die man von sehr entgegengesetzter Seite geflissentlich zu verbreiten sucht, als könnten sich die Leute nicht aus eigner Kraft aufhelfen, sondern bedürften durchaus fremder Unterstützung dazu. Daß man durch solche Vorstellungen die Thatkraft und jedes tüchtige Streben lähmt, die Selbstachtung und mit ihr die Sittlichkeit untergräbt, und die zahlreichste Classe der Bürger methodisch dahin bringt, die Werkzeuge gewissermaßen vor der Arbeit wegzuwerfen und die Unterstützung zu fordern, deren Nothwendigkeit man ihnen so plausibel macht — Dinge, die in letzter Consequenz zu dem so gefürchteten socialen Staat, der rothen Republik führen — sollte sich doch jeder sagen. Im directen Gegensatz hiermit geht die Association von der Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen im Erwerb, als erster Bedingung aus, und prägt ihren Mitgliedern vor allem die Regel ein, daß ihnen von der Natur zwar Bedürfnisse, aber zugleich auch Fähigkeiten angeboren sind, und daß der rechte Gebrauch der letztern sie in den Stand setzt, die erstern zu befriedigen, weshalb jeder die Folgen seines Thuns und Lassens hierbei zu tragen, Erfolg und Mißlingen in der Regel sich selbst zuzuschreiben habe. In der That beruht auf der Verantwortlichkeit des Einzelnen für sein Thun und Lassen überhaupt erst die Möglichkeit der Gesellschaft, und ein Verrücken dieses Schwerpunktes aller gesellschaftlichen Beziehungen müßte deren heilloseste Verwirrung zur Folge haben, besonders in einer Frage, wie die vorliegende, wo es sich zunächst um die physische Nothdurft des Daseins handelt. Grade hier ist die dunkle Grenzlinie, in welche die thierischen Leidenschaften unserer Natur eingreifen, welche, einmal von dem Bann des Rechtes und der Sitte gelöst, gierigen Raubthieren gleich in die gefriedeten Stätten der Civilisation brechen und die höhern Güter der Menschheit auf das äußerste gefährden.

So ist denn die Association conservativ, weil sie die Selbsthilfe im Erwerb ist, auf einem Gebiete, welches rein der Privatthätigkeit vorbehalten

bleiben muß, wo die Staatseinmischung ebenso undurchführbar wie verderblich erscheint, und die Grundlagen der Gesellschaft erschüttert. Die Zunft dagegen ist revolutionär. Denn zur Zeit ihrer Blüte war sie die Selbsthilfe auf politischem Gebiet, welche wider den Begriff des Staates streitet, in die Aufgabe der Staatsgewalt störend eingreift. Und nun ihr im Laufe der Zeit dieser ihr ursprünglicher Inhalt verloren gegangen ist, wird sie. schwankend zwischen den Traditionen ihrer Vergangenheit und dem Bedürfniß der Gegenwart, einem wirthschaftlichen Zweck mit politischen Mitteln nachjagend, zur Reaction gegen den industriellen Fortschritt im Allgemeinen, wie zum Attentat gegen das gleiche Recht aller auf freie Erwerbsthätigkeit: somit aber wieder zur allergefährlichsten Revolution, welche tiefer, als die Umgestaltung einer politischen Staatsform, die Gesellschaft in einem ihrer Fundamente bedroht. Zum Glück liegt indessen der Erfolg der zünftlerischen Bestrebungen auf die Dauer im Reiche der Unmöglichkeit, und wir sehn sie vor dem gebieterischen Interesse des Tages immermehr in ihre Nichtigkeit zurückfallen und sich selber durch das kindische Spiel mit den ihnen gemachten Concessionen vor den Zeitgenossen das Urtheil sprechen. Wenn z. B. der berliner Gewerberath noch Anfang Juni dieses Jahres in feierlicher Sitzung das Publicum mit der großen Entdeckung bereicherte:

> daß die Anfertigung von Bonbons als freie Arbeit den Fabriken gestattet; dagegen die Bereitung von Zuckererbsen ein Zweig der Conditorei sei, wozu jemand handwerksmäßig gebildet und geprüft sein muß,*)

(u. dgl. ließe sich massenhaft beibringen!) so kann dies doch nur dazu dienen, die äußerste Lächerlichkeit über ein solches Treiben heraufzubeschwören, worin wir den letzten Grad der Verkommenheit erblicken, mit dem lebhaften Wunsche, daß sich zum Besten aller Betheiligten unter unsern Gesetzgebern recht bald der Mann fände, der die Todten zur ewigen Ruhe bestatte.

S. D.

Die Erzgebirger.

3.

Das deutsche Manchester und die Kohlenschätze von Zwickau.

Wenn jemand eine Karte des Erzgebirgs zeichnen wollte, welche die räumliche Verbreitung der Industriezweige desselben aufzeigte, so würde dieselbe

*) Vrgl. No. 261 der Nationalzeitung v. diesem Jahre.

nach den Angaben des Verfassers etwa in folgender Weise zu entwerfen sein: „Die ganze Landschaft trägt eine rothe Grundfarbe, die im Westen, von Eibenstock an, lichter ist; dieselbe bedeutet die überall verbreitete Frauenindustrie des Klöppelns und Stickens. Die zahlreichen, auf diesen Grund schraffirten Stellen sind die montanistischen Bezirke, wo Berg- und Hüttenbau blüht. Die hellblauen, besonders längs der Flußläufe angebrachten Punkte stellen die Spinnereien dar, die veilchenblaue Fläche, welche Chemnitz umgibt, umfaßt die Strumpfwirkerorte. Die kleinen grünen Inseln bezeichnen die industriellen Vasallen des Waldes, die Holzarbeiter; die schwarzen Stellen, die sich besonders um Schwarzenberg zusammendrängen, bedeuten die Eisenarbeiter, die Blech-, Löffel- und Nagelschmiede. Die annaberger Gegend finden wir voll hochgelber Punkte, welche die Posamentirerorte vorstellen. Mit Ockergelb ist das Weichbild von Altenberg und Johanngeorgenstadt bezeichnet, wo Strohflechterei getrieben wird. Zöblitz ist dunkelgrün übermalt, als Sitz der Serpentindrechselei; mehre weiße Punkte deuten Kalkbrennereien und die Marmorarbeiter Krottendorfs an; ein dunkelblauer Fleck markirt die lößnitzer Schieferarbeiter. Es ist schwer, genug Farben aufzutreiben, um all die kleinen Industrieinseln des Erzgebirgs hinzuzufügen. Denn da sind noch übrig die Nadlerorte des Gebirgskammes, der Bürstenbinderbezirk von Schönheide, die Regenschirmindustrie Grünhains, die Schuhmacherstadt Zwönitz, die Arzneibereitung um Eibenstock und manche andere Gewerbe, die eine räumlich sehr beschränkte Verbreitung haben."

Wir greifen aus diesen Gebieten und Punkten dasjenige heraus, welches dem umfänglichsten Industriebezirk des Erzgebirges, der Spitzenklöppelei an Fläche und Bewohnerzahl zunächst steht, das Gebiet der Strumpfwirkerei. Sieht man von den zerstreuten Orten dieses Bezirks ab, die westlich bis Zwickau und südlich bis zum Kamm des Gebirgs reichen, so gleicht dasselbe einer Raute, die derart begrenzt ist, daß ihre Seiten von Waldenburg südwärts bis Lößnitz, von hier ostwärts nach Zschopau und von da nördlich bis Mitweida laufen, um nach Waldenburg zurückzukehren. Am dichtesten gedrängt liegen die „Strumpforte" im westlichen Theile des Gebietes. Die Hauptstapelplätze des Geschäfts sind Chemnitz, Stolberg und Limbach. Vor funfzehn Jahren wurde die Zahl der sächsischen Strumpfwirkerstühle auf 22,000, die der Strumpfarbeiter auf 35,000, die Menge der durch dieses Gewerbe Ernährten auf 60,000, der jährliche Erzeugungswerth des Geschäftes auf fast drei Millionen Thaler veranschlagt. Für das Jahr 1855/56 nahm man den Geschäftsumsatz der sächsischen Strumpfwirkerei auf vier Millionen Thaler an, eine Summe, die den Geschäftsumsatz aller andern sächsischen Gewerbe mit Ausnahme der Baumwollenspinnerei so wie der Baumwollen- und Wollenweberei bedeutend übersteigt. Der Strumpfwirkerstuhl, 1589 in England er-

funden, kam zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, man sagt über Venedig, nach Sachsen, wo die Strumpfwirkerei allmälig und besonders seit Stiftung des Zollvereins einen großen Aufschwung nahm, und jetzt nicht blos einen beträchtlichen Theil der Deutschen, sondern auch viele Italiener, Araber, Türken und vor allem viele Amerikaner mit Fußbekleidung versorgt.

Die Strumpfwirker arbeiten, als Zunft in Meister, Gesellen und Lehrlinge gegliedert, für Factoren, welche die Waare aufkaufen und dem Großhändler überliefern, der sie bleichen, zurichten und schließlich versenden läßt. Mehre große Fabrikanten lassen neuerdings viel auf sogenannten Rundstühlen arbeiten, Maschinen, welche nicht blos rascher als der alte Stuhl arbeiten, sondern auch mehre Strümpfe zugleich herstellen, so daß eine einzige derselben wöchentlich vierzig bis funfzig Dutzend liefern kann. Wie in andern Gewerbsbezirken findet man auch in der Strumpfwirkergegend, daß sich einzelne Orte auf gewisse Arbeiten besonders legen: der eine Ort fertigt nur baumwollne Strümpfe, der andere nur baumwollene Handschuhe, der dritte legt sich auf halbseidne, ein vierter auf Jacken und Mützen. Der Verdienst ist, wenn das Strumpfgeschäft sich vollen Absatzes erfreut, ein guter; ein Arbeiter kann wöchentlich vier Thaler erwirken. Verbreitet der Rundstuhl sich weiter, so wird sich die Hausindustrie der Strumpfwirker vermuthlich in eine Fabrikindustrie verwandeln.

Die Hauptstadt des Strumpfwirkerbezirks und die industrielle Großstadt des ganzen Königreichs, Chemnitz, kündigt sich schon von fern durch die Rauchwolke an, welche ihren zahlreichen Fabrikschornsteinen entsteigt. Ihre Umgebung, arm an Bergen und ohne große Gewässer, zeigt nichts von Interesse für den Freund schöner Gegenden. Die Stadt selbst bietet dem Maler ebenso wenig Interessantes. Sie besitzt keinen einzigen Thurm von einiger Höhe, und niemand sieht ihr an, daß sie fast tausend Jahre alt ist. Auch die Geschichte von Chemnitz ist entschieden unromantisch. Sie erzählt nichts von Belagerungen und Schlachten, nichts von großen Kämpfen der Bürgerschaft, nichts von besondern Thaten auf dem Gebiet des dichterisch schaffenden oder philosophisch speculirenden Geistes. Ihre Epochen datiren von den Epochen der Technologie, von den Phasen der Handelsgesetzgebung und der Handelsconjuncturen. Vor dem dreißigjährigen Kriege blühte hier das Tuchmachergewerbe. Dieses ging infolge jenes Krieges fast ganz ein, aber bald erhob sich ein neuer Industriezweig an dem hierdurch nur beschädigten, nicht ertödteten Baume. Chemnitz begann gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, also früher als seine jetzigen deutschen Rivalen, diejenige Faser im Großen zu verarbeiten, von welcher die Entwicklung der neuern Industrie hauptsächlich abhängen sollte, nämlich die Baumwolle. Schon funzig Jahre nach Eröffnung der neuen industriellen Bahn gingen in Chemnitz 2000 Stühle für Baumwollengewebe. Seit 1770 entwickelte sich der Zeugdruck. Bald surrte

hier in Deutschland die Maschine, welche am meisten dazu beigetragen hat, die Menschenhand durch Mechanik zu ersetzen. Im Jahre 1799 wurde in Harthau bei Chemnitz die erste Arkwrightsche Spinnmaschine durch Engländer aufgestellt. Die chemnitzer Maschinenspinnerei verdankt ihr Aufkommen zum Theil dem blinden Glück. Nur durch die ebenso thörichte als despotische Continentalsperre wurde es dem jungen Ableger möglich, neben dem gewaltigen englischen Mutterstamm aufzukommen, der alle Ausläufer durch seinen Schatten zu tödten drohte. Nach dem Sturze Napoleons, als England das Festland mit seinen Waaren überschwemmte, siechte die chemnitzer Industrie, bis sie, zugleich mit der Buntweberei und der Strumpfmanufactur, durch die Stiftung des Zollvereins, der ersten gemeinschaftlichen handelspolitischen That Deutschlands, genaß und erstarkte. Vor fast dreißig Jahren wurde die Spinnerei Veranlassung zum Entstehen des chemnitzer Maschinenbaues. Aus kleinen Anfängen erwachsend, mehrmals durch Mißgeschick fast im Keim erstickt, ist diese Industrie, welche die größte geistige Spannkraft erfordert und für eine moderne Gewerbstadt der mächtigste Sporn zu schöpferischer Thätigkeit ist, auf das erfreulichste gediehen. Die neuesten Epochen der chemnitzer Geschichte datiren von den nach bedrohlichen Störungen hergestellten Schienenwegen, von denen der eine 1852, der zweite 1858 vollendet wurde. Durch diese Eisenstraßen ist Chemnitz, die volkreichste Stadt des Erzgebirges, nicht nur in seiner gewerblichen Thätigkeit mächtig gefördert, sondern auch zum größten Korn- und Gemüsemarkt für das Erzgebirg erhoben worden. Durch seine technischen Schulen stellt es überdies den geistigen Mittelpunkt des gewerblichen Erzgebirges dar und läßt hoffen, daß es für die mechanische und chemische Technologie das werde, was Freiberg für die montanistische geworden ist.

Wie schon seine Bauart andeutet, ist Chemnitz durchaus moderne Industriestadt. Sein Adreßbuch führt eine reiche Musterkarte von Geschäften. Vom Bandage- und Billardfabrikanten geht es durch die Cigarren u. s. w. bis zum Zwirn fast durch alle Buchstaben des Alphabets. Es hat Blumenfabriken, drei chemische Fabriken, zwei kleine Harmonikafabriken, Drahtflechtereien, welche zierliche Schleiergewebe und Körbchen liefern, Nägelmaschinen, eine Regenschirm-, Spielkarten- und Lampenfabrik, zwei bedeutende Wachstuchfabriken, die jeden zwischen dem einfachsten Packtuche und den reichsten Decken liegenden Artikel herstellen; es besitzt Werkstätten zur Fertigung von Blechwaaren und Metallgeräthen aller Art; es umfaßt eine Kammgarnspinnerei, sieben Baumwollenspinnereien und zwei größere Appreturgeschäfte. Im Ganzen bestehen in Chemnitz 76 größere und kleinere der Hausindustrie angehörige Verlagsgeschäfte und 75 geschlossene Fabrikanstalten verschiedener Art und Größe.

Als die bedeutendsten unter allen Fabriken stehen diejenigen voran, welche Baumwolle spinnen und dieselbe rein oder mit andern Fasern vermischt weben,

färben und drucken. Sachsen zählt nach den neuesten Aufstellungen 135 Spinnereien mit 600,000 Spindeln (mehr als doppelt so viel als Preußen), welche zwanzig Millionen Pfund Garn, im Gesammtwerthe von sechs Millionen Thalern herstellen. Von diesen Spinnereien kommen etwa $^4/_5$ auf den erzgebirger Bezirk, der Chemnitz als seinen Mittelpunkt anerkennt; die meisten liegen längs der wasserreichen Zschopau, welche gegen 150,000 Spindeln treibt; der Wilischbach bei Chemnitz dreht 50,000 Spindeln. Etwa $^1/_8$ dieser Anstalten benutzt neben der unbeständigen Wasserkraft den Dampf als Hilfsarbeiter, ungefähr $^1/_{20}$ derselben braucht den Dampf als alleinige Triebkraft. Manche Spinnfabriken zählen nur 120, die meisten durchschnittlich 4000, die größten 20—22,000 Spindeln und die letztern beschäftigen an 500 Menschen unter einem Dache. Die allergrößte wird die noch unvollendete Actienspinnerei werden, deren palastartiges Gebäude sich neben dem Bahnhofe von Chemnitz erhebt; sie ist auf 50,000 Spindeln berechnet. Den kleinen Anstalten wird es mit der Zeit immer schwerer werden, mit den großen Schritt zu halten, und es wird sich wol unter den Fabriken derselbe Kampf erheben, wie zwischen Großbetrieb und Handwerk. Die Statistiker geben an, daß eine Feinspindel in Sachsen ein Anlagecapital von fast zehn Thalern und ein Betriebscapital von ungefähr fünf Thalern erfordere, und daß zur Bedienung von 1000 Spindeln im Mittel zwanzig Arbeiter und ein Beamter erforderlich seien; ferner daß auf eine Spindel 1 Thlr. 18 Ngr. jährliches Salär und Arbeitslohn komme, und daß eine Feinspindel im Jahre durchschnittlich ein Gespinnst von $9^4/_5$ Thlr. liefere; endlich daß im Jahre 1855/56 die Zahl der bei den Spinnereien angestellten Beamten 276, die der männlichen Arbeiter 4216, die der weiblichen 4777, der Knaben 1487, der Mädchen 940 betrug, daß also beim Baumwollespinnen im Ganzen 11,696 (im Jahre 1846 nur 8320) Menschen beschäftigt waren, die einen Verdienst von 906,800 Thaler hatten.

Vor der Einführung der Spinnmaschine spannen auf dem Erzgebirg und im Voigtlande gegen 18,000 Menschen Baumwolle auf Handmaschinen, die je zehn bis dreißig Spulen zählten. Die heutige Spinnerei ernährt unmittelbar fast ebenso viel Menschen, und zwar besser, als die sonstige Handspinnerei, mittelbar aber dreimal so viel. Möchte es dem beklagenswerthen Erfinder der vom Pöbel mit Steinwürfen verfolgt wurde und im Armenhause starb, möchte es doch dem genialen Hargrave vergönnt sein, sich an dem Anschauen der Wirkungen seines Strebens zu erfreuen! Die erste Bildsäule, welche Chemnitz errichtet, sollte ihm geweiht sein.

Die Löhne der sächsischen Spinner sind, besonders im Vergleich zu England, nicht hoch. Von 1839—55 betrug der durchschnittliche Wochenlohn eines Spinners 2 Thlr. $13^1/_2$ Ngr., der des Vorspinners 2 Thlr. 20 Ngr., der Lohn

der Arbeiter bei Streck-, Kamm- und Spulmaschinen 26, der Weiferinnen 25½, der Krempelmädchen 23 Ngr.

Die Baumwollenstadt war natürlich der geeignete Boden, um die mit der Spinnerei zusammenhängenden Gewerbe zu erziehen.

Besonders viele Arbeiter beschäftigt in und um Chemnitz die Baumwollenweberei. Auch dieses nicht überall zünftige Gewerbe hat sich an einzelnen Orten für gewisse Unterarten der Arbeit specialisirt. In dem einen Orte werden Haus für Haus schwere glatte Gewebe, wie Piqué und Barchent, gefertigt; in einem andern wird ausschließlich Buntweberei betrieben. In der Stadt Chemnitz, wo die Weber wol die Mehrzahl der Industriellen bilden, blüht besonders die Weberei von bunten Möbelstoffen und Tischdecken. Es bestehen hier 8 große und 45 kleinere Weberwaarengeschäfte. Die meisten lassen ihre Waaren durch Hausindustrie herstellen. Drei derselben haben in ihren Maschinenwebereien je 145, 28 und 24 Powerlooms im Gange. Die gemusterten Stoffe, von denen namentlich die Möbeldamaste orientalische Pracht entfalten, werden jetzt alle mittels des Jacquardstuhls gewebt, welcher sehr viel Arbeit erspart und doch die Arbeiterzahl nicht vermindert hat. Der Verbrauch der für die Jacquards nöthigen Pappdeckel, deren Löcher das Muster vorzeichnen, ist so groß, daß die „Kartenschläger" in Chemnitz eine besondere Arbeiterclasse bilden. Außer den sehr zahlreichen Handjacquards sind in Chemnitz eine beträchtliche Anzahl Maschinenwebstühle thätig, deren Schiffchen ohne Beihilfe der Menschenhand ihre Bahn hin- und herfliegen. In einer Fabrik, wo über 150 solcher Webmaschinen arbeiten, herrscht ein wahrhaft betäubender Lärm.

Unsere Voreltern liebten reine Gewebe aus Wolle oder aus Flachs oder aus Baumwolle. Unsere Zeit ist die der Verschmelzung, und die gemischten Stoffe, Baumwolle und Wolle, Baumwolle und Seide, oder alle drei Webstoffe vereinigt, sind an der Tagesordnung. Während in Sachsen jetzt 20,000 Webstühle reine Baumwollenzeuge und 10,000 halbleinene liefern, sind 25,000 Stühle für Herstellung von Wollen-Baumwollen-Mischgewebe thätig.

Ein Industriezweig, der vor allen andern das Zusammenwirken vieler Köpfe und Hände erfordert, ist der Zeug- und Kattundruck. Bleicher, Zeichner, Graveure, Chemiker und Mechaniker müssen sich vereinigt bemühen, um dem Gewebe einen schönen Grund zu geben, um neue reizende Muster und Farben herzustellen, um zweckmäßige Vervielfältigungsapparate für die Druckerei zu bauen. Der Handdruck, eine alte ostindische, seit dem achtzehnten Jahrhundert in Sachsen geübte Kunst, schwang sich seit der Gründung des Zollvereins neu empor und zählt in Chemnitz dreißig Anstalten. Die Zahl der Handdrucker hat sich seit dem Aufkommen des Maschinendrucks hier nicht vermindert. In der Maschinendruckerei, die durch sinnreichen Mechanismus mit dem Schnell-

pressenbuchdruck wetteifert, hat Chemnitz an Berlin und Eilenburg sehr gefährliche Mitbewerber, welche ihm den Baumwollendruck zum großen Theil entrissen haben. In gewissen Artikeln arbeitet jedoch Chemnitz noch immer schwunghaft. Der Wolldruck hat seit mehren Jahren einen beträchtlichen Aufschwung genommen. Für baumwollene und wollene Waaren hat Chemnitz drei, für reine Wollenwaaren vier größere und zehn kleinere Druckereien.

Gleich wie in der Baumwollenindustrie hat Chemnitz auch in einem zweiten wichtigen Industriezweige, der hier für Sachsen zuerst Wurzel schlug, den Vorrang im engern Vaterlande, nämlich in der Maschinenfabrikation. Der große Bedarf der Umgegend an Spinn- und Webmaschinen mußte die Chemnitzer anreizen, die Herstellung derselben nicht für immer dem Ausland zu überlassen. Die Anfänge der jungen Industrie fielen in eine ungünstige Zeit, wo die Baumwollengewerbe flau gingen, und waren eher abschreckend als ermuthigend. Um so größere Ehre macht es dem Talent und der Beharrlichkeit der nicht mit großen Capitalien versehenen Unternehmer, daß sie die junge schwache Pflanze zum kräftigen Baum erzogen. Chemnitz hat jetzt außer 22 kleineren 6 große Maschinenbauanstalten. Die Zahl der Arbeiter steigt bei voller Beschäftigung über 4000. Die größte und vielseitigste Anstalt ist die des Herrn Hartmann.

Zur Hartmannschen Fabrik zeigt dem Fremden jeder Chemnitzer den Weg mit ebenso viel Heimathstolz, als ein Dresdner nach dem Museum hindeutet. Selbst der Reisende, der an andern Orten größere Anstalten der Art gesehen, kann seine Mußestunden nicht nützlicher und angenehmer ausfüllen, als durch die Besichtigung dieser mit dankenswerther Gefälligkeit zugänglich gemachten Fabrik. Tritt man aus den stillen Räumen der Schreibstube oder der Zeichensäle in die Arbeiterräume, so hat man fast die Empfindung, die ein Adjutant haben muß, der, aus dem Zelte des Generalissimus hinweggeeilt, zu den in heißer Schlacht beschäftigten Batterien tritt. Das wimmelt und arbeitet, wie in einem Ameisenhaufen. Jeder verrichtet nur seine eigne, ganz besondere Arbeit, in der er sich Meisterschaft erwirbt, unbekümmert um das Geschäft des Nachbars; und dennoch scheint es, wenn der Zusammensetzer all diese tausenderlei Schrauben, Nägel, Stangen, Bleche, Walzen und Räder zu einem Ganzen verbindet, als hätte ein einziger Mann alles gearbeitet. In zwei großen Schmiedesälen sind je achtzig Essen in Glut, und vor je achtzig Amboßen schwingen zwei kräftige Arbeiter die Hämmer. In den Schuppen, worin die Dampfkessel vernietet und fertig gemacht werden, könnte sich ein Seecadett die Ohren für die Breitseitensalven des Kriegsschiffs härten. Die gewaltigen Krahne der Gießereien führen riesige Löffel voll glutrothen Eisens in das Mundloch der Formen. In den Schlossersälen surren und sausen allerlei sinnreiche Apparate, welche das Eisen so leicht bearbeiten,

als wäre es weiches Holz; durch Dampf getriebene Maschinen bohren, hobeln, feilen, poliren und rändeln mit solcher Genauigkeit und Schönheit, daß kein Schlossermeisterstück ihre Arbeit übertrifft. Eine riesige Drechselmaschine dreht den Umkreis eines zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden Eisenrades mit vollkommner Genauigkeit ab; eine Hobelmaschine glättet auf einer vierzig Fuß langen Bahn eine ebenso lange Eisenplatte so leicht und genau, wie der Tischler ein Tannenbret behobelt. Die Schleifsteine der Schleifsäle sprühen wahre Feuerwerke. Den bedeutendsten Eindruck macht der große Maschinensaal, mit seinen Emporen voll feilender Schlosser und mit seinen bewundernswerthen Mechanismen, welche die Handhabung der massigsten Arbeitsstücke, die hier zusammengebaut werden, möglich machen.

R. Hartmann ist ein Mann, der, als schlichter Schmiedegesell beginnend, im eigentlichsten Sinne des Wortes seines Glückes eigner Schmied geworden ist. Er repräsentirt in derselben Weise wie der gestorbene Borsig in Berlin die deutsche bürgerliche Arbeit und deren Segen. Und er ist hier in Chemnitz nicht der Einzige, von dem dies zu rühmen ist. Man deutete dem Verfasser mehre ansehnliche Fabriken an, deren Besitzer als arme Spinner oder Weber anfingen. Wie jeder Soldat Napoleons einen Marschallsstab im Tornister trug, so trägt jeder Arbeiter der hiesigen Fabriken die Berechtigung in sich, durch ausdauernde Strebsamkeit und frischen Unternehmungsgeist, Geschick und Verstand wohlhabend zu werden, und es herrscht infolge dessen unter den chemnitzer Gewerbsleuten ein Eifer und Bildungstrieb, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die industriellen Lehranstalten sind stark besucht, an den Sonntagen sieht man Scharen junger Leute mit Büchern und Reißbretern der Fortbildungsschule zuströmen, und der Gewerbverein entwickelt eine Thätigkeit, die alle Anerkennung verdient.

Eine von solchem Streben erfüllte Bevölkerung ist eben nicht in Versuchung, dem Uebermaß jener Gemüthlichkeit zu verfallen, welches die Obererzgebirger gelassen, ja halb zufrieden im Elend sitzen bleiben, sie oft nicht einmal die Hand ausstrecken läßt, wenn ihnen Hilfe geboten wird. Wol aber hat sie sich zu hüten, daß sie nicht auf die Dauer das Schöne über dem Nützlichen vergißt. Chemnitz, eine Stadt von vierzigtausend Einwohnern, hat, obwol sie unter ihren Bürgern viele wohlhabende und manche reiche zählt, bis jetzt für die Kunst und für höhern Lebensgenuß so gut wie nichts gethan. Vergebens sieht man sich in der Umgebung nach schönen Landhäusern und Gärten um. Weder Architektur noch Bildhauerei, weder Theater, noch Musik, noch Malerei wirken in Chemnitz der Art, daß dem Geiste, dem das Geschäftsleben doch nie volle Befriedigung gewähren kann, ein höherer Aufschwung gegeben würde.

In dieser Hinsicht wird Chemnitz von dem sonst so prosaischen Manchester,

mit dem es in seiner Eigenschaft als Industriestadt viel verglichen wird, bei weitem übertroffen. Die dortigen Baumwollenlords haben, so spießbürgerlich sie in vielen Beziehungen denken mögen, mancherlei für den Schmuck des Lebens durch die Künste gethan. Und was noch mehr werth ist, die dortigen Arbeiter besitzen, obgleich ihre Elementarbildung sich mit der ihrer deutschen Berufsgenossen nicht vergleichen läßt, einen sehr regen Sinn für Künste und Wissenschaften, die nicht zum Fache gehören. Sie lassen sich in ihren Athenäums Shakespeares Dramen und Händels Messias vorführen, hören gern den „Lecturers“ zu, die über Naturkunde, Geschichte und andere Wissenschaften populäre Vorträge halten, üben sich in „Debating Clubs“ im Denken und freien Sprechen. Nicht wenige endlich von den „Hands“ der Fabriken Manchesters verwenden ihre Sonntagsnachmittage, welche die deutschen Collegen verkegeln oder vertanzen, zu Ausflügen ins Freie, wo sie Pflanzen, Insekten oder Gesteine sammeln.

Steht nun das deutsche Manchester dem britischen in einigen Seiten des Bildungsstrebens und, wie bekannt, auch in der Großartigkeit des Geschäftsbetriebes nach, so kann es sich nach andern Richtungen hin wiederum verschiedener sehr erheblicher Vorzüge vor diesem rühmen. Chemnitz hat keine Redeübungsvereine für Arbeiter, keine Concert- und Lesesäle für die unteren Classen der Gesellschaft, aber es hat auch keine ungesunden schmuzigen Arbeiterquartiere, keine in löcherigen Röcken und zerfetzten Beinkleidern herumwankenden Bettler, keine „Ginpalaces“ mit abschreckend verthierten Säufern, keine religiöse Sektirerei mit ihren widerlichen Folgen; es bedarf keiner Nachtasyle für Obdachlose und es entbehrt nicht guter Elementarschulen, in denen alle, auch die in den Fabriken arbeitenden Kinder unterrichtet werden. Möge es, rufen wir mit dem Verfasser, diese Vorzüge immer behaupten und zugleich den löblichen Eigenschaften, durch die sich Manchester auszeichnet, rüstig nachstreben.

Wie Chemnitz sich durch den regen Geist seiner Bevölkerung sehr wesentlich von der bei aller körperlichen Arbeit doch als schlaff zu bezeichnenden Art der Obererzgebirger unterscheidet, so Zwickau, die dritte größere Stadt des Erzgebirges von dem unschönen nüchternen Chemnitz durch seine anmuthige Lage und seine zum Theil noch sehr alterthümliche Physiognomie. Die Stadt ist von sanften, hier und dort bewaldeten Höhen umgeben, die Mulde, die an ihr vorüberfließt, ist ein ansehnlicher Fluß. Die Altstadt Zwickau macht fast den Eindruck eines kleinen Nürnberg. Dichtgeschlossene Zeilen von Häusern mit hohen steilen Dächern, solid und altväterisch bilden die Gassen. Der Markt versetzt durch Gebäude eigenartigsten Gepräges, wie den Gasthof zum Anker, das Rathhaus und den Giebel des Gewandhauses, lebhaft ins sechzehnte Jahrhundert, wo Thomas Münzer und andere Schwarmgeister hier

ihr Wesen trieben. Die Marienkirche erfreut durch reiche Ornamentik, durch Bildwerke von Wohlgemuth und ein naives Gemälde von Cranach.

Zwickau gehört zu den ältesten Orten Sachsens. Von den Sorben gegründet, war es schon im frühen Mittelalter eine bedeutende Handels- und Gewerbsstadt. Es war eine Hauptstation der Handelsstraße, welche den Süden Deutschlands mit dem Norden verband, und im vierzehnten Jahrhundert arbeiteten hier zahlreiche Messerschmiede und gegen sechshundert Tuchmacher. Ein neuer Seeweg ließ Zwickau wie manchen andern Stapelplatz vereinsamen, die Tuchmacherei zog sich allmälig nach andern Orten.

Vor dreißig Jahren noch war Zwickau eine schlichte Kleinstadt von etwas über sechstausend Einwohnern. Die Gewerbe beschränkten sich mit ihrer Production fast ausschließlich auf die Bedürfnisse der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebung. Der Feldbau schien unentbehrliches Nebengeschäft der Handwerker. Ein Neubau war eine Seltenheit, und in den stillen Gassen wuchs Gras zwischen dem holprigen Pflaster. Anders die Gegenwart. Die Einwohnerzahl hat sich binnen einem Vierteljahrhundert verdreifacht. Neue Straßen, neue Stadttheile sind entstanden, neue bedeutende Geschäfte entstehen mit jedem Jahre. Statt der dürftigen Oellampenbeleuchtung der Gassen ist schon seit Jahren Gas eingeführt. An dem stattlichen Bahnhofe halten täglich zwölf gewaltige Wagenzüge. Der Preis der Grundstücke, der Bauplätze und Miethwohnungen ist in einem Grade gestiegen, der an amerikanische Verhältnisse grenzt. Die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse sind großstädtisch hoch. Zwickau erfreut sich mit einem Wort einer Blüte, wie sie das Erzgebirge seit der Zeit, wo reiche Bergherren ihre Fürsten an Tischen von gediegenem Silber bewirtheten, nicht wieder erlebt hat.

Und auch jetzt ist es die Tiefe der Erde, welcher dieser Reichthum entstiegen ist. Die Bevölkerung der zwickauer Gegend gleicht einem Manne, der einen Schatz gefunden hat. Sie nützt die in dem flachen Muldebecken zusammengeschwemmten und zum Theil mit thurmhohen Schutt bedeckten Stämme eines urweltlichen Waldes. Es ist mit andern Worten der Steinkohlenbergbau, welcher Zwickau so überraschend aufblühen ließ. Daß dieselben in der Ausdehnung wie jetzt nicht schon frühzeitig verwendet wurden, lag an verschiedenen Ursachen.

Die Brauchbarkeit der beim Dorfe Planitz nur von wenigen Zollen Erde bedeckten „Rasenkohlen" war hier vielleicht früher bekannt als in England. Sie wurden möglicherweise bereits von den alten Sorben, sicher aber schon von den zwickauer Schmieden des vierzehnten Jahrhunderts benutzt. Im siebzehnten versendete man sie bis Leipzig und noch weiter an Feuerarbeiter. Wenn sie von andern Leuten damals nicht verwendet wurden, so ist das begreiflich, wenn man weiß, daß zu Luthers Zeit die Klafter weiches Holz in

dieser Gegend nur $2^1/_2$ Groschen kostete, und daß sie selbst um die Mitte des dreißigjährigen Krieges nicht höher als 9 Groschen zu stehen kam. Erst seit dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts begann man die zwickauer Steinkohlen auch zum Kalkbrennen zu benutzen. Daran, sie zur Heitzung gewöhnlicher Oefen zu verwenden, dachte noch kaum jemand.

Außer der Wohlfeilheit des Brennholzes war aber auch noch ein anderer Umstand, welcher einer lebhaft betriebenen Ausbeutung der zwickauer Kohlenschätze entgegenstand. Der Staat kümmerte sich wenig oder gar nicht um dieselben. Als 1520 der Ritter von Planitz und das Kloster Grünhain die erste „Kohlenordnung" errichteten, beanspruchte der Landesherr nicht einmal das für alle andern Mineralien geltende Regale, und auch später machte die Regierung niemals ernstlich Anstalt, ihre etwaigen Rechte zur Geltung zu bringen. Die Kohlengräber galten einmal nicht für volle Bergleute, und man ließ sie thun, was ihnen eben beliebte. Die Besitzer der „Kohlberge" handelten demgemäß ganz so wie es ihnen verständig und nützlich dünkte. Der Grundsatz, nach dem sie verfuhren, war der aller alten Innungen und Zünfte. Er hieß: Leben und leben lassen, ein vielleicht sehr christlicher, gewiß sehr gutmüthiger, vom Geiste der neuern Volkswirthschaft aber mit vollem Recht als bornirt verworfener Grundsatz. Die Ritter von Planitz als ständige Obergewerken, die „Köhler" d. h. die Bauern, welche in der Kohlenflur Grundbesitz hatten, und die seit 1537 entstandenen zwickauer Gewerkschaften, die in der Flur von Bockwa Fuß gefaßt, errichteten 1551 eine zweite Kohlenordnung, durch welche sie den frühern Brauch der „Reihenladung", nach dem ein Grubeneigner nur dann von seinen Kohlen verkaufte, wenn der im Turnus vorangehende ein bestimmtes Quantum losgeworden war, zum Gesetz erhoben. Die Feuerarbeiter der Umgegend, stark durch den Innungsverband, ertrotzten sich um dieselbe Zeit das Recht der „Truhenladung", d. h. ermäßigte Preise für die zum Betrieb ihres Handwerks erforderlichen Kohlen. Wiederholt redeten die obersten Behörden des Landes dem Steinkohlenfreihandel das Wort, aber nichts desto weniger bestanden die alten Beschränkungen bis in unser Jahrhundert ungeschmälert fort.

Erst der neuesten Zeit war es beschieden, hier Wandel zu schaffen. Je mehr sich die Wälder lichteten, desto höher stieg der Werth der Steinkohlen. 1609 kostete das Fuder davon 44 gute Groschen (1 Thaler 25 Neugroschen) 1822 bezahlte man 6 Thaler dafür. In demselben Maße steigerte sich natürlich die Förderung der Kohlenschachte. 1770 betrug sie gegen 36,000, im Jahre 1820 dagegen schon 65,000 Scheffel. Neue Schachte wurden erschlossen. Die Wiedereröffnung lange Zeit unbenutzt gebliebner Gruben bei Reinsdorf wurde endlich Veranlassung, daß jene mittelalterlichen, den frischen Aufschwung hemmenden Betriebsschranken wegfielen. Man wollte die reinsdorfer Gewer-

ken zwingen, sich der Reihenladung zu unterwerfen, und als dies nicht gelang, weil jene einwendeten, sie gehörten nicht zur alten Köhlerinnung, so baten einige der gegnerischen Gewerken selbst um Aufhebung des durchlöcherten Vertrags. Die Regierung ging darauf ein, und 1830 wurde auch die Truhenladung beseitigt.

Die Befreiung des Kohlenbergbaues und der steigende Mangel an Brennholz bewirkte, daß man immer mehr Schachte einschlug und immer zweckmäßigere Mittel zur Förderung der Kohlen und zur Bewältigung der unterirdischen Gewässer anwendete. 1826 wurde die erste Dampfmaschine zum Auspumpen des Grubenwassers angelassen, und bald machte dieses neue Betriebsmittel die Stollen für alle Gruben überflüssig. 1830 begann die Herstellung von Coaks, welche die kleinen, bisher fast unverkäuflichen Bruchtheile der Pechkohle verwendbar und somit gewinnbringend für den Grubenbesitzer werden ließ. Immer mehr Eisenwerke begehrten statt der stark vertheuerten Holzkohle diese neue Steinkohlen-Kohle. 1837 entstand das erste Kohlenbergwerk im Weichbild der Stadt Zwickau selbst, und seitdem haben sich verschiedene Actiengesellschaften gebildet, welche mit einem Capital von sechs Millionen Thalern Kohlenflöze aufsuchen und ausbeuten und den Abbau derselben kunstgemäß und deshalb gewinnreicher betreiben, als die frühern Herren kleiner Gruben, deren Verfahren nicht selten ein roher Raubbau gewesen war. Die Anlegung guter Straßen, die Verbindung des Steinkohlengebiets mit Leipzig und Chemnitz durch Eisenbahnen förderte den zwickauer Bergbau ebenfalls sehr mächtig.

Im Jahre 1820 wurden, wie bemerkt, nicht mehr als 65,000, im Jahre 1840 schon 780,000, zehn Jahre später vier und im Jahre 1856 mehr als sieben Millionen Scheffel gewonnen. Die Ueberschwemmungen des letztverflossenen Jahres ließen, indem sie in einige von den umfangreichsten Gruben eindrangen, einen Rückschritt eintreten, aber die Fluten werden binnen kurzer Zeit entfernt sein, und man darf annehmen, daß man es im Jahre 1870 auf eine Förderung von zwölf Millionen Scheffeln, d. h. auf das Dreihundertundzweiunddreißigfache des Jahres 1770 gebracht haben wird.

Dem entsprechend ist auch die Arbeiterzahl gestiegen. Die Dörfer Bockwa und Hohndorf, die vor zwanzig Jahren etwa zweihundert Arbeiter beschäftigten, haben deren jetzt etwa zehnmal so viel. Der ganze Bergbau des zwickauer Beckens wurde 1839 von etwa 200, im Jahre 1856 von 3700 Arbeitern betrieben. Man zählt jetzt 130 Schachte, von denen einige eine Tiefe von tausend Fuß haben. Die ringsum aus dem Thale und von den Hügeln aufqualmenden schwarzen Wolken kommen aus den Schloten von 20 Dampfmaschinen, welche die Grubenwasser heben, und von 24 andern, welche in Verbindung mit 102 Haspeln die Kohlen aus den Gruben schaffen.

Das zwickauer Kohlengebiet umfaßt eine Fläche von etwa 12,000 Ackern. Die „schwarzen Diamanten" liegen in zwölf bis vierzehn bauwürdigen Flözen als Ruß- und Pechkohlen, durch Lager von Schieferthon, Sandstein und Conglomeraten getrennt, übereinander. Etwa zwei Dritttheile der Gesammtmasse befinden sich auf dem linken, ein Drittel auf dem rechten Ufer der Mulde. Der Oberfläche am nächsten kommen sie bei Planitz, während sie bei Zwickau am tiefsten liegen. Sie repräsentiren eine außerordentliche Fülle des für die heutige Industrie unentbehrlichen Brennstoffs; denn da man das Gewicht des Scheffels Steinkohlen zu ungefähr zwei Centnern annimmt und achtzehn Centner Steinkohle die Heizkraft von einer Klafter Brennholz entwickeln, so ist die Production der zwickauer Kohlengruben von 1856 gleich 777,777 Klaftern Holz, zu deren Erzeugung gegen 578,000 Acker Waldland, d. h. mehr als das doppelte Areal der Staatsforsten des Königreichs Sachsen erforderlich wäre. Ohne die zwickauer Steinkohlen wären die chemnitzer Fabrikanlagen eine Unmöglichkeit gewesen, mit ihnen allein sind sie der Weiterentwickelung fähig.

Felder mit solchem Untergrund wie die des zwickauer Kohlenlandes liefern natürlich ihren Besitzern einen weit höhern Ertrag als die besten Weizenäcker der berühmten lommatzscher Pflege oder der altenburger Gegend, und wenige Holzbauern mögen, wenn sie die vom Vater aufbewahrten Bestände zur Zeit der Holztheurung losschlugen, so plötzlich zu großem Reichthum gelangt sein wie die Kohlenbauern von Bockwa. Noch vor einem Menschenalter war Bockwa ein schlichtes erzgebirgisches Dorf, dessen Bewohner gleich Tagelöhnern arbeiten mußten, dessen Kinder barfuß zur Schule gingen. Das heutige Bockwa dagegen sieht aus wie das Rentiersviertel einer unserer Großstädte. In seinen stattlichen, mit schmucken Gärtchen gezierten Häusern wohnen steinreiche Leute, die nur so viel zu arbeiten brauchen, als sie wollen, und von denen einige, ohne eine Hand rühren zu müssen, täglich über hundert Thaler Einnahme haben. Wenn der Bauer zum Millionär wird, so ist das eine Metamorphose, die, wie unsre Theaterdichter wissen, nicht ohne Gefahren ist. Mancher ist auf diesem Wege fast so schnell wieder arm geworden, als er reich wurde. Mancher hat sich wenigstens lächerlich gemacht. Die Bockwaer haben die Klippe vermieden, an welcher die Helden der Posse, denen Fortuna das große Loos bescherte, zu scheitern pflegen. Sie plagen sich nicht mehr wie ihre Väter mit Pflug und Sense, und sie thun sich etwas zu Gute. Sie fahren in eleganten Wagen mit schönen Pferden zur Stadt, das erste, worin ein reichgewordener deutscher Bauer seinen Stolz sucht. Sie putzen ihre Frauen, und sie geben ihren Kindern eine städtische Erziehung. Küche und Keller sind natürlich auch besser bestellt, als in den Tagen, wo man hauptsächlich vom Ertrag seiner Felder sich nährte. Aber in unsinnige Verschwendung ist auch nicht einer verfallen. Im Gegentheil hört man in der

Gegend spöttisch erzählen, daß sie ihr Geld eher verheimlichen als damit prahlen, und daß sie sich nie in eine Speculation einlassen, deren Erfolg nicht vollkommen sicher ist. Indeß sind sie nach dem Verfasser auch nicht knauserig, wo es gilt. Sie haben eine Schule gebaut, die wie ein Schlößchen aussieht und vielleicht die reichste Außenseite aller sächsischen Schulen hat, und sie haben sich eine Kirche in ihr Dorf gestellt, die durch ihren schönen gothischen Thurm und den Zinnenwald ihres Chors selbst die zwickauer in Schatten stellt. Aus allem, was man von Bockwa hört und sieht, geht hervor, daß es nicht blos eines der reichsten Dörfer der Erde ist, dessen Bewohner sich mit den begütertsten Bauern der holsteinischen Marschen und der magdeburger Göhrde, der Weichselniederungen und Oberöstreichs messen können, sondern daß es auch die Prüfung des Charakters, die in einem plötzlichen Glückswechsel liegt, in rühmenswerther Weise überstanden hat.

Die schwarzen Diamanten haben aber nicht allein die reich gemacht, welche das Feld besitzen, in denen der Schatz liegt. Andere haben unmittelbar und mittelbar an dem Gewinn Theil genommen. In alten Zeiten blühten die Gewerbe vorzüglich da auf, wo Flüsse Triebkraft und Wälder Heizstoff boten. In neuerer Zeit sind Kohlenfluren die Magnete für die Industriellen, und so haben sich auch um die zwickauer Gruben schon verschiedene gewerbliche Unternehmungen angesetzt und andere werden nachfolgen.

Die Gewebeindustrie ist durch mehre Anstalten, namentlich durch eine Kammgarnspinnerei, vertreten, welche 400 Arbeiter beschäftigt. Sehr bedeutend ist die Coaksbrennerei, welche im Jahre 1850 mit vier Oefen begann und gegenwärtig deren schon an dreihundert zählt. Sie verwandelte 1856 durch 261 Arbeiter 288,070 Karren rohe Steinkohlen in 845,000 Centner Coaks und 185,200 Centner „Zünder", wie man hier nicht unverständig das englische Cinders zu nennen beliebt. Noch läßt man in den meisten Brennereien die beim Verkoken entwickelte Hitze nutzlos in die Luft verfliegen, während der erfindungsreiche Fabrikbesitzer Fikentscher dieselbe zum Brennen von Backsteinen zu benutzen gelehrt hat. Jetzt sind in Zwickau circa zwanzig Ziegelhütten in Betrieb. Dieselben verwerthen auch die geringsten Rußkohlen und stellen eine große Menge billiger Backsteine her. Der genannte Fabrikant berechnet aber, daß die zwickauer Coaksöfen durch Nachahmung seiner Wärmeersparniß jährlich an siebzig Millionen Stück liefern könnten, und zwar ohne ausdrücklichen Aufwand von Brennstoff. Derselbe Industrielle läßt auf seiner sehr umfangreichen Anlage eine mit Gas geheizte Tafelglasfabrik, eine Fabrik feuer- und säurefester Thongeschirre und Röhren, eine Salzsiederei, deren Heizung durch die Coaksöfen nebenher besorgt wird, und endlich eine chemische Fabrik betreiben. Außer dieser letztern bestehen in Zwickau noch zwei chemische Fabriken. Sodann ist der hiesigen Porzellanfabrik Erwähnung zu thun, die

über hundert Arbeiter beschäftigt. Endlich müssen wir die Marienhütte nennen, das größte industrielle Etablissement der zwickauer Gegend und das bedeutendste Eisenwerk des Königreichs Sachsen. In ihren Sälen und Hallen arbeiten an 400 Mann, und ihre Production belief sich im Jahre 1854 auf 206,000 Centner Walz- und 40,000 Centner Schmiedeeisen. Seitdem hat dieselbe sich wahrscheinlich verdoppelt, jedenfalls ansehnlich erhöht. Sollte sie sich aber auch im Laufe der nächsten Jahre verdreifachen, und sollten neben der Marienhütte mehre solcher Werke, die vielen Arbeitern reichlichen Lohn gewähren, entstehen, so ist dennoch keine Ueberproduction zu befürchten. Die Eisenindustrie Preußens liefert für jeden Kopf der Bevölkerung dieses Landes etwa funfzig Pfund Eisenproducte, die sächsische dagegen für den Kopf der Bevölkerung Sachsens blos neun Pfund. Sachsen muß also, da der Eisenbedarf seiner Bewohner kaum unter dem der preußischen Staatsangehörigen steht, noch vier Fünftheile seines Bedarfs von auswärts beziehen.

In der Nähe dieses großartigsten Eisenwerks des Erzgebirgs ließ das Jahr 1856 eine Actienvereinsbäckerei und Brauerei entstehen, welche die Bäckereien, Brauereien und Volksküchen des Oberlandes an Productivität noch mehr übertrifft, als die Marienhütte die Eisenhütten des Gebirgs. Eine Dampfmühle liefert der Backstube, in der alle Heizmaterial und Arbeit ersparenden Erfindungen der Neuzeit angebracht sind, das Mehl. Aus vier großen Backöfen gehen täglich an 12,000 Pfund treffliches Schwarzbrod hervor. Zwei Oefen, in denen die Brode auf einer Drehscheibe liegen, werden mit Steinkohlen geheizt und brauchen nur den vierten Theil des Brennmaterials, welches für gleich große mit Holz geheizte Oefen erforderlich sein würde. Möchte diese Anstalt auch dazu beitragen, daß es den Bewohnern der Oberlande endlich gestattet wäre, dem Kartoffeltopf, der sie so kümmerlich nährt, sie so dürftige Gestalten sein läßt, das Maß der Verwendung anzuweisen, welches nicht überschritten werden darf, wenn er ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft sein soll.

Wir schließen unsre Auszüge mit einer Mittheilung des Verfassers über ein eigenthümliches Naturphänomen in der Nachbarschaft von Zwickau.

Bei Planitz steht seit undenklichen Zeiten ein Kohlenflöz in Brand, der wahrscheinlich durch chemische Processe entstanden ist. Die auf längere Zeit erloschene Glut soll im Jahr 1641 durch plündernde Schweden, welche Grubengebäude ansteckten, wieder angefacht worden sein. Da alle Löschversuche, das Hineinleiten von Wasser, die Entziehung der Luft und das Einbringen von Stickluft fruchtlos blieben, mußte man sich begnügen, die Brandstätte dadurch abzusperren, daß man dem offenen Flöze beim Abbau auf mehre Lachter fern bleibt und die alten Schachte jener Stätte verschlossen hält. Noch heute steht ein Kohlenflöz von 300 Lachter Länge und 60 Lachter Breite in

Glut; die darüber liegenden Grundstücke werden im Sommer durch das unterirdische Feuer ausgedörrt und im Winter vom Schnee befreit.

Die Wärme dieses Erdbrandes nun wird zur Heizung von Treibhäusern verwandt, in denen eine Fülle seltener Pflanzen fröhlich gedeiht. Es gibt kaum eine andere Anstalt, die auf so kleinem Raum gleich viele Sehenswürdigkeiten besitzt, wie diese Treibgärtnerei. Reizende Blattpflanzen: Calladien und Aroideen neben Farren und Cycadeen; die wunderlichen Nepenthes, Sarracenien und Cephaloten mit krugförmigen Blättern, die reizbare Fliegenfalle und der ostindische Wandelklee mit sanft oscillirenden Blättern, bieten hier, selbst wenn keine Orchidee ihre phantastischen Blumen zeigt, reiche Augenweide. Für junge Liebhaber der Geographie ist diese Anstalt ein wahres Museum, in dem sie viele tropische Pflanzen, wie den Affenbrodbaum, die Banane, die Ingwerpflanze, den Kaffee- und Cacaobaum, kurz fast alle tropischen Culturpflanzen bis zur Vanillenranke, dem Zimmtbaume und dem Zuckerrohre lebendig vor sich sehen.

Hat man sich auf einer Rundreise durch die zwickauer Gegend an dem großen Aufschwung erfreut, welchen die Ortschaften derselben in den letzten Jahrzehnten genommen haben, so kann dem einen und dem andern Wanderer die Frage aufsteigen, ob dies dauern, ob es dieser blühenden Gegend nicht auch einmal so ergehen kann, wie droben den Bergstädten, deren reiche Silberadern auch eine Menge Menschen zur Ansiedlung verlockten, um sie, oder was für unsere Betrachtung gleich ist, ihre Kinder im Stich zu lassen. Die Geologen trösten: Allerdings sind unsere Kohlenflöze ebenso wenig unerschöpflich als jene Silberadern; aber mit der Erschöpfung hat es denn doch gute Wege. Denn unsere Schätzung hat uns überzeugt, daß die zwickauer Kohlenflur, wenn ihr jährlich das bis jetzt noch nicht erreichte Quantum von zwölf Millionen Centnern entzogen wird, noch für mindestens fünfhundert Jahre Vorrath in sich birgt. Und dann? Wir sollen nicht für den andern Morgen sorgen, wie viel weniger um Möglichkeiten des Jahres p. Chr. zweitausenddreihundertneunundfunfzig. Kümmern wir uns um Näherliegendes. Wer durchaus noch Trost bedarf, der erinnere sich, daß wir vor fünfhundert Jahren keine Steinkohlen, vor funfzig Jahren noch keine Eisenbahnen, keine Dampfmaschinen, keine Telegraphen kannten, und lese dann in irgend einem Buche die weitern Erfindungen nach, welche in den letzten Menschenaltern zum Besten unserer Nahrung und Nothdurft gemacht worden sind. Die Menschen des dritten Jahrtausends werden schwerlich weniger weit in den Himmel der Dinge sehen, die uns Prometheuskindern möglich sind, als die des zweiten, auf deren Schultern sie stehen werden.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Soldatenleben im dreißigjährigen Kriege.

2.

Die Heere des großen Krieges hatten im besten Fall die Stärke eines modernen Armeecorps. Tilly hielt 40,000 Mann für die höchste Truppenzahl, die sich ein Feldherr wünschen könne. Nur in einzelnen Fällen hat ein Heer diese Stärke erreicht, die meisten großen Schlachten des Krieges wurden durch kleinere Massen entschieden. Zahlreich waren die Detachirungen, sehr groß der Abgang durch Gefechte, Krankheiten und Flucht. Und da kein geordnetes System der Ergänzung bestand, schwankte der wirkliche Bestand der Armeen in höchst auffälliger Weise.

Das Zahlenverhältniß der einzelnen Waffen änderte sich durch den Krieg. Beim Beginn war das Verhältniß der Reiterei zum Fußvolk etwa wie 1 zu 5, bald wie 1 zu 3, in der letzten Periode war die Reiterei zuweilen stärker, als die Fußtruppen. Diese auffallende Thatsache ist zugleich ein Zeugniß für die Verschlechterung der Truppen und der Kriegführung. In den ausgesogenen Landschaften war die Erhaltung der Heere nur bei starker Reiterei möglich, welche weiter fouragiren und schneller das Terrain wechseln konnte. Und da sich zur Reiterei drängte, wer Selbstgefühl hatte, oder Beute hoffte, so erhielt sich die Reiterei verhältnißmäßig in besserem Zustand, als das Fußvolk, welches zuletzt in dürftiger Nachlese das verzehrte, was etwa die Reiter übriggelassen hatten. Allerdings wurde auch die Cavalerie schlechter. Der Mangel an guten Kriegspferden war zuletzt noch empfindlicher, als der an Menschen. Bei schwachen Pferden und in der Nothwendigkeit behender Bewegungen war die Wucht schwerer Reiterei gar nicht zu erhalten, und während sich in der Bandenwirthschaft der letzten Jahre der Dienst der Streifcorps und Parteigänger zu großer Vollkommenheit ausbildete, wurden die Heere wenig geeignet zu entscheidenden Schlachten. Demungeachtet that auch bei diesen die Reiterei zuletzt das Beste; denn ihr fiel fast ausschließlich die Aufgabe zu, das Gefecht durch Draufgehn zur Entscheidung zu bringen. Die letzte Armee mit tüchtiger Infanterie und „holländischer Ordnung" war die der Baiern unter Mercy von 1643 bis 1645.

Die Taktik der Armeen hatte sich seit hundert Jahren langsam umgeformt. Das alte Landsknechtheer war in drei großen quadratischen Haufen, Avantgarde, Gewalthaufen, Arrieregarde zur Schlacht gezogen, unbekümmert um Landstraßen und Saatfelder; vor ihm liefen commandirte Arbeiter, welche Gräben ausfüllen und Gebüsch niederschlagen mußten, um den unförmlichen

haufen Bahn zu machen.*) Zur Schlacht selbst stellten sich die tiefen viereckigen Massen des Fußvolkes nebeneinander, jeder Schlachthaufen bestand aus vielen Fähnlein, zuweilen aus mehren Regimentern; die Reiterei stand in ähnlicher tiefer Aufstellung an den Flügeln. Regelmäßige Reserve fehlte, nur zuweilen ward einer der drei Haufen für die Entscheidung zurückgehalten; von auserwählter Mannschaft wurde ein „verlorner Haufen" gebildet für gefährlichen Dienst, zur Forcirung von Flußübergängen, der Besetzung eines entscheidenden Punktes, Umgebung des Feindes. Seit das Feuerrohr neben der Pike überhand genommen, wurden die großen Schlachthaufen von Schützengliedern umgeben, Schützenflügel an sie angehängt, endlich besondere Schützenhaufen gebildet. Die Unbehilflichkeit dieser schweren Schlachtmassen führte schon in den niederländischen Kämpfen zu einem Zerlegen der Schlachtordnung in kleinere taktische Körper, welche in zwei oder drei Treffen standen. Aber nur langsam bildete sich die Treffenstellung und das System der Reserven aus. Noch war den kaiserlichen Heeren beim Beginn des Krieges vieles von der alten Methode geblieben. Immer noch wurden die Fähnlein der Infanterie zu tiefen Quadraten — den Bataillonen — zusammengefügt. Feste Stellungen suchen und die Schlacht in der Defensive aufnehmen, war gegenüber den wild anstürmenden Türken in ruhmlosen Feldzügen zu sehr Brauch geworden. Allerdings konnte die Zähigkeit und die Wucht der tiefen Massen gewaltig sein, aber sie litten auch furchtbar, wenn es dem Feind gelang, mit seinem Geschütz in ihnen zu arbeiten, und sehr unbehilflich waren alle ihre Bewegungen. Gustav Adolph nahm die taktischen Neuerungen der Niederländer in geistvoller Weise auf, er stellte zur Schlacht die Infanterie sechs Mann, die Cavalerie vielleicht nur drei Mann tief, zerlegte die großen Massen in kleine Abtheilungen, welche in fester Verbindung miteinander die taktische Einheit der „schwedischen Brigade" bildeten, er verstärkte die Cavalerie, indem er Schützencompagnien zwischen sie stellte, führte außer der Reserve- und Positionsartillerie leichte Regimentsgeschütze ein, und gewöhnte seine Soldaten an schnelle offensive Bewegungen und rücksichtsloses Vorgehn. Seine Infanterie feuerte schneller, als die kaiserliche, in der Schlacht bei Breitenfeld erschütterte zum ersten Mal nahes Peletonfeuer die alten Wallonenregimenter Tillys, für seine Cavalerie stellte er zuerst die Lehre auf, durch welche hundert Jahre später Friedrich der Große seine Reiterei zur ersten der Welt machte: sich nicht mit Feuern aufzuhalten, und in schnellster Gangart über den Feind herzufallen.

Während der Schlacht erkannten die Soldaten einander am Feldgeschrei und an besondern Abzeichen, die Offiziere an den Feldbinden. Bei Breiten-

*) So hatte sie Sastrow am Ende des schmalkaldischen Krieges gesehen, er beschreibt ihren Marsch sehr anschaulich.

feld trugen z. B. die Tillyschen weiße Bänder um Hut und Helm, weiße Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiserliche Feldfarbe war roth, Gustav Adolph verbot deshalb seinen Schweden Roth zu tragen, die Feldbinden seiner Offiziere waren anfänglich nach den Regimentern verschieden.

Der Feldmarschall oder Quartiermeister wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die der Vertheidigung günstig war.*) Zunächst wurde der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erhoben sich die großen verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der durch eine Barriere und eingesteckte Spieße, oft durch Befestigungen von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, so wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt, dann rücken die Truppen ein, Glieder und Rotten werden geöffnet, die Fahnen jedes Regiments werden in Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, dahinter liegt in parallelen Linien die Lagerstätte des Fähnleins, je funfzig Mann in einer Reihe, bei der Fahne der Fähnrich, in der Mitte der Lieutenant, am Ende der Hauptmann, hinter beiden die Zelte der Oberoffiziere und Beamten; der Feldscheer liegt neben dem Fähnrich, der Kaplan in der Nähe des Hauptmanns. Die Offiziere wohnen in Zelten, welche oft konische Form haben und mit Stricken am Erdboden befestigt sind. Die Gemeinen bauen sich auf dem angewiesenen engen Raum ihre kleinen Hütten von Stroh und Bretern. Neben der Hütte steckt der Pikenier seinen Spieß in den Boden, die Piken, Kurzspieße, Hellebarden, Partisanen und Standarten zeigen schon von weitem Rang und Waffe der Zeltbewohner. In den Hütten hausen die Soldaten häufig zu Zweien oder Vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder im Kreise, das ganze Lager ist von breitem Raum umgeben, der zum Lärmplatz dient. Vor dem dreißigjährigen Kriege war es gewöhnlich, um das Lager eine Wagenburg zu schlagen, dann wurden die Train- und Bagagewagen in doppelter Reihe aneinander geschoben und mit Ketten oder Klammern zum großen Viereck oder Kreis verbunden, die nothwendigen Ausgänge freigelassen. Damals hatte die Reiterei zunächst an der inneren Seite der Wagen ihr Lager; für die Pferde waren neben den Hütten und Zelten der Reiter nothdürftige Verschläge aufgerichtet. Dieser Brauch war veraltet, nur selten umschließen die Wagen das Lager, man ist bemüht, dasselbe durch Graben, Wall und die Feldgeschütze zu decken. An den Ausgängen sind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reitertrupps und eine Postenkette von Musketieren oder Schützen aufgestellt. Vor dem Zelt jedes

*) Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß; Fronsperger, Kriegsbuch a. m. O.

Fähnrichs steckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Compagnie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagerecht auf die Gabel gestützt.

In solchem Lager hauste das wilde Volk in zügellosem Haushalt, auch im Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landschaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeischaffen, auf allen Wegen rollten die Lastwagen herzu, wurden Herden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verschwanden die nächsten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachstroh wurde von den Soldaten abgerissen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten und ihre Buben strichen plündernd und stehlend in der Umgegend umher, die Marketender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten sich die Kriegsleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zusammen; unterdessen kochten die Weiber, wuschen, besserten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig war Tumult und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Unthat, Schlägereien zwischen den verschiedenen Waffen oder Nationen. Alle Morgen rief die Trommel und der Ausrufer zum Gebet, auch bei den Kaiserlichen; am Sonntag früh hielt der Regimentsprediger seine Feldpredigt, dann saßen die Kriegsleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch war verboten, während des Gottesdienstes in den Marketenderhütten zu liegen und Getränke zu schenken. Es ist bekannt, wie sehr Gustav Adolph auf fromme Sitte und Gebet hielt, aber auch seine Kriegsartikel hielten für nöthig, die Trunkenheit der Feldprediger zu bedräuen. —

In dem freien Raume des Lagers vor der Hauptwache war der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tischen besetzt, um alle drängte sich die Gesellschaft der Spieler. Dort hatte das Kartenspiel der alten Landsknechte der schnelleren Entscheidung durch Würfel weichen müssen. Oft war das Würfelspiel im Lager verboten, durch Rumormeister und Profoße verhindert worden, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zusammengekommen und hatten ihr Commisbrod, Waffen, Pferde, Kleider verspielt; so fand man gerathen, diese Leidenschaft unter Aufsicht der Lagerwache zu stellen. Auf jedem Mantel oder Tisch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldsprache „Schelmbeine" genannt; jeder Gesellschaft stand ein Scholderer vor, ihm gehörten Mantel, Tisch und Würfel, er hatte in streitigen Fällen das Richteramt und erhielt seinen Antheil am Gewinn, oft aber auch Schläge. Denn häufig waren Betrug und falsche Würfel; manche Würfel hatten zwei Fünfen oder Sechsen, manche zwei Es oder Daus, andere waren mit Quecksilber und Blei gefüllt, mit zerschnittenen Haaren, Schwamm, Spreu und Kohlen, es gab Würfel von Hirschhorn, welche oben leicht, unten schwer

waren, Niederländer, die man schleifend rollen mußte, Oberländer, welche „aus der bairischen Höhe" geworfen werden mußten, wenn sie gut fallen sollten. Und oft wurde die lautlose Arbeit durch Flüche, Gezänk und blitzende Rappiere unterbrochen. Und zwischen den aufgeregten Gesellen schlichen lauernde Handelsleute, oft Juden, bereit, die gesetzten Ketten, Ringe und Beutestücke zu schätzen und aufzukaufen.*)

Hinter den Zelten der Oberoffiziere und des Regimentsprofoß, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, standen die Buden und Hütten der Marketender in parallelen Querreihen. Marketender, Metzger und gemeine Garköche bildeten eine wichtige Gemeinschaft. Der Preis ihrer Waaren, der Speisen oder Getränke ward vom Profoß gegen eine Abgabe in Geld oder eine Naturallieferung — er erhielt z. B. von jedem Stück Rindvieh die Zunge — bestimmt. Auf jedes Faß, welches ausgezapft wurde, schrieb er mit Kreide den Preis, um den ausgeschenkt werden mußte. Diese Verbindung und die durch Gefälligkeiten zu erkaufende Gunst des Gewaltigen erhielt die Lieferanten des Heeres in verhältnißmäßig sicherer Stellung und half ihnen zu immerhin unregelmäßiger Bezahlung ihrer langen Kerbhölzer, die sie für Offiziere wie Gemeine zurechtschnitten. Oft hielt der Marketender lustige Dirnen für Offiziere und Soldaten. In guten Zeiten kamen von weither Kaufleute mit theuren Stoffen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten und Delicatessen in das Lager. Namentlich beim Beginn des Krieges war der Luxus und der Troß der Offiziere zum bösen Beispiel für das Heer ausschweifend; jeder Hauptmann wollte einen französischen Koch halten und die theuersten Weine wurden von ihnen massenhaft verbraucht.

Die militärischen Zeichen des Lagers gab beim Fußvolk der Trommelschläger, bei der Cavalerie der Trompeter, die Trommel war sehr groß, die Schläger oft halbwüchsige Buben, zuweilen die Narren der Compagnie**) — Aber beim Beginn des Krieges hatten die deutschen Heere wunderlicherweise für alle Fälle denselben einförmigen Schlag, und jeder Befehl, welchen der Feldherr dem Lager zu geben hatte, mußte noch durch einen Herold, der hinter dem Trompeter durch das Lager ritt, ausgerufen werden. Der Herold trug bei solchen Gelegenheiten über seinem Kleide einen „Levitenrock" von bunter Seide, vorn und hinten mit dem Wappen des Kriegsherrn bestickt. Dies Ausrufen, welches den Abend vorher dem ganzen Lager die Arbeit des nächsten Tages verkündete, war schnellen und geheimen Operationen sehr hinderlich, es verschlechterte auch die Disciplin, denn es sicherte den Lungerern und Räubern des Lagers die Nacht, wenn sie auf Beute hinausschlichen.

*) Simplicissimus I, 22.

**) Närrische Trommelschläger wünscht das Fähnlein zu haben. Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß. S. 28.

War gute Zeit gewesen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landschaft in Contribution gesetzt, dann war alles vollauf, Speisen und Getränke billig; es kam ausnahmsweise noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im baierischen Heere einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte.*) Dann saß in den Marketenderbuden Kopf an Kopf eine gedrängte Schar singender, prahlender, schwatzender Helden, dann hatten die Handelsleute gute Zeit, der Soldat staffirte sich neu aus, — er kaufte theure Federn auf seinen Hut, Scharlachhosen mit goldenen Gallonen, bunte Röcke und runde Maulesel für seine Dirne, dann prangte er in Zobel und Marder, Stallknechte ritten ganz in Sammt gekleidet. Paul Stockmann, Pfarrer in Lützen, erzählt,**) daß in Tillys Armee vor der lützener Schlacht ein Reiter sein Pferd mit etlichen Schock goldener Sterne, ein anderer mit dreihundert silbernen Monden bekleidet hatte, daß Soldatendirnen die schönsten Kirchengewänder und Meßornate trugen, einige Stradioten ritten in geraubten Priesterröcken zum Jubel ihrer Kameraden. In solcher Zeit tranken die Zecher einander theuren Wein aus geraubten Altarkelchen zu, und ließen aus dem erbeuteten Golde lange Ketten machen, von denen sie nach altem Reiterbrauch einzelne Glieder ablösten, wenn sie eine Zeche zu bezahlen hatten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto seltener wurde solche goldene Zeit. Häufiger als Ueberfluß war Mangel und Armseligkeit. Die Verwüstung der Landschaften rächte sich furchtbar an den Heeren selbst, das bleiche Gespenst des Hungers, Vorbote der Pest, schlich durch die Lagergassen und hob die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hörte die Zufuhr aus der Umgegend auf, die Preise der Lebensmittel wurden unerschwinglich, der Laib Brod wurde z. B. 1640 bei der schwedischen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Ducaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Ueberall hohläugige, bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung des Lagers verpestet durch die verwesenden Leiber der gefallenen Thiere. Dann war ringsum eine Wüste von unbebauten Aeckern und geschwärzten Dorftrümmern, und das Lager selbst eine grause Todtenstadt; der Troß des Heeres, Dirnen und Knaben, verlor sich plötzlich in den Todtengruben, nur die grimmigsten Hunde erhielten sich von ekler Nahrung, die andern wurden geschlachtet und verzehrt.***) In solcher Zeit schmolzen die Heere dahin und keine Kunst der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Das abenteuerliche Leben des Kriegsmanns, so sehr auf leidenschaftlichen

---

*) Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld.

**) Lamentatio secunda Lützensium. 1633. 4.

***) Fascikel im Pfarrarchiv zu Seebergen bei Gotha.

Genuß des Augenblicks gestellt, unsicher nicht nur vor dem Feind, steigerte nicht nur die Lasterhaftigkeit der Mehrzahl in das Ungeheure, es entwickelte auch Eigenthümliches und Seltsames in Unart, Sitte und Bräuchen. Wer aufmerksam in jene Zeit hineinsieht, der verliert zwar nicht das Grausen über die zahllosen und raffinirten Scheußlichkeiten, welche verübt werden, aber er erkennt auch, daß aus der tiefen Barbarei und Verwüstung der Seelen immer noch einzelne mildere Tugenden aufleuchten und zuweilen eine gesunde unzerstörbare Tüchtigkeit zu Tage kömmt. Der Söldner fühlte, kurze Zeit ausgenommen, keine Begeisterung für die Partei, welcher er grade diente, selbst der Glaube verlor in den wilden Gemüthern viel von seiner Fähigkeit zu erwärmen. Aber den Besseren blieb die eigne Soldatenehre und eine lebhafte Empfindung für die Ehre der Fahne, der sie geschworen hatten, jedem aber der Stolz, daß er als Krieger ein Herr der zerrütteten Welt sei, oft der einzige geistige Besitz, der ihn vom Räuber und Mörder unterschied. Nicht selten wechselte der Krieger seine Fahne, freiwillig oder gezwungen, aber auch im letztern Fall war er dem neuen Kriegsherrn zuweilen treu und zuverlässig. Die Achtung seiner Kameraden erwarb er nur, wenn er ein ehrlicher Soldat und kein „Hundsfott" war, schnell bildete sich ein eigenthümlicher Codex der Soldatenehre aus, der eine wenn auch verkümmerte Sittlichkeit rettete. Von der guten Laune, welche das Gefühl einer souveränen Herrschaft über Bürger und Bauer gab, sind uns nur wenig Reste geblieben. Die zahlreichen Soldatenlieder, welche in den Lagern selbst entstanden, sind bis auf dürftige Trümmer verklungen.*) Aber sprichwörtliche Redensarten drücken oft genug dieselbe Stimmung aus, welche Schillers Reiterlied idealisirt: „der scharfe Säbel ist mein Acker, und Beute machen ist mein Pflug." „Die Erde ist mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben."**) Sobald ein Soldat wird geboren, sind ihm drei Bauern auserkoren. Der erste, der ihn ernährt, der andere, der ihm ein schönes Weib beschert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt.***)

Daß die Sinnlichkeit in der Regel zügellos und ohne Scham war, wird man voraussetzen, die Völlerei, das alte deutsche Laster, beherrschte Offiziere wie Gemeine. Das Tabakrauchen und -kauen, oder wie man damals sagte: Tabaktrinken, -essen und -schnupfen verbreitete sich schnell in allen Heeren, und die Wachtstuben wurden dem Nichtraucher ein beschwerlicher Aufenthalt. Dieser Brauch, im Anfang des Krieges durch die Holländer und englische Hilfstruppen zu den deutschen Soldaten gekommen, war am Ende des Kriegs so ge-

---

*) Es ist charakteristisch, daß eines der besten (Simplicissimus I, 2. 23.) die „Müllerflöhe" besingt, damals eine allgemeine Plage der Heere.

**) Philander von Sittewaldt, Gesicht vom Soldatenleben.

***) Grimmelshausen, Seltsamer Springinsfeld.

wöhnlich, daß in jedem Bauerhaus eine Pfeife zu finden war, daß die Lehrjungen und von zehn Tagelöhnern neun während der Arbeit rauchten.*)

Auch die deutsche Sprache verwilderte in den Heeren, bald war es den Gemeinen modisch, italienische und französische Wörter einzumischen, sogar die Ungarn, Kroaten und Czechen bereicherten den Sprachschatz, sie ließen uns außer ihrer „Karbatsche" und ähnlichem, zumeist volltönende Flüche. Den frommen Theologen waren die Soldatenflüche ein besonderer Greuel; so oft ein Soldatenmund sich öffnete, flogen die „Potz" und „Pieu", rücksichtsvolle Entstellungen des göttlichen Namens, — unaufhaltsam heraus. Mit großer Betrübniß hat Moscherosch einige der ärgerlichsten Fluchreden verzeichnet: „Potzhunderttausend Sack voll Enten", „daß dich der Donner und der Hagel miteinander erschlage", „fort ihr Hundertsappermentsbluthunde", „sauf daß dir das höllische Feuer in den Hals fahre". — Aber nicht nur solche Verbrämungen kräftiger Rede füllten die Unterhaltung, auch das Rothwelsch wurde Gemeingut der Heere. Zwar nicht zuerst in dem großen Kriege, schon lange vorher hatten die entlassenen Landsknechte als „Gartbrüder" und Mitglieder der Bettlerinnung Künste und Sprache der Fahrenden gelernt; schon vor dem Kriege hieß ihnen das Huhn „Stier", die Ente „deutscher Herr", die Gans ein „Strohbutz;" einen Strohbutz verhören, bedeutete eine Gans fangen. Jetzt aber wurde die „Feldsprache" nicht nur ein bequemes Hilfsmittel für den geheimen Verkehr mit dem schlechten Gesindel, welches den Heeren folgte, mit Räubern von Handwerk, jüdischen Händlern und Zigeunern, es gab auch ein Ansehn am Lagerfeuer, die geheimnißvollen Wörter umherzuwälzen. Einzelne Ausdrücke der Feldsprache sind damals ins Volk übergegangen, andere wurden durch verlaufene Studenten in die Trinkstuben der Universitäten getragen.**)

Bei den täglichen Händeln bildete sich das „Cartell" für Duelle mit vielen Ehrenpunkten auch unter den gemeinen Soldaten aus. Zweikämpfe waren streng verboten, Gustav Adolph strafte sie selbst an höhern Offizieren mit dem Tode; aber kein Gesetz vermochte sie zu unterdrücken. Wenn die Streitenden vor dem großen Kriege mit dem Ausfechten der Ehrensache gewartet hatten,

---

*) Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram II.

**) Dionys Klein, Kriegsinstitution. 1598. 8. gibt Seite 288 eine Probe von dem Rothwelsch der Landsknechte. Welch Leninger (Landsknecht) die Hautzen und Häutzin (Bauer und Bäuerin) zum besten anstoßen (schätzen) kann und weiß sie mit gevopten (unwahren) oder gehockten (gelognen) Barlen (Worten) zu vermanen (bedrängen), item verlunscht (versteht) sich recht auf das Reckhediß (Instrument zum Hühnerfangen) und ist rund und fertig zum Robora zopfen oder genfen (zugreifen oder stehlen), der soll tags ein Hellerrichter oder Stettinger (Gulden) zum Solde haben. Aber wieviel geschieht es, daß sie sich übern Braithart oder Glenß alchen (über das weite Feld flüchten müssen), wie denn auch deren viel mit dem Pfeil erschossen werden, daran man die Kühe bindet (gehenkt werden).

bis das Fähnlein abgerissen war, so hörte auch diese Rücksicht auf, höchstens begab man sich an eine entlegene Stelle außerhalb des Lagers und Quartiers. Der Herausforderer warf nach altem Brauch seinen Handschuh hin, nach dem Zweikampf wurde derselbe von dem Geforderten oder dessen Helfern zurückgegeben, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht sei. Die Duellanten fochten allein, oder mit zwei oder drei Secundanten, auch ein Unparteiischer ward gewählt; vor dem Kampf gelobten einander die Parteien mit Hand und Mund nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampf den fechtenden Kameraden zu helfen, noch sie zu rächen, die Duellanten gaben einander die Hände, und verziehen im voraus jeder dem andern seinen Tod. Man focht zu Pferde oder zu Fuß, mit Feuerwehr, Pistole oder Degen, beim Gefecht galt auch Ringen oder Niederwerfen, der Stich in den Rücken war von zweifelhafter Anständigkeit. Wer Händel suchte, hatte die Aufgabe, vorher geschickt den Gegner zu schrauben. *)

Dem Feind gegenüber herrschte milder Kriegsbrauch und einige Courtoisie. Da es so gewöhnlich war, die Partei zu wechseln, bildete sich bei den Soldaten ein Corporationsgefühl aus, welches auch den Feind umfaßte. Die Heere kannten einander ziemlich genau, nicht nur Charakter der Oberoffiziere, auch ältere Soldaten waren den Truppen am Rhein und Lech bekannt, wie den Lagern an der Elbe und Oder; jeden Tag konnte man erwarten, in den feindlichen Reihen einen alten Kameraden zu sehen oder zum Zeltgenossen einen frühern Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, das Quartier, gegeben, oft angeboten. Nur wer gegen Kriegsbrauch gekämpft hatte, oder im Verdacht stand, Teufelskünste zu brauchen, mußte, auch wenn er bat, erschlagen werden. Zwischen dem honetten Sieger und Besiegten ward Cartell geschlossen, der Sieger versprach zu schützen, der Gefangene nicht zu fliehen. Dem Besiegten ward die Waffe, Feldbinde und Hutfeder abgenommen; alles, was er in den Kleidern barg, gehörte dem Sieger, doch wer „holländisches Quartier“ bekam, der behielt alles, was sein Gürtel umschloß, der anständige Gefangene präsentirte selbst, was er in den Taschen hatte. Der Verzweifelte konnte das Quartier aufkündigen, dann wurde er getödtet, wenn er nicht schnell zu entfliehen wußte. Beim Transport wurden gemeine Gefangene je zwei mit einem Arm zusammengebunden und die Nesteln aus den Hosen genommen, daß sie mit der freien Hand die Beinkleider halten mußten. Die Gefangenen konnten gegen Ranzion ausgelöst werden, und dies Lösegeld wurde durch einen Tarif bei den einzelnen Heeren festgesetzt. In der letzten Hälfte des Krieges, wo die Soldaten seltener wurden, steckte man die gemeinen Gefangenen summarisch in das Regiment, oft ohne ihnen Wahl zu lassen. Solche Soldaten galten natürlich für unsicher, sie benutzten

*) Simplicissimus I, 3, 9. und Philander von Sittewaldt, Soldatenleben.

gern die erste Gelegenheit, zu der frühern Fahne zu desertiren, wo sie Dirne, Buben, Beute und rückständigen Sold gelassen hatten. Distinguirte Gefangene wurden zuweilen vom Obersten des Regiments dem gemeinen Soldaten abgekauft; sie wurden im feindlichen Quartier mit Aufmerksamkeit behandelt, fand doch fast jeder Bekannte oder gar Verwandte darin.

Beutemachen war die Hauptfreude des Soldaten, die Beute der unsichere Gewinn, für den er sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen, die traurige Poesie, welche ihn in verzweifelter Lage standhaft erhielt. Der Sold war bescheiden, die Zahlung unsicher, die Beute verhieß Wein, Spiel, eine schmucke Dirne, ein goldverbrämtes Kleid mit einem Federbusch, ein oder zwei Pferde, die Aussicht auf größere Bedeutung in der Compagnie und auf Avancement; Eitelkeit, Genußsucht und Ehrgeiz entwickelten diese Sehnsucht zu einer gefährlichen Krankheit der Heere.

Mehr als einmal wurde der Erfolg einer Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten sich zu früh der Plünderung überließen. Zuweilen gelang es Einzelnen, große Beute zu machen, das Gewonnene wurde fast immer in wüster Schwelgerei verthan, nach dem Soldatensprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren." Der Ruf solcher Glücksfälle ging durch alle Heere. Zuweilen bekam den glücklichen Findern ihr Gewinn schlecht.*) In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man sprach von 30,000 Ducaten, gewonnen und sogleich wieder im Würfelspiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm gesagt: „Du hättest mit diesem Geld dein Lebtag wie ein Herr leben können, da du dir aber selbst nicht zu nützen verstehst, so kann ich nicht einsehen, was du meinem Kaiser nützen sollst." Noch am Ende des Krieges hatte einer von Königsmarks Truppe in der Kleinseite von Prag eine ähnliche Summe erbeutet und auf einem Sitz wieder verspielt. Königsmark wollte ihn ebenfalls expediren, der Soldat rettete sich durch die unerschrockene Antwort: es wäre unbillig, wenn Ew. Excellenz mich um dieses Verlustes willen aufhängen ließen, da ich Hoffnung habe, in der Altstadt noch größere Beute zu erhalten. Diese Antwort wurde für ein gutes Omen gehalten. Bei der bairischen Armada wurde im Holtzischen Fußregiment ein Soldat durch gleichen Glücksfall berühmt. Er war längere Zeit Musketier gewesen, kurz vor dem Frieden war er zur Pike heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd hing ihm hinten und vorn zu den zerrissenen Hosen heraus. Dieser Gesell hatte im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Dublonen erbeutet, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, staffirte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehre Kutscher, Lakaien, Pagen und einen Kammer-

*) Grimmelshausen, Springinsfeld.

diener in schöner Livree, und nannte sich selbst mit düsterem Humor Oberst Lumpus. So reiste er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holtz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirth viel von Reichthum und Qualitäten des Oberst Lumpus, und konnte sich doch nicht erinnern, jemals unter den Cavalieren des römischen Reichs oder unter den Soldaten von Fortun diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, den Fremden zum Abendessen einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Confect in einer Schüssel 500 neue französische Pistolen und eine Kette von 100 Ducaten Werth auftragen, und sagte dabei zum General: „mit diesem Tractament wollen Ew. Excellenz vorlieb nehmen, und meiner dabei bestens gedenken." Der v. Holtz sträubte sich ein wenig, aber der freigebige Oberst drängte mit den Worten, „bald wird die Zeit kommen, wo Ew. Excellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt, denn ich hoffe alsdann von Ew. Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll." Darauf acceptirte der v. Holtz nach damaliger Sitte Kette und Geld mit courtoisen Promessen, solches vorkommendenfalls zu remeritiren. Der General reiste ab, der falsche Oberst lebte fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldateska ihm zu Ehren ins Gewehr, dann warf er ihr ein Dutzend Thaler zu. Sechs Wochen darauf war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank alles. Die Diener entliefen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein schlechtes Kleid, und keinen Pfennig darin. Da schenkte ihm der Wirth, der viel an ihm gewonnen, funfzig Thaler Reisegeld, der Oberst aber verweilte, bis auch das verzehrt war; wieder gab ihm der Wirth zehn Thaler als Zehrgeld; der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld sein solle, wolle er es lieber bei ihm, als bei einem andern verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch fünf Thaler und verbot seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittirte er das Wirthshaus und ging in das nächste, wo er auch die fünf Thaler in Bier vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor, und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem scharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte sein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zu Muthe sei, dazu habe er seine Beute benutzt.

In den ungarischen Kriegen war Gesetz gewesen, die Beute gemeinsam zu vertheilen, bald kam das ab. Doch fand der glückliche Gewinner rathsam, den Offizieren seiner Compagnie einen Antheil zu gönnen. Dies gemeinsame

Interesse am Gewinn, so wie die Nothwendigkeit, sich durch Requisition in entfernten Gegenden zu erhalten, entwickelte den Parteigängerdienst zu großer Vollkommenheit. Es gab nicht nur ganze Truppentheile, welche bei den Armeen den Dienst der Streifcorps verrichteten, z. B. Holk bei der kaiserlichen, auch die einzelnen Compagnieführer wählten die gewandtesten Leute zu diesem gewinnreichen Geschäft. Das „Parteimachen" — der Auszug zu einer geheimen Expedition — mußte in ungerader Zahl geschehen, wenn es Glück bringen sollte. Solche Parteien schlichen sich tief in das Land hinein, das Haus eines reichen Mannes zu plündern, eine kleine Stadt zu überfallen, Waaren- oder Geldtransporte aufzufangen, Vieh und Lebensmittel heranzuführen. Mit feindlichen Streifcorps in der Nähe ward zuweilen ein Abkommen getroffen, was im gemeinsamen Bereich zu schonen sei. Jede Art von List ward bei solchen Zügen geübt, man wußte den Knall des schweren Geschützes hervorzubringen, indem man Handgewehre mit doppelter Ladung durch eine leere Tonne schoß, man benutzte Schuhe mit verkehrten Sohlen, ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt anschlagen, den gestohlenen Kühen wurden Schuhe übergezogen, den Schweinen im Futter ein Schwamm eingegeben, an welchem ein Bindfaden befestigt war. Die Soldaten verkleideten sich in Bauern, in Frauen, und bezahlten unter den Bürgern und Landleuten der Umgegend Spione, Boten, liefen mit Kundschafterzetteln, die in der Lagersprache „Feldtauben" hießen, hin und her, sie trugen ihre Briefe als Kügelchen zusammengerollt im Ohr, banden sie in das Haar zottiger Hunde, drückten sie in eine Erdscholle oder nähten sie mit grüner Seide zwischen die Blätter eines Eichenzweigs, um sie in der Noth ohne Verdacht wegzuwerfen.*) Die Zettel waren in Rothwelsch oder Kauderwelsch geschrieben, mit fremden Lettern, wenn verlaufene Studenten bei der Compagnie waren, vielleicht gar französisch mit griechischen Buchstaben; man übte sich zu solchem Zweck in einfacher Geheimschrift, indem man die Buchstaben der Wörter verstellte, oder verabredete, daß in jedem Worte nur der mittlere Buchstabe gelten sollte, u. s. w.**) Leicht war der Uebergang von solchem Parteigängerdienst zum unehrenhaften Lungern des Marodeurs und Freibeuters. In der ersten Hälfte des Krieges war ein neugeworbenes Regiment des Grafen Marode***) durch angestrengte Märsche und schlechte Verpflegung so heruntergekommen, daß es kaum seine Fahnenwache besetzen konnte, es löste sich auf dem Marsche fast ganz in Nachzügler auf, die an den Zäunen und Hecken lagen, mit defecten Waffen und ohne Ordnung um die Armee herumschlichen. Seit der Zeit wurden die Nachzügler, welche der Soldatenwitz vorher Saufänger und Immenschneider (Drohnen) genannt hatte, als „Marode-

*) Philander v. Sittewaldt, Soldatenleben.

**) Moscherosch und Grimmelshausen a. v. O.

***) Simplicissimus I. 4. 13. — Wenigstens ist das die gewöhnliche Erklärung des Worts

brüder" bezeichnet. Nach verlorenen Schlachten, bei schlechter Verpflegung wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Leichtverwundete Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, gesellten sich zu ihnen und es war der damaligen Kriegszucht unmöglich, sie zu bannen. Sie stahlen Soldatenpferde von der Weide und aus den Quartieren, minirten bei Nacht die Zelte, und zwackten hervor, was sich greifen ließ, sie lauerten an Engpässen auf die Felleisen, welche die letzten Weiber des Trosses auf Pferden und Wagen mit sich führten.

Die Zuchtlosesten verließen dann wol ganz den Pfad ihres Heeres, lebten als Schnapphähne, Heckenbrüder, Waldfischer auf eigne Faust, bald im Kampfe bald im Bunde mit verwilderten Landleuten, welche ein ähnliches Gewerbe trieben. Leicht war der Verkauf des gestohlenen Gutes, die jüdischen Hehler und Käufer frugen nur, was die Waare gewesen sei, ob kaiserlich, ob schwedisch, ob hessisch, um beim Verkauf den frühern Eigenthümer zu meiden. Vergeblich waren nach dem Ende des Krieges die Bemühungen der Landesherrn, die großen Räuberbanden zu vernichten, sie haben in einer gewissen Continuität bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gedauert.

Ein breiter Strom von Aberglauben flutet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzt er sich fast unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wissen über ihn legt, und nur leise tönt dem Gebildeten sein Rauschen ins Ohr. Zuweilen erweitert die kranke Laune einer Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpfe, erstaunt sehen wir dann die entstellten Trümmer uralter Culturzustände obenauf schwimmen. Dann scheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergessen war. Auch das Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigenthümlichem Aberglauben lebendig gemacht, der zum Theil noch heut dauert; es lohnt bei dieser charakteristischen Erscheinung zu verweilen.

Der Glaube, daß man den Leib gegen das Geschoß der Feinde verfesten, und wieder, daß man die eignen Waffen durch Zauber jedem Feind tödtlich machen könne, ist älter, als das geschichtliche Leben der germanischen Völker. Aber schon in den frühsten Zeiten hängt etwas Unheimliches an solcher Kunst, sie wird leicht dem Gefeiten selbst zum Verhängniß. Die Unverwundbarkeit ist nicht unbedingt und gegen den Zauber der treffenden Waffe gibt es einen Gegenzauber, der stärker sein mag. Schon Achill hatte eine Zehe, die nicht gefeit war; der nordische Gott Baldur konnte durch keine Waffe verletzt werden, aber der Mistelzweig, den ein Blinder bewegte, tödtete ihn; Siegfried hatte eine offene Stelle zwischen den Schultern, dieselbe Stelle, welche auch den Soldaten des dreißigjährigen Krieges für offen galt.*) In zahlreichen nordischen Sagen wird von Waffenzauber berichtet. Das Schwert, die edelste

*) Königl. schwedischer Victorischlüssel 1632. (v. O.) 4° 24 S.

Waffe des Helden, wurde gern als lebendes Wesen aufgefaßt, als tödtende Schlange oder vertilgender Brand, wenn es zersprang, so „starb" es dem nordischen Dichter. Schwerter, welche Zwerge geschmiedet hatten, konnten nicht bezaubert werden, wol aber war in ihnen ein tödtender Zauber verborgen, so mußte das Schwert Hagens, des Vaters von Hilde, eines Menschen Tod sein, wenn es aus der Scheide gezogen wurde; in Griff und Klinge der Schwerter wurden Zauberrunen geritzt. Und auch der Glaube blühte schon in der nordischen Heidenzeit, daß die beste Waffe gegen hiebfeste Kämpfer und Zauberer die Kolbe oder Holzkeule sei.*) Zuverlässig galten schon im deutschen Heidenthum solche Zaubermittel für finstere Nachthilfe, von Vermessenen eifrig begehrt, von wackeren Kriegsmännern gemieden, eine verhängnißvolle Gabe für die Helden der epischen Dichtung. Den neuen Christen wurde der Teufel die dunkle Macht, welche solchen verderblichen Schutz gewährte.

♀

Literatur.

Der italienische Krieg 1859, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Erste Abtheilung. Zürich, Fr. Schultheß, 1859. — Eine Darstellung der Vorgänge von Napoleons Neujahrsgruß an den Herrn von Hübner bis zur Schlacht von Montebello. Ob die Meinung des Verfassers, der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich sei der Anfang eines von Napoleon beabsichtigten Weltkriegs zur Unterwerfung der Germanen durch die Romanen und Slaven, und England und Preußen, wenigstens letztere Macht, hätte deshalb Oestreich mit den Waffen unterstützen müssen, das Rechte trifft, wird die Zukunft lehren. Nach dem Frieden scheint es nicht so. Dagegen leuchten die Urtheile Rüstows über das, was auf militärischem Gebiete geschah, über die Thätigkeit der östreichischen Feldherrn und ihrer Gegner durchaus ein. Sehr klar und darum sehr lehrreich ist, was über die Stärke, Eintheilung und Bewaffnung der kämpfenden Parteien, über das Kriegstheater und die Möglichkeiten der Kriegführung bemerkt ist. Allenthalben erkennen wir, daß ein Mann von Fach zu uns spricht. Eine eigentliche Geschichte des kurzen Krieges, die erst geschrieben werden kann, wenn das nöthige Material dazu vorliegt, wird schwerlich zu andern Ergebnissen kommen, als den hier gegebenen. Nach Beendigung des Werks werden wir ausführlicher darüber berichten. —

---

*) K. Weinhold, Altnordisches Leben. Berlin 1856. S. 204.

Lorcks Zeithefte. Unter diesem Titel erschienen in den letzten Wochen zu Leipzig bei C. B. Lorck sechs Abhandlungen über Männer und Fragen des Tages, in welchen der Zeitungsleser das, was zum Verständniß der gegenwärtigen Situation erforderlich ist, mit Geschick zusammengestellt und in lesbarer Sprache vorgetragen findet. Die uns vorliegenden Hefte enthalten: Eine Uebersicht der Ereignisse vom letzten pariser Frieden bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges, ferner eine Charakteristik der Hauptpersönlichkeiten des heutigen Italiens, dann eine Umschau auf dem Kriegstheater in Oberitalien, Charakterschilderungen und Biographien der beiden in Italien kämpfenden Kaiser, ihrer Feldherrn und Staatsmänner, endlich eine historisch-politisch-statistische Skizze des Königreichs Sardinien. Die Hefte werden fortgesetzt, und zwar soll das nächste eine Schilderung des adriatischen Meerbusens und des westlichen Mittelmeers bringen. —

Ein Besuch in San Salvador. Von Dr. A. Bastian. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. Bremen, 1859. Verlag von Heinrich Strack. — Das hier gemeinte San Salvador ist das afrikanische, die Hauptstadt des Königreichs Kongo, von den Einheimischen Ambassee genannt. Hier wurden schon im funfzehnten Jahrhundert die ersten christlichen Kirchen südlich vom Aequator erbaut, und es begann sich ein großes christliches Negerreich zu bilden. Aber dieses glänzende Phänomen verschwand ebenso rasch, als es erschienen war, die Züge der wilden Jagas bewirkten Umwälzungen, Kronprätendenten erhoben sich, das Reich zerfiel, San Salvador lag mehre Jahre wüst, und die Kunde von seiner Existenz ging allmälig fast ganz verloren. Nur selten gelangte in neuerer Zeit ein Reisender hierhin, und so würden die Mittheilungen, die wir hier erhalten, von ungewöhnlichem Werth für den Geographen sein, wenn der Verfasser übersichtlich, klar und verständlich zu schreiben wüßte. Leider versteht er das nicht. Erlebnisse und Lesefrüchte, Reflexion und Polemik gehen an vielen Stellen seines Referats so verworren durcheinander, daß eine genaue Kenntniß des Gegenstandes dazu gehört, um zu wissen, was er will und wo man ist. Daß sich trotzdem manches werthvolle Korn in dem Buche findet, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Der Verfasser würde wohlthun, sich das Material zu weitern Mittheilungen über seine Reisen von kundiger Hand ordnen und feilen zu lassen. —

Von W. Heines Werk „die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk" (Leipzig, H. Costenoble) ist der dritte Band erschienen. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit den Küstengegenden und Inseln des Meeres nördlich von Japan: Ayan, dem Lande der Tschuktschen, dem Amurgebiet, und bringt von hier neben manchem für die Wissenschaft Werthvollen auch manches Unterhaltende. Beigegeben sind zwölf Ansichten in Holzschnitt und Tondruck, drei Karten: nördlicher Ocean mit den Bahnen der Schiffe, das Amurland, Asien und Amerika in gegenseitiger Lage, und sechzehn Tabellen mit Angaben der Course verschiedener Schiffe. Das Werk ist mit diesem Band beschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

1.

Meerfahrt. — Smyrna. — Alexandrien. — Jaffa.

Wenn ein Reisehandbuch des sechzehnten Jahrhunderts Pilgern nach dem heiligen Land unter den Dingen, mit denen sie sich auszurüsten haben, vor allem einen großen Sack voll Geduld ans Herz legt, so gilt das in gewissem Maß noch heute, und zwar zunächst von der Meerfahrt. Es ist wahr, einst bedurfte man mindestens zwei, oft vier, bisweilen sechs Monate, um von Venedig, dem damaligen Einschiffungsort der deutschen Wallfahrer, nach dem Gestade von Jaffa oder Akka zu gelangen, und jetzt legen wir die Strecke in einem Zeitraum zurück, mit dem sich selbst die schnellsten Fahrten der Pilgergaleeren von ehedem kaum vergleichen lassen. Allein in demselben Grade, in welchem der Dampf die Seereise verkürzt hat, ist unser Anspruch auf rasche Beförderung gestiegen, und wenn in andern Fällen der Art Wünsche, die weiter gehen als die Wirklichkeit, Tadel verdienen, so sind sie in dem erwähnten Fall vollkommen berechtigt.

Wir glauben daheim nach einem Vergleich der Landkarte mit der Tabelle der Lloydfahrten, nach welcher Alexandrien in weniger als fünf Tagen erreicht wird, spätestens in zwei weiteren Tagen die Küste Palästinas begrüßen zu können, und siehe da, in Triest sagt man uns, daß die Reise nicht direct über Alexandrien, sondern zunächst auf Syra und Smyrna führt, und daß wir zu der Reise volle zwei Wochen bedürfen. Der schlichte Verstand meint, das sei grade so viel Zeit, als ein Dampfer braucht, um von Bremen nach Neuyork zu gelangen, und eine Wallfahrt von Triest nach Jerusalem über das ägäische und jonische Meer möchte ungefähr ebenso genau den geradesten Weg bezeichnen, als eine Reise von Berlin nach Paris über Sanct Petersburg. Der Verstand der türkischen Regierung aber folgt einmal — wofür wäre sie auch der kranke Mann? — andern Regeln als gesunder Menschenverstand. Die türkischen Hafengesetze legen allen Schiffen, die von Aegypten kommen, eine fünftägige Quarantäne auf, gleichviel, ob die Pest dort herrscht oder nicht, und die europäischen Dampfer könnten sich dem begreiflicherweise nicht unter-

ziehen ohne Schaden zu leiden. Daher der Umweg, die Zickzackreise, die Verzögerung der Ankunft in Palästina um volle sieben Tage. Bitten um Abänderung haben nichts gefruchtet. Die Quarantäneanstalten sind vom Staat verpachtet, also dürfen ihre Einnahmen nicht geschmälert werden. Daß sie, Pestzeiten ausgenommen, überflüssig sind, daß sie den Verkehr stören, daß Zeit Geld ist, geht nicht in einen türkischen Kopf, auch in keinen jungtürkischen.

So hat der Reisende sich zu bescheiden, sich mit der Aussicht zu trösten, daß der Umweg ihn an mancherlei schönen Gegenden vorüberführen wird, und sich für solche Tage, die keine Sehenswürdigkeiten bieten, den Sack mit Geduld handgerecht zu legen, den das alte Reisebuch empfiehlt. Sendet ihm sein guter Stern dazu noch verträgliche Gesellschaft in die Kajüte, gewährt er ihm gelegentlichen Wechsel in der Unterhaltung mit den Gefährten — selbst die besten werden auf der See mitunter ungenießbar — so läßt sichs aushalten, und der Verfasser nachfolgender Mittheilungen hat sogar recht vergnügte Stunden zwischen Himmel und Meer erlebt.

Es war Sonnabend den 9. April d. J. Nachmittags zwei Uhr, als ich auf dem schmucken Eildampfer Kalkutta die Rhede von Triest verließ. Die Reise ließ sich anfangs nicht besonders gut an. Das Wetter trübe, die Luft kalt und feucht, die Bergketten an der Küste von weißlichgrauen Regenwolken umwoben, die Stimmung der Passagiere dem entsprechend: wortkarg, ungesellig, verdrießlich in Erwartung von Gegenwind und Seekrankheit. Erst der Ungarwein der Abendtafel knöpfte dem einen und dem andern den Sinn zu einiger Gesprächigkeit auf.

Der nächste Tag war wenig besser. Der Himmel behielt sein melancholisches Aprilgesicht. Stundenlanger Regen fesselte die Reisenden an die Kajüte, die dadurch eben nicht weniger schwül und dunstig wurde. Indeß lernte man, sich gegenseitig kennen, die Unterhaltung wurde lebhafter, und je nach dem größern oder geringern Interesse, das man aneinander nahm, begannen sich Gruppen vorübergehender Bekanntschaften zu bilden.

Ich fand jetzt, daß wir diesmal ungewöhnlich viele deutsche, wenigstens deutschsprechende Passagiere an Bord hatten. Im Uebrigen war die Gesellschaft in beiden Kajüten ziemlich gemischt. Wir hatten unter uns in einem stattlichen Herrn mit militärischem Schnurrbart den östreichischen Generalconsul Pizzamano von Jerusalem, in einem Schwarzrock mit lichtblonden Haaren und glattrasirtem Gesicht einen norwegischen Geistlichen, in einem redseligen Ungarn mit italienischem Namen den zukünftigen Kanzler des k. k. Consulats in Smyrna; ferner einen englischen Kaufmann von Korfu und einige Griechen von Syra, zwei danziger Juden, die des Bernsteinhandels wegen nach Konstantinopel gingen, einen Berliner, der nach Athen wollte, um, wie er sagte, bei Hofe gymnastische Curen vorzunehmen, endlich zwei deutschredende türkische Offiziere,

die nach längerm Aufenthalt in Oestreich heimbeordert worden waren. Die schönere Hälfte der Menschheit war durch die Gemahlin, die Schwester und das Töchterchen des Generalconsuls so wie durch die junge Frau des Predigers vertreten.

Daß es bei solcher Zusammensetzung der Gesellschaft für den, der überhaupt Unterhaltung suchte, nicht an dem nöthigen Wechsel im Stoff mangelte, versteht sich von selbst. Vom Generalconsul — er kehrte von einem Besuch in Venedig, seiner Vaterstadt, auf seinen Posten zurück, und da ich ihn dorthin begleiten durfte, werde ich wiederholt auf ihn zurückkommen — erfuhr ich mancherlei Nützliches über die Stimmung des venetianischen Adels in Bezug auf die damals näherrückende Entscheidung der italienischen Frage, über die Ansichten, welche in den Kreisen der höhern östreichischen Bureaukratie über Preußen gehegt wurden, und ähnliche hier nicht weiter zu erörternde Dinge. Seine Gemahlin hatte die Güte, mir die etwa noch vorhandenen Illusionen in Betreff einer besondern Heiligkeit Jerusalems und seiner fränkischen Bewohner zu benehmen. Mit dem Norweger, der als Gesandtschaftsprediger nach Stambul ging, sprach ich fleißig die schleswig-holsteinische Frage oder der Abwechslung halber ein und das andre Capitel der Dogmatik durch, wobei Erinnerungen an alte Collegienhefte und Examenarbeiten gute Dienste leisteten. Der Kanzler erzählte, so oft ichs hören mochte, von den Heldenthaten, die er als Student während der wiener Revolution gethan, von Abenteuern mit triester Capitänsfrauen, von denen der kleine Herr nicht weniger als vier auf einmal mit seiner Liebe getröstet haben wollte, von glänzenden Aussichten, die er gehabt, schweren Verfolgungen, die er erlitten, und andern glaublichen und unglaublichen Ereignissen eines vielbewegten Lebens. Der Gymnastiker frischte in meinem Gedächtniß das Bild von Athen auf. Die türkischen Offiziere, Patenttürken mit feintuchnen Uniformen, wohlgepflegten Bärten und einer leidlichen Korporalsbildung, wußten über Pferde und Mädchen, über Meerschaumpfeifen, Bernsteinspitzen und Jasminrohre verständige Auskunft zu geben. Auch die Juden trugen in ihrer Art zur Unterhaltung bei, zumal als der Wind ihnen die Seekrankheit zuwehte. Die Frau des Geistlichen konnte, da sie nur ihr heimathliches Dänisch verstand, ihr Theil zur Belebung des Gesprächs nicht abtragen, indeß erlitten wir dadurch am Quantum keine Einbuße, da das lebhafte Gemüth der Frau Generalconsulin den Ausfall reichlich deckte. Einige kurzandauernde Stockungen wurden damit ausgefüllt, daß ich dem Töchterchen der Dame Märchen von „Rothkäppchen" und „Fischchen, Fischchen in der See" erzählte, und so gelangten wir am dritten Tag nach Korfu, ohne daß ich von dem mitgenommenen Geduldvorrath viel verbraucht hätte.

Hier bekamen wir in Hassan Pascha, dem Gouverneur von Bosnien,

und dessen Gefolge ein neues Element an Bord. Der Pascha, ein alter Herr mit martialischen Zügen, nahm seinen Platz in der ersten Kajüte, indeß ohne mit uns weintrinkenden und schweinefleischverspeisenden Giaurs zu essen. Seine Leute, großentheils Offiziere, lagerten sich, obwol für sie die zweite Kajüte bezahlt war, zum sichtlichen Verdruß unserer beiden Patenttürken, ohne Ausnahme auf das Verdeck, wo sonst nur das ärmste und niedrigste Volk schläft. Sie mußten indeß am besten wissen, wohin sie gehörten, und bei einem Blick auf ihre Toilette und Lebensweise konnten die bisherigen Insassen der genannten Kajüte sich zu dieser Wahl der Schlafstelle nur Glück wünschen. Ihre Uniformen waren von europäischem Schnitt, und es fehlte daran nicht an Borten- und Streifenbesatz. Aber keiner hatte heile Schuhe aufzuweisen. Bei mehren blickten die nackten Zehen zwischen Sohle und Oberleder durch, bei andern schauten blaue Baumwollenstrümpfe heraus. Keine Hose war ohne Flecke und Flicken, kein Rock, an dem nicht die Näthe gähnten, die Knöpfe zum Theil abgesprungen waren. Einige trugen silberne Fingerringe, einige goldne Uhren, alle schwarzseidne Halstücher, keiner aber ein reines, der eine und der andere überhaupt gar kein Hemd darunter. Ihre Nahrung schien nur in Käse, Brod und rohem Salat zu bestehen, Victualien, die sie in baumwollne Schnupftücher geknüpft mitbrachten. Ihre Säbelscheiden und Sporen waren mit Rost bedeckt, als ob sie eben auf dem Trödel gekauft wären.

Eine Besserung des Wetters glich diese Verschlechterung der Gesellschaft einigermaßen aus. Man hatte sich am nächsten Morgen beim Spaziergang auf dem Verdeck in Acht zu nehmen, daß man nicht die dritte Plage Aegyptens auf die Haut bekam, und um die Lagerstätten der Herren Türken roch man ein starkes Knoblauchsparfüm. Aber wie schön ließ die Sonne Griechenlands, die jetzt die Wolken durchbrochen, die Berge Arkadiens erscheinen, und wie majestätisch blickte einige Stunden später der siebengipfelige Taigetus, zu einem Drittel seiner Höhe noch mit Schnee bedeckt, unten graudunstig, auf die lichtblaue Bucht von Messenien herab! Gegen Abend indeß behauptete der April sein Recht auf wetterwendisches Gebahren. Wir sahen die Wolken sich wieder sammeln, und es erhob sich ein Wind, der, als wir Kap Angelo passirten, zum Sturm wurde. Die Mehrzahl der Passagiere bekam die Seekrankheit, der Held der wiener Revolution sprach von nichts mehr, als von der Möglichkeit, Salzwasser schlucken zu müssen, und das Schiff wurde in der That arg herumgeworfen, so daß auch ich nicht unzufrieden war, als ich, inzwischen schlafen gegangen, endlich an der nachlassenden Bewegung von rechts nach links, die mich mehrmals beinahe aus dem Bett geworfen, inne wurde, daß wir in den Hafen von Syra einliefen.

Früh lagen wir vor den gelben Häusern von Hermopolis. Im Lauf des Vormittags ließ ich mich nach dem eleganten Dampfer Archiduca Mass-

miliano übersetzen, der mich nach Smyrna bringen sollte. Die See war noch immer sehr bewegt, und die vor uns nach Konstantinopel abgehende Kalkutta gab uns durch ihren Kampf mit den Wogen einen Vorgeschmack dessen, was uns erwartete. Um die Eilande neben unserm Wege lagerte dicker grauer Nebel, in dem kaum ihre Umrisse zu erkennen waren, und die schwarzblauen Wellen erhoben ihre weißen Schaumkronen zu so drohender Höhe, daß selbst der eine Schiffslieutenant zweifelte, ob wir die Abfahrt wagen könnten. Der andere meinte wenigstens, dann würden wir einen Nothhafen suchen müssen. Der Capitän aber kehrte sich, als seine Zeit gekommen, nicht an Wind und Nebel; unerschrocken fuhr er, selbst ans Steuerrad tretend, in die dunstverhüllte Straße hinein, die Tinos von Mykonos trennt, und obwol das Rasen des Orkans, als wir den Hafen verlassen, furchtbarer war, als ichs je auf dem atlantischen Meer erlebt, obwol die Seiten des Schiffes von den Schweifen der Wogen wiederholt Schläge bekamen, von denen man hätte glauben sollen, sie müßten ihm Rippen und Rückgrat brechen, sahen wir uns am Morgen ohne Schaden gelitten zu haben auf der Rhede von Chios, deren Umgebung mit ihren schöngeformten Bergen, ihren buntfarbigen zerstreut liegenden Ortschaften und ihren in verschiedene Schattirungen von Grün gekleideten Hainen von Oliven=, Orangen= und Feigenbäumen, Cypressen und Platanen, Mastix= und Mandelsträuchern sich um so anmuthiger ausnahm, als der Nebel der Nacht dem heitersten Himmel gewichen war.

Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir weiter, gegen acht Uhr öffnete sich vor uns die Bai von Smyrna, und bald nach Mittag warf der Massimiliano vor der Königin von Anatolien selbst Anker. Die Bai mit den sie umgebenden Höhenzügen gehört zu den prachtvollsten Küstenbildern der Levante. Die Berge, namentlich die zur Rechten, wo die spitzen Fratelli sich dunkelbewaldet und voll wilder Schluchten mehr als dreitausend Fuß über die See erheben, so wie die im Hintergrunde, wo die kahlen Seiten des schroffen Sipylos uns sonnebeschienen entgegenleuchten und der breithingelagerte Pagos, das Haupt mit einer Burgruine gekrönt, als König dieser stolzen Gipfel auf uns herniederschaut, machen einen überwältigenden Eindruck. Zahlreiche Seitenbuchten bringen Gliederung und Abwechselung in das Panorama. Grüne Strandebenen, auf denen Dörfer und einzelne Häuser mit weißen Wänden und rothen Dächern aus frischen Wiesen und Gebüschen von grauen Oelbäumen, weißlich glitzernden Silberpappeln, schwarzen Cypressen und grünen Orangenbäumen hervorblicken, bilden einen anmuthreichen Saum um die bald dunkelblau, bald weinroth und an den seichten Stellen apfelgrün schimmernde Fläche der Meerflut, die, als wir sie durchfurchten, ruhig wie der Spiegel eines Landsees sich um uns ausbreitete.

Weniger rechtfertigt der Anblick der Stadt selbst den Enthusiasmus, mit

dem die Reisebeschreibungen gewöhnlich von ihr sprechen. Von fern gesehen erscheint sie dem, der sich ihr zur See nähert, als ein schmuzigrothes unregelmäßiges Viereck, welches sich auf der rechten Seite den Berg hinanzieht und hier einige dunkle Striche hat, in denen man später Cypressenhaine erkennt. Nachdem der Ankömmling die flache Landzunge passirt hat, welche das verfallene türkische Fort Sandschak Kalessi trägt, ändert sich das Bild ohne indeß sehr an Gliederung zu gewinnen; auch erscheint die Stadt nicht so groß als sie mit ihren 140,000 Einwohnern wirklich ist. Man erblickt jetzt vor sich hinter den Masten und Raaen der Segelschiffe und den Schornsteinen der Dampfer, welche auf der innern Rhede ankern, einen Halbmond hellfarbiger, meist weiß oder rosenroth getünchter, großentheils mit grünen Sommerläden versehener Häuser, die bis hart ans Ufer reichen, und über deren Ziegeldächern sich hin und wieder Söllerthürmchen, da und dort gekrönte Flaggenstangen von Consulaten, seltener die Wipfel von Bäumen erheben. Gegen die Mitte dieses Stadttheiles hin, in dem wir das Griechen- und Frankenviertel vor uns haben, tauchen zwei von jenen geschmacklosen weißen Kirchthürmen auf, mit denen die Architekten des modernen Hellas beweisen, daß wenigstens sie nichts vom alten geerbt haben, und etwas weiter im Hintergrunde ragt die Kuppel einer neuerbauten armenischen Kirche empor. Die Häuser am Ufer sind ohne Ausnahme einstöckig. Bisweilen wird ihre Reihe von einem hölzernen Schuppen oder Speicher, einer mit grünen Moosflocken bedeckten Landungsbrücke, einem Bretergenist, in dem sich ein Kaffeehaus befindet, unterbrochen. Auf der äußersten Rechten macht sich eine große roth und weiß bemalte Kaserne bemerklich. Auf der äußersten Linken biegt die Bai zu einer schmalen Seitenbucht ein, an deren Ende man ein Dorf mit mehren Landhäusern erblickt. Hinter dem Griechenviertel mit seinen hellen Farben steigen die Gassen des Türken- und Judenquartiers mit ihren düstergefärbten Holzhäusern den Berg hinan. Ueber den dunkelrothen Dächern erheben sich, bald weiß, bald roth und weiß gestreift, die Minarets von Moscheen, hier und dort bringt ein Gärtchen mit grünen Wipfeln Abwechselung in das Einerlei, hier und dort streben Haine pappelhoher Cypressen, mohammedanische Friedhöfe bezeichnend, aus dem Häusergewirr empor. Nachdem die Stadt mit den äußersten Häusern dieses Quartiers etwa den dritten Theil der Höhe des Pagos erklimmt hat, schließt sie mit zwei der größten jener Cypressenhaine ab. Weiter hinauf ist der Berg vollkommen kahl und erst sein Gipfel zeigt in den erwähnten Burgruinen wieder Spuren von Gebäuden.

Ich wiederhole: von der Rhede gesehen gibt Smyrna keinen Anlaß, in Begeisterung über seine besondere Schönheit auszubrechen. Anmuthiger und großartiger erscheint es, von der halben Höhe der Berge im Hintergrund betrachtet, und läßt man von hier das Auge über die ganze Umgebung wan-

dern, über die schöngeschweiften Linien des Strandes, die stolzen Felsgipfel dahinter und den glänzenden Wasserspiegel davor, so wird man, namentlich wenn der Abend seinen violetten Duft über die Bergesflanken, sein dunkelgelbes Licht über den Himmel und seine schwarzblauen Schatten über die Thäler und Schluchten ausgießt, hingerissen werden, auch wenn man schon sehr viel Schönes gesehen hat.

Der Dampfer, der uns nach Jaffa bringen sollte, ging erst in zwei Tagen ab, und so hatte ich hinreichende Gelegenheit, das Innere der Stadt nach verschiedenen Richtungen hin zu durchstreifen. Ich wanderte wiederholt die große Frankenstraße auf und ab, welche, vielfach gewunden und gebrochen, unmittelbar hinter den ersten Häusern am Ufer in der Länge einer Viertelmeile hinläuft, bog dann in das Quartier der Griechen ein, durchzog das der Armenier, kletterte durch das Türkenviertel nach den Friedhöfen hinauf, machte einen Abstecher in die Region der Juden und beschloß den ersten Tag mit einem Besuch der Karavanenbrücke und der nicht weit davon entfernten Eisenbahn. Am zweiten Tage wurde früh der Bazar besucht und später der Gipfel des Pagos bestiegen. Die Abende verbrachte ich in der Gesellschaft angenehmer deutscher Landsleute.

Im Frankenviertel tritt das türkische Element fast bis zum Verschwinden in den Hintergrund, auf weite Strecken kann sich der Fremde in einer italienischen oder griechischen Stadt zu befinden glauben. Nur dann und wann begegnet man einem Orientalen in Turban und Kaftan, selten einer morgenländisch verschleierten Frau, und fast nur die Hamals, die auf breitem Rücken Lasten von unglaublicher Schwere zwischen Speichern und Schiffen hin- und herschleppen, gelegentlich vorbeimarschirende Soldaten des Sultans, an den Ecken stehende Kawaschen mit Halbmondsäbeln erinnern daran, daß man sich nur zwei Tagereisen von Konstantinopel und in Asien befindet. Deutlicher macht sich das Griechenthum bemerkbar, indeß tritt auch dieses, da sich auch hier alle Wohlhabenden und namentlich alle Frauen mehr und mehr fränkisch kleiden, jedes Jahr weiter zurück. Die Straßen haben zum großen Theil französische Namen, einige wurden während des letzten Krieges sogar englisch und deutsch bezeichnet. Die Läden und Kaufgewölbe enthalten lediglich pariser, londoner und wiener Waaren. Allenthalben wird Französisch, Englisch oder Italienisch verstanden. Man trifft Buch- und Kunsthandlungen, Ateliers von Photographen und zahlreiche Apotheken. Die Wohnungen sind in europäischer Weise möblirt, und die Damen, welche in den Abendstunden hier promeniren, wetteifern in ihren Toiletten mit der vornehmen Welt von Paris. Auch an eleganten Equipagen würde es nicht fehlen, wenn das Pflaster nicht allzu schlecht wäre.

Das Griechenquartier, welches den größten Theil der nördlichen Hälfte

Smyrnas einnimmt, hat ebenfalls einen europäischen Anstrich, doch empfindet man bei genauerem Hinsehen hier schon mehr, daß man im Morgenland ist. Wir begegnen hier fast nur schwarzen Augen und Haaren und jener bräunlichen Gesichtsfarbe, mit der die Sonne des Orients auch die schönere Hälfte der Sterblichen — sie ist hier besonders schön — nicht verschont. Wir hören hellenische Laute, sehen häufiger das hohe umgebogene Fez und die schlotterige Pumphose des Inselgriechen und blicken, wo die Hausthür offensteht, durch eine steingetäfelte Halle in ein Gärtchen, in dem um einen Springbrunnen Bäume und Gesträuche des Südens: dunkellaubige Orangen, Cypressen, Oleander und Granaten stehen.

Prosaischer erscheinen die Straßen, in denen die Armenier wohnen. Sie kreuzen sich meist im rechten Winkel und tragen, nach dem letzten großen Brande neu angelegt, das Gepräge des Unfertigen an sich. Die Kuppelkirche dagegen, welche sich in ihrer Mitte erhebt, verdient das Lob geschmackvoller Bauart. Die Quartiere der Türken und Juden — von letztern haben sich gegen 15,000 hier angesiedelt — gewähren mit ihren Gärten und ihren Moscheen nur aus der Ferne einen angenehmen Anblick. In der Nähe sind sie ein Conglomerat liederlich gehaltener Breterbaracken, schmuzstarrender Kaffeehäuser, tiefer Kothlachen und windschiefer gichtbrüchiger Dächer von Pfannenziegeln. Die Moscheen zeigen bisweilen Spuren alter Prachtliebe, schöne Säulengänge und Brunnen, aber die Mehrzahl befindet sich im Verfall, und keine bietet dem, der schon im Orient war, der namentlich bereits Konstantinopel oder Kairo besuchte, etwas Außerordentliches. Sehr schön dagegen sind die Friedhöfe mit ihren Riesencypressen, in deren Schatten Hunderttausende weißer Grabsteine mit buntbemalten Turbanen und goldenen Koransprüchen auf blauem Grunde schimmern.

Noch tiefer in den Orient versetzt ein Besuch der Karavanenbrücke im Nordosten der Stadt. Dieselbe führt über den kleinen Fluß Meles, in dessen Nähe der Ort gezeigt wird, wo die Sage Homer geboren sein läßt. In einem der von hohen Bäumen beschatteten Kaffeehäuser kann man hier bei einem Nargileh bisweilen Hunderte von Kameelen aus dem Innern Kleinasiens vorbeiziehn sehen, und das Gebrüll dieser Steppenthiere, der Staub, den ihre Tritte aufwühlen, die seltsame Tracht ihrer halbwilden Führer, die Musik ihrer Glöckchen, die Begleitung bewaffneter Reiter, die sie umschwärmt, läßt den Beschauer sich weit hinwegträumen von den Grenzen der Civilisation. Und doch ist diese Civilisation so nahe. Keine halbe Stunde von hier fahren ihre Dampfschiffe, und keine tausend Schritt von der Karavanenbrücke baut die englische Speculation eine Eisenbahn, die in wenigen Jahren sich bis ins Herz Anatoliens ausgedehnt haben wird.

Reste des Alterthums hat Smyrna nur wenige aufzuweisen. Die Ru-

inen auf dem Gipfel des Pagos gehören einem Castell an, welches von den Genuesen erbaut wurde. Die Höhle, in welcher Homer seine unsterblichen Gesänge gedichtet haben soll, hat nicht mehr Anspruch auf Echtheit, als andere Höhlen dieser Gegenden. Das alte Smyrna, welches am Nordabhange des Pagos gelegen haben mag, ist bis auf einige unförmliche Steinhaufen und einige Spuren seines Theaters verschwunden. Hier und da im Türkenquartier zeigt man wol auch einen antiken Marmorsarg, der jetzt als Wassertrog dient, eine Metamorphose, auf die unsere Poeten Verse machen mögen.

Der Bazar, zwischen dem griechischen und türkischen Viertel sich erstreckend, kann dem, der Konstantinopel noch nicht gesehen, durch seine große Ausdehnung und die bunte Fülle seiner Waaren imponiren, aber nur einige seiner Abtheilungen haben noch ihre frühere streng morgenländische Physiognomie, in vielen halten Europäer feil, in den meisten überwiegen Fabrikate, die wir auch auf unsern Jahrmärkten und Messen antreffen.

Der Ton in den fränkischen und griechischen Kreisen ist gutem Vernehmen nach nicht der Art, daß eine Familie mit deutscher Bildung sich hier wohl fühlen könnte. Smyrna ist vorwiegend Handelsstadt, und so werden die jungen Leute fast nur für den Erwerb erzogen, die Knaben für den Erwerb von Geld und Gut, die Mädchen für den Erwerb einer Versorgung durch die Ehe. Man lernt rechnen und gefallen. Bildung des Herzens und des Geschmacks ist Nebensache. In den Schulen wird außer den Elementargegenständen englisch und französisch Parliren gelehrt und zum Ueberfluß etwas Pianofortespiel, welches seit einigen Jahren in die Mode gekommen ist. Nur das von den deutschen Diakonissinnen geleitete Institut, welches sich trotz mancher Anfeindungen des besten Gedeihens erfreut und sowol seiner in der That prachtvollen Einrichtung als seines verständigen Schulplans wegen zu den besten Erziehungsanstalten der Levante gehört, macht davon eine rühmliche Ausnahme. Von den Griechen wurde gerühmt, daß sie durchschnittlich schöne Talente zeigten, und man sieht in der That unter den jungen Leuten auffallend viele intelligente Gesichter. Dennoch ist ihre Bildung in der Regel mangelhaft, Vorurtheil und Aberglaube überall in Schwang. Quacksalber finden selbst unter den Vornehmsten ihre Rechnung. Bücher scheinen nur so lange gelesen zu werden, als man ihrer bedarf, um eine Stelle zu bekommen. Die Musik beschränkt sich auf das Abklimpern von Piecen aus Verdischen Opern. Von einer Unterhaltung, wie sie unsere geselligen Zusammenkünfte verschönert und veredelt, ist in Smyrna kaum die Rede. Man sitzt sich entweder steif gegenüber oder tauscht den gewöhnlichsten Klatsch, die abgegriffensten Gemeinplätze aus. Einige Deutsche haben sich zu einem Gesangverein zusammengethan, er scheint aber noch nicht recht gedeihen zu wollen, andere Vereine haben nur die Interessen der Kaufleute im Auge, und so ist ein Mann

von Bildung auf seine Stube, seine Bücher und etwaige Ausflüge in die schöne Umgebung beschränkt.

Am 16. begaben wir uns auf den Lloyddampfer Imperatrice, um zunächst nach Alexandrien und von dort nach Jaffa zu fahren. Die Seeleute erwarteten abermals Sturm, und in den ersten Stunden der Fahrt schienen sich ihre Prophezeihungen bestätigen zu wollen. Nachdem wir aber die Meerenge zwischen Chios und dem asiatischen Festland verlassen, klärte sich der Himmel auf, und wir erfreuten uns fortan des ruhigsten, heitersten Wetters. Bald hatten wir Samos und Nikaria, bald auch in dem vielgezackten Patmos die letzte Insel des Archipelagos hinter uns, und schon am 19. früh wurde die Küste Aegyptens sichtbar. In der Zwischenzeit sahen wir nur Himmel und Wasser.

Die Gesellschaft in der ersten Kajüte bestand jetzt außer den Schiffsoffizieren, dem Generalconsul, seiner Familie und mir, nur aus einem türkischen Oberarzt, der nach Alexandrien ging, um die obenerwähnte Quarantänefrage zu untersuchen, und einem griechischen Kaufmann, der sich nach Marseille begab. Interessanter war ein aus vier jungen Damen bestehendes Harem, welches ein Gemach neben der Treppe innehatte. Man soll nicht nach den türkischen Frauen sehen, man thuts aber doch, und da die hier in Rede stehenden nichts dagegen hatten, so sah ich sie trotz der Wachsamkeit ihres Begleiters mehrmals unverschleiert. Indeß lohnte sich die Mühe nicht sehr. Es waren kleine, sehr volle Geschöpfe mit großen, schöngeschnittenen, aber ziemlich einfältig blickenden Augen und einer eignen wächsernen Gesichtsfarbe. Sie kamen die ganze Zeit nicht aus ihrer Kammer und schienen ihre Tage mit nichts als Tschibbukrauchen und Confectessen zu verbringen.

Noch mehr Unterhaltung gewährte das Stück Orient, welches sich auf das Kajütendach gelagert hatte. Die Lloydschiffe, welche die Küsten Kleinasiens und Syriens befahren, haben für diese Passagiere eine besondere Einrichtung. Die eine Hälfte des Hinterdecks wird durch eine Schranke von der andern, die zum Spaziergang der übrigen Reisenden bestimmt ist, abgesperrt, und durch ein darüber gespanntes Segel in ein niedriges Zelt verwandelt, welches durch eine andere Schranke in eine Abtheilung für Männer und eine für Frauen getrennt ist. Hier sahen wir nun so ziemlich alle Trachten und Physiognomien des westlichen Morgenlandes: Türkinnen mit dem weißen Kopfschleier, der in der Form Aehnlichkeit mit einem halbgeschlossenen Ritterhelm hat, mit hellfarbigen Mänteln und gelben Lederstrümpfen, Negerinnen in weißen oder feuerrothen Ueberwürfen, Syrer mit unförmlich großen Turbanen und kameelhärenen buntgestickten Regenmänteln, Pilger aus Rumelien in lichtbraunen Jacken und weiten Kniehosen, Arnauten, Griechen und Armenier, Kurden und Perser in spitzen Lammfellmützen. Seltsam nahm sich neben der phantastischen Pracht

der Leibbinden, Talare und Turbane, der silberbeschlagenen Pistolen, Säbel und Yataghane, der mit Sternen und Blumen gezierten Reitpolster, Bettdecken und Satteltaschen, der Teppiche und Säcke, der philisterhafte rothbaumwollne Regenschirm aus, unter dem der eine und der andere Muselmann seine Pfeife rauchte, ebenso eigenthümlich das blaugedruckte Taschentuch, mit dem dieser und jener bezeugte, daß auch an ihm die abendländische Cultur gearbeitet. Einen guten Eindruck machte die Gefälligkeit, mit welcher die Männer für die Bedürfnisse ihrer Frauen sorgten, und sehr würdevoll und feierlich sah es aus, wenn sie, sobald die Stunde zum Gebet gekommen war, mit ihren Taschencompassen die Richtung von Mekka suchten, ihre Mäntel vor sich ausbreiteten, die Schuhe auszogen und zuerst in der Stellung Mosis, als er das Volk segnete, dann gebeugt, dann knieend und zuletzt mit der Stirn am Boden unbekümmert um die Ungläubigen ihre Andacht verrichteten. Ich hatte Araber in Aegypten mitten in der grünen Saat dasselbe thun sehen, hier auf der See erschien mir der fromme Gebrauch noch erbaulicher und rührender, und unwillkürlich legte ich die Cigarre weg, wenn ich bemerkte, daß sie ihre Vorbereitungen trafen.

Es waren schöne Abende, wenn die Moslemin ihr Gebet vollendet und ich dann sinnend und träumend auf dem Deck saß und die Sonne sinken sah. Ich schloß die Augen, hörte das leise Rauschen des Meeres, das Arbeiten des Schaufelrades, das Knistern und Knacken des Schiffsgebälkes und dachte an die ferne Heimath, wo ein Bach auch so rauschte, ein Mühlrad auch so ging. Und öffnete ich dann die Augen, so war auch der Himmel mit den deutschen Sternen da, der Bär und der Orion mit seinem Gürtel, der Abendstern und die Plejaden, und ich ging im Geiste unter ihnen hin mit den Freunden, bis sie versanken und der aufsteigende Mond mir verkündete, daß es Zeit sei, Ruhe zu suchen.

Am 19. Morgens sieben Uhr zeigte sich endlich am Horizont das niedrige Gestade von Aegypten und der Leuchtthurm von Alexandrien, und bald nachher waren auch die Säule des Pompejus, die Nadel der Kleopatra und mehre Minarets zu erkennen. Das bunte Volk unter dem Zelt des Verdecks regte sich, schnürte sein Bündel und thürmte Haufen von gestickten Säcken und Bastkörben auf, der Landung gewärtig. Alles freute sich des nahen Gestades. Nur wir Jerusalemspilger nicht, da uns die Vorschriften der Quarantäne in Syrien das Betreten ägyptischen Bodens versagten.

Die Stadt wurde immer deutlicher. Ich erkannte das grüne Wächterhäuschen auf der Spitze des Leuchtthurms. Der arabische Lootse kam an Bord, und wir schwenkten in die Bucht ein, welche von der Landzunge mit dem Pharus gebildet wird. Rechts erschien das wohlbekannte gelbe baumlose Ufer mit den zahllosen Windmühlen, dem verlassenen Kuppelpalast und dem

röthlichen Dunst der Wüste dahinter, rechts das große weiße Schloß des Vicekönigs und die ebenfalls weiße Stadt hinter dem Gewirr schwarzer Schiffe. Auf der innern Rhede angelangt, warfen wir, wie vor zwei Jahren, nicht fern von einigen alten Linienschiffen Anker, die, abgetakelt und zum Theil schon von ihrer Plankenbekleidung entblößt, mit offenliegenden Rippen und hohlen Lukenaugen wie Leichen eines anatomischen Theaters in die Rhede hinausstarren. Massen von Booten, gerudert von halbnackten Burschen, gelben Semiten und schwarzen Negergesichtern, umringten uns. In arabischen Gurgeltönen wurde nach Passagieren heraufgeschrien, in denselben Lauten von oben geantwortet, und als wir Pratica bekommen, strömte wie eine große Maskerade der bunte Haufe unsrer orientalischen Reisegefährten mit seinem bunten Gepäck die Falltreppe an der Seite des Schiffes hinab in die Barken.

Wir übrigen blieben unter der gelben Contumazflagge, bewacht von ägyptischen Soldaten zurück und hatten nun zwei volle Tage Zeit, uns die Einzelnheiten des uns zugekehrten Theils der Stadt einzuprägen, die tantalische Qual, am Lande zu sein und das Land nicht genießen zu können, gründlich durchzukosten und nebenbei über die eigenthümliche Weise zu philosophiren, mit der man hier die Quarantänegesetze handhabt.

Der erste Blick schon auf Alexandrien zeigt, daß man sich in einer völlig andern Region befindet, als in Smyrna. Wir sind in der Südhälfte des türkischen Reichs, die etwa so weit reicht, als die arabische Sprache und Sitte, und die sich in ihrer ganzen Physiognomie fast ebenso auffallend von der nördlichen unterscheidet, wie diese von fränkischem Land und Leben. Zunächst ist in Aegypten und Syrien das Licht ein anderes, weißeres, und infolge dessen sind auch die Grund- und Hauptfarben der Gegenden andere, die Grundfarben, das heißt die, mit welchem sich das Land dem Gedächtniß einprägt, die Farbenschattirungen, in die wir das Bild gekleidet sehen, wenn es die Phantasie daheim in träumerischer Erinnerung vor uns wieder auftauchen läßt. Jeder Theil hat in solchen Augenblicken innerer Reproduction gleichsam sein verschieden gefärbtes Glas, durch das wir ihn sehen. So erscheint mir die Nordhälfte, wo sie eben ist, grün, wo sie Berge hat, mit violettem Licht übergossen, während ich mir Aegypten nach jenem Gesammtcharakter seines Colorits nie anders als gelblichroth vorstellen kann. Syrien schillert in den Farben beider. An seine Gestade hat der Nil mit seinem Sande, der bis nach Beirut hinauf Dünen bildet, auch seine Farben gespült. Das Colorit seiner Berge dagegen ist dem der Berge von Anatolien ähnlich. Aber seine Sonne ist die Sonne Aegyptens.

Sodann ist das Bestimmende im Süden die Wüste mit ihrem Sand und ihrer Wasserarmuth, das Bestimmende im Norden, so weit sichs um die Küstenstriche handelt, von denen hier allein die Rede ist, das Meer mit seinen Buchten

und Inseln. Ferner ist die Vegetation in einem wesentlichen Punkte eine verschiedene: während im Norden Oelbaum und Cypresse die charakteristischen Bäume sind, bestimmt im Süden, namentlich in Aegypten, die Palme den Charakter der Landschaft.

Wie das Land, so die Leute. Während man im Norden, dem türkisch-griechischen Theil, vorwiegend, in vielen Orten ausschließlich, hölzernen Häusern mit verschieden gefärbten Wänden und schrägen rothen Ziegeldächern begegnet, ist das Haus des Aegypters und Syrers von Stein, seine Wand ungetüncht und darum weißlich oder gelblichgrau, sein Dach platt. Während somit eine türkische Stadt schon in weiter Ferne aus der Landschaft heraustritt, ist eine arabische erst beim Näherkommen von der Wüste, die sie umgibt, von den Felsen, an denen sie hängt, zu unterscheiden. Der Türke ferner gibt seinem Minaret eine scharfe Spitze, der ägyptische und syrische Araber läßt es oben meist gerundet enden. Der Türke bepflanzt seine Begräbnißstätten mit Cypressen, so daß sie Wäldchen gleichen, und schmückt die Gräber seiner Todten mit bunten Turbanen und goldnen Sprüchen. In Aegypten und Syrien dagegen sind die Friedhöfe halbwüste Stätten, ohne Baum und Strauch, ohne Schatten, und in der Regel ohne andere Zierrath als einfache Inschriften. So ließe sich der Unterschied der beiden Hälften der Türkei noch durch zahlreiche Erscheinungen auf ethnographischem Gebiet belegen. Im Norden wird türkisch und griechisch gesprochen, im Süden arabisch; dort sind blaue oder graue Augen über rothen Backen keine Seltenheit, hier sehen uns aus den gelben Gesichtern nur tiefschwarze Augensterne an; dort rasirt man Kinn und Wangen, hier läßt man sich den Bart der Patriarchen wachsen. Im Norden herrscht das Fez und die Jacke, im Süden der alte Turban, die „Krone des Islam“, die Kuffieh des Beduinen und der faltige, bis auf die Fußknöchel herabfallende Rock vor. Im Norden tragen die Frauen Mäntel von bunten Farben: feuerrothe, kaffeebraune, orangegelbe und himmelblaue, im Süden mit Ausnahme der stets nur in blaue Baumwolle gehüllten Bauernweiber, kaum andere als weiße Ueberwürfe, wie in Palästina, oder schwarze, wie in Aegypten. Verschieden ist endlich, um auch eines Nebendinges zu gedenken, der Tabak, mit dem man die Pfeife füllt. Vom Nil bis an den Taurus erstreckt sich das Gebiet des schwarzen Latakiah und seiner Verwandten vom Libanon, weiter hinauf im Norden hat der Kaufmann nur das gelbe Kraut von Konstantinopel feil.

Die widerspruchsvolle Art, mit der sich unsre Wache die Vorschriften der Quarantäne bald durchzuführen, bald zu verletzen erlaubte, ließ sich nur begreifen, wenn man wußte, daß wir nicht der Pest, sondern der syrischen Contumaz wegen Quarantäne hielten. Wir sollten streng von aller Berührung mit Aegypten und den Aegyptern abgesperrt sein, um vollkommen unverdäch-

tig den Boden Palästinas zu betreten. So hatte schon der Lootse nur auf den Radkasten, nicht auf das Deck gedurft. So ließ man uns nicht blos nicht ans Land, sondern auch nicht aufs Wasser hinunter. So übergab man uns die mitzunehmenden Briefe und Frachtzettel in Blechkapseln, und so wurde die kleine Münze, die man bei Einkäufen von den Führern der unten haltenden Höferboote herausbekam, mit einem Stöckchen statt mit der Hand eingestrichen. Aber der Lootse hielt sich an ein Geländer fest, auf dem abwechselnd mit seinen Fingern die des Capitäns ruhten. Als ein erwartetes Geldpacket ausblieb, fuhr der Lieutenant nicht blos ans Ufer, sondern nach der mitten in der Stadt liegenden Agenzie, um es zu holen, und zu gleicher Zeit nahmen wir verschiedene Ballen Waare und eine ganze Kahnladung frische Provisionen ein. Endlich stattete, um die Thorheit der ganzen Komödie recht augenscheinlich zu machen, der östreichische Generalconsul von Alexandrien mit seiner ganzen Familie wiederholt stundenlange Besuche an Bord ab. Geringern Sterblichen war dies streng verwehrt, dem vornehmen Würdenträger machten die Sanitätswächter ohne Weigerung Platz, vermuthlich weil wie die Polizei so auch die Pest seine Flagge für unnahbar und unverletzlich hält. Ich erwähne das, ohne mich über das Vorrecht zu wundern, da Consulatsflaggen im Orient die Eigenschaft haben, auch schlimmern Ausnahmen von der Regel als Passirschein zu dienen.

Unter solchen Umständen zehrte sich der mitgenommene Geduldvorrath rascher als vorher auf, und um für die Landreise zu sparen, überließ ich mich bisweilen der aufquellenden Ungeduld. Der Anblick der Palmen, die über die hellschimmernden Mauern der Stadt blickten, der Dahabien, die mit dreieckigem Segel über die blaue Flut hinglitten, der weißen Lichter, die auf den Schiffsrümpfen spielten, die wohlbekannten Melodien der arabischen Matrosenlieder, die um uns her erklangen, ließen über Träumen von Kairo und unsrer einstigen Nilfahrt das langsame Hinschleichen der Zeit vergessen. Die Ankunft des Vicekönigs, der mit einem Geschwader von drei weißen Dampfern von einem Besuch beim Pascha von Tripolis zurückkehrte, die Theilnahme am Mövenschießen der Schiffsoffiziere zerstreute auch auf ein Weilchen. Aber immer kehrte die Langeweile wieder, welche der böse Geist aller in Quarantäne liegenden Schiffe ist, und nicht eher verließ sie das Deck, als bis die gelbe Flagge von der Gaffel verschwunden und der Dampfer wieder in Bewegung war.

Einige Stunden nachdem wir den Hafen verlassen, sahen wir die niedrige Küste von Abukir, dann nichts als Himmel und Wasser, dann wieder ein flaches Gestade mit den Minarets und den Palmenhainen von Rosette. Außer dem Generalconsul und seiner Familie war jetzt von den frühern Reisegefährten niemand mehr an Bord, als zwei alte russische Pilgerinnen und ein zu ihnen gehörender junger Weißbart, ein Araber, der nach Damascus wollte,

und ein Franciscanermönch, den man von Ancona nach Jerusalem geschickt. Ich sah jetzt, daß die Russen ganz in denselben Stellungen wie die Mohammedaner beteten, sich ebenfalls nach einem Mekka richteten, ebenfalls erst standen, dann knieten, dann mit der Stirn den Boden berührten — in der That, der einzige wesentliche Unterschied bestand in der Fülle von Kreuzen, mit denen sie sich beschlugen. Der Mönch, ein riesenlanger Gesell und für einen Italiener merkwürdig ungeschlacht, betete niemals, vielleicht weil er blos Laienbruder war. Er war seines Zeichens ein Tischler. Der Generalconsul, der sich bisweilen mit ihm unterhielt, um ihn zu hänseln, erklärte ihn für einen Ausbund von Dummheit, und wirklich, nie sah ich ein so einfältig verlegenes Grinsen. Jeden Morgen kam er mit einem solchen auf den Lippen aufs Deck, schritt, scheu das Käppchen vor uns rückend, auf das Compaßhäuschen zu, blickte mit pfiffiger Miene hinein, lächelte vergnügt und entfernte sich wieder. Was er sich dabei gedacht, weiß der Himmel. Daß ihm Norden und Süden, Curs und Magnetnadel böhmische Dörfer waren, ist ausgemacht, aber vielleicht hielt er den Compaß für die Schiffsuhr.

Wir hatten gegründete Hoffnung, die Strecke zwischen Alexandrien und Jaffa binnen dreißig Stunden zurückzulegen und am Charfreitag gegen vier Uhr am Lande zu sein. Aber als die Stunde kam, wollte sich noch nicht einmal die Küste zeigen, so viel man auch vom Bugspriet und Mastkorb darnach ausschaute. Die Schiffsoffiziere klagten über die schlechten Kohlen, die man in Alexandrien bekommen. Von andrer Seite wurde der Argwohn laut, die Herren hätten sich, da kein Chronometer an Bord, im Curs geirrt. Wie dem auch sei, erst nach sechs Uhr wurde vor uns der gelbe Strand und dahinter der bläuliche Höhenzug sichtbar, der dem Pilger nach Jerusalem das Ende der Meerfahrt verkündigt, und erst eine Stunde später erschien zur Linken der backofenförmige Hügel, auf dem Jaffa liegt. Es war bereits dunkle Nacht, als die Imperatrice in der Entfernung eines Büchsenschusses von der Stadt Anker warf. Daß türkische Quarantänebehörden nach Sonnenuntergang noch arbeiten würden, war nicht zu erwarten, und ein Versuch, Pratica von ihnen zu bekommen, schlug gänzlich fehl. Man wird mit dem bekannten Zurückwerfen des Kopfs und dem dazu gehörigen Niesen nach inwendig geantwortet haben, welches auf türkisch: „Seid ihr bei Trost?“ bedeutet, und so mußten wir wohl oder übel noch eine Nacht an Bord bleiben.

Wir erstickten unsern Verdruß in einem guten Souper und machten dann die gewohnte Abendpromenade das Deck entlang. Das gelbe Gestade hatte sich in einen schwarzen Streifen verwandelt. Am Himmel flimmerten die Sterne, auf der Höhe der Stadt die Lichter und Laternen des Ramadan, auf dem Meere die Leuchten der Schiffe, welche die zurückkehrenden Karavanen der heiligen Woche erwarteten. Der Mönch, der diesen Tag häufiger wie je

auf den Compaß gesehen und vergnügter wie je davon aufgeblickt, sagte, zu mir tretend, mit dem Ton einer erleichterten Brust: „Gott Lob, so wären wir denn in Afrika!“ Die alten Moskowiterinnen, die seit dem Auftauchen der Küste ganz außer sich gewesen, gelacht und geweint, mir gewinkt und Zeichen gemacht, sich nach dem Lande hin verbeugt und mit ihrem Begleiter um die Wette Doppelkreuz auf Doppelkreuz geschlagen, standen in ihren langen weißen Schafpelzen neben ihren Schlafstätten und beteten mit einer Inbrunst, als ob sich ihnen der Himmel geöffnet hätte. Und warum nicht? War es nicht das Paradies, das sie am Morgen betreten sollten, so verbürgte ihnen die Reise hierher das Paradies. Die Wallfahrt bewirkt bei ihnen vollkommene Vergebung der Sünden, der vergangenen wie der zukünftigen, sie macht nicht blos Mord und Blutschande ungeschehen, sondern sogar weit schwerere Vergehungen, z. B. Verletzung der Fasten. Die frommen Pilgerinnen wußten ferner, daß sie das Geburtshaus zu Bethlehem und die Stelle, wo der Stern der drei Weisen hin geschienen, den Saal über dem Grabmal Zar Davids, wo der Herr das Abendmahl eingesetzt, den Garten Gethsemane und die Grotte, wo er Blut geschwitzt, besuchen, daß sie die wahrhafte Gruft ihres Erlösers und die Stelle, wo sein Kreuz gestanden, vor sich haben würden. Sie sollten die Spur seines Fußes küssen auf dem Berge, von dem er gen Himmel gefahren. Eine Fülle von Reliquien mit entsündigender Kraft, von Erinnerungen an heilige Patriarchen und Propheten, Apostel und Eremiten, eine Unzahl von heiligen Häusern, Klöstern, Quellen, Bäumen, von heiligen Knochen, Schädeln und Marterwerkzeugen, jedes von einer besondern Glorie umgeben, strahlte ihrem gläubigen Auge entgegen. Und wenn sie das alles mit andächtiger Verehrung zu ihrer Seelen Seligkeit geschaut, sollten sie hinabwallen zum Ufer des hochgebenedeiten, durch Jesu Leib auf ewige Zeiten geweihten Jordan und, bekleidet mit ihrem dereinstigen Sterbehemd, an derselben Stelle, wo Johannes den Herrn getauft, in die Flut steigen, durch Untertauchen gleichsam an sich selbst eine zweite Taufe vollziehen und in dem Hemd und dem ihm zur Bekräftigung von den Mönchen Jerusalems aufgedrückten Stempel den sichersten Paß für die Reise aus dem Sarge in den Himmel mit hinnehmen.

Fürwahr, die guten Weiber schienen zu beneiden, doppelt zu beneiden, wenn man in der Stimmung, mit der Bildung und dem Gewissen eines der Heiden weiland Zar Nikolais neben ihnen stand. Ich verliere keine Worte darüber, daß auch ein solcher Heide im Angesicht des heiligen Landes ernste Gedanken haben, daß er sich erinnern kann, wie hier der Wurzelstock von drei Religionen stand, von denen zwei die Welt beherrschen, daß manches, was er als Nachhall der Kindheit ins reifere Alter herübergenommen, ihm hier wieder zum Bilde, zur Gestalt wird. Die Aufregung und Rührung des christlichen Pil-

Belieben, ließe ihn aber auch gehen, wohin er wollte. Die Deutschen dächten nur daran, zuerst mit den Franzosen — nicht blos mit dem Kaiser Napoleon! verhängnißvoller Irrthum! — und mit den Russen, die freilich mit jenen zusammenstehen dürften, sobald die Deutschen zusammenstehn, fertig zu werden. Später Italien gemeinschaftlich wiederzuholen, das wäre kein Kunststück!

Ist dieses das Rechte, so darf man das Rechte in Deutschland nicht mehr für das Mögliche halten. Wenn wir darum die kriegerischen Verhältnisse Deutschlands zu denen Frankreichs für die nächste Zukunft richtig beleuchten wollen, so müssen wir die unglücklicheren, aber wahrscheinlicheren Fälle ins Auge fassen. Wir müssen annehmen, daß Preußen von Napoleon angegriffen wird, untersuchen, was Preußens Mittel gegen die Frankreichs vermögen, und in welcher Weise Preußen seine eignen Mittel durch diejenigen von Bundes- und Kriegsgenossen in Deutschland und außer Deutschland verstärken könne.

Diesen Gesichtspunkt werden wir in einer Reihe nachfolgender Artikel festhalten, in denen wir die eben beregten Dinge untersuchen wollen.

W. Rüstow.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Soldatenleben im dreißigjährigen Kriege.

2. (Schluß.)

Die Einführung der Feuerwaffen gab dem Aberglauben neues Ansehn und weite Ausbreitung. Blitz und Knall des Gewehres und die fernhin treffende Kugel imponirten der Phantasie um so mehr, je weniger die unvollkommene Waffe das Treffen sicherte. Tückisch und unberechenbar war der Lauf des tödtlichen Geschosses, immer ungenügender wurden die Schutzwaffen, welche die neue Methode der Kriegführung ohnedies lästig machte. Zwar beschäftigt sich die Literatur der Reformationszeit nur selten mit dieser Art von Zauber, sie wird erst um die Mitte des Jahrhunderts redselig, wo es gilt, die Zustände des Volkes zu schildern. In den Heeren aber war der Zauberglauben allgemein und verbreitet, fahrende Schüler und Zigeuner galten für die eifrigsten Verkäufer seiner Geheimnisse,*) eine Generation der Landsknechte theilte ihn der nächsten mit, in Italien und den Heeren Karl des Fünften

*) Zimmermann, Bezaar; Handschrift der H. Bibl. zu Gotha. chart. fol. No. 566.

mischten sich romanischer und deutscher Aberglaube, und fast jede Technik der Kunst festzumachen ist aus der Zeit Fronspergs und Schärtlins nachzuweisen. Schon Luther zürnt im Jahre 1527 über den Aberglauben der Kriegsleute. „Da sich einer S. Georgen, der andere S. Christoffel befiehlt, einer diesem, der andere dem Heiligen. Etliche können Eisen und Büchsenstein beschwören; etliche können Roß und Reiter segnen, etliche tragen S. Johannisevangelium, oder sonst etwas bei sich, darauf sie sich verlassen."*)

Als der augsburger Büchsenmeister Samuel Zimmermann der ältere in einem Folioband unter dem Titel: Bezaar, wider alle Stich, Straich und Schüß, voller großen Geheimnussen die Erfahrungen seines Lebens etwa bis 1591 sammelte, war dieser Aberglaube bei den Heeren schon ebenso verbreitet, als hundert Jahr später; Zimmermann erwähnt zwar nur die schützenden Künste, welche er nicht für belialisch hält, es ist aber aus seinem Manuscript zu sehen, daß ihm auch zahlreiche Teufelskünste bekannt waren, die er zu verschweigen beabsichtigt. So war im Jahr 1550 ein wohlbekannter Raufbold zu Augsburg, der oft prahlte, er wolle lieber mit Zweien oder Dreien fechten, als eine gute Mahlzeit halten, so fest, daß kein Degenstich in ihn drang. Er wurde zuletzt durch einen Hellebardenschlag auf den Hinterkopf getödtet; ein anderer Bekannter Zimmermanns, der gefroren war, erhielt einen furchtbaren Dolchstich, es war keine Wunde zu sehen, aber er starb doch kurz darauf an innern Folgen des Stiches. Im Jahr 1558 war ein Schütz im Regiment des Grafen Lichtenstein, der nach jedem Scharmützel feindliche Kugeln aus seinen Kleidern und vom bloßen Leibe schüttelte; oft hatte er sie und die durchgebrannten Löcher seiner Kleider gezeigt. Er wurde zuletzt von welschen Bauern erschlagen.

Die Italiener und Spanier, welche 1568 in die Niederlande zogen, führten ganze Packete und Bücher voll Zauberei, Segen und Beschwörungen mit sich, ohne Erfolg.**) Fast bei allen Todten und Gefangenen der brandenburgischen Hilfstruppen, welche durch Burggraf Fabian von Dohna den Hugenotten zu Hilfe geführt waren, fanden die Franzosen Talismane und magische Zettel um den Hals gebunden.***) Als der Jesuit Georg Scheerer in der Hofkapelle zu Wien 1594 vor Erzherzog Matthias und dessen Kriegsobersten predigte, fand er für nöthig, gegen die angehängten abergläubischen Wund-

*) Luther: Ob Kriegsleut auch im seligen Standt sein können, 1527. Es war eigentlich Johannes der Täufer, der nach Luc. 3. für den erbarmenden Gönner der Kriegsleute galt. Aber beim Beginn der Reformation war der Unterschied zwischen dem Täufer und Evangelisten wenigen Landsknechten ja nicht allen Geistlichen deutlich.

**) J. Dodinus, de magorum demonomania. I. 3.

***) Mart. Delrio Disquisit. Magic. VI. 1. Ursellis 1606. p. 129. Thurneisser versah die Kriegsleute der Mark mit solchen Amuleten.

segen für Hauen und Stechen, Schießen und Brennen zu eifern.*) Wenige Jahre darauf zürnt Jodocus Lorichius demselben Aberglauben.**) Auch er kennt einen Segen, der vor Verwundung schützt, und geschriebene Segenzettel der Waldschützen und anderer, der ihnen hilft zu treffen, was sie wollen.

Es ist deshalb unrichtig, wenn spätere Schriftsteller erzählen, daß die Kunst festzumachen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Passau von einem Studenten (fahrenden Schüler), wie Grimmelshausen angibt, oder wie andere wollen, von Caspar Neithardt von Hersbruck, dem Nachrichter, in die deutschen Heere gebracht worden sei. Denn als Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, die ruchlosen und schlecht disciplinirten Banden werben ließ, welche durch ihre Grausamkeit im Elsaß und Böhmen Schrecken verbreiteten, nahmen seine Söldner nur die alten Traditionen auf, die im deutschen Heidenthum wurzeln und durch das ganze Mittelalter fortgeschleppt worden waren. Ja sogar der Name: „Passauer Kunst", welcher seit jener Zeit gewöhnlich wird, mag auf einem Mißverständniß des Volkes beruhen, denn im sechzehnten Jahrhundert hießen alle, welche einen Zauber bei sich trugen, um unverwundbar zu sein, bei den gelehrten Soldaten Pessulanten, oder Charakteristiker, und wer die Kunst verstand, solchen Zauber zu lösen, ein Solvant. Es ist möglich, daß die erste Bezeichnung vom Volk in „Passauer" verwandelt worden ist.***)

Schon im ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges wird die Kunst festzumachen lebhaft besprochen. Eine Nachricht darüber ist bereits früher in d. Bl. erwähnt worden, sie steht in: „Wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen inn Behem. 4. (1619).

Zahlreich waren die Mittel, sich und andere fest, oder gefroren zu machen. Auch bei diesem Aberglauben waltete tyrannisch die Mode. Der älteste Brauch war, die Waffen selbst zu feien. Es gab Nothschwerter und später Nothbüchsen; solche Schwerter wurden aus verschiedenen Metallen geschmiedet, und wie einst Zauberrunen, so wurden jetzt an Klinge und Rohr fremdartige Charaktere, Ziffern, Kreuze, fremde Wörter und Buchstaben aufgeätzt.†) Kaum weniger alt sind die Nothhemden, Siegs- und St. Georghemden.††) Sie wurden für die Landsknechte auf verschiedene Weise gefertigt. In der Christnacht sollten nach älterer Sitte unzweifelhafte Jungfrauen das leinene Garn im Na-

*) Er gab die drei Predigten heraus unter dem Titel: Ein bewerte Kunst und Wundsegen, Ingolstadt 1595. 4°.

**) Aberglaub, das ist von mancherley Segen, Artzneyen etc. Cölln 1600. 8°.

***) Zimmermann, Goth. Msc. am Ende in einem interessanten Verzeichniß von militärischen Kunstausdrücken.

†) Dionysius Klein von Eßlingen: Kriegsinstitution 1598. 8. S. 57.

††) Für die Heidenzeit und das Mittelalter vergl. man bei diesen und andern Bräuchen Grimms Mythologie.

men des Teufels spinnen, weben und nähen, auf die Brust wurden zwei Häupter gestickt, das rechte bärtig, das linke wie König Beelzebubs Kopf, mit einer Krone, dunkle Erinnerungen an die heiligen Häupter Donars und Wuotans.*) Nach späterem Brauch mußte das Nothhemd von Mädchen unter sieben Jahren gesponnen sein, es wurde mit besondern Kreuznähten genäht, und mußte verstohlen auf den Altar gebracht werden, bis drei Messen darüber gelesen waren. Ein solches Nothhemd wurde am Schlachttag unter dem Kleid angelegt. Erhielt der Träger doch eine Wunde, so war fremdes Garn unter das zauberkräftige gemischt worden.

Gern suchte der Abergläubische die Wunderkraft der christlichen Kirche für sich zu benutzen, wenn auch gesetzwidrig und mit bösem Gewissen. Man ließ das Evangelium St. Johannis subtil und geschmeidig auf zartes Papier schreiben, brachte es heimlich unter die Altardecke einer katholischen Kirche, wartete, bis der Priester drei Messen darüber gelesen hatte, steckte es in einen Federkiel oder eine ausgehöhlte Haselnuß, verkittete die Oeffnung mit spanischem Lack oder Wachs, oder ließ solche Kapseln in Gold oder Silber fassen, und hing sie an den Hals. Andere empfingen beim Abendmahl die Hostie unter stiller Anrufung des Teufels, nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, lösten an einer Stelle des Leibes die Haut vom Fleische, steckten die Oblate hinein und ließen sie so verheilen. Die Wildesten freilich ergaben sich dem Teufel mit Haut und Haar; solche Gesellen konnten nicht nur andere Menschen festmachen, sondern sogar eßbare Dinge, Butter, Käse, Obst, daß die schärfsten Messer nicht einzuschneiden vermochten.**)

Auch bei den geschriebenen Zetteln, welche Wundsegen enthielten, wechselten Form und Name.

Aus der frühen Landsknechtzeit stammte Papst Leonis Segen, er enthielt gute christliche Worte und Verheißungen. Ferner der Segen des Ritters von Flandern, so genannt, weil ein Ritter, der ihn einst bei sich getragen, nicht hatte enthauptet werden können; er war mit unbekannten Charakteren und Buchstaben beschrieben, dazwischen Kreuzzeichen. Dann der Benedisten- oder Nothsegen, der im Augenblick der Gefahr Rohr und Schwert der Feinde band.***)

Ebenso waren die passauer Zettel des siebzehnten Jahrhunderts auf Postpapier, Jungfernpergament, Hostien geschrieben mit Fledermausblut, mit besonderer Feder; die Aufschrift waren seltsame Charaktere, Drudenfüße, Zirkel, Kreuze, Buchstaben fremder Sprache; nach Grimmelshausen†) stand der Reim darauf:

*) Henning Groß, Magica. Eisleben 1600. 4°. Bl. 99b.

**) Königl. schwedischer Victorischlüssel.

***) Zimmermann, Goth. Msc. a. a. O.

†) Wunderbares Vogelnest. II. Th. Satyrischer Pilgram II. Th. — Grimmelshausen bespricht die Kunst festzumachen zwar gläubig, aber obenhin, als etwas längst Bekanntes.

Teufel hilf mir, Leib und Seele geb ich dir. Sie bannten den Schuß und thaten das Rohr des Feindes zu, wenn sie unter den linken Arm gebunden wurden. Ja sie wurden gegessen. Aber die Ansichten über ihre Wirksamkeit waren schwankend. Sie sollten nur auf 24 Stunden schützen; nach andern wirkte ihr Zauber erst nach den ersten 24 Stunden, wer vorher erschossen wurde, gehörte dem Teufel. Auch andere Zaubermittel werden zum Schutz herbeigezogen, alles Häßliche und Unheimliche wird gesammelt, und vieles, was im alten Götterglauben furchtbar gewesen war, wirkt noch jetzt mit der alten Kraft. Ein Stück von dem Strick oder der Kette, woran ein Mensch erhängt war, machte fest, ebenso der Bart eines Bockes, Augen des Wolfes, Kopf der Fledermaus und ähnliches in einen Beutel von schwarzer Katerhaut eingewickelt und am Leibe getragen.*) Fest machte die Gemskugel, eine haarige Masse aus dem Magen der Gemse, ferner die Haube, welche jemand bei der Geburt auf die Welt gebracht hatte, u. a. m.; auch wer sein Lebtag keine Nieren gegessen, war sicher vor Schuß und Pestilenz, man glaubte in Augsburg, daß ein berühmter Ritter und wohlgeübter Kriegsoberster (Sebastian Schärtlin) sich dadurch vor dem Feinde bewahrt habe.**)

Auch alte Hexenkräuter, Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Vogelkraut, Siegwurz, Allermannsharnisch wurden zu Wundsegen gebraucht und das kräftigste von allen, die geheimnißvolle Vollwurz. Sie mußte mit dem besten neugeschliffenen Stahl ausgegraben und durfte nie mit der bloßen Hand, am wenigsten mit der linken, angegriffen werden, sie wurde wie ein agnus dei getragen. Sie war rund, fand sich nur auf der Walstatt großer Männerschlachten und war, wie Zimmermann sagt, um der verstorbenen Seelen willen geheiligt. Und außer ihr eine feuerfarbige Blume, welche die Kabbalisten Esdamanila nannten, sie schützte nicht allein den Mann, der sie trug, vor Schuß, Hieb und Feuer; wenn sie bei der ersten feindlichen Kugel in belagerter Stadt über die Mauer gehängt wurde, so band sie das feindliche Stück wenigstens auf einen Monat.***)

Auch Amuletmünzen waren früh im Brauch; im Jahr 1555 wurde in dem Gefecht bei Marienburg zwischen den Prinzen Oranien und Nevers ein kleines Kind durch einen Schuß an den Hals getroffen, ein silberner Schaupfennig bog sich zusammen, das Kind blieb unverletzt; damals schrieb man so großen Erfolg noch einem Amuletzettel zu, den es neben der Schaumünze

---

Ihn interessirte mehr der Aberglaube, welcher um 1660 in besonderer Aufnahme war: die Kunst sich unsichtbar zu machen und des Alräunchen. Am Ende des Jahrhunderts grassirte die Wünschelruthe, dann wurden die Poltergeister mächtig.

*) Klein, Kriegsinstitution. S. 58.

**) Zimmermann, Goth. Msc. Bl. 97.

***) Zimmermann, Goth. Msc.

am Halse trug.*) Aber zu derselben Zeit gossen bereits „Sideristen", die in astronomischer Kunst erfahren waren, festmachende Schaupfennige von Silber und feinem Gold nach „himmlischer Influenz", sie wurden am Halse getragen. Thurneisser verbreitete auch diese Art Amulete im nördlichen Deutschland.**) Im dreißigjährigen Kriege brachte ein Zufall die mansfelder St. Georgenthaler in Aufnahme, besonders die von 1611 und 1613, mit der Inschrift: „Bei Gott ist Rath und That."

In dem Ruf fest zu sein, standen nicht nur gemeine Soldaten, auch viele hohe Befehlshaber; zwar nicht Pappenheim, der fast bei jeder Affaire eine Wunde erhielt, wol aber Holk, den zuletzt der Teufel persönlich in die Hölle holte, Tilly, an dem der entsetzte Stadtwundarzt von Leipzig nach der Schlacht bei Breitenfeld nur Quetschungen zu verbinden hatte, Wallenstein und sein Verwandter, Terzka; selbst Gustav Adolphs Schwert galt für gefeit. Auch Abas Willinger, nach Fadingers Tode Anführer der aufständischen östreichischen Bauern, war so gefroren, daß ihn eine Kanonenkugel sieben Schritt zurückriß, ohne in seine Haut zu dringen, endlich tödtete ihn ein Offizier der Pappenheimer.***) Alle Fürsten des Hauses Savoyen hielt man noch nach dem dreißigjährigen Kriege für fest. Feldmarschall Schauenburg hat es am Prinzen Thomas versuchen lassen, als er ihn in einer italienischen Festung belagerte. Den besten Schützen hat die Büchsenkugel versagt. Man wußte nicht, ob die Männer des hohen Hauses besondere Gnade haben, weil sie aus dem Geschlecht des königlichen Propheten David stammen, oder ob daselbst die Kunst erblich war, sich festzumachen.†)

Es gab kaum jemand, welcher den Glauben an die geheimnißvolle Kunst nicht theilte. Der berühmte französische Feldherr Messire Jacques de Puysegur mußte im Jahr 1622 in den französischen Bürgerkriegen einen Gegner, qui avait un caractère, weil er ihn mit der Waffe nicht tödten konnte, durch Nackenschläge mit einem Hebebaum umbringen lassen, und über das Abenteuer seinem König berichten.††) Schon bei der Blockirung von Magdeburg im Jahr 1629 wurde die Klage über solche Mittel so allgemein, daß die Kriegführenden darüber verhandelten. Selbst Gustav Adolph verbot in § 1. seiner Kriegsartikel eifrig Götzendienst, Hexerei oder Zauberei der Waffen als eine Sünde gegen Gott.

Aber die dunkeln Mächte, welche sich der Kriegsmann zu Helfern warb,

*) Adam Henricpetri I. z. J. 1555.

**) Abbildungen derselben in: Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, Berlin 1783.

***) Laurea Austriaca zum Jahr 1626.

†) Simplicissimus 13.

††) Les memoires de Puysegur, Amsterdam 1690. I. p. 16.

waren treulos. Sie schützten nicht gegen jedes. Schon das war unbequem, daß sie nicht vor der Hand des Scharfrichters bewahrten, Zimmermann berichtet mehre Fälle, wo die zu weit gehenden Hoffnungen eines Gefrornen und seiner Anhänger auf der Richtstätte getäuscht wurden.*) Einzelne Theile des Körpers, der Nacken und der Rücken zwischen den Schultern, die Armhöhle, die Kniekehlen galten für nicht hart oder fest. Auch war der Leib nur gefeit gegen die gewöhnlichen Metalle, Blei, Eisen und Stahl. Den Gefrorenen tödtete die einfachste Bauernwaffe, die Holzkeule, ferner Kugeln von edlem Metall, zumal ererbtes Silber. So konnte ein östreichischer Gouverneur von Greifswald, auf den die Schweden mehr als zwanzig Kugeln abgeschossen hatten, nur durch den geerbten silbernen Knopf, den ein Soldat in der Tasche trug, erschossen werden.**) So ward eine Hexe in Schleswig, die in einen Wehrwolf verwandelt war, durch Erbsilber getödtet.***) Auch durch andere Mischungen beim Kugelgießen, so wie durch geheime Waffenweihe vermochte man den Zauber zu öffnen. Schon in der Heidenzeit feite man die Waffen, und von den alten Zaubermitteln mochten sich manche erhalten haben. Die Schärfe des Stahls ward mit Roggenbrod, das in der Osternacht gesäuert und gebacken war, kreuzweise überstrichen; man verstand Kugeln zu gießen, welche tödteten, ohne die Haut zu verletzen, andere, welche Blut haben mußten, solche, welche jede Festigkeit öffneten, und präparirte diese durch Beimischung von pulverisirten Weizenkörnern, Spießglanz, Donnerkeilen, durch Ablöschen in Giften. Auch diese Künste galten für unnatürlich und gefährlich. Daneben suchte man eifrig nach „natürlichen" Kunststücken, welche ein ehrlicher Kriegsmann mit Vortheil gebrauchen könnte. Man glaubte durch Beimischung von gepulvertem Hundsgebein Büchsenpulver zu verfertigen, welches keinen Knall gab. Man richtete Pulver zu, womit man das Geschossene nicht beschädigte, aber auf Stunden betäubte, anderes, das nicht anbrannte, auch wenn man glühenden Stahl hineinsteckte, durch Beimischung von Borax und Quecksilber wußte man Sprengpulver zu schaffen, womit man die Stücke des Feindes, die man beim Ausfall nicht zu vernageln Zeit hatte, zersprengte. Man suchte das Geheimniß, einem Menschen auch ohne Zauberei doppelte Stärke zu geben, u. s. w.

Eine eigenthümliche, ebenfalls sehr alte Art des Zaubers war das *Festbannen* der Feinde durch geheimnißvolle Sprüche, die im Augenblick der Noth recitirt wurden. Der Wissende vermochte ganze Haufen Reiter und Fußvolk zu stellen, d. h. unbeweglich zu machen, ebenso durch andern Spruch den Zauber wieder aufzulösen, und dieser Aberglaube hat in dem Romanusbüchlein (o. O. u. J.) noch in unserm Jahrhundert seine abgeschmackten Formeln

*) Zimmermann, Goth. Msc. Bl. 81.

**) Müllenhof, Sagen. S. 231.

***) Temme, Pommersche Sagen. No. 244.

in die katholischen Heere gebracht. Wer die Beschwörungen dieses Büchleins durchblättert, findet in einem Wust von Unsinn, unter vorgeschriebenen Kreuzzeichen, Anrufung von Heiligen und Bibelstellen, auch einige poetische Formeln, die wahrscheinlich durch funfzig Generationen fortgepflanzt worden sind. Ein anderes Zauberkunststück war: Reiter ins Feld zu machen, d. h. zur Rettung in eigner Gefahr den täuschenden Schein hervorzubringen, als ob in der Entfernung Kriegsvolk heranziehe. Beide Verschwörungen sind Trümmer geheimer heidnischer Wissenschaft, welche in manchen Sagen und Märchen bis zur Gegenwart fortklingt. Dergleichen Ueberlieferungen mag es noch viele gegeben haben, sie waren sicher am Lagerfeuer und in der Marketenderhütte der beliebteste Gegenstand geheimnißvoller Unterhaltung.

Wir dürfen zu solchem Glauben auch das Bestreben rechnen, aus dem Lauf der Gestirne den Ausgang der Kriegsaffairen und das eigne Schicksal zu lesen. Die Prognostika häuften sich während des Krieges, unermüdlich wurden aus Constellationen, Sternschnuppenfall, Kometen und atmosphärischen Erscheinungen die Schrecken der nächsten Jahre prophezeit, und durch eine gräßlichere Wirklichkeit widerlegt. Die Nativitätstellerei war allgemein. Auch das zweite Gesicht besaßen einzelne Individuen, sie empfanden vorher, wem die nächste Zukunft Verhängniß bringen werde. Als 1636 die sächs.-kaiserliche Armee vor Magdeburg lag, war ein kranker „Mathematikus" im Lager, der seinen Freunden vorher gesagt hatte, daß ihm der 26. Juni Verderben bringen werde. Er lag im geschlossenen Zelt, da ritt ein Lieutenant heran, knüpfte die Zeltschnüre auf, drang herein, und bat den Kranken, er möge ihm die Nativität stellen. Nach langer Weigerung prophezeite ihm der Kranke, er werde noch in dieser Stunde aufgehängt werden. Der Lieutenant, empört darüber, daß einem Cavalier solches gesagt werden dürfe, zog seinen Degen und erstach den Kranken. Es entstand ein Auflauf, der Mörder schwang sich auf sein Pferd und wäre entkommen; da wollte der Zufall, daß der Kurfürst von Sachsen neben dem General Hatzfeld mit großem Gefolge durch die Lagergasse hereinritt. Der Kurfürst rief: das wäre schlechte Disciplin im kaiserlichen Lager, wenn auch ein Kranker im Bett nicht vor Mördern seines Lebens sicher sein sollte. Der Lieutenant wurde aufgeknüpft.*)

Wer für den Besitzer solcher Geheimnisse galt, der ward von seinen Kameraden gefürchtet, aber nicht geehrt,**) „denn wenn sie nicht furchtsame, feige Tröpfe wären, würden sie nicht solche Mittel gebrauchen." Schon im sechzehnten Jahrhundert ließen einzelne Obersten jeden Gefangenen henken, bei

*) Simplicissimus I. 2, 24.

**) Grimmelshausen, Wunderbares Vogelnest.

welchem ausgeschnittene oder mit Eisen gefütterte Kugeln gefunden wurden,*) „welche um einer Seele willen geheiligt waren.“ Im dreißigjährigen Kriege bat ein Feigling seinen Kameraden um einen passauer Zettel. Dieser schrieb auf einen Streifen Papier dreimal: Wehr dich, Hundsfott!, wickelte das Papier zusammen und ließ es den Furchtsamen in seine Kleider nähen. Seit dem Tage bildete sich jener ein, er sei fest, und ging bei allen Occasionen wie ein hörnerner Siegfried unter die Waffen, ist auch stets unverwundet davon gekommen.**)

Der unheimlichste Mann des Regiments war der finstere Profoß; es war natürlich, daß er vorzugsweise für einen Wissenden galt. Schon 1618 wußte der Henker von Pilsen mit einem Gehilfen alle Tage drei treffende Kugeln gegen das Mansfeldische Lager zu schießen; er wurde nach Eroberung der Stadt an einem besondern Galgen gehenkt. Noch größere Zauberkünste verstand der Profoß der Hatzfeldischen Armee von 1636, er wurde, weil er gefroren war, von den Schweden mit einer Axt erschlagen. Es lag sehr im Interesse dieser Gewaltigen, den Glauben an ihre Unverwundbarkeit bei den rachelustigen Soldaten zu erhalten. —

So sah die Kriegsfurie aus, welche durch dreißig Jahre in Deutschland tobte. Es war ein ungeheurer Zerstörungsproceß, ein Menschenalter voll Blut, Mord und Brand, radicale Vernichtung der beweglichen Habe, Zerstörung der unbeweglichen, geistiges und materielles Verderben der Nation. In der letzten Hälfte des Krieges machte es wenig Unterschied, ob ein Heer in Freundes oder Feindes Land hauste. Die Feldherrn schrieben unerschwingliche Contributionen aus, und bargen einen Theil davon in ihrer Tasche, der Oberst und Hauptmann brandschatzte die Städte und Dörfer, in denen seine Truppen lagerten, erbarmungslos ward das Unerschwingliche zugemuthet, dann begann ein Handeln und Feilschen, auf der einen Seite wilde Drohungen, auf der andern demüthige Bitten, im besten Fall ward zuletzt ein Abkommen getroffen und durch große Geschenke an die Oberoffiziere besiegelt; und selten ward das Abkommen gehalten, oft in der rohesten Weise gebrochen. Die Fürsten schickten ihr Silbergeschirr und die Pferde ihres Marstalls als Geschenke an die Generale, die Städte Geldsummen und Weinfässer an die Hauptleute, die Dörfer Reitpferde und goldene Tressen an Cornet und Wachtmeister, so lange von solchen Bestechungsmitteln noch etwas vorhanden war. Lagerte das Heer in einer Landschaft, so suchten sich angesehene Gutsbesitzer, Stifter und Dörfer durch eine salva guardia zu schützen. Sie wurde theuer bezahlt, mußte gut behandelt und ernährt werden, und übte doch arge Ungebühr. Lag ein Ort zwischen zwei Heeren, dann mußte er von

*) Zimmermann, Goth. Msc.
**) Grimmelshausen a. a. O.

beiden Parteien die salva guardia erbitten, dann lebten wol die Feinde auf Kosten ihrer Wirthe im Cartell und friedlichen Einvernehmen, aber nur selten waren Einzelne oder Ortschaften so glücklich, diesen ungenügenden Schutz zu bewahren; denn das Heer mußte leben. Schnell wurden die Pressuren zu einem System ausgebildet, die Plünderung, Zerstörung und Quälerei zu einem teuflischen Raffinement. Wenn der Soldatentrupp im Dorf oder der Landstadt einrückte, sprangen die Soldaten wie Teufel in die einzelnen Häuser, die größte Düngerstätte lockte am meisten, denn dort war der größte Wohlstand zu erwarten. Die Qualen, welche den Einwohnern zugefügt wurden, hatten meist den Zweck, das versteckte Gut aus ihnen herauszulocken, auch sie wurden durch besondere Namen unterschieden, so der schwedische Trunk, das Rädeln. Die Plünderer schraubten die Steine von den Pistolen, zwängten an ihre Stelle den Daumen der Bauern, sie rieben die Fußsohlen mit Salz und ließen sie von Ziegen ablecken, sie banden die Hände auf den Rücken, zogen mit durchlöcherter Ahle ein Roßhaar durch die Zunge und bewegten dies leise auf und ab; sie banden ein Seil mit Knöpfen um die Stirn und drehten es hinten mit einem Knebel zusammen, sie schnürten zwei Finger aneinander und fuhren mit einem Ladestock auf und ab, bis Haut und Fleisch auf den Knochen verbrannten, sie drängten ihre Opfer in den Backofen und zündeteten Stroh hinter ihnen an, dann mußten die Gequälten durch die Flamme kriechen. Ueberall fand sich Gesindel, das sich zu ihnen schlug und die eignen Nachbarn verrieth. Und das waren die abscheulichsten Qualen noch nicht. Was sie den Frauen und Mädchen, Greisinnen und Kindern zufügten, bleibe verschwiegen. Es gab für ein Weib in offenen Städten und auf dem Lande damals keine Rettung, als die zweifelhafte einer schnellen Flucht in eine unsichere Ferne. Die sich nicht vorher retten konnten, und nur wenige vermochten das — verfielen dem Kriege.

So hausten die Heere im Volke, jedes Bett entehrend, jedes Haus beraubend, jede Flur verwüstend, bis der allgemeine Ruin ihnen selbst Verderben brachte. Und dies dreißigjährige Verderben Deutschlands vollendete sich in einer gewissen Steigerung. Bis zu Gustav Adolphs Tode war auch bei fürchterlicher Gegenwart immer noch Trost und Hoffnung, von da erst begann die schlechteste Zeit. Die Jahre 1635—1641 sind die, welche die letzte Kraft der Nation vernichteten; von da bis zum Frieden liegt eine tödtliche Ermattung auf dem Lande; sie theilt sich den Heeren mit, und gern möchte man erkennen, daß bitteres eigenes Elend auch bei den Soldaten einige Rücksicht auf die Existenz der Bürger und Bauern hervorgerufen habe. Als der Krieg beendet war, wurde noch einmal das übriggebliebene Volk bis zur Verzweiflung angestrengt, die Unterhaltungskosten und Friedensgelder für die stillstehenden Truppen zu zahlen. Dann zerrannen die Heere unter die Bevölkerung.

♀

Die Reliquien der heiligen Elisabeth.

Ob es jetzt gerechtfertigt erscheint, die Aufmerksamkeit der Leser von der schwülen Gegenwart fort und auf die Gebeine von Heiligen zu lenken, will ich nicht entscheiden. Ich würde darüber zu reden mich auch nicht entschlossen haben, wäre nicht von andern Seiten der Sache eine so außerordentlich hohe Wichtigkeit beigelegt worden. Ich meine die angebliche Wiederauffindung der Gebeine der h. Elisabeth. Schon 1855 erschien zu Mainz eine Schrift, welche über den Fund berichtete: „Die Wiederauffindung der Gebeine der h. Elisabeth. Von A. Scharfenberg" und 1858 zu Wien eine neue: „Ueber die Auffindung der Reliquien der h. Elisabeth. Von Dr. Dudik." Während jene es noch zweifelhaft läßt, ob die gefundenen Gebeine wirklich die der heilig gesprochenen Fürstin seien, glaubt diese dagegen jeden Zweifel darüber beseitigen zu können und fordert im hohen Tone, den Resten der Heiligen eine neue würdige Stätte der Verehrung zu gewähren.

Diesen Beweis stützt der Verfasser auf von ihm aufgefundene Acten. Bevor ich mich jedoch hierauf einlasse, bedarf es eines Rückblicks auf die Geschichte der Gebeine.

Die Reste der h. Elisabeth wurden in einem noch jetzt vorhandenen prächtigen Sarge in der ihr geweihten Kirche des deutschen Ordens zu Marburg bis zum Jahr 1539 verwahrt. Um jedoch den fortdauernd darnach stattfindenden Wallfahrten ein Ende zu machen, nahm sie im genannten Jahre Landgraf Philipp von Hessen zu sich. Der Orden führte zwar darüber beim Kaiser Beschwerde, und es erfolgte infolge dessen auch ein kaiserliches Mandat, dasselbe blieb aber ohne Resultat; der Landgraf antwortete den zur Empfangnahme der Gebeine Bevollmächtigten: Er habe die Gebeine auf dem St. Michelskirchhof (der Kirche der h. Elisabeth gegenüber) und zwar zerstreut an verschiedene Orte vergraben lassen, so daß man sie nicht wiederfinden könne.

Man scheint indeß dieser Angabe keinen vollen Glauben geschenkt zu haben, denn sobald Landgraf Philipp 1547 des Kaisers Gefangener geworden war, wendete sich der Orden wiederum an den Kaiser und brachte es dahin, daß man die Rückgabe der Gebeine unter die Forderungen aufnahm, welche dem Landgrafen gestellt wurden.

Ohne Sträuben ging derselbe auch darauf ein. Als jedoch nun der Landcomthur zu Marburg sich deshalb an den dortigen Statthalter Georg von Kolmatsch, welchem die Gebeine 1539 vom Landgrafen übergeben worden waren, wendete, antwortete dieser darauf*) am 22. Juni 1548: „Wie Ihr

*) Dieses und die beiden folgenden Schreiben sind noch ungedruckt.

heut bey mir erfoddert hat sanct Elisabeten Gebeints Euch dasselbigk widerumb zw zwstellenn, daruff gebe ich Euch zw erkennen, als m. g. F. und H. dasselbigk auß dem deutsch Hauße genhomen hat, hat mir S. f. G. beuolen dasselbigk auffs Schloß zw tragen vnnd mir beuolen solch Gebeints zum andern Gebeints auffs Beinhauß zw werffen, do es auch hinkommen ist. Das ich Euch dasselbigk nun solte widerumb liffern vnnd auß dem Beinhauß nhemen, ist mir nicht woll zw thun, auch nicht wissentlich wilchs ist, das ich Euch eben dasselbig liffern solle, wolt Jr aber dobey kommen odder dobey schicken vnnd Zeidt dozu geben, das ichs Euch mogen, findt sichs dan vnnd das es idel Ymandts kendt, das ich nicht anzeigen kan, will ichs Euch widerumb zustellen."

Der Statthalter widersprach also der frühern Angabe. Die Knochen sollten nun nicht mehr vergraben, sondern im Beinhaus unter die andern Knochen geworfen sein. Der Statthalter hatte indeß auch sofort nach Kassel berichtet. Leider habe ich dies Schreiben nicht auffinden können. Nur die Antwort der Regierung zu Kassel ist vorhanden, und aus dieser geht zur Genüge hervor, daß in der That die Gebeine weder vergraben noch ins Beinhaus geworfen, sondern anderwärts verwahrt worden waren. Dieses am 24. Juni erlassene Schreiben lautet wörtlich: „Euer schreiben des Datum Marpurg Sonnabents den 23. Junii, die Restitution sanct Elisabethen Gebeints &c. belangende, haben wir heut dato vngeuerlich vmb neun Vhren vor Mittags empfangen vnd gelesen, vnd nach dem vnsere gnedige Fürstin vnd Frav kurtz verschiener Tage eigener Person bey vnserm gnedigen F. vnd Herrn gewesen vnd sich vnseres Versehens S. f. Gn. Gemuts allerley Sachen halben erkundigt, haben wir sollich ever Schreiben irer F. Gn. auch vorhalten lassen vnd mochten woll leiden, es were ewern selbst aigenem Schreiben nach mit sollichem Gebeintz vnsers gn. F. vnd Hern Beuelh nachgangen vnd dasselbe etwo jnn ein Beinhaus vndern todten Knochen geworffen vnd mit denselben dermassen vermischt worden, damit es künfftiglich daraus nit zu lesen, noch von andern todten Beinen zu scheiden gewesen were. Dweill aber sollichs, eweren Schreiben nach, etwo nicht hat bescheen mogen vnd wir dan der röm. kays. M. vnd des teutschen Meisters also ernstes Ansuchen derowegen vermerken, damit nun vnserm g. F. vnd Herrn, auch s. f. Gn. armen Vnderthanen vnd Landschafften sollicher Vorenthaltung halber etwo nicht ferner Vnrath erwachsen vnd hieraus zu weitter s. f. Gn. Vßhaltung Vrsache geschepfft werden moge, so ist in Abwesen hochgedachts v. g. F. vnd Hern neben hochermelts vnser gn. Fraven vnser Bedenken, jr hettet den Landt Compthur berichtet, wohin solliche Gebeintze gekommen vnd jn alsdan dasselbig durch sich oder die Seinen vsgraben lassen, wollen wir vns verhoffen, sie werden sich desselben anders nicht, dann christlich gebrauchen, sollte aber sollichs nicht bescheen, stellen wir es zu jrer Veranthworttung."

Infolge des hierin enthaltenen Befehls zur Auslieferung der Gebeine, schrieb der Statthalter am nächsten Tage dem Landcomthur:

„Erwirdicher lieber Her Landcomptor. Wie ir nehest verchengen Freitag an mich gelanchen hat laßen ir habt von meinem gnedichen Hern dem teutschen Meister Beuelch bey mir anzuhalten s. Elisabet Gepeints ader Hylchthumb widderumb herpey zw stellen ader aber zuuermelden wo es sey vnd euch dessen vff das forderlichst zw beantworten sich vermoche habenden Beuelchs darnach wissen zw richten. Nu wil ich euch nit perchen, das mir sollich Hylthumb vnd Gepeints von m. g. F. vnd H. dermassen beyzwthun ernstlich beuolen, das es in keinen Mispranch hinfür gezochen werden mochte, welchem ich auch also nachkommen, dweil aber hochgedachter m. g. F. vnd H. der teutsche Meister so embsigen darumb thut anhalten, damit dan Niemants der wechen zw Weiterungen kommen mocht, ist mein Bitt ir wollet virtzen Tage Gedult haben, wil ich vermittels gotlicher Hilff dasselbiche Hylthumb vnd Gepeints, wie es mir beuolen vnd geliffert widerumb bey die Hand stellen ader aber euch anzeuchen, wo ir daß finden solt vnd widerumb bekomen. Das hab ich euch zw becherter Antwort nit wollen verhalten. Datum Montag den XXV. Junii anno domini 1548.“

Einer Mittheilung in der Neuen Preußischen Zeitung zufolge habe der Statthalter die Gebeine in seinem an der Werra unweit Eisenach gelegenen Burgsitze zu Wommen verwahrt gehabt und damit stimmt dann auch die Bitte um eine vierzehntägige Frist. Am 12. Juli fand die Rückgabe wirklich statt.

Daß die übergebenen Gebeine nicht etwa untergeschoben, vielmehr die echten, wenigstens die vom Landgrafen erhobenen waren, dies kann wol nach den von mir mitgetheilten Schreiben nicht bezweifelt werden. Es ist nur die Frage, wo sind dieselben hingekommen? Darauf fehlte seither jede Antwort.

Diese Antwort glaubte man nun im Jahre 1854 gefunden zu haben.

Bei der Restauration der Kirche der h. Elisabeth stieß man vorn im sogenannten Fürstenchor neben dem Grabmal des Hochmeisters, Landgrafen Konrad von Thüringen auf einen in einen Stein eingeschlossenen Bleibehälter, und fand in diesen mehre zusammengebundene Gebeine.

Es lag zu nahe, daß man sogleich auf die Vermuthung verfiel, es müßten dies die Gebeine der h. Elisabeth sein, und die Zeitungen verbreiteten auch sofort diese Kunde.

Indeß war es doch immer nur Vermuthung. Bei den geringen Knochenresten lag keinerlei Nachricht, und ebenso wenig zeigte sich am Kästchen irgend eine Inschrift. Dr. Dudik will nun aber den bisher noch mangelnden Beweis gefunden haben und glaubt denselben in einem Protokolle von 1718 enthalten, welches er mittheilt. Betrachten wir dessen Inhalt näher.

Der Kurfürst Franz Ludwig von Trier ertheilte als damaliger Hoch- und Deutschmeister im genannten Jahre dem Ordensarchivar Kheul den Befehl: da nach Absterben des Comthurs Forstmeister von Gelnhausen er allein noch übrig sei, welcher den Ort kenne, an welchem der Leib der h. Elisabeth verwahrt werde, so solle er ihm darüber genauen Bericht erstatten. Dieser erfolgte auch nach wenigen Tagen. Nach langem Nachdenken — berichtete Kheul — wisse er sich nicht mehr davon zu erinnern, als das Folgende.

Als er im Jahre 1684 mit dem Kämmerer von Hoheneck und dem jetzigen Kammerrath Stein zu Marburg gewesen, habe ihnen der damalige Zinsmeister Linker im Vertrauen an dem Grabmale des Landgrafen Konrad von Thüringen (nach den weitern Angaben allerdings an der Stelle, wo das Kästchen gefunden worden ist) einen Ort gezeigt, an dem man bei der Bereitung eines Grabes, wenn er nicht irre, des für den Balleistatthalter von Neuhof (1669), „in der Tiefe ein eisernes Kistchen gefunden, worin man der h. Elisabeth Reliquien enthalten zu sein geglaubt und es deshalb ganz in der Stille wieder vermacht habe."

Das ist der ganze Beweis, auf welchen Dr. Dudik sich stützt. Daß derselbe so gänzlich in der Luft steht, berührt er nicht weiter; er nimmt ihn für vollgiltig. Was ists dann aber anders, als was 1854 geschehen? Wie man 1854 bei der Auffindung des Kästchens auf den Gedanken verfiel, die darin verwahrten Knochen müßten die der h. Elisabeth sein, so verfiel man auch damals auf die gleiche Vermuthung. Das ist das Factum, welches die ganze Mittheilung feststellt. Man hatte auch damals keinen andern Grund für diesen Glauben, als den, daß man nun einmal nur an die h. Elisabeth denken zu müssen glaubte. Ich habe es schon oben gesagt und gebe es hier nochmals gern zu, daß dieser Glaube so nahe lag, daß er sich sogar von selbst aufdringen mußte. So sorgfältig verwahrte Gebeine mußten einen besondern Werth, eine ungewöhnliche Bedeutung haben und an der Ruhestätte der h. Elisabeth, in dem Gebäude, das gewissermaßen als ihr Grabmal betrachtet werden kann, an wen anders hätte man denken können? Dr. Dudik legt ferner auch noch Gewicht darauf, daß die Tradition sich erhalten, die Gebeine seien in der Kirche beigesetzt worden. Er stützt diese Annahme auf das Factum, daß der Hof- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian nach der Begräbnißstätte der h. Elisabeth gefragt, und der damalige Landcomthur Wilhelm von Oinhausen (1618) ihm darauf vor dem Hochaltare einen Stein gezeigt, unter welchem die Gebeine der Heiligen ruhen sollten.

Aber auch darin ist unmöglich der Beleg für eine Tradition zu erkennen. So natürlich der Glaube, daß die Gebeine jenes Kästchens die der Heiligen seien, ebenso natürlich ist es auch, in der Kirche der h. Elisabeth nach deren Ruhestätte zu fragen. Wo anders sollte man sie auch suchen, wenn man von

dem, was 1539 und 1548 geschehen, keine Kenntniß hatte, und daß man wirklich nichts davon wußte, geht, meine ich wenigstens, aus der Erzählung des Factums unzweideutig hervor.

Zeigt der Landcomthur doch sogar einen Stein vor dem Hochaltar als die Begräbnißstätte an. Auch er wußte demnach von dem Kästchen nichts und doch war nicht viel über ein halbes Jahrhundert verschwunden, ein zu kurzer Zeitraum, als daß so alle Kenntniß davon hätte verloren gehen können. Der Landcomthur mochte die Hofregel kennen, wonach man hohen Herren gegenüber sich nicht mit Unkenntniß entschuldigen soll. Eine Frage läßt dagegen Herr Dudik gänzlich unerörtert, und doch liegt dieselbe eben wol sehr nahe und ist für die Sache von der größten Wichtigkeit. Ich meine die Frage: welche Gründe hat man gehabt, die Gebeine wieder in so heimlicher Weise zu verbergen? Es handelt sich um die Wiedererlangung der Gebeine einer hochverehrten Heiligen, also eines für die katholische Kirche höchst werthvollen Gegenstandes. Diesem entspricht auch das ganze Benehmen des deutschen Ordens. Der Hochmeister selbst nimmt die Sache in die Hand. Schon 1539 wendet er sich nach Spanien an den Kaiser. Er beruhigt sich keineswegs bei der Erklärung des Landgrafen und ist sofort mit seiner erneuten Forderung vor dem Kaiser, als die Gefangenschaft des Landgrafen eine dazu günstige Gelegenheit darbietet, und die Rückgabe der Gebeine wird sogar unter die Bedingungen aufgenommen, welche dem Landgrafen vom Kaiser gestellt werden. So gelangt man endlich zum Wiederbesitz der Reliquien.

Und das alles sollte zu keinem andern Zwecke geschehen sein, als um die Gebeine wieder in heimlichster Weise zu vergraben, so heimlich, daß schon nach einem halben Jahrhundert alle und jede Erinnerung daran erlöschen konnte? Das glaube wer da will; ich kann es nicht. Ein solches Verfahren ist gradezu undenkbar. Es ist zu widersinnig, solchen Mühen zu solchem Zwecke sich zu unterziehen. Die katholische Kirche hätte damit ein Vergehen an sich selbst begangen. Sie hätte ja die heilspendende Kraft dieser Reliquien ihren Gläubigen geraubt. Es ist dies vollkommen unmöglich. Und welcher Grund sollte sie dazu bestimmt, oder richtiger, gezwungen haben? Etwa der, daß Marburg protestantisch geworden und auch im dortigen Ordenshause Protestanten sich befanden? Es wäre wenigstens kein Grund zum Vergraben gewesen, wol aber Grund genug, die Reliquien von Marburg zu entfernen und an einem Orte niederzulegen, wo sich Gläubige befanden und man sicher war, daß nicht noch einmal eine Hand nach ihnen sich ausstrecke, um sie dann für immer zu entfernen. Gewiß die Gebeine der h. Elisabeth sind nicht zu Marburg geblieben! Auch versichert die schon oben angezogene Mittheilung in der Neuen Preußischen Zeitung, ich weiß freilich nicht, aus welcher Quelle, daß die Gebeine bis zur Zeit des Hochmeisters Erzherzogs Maximilian von Oestreich in der Elisabethenkirche verblieben. Letzterer habe sie, da der katholische Gottesdienst in der Elisabethenkirche gänzlich eingegangen, an andere „pia loca" und namentlich nach Mergentheim schaffen lassen. Hier aber seien schon 1643 keine mehr vorhanden gewesen. Auch wird weiter mitgetheilt, daß bereits 1723 die Administration dem Gerücht, als ob jenes bei der Anlegung des v. Neuhofschen Grabes gefundene Kistchen die Gebeine der h. Elisabeth enthalte, entschieden widersprochen habe.

Genug! Die Gebeine jenes Kästchens können die der h. Elisabeth nicht sein. Was es aber mit diesem Kästchen und seinem Inhalt für eine Bewandniß hat, darüber Aufschluß zu geben bin ich außer Stande.

L.

Literatur.

Preußen und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte. Berlin 1859. Druck und Verlag von Georg Reimer. — Preußen hat den Wunsch seiner Freunde erfüllt, die Actenstücke über sein Verhältniß zu Oestreich während des letzten Krieges veröffentlicht. Sie müssen jedermann befriedigen. Dennoch fahren die wiener officiösen Journaljuden mit ihren Verdächtigungen fort, und der ehemalige preußische Lieutenant, der die Allgemeine Zeitung mit seinem Zorn auf Preußen heizt, secundirt ihnen dabei. Die Organe der Mittelstaaten machen ein sauersüßes Gesicht über die officielle Widerlegung des kaiserlichen „Ohne Bundesgenossen", und möchten nicht recht an den Ernst Preußens glauben, lieber an die „Mäßigung" Napoleons. Die baierische Kammer schreit fast einstimmig Anathema: die Klerikalen mit gewohntem Getöse voran, die Liberalen etwas weniger wild hinterher. Selbst verständige Männer wie Brater hatten kein Wort für die Wahrheit. Möchten diese doch, wenn sie nicht inzwischen sich von selbst schon eines Bessern besonnen haben, die oben angezeigte Broschüre lesen. Sie ist die beste Vertheidigungsschrift in der Sache, die wir gelesen: bündig und kräftig, ein vollkommenes Gegenstück zu den leidenschaftlichen, oft wüsten Deductionen, mit denen man die preußische Politik in Süddeutschland anschwärzte, ein Muster logischer Beweisführung. Wir geben einige Cardinalsätze des Schlusses: „Ohne Bundesgenossen will der Kaiser (Franz Joseph) sich Frankreichs nicht haben erwehren können. Ohne Preußen also war Oestreich ohnmächtig? Und doch hatte Preußen ihm den Rücken gedeckt. Die Concentration fast der gesammten östreichischen Heeresmacht war dadurch in Italien möglich geworden." „So verassecurirt hat Oestreich noch keinem Feinde gegenübergestanden." „Ohne Bundesgenossen — so lautet Oestreichs Anklage. Der Krieg nahm einen allgemeinen Charakter an, wenn Frankreich nicht halt machte — so verweist Napoleon der Dritte auf die Rüstungen Preußens. Frankreich wollte nicht abwarten, bis die Bundesgenossen Oestreich, noch ehe es in Noth war, zur Seite traten. Aber auch Oestreich wollte nicht abwarten, daß der Eine Bundesgenosse, dessen Emporkommen es mit dem Verlust von drei Lombardeien vereiteln möchte, mit dem ganzen Deutschland ihm die Schmach solchen Friedens ersparte, lieber „ohne Bundesgenossen" solchen Frieden!" „Grade weil Preußen Oestreich erhalten wollte, zu diesem Zweck aber in vorübergehender Weise (mehr ist nie verlangt!) Deutschland führen mußte, grade deshalb gab Oestreich sich verloren." „Der deutsche Staat, welcher jetzt und in Zukunft der einzige Halt nationaler Kraft und Macht nach außen, der einzige Hüter politischer und religiöser Freiheit im Innern ist, Preußen, ist jetzt der Gegenstand der Anschuldigungen des Kaisers von Oestreich. Dieser Fürst leistet seinem neuen „Vetter" damit einen großen Dienst von wahrhafter Bedeutung. Denn Preußen ist stark mit Deutschland, Deutschland ist ohnmächtig ohne Preußen: selbst Oestreich erklärt, ohne Preußen nicht siegen zu können. Preußen verunglimpfen in den Augen der deutschen Nation, das heißt Deutschland in den Zustand versetzen, in welchem es eine Beute des Auslands wird." „Gefehlt haben alle. Aber darüber werden diese Blätter auch dem Befangensten Gewißheit verschaffen, daß Franz Joseph von Oestreich, ehe er mit Frankreich Frieden schloß, nicht glauben konnte, von Preußen verlassen dazustehn, daß folglich der Friede von Villafranca aus dem freien Entschluß des Kaisers von Oestreich hervorgegangen ist."

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die kurhessische Verfassungsfrage.

Der kurhessische Verfassungsausschuß des Bundestages hat endlich am 28. Juli 1859 nach sieben Jahren seiner Existenz über die zu bewirkende Erledigung der hessischen Verfassungsfrage berichtet. Die Bundesversammlung hat ein volles und geheiligtes Recht, dieselbe zu erledigen, denn sie hat diese Frage selbst geschaffen. Die hessische Verfassung von 1831 hatte zwanzig Jahre selbst unter dem Druck des Metternichschen Systems bestanden, keine Bundesversammlung wagte sie anzutasten, sie hatte unter schlimmen Regierungen die Finanzen des Landes geschützt. Im Jahr 1847 wollte die Regierung sie umstürzen — der Regent hatte sie nur als Kurprinz, aber noch nicht als Kurfürst beschworen —, selbst von Wien aus warnte man vor einem solchen Schritt, und er unterblieb. Aber der Bundestag, zur Demüthigung Preußens und zur Bezeichnung der endlich herbeigeführten rara felicitas temporum reactivirt, vernichtete durch seinen Beschluß vom 27. März 1852 eine Verfassung als bundeswidrig, welche zwanzig Jahre lang unter dem Schutz des Bundes bestanden hatte.

Die Regierung, getragen von den Bajonetten der Baiern, war sofort bei der Hand gewesen, eine neue Verfassung zu entwerfen, welche alles leistete, was der entschiedenste Widerwille gegen verfassungsmäßige Schranken wünschen konnte, welche aber namentlich die Geldbörsen der Bürger öffnete. Und man wolle nicht aus den Augen verlieren, daß die hessischen Verfassungsfragen in diesem Jahrhundert mehr Fragen des Eigenthums als der Politik gewesen sind, wie im vorigen Jahrhundert die Allianzen dieser Regierung mehr von Verträgen über Lieferung von Landeskindern als von Acten der auswärtigen Politik an sich hatten.

Die von der kurhessischen Regierung entworfene Verfassung war ein Curiosum, welches selbst dem reactivirten Bundestag Bedenken einflößte. Derselbe ermahnte die Regierung, einige Punkte zu ändern, gab ihr im Uebrigen auf, das Werk provisorisch zu publiciren und mit den auf Basis dieser Verfassung berufenen Ständen sich definitiv über dasselbe zu verständigen, behielt sich auch die schließliche Cognition vor.

So wurde die Verfassung am 13. April 1852 publicirt, und seit dieser Zeit bis heute, d. h. seit sieben Jahren, ist die kurfürstliche Regierung in un-

verzagter Gewissenhaftigkeit beschäftigt gewesen, sich mit den Ständen zu verständigen. Das Land wird dieser sieben Jahre der Verständigung immer gedenken. Unter dem deutschen Bundesschutz wurde darauf hingearbeitet, die Stände zur Annahme der Verfassung zu bringen. Auflösung der Kammern, Ausschließung derjenigen Mitglieder, welche anderer Meinung waren, Criminalprocesse und der ganze Apparat, der Hassenpflugs juristischem Talent im gesetzlichen Sinn zu Gebote stand, ermüdeten die Stände sieben Jahre lang bis zur Erschöpfung. Das Ergebniß war, daß die zweite Kammer fast alles zugab, und daß drei bis vier finanzielle Punkte schließlich noch von der ersten Kammer verworfen wurden.

Die Verständigung ist also in Betreff dieser Finanzfragen und einer großen Reihe unbedeutender Punkte nicht erfolgt. Die kurhessische Regierung hat endlich am 15. Juli 1858 angezeigt, daß es mit der Verständigung vorbei sei, und die Bundesversammlung hat nun die Aufgabe, sich in eine Verfassung gebende zu verwandeln und das definitive Erkenntniß zu geben.

Der Bundesausschuß berichtete am 28. vorigen Monats, und im October wird der Beschluß gefaßt werden. Wehe dem Lande, wenn der Beschluß dem Antrag entspricht, denn, wie verlautet, ist das Wesentlichste im Antrag des Bundesausschusses, daß der Ausschuß von dem Princip ausgeht, alle diejenigen Bestimmungen der Verfassung von 1852, „welche durch loyale Verständigung von Regierung und Ständen bereits endgiltig festgestellt sind," seien von der Revision durch den Bundestag auszuscheiden. Der Bund soll also die siebenjährigen Quälereien der Hassenpflug, Vilmar, und wie diese Herren sonst alle heißen, sanctioniren, die durch endlose Polizeiwillkür erzwungene Einwilligung der Stände wird als genügend betrachtet, um ohne Untersuchung ein definitives Recht anzunehmen.

Der Ausschuß des Bundes — der badische Gesandte v. Marschall ist dem Vernehmen nach Berichterstatter — betrachtet dies als abgemachte Sache, der Bundestag hat sich also nur mit denjenigen Bestimmungen zu beschäftigen, welche die Regierung zu unbedeutend erachtete, um deshalb in die Stände noch weiter zu dringen, oder in welchen die Stände voraussichtlich nicht zur Nachgiebigkeit zu bringen waren.

Der Ausschuß hat also nur über diese Bestimmungen seine Meinung ausgesprochen. Wie verlautet, hat er bald der Regierung, bald den Ständen Recht gegeben, bald keinem von beiden. Die meisten noch streitigen Punkte sind von einer merkwürdigen Unbedeutendheit, zum Theil Redactionsfragen.

In den oben bezeichneten wichtigen finanziellen Fragen hat im Wesentlichen die Regierung Recht bekommen, namentlich in Betreff des Steuerbewilligungsrechtes. Die Stände hatten hier schon das Möglichste geleistet, sie hatten auf das periodische Steuerbewilligungsrecht verzichtet, nur neue

Steuern können noch von ihnen bewilligt werden, und es fragt sich nur noch, was als neue Steuer anzusehen ist. Der Ausschuß findet im Allgemeinen, daß „wenn die vorstehenden Bestimmungen loyal vollzogen (loyal vollzogen!) wären, wie vorausgesetzt werden muß (in Hessen vorausgesetzt werden muß!), die Stände in den Stand gesetzt sind, die Landesinteressen in Beziehung auf den Staatshaushalt überall, wo nöthig, zu wahren.

Es hängt also alles von der bewährten Loyalität eines Systems ab, welches in ganz Deutschland nur zu sehr bekannt und besprochen ist. Der Bundestag wird besser thun, das Verständigungsstadium noch fernere sieben Jahre fortdauern zu lassen, als die Ausschußanträge anzunehmen.

Ueber das, was der Bund zu thun hat, kann keine Frage sein. Das Richtige wäre, die Verfassung von 1831 einfach wieder herzustellen.

Will man dies nicht, weil man diese Verfassung selbst aufgehoben hat, so bleibt folgender Weg übrig:

1) Die Bundesversammlung gebe der kurfürstlichen Regierung auf, nach dem Wahlgesetz von 1831 eine Ständeversammlung zu berufen und mit dieser diejenigen Abänderungen zu vereinbaren, welche wünschenswerth sein können.

2) Der Bund sende einen Commissar nach Kassel, der jeden Zwang bei den Wahlen und bei den Verhandlungen verhindere.

3) Wenn sich Regierung und Stände in einer gegebenen Zeit über Abänderungen nicht vereinigen können, so bleibt es bei den Bestimmungen der Verfassung von 1831.

Dies ist der Weg, durch welchen freilich nicht das schwere Unrecht gesühnt wird, welches dem hessischen Volke angethan ist, auf dem aber ferneres Unrecht verhütet werden kann; nur so wird die Wunde geheilt, welche jetzt durch ganz Deutschland als ein nationales Leiden empfunden wird, und mehr als eine andere innere Differenz die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen nährt.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

2.

Jaffa und seine Umgebung. — Ramleh und der Ritt über das Gebirge Juda.

Als es tagte, sah ich Jaffa deutlich vor mir: hart am Ufer eine vom Meer zernagte moosige Mauer, dahinter gelbgraue Steinhäuser, terrassenartig sich übereinander erhebend, flache Dächer mit einzelnen weißgetünchten Kuppeln, neben denen zu Ehren unseres Generalconsuls Flaggen wehten, ein niedriges Minaret, drei Klöster, das Ganze stattlicher als ich mirs vorgestellt. Vor der Stadt zieht sich ein Kranz scharfkantiger, mit Moosflocken und Seetang behangner Riffe hin, um welchen schaumspritzend die hier nie rastende Brandung wogte. Rechts von der Stadt starrt die graue Felswand empor, an welcher Perseus den Meerdrachen erschlug, der die schöne Andromeda verschlingen sollte. Links erscheinen hinter einem schmalen Sandgestade einzelne Palmen und die berühmten Limonengärten.

Das Meer war ziemlich ruhig. Dennoch hatten die Barken, die uns abzuholen kamen, hart mit der Brandung zu kämpfen, die um jene Klippen brauste, und als wir durch die enge Oeffnung fuhren, welche von der Rhede in den Hafen führt, wurde ich wiederholt mit Salzwasser getauft. Am Ufer angelangt, kletterte ich mit Hilfe des Burschen, der meinen Koffer tragen sollte, über die Mauer und hatte nun einen raschen Entschluß zu fassen, ob ich im Kloster der Lateiner oder in der jüdischen Locanda Herberge nehmen sollte. Eins war nach den Aeußerungen des Generalconsuls so bedenklich wie das andere: hier bei den Mönchen tagtäglich Wassersuppen, höchstens in Oel schwimmende Saubohnen, dort bei dem Juden polnische Wirthschaft mit obligatem Ungeziefer. Das Orakel der Rockknöpfe, das bisher in schwierigen Lagen immer verständig gerathen, wies mich zum Juden. „Fen Saat nemsaui", wo wohnt der deutsche Uhrmacher?*) sagte ich, beim letzten Knopf angelangt, zu meinem Araber, und er begriff mich sofort. Wir stiegen steile, von hohen, fensterlosen Mauern eingeschlossene, bisweilen durch Ueberwölbung höhlenartig dunkle Gassen zum Theil auf Stufen hinauf, bis wir ganz oben auf dem Gipfel des Stadthügels vor einem hübschen zweistöckigen Hause anlangten, zu dessen Thür eine schmale Freitreppe emporführte.

Die Knopfgeister hatten sich auch diesmal nicht geirrt. Ich sah auf den

*) Der Gastgeber, ein gewisser Blattner, ist zugleich Uhrmacher und als solcher im Orte bekannter wie durch sein Wirthshaus.

ersten Blick, daß ich hier wohl aufgehoben sein würde, und die Folge bestätigte mein Urtheil. Eine ältliche Jüdin mit gutherzigem Gesichtsausdruck empfing mich im Kreise mehrer schwarzäugiger Kinder, führte mich in das Speisezimmer, ein weiß getünchtes, ganz erträglich möblirtes, mit Glasfenstern versehenes Kuppelgemach, entschuldigte sich, daß man mir heute wegen des „Schabbes" erst nach Sonnenuntergang mit warmen Speisen und wegen „Austern" (sie meinte Ostern) nur mit ungesäuertem Brot aufwarten könne, präsentirte mir in einem Glase Aquavit den landesüblichen Willkommen und brachte mich dann nach meiner Schlafstube, wo ich ein durchaus reinliches Bett, die nöthigsten Requisiten eines Waschapparats und sogar ein kleines Sopha fand. Was konnte ich mehr verlangen in dem halbwilden Lande!

Später, beim Frühstück, bei dem nur die ungewohnten Matzen und der nach Art der Juden bereitete süße Landwein nicht munden wollten, welches aber sonst nichts Wesentliches von dem vermissen ließ, was ein gutgehaltner Gasthof dritten Ranges in Deutschland bietet, stellte sich auch der Wirth ein. Er schien ebenfalls ein rechtschaffener Mensch zu sein, wenn er auch nach Art aller Wirthe für verschiedene Leute verschiedene Gesichter hatte. Er war vor zehn Jahren von Kaschau in Ungarn hier eingewandert, hatte sich anfangs nur von der Uhrmacherei genährt, dann sich mit Beherbergung von Fremden befaßt und stand jetzt im Begriff, für die Herren Consularagenten und andere Honoratioren von Jaffa ein Casino auf Subscription einzurichten. Da er außer dem Deutschen englisch und italienisch so wie ziemlich geläufig arabisch spricht, so pflegt er Reisende, die sich ihm anvertrauen wollen, als Dragoman durch das Land zu begleiten. Zwei erwachsene Söhne, die bei ihm im Hause wohnen, arbeiten in gleicher Weise, und so macht die Familie eine rühmliche Ausnahme von der großen Mehrzahl der in Palästina wohnenden Juden, die fast nur von der „Cahaluka", dem Almosen leben, welches ihnen die Glaubensgenossen in Europa schicken. Wie die Familie nicht träg und nicht unreinlich war, so schien sie auch andere Untugenden der hiesigen Israeliten nicht zu theilen. So zum Beispiel war sie nicht intolerant, was freilich schon das Gastgebergeschäft verbot. Man war so weit irgend möglich orthodox, aber wol nur, um die Chaluka nicht zu verscherzen, die nur Altgläubigen zu Gute kommt. Man hatte in der rechten Thürpfoste die „Mesusa", die kleine Glasröhre mit dem Namen Gottes eingemauert, die jeder Jude beim Eintritt mit einem Handkuß begrüßt. Man hielt seine „Austern" streng, man arbeitete nicht am Schabbes, brannte im Hause kein Feuer, nicht einmal ein Streichholz für die Pfeife an, nahm kein Geld in die Hand und hätte um alles in der Welt keine Reise unternommen zwischen Freitag und Sonntag. Aber man stand auf dem besten Fuß mit den spanischen Juden der Stadt, die den deutschen als halbe Ketzer gelten,

ließ Christum im Gespräch als Propheten gelten, was ein Talmudjude von reinem Wasser nimmermehr thun wird, und hatte sogar die französischen und englischen Bibeln nicht entfernt, welche ein Missionär für die Gäste auf den Spiegeltisch gelegt.

Da es während meiner Anwesenheit in Jaffa gegen die Gewohnheit des hiesigen Himmels wiederholt stark regnete, so hatte ich Gelegenheit, das Haus und seine Bewohner gründlicher kennen zu lernen, als dies sonst der Fall gewesen sein würde. Und ich sah und hörte manches Eigenthümliche. Während wir auf dem rothen Sopha des Hauptzimmers bei einem Nargileh über allerhand Werkeltägliches sprachen, murmelte draußen auf dem Vorsaal ein alter Rabbi mit wackelndem Bart und baumelnden Peißen seine Sabbathsgebete. Am Nachmittag statteten türkische und arabische Nachbarn ihren Besuch ab. Abends kam an der Hand seiner jungen Frau ein blinder Schulmeister, der den jüngern Sohn des Wirthes zu einem Talmudgelehrten heranbilden sollte. Ich fragte, wie das möglich sei, und erfuhr, daß der Blinde, ein Mann von höchstens dreißig Jahren, nicht nur sämmtliche dreiundsechzig Tractate der Mischna, sondern auch — welch ein Gehirn voll Kehricht! — die ganze jerusalemische Gemara Wort für Wort im Kopfe habe, ungerechnet die Thora und die Nebbiim und Ketubim, die er ebenfalls auswendig wissen sollte. Im Lauf des Ostertages löste ein Besuch den andern ab, um zum Feste Glück zu wünschen und sich bewirthen zu lassen. Es kamen Sepharedim in Turbanen und bunten Gewändern. Es erschienen Aschkenasim*) in schwarzseidnen Kaftanen und polnischen Pelzmützen, die hier zu Lande viel getragen werden, obwol sie unbequem heiß sein müssen. Es stellten sich endlich auch Weiber ein, welche mit den Frauen des Hauses — es war auch eine Schwiegertochter vorhanden, schlank, zart, noch halb Kind und doch schon mit einem eignen Kinde an der Brust — das landesübliche Salihegeschrei austauschten, ein langgezogenes gellendes Aufjauchzen, welches in drei Sätzen von der untersten Stufe der Tonleiter auf die höchste springt, sich in die Fistel geschnellt überschlägt und so plötzlich wie es gestiegen wieder unten ankommt, und das ich später in Jerusalem auch von mohammedanischen Frauen bei freudigen und traurigen Anlässen ausstoßen hörte.

Nachdem sich die ersten Wolken verzogen, bestieg ich das platte Dach des Hauses, welches als der höchste Punkt in ganz Jaffa eine schöne Rundsicht gewährt. Im Westen breitete sich das tiefblaue Meer mit den weißen Kämmen seiner Wogen aus. Im Osten weidete sich das Auge an dem Grün von Orangenhainen, zwischen denen zahlreiche weiße Landhäuser hervorblickten, und hinter denen die Gefilde des alten Saron und weiterhin die Gipfel des Gebirges Juda dämmerten. Unmittelbar unter mir lag die Stadt mit ihren

*) Aschkenasim deutsch redende, Sepharedim spanisch sprechende Juden.

tiefen Gassen und Höfen, ihren ungetünchten Kalkquadermauern, ihren warmen Farben und ihren brennenden, blendenden Lichtern. Hier und da schwoll eine weiße Kuppel aus dem grauen Würfel heraus, den hier jedes Haus darstellt. Da und dort hingen an den Mauern schrankartige Maschrebijeh, Erker von geschnitztem Gitterwerk, roth oder blau angestrichen. In einiger Entfernung war der oberste Stock eines Hauses zu einer offnen Spitzbogenhalle durchbrochen. In die Brüstungen der platten Dächer sah ich musterartig übereinander gelegte Röhren eingelassen; deren Mündungen, Reihen von Dreiecken bildend, den Luftzug vermitteln und zugleich als Taubenwohnungen dienen. Mitten in dem starren Gemäuer erhob sich aus einem Hofe eine Palme mit ihrer grünen schwankenden Federkrone, und aus einigen Wänden wuchs blühendes Strauchwerk hervor.

Auf den Dächern gingen Frauen hin und her, um Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Auf dem einen stieg von einem flackernden Kochfeuer eine blaue Rauchsäule empor. Auf einem andern flocht unter einem schwarzen Zelt ein brauner Turbanträger Bastkörbe. Auf einem dritten konnte man die anmuthige Einfalt von Tauben und die Keckheit von Sperlingen studiren. Wieder auf einem andern strich mit leisem Tritt und wedelndem Schwanz eine Katze hin, um den Mäusen aufzulauern, die hier im Mondschein ihre Tänze aufführen.

Aus den Gassen und Höfen in der Tiefe scholl das betäubende Stimmengewirr arabischer Städte herauf: gellendes Kindergeschrei, näselnder Gesang, wildes Aufjauchzen, Gekreisch junger, Gekrächz alter Weiber, rauhtönende Rufe von Männern, dazwischen das Yaha von geprügelten Eseln, das Wiehern von Hengsten und das weithinschallende Gebrüll ankommender Kameelkaravanen.

Am Nachmittag machte ich einen Ausflug durch und um die Stadt. Jaffa hat über 10,000 Einwohner, die außer den Mönchen der drei Klöster, einigen Familien griechischer und arabischer Christen und gegen 400 Juden sämmtlich Mohammedaner sind. Der Handel ist unbedeutend, dagegen wirft der Anbau von Citronen- und Orangengärten jährlich beträchtliche Summen ab, und nicht unerheblich soll die Production der hiesigen Gerbereien und Seifenfabriken sein. Der Bazar ist ziemlich lebhaft. Um die Landseite laufen Festungswerke, die indeß keinen Sturm aushalten: der Graben ist trocken, die Mauer zum Theil verfallen, aus den Schießscharten blickt da und dort eine eiserne, mit Grünspan überlaufene Kanone, verlegen, als ob sie nicht wüßte, ob sie noch losgehen würde. Da Jaffa in der Bibel wiederholt erwähnt wird, hat es die Mönchsphantasie auch mit heiligen Alterthümern ausgestattet. In der Kapelle des Franciscanerklosters sehen gläubige Pilger das Haus des Gerbers Simon, bei dem Petrus einige Zeit wohnte, in einigen Trümmern

östlich vor der Stadt die einstige Wohnung der Jüngerin Tabitha, die durch ihn von den Todten erweckt wurde. Daß man nicht auch ein paar Gräten des Fisches zeigt, der hier den Propheten Jonas verschlang, ist um so unverzeihlicher, als man sie bei der Menge von Haifischen an dieser Küste leicht haben konnte.

Andere Merkwürdigkeiten finden sich in Jaffa nicht, ich müßte denn erwähnen, daß die eine der mohammedanischen Schulen nur des Morgens als Unterrichtsanstalt, des Nachmittags aber als Eselsstall dient. Der Begräbnißplatz vor dem Thore am Meer gelegen, ist baum- und schattenlos, ein bloßer Sandplatz mit aufgemauerten Grabhügeln. Ueber einigen der Gräber sah ich Pfähle mit Armen wie Galgen errichtet, an denen dreieckige Holzlaternen hingen, über andern eine Art Zelt ausgespannt, unter dem weißverhüllte Frauen — vielleicht Witwen — saßen und weibliche Arbeiten verrichteten. Hart daneben — eine passende Wahl des Orts — befindet sich das liederliche Viertel Jaffas: einige Kothhütten, in denen ägyptische Dirnen wohnen. Als ich in einiger Entfernung vorüberging, traten sie in ihren feuerfarbenen Gewändern vor die Thüren, und ich sah hier zum ersten Mal, daß man in Asien von sich ab, statt auf sich zuwinkt, wenn man jemand zu sich ruft. Einen sehr fremdartigen Anblick gewährt der an den Friedhof stoßende Raum zwischen dem Stadtthor und den Gärten. Derselbe dient als Viehmarkt und als Sammelplatz der ankommenden und abgehenden Karavanen nach dem Innern des Landes, und man sieht hier in der Pilgerzeit sicher mehr als die Hälfte aller Reit- und Lastthiere Palästinas vorübergehen. Neben dem Kaffeehaus, welches den Platz überschaut, stehen Massen reisefertiger Pferde und Maulthiere mit türkischen Sätteln und bunten Schabracken. Auf dem Platze selbst regt sich das bunteste Leben. An der einen Stelle lagert ein Trupp Kameele mit vorgestreckten Hälsen und kauenden Mäulern, an einer andern werden Kameele geschoren, beladen oder abgeladen, an einer dritten feilscht ein Ring von Fellahin aus der Nachbarschaft lautschreiend um eine Ziege oder ein Schaf mit Fettschwanz, an einer vierten hocken beturbante Verkäufer von Orangen, Zwiebeln und Gurken. Kawaschen und Baschibosuks, Neger und Beduinen, kohlschwarze und schneeweiße Gewänder, rothe Mützen, weiße, blaue und grüne Turbane, rothe und gelbe Schnabelschuhe und nackte Füße wimmeln durcheinander. Mukaris reiten zwischen den Gruppen Miethern oder Käufern ihre Gäule vor, daß Schweif und Mähne fliegen.

Die Beduinen, sonnenverbrannte Gesellen mit blitzenden Augen und dünnen schwarzen Bärten, watscheln entweder in plumpen Stiefeln und schweren weiß und braun gestreiften Kameelhaarmänteln, die gelb und rothe fransenbesetzte Kuffieh über Kopf und Nacken, schwerfällig hin und her, während ihr Pferd an die in den Boden gesteckte Lanze befestigt ist, oder traben mit festem

eigner Hand fünf der Angreifer, worauf man sich türkischerseits zu beruhigen schien. Im Vertrauen hierauf kam jener Schwarze eines Tages auf den Markt von Ramleh. Hier erkannte ihn der Anführer der Baschibosuks, nahm ihn fest, führte ihn vor die Behörde und drohte ihn auf der Stelle niederzustechen, wofern man ihn nicht noch am selben Tage in Ketten nach Jerusalem schicke. Nothgedrungen fügte sich der Stadthauptmann hierein, und der Bursche wurde in sichern Gewahrsam gebracht. Die Beni Saker aber wendeten sich jetzt an das französische Consulat, um ihren Feldhauptmann wieder zu bekommen, und dieses war sofort bereit, gegen ein Honorar von 21,000 Piastern (ungefähr 1170 Thlr.) dem Verbrecher Straflosigkeit zu vermitteln. Der Mohr, hieß es, habe Reue gezeigt und den Gürtel des Consuls von Frankreich angefaßt, also möge man ihn loslassen. Der Pascha, der den Einfluß des Consuls fürchtete und dem vermuthlich ein Antheil an jenem Honorar zugesagt war, wollte nachgeben. Die Mitglieder des Gerichtshofes aber zeigten sich, wahrscheinlich nur weil sie nichts dabei verdienen sollten, nicht so respectvoll gegen den consularischen Gürtel. Sie erklärten rundweg, der Mohr müsse geköpft werden, mindestens sei die Sache nach Stambul zu berichten, und wenn der Pascha dem Consul gefällig sein wolle, so möge er es auf seine Verantwortung sein; sie wüschen ihre Hände in Unschuld. Der Pascha besann sich einen Augenblick, dann gab er den Schwarzen frei.

Nun hatten aber die Beduinen von der Summe, für die sie ihn losgehandelt, nur 10,000 Piaster bereit, den Rest nahmen sie, da der Kanzler des Consuls nicht warten konnte, bei Bethlehemiten auf, und zwar unter dem Versprechen, das Geld binnen sechs Monaten zurückzuzahlen, inzwischen aber jede Woche mit einem Sack Korn zu verzinsen. Da die Beduinen nicht säen, nicht ernten und auch nicht in die Scheunen zu sammeln pflegen, so konnte man sich darüber wundern, indeß säen und ernten in Palästina andere Leute, zum Beispiel die Bethlehemiten, und da die Zinsen von den Beduinen richtig abgeführt wurden, so ist es nicht unmöglich, daß die Darleiher sie sich von ihren eignen Aeckern zahlen lassen mußten.

Sehr übel kam der pflichtgetreue Hauptmann der Baschibosuks weg. Die Beni Saker stellten ihm so eifrig nach, daß er sich nicht aus Ramleh entfernen durfte, wenn er seines Lebens sicher sein wollte, und endlich erreichte ihn die Rache mitten in der Stadt selbst. Der Mohr traf ihn hier unvermuthet auf der Straße und schlug ihm auf der Stelle mit dem Flintenkolben ein Reihe Zähne ein, und der schwerverwundete Mann wurde nur dadurch vor Ermordung geschützt, daß man ihn heimlich nach Jerusalem schaffte, wo er noch jetzt mit seinem geschändeten Gesicht herumgeht, während der Schützling der französischen Flagge Gelegenheit hat, seine Leute zu neuen Beutezügen zu führen.

Von Ramleh nach Jerusalem reitet man im gewöhnlichen Karavanenschritt ungefähr neun Stunden. Der Weg führt zunächst noch über ebenes Land, das jedoch hier schon von tiefen Senkungen durchschnitten wird und nicht mehr so gut angebaut ist, als im Westen. Ich war den übrigen vorausgeritten und betrachtete eben die Formen des vor mir sich erhebenden Gebirges, welches noch in der Pracht des Morgens leuchtete, als ich an einer Art Hohlweg, der in eine jener Senkungen hinabführte, ein Beduinenzelt und vor demselben mehre Bewaffnete in Beduinentracht gewahr wurde, die einem unten im Thal lagernden Trupp Zeichen gaben, worauf sie sich zu Pferde setzten und zu beiden Seiten des Defilés Stellung nahmen.

Unwillkürlich dachte ich an die Befürchtungen des Architekten von gestern, an den Mohren und die Beni Saker. Die Bursche am Hohlweg konnten einen Angriff beabsichtigen, uns in die Senkung hinabreiten lassen und dort uns in den Rücken fallen, während ihre Kameraden uns von vorn attakirten. Sie waren uns mindestens um das Dreifache überlegen, gut beritten und mit Lanzen und Flinten bewaffnet. Von Widerstand hätte trotz unserer Revolver schon der Damen wegen nicht wol die Rede sein können. Umkehren mochte ich nicht, und so ritt ich mit der Gelassenheit, die sich dem Unvermeidlichen gegenüber ziemt, auf den Hohlweg zu. Als ich noch etwa einen Flintenschuß von den Beduinen entfernt war, vernahm ich ein Commando, worauf sich ein Ton hören ließ, der Aehnlichkeit mit den taktmäßigen Hammerschlägen einer Schmiede hatte, in der etwa ein Hufeisen geschmiedet wird — vielleicht das Signal, sich fertig zu machen. Als ich durch die wilden Gesellen hindurchritt, geschah nichts, als daß der Pauker — ein solcher nämlich war der Urheber des klimpernden Tones — seine kleinen straff gespannten Pauken kräftiger bearbeitete. Ein Stück in das Thal hinabgekommen, blickte ich mich um und sah, daß der Rest der Gesellschaft ebenfalls unbelästigt durchgelassen worden war. Indeß breiteten sich jetzt die Beduinen halbmondförmig hinter der Karavane aus, wie wenn sie uns im Verein mit den vor uns haltenden Reitern zu umringen gedächten. Allein ich ritt auch durch diese letztern unaufgehalten hindurch, und jetzt löste sich das Räthsel auf angenehme Weise.

Die vermeintlichen Beduinen waren Baschibosuks, zum Schutz der Straße hier aufgestellt. Ihre Manöver hatten keinen andern Zweck, als den Generalconsul zu ehren, ihm ihre Reiterkünste zu zeigen und ihm eine Strecke Weges das Geleit zu geben. Während der Pauker, dessen Instrumente höchstens den Durchmesser einer von unsern Untertassen hatten, ohne Unterlaß fortklimperte, führten die übrigen, zusammen einundzwanzig Mann, allerlei Schwenkungen aus. Zuerst stürmte der Halbmond hinter uns im vollen Carriere die Höhe herab, um sich mit den vor uns Stehenden zu vereinigen, dann theilten sie sich wieder in zwei Parteien, die sich mit Lanzen und Säbeln Scheintreffen

lieferten, wobei sich namentlich zwei Schwarze und der in rothen Sammet gekleidete Anführer durch große Gewandheit auszeichneten, dann wieder ritten sie in regelmäßige Züge geordnet vor oder neben uns her, um sich bald darauf abermals in fechtende Gruppen aufzulösen. Die Bilder, die dieses lebendige Kaleidoskop mit seinen galoppirenden Pferden, seinen fliegenden Mänteln und Kopftüchern, seinen blitzenden Lanzenspitzen und seinen feuersprühenden Pistolen und Karabinern vor uns vorübereilen ließ, waren Wouvermanns ins Sarazenische übersetzt, denen sich um so befriedigter zuschauen ließ, als die erste Figur, die sie dargestellt, eine solche Verwandlung eines Räuberhaufens in friedliche Kunstreiter nicht hatte ahnen lassen.

Sie begleiteten uns bis zu einer Stelle am Eingang in die Berge, wo von der steinigen Höhe links vom Wege das Dörfchen Kubab herabsieht. Natürlich erwarteten sie dafür ein Backschisch, und ich hoffe, daß es ihnen gereicht worden ist.

Die Beschwerlichkeiten des Weges über das Gebirge sind von manchen sehr übertrieben worden. Von einer eigentlichen Straße ist allerdings nicht die Rede, und häufig ist der Pfad, der bald an tiefen Abgründen hinführt, bald steile Rücken erklettert, bald im trocknen Bett eines Regenbachs hinläuft, wo Felsgeröll und Wurzelwerk die Schritte hemmen, ein bloßer schmaler Ziegensteig. Gefahr aber ist, da die Pferde und Maulthiere von klein auf an solche Kletterpartien gewöhnt sind, nirgend vorhanden. Da die Berge aus Kalkstein bestehen, so ist der Charakter der Landschaft dem von Attika und den östlichen Theilen des Peloponnes ähnlich, nur schienen mir die einzelnen Kuppen und Kämme mehr gerundet, und seltner als dort sah ich schroffe Wände. Die vorherrschende Farbe ist ein fahles Grau, die spärliche Vegetation besteht aus Büschen von Wachholder und Stacheleichen, einigen Johannisbrod- und Erdbeersträuchen und da, wo Dörfer in der Nähe sind, Hainen von Olivenbäumen.

Recht gut nahmen sich in dieser fast einfarbigen Bergwüste die bunten Pilgerkaravanen aus, die sich uns auch diesen Tag wiederholt entgegenschlängelten. Seltsam klang es, als ein türkisch gekleideter Dragoman, der, ein Kameel reitend, zwei Engländer, die ebenso beritten waren, von Kairo nach Jerusalem führte, mich beim Vorüberziehen auf deutsch fragte, ob die Straße jetzt sicher sei. Nicht lange darauf aber trafen wir mit einem ganzen Zug von Pilgern zusammen, welche die Sprache der Heimath redeten. Es war die östreichische Osterkaravane, welche, neunzehn Mann stark und meist aus Böhmen bestehend, von einer Tour durch das heilige Land zurückkehrte. Sie zählte unter ihren Mitgliedern einen Major von der Cavalerie, einige wohlhabende Handwerker, vorzüglich aber Geistliche, die sich mit ihren Tonsuren, ihren langschößigen schwarzen Röcken und ihren kanonischen Steifstiefeln in

dieser Wildniß und neben den orientalischen Trachten ihrer Dragomane und Mukaris seltsam genug ausnahmen. Wir lagerten uns mit ihnen unter alten Oelbäumen in der Nachbarschaft der Wasserscheide zwischen Jordan und Mittelmeer, wo wir eine schöne Aussicht auf die Ebne von Saran genossen.

Durch den Kanzler des Generalconsulats und einen dritten Kawasch, die hier ihren Chef begrüßten, so wie durch zwei deutsche Mönche von Jerusalem verstärkt, brachen wir um Mittag zur Weiterreise auf und waren nach einer starken Stunde in dem tiefen Thale, in welchem rechts von der Straße an die Bergwand gelehnt das hübsche Städtchen Kurjet El Enab mit seinen stattlichen gelben Steinhäusern, seiner großen Moschee und seinen Feigen- und Olivengärten liegt. Die Mönche sehen in dem Orte das alttestamentliche Anathot, andere wollen darin das Kirjat Jearim finden, wohin die Leute der Grenzstadt Bethsemes einst die Bundeslade brachten. Der Volksmund aber nennt die Stadt Abu Gosch, nach einem Räuberhauptmann dieses Namens, der hier vor einigen Jahren die Reisenden plünderte, zuletzt aber eingefangen und nach Widdin in die Verbannung geschickt wurde.

Hier begrüßte den Generalconsul eine Deputation der Sepharedim von Jerusalem, die sich uns dann anschloß und durch ihre Turbane und ihre bunten Gewänder, ihre orientalischen Physiognomien und ihre Patriarchenbärte unserm Zuge schon ein vorwaltend morgenländisches Aussehen gab. Im nächsten Thal, bei den Gärten des Ortes Kulonieh, wartete unser eine zweite Gesandtschaft der Kinder Israel, die von den deutsch redenden Aschkenasim ausgegangen war, und nun überwog in unserer Karavane das jüdische Idiom und die jüdische Nase so vollständig, daß ich, um die Symmetrie und Harmonie nicht zu stören, eine Strecke zurückblieb. Weiterhin wurde die Gegend wilder und kahler. Bald war kein Baum, kein Strauch und kaum ein Halm mehr an den Bergrücken zu sehen, die sich jetzt steiler und in rascherer Aufeinanderfolge quer über den Weg lagerten. Wir stiegen in das Terebinthenthal hinab, das, wie es scheint, seinen Namen davon hat, daß es keine Terebinthen besitzt, sahen in der Ferne den hohen Kegelberg sich erheben, auf dem das Grabmal des Nebbi Samwil, des Propheten Samuel steht, und gelangten endlich auf eine steinbesäete Hochfläche, wo ich zuerst ein Stück und bald nachher die ganze Breite der Westseite von Jerusalem vor mir sah. Hier empfing uns ein Detachement türkischer Reiter, geführt von einem Offizier mit Epauletten, und wieder begann ein Pauker vor uns her zu klimpern. Der preußische Consul hatte seinen Dragoman sammt einem Kawaschen zur Begrüßung herausgeschickt. Andere Bekannte oder Untergebene, darunter wiederum mehre Juden, warteten mit ihnen, um durch Anschluß an unsre Karavane den Einzug des Vertreters Oestreichs zu verherrlichen. Keiner der Juden versäumte, dem Gefeierten die Hand zu küssen.

Die Gesellschaft war auf diese Weise bis auf etwa sechzig Köpfe angewachsen, und nachdem sie sich mehr geordnet, bewegte sie sich mit gebührender Feierlichkeit über das Plateau auf die Stadt zu, die sich hier als eine lange graue Mauer mit Zinnen, über welche einige weiße Minarets und Kuppeln blicken, darstellt. Voran ritten mit ihren blitzenden Amtsstäben vier Kawaßchen, dann folgten die türkischen Reiter mit ihrem Pauker, sodann der Generalconsul, um den sich die Vornehmsten der Juden geschart, hierauf die Sänfte seiner Gemahlin, endlich geringere Ritter orientalischen Geblütes, die beiden Mönche und ich germanisches Menschenkind. Als wir uns dem Jaffathor näherten, wurden wir von dreißig bis vierzig schwarzäugigen Judenkindern empfangen, welche, von einem taktschlagenden Lehrer in Kaftan und polnischer Pelzmütze geleitet, mit quäkender Nasenstimme eine hebräische Uebersetzung von „Gott erhalte Franz den Kaiser" absangen. Die dabei stehenden Männer schrien Vivat, die Weiber ließen das gellende Salihegeschrei erschallen. Dazu klimperte der unermüdliche Pauker und von der Mauer knallten Flintenschüsse. Neben dem Zuge rannten stolpernd, sich stoßend, mit fliegenden Schößen Massen junger Hebräer hin, um sich wieder und immer wieder die Freude zu verschaffen, ihre Rabbiner neben dem großen Herrn aus Aschkenas reiten zu sehen. Ueber uns und um uns schwebte eine dichte röthliche Staubwolke.

Die alten Pilger pflegten, vor Jerusalem angekommen, vom Pferde zu steigen und mit bloßem Haupt und nackten Füßen in die heilige Stadt einzuziehen. Neuere ahmten ihnen wenigstens in so weit nach, als sie den Sattel verließen und zu Fuß durch das Thor gingen. Ich armer müder, sonnedurchglühter, halbverdursteter Heide hatte weder Neigung noch Kraft desgleichen zu thun, und wenn jene alten Frommen beim Anblick der Stadt in Verzückung geriethen, beteten, dankten und Lobgesänge anstimmten auf

„Jerusalem, die selig' Stadt,
So ihren schönen Namen hat
Vom Angesicht des Friedens,"

so war mir die Illusion, daß der friedliche Name den friedlichen Charakter ausdrücke, längst abhanden gekommen. Wer kann dafür, wenn ihm keine romantische Ader zu Theil wurde. Lebhafter als an die Heiligkeit Jerusalems dachte ich an ein kühles Glas Wasser, das es mir reichen sollte, und als wir zwischen den Schutt- und Unrathhügeln vor dem Damaskusthor in die Stadt hinabritten, zu meiner Rechten eine Franciscanerkutte, zu meiner Linken ein Rabbinerkaftan, drängte sich in den Raum, den der Wunsch nach einem frischen Trunk in meiner Seele übriggelassen — es ist sehr frivol, aber ich hoffe, der Himmel wirds in Anbetracht der Umstände verzeihen — die Erinnerung an Heines Gedicht „der Rabbi und der Mönch," und ich mußte lächeln. Jene

Begleitung aber zum Thore hinein war ein Omen, ein Symbol dessen, was mich erwartete. Das heutige Jerusalem hat, so weit der fränkische Hadschi mit ihm in Berührung kommt, zwei Gesichter. Das eine ist ein Mönch, das andere ein Talmudjude. Was darüber ist, das ist vom Uebel und gehört nach der Meinung der Mönche und Juden nicht hinein.

Militärische Tagesfragen.

1.

Preußen und ein Krieg am Rhein.

Bei der großen Vorliebe Napoleons des Dritten für das Studium gewisser Fragen ist es nicht ohne Nutzen, daß auch andere dieselben Fragen, welche die Aufmerksamkeit des Franzosenkaisers möglicherweise erregen können, studiren. Der Nutzen würde aber freilich grade für diejenige Partei, welcher er gewährt werden soll, äußerst gering ausfallen, wollte man bei solchen Studien Gefahren verkleinern, der Einbildung schmeicheln und alles im rosigen Lichte sehn. Deshalb thut man gut, mit solchen Studien zu beginnen, ehe noch die Stunde der Gefahr da ist, in welcher man allerdings Veranlassung haben könnte, manches ungesagt zu lassen, worauf es doch gewaltig ankommt.

Aus diesem Gesichtspunkte möchten wir die nachfolgenden Studien betrachtet wissen. Sollten ihre Ergebnisse bisweilen der Wahrheit vorbeitreffen, so werden sie im Ganzen sicher dazu beitragen, die echte Wahrheit zu finden.

Gemäß demjenigen, was in dem Artikel „der Frieden von Villafranca und Deutschland" gesagt worden ist, sehen wir uns Preußen im Verhältniß zu Frankreich, falls letzteres sich die Rheinlinie erobern wollte, an.

Das Königreich Preußen hat einen Inhalt von 5074 Quadratmeilen mit etwa 18 Millionen Einwohnern, welchen Frankreich ohne seine Colonien 9800 Quadratmeilen mit 36 Millionen Einwohnern entgegenstellt. Die Handelsbewegung Preußens, nicht des Zollvereins, kann auf 800 Millionen Franken, diejenige Frankreichs auf 1800 Millionen veranschlagt werden, wobei freilich die Colonien durchaus nicht ausgeschieden sind. Die materielle Macht Frankreichs ist demgemäß in allen Beziehungen fast doppelt so groß als diejenige Preußens.

Preußen zerfällt dabei, abgesehen von den Hohenzollernschen Fürsten-

thümern, in zwei große Massen, deren westliche, die Rheinprovinz mit Westphalen und namentlich die erstere, das eigentliche Angriffsobject für Frankreich bilden würde. Die längste Diagonale, welche man durch ein Land ziehen kann, ist im Wesentlichen ein Maß für die Concentrirung der Kraft. Die Diagonale durch Preußen von Nordosten nach Südwesten, von Schmallen-ingken z. B. nach Saarbrücken mißt 170 Meilen; eine Diagonale in derselben Richtung durch Frankreich, welches doch den doppelten Flächeninhalt hat, nur 135 Meilen.

Die Concentration der Kraft Frankreichs ist also, — vorläufig von den Colonien abgesehen, — eine viel größere als diejenige Preußens.

Angenommen nun, Napoleon der Dritte wollte den Krieg im höchsten Maße beschränken oder um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, er wollte ihn im höchsten Maße localisiren, so könnte er für sein Einbrechen in Preußen nur die französisch-preußische Grenzstrecke benutzen. Diese Strecke mißt zwischen Sierk und Saargemünd nur acht Meilen, man gelangt über sie in das Saarthal, welches für den erwähnten Fall die Operationslinie der Franzosen bezeichnet. Einen starken Tagemarsch auf preußischem Gebiet vorwärts; hat man sogar zwischen Grevenmachern und Olzenhausen nur eine Breite von sechs Meilen.

Solche Stückchen Landes sind ungeeignet, die Operationen einer großen Armee, wie Frankreich sie unbedingt aufstellen müßte, um Preußen zu bekriegen, darauf zu basiren. Eine Erweiterung der Basis ist eine Nothwendigkeit für Napoleon, und es fragt sich nur, auf welcher Seite er sie suchen soll.

Es stellt sich nun sofort heraus, daß das linke Rheinufer durchaus nicht in der Gewalt der Franzosen ist, wenn sie nur das Stückchen erhalten, welches auf diesem Ufer Preußen gehört. Man muß nothwendig holländisch Luxemburg, Belgien und das Stück von Holland nordwärts bis zur Waal nebst Limburg dazu nehmen. In diesem Fall hat die Basis von Saargemünd bis Dünkirchen eine Länge von 53 Meilen und ist auch für die größeste Armee vollkommen anständig.

Man erkennt sehr leicht, daß in diesem Zwang der Umstände für den Kaiser Napoleon eine neue Möglichkeit liegen könnte, den Krieg auf eine ganz großartige Weise zu localisiren, indem er nämlich anfangs nur das wie auf dem Präsentirteller an seinen Grenzen liegende Belgien, welches keinem größern Verband von Staaten angehört, angriffe und, wie sich von selbst versteht, wegnähme, um dann von hier aus weiter zu operiren. Indessen Napoleon der Dritte macht lieber, wie er es gesagt hat, moralische als materielle Eroberungen. Moralische Eroberungen, dies ist das Wort. Es ist ein sehr schönes Wort, und was noch mehr sagen will, wir glauben, daß es Napoleon der Dritte mit diesen moralischen Eroberungen, man muß sie nur richtig verstehen, völlig Ernst ist.

So könnte auch hier der Kaiser der Franzosen auf eine Art operiren, di ihm militärisch günstig, zugleich ihm gestattete, dem Kampf größere Dimen sionen zu geben. Das preußische linke Rheinufer nehmen, es dann so ve theilen, daß Holland den nördlichen Theil über Aachen nach Bonn, Belgie den südlichen Theil — einschließlich Luxemburg, welches der König von Hollan gern abtreten würde, erhält, dies wäre gar keine üble Speculation.

So träte Napoleon nicht als Feind, sondern als Bundesgenosse von Be gien und Holland auf; er machte wieder nur eine moralische Eroberung fü Frankreich, aber er wäre dann später Garant der neuen Verhältnisse un hätte einen neuen Einmischungshafen, an welchem sich gar manches an hängen ließe.

Für Preußen ergibt sich aus dieser sehr naheliegenden Betrachtung d Lehre, einen festen Zusammenschluß mit Holland und Belgien zu suchen un auf solche Weise künftigen Bestrebungen des Franzosenkaisers zuvorzukommen Allianzen zu rechter Zeit schließen und sie an der richtigen Stelle schließen dann aber auch, nicht blos etwa durch Heirathen, sondern vor allen Dinge durch Begünstigung der Interessen der verbündeten Staaten, die einem imm selbst wieder zu Gute kommt, sie hegen, das sind Dinge der großen Politi die über ehrlichen Kleinigkeiten nicht verabsäumt zu werden brauchen.

Wenn Preußen seine heutige Stellung im deutschen Bunde betrachtet, s muß es sich sagen, daß es auf diesen kaum mehr vertrauen darf. Werfe e seine Angeln ehrlich und mit guten Absichten, aber auch kühn, ohne di ewige Klugthuerei — wir finden einmal keinen Ausdruck, welcher di Sache passender bezeichnete, — ohne sie, welche weiter nichts thut, als da sie von jedem positiven Handeln abhält, ins Ausland hinein, — und es wi auch wieder in Deutschland Terrain gewinnen, vielleicht mehr als es bis heu verloren hat.

Wir für unsere Person hätten gewünscht, daß es in dem eben beendete Kriege anders gekommen wäre, daß Preußen rascher gehandelt, daß es Deutsch land und England für Oestreich mit fortgerissen hätte, statt sich von Englan zum Zögern bestimmen zu lassen. Wir hätten dies gewünscht, trotz der un endlich vielen Uebelstände, welche in Oestreich nie zu verkennen waren, un welche der letzte Krieg wieder einmal mit aller Deutlichkeit ans Licht trete ließ. Aber mit Vergangenem darf man sich am wenigsten in unserm Jah hundert plagen. Thatsachen muß man anerkennen, wenn auch nur deshalb daß man bei Gelegenheit andere Thatsachen daraus machen könne, die einem günstiger sind, als die gewesenen. Wir verzweifeln trotz alledem und all dem nicht an der „civilisatorischen Mission“ Preußens. Aber allerdings i es für uns völlig klar, daß ein so kleiner Staat als Preußen keine Groß macht sein und keine Großmachtspolitik treiben kann, wenn er nicht eine ä

zerst kühne und entschlossene Politik treibt, bei welcher allerdings Gefahren mit in den Kauf genommen sein wollen.

Preußens wahre Politik wird immer eine revolutionäre sein müssen. Das Wort bringt allen ehrbaren Philistern eine Gänsehaut auf den Leib. Und doch bewundern dieselben Philister die Politik des großen Kurfürsten, des großen Königs und des Jahres 1813! War diese etwa eine andere als eine revolutionäre? Oder ist es etwa nur revolutionär, wenn einige tausend betrunkene Kerle ein paar Dutzend Barrikaden bauen, und nicht revolutionär, wenn ein deutscher König dem deutschen Kaiser den Thronschemel unter dem Hinteren fortzieht? Lasse man darum die Gänsehaut weg; denke man an die Thatsachen und Thaten und fürchte man sich weniger vor den Worten.

Eine revolutionäre Politik wäre es z. B. gewesen, wenn der Prinz von Preußen Anfang Juli dieses Jahres die Ernennung zum Bundesoberfeldherrn angenommen hätte, aber mit dem Vorbehalt, sie so zu benutzen, wie es Deutschland und mit diesem dann auch Preußen convenirte, wohlgemerkt nicht mit einem laut ausgesprochenen, sondern mit einem stillen Vorbehalt, der sich von selbst verstand. So hätte der alte Fritz gehandelt.

Aber wir glauben, daß der Prinz von Preußen diese Würde allerdings mehr aus Mißtrauen in seine Fähigkeit als aus andern Gründen abgelehnt hat.

In der That, wir sind bisweilen erstaunt gewesen, wenn wir den Prinzen für einen großen Feldherrn erklären hörten. Es liegt hier ein Punkt vor, auf den wir wol noch öfter werden zurückkommen müssen, den wir wahrlich ungern berühren, der aber nothwendig im Interesse der Sache berührt werden muß. Die Leute in Preußen lächeln und spotten über das Giulaythum bei den Oestreichern — machen sie es aber besser?

Der Prinz von Preußen war vor 1848 als ein ehrlicher Charakter, und sodann als ein Soldatenfreund und Liebhaber des Soldatenwesens bekannt. Man hielt ihn für einen verständigen Mann. Aber außerordentliche Fähigkeiten schrieb ihm niemand zu. Man fand, daß er derjenige der Söhne Friedrich Wilhelms des Dritten sei, welcher die meiste Aehnlichkeit mit seinem Vater habe. Unserer Meinung nach war dieses Urtheil vollkommen richtig. Und wir möchten heute noch Hunderte von Menschen, die ihn vielleicht seit zehn Jahren zu einem halben oder auch ganzen Gott haben machen wollen, aufs Gewissen fragen, ob sich ihr Urtheil **wirklich** geändert hat. Wir sind überzeugt, daß der Prinz selbst das, was wir hier sagen, unterschreiben würde, und stehen um so weniger an es auszusprechen, als jetzt wieder einmal eine kurze Frist gegeben ist, in welcher die Leiter Preußens in sich gehen und manches abstellen können, was in Berlin um kein Haar besser ist als in Wien.

Im Jahr 1848 hängte sich die Reactionspartei — wir unterscheiden die damalige ministerielle Novemberpartei und die der Kreuzzeitung absolut nicht

— an den Prinzen, und nun ward diesem plötzlich ein militärischer Ruf genau in derselben Weise fabricirt, wie Napoleon der Dritte einen solchen denjenigen seiner Generale fabriciren ließ, die er zum Staatsstreich gebrauchen wollte. Selbst der badische Feldzug mußte dazu dienen, obgleich jeder Unbefangene zugeben muß, daß eine überlegene, wohlorganisirte Armee gegenüber einer schwächeren, fast gar nicht organisirten Truppe niemals mit weniger Geschick geführt worden ist.*) Daß der Prinz von Preußen daher Bedenken trug, den Bundesoberbefehl persönlich zu übernehmen, ist uns sehr erklärlich. Aber allerdings hätte er ihn immer noch annehmen und sich einen tüchtigen Gehilfen beigesellen können.

Doch kehren wir zur Betrachtung der Verhältnisse des Angriffes auf das linke Rheinufer zurück. Hätte Napoleon für sich oder für die Belgier und Holländer das preußische Land links vom Rhein genommen, so lägen immer noch deutsche Länder links vom Rhein, nämlich das oldenburgische Birkenfeld, Stücke von Hessen und die baierische Pfalz. Diese Stücke könnten, erobert, gleichfalls zu Belgien geschlagen werden. Aber allerdings, wenn sie angegriffen würden, so erhielte Preußen sofort deutsche Bundesgenossen. Die gemeinsame Gefahr triebe ihm solche zu. Und dies könnte Napoleon bestimmen, die betreffenden deutschen Länder seitwärts liegen zu lassen, um sie erst später zu verspeisen. Aber werden deutsche Staaten in solcher geographischen Lage wie Baiern wirklich so einfältig sein, ruhig zuzusehen, wenn ihnen gesagt wird: ihr bleibt verschont, wir haben es nur mit Preußen zu thun?

Möglich ist alles. Freilich liegt die Saar ein wenig näher an der bairischen Pfalz als der Rhein am Mincio. Doch was thut das? Wenn der Moniteur den Herren in München beweist, daß dies noch nicht fest ausgemacht sei, so können deutsche Minister es schon glauben, und Napoleon der Dritte ist ganz der Mann dazu, dergleichen Dinge zu beweisen. Auf die Bundesverfassung legen wir, wie schon früher gesagt, nur noch geringen Werth. Von der ganzen Bundesverfassung ist unzweifelhaft das beste Capitel die Kriegsverfassung, — wir besprechen diese vielleicht später einmal einläßlich. Wenn man mit dieser Kriegsverfassung nichts machen kann, so liegt es wahrhaftig nicht an ihr, sondern an dem unglücklichen Verhältniß der polnischen Republik von einigen dreißig Souveränen, von denen einmal keiner auch nur ein Titelchen seiner Souveränetät dreingeben will. Nun ist aber neuerdings erklärt worden, daß sich mit der Kriegsverfassung des Bundes nichts anfangen ließe. Ist man davon wirklich überzeugt, ist man sich klar darüber, daß auch das beste Stück von dem ganzen deutschen Bunde absolut nichts werth ist,

*) Der Verf. vergißt die Zusammensetzung dieser Armee aus verschiedenen fast selbstständig geführten Contingenten. D. Red.

was soll dann der Bund überhaupt noch, was kann er noch sollen? Kann man also von dieser Ueberzeugung nicht zurückkommen, oder kann man sich nicht dazu verstehen, an die Stelle desjenigen, was man für faul erkannt hat, im Bunde etwas Besseres zu setzen, so möchte es wol das Klügste und Nützlichste sein, den Bund auch offen für aufgelöst zu erklären.

Ein Entschluß muß jetzt gefaßt werden; das sanfte Hinschlummernlassen und Abwarten ist nicht mehr am Platz. Entweder Preußen einigt sich ehrlich mit Oestreich, indem es in frischer freier Sprache diesem grade heraus sagt, was es will, oder es tritt aus dem deutschen Bunde, d. h. aus dem Gebundensein an Oestreich heraus, und sucht sich neue Bundesgenossen in und außer Deutschland unter neuen Bedingungen. Und dies muß bald, muß schnell geschehen. Die Schnelligkeit der Reichskammergerichtsprocesse, der Bundestagsverhandlungen ist wahrhaftig nicht genügend.

Tritt Preußen aus dem Bunde aus, so muß es mit aller Kraft dahin streben, sich innerhalb des Gebietes desselben neue Genossen zu schaffen. Anhaltspunkte dazu sind vorhanden. Einige der deutschen Staaten sind durch ihre Lage auf das Bündniß mit Preußen angewiesen, andere fesselt das Zollvereinsinteresse. Aber wir glauben trotz alledem, Preußen würde mit seinen Bestrebungen in dieser Richtung nicht weiter kommen als zu einer verkrüppelten Wiederholung des jetzigen deutschen Bundes, wenn es dabei mehr auf die Fürsten oder Regierungen als auf die Völker rechnen wollte. Preußen muß sich die deutschen Völker zu gewinnen suchen. Welche Mittel dazu anzuwenden wären, das wird doch in Berlin wohl bekannt sein. Wir bezeichnen als Hauptmittel sociale Reformen, die nicht blos auf dem Papier stehn, sondern wirklich zur Ausführung kommen. Wie weit dabei der Parlamentarismus eine Rolle spielen soll, muß nach den Umständen ermessen werden. In unsern Augen ist er nicht das Wesentlichste; indessen wenn die Menschen daran hängen, so mag man auch ihm Spielraum geben. Er wird nicht zu viel nützen, aber auch kaum etwas schaden.

Es ist also möglich, daß, veranlaßt durch Napoleon den Dritten oder auch ohne directe Veranlassung seinerseits die süddeutschen Staaten sich Preußen anschließen, falls dieses von Frankreich her angegriffen wird. Wir haben dann in unserer bisherigen Entwicklung vier verschiedene Kriegsfälle aufgefunden, die verschiedene Kriegstheater constituiren: 1) Preußen mit Belgien und Holland stehn gegen Napoleon; der Kriegsschauplatz wird durch eine Linie von Saargemünd bis Dünkirchen in seiner wesentlichen Ausdehnung bezeichnet. 2) Napoleon steht mit Belgien und Holland gegen Preußen; die Linie des Kriegsschauplatzes ist Nimwegen-Saarlouis. 3) Preußen, Belgien und Holland und die süddeutschen Staaten am Rhein, abgesehen von sonstigen Bundesgenossen stehn gegen Napoleon. Die Linie der Signatur ist

eine gebrochene: Dünkirchen-Lauffenburg und Lauffenburg-Basel. 4) Preußen mit den süddeutschen Staaten steht gegen Napoleon, der Belgien und Holland zu Bundesgenossen hat; die Linie der Signatur ist Nimwegen-Basel. Für diese vier Fälle müssen wir uns nothwendig die Verhältnisse des Kriegsschauplatzes ansehn, wozu wir in einem der nächsten Artikel schreiten wollen.

Gefragt könnte jetzt noch werden nach der Rolle, welche die Schweiz, Oestreich und England spielen möchten. Darüber noch einige Worte sogleich hier. Oestreich nehmen wir auf jeden Fall als paralysirt an, entweder durch seinen eignen Willen oder — wenn es nothwendig würde, ihm einen passenden zu octroyiren — durch Italien und Rußland. Englands Staatsmänner und insbesondere die jetzt am Ruder befindlichen haben in neuster Zeit so wenig Einsicht bewiesen, daß Napoleon, wenn er ihnen auch genügenden Stoff zu einem Blaubuch liefert, doch wol die Sicherheit hat, England auf der Linie zu halten, auf welcher er es zu haben wünscht. Betheiligte sich England zu Gunsten Preußens am Kriege, so würde es selbstverständlich nicht viel mehr thun als die französische Flotte im Schach halten können, was freilich schon eine nicht unwichtige Leistung ist. Neuerdings hört man von den französischen Soldaten (Offiziere nicht ausgeschlossen) ziemlich viel schreien: Nach England! Wir glauben auch, daß mancher Zuave beim Anblick Londons mit dem alten Blücher ausrufen würde: welche Stadt zum Plündern! Indessen wir sind ebenso überzeugt, daß vorläufig England nichts direct zu befürchten hat. Es gibt eine bequemer zu lösende, sehr gut vorbereitete Aufgabe. Die Schweiz mit in den Krieg hineinzuziehen könnte für Napoleon nur dann einen Sinn haben, wenn auf preußischer Seite sich die süddeutschen Staaten an demselben betheiligten. Die Schweiz gibt sich indessen sicher nicht freiwillig zum Kriegsgenossen Napoleons her, und wie man auch über ihre innere Kraft denken möge, sie ist und bleibt ein schwer verdaulicher Brocken. Sollte sie sich selbst im Anfang als widerstandsunfähig erweisen, sie hat Lebenskraft und Stoff genug in sich, um bei wirklicher Gefahr allen Schäden abzuhelfen, zudem rasch abzuhelfen. Wir sind aus diesem Grunde und aus andern, die mit Napoleons Jugend zusammenhängen, der Meinung, daß dieser ihre Neutralität respectiren werde. Aber auch die Deutschen könnten auf den Beistand der Schweiz nicht rechnen. Sie bleibt für beide Theile eine sichere — neutrale — Flanke, nicht mehr und nicht weniger.

Wir wissen aus Erfahrung, daß sehr viele Menschen männlichen Geschlechts den Weibern gleichen, welche, wenn sie jeden einzelnen Beweisgrund und jede Folge der Entwicklung zugegeben haben, doch immer von vorn anfangen und rufen: Aber!

„Ja, aber! Lieber Mann, wie kommt denn Napoleon dazu, Preußen

anzugreifen? Was hat er für einen Grund dazu? oder was für einen Vorwand?"

Wir antworten darauf: wenn es eine italienische Frage zu studiren gibt, die auf seine Weise zu studiren Napoleon der Dritte berechtigt war, so gibt es sicherlich ebenso gut eine deutsche für ihn zu studiren. Nun ist die italienische Frage noch lange nicht ausstudirt. Und sollte zum Ausstudiren etwa der Gedanke eines europäischen Pentarchencongresses aufgebracht werden, so hätte Napoleon tausend Gelegenheiten statt einer, Preußen so schnöde zu behandeln, daß ihm doch endlich einmal statt der Klugheits- oder Geduldader die Zornader schwellen müßte und der Krieg gemacht wäre. Es wird sich wol noch Gelegenheit finden, dies im Lauf der Dinge des Weiteren zu berühren und — zu ergründen. W. Rüstow.

Der Friede und der Protestantismus in Oestreich.

Wenn man bei uns hin und wieder die Meinung hört, der Friede, der dem Krieg zwischen den beiden katholischen Großmächten ein Ende machte, sei gegen England und Preußen, gegen den Protestantismus geschlossen, und daran allerlei düstere Weissagungen knüpft, so wollen wir uns vorläufig darüber keiner allzu großen Besorgniß hingeben, denn die Macht des mit dem Zeitbewußtsein im Einklang stehenden Protestantismus, wie auch die gute Einsicht der katholischen Bevölkerungen selbst bieten eine hinreichende Gewähr dafür, daß die Bäume der Jesuiten nicht in den Himmel wachsen. Dagegen müssen wir aber als eine bedeutsame Erscheinung constatiren, daß der Protestantismus in Oestreich auch bei der neuesten Bewegung des politischen und geistigen Lebens leer ausgegangen ist. Es ist den Lesern bekannt, daß es dem mit der weltlichen Macht verbündeten Jesuitismus gelungen war, den gleich nach der Reformation mächtig angeschwollenen Protestantismus in Oestreich und Ungarn durch Dragonaden und Auswanderungszwang auf ein geringes Maß zurückzuführen, bis die humane Politik Kaiser Josephs des Zweiten seinen Ländern ein größeres Maß von Gewissensfreiheit gab, und der die Bewährungen des wiener und linzer Friedensschlusses recapitulirende 26. Artikel des ungarischen Reichstages vom Jahre 1790—1 der protestantischen Kirche Ungarns ungeachtet der heftigsten Reaction des bigotten römischen Klerus die Aussicht auf eine ungestörte organische Entwicklung eröffnete. Bei dieser „Aussicht" hatte es aber auch sein Bewenden. Denn obwol die ungarischen Protestanten die Erledigung der jene organische Entwicklung anbahnenden

Operate der Generalsynode vom Jahr 1791 in den Jahren 1799, 1801, 1802, 1803, 1804, 1806 und 1817 bei der Regierung in Wien durch zahlreiche Deputationen in Erinnerung gebracht und Kaiser Franz dem ungarischen Reichstage vom Jahr 1827 die baldige Erfüllung jener protestantischen Wünsche in der bestimmtesten Weise zugesichert hatte, so erfolgte doch bis zum Jahr 1848 keine Entscheidung. Ausdrückliche Befehle, daß die Hofkanzlei dem Kaiser die Acten endlich vorlegen möge, hatten keinen Erfolg. Machinationen bei der ungarischen Hofkanzlei wie beim Staatsrath hintertrieben die Sache immer wieder, und im Jahr 1850 schlug F. Z. M. Haynau selbst das nothdürftig bestehende Verfassungsgebäude der protestantischen Kirche Ungarns mit unerhörter Rücksichtslosigkeit entzwei. In den zum deutschen Bunde gehörigen Ländern aber ging der confessionelle Gleichberechtigung feststellende 16. Art. der deutschen Bundesacte, gleich dem Art. 13, niemals in Erfüllung, so daß ein Evangelischer in dem exclusiven Tirol nicht einmal eine Hufe Landes an sich bringen konnte. In den Jahren 1848 und 1849 freilich wehte in den deutschen Kronländern ein anderer Wind. Die Regierung selbst berief, nachdem sie am 30. Januar 1849 der evangelischen Kirche in den deutsch-slavischen Ländern einige über die schmale Basis des Toleranzpatentes vom Jahre 1781 hinausgehende, wenn auch im Ganzen unwesentliche Rechte eingeräumt hatte, die Superintendenten und Vertrauensmänner derselben zu einer Versammlung nach Wien, welche über die künftige Stellung der evangelischen Kirche zum Staate, so wie über die innere Verfassung derselben ein Gutachten abgeben sollte. Diese Versammlung erstattete ihre Vorschläge schnell und in der anerkennenswerthesten Weise. Allein seitdem ist das Concordat mit dem ganzen Ballast des kanonischen Rechts dazwischengetreten und — die Superintendenten und mit ihnen viele tausend Gläubige warten noch immer auf eine Eröffnung der Regierung, die selbst die Initiative zur Anbahnung neuer Verhältnisse ergriffen hatte. — Auch die ungarischen Protestanten erhielten erst im Jahr 1856 Gelegenheit, ihre kirchlichen Wünsche freimüthig auszusprechen. Allein ihre Gutachten über den ministeriellen „Gesetzentwurf" und die einstimmige Bitte der acht Superintendentialconvente um Bewilligung einer Synode harren, ungeachtet zahlreicher Deputationen und Bittschriften bis zur Stunde noch der Erledigung. Die officielle „Wiener Zeitung" (No. 261 1855) erklärte zwar nach dem Erscheinen des Concordates, daß in der „rückhaltlosen Anerkennung" der Rechte der römischen Kirche für alle übrigen Bekenntnisse eine „sichere Gewähr" der ihrigen liege; officiöse Artikel in der „Oestreichischen Zeitung" (No. 37 1858) und in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zu No. 83 1859) mahnten zur Geduld und bezeichneten die liberale Lösung der protestantischen Kirchenverfassungsfrage und der staatsrechtlichen Stellung der Protestanten ausdrücklich nur als eine „Frage der Zeit". — Da die Geduld der

östreichischen Protestanten ohnehin zur zweiten Natur geworden ist, so gab man sich auch jetzt ruhigem Zuwarten hin, und wenn wiener Correspondenten in deutschen Blättern von Zeit zu Zeit die Nachricht verbreiteten, daß der Kaiser Franz Joseph die gemessensten Befehle zur Beschleunigung der bezüglichen Verhandlungen gegeben habe, so schenkte man dem um so zuversichtlicher Glauben, als es ja bekannt war, daß Sr. Majestät schon bei Gelegenheit der Bereisung Ungarns im Jahr 1857 dem Geheimrath Gyurki bei einer Hoftafel in Ofen trostvoll versichert hatte: a' zsinat lesz (die Synode wird stattfinden). Da kam der Krieg, und man mußte erwarten, daß die Regierung die Gelegenheit benutzen würde, die vier Millionen Protestanten von ihrer gedrückten Stimmung durch liberale Publicationen endlich zu befreien. Die Hoffnung schlug jedoch auch diesmal fehl. Als endlich die „Neue Preußische Zeitung", nachdem die süddeutsche Presse die Verbesserung der Lage der Protestanten in Oestreich als eine unabweisliche Forderung der Zeit energisch und nachdrücklich hingestellt und in richtiger Würdigung der Sachlage eine solche That eine gewonnene Schlacht genannt hatte, — vielleicht mit tendenziöser Berechnung für die Stimmung in Deutschland — unmittelbar nach der Abreise des Kaisers Franz Joseph auf den Kriegsschauplatz, die auch in diese Blätter übergegangene Nachricht brachte, daß Sr. Majestät vor der Abfahrt nach Verona das bezügliche Patent unterzeichnet habe, da fing man an, freier aufzuathmen, obwol es an Pessimisten nicht fehlte, die alles das für leeres Stroh hielten. Die Pessimisten haben Recht gehabt. Es ist möglich, daß der Kaiser vor seiner Abreise die Weisung ertheilt hatte, ihm die spruchreifen Elaborate behufs der Sanction in das Hauptquartier nachzusenden; daß dieses aber nicht geschehen, beweist die Thatsache, daß wir das Patent während des Krieges vergebens in der Wiener Zeitung gesucht haben und daß es bis auf den heutigen Tag, — lange nach der Rückkehr des Kaisers aus Italien — nicht erschienen ist.

Sollte derselbe Einfluß, welcher die Protestanten in Oestreich bisher nicht zu ihrem Recht gelangen ließ und seine hochfliegenden Speculationen auf die Desorganisation unserer protestantischen Kirche baut, seine Hände auch diesmal im Spiele haben? Wenn wir die Versicherungen der klerikalen Blätter in Deutschland lesen, daß an der Verzögerung der in Frage stehenden Entscheidungen nicht die Regierung, sondern die Uneinigkeit der Protestanten selbst schuld sei, so müssen wir trotz des von der „Neuen evang. Kirchenzeitung" (No. 14 1859) auf seinen wahren Werth zurückgeführten Bedauerns der Münchner gelben Blätter (5. Heft 1859 S. 358) über den „endlos langen Verzug der Neubildung ihrer Kirchenverfassung" das Schlimmste fürchten. An der Verschleppung der evangelischen Kirchenfrage ist, wir sagen es frank und frei, niemand anders schuld als die Staatsgewalt selbst, die doch durch die Resultate des

letzten Krieges belehrt sein sollte, daß die Jungfrau Maria nicht zum Siege führt, wenn den Waffen die Weihe der durch freie Institutionen getragenen Sympathien der Bevölkerung und der Beistand der öffentlichen Meinung des gebildeten Europa fehlt.

Oestreich kann nur auf dem Wege des Fortschrittes, niemals auf den dunkeln Bahnen der Reaction zu Macht und Größe und Ansehn gelangen. Oestreich zeige und zeige es bald und ernstlich, daß es unwiderruflich entschlossen ist, seine „innere Wohlfahrt und äußere Macht durch zweckmäßige Entwicklung seiner reichen, geistigen und materiellen Kräfte, wie durch zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen.“ In Erfüllung dieser Aufgabe befriedige es zuerst die berechtigten Wünsche seiner lange hingehaltenen Protestanten, die auch zu den Lasten des letzten Feldzuges nach ihrem Theile redlich beigetragen und ihre Söhne so gut wie die Katholiken, Griechen und Juden auf die lombardische Ebene in den Tod geschickt haben. Wenn man gleiche Pflichten für alle Staatsbürger festsetzt, so muß man consequent auch gleiche Rechte gewähren. Sollte es den leitenden Staatsmännern in Oestreich unbekannt sein, daß §. 46 des Staatsvertrages vom 18. August 1858 über die definitive Organisation der Moldau und Walachei, den Bekennern aller christlichen Confessionen dieselben Rechte zugesteht, und daß selbst das Gesetzbuch von Montenegro in §. 92 für alle Kirchen die gleichen politischen Rechte statuirt, so laden wir sie hierdurch ein, sich darin zu spiegeln. Und um noch Näherliegendes zu erwähnen, sei das Decret zu Gemüthe geführt, welches Herr Vigliani, der neue sardinische Statthalter der Lombardei, in der allerjüngsten Zeit, nämlich am 4. Juli d. J. erlassen hat. Es lautet: „Da der Unterschied, welcher nach den Gesetzen der frühern Regierung der Lombardei zwischen den Bürgern in Bezug auf das religiöse Bekenntniß besteht, jener vollständigen Rechtsgleichheit nicht entspricht, die in den übrigen königl. Staaten besteht und mit den Principien der heutigen Bildung nicht vereinbar ist, so wird in Ausführung der Beschlüsse des Ministerraths bestimmt wie folgt: 1) Alle Bürger der lombardischen Provinzen sind vor dem Gesetze gleich, welchem religiösen Bekenntnisse sie auch angehören, und genießen, wie in den übrigen königl. Staaten, gleiche bürgerliche und politische Rechte; 2) alle entgegenstehenden Gesetze sind abgeschafft.“ —

Das Fortleben der Antike im Mittelalter.

Wenn schon zur Zeit der ersten Cäsaren der Römer seine Hände nach den germanischen Gebieten ausstreckte, so wurde zunächst Gewalt mit Gewalt erwiedert. Weniger hartnäckig, wie alle Völker in den Tagen ihrer Kindheit, scheint der Deutsche den Lockungen des römischen Luxus, dem Einfluß römischer Bildung Widerstand geleistet zu haben; dieß läßt sich wol aus den zahlreichen Funden römischer Münzen, Schmucksachen aller Art und den Waffen römischer Abkunft in germanischen Gräbern folgern. Auf die Länge der Zeit konnte der rohe Sohn der Natur dem gebildeteren, wenn auch feindlichen Nachbar in diesen Dingen nicht mehr widerstreben. Römische Städte, die großentheils wie Aachen, Koblenz, Köln, Trier, Augsburg und viele andere noch gegenwärtig ihren ursprünglichen lateinischen Namen in nur verstümmelter Form fortführen, erstanden allmälig aus den befestigten Lagern und in ihnen wiederum entwickelten sich ungestört römische Einrichtungen. Römische Fora, Paläste, Tempel, Basiliken, Theater, Befestigungen, Münzstätten, Grabmäler und Communicationsbauten erhoben sich auf deutschem Grund und Boden, von denen Einzelnes noch mehr oder weniger gut erhalten ist.

Wer kennt sie nicht die gewaltige Porta nigra zu Trier oder jenes römische Gebäude derselben Stadt, das sie jetzt, obgleich grundlos, für eine römische Handels- und Gerichtshalle ausgeben? Mit römischen Gedenksteinen, wie mit kleinerem Bildwerk aller Art, an Ort und Stelle selbst ausgegraben, sind die Alterthumsmuseen der rheinischen Städte und die Städte Süddeutschlands noch heutzutage reichlich ausgestattet. Die sogenannte Teufelsmauer, den alten Römerwall, können wir noch auf ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen.

Wie viel mag dagegen im Laufe der Zeit bis zur Unkenntlichkeit abgerieben, vom Roste angenagt, theilweise aber auch von dem frommen Wahn, wie jener vor einer Kirchthür gesteinigte Venustorso verstümmelt, zu Grunde gegangen sein! Anderes hätte der Metallwerth und die Habsucht der Menschen dem unvermeidlichen Untergang entgegengeführt, wenn es nicht die Vorsehung, wie jene erst kürzlich in den Fluten des Rheines aufgefundene herrliche Bronzestatue, den gierigen Augen der Nachwelt entzogen hätte.

Daß schon in jener Zeit die römische Baukunst einen, wenn auch nur vorübergehenden Einfluß auf die Stämme der Deutschen ausgeübt habe, läßt sich aus der öfteren Erwähnung zerstörter Tempel bei deutschen Völkerschaften folgern: aus Tacitus wissen wir ja, daß der Germane von Haus aus seine Götter nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht, sondern nur in den schattigen Domen seiner Wälder verehrte. Ferner deutet darauf die Erschei-

nung hin, daß auch die allergewöhnlichsten und allerunentbehrlichsten Bezeichnungen baulicher Thätigkeit wie Dach, Mauer, Angel, Pforte, Fenster lateinischen Ursprungs sind. Ja, dem Stamm der Angelsachsen mangelt sogar das Wort „bauen" selbst, und er ist daher genöthigt, sich des nur zur Bezeichnung des Holzbaues geeigneten Wortes „zimmern" für diese Thätigkeit schlechthin zu bedienen. Wenn etwas, so beweisen diese Dinge, daß wenigstens der Steinbau und seine Technik nicht heimischen, sondern römischen Ursprungs sind.

Liegt doch jene alles Fremde kalt abstoßende Sprödigkeit andrer Nationen überhaupt gar nicht im Charakter der germanischen Volksstämme begründet, die sich vielmehr überall, wohin sie auch ihr Muth und ihr Geschick warf, mit einer fast weiblichen Weichheit an das Vorgefundene angeschlossen haben. Schon der große Theodorich, der Beherrscher der Ostgothen, regierte weiser, wie vordem jene mächtigen Cäsaren Roms gemeinsam die Germanen und Römer, gleich billig gegen jeden der beiden Theile. Aus dem besiegten, aber an geistiger Bildung seinem Volke überlegenen Stamme der Römer wählte er vorurtheilsfrei seine höheren Beamten, in der gewandteren, für den Verkehr geeigneteren lateinischen Sprache erließ er seine Befehle. Für die Erhaltung der Bauwerke des römischen Volkes sorgte der neue Herrscher durch specielle Verordnungen und endlich warf sich der angebliche Barbar sogar zum Beschützer der Künste und Wissenschaften auf. Sein eigenes noch ziemlich unversehrt erhaltenes Grabmonument in der Nähe Ravennas ließ er in der thurmartigen Gestalt römischer Grabdenkmäler aufführen. Sein Palast war ein Abbild des Diocletianischen zu Salona, so weit Beschreibungen und Trümmer noch einen Blick in denselben gestatten. Römischen Ursprungs sind selbst die feineren Gliederungen an seinen Bauwerken, und um auf das sprachliche Gebiet überzuspringen, die Reste der auf uns gekommenen gothischen Bibelübersetzung enthalten eine wenigstens für den Umfang, wie die kurze Zeit des Verkehrs zwischen Gothen, Griechen und Römern nicht unbedeutende Anzahl von Fremdwörtern. So steht es mit der Antike und ihrer Aufnahme bei demjenigen Stamme der Germanen, von dem wir, wie von keinem zweiten in so früher Zeit, durch schriftliche und monumentale Ueberreste genauer unterrichtet sind.

Der Weichheit und Nachgiebigkeit des germanischen Bestandtheiles in Frankreich verdanken bekanntlich die Sprache und die Einrichtungen dieses Landes überhaupt erst ihr Dasein. Zur Zeit der Merovinger, ja sogar noch unter Karl dem Großen bestanden auf fränkischem Boden die lateinische und unsre Muttersprache friedlich nebeneinander, letztere genoß sogar noch den Vorzug, Sprache der Sieger, des Hofes und seines Adels zu sein. Allmälig trat das germanische Element jedoch in den Hintergrund, das lateinische

dagegen gewann die Oberhand, so daß schon zur Zeit Karl des Kahlen die Erlernung des Deutschen, das als Sprache der Großen immer noch von Wichtigkeit war, Schwierigkeiten verursachte. Die Nachkommen der im Lande einst ansäßigen Römer, ihre Sitte und Bildung so wie die südliche Natur überhaupt trug hier einen für alle Zeiten entscheidenden Sieg über den nordischen Bestandtheil davon, dem das Schicksal dafür eine um so reichere und vollere Entwickelung jenseit des Rheines zugewiesen hatte.

Hier ereignete sich grade der entgegengesetzte Fall. Das deutsche Element, weil es hier umgekehrt wie dort drüben das volksthümliche und ursprüngliche war, unterjochte die von den Herrschern und der Geistlichkeit das ganze Mittelalter hindurch begünstigte römische Sprache, Sitte und Bildung wenigstens in den untern Schichten des Volkes.

Sehen wir jetzt genauer zu, wie zur Zeit Karl des Großen und seiner Nachfolger die beiden scheinbar unverträglichen Kräfte im Leben, in der Wissenschaft, in der Dichtung, in den einzelnen Zweigen der bildenden Kunst sich gegenüberstanden. Ich denke das Endergebniß unsrer Betrachtung wird sein: daß es eine Renaissance im engeren Sinne des Wortes nicht gibt, geben kann und soll. Was in Saft und Kraft, was in das Blut des gesammten deutschen Volkes übergegangen, was im Laufe der Zeiten bereits verarbeitet ist, das darf man nicht einseitig wieder ausscheiden: dem soll man auf der einen Seite ebenso wenig gewaltsamerweise ein Uebergewicht wieder zu verschaffen suchen, das ihm nicht mehr gebührt, als man von der andern es gewaltthätig hinausdrängen darf aus Engherzigkeit und geistiger Beschränktheit. Die Gebeine Karl des Großen haben im antiken Proserpinensarge bis auf die Tage Barbarossas ebenso ruhig und zweckmäßig geschlummert, als in dem goldenen Reliquienschrein, in welchen man sie in jener Blütezeit des Mittelalters einsargte; sollten wir gegenwärtig im Besitz klarerer Einsicht etwa thöricht genug sein, sie nochmals aus ihrer Ruhe stören zu wollen, um sie wieder in jene früere antike Behausung zu übertragen, selbst wenn diese jenem Weltbeherrscher und seinen Ideen angemessener sich herausstellen sollte, als jene spätere des Mittelalters?

Die römische Macht und Herrlichkeit hatte Karl auf der unverwüstlichen Trümmerstätte der alten Welt, in Rom selbst kennen gelernt. Der Abglanz jener alten Herrlichkeit schon hatte sein Auge geblendet. Hier mögen daher, wie man annimmt, in seinem Kopf zuerst jene Gedanken aufgetaucht sein, die ihn nach dem Ausdruck eines neueren Schriftstellers zum „Sendboten römischer Kunst und Geistescultur machten.“

Das Staatsideal Karl des Großen war es: die römische Weltmonarchie wieder herzustellen. Seine imperatorischen Ideen standen im engsten Zusammenhang mit den durchaus römischen Gedanken seiner Zeit, die ihm den Weg

in das Herz Deutschlands bahnten, und vor denen sich schließlich selbst das widerstrebende germanische Unabhängigkeitsgefühl beugen mußte. Die römische Staatsordnung, unzweifelhaft die vornehmste Schöpfung der alten Welt, hatte selbst den Sturz des weströmischen Reiches überdauert und bestand damals wie der Staat selbst noch im Osten ziemlich unberührt. Die römische Kirche wurde die Trägerin dieser alten Ordnung der Dinge, welche nun auf den jugendlichen Stamm der germanischen Völker gewaltsam, wie es diese Operation einmal mit sich bringt, aufgepfropft, für die Zukunft doch ihre gesegneten Früchte tragen sollte.

Die lateinische Sprache wurde in den Schulen des Reiches, welche unter der durch und durch römischgesinnten Geistlichkeit standen, eingeführt. Karl der Große selbst soll das Lateinische gesprochen und das Griechische wenigstens verstanden haben.

An seinem Hofe wurde das Studium des Alterthums eifrig betrieben wenngleich schließlich in manchem, wie in Alkuin die engherzige Besorgniß Raum gewann, durch das Lesen der alten heidnischen Autoren seinem Seelenheil zu nahe zu treten. Der römische Stil wurde in einer freilich äußerst trockenen und schwerfälligen Form von allen Seiten nachgeahmt. Lateinisch war damals die Sprache der Kirche, der Wissenschaft, der Geschäfte, des brieflichen und mündlichen Verkehrs. Römische Titel waren allbeliebt und gesucht: der große Karl selbst nannte sich, so gut wie seine Vorfahren, Patricius, und das Endziel all seines Strebens ging nach dem Namen eines Imperators und der Kaiserkrone, mit der ihn Leo der Dritte im wohlverstandenen eigne Interesse endlich überraschte. Vergleiche der damaligen Zustände mit denen der alten Welt schmeichelten Karls Ehrgeiz: seinen Lieblingsort Aachen hö.e er gar zu gern von seinen Hofpoeten als ein zweites werdendes Rom .ezeichnen.

Niemals vielleicht haben die kirchliche und die weltliche Macht sich gegenseitig so einträchtig in die Hände gearbeitet, wie in jenen Tagen. Sie deshalb anzuklagen, sie einer Verschwörung zum Untergang deutscher Art und Sitte zu bezüchtigen, wäre etwa die Art schaler Poeten, die nur ihren eigen, nie aber den Gedanken der Weltgeschichte zu denken fähig sind. Wenn auch der Glanz des Reiches mit dem Genie seines Herrschers erlosch, die trügerische Schale, weil sie unnütz war, abfiel, so blieb doch nach dem Untergang der Form der gesunde Kern übrig, welcher von jetzt ab, aus dem heimischen Boden Kraft saugend, nach trüben und stürmischen Zeiten jenen seltsam verzweigten Stamm der mittelalterlichen Welt aus sich hervorsprießen zu lassen fähig war.

Versuchen wir es, den einzelnen Wurzeln nachzugraben und nachzugehen, so weit dies noch möglich ist; verfolgen wir zunächst die Literatur, so weit sie

uns in dieser Hinsicht Aufschluß gewähren kann. In der Regel gibt sie die eine bestimmte Zeit bewegenden Gedanken in der allerungeschminktesten und ungesuchtesten Gestalt. Ich denke, es soll sich herausstellen, daß selbst ein Mann, wie Karl der Große war, seine Welt nicht willkürlich gestaltete, sondern daß selbst er und seine Bestrebungen nur das unbewußte Product einer ganzen und gewaltigen Zeitrichtung waren.

Die Wissenschaft jener Tage, so weit davon überhaupt die Rede sein kann, war die der Römer, freilich in eine Form eingeengt, für welche sie in den letzten Jahrhunderten nach der Erschlaffung origineller Kraft von den emsigen Händen kleinlicher Grammatiker zum Haus- und Schulbedarf zugerichtet war. Erst nachdem diese Vorstudien beendet waren, wandte man sich zu den Dichtern, den Historikern und den Philosophen der Blütezeit selbst, deren Schriften und Ansichten in einer uns kaum begreiflichen Weise in dem Bewußtsein der Gebildeten noch lebendig waren. Das Studium der gesammten Philosophie wurde von den Geistlichen als eine unerläßliche Vorstufe höherer Erkenntniß angesehen und verlangt. Die Historiker der Alten werden mit Vorliebe, wenn auch oft in einer höchst komischen Weise, von Schriftstellern citirt. In der Dichtkunst endlich hält man sich noch streng an die Maße der alten Poesie: der mittelalterliche Reim ist den Gedichten damaliger Zeit ganz fremd. Alkuin, so gut wie sein Schüler, Rhabanus Maurus gebrauchen für ihre Kirchenlieder den Hexameter und selbst das sapphische Maß ist von ihnen dafür in Anwendung gebracht worden.

Ermoldus Nigellus, ein etwas lockerer mönchischer Schriftsteller aus dem Beginn des neunten Jahrhunderts, der bei dem frommen Kaiser Ludwig in Ungnade gefallen war, versucht ganz wie weiland Ovid die Gnade seines Herrn und Herrschers durch ein de- und wehmüthiges Gedicht wiederzugewinnen: im Anfang desselben fleht er zwar die Hilfe der heiligen Maria an, wie er selbst gesteht, weil er mit den Nymphen, den Pieriden, Phöbus und Apollo, welche die alten Dichter berauscht anriefen, nichts zu thun haben wolle; aber bald besinnt sich der fromme Mann eines Bessern. Im Beginn seines Gedichtes zum Lobe des ruhmreichen König Pipin hebt er ungenirt mit jenen alten Heiden an:

„Auf, o Thalia, beliebts, so vereine dich unsrem Bemühen,
Bringe die Worte geschwind meinem Gebieter und Herrn!

Im Uebrigen strotzen seine Erzeugnisse wahrhaft von gelehrtem, überflüssigem Kram. Er begnügt sich nicht damit, zu versichern, daß kaum Virgil und Homer, geschweige seine Wenigkeit die Leute wären, des Kaisers Thaten würdig zu preisen, sondern bezeichnet als solche Stümper, die es nicht vermöchten, ununterbrochen und in einem Athem auch sogar Ovid, Cato, Flaccus,

Lucanus, Tullius Cicero, Macer, Plato, Sedulius, Prudentius, Juvencus, Fortunatus und Prosper. Karl der Große besitzt nach ihm einen Senat. Die Aehren sind „der Ceres Geschlecht reif für die Sichel der Saat". Den Werth „der süßen Trauben des Bachus" versteht er zu schätzen wie einer und läßt sie Papst und Kaiser trefflich munden. Bei dem Mahl lassen sich die hohen Herrschaften nach Sitte der Alten „Naß über die Hände sprengen". Bei der Weinlese schwingt der Winzer „die Cimbel". Wer in den Krieg zieht, „stürmt in den Kampf des Mars" und wer das Unglück hat, darin zu fallen, „wird zum Orkus entsendet". „Den Tag führt die hehre Aurora herauf" und wer sollte nicht geneigt sein, sobald der Sänger von Phöbus spricht, der „aufs neue im goldenen Haare erglänzt", an die gleichzeitigen Darstellungen der Sonne als Apollo mit dem Nimbus in Karolingischen Miniaturen zu denken? Wie nun anderwärts die Sonne von der bildenden Kunst als ein Jüngling auf einem vierspännigen Wagen stehend dargestellt wird, so läßt auch unser Dichter „Helios Rosse den Tag heraufführen".

In vergleichenden Schilderungen erreicht Nigellus nach dem Vorbild der alten Dichter eine ihnen nahebei ebenbürtige Anschaulichkeit, wie folgendes Gleichniß in echt antikem Stil darthut:

„Aber wie hoch aus den Wolken sich schwingend ein Habicht herabstößt,
Raubend den Vogel im Fang, in sein Geklüfte dann fliegt;
Doch rings krächzen die Freunde und rauhe Tön' in die Lüfte
Rufen vergeblich und nachfolgen dem Vogel im Flug:
Aber der sitzt im Sichern und reißet und hacket die Beute,
Wendend sie überall hin, wie es ihm immer gefällt ꝛc."

Wer das liest, hoffe ich, wird nicht mehr geneigt, bei den ganz ähnlichen Erscheinungen in der bildenden Kunst jener Zeit von einer „ganz unverstandenen, rein äußerlichen, fast unbewußten" Nachbildung der Antike zu sprechen. Jene Künstler wußten so gut, wie die des sechzehnten Jahrhunderts, was sie bildeten und bezweckten; sie haben mehr reproduciren wollen, als eine todte, ihnen bereits unverständliche Formensprache.

So stand es mit der Antike im Karolingischen Zeitalter in dem Gebiete der Literatur. Wer möchte es noch Ottfried, dem Verfasser der althochdeutschen Evangelienharmonie verargen, wenn er in der Einleitung zu seinem Werke in einer wohlbegründeten Opposition gegen diese Geistesrichtung begriffen „die Welt im neunten Jahrhundert nach Christus von den Gedichten der Lateiner beherrscht nennt"! Selbst die verschwommenen Gespenster jener Zeit gewinnen durch die allgemein verbreitete antike Anschauungsweise in der Einbildungskraft der sie Schildernden eine gewisse plastische Form und Gestalt. Wenn in der Lebensbeschreibung des heiligen Gallus erzählt wird, „dem Heiligen seien zwei Teufel in Weibergestalt erschienen, die nackt am Ufer der

[illegible]nach standen und ihm die Scham ihres Körpers wiesen, gleichsam als wären sie im Begriff sich zu baden", so wird man unwillkürlich an die Venus der Alten und ihr Gefolge erinnert, wie wir ihr als Personification des Heidenthums auf den ziemlich gleichzeitigen aachner Kanzelreliefs begegnen. Die Götter der Alten waren ja zu Dämonen nach den Begriffen der altchristlichen Zeit herabgesunken. Der Bergteufel, welcher den Wasserteufel in derselben Schrift gegen den heiligen Gallus zu Hilfe ruft, schmeckt sicherlich noch stark nach dem Pan und den Satyrn der alten Welt, wie sie in ihrer antiken Gestalt auf denselben Reliefs zu den Füßen der als Juno dargestellten Personification der christlichen Kirche sich herumtummeln.

Wie in solchen Fällen die Anschauung der Alten gleichsam die Phantasie der Karolingischen Zeit gefangennahm und in Fesseln schlug, so hat dieselbe anderweitig sogar direct die Hand der Zeichner und Former geleitet. Bei der überaus geringen Zahl der uns erhaltenen Kunstwerke jenes Zeitraumes sind wir zunächst und vorzugsweise auf die Miniaturen und die überaus beliebten Elfenbeinarbeiten angewiesen, ohne daraus irgendwie zu der Folgerung berechtigt oder veranlaßt zu sein: in andern Zweigen der Kunst sei dies in geringerem Maße der Fall gewesen, als hier bei diesen Producten der Kleinkunst.

Der durchgängig angewendeten persönlichen Darstellung von Sonne und Mond als Apollo und Diana ist beiläufig wenigstens von mir schon Erwähnung geschehen. Gewöhnlich fahren sie auf einem zwei- oder vierspännigen Wagen, jener mit Pferden, diese mit Kühen. Um ihr Haupt zieht sich der Strahlenkranz; daß die Sonne in der modernen Zeit weiblichen und der Mond männlichen Geschlechts ist, also umgekehrt wie in der alten Welt, darauf wird von dem Künstler gar keine Rücksicht genommen. Anderwärts erscheinen sie auch vereinzelt mit dem Urtypus des modernen Heiligenscheines, dem Nimbus der Alten um das Haupt, in einer Form, die er bereits auf einzelnen Pompejanischen Gemälden, auf antiken Vasen und Terrakotten angenommen hat. Diana trägt als Mondgöttin auch in Karolingischer Zeit noch hin und wieder den Halbmond auf dem Haupt. Am Ausgang derselben sucht man Sonne und Mond den Typus von Christus und Maria aufzudrücken. Die Flüsse sind in den Miniaturen und Schnitzereien noch jederzeit als antike Flußgötter mit Vasen unter dem Arm oder zur Seite, aus denen ein Wasserstrahl hervorbricht, gezeichnet. Persönlich dargestellt wird nicht minder Erde und Meer. Wie die römische Kunst alle nur denkbaren Begriffe personificirte, so behielt auch die Karolingische, ihr verkümmerter aber gehorsamer Sprößling, diese Ausdrucksweise der Mutter bei oder stammelte sie ihr nach, indem sie der christlichen Kirche, dem Heidenthum, der Klugheit, Gerechtigkeit, Vergänglichkeit, der Sünde und ähnlichen Abstractionen, Gestalt und damit Wesenheit verlieh.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Neue ethnographische Werke: Anthropologie der Naturvölker von Dr. Th. Waitz, Prof. in Marburg. Erster Theil. (Leipzig, Fr. Fleischer) und Grundzüge der Ethnographie von Dr. M. Perty, Prof. in Bern (Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung). — Das erste dieser Werke behandelt die Fragen über die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen, und kommt nach sehr gründlicher und vorsichtiger Prüfung des Für und Wider zu folgenden Ergebnissen: Die uns bis jetzt bekannten Thatsachen erlauben die Annahme der Arteinheit des Menschengeschlechts, ja diese Ansicht ist sogar mit geringeren Schwierigkeiten verbunden, als die entgegengesetzte der Artverschiedenheit, weil jede Anzahl von Arten, die man aufstellen möchte, als gleich willkürlich erscheint. Es gibt wahrscheinlich keine specifischen Verschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechts in geistiger Rücksicht. Es ist nicht zu erweisen, daß ursprüngliche Verschiedenheiten der geistigen Begabung bei der Entwicklung der Völker mitwirken. Die Bedingungen, von denen die nationalen Eigenthümlichkeiten der Völker abhängen, zu analisiren, ist unmöglich. Die Civilisation ist, trotzdem daß sie die Summe des Wohlseins der Menschen nicht steigert, das Entwicklungsziel der Menschheit. Diesem Ziel entspricht ebenso wenig ein friedliches Stillleben in sich abgeschlossener kleiner Stämme, als eine alle Völker der Erde einförmig und gleichmäßig umfassende Civilisation, sondern nur eine Vertheilung der Aufgaben an die einzelnen Völker nach Maßgabe der Naturumgebung und der geistigen Eigenthümlichkeiten derselben. — Das andere Werk bespricht zunächst ähnliche Fragen, wobei es zum Theil auf andere Resultate kommt, gibt dann eine Uebersicht über die Rassen, Stämme und Völker der Erde, die es zu charakterisiren versucht und bringt in einem dritten Hauptstück die Ansichten des Verfassers über das Leben der Menschheit, die Bedingungen der Cultur, die Sprache, Schrift, Kunst und Wissenschaft, Sitte, Familie und Staat, Krieg und Religion. Besonders interessant sind die angehängten statistischen Angaben über die Lebensdauer in den verschiedenen Ländern und Berufsarten, über das Zahlenverhältniß der Geschlechter u. s. w. Das Ganze ist übrigens mehr eine populäre Darstellung, als das Resultat wissenschaftlicher Betrachtung. —

Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung. Sendschreiben an Herrn Baron von Cotta (Frankfurt a. M. Verlag von H. L. Brönner). — Wer es noch nicht weiß, wie das genannte Blatt in den letzten Monaten sich abgemüht hat, das deutsche Interesse an der italienischen Frage zu verfälschen, Preußens Maßregeln zu verdächtigen und mit einer Ausdauer und Redefertigkeit, welche einer bessern Sache würdig wäre, das östreichische Scheindeutschthum und den östreichischen Scheinfortschritt mit lauter Stimme zu verherrlichen, findet hier die actenmäßigen Belege zusammengestellt. Die Sprache des Verfassers ist gewandt, seine Beweisführung gegen Oestreich überzeugend.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

3.

Das preußische Hospiz. — Die Stadt und ihre Alterthümer.

Als ich mich von Herrn v. Pizzamano verabschiedete, hatte ich die Wahl, ob ich im lateinischen Kloster, in einem der Gasthöfe der Stadt oder im preußischen Hospiz absteigen wollte. Das Kloster drohte mit Fastenspeisen, gegen die mein protestantisch erzogener Magen einen entschiedenen Widerwillen empfand, mit Handwerksburschengesellschaft und für den Fall, daß ich krank wurde, mit Bekehrungsversuchen und der letzten Oelung. Die Gasthöfe — es sind gegenwärtig zwei vorhanden — sollten nach dem Verhältniß dessen, was sie verlangen, zu dem, was sie bieten, die theuersten im ganzen Morgenland sein. So blieb nur das preußische Pilgerhaus übrig, wohin den evangelischen Norddeutschen überdies schon die Flagge wies, die neben ihm wehte. Ich klopfte an, fand Platz und war in wenigen Stunden wie zu Haus. Gute Gesellschaft, ein gefälliger Wirth, deutsche Sitte und Kost, ein genießbares Glas Rebensaft von den hiesigen Bergen, der beste Kaffee, den ich, Aegypten ausgenommen, jemals im Orient getrunken*), rechtschaffener Thee, reinliche Zimmer und Betten, endlich ein Preis für das alles, der nur als eine Beihilfe zum Bestehen der Anstalt gelten kann, lassen der königlichen Munificenz, welche das Hospiz schuf, und dem Consul, der es beaufsichtigt, aufrichtig danken.

Das Gebäude, neben dem preußischen Consulat gelegen, nicht fern von der Kirche des heiligen Grabes und den Bazars, gehörte bis vor einigen Jahren einem Muselmann. Ein Effrit aber ging in dem Hause um und tödtete dem Besitzer kurz nacheinander zwei Frauen. So ward ihm sein Eigenthum feil, und als ihm das Consulat 80,000 Piaster — etwa ein Drittel dessen, was es jetzt werth ist — dafür bot, schlug er ein, und Preußen hatte sich, glück-

*) Der Enthusiasmus, mit dem gewisse Reisende das garstige Product der türkischen und syrischen Kaffeewirthe preisen, ist unbegreiflich. Ich habe bei ihnen nur selten andern Kaffee als den bittern, ranzigen Brasil unserer Dorfschenken bekommen, und ich urtheile nicht nach zweien oder dreien.

licher als in Deutschland, wieder um ein schönes Stück Boden abgerundet. Der Effrit blieb weg, vielleicht weil er ein alter Christ war, der nur die Türken haßte, vielleicht aus Scheu vor dem Johanniterkreuz, welches im vorigen Jahre, als die Anstalt in den Besitz des Johanniterordens überging, über der Thür angebracht wurde. Man fand einen passenden Pilgerpfleger, schaffte das nöthige Möblement und Geschirr an und konnte, während das Hospiz ursprünglich nur für arme Reisende, namentlich für Handwerksburschen bestimmt gewesen, jetzt auch Pilgern besserer Stände ein passendes Asyl bieten. Die drei Zimmer, welche für diese eingerichtet sind, haben seitdem verschiedenen Gelehrten von Ruf zur Wohnung gedient, und wurden sie nicht von Männern der Wissenschaft beansprucht, so standen sie andern, zunächst Preußen und Protestanten, dann Deutschen überhaupt, auch Katholiken, offen, und man nahm, wenn Platz war, selbst Nichtdeutsche gastlich auf. Bei meiner Ankunft bestanden die Gäste, außer einem halben Dutzend wandernden Handwerkern, die für sich wohnten und aßen, in einem katholischen Doctor der Medicin aus Schlesien, der angeblich um den Aussatz zu studiren in den Orient gekommen war, einem ebenfalls katholischen Steuerbeamten aus der erfurter Gegend, den ein Gelübde hierher geführt hatte, und einem Maler, der, ein seit Jahren in London ansässiger Nordbaier, wie es hieß, im Auftrag der Königin von England Aegypten und Syrien bereiste. Später kamen ein preußischer Ulanenlieutenant, ein Uhrenhändler aus der Schweiz und ein junger Amerikaner, der auf der großen Tour durch die alte Welt war, hinzu. Die Einrichtung des Hauses ist, wenn man von den neu hinzugekommenen Glasfenstern absieht, die frühere landesübliche geblieben. Einen kleinen Hof, der mit Steinplatten gepflastert ist, unter denen sich eine große Cisterne befindet, umschließen Gebäude von verschiedener Höhe, die mit Kuppeln endigen. Zwischen den Häusern liegen Terrassen, nach welchen steinerne Freitreppen führen, und von deren höchster man einen beträchtlichen Theil der Stadt, das ganze Tyropäon, die Hügel Akra und Moriah und den Oelberg überblickt. Die Fußböden der Zimmer sind mit Steinen getäfelt, die Wände einfach weiß getüncht. Das, welches ich bewohnte, scheint das Hauptgemach des Hauses gewesen zu sein. Die Decke endigt in zwei Kuppeln, die Wände, mit Resten türkischer Fresken bedeckt, welche in grellen Farben und ohne Berücksichtigung der Perspective die beiden Moscheen des Haramplatzes, Vögel, Früchte, darunter einen Kürbis, in dem ein Dolch steckt, und ähnliches darstellen, sind mit zahlreichen kleinen und großen Nischen durchbrochen. Der Fußboden ist mit einer Art Mosaik von schwarzen und rothen Sternen verziert. Von den vier Fenstern gehen zwei auf den Hof und zwei auf die enge Straße hinaus, welche von hier in das Tyropäon hinabführt.

Von den Gästen des Hospizes schloß sich mir zunächst besonders der Steuer-

beamte aus Thüringen an, der später mein Zimmergenoß und dann mein Begleiter auf der Reise nach Galiläa und Phönizien wurde. Erst Husarenwachtmeister, dann Steueraufseher gewesen, war er wegen einer Brustkrankheit pensionirt worden. Von seinem Uebel geheilt und im Besitz von einem nicht unbedeutenden Vermögen, hatte er, vermuthlich um sich beim Himmel für seine Rettung am passendsten Orte zu bedanken, als guter Katholik eine Wallfahrt nach Rom beschlossen und, vielleicht um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, wahrscheinlicher aber, weil er damit die kürzeste Straße einzuschlagen meinte, seinen Weg über Paris genommen. Da er keiner andern Sprache als der deutschen mächtig war und nur eine geringe Kenntniß der Fremde mit auf die Reise nahm, so hatte es schon bis Paris nicht an Verlegenheiten gefehlt. Noch übler aber war es ihm in Marseille, wo er sich nach Civita Vecchia eingeschifft hatte, und am allerschlimmsten auf der See ergangen. Da auf seinem Dampfer keine Seele deutsch verstand, so war er überall geprellt, oft übel behandelt, gehänselt und gehudelt worden, an der italienischen Küste mehrmals in Gefahr gewesen, an unrechter Stelle ans Land gesetzt zu werden, und endlich durch Mißverständnisse, die ihn ohne *Unterlaß* verfolgten, hart an Rom vorbei nach Neapel gerathen — ein Mißgeschick, das er mit naivster Gelassenheit erzählte. Seine gute Laune war dadurch nicht getrübt, wol aber war sein Entschluß nach Rom zu pilgern erschüttert worden. Am Vesuv hatte er die Bekanntschaft eines Amerikaners gemacht, der nach Syrien wollte und sich ihm dadurch empfahl, daß er ein Dutzend Sätze deutsch auswendig konnte, und wenn diese nicht ausreichten, auf besonders verständliche Weise mit den Füßen stampfte. Mit diesem war er nach Malta und schließlich nach Jerusalem gelangt, wo er ohne mit anderer Gesellschaft als den Gästen des Hospizes zu verkehren, sich bei meinem Eintreffen schon acht Wochen aufhielt, jeden Morgen pünktlich die Messe besuchte, den Tag über den verschiedenen heiligen Orten seine Reverenz bezeigte, die übrige Zeit sich mit Wirth und Wirthin und deren Kindern unterhielt und nebenbei sich nach Gelegenheit umsah, ein „gutes Werk" zu thun, welches er daheim gelobt hatte.

Diese Gelegenheit fand sich endlich. Ein deutsches Dienstmädchen des preußischen Consuls hatte Heimweh bekommen und ihre Stelle aufgegeben, um sich als Nätherin rascher das Geld zur Rückreise zu verdienen. Sie hatte im Hospiz geklagt, daß dies nicht schnell genug gehe, daß es doch schön wäre, wenn der liebe Gott einmal helfen und jemand schicken wollte, der ihr die fehlenden paar hundert Thaler schenkte. Und siehe da, nicht sobald war der bescheidne Wunsch ausgesprochen, als er — sie muß in der That ein Wunder drin gesehen haben — Erhörung fand. Unser wunderlicher Pilger aus dem Erfurtschen hatte ihre Klage belauscht, und ohne Verzug ging er auf seine Stube,

holte die gewünschte Summe, rief das Mädchen bei Seite und zahlte ihr dieselbe in blanken Napoleons in die Schürze. Argwöhnische Gemüther hatten, da die Person hübsch und leichtsinnig war, an unchristliche Nebenabsichten gedacht. Sie hatten Unrecht. Es war das reine gute Werk des Katholiken, sehr unüberlegt zwar, sehr originell und, da die Beschenkte in Jerusalem blieb und sich später für die Summe statt eines Billets für den Dampfer, vermuthlich einen schmucken Handwerker zum Mann kaufte, sehr unzweckmäßig angebracht, aber ohne irgendwelche Hintergedanken als den Himmel. Der Wohlthäter sah fortan das Mädchen kaum an, sie war ihm nur der Altar gewesen, an dem er sein Gelübde gelöst hatte.

Das grenzt, da unser Freund zwar bemittelt, aber keineswegs reich war, nahe an Unsinn. Wachtmeisterchen war aber nicht blos ein guter Katholik, sondern zugleich ein guter Mensch, dessen Wunderlichkeiten man sehr bald über seiner grundehrlichen Denkungsart, seiner milden, fast kindlichen Weise zu urtheilen, und seiner stets dienstbereiten Gefälligkeit vergaß. In der That, er wäre zu gut für diese Welt gewesen, wenn er nicht bisweilen gegen den gesunden Menschenverstand gesündigt hätte.

Der Schweizer war ein lieber Bekannter von Kairo und der Cheopspyramide her, auf deren Gipfel wir zwei Jahre vorher zusammen auf das Gedeihen Deutschlands und der Eidgenossenschaft getrunken hatten, und von dem ich mir, als ich ihn später als Meßfremden in Leipzig begrüßt, nicht hatte träumen lassen, daß ich seinem guten breiten Gesicht und seinem schnarchenden Zürcherdeutsch auf dem Zion wieder begegnen würde. Der Amerikaner kam aus Kentucky, und zwar aus einer Gegend, in der ich ebenfalls gewesen, und so fand sich auch bei ihm Gelegenheit, Reiseerinnerungen aufzufrischen. Der Lieutenant endlich wurde mein getreuer Reisebegleiter von Jerusalem nach Konstantinopel und zurück nach der Heimath.

Mit dem Pensionär als Führer begann ich am Morgen nach meiner Ankunft meine Streifzüge durch die Stadt und ihre unmittelbare Umgebung, wobei er die katholische Mönchsüberlieferung, ich die protestantische Kritik vertrat. Empfehlungsbriefe vermittelten andere Bekanntschaften. Einladungen zum preußischen Consul und zu den Soireen des evangelischen Bischofs führten in die vornehme Gesellschaft Jerusalems ein. Die neuen Freunde zeigten, was anfangs übersehen worden, erklärten, was zuerst unverständlich geblieben war, und so entstand allmälig aus dem Gewirr von Einzelheiten, welches die ersten Gänge durch die Stadt und die ersten Beobachtungen von Zuständen und Persönlichkeiten im Gedächtniß aufhäuften, ein deutlicheres Bild des Ganzen.

Jerusalem liegt ungefähr dritthalbtausend Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres, von dessen Rande es etwas mehr als sechs deutsche Meilen ent-

fernt ist. Auf den bekannten vier Hügeln Zion, Moriah, Akra und Bezetha erbaut, ist es mit einer hohen wohlerhaltenen und mit Zinnen versehenen Mauer umgeben, von der sich das Terrain im Süden und Südwesten nach dem Thal des Bachs Gihon, im Osten nach dem Thal des Kidron hinabsenkt. Jenes wird in seinem südlichen tieferen Theil das Thal Himon, dieses das Thal Josaphat genannt. Von dem Punkte, wo beide zusammentreffen, zieht sich eine dritte weniger bemerkbare Bodensenkung, das Tyropäon oder Käsemacherthal, in die Stadt hinein und zwischen Zion und Moriah hindurch. Gihon und Kidron sind nur in der Regenzeit wirkliche Bäche. Ueber dem ersten erhebt sich dem Zion gegenüber der Berg des Bösen Rathes, über dem Kidron im Süden der Berg des Aergernisses und im Osten der ungemein edel geformte Oelberg, der mit seinem höhern Mittelpunkt und seinen beiden Nebengipfeln wie ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen auf die Stadt herniederschaut. Die Thäler sind tief, ihre Wände ziemlich steil, die Berge über ihnen von gerundeter Gestalt, hin und wieder tritt an ihren Seiten der Fels zu Tage. In der unmittelbaren Nachbarschaft Jerusalems sind sie mit einzelnen Olivenbäumen bepflanzt. Da und dort bemerkt man Maulbeerpflanzungen mit Wipfeln von frischerem Grün, hin und wieder auch zwischen dem Gestein ein Stückchen Gerstenfeld, einen Weingarten oder ein Gemüsebeet. Weiter hinaus aber bekleidet die Höhen nur dürftiges Gestrüpp, und wenn das ganze Landschaftsbild jetzt nicht völlig mehr die Schilderungen rechtfertigt, nach denen man sichs als Ausschnitt einer staubfarbenen durstigen Gebirgseinöde vorzustellen hatte, so überwiegt doch noch immer die graue Farbe, die Kahlheit und Dürre und der Mangel an Wasser und fruchtbarem Erdreich alle andern Eindrücke.

Die Stadt selbst übertraf, namentlich vom Oelberg gesehen, die Erwartungen, die ich von ihr hegte. Die hohe Mauer mit der Zinnenkante läßt sie als feste Burg erscheinen. Eine Anzahl hochgewölbter Kuppeln und schlanker Minarets bringt in das Einerlei der dicht aneinander sich abstufenden Häuser malerische Abwechslung. Die fünf Palmen, welche sich in weiter Entfernung voneinander innerhalb der Mauergrenze erheben, die zehn oder zwölf Cypressen, die hier und da die Gebäude überragen, mischen dem monotonen Grau und Weiß der Wände und Terrassen und den zahllosen kleinen Kuppeln, welche jedes Zimmer überwölben, wenigstens etwas Grün bei. Der Haramplatz endlich mit seinen beiden stolzen Moscheen, die im bunten Farbenschmuck glänzen, seinen Brunnenpavillons und seinen Grasflächen, Cypressen und Olivenbäumen setzt dem Gemälde eine Ecke ein, auf welcher das Auge mit wirklichem Wohlgefallen ruht.

Bei weitem weniger anmuthig ist, wie bei allen Städten des Südens, das Innere. Die Straßen sind eng, abschüssig und vielfach gebrochen, schlecht

oder gar nicht gepflastert, voll Unrath und schäbige Hunde. Häufig geht man durch dunkle, dumpfige Gewölbe. Oft schreitet man an Trümmern einstiger Prachtbauten vorüber, auf denen Gras, Gesträuch und plumper Kaktus wächst. Statt unsrer hellen Fensterreihen sehen aus den Mauern die unregelmäßig vertheilten vergitterten Holzkasten der Maschrebijeh herab, welche die Häuser wie Gefängnisse erscheinen lassen. Schmale niedrige Thüren machen den Eindruck des Gedrückten und Gebückten. Verräucherte Kaffeeschenken, düstre Bazars und Sackgassen, stallartige Erdgeschosse, in denen Pferdemühlen ihre melancholische Melodie herstöhnen, oder Kinderschulen ihre Lection murmeln, der Mangel an geräumigen Plätzen, die Einsamkeit aller Straßen, welche nicht zu den Hauptdurchgängen gehören, vollenden das trübselige Bild der Stadt, die ohnedies, wie alle diese Städte mit ungetünchten Mauern und flachen Dächern, auf das abendländische Auge wie eine Ruine wirkt. Noch übler als dem Auge, welches über die fahle Farbe und die unschöne Gestalt der Wohnungen durch die bunte Tracht, das wimmelnde Roth, Blau, Weiß und Braun des Gedränges auf den belebteren Gassen getröstet wird, ergeht es dem Geruchssinn. Nimm einen Pferdestall, an den ein Ziegenstall stößt, und an dem ein langsamer Wind die Gerüche eines Gewürzkrams vorbeiweht, wirf ein Dutzend Orangen, einen Korb voll alte Wäsche und einen verendeten Hund oder Esel hinzu, kläre das Gebräu mit einem Oxthoft von Knoblauchsgeist ab und blas zum Schluß eine Oellampe darüber aus, so hast Du Eau de Jerusalem. Eine Dosis Kellerdumpfheit und der Odem eines alten Röhrtrogs machen's noch natürlicher. Es ist wahr, der Schutt und Kehricht wird gelegentlich weggeschafft, aber nur wenn ein ausdrücklicher Befehl des Paschas unter Androhung eines Piasters Strafe für jedes Pfund Unrath, welches die Kawaschen finden, dies befiehlt, und der Pascha ist auch ein Orientale ohne Geruchsnerven und Ordnungssinn. Er befiehlt es nur, wenn er Strafgelder braucht.

Im Innern der Häuser sieht es besser aus. Das orientalische Haus ist eine in sich gekehrte Natur, schon des Haremsgeheimnisses wegen. Man trifft in den Höfen nicht selten noch Spuren des altsarazenischen Sinnes für architektonischen Schmuck. Die kleinen freundlichen Gärten mit Lauben und Springbrunnen aber, welche im Rücken der Häuser von Kairo grünen und blühen, sucht man hier, da es am nöthigen Wasser fehlt, vergebens. Nur der preußische Consul hat die Mühe und die Kosten nicht gescheut, welche die Pflege solcher Anlagen erfordert. Dafür lohnten ihm aber auch die Dryaden mit Granatblüten, Orangenduft, zwei stolzen Cypressen und einer Fülle von prächtigen Blumen und Trauben.

Die belebtesten Straßen sind die Suk- oder Bazarstraßen, welche meist überwölbt sind, dann die, welche zum Damascusthor führt, und die Christen-

gasse, welche, die Stadt etwa in der Mitte von Westen nach Osten durchschneidend, in ziemlich gerader Richtung vom Jaffathor nach dem Haram hinläuft. Die Stadt zerfällt in vier Quartiere oder Hareth, die nach den Confessionen benannt werden, indeß ohne daß jetzt die Bekenner des einen Glaubens noch gehindert wären, sich im Bereich der Andersgläubigen anzusiedeln. Diese Quartiere sind: das mohammedanische, welches die ganze Osthälfte Jerusalems umfaßt, in dem aber auch viele Christen und Juden wohnen, das Christenviertel, welches die nordwestliche Ecke der Stadt einnimmt, ferner das armenische Quartier im Südwesten, endlich das Judenviertel, im Süden zwischen dem armenischen und mohammedanischen. Im mohammedanischen liegen: der alte Tempelplatz, jetzt Haram Esch Scherif genannt, die sogenannte Via Dolorosa, der Teich Bethesda und die Kaserne, in welcher der Pascha seine Amtswohnung hat, im christlichen: die Grabeskirche, der Hiskiasteich, die Wohnungen des evangelischen Bischofs, des lateinischen und des griechischen Patriarchen und das lateinische Kloster, im armenischen: die Citadelle, eine zweite Kaserne, die protestantische Kirche und das sehr geräumige Kloster, in welchem der armenische Bischof wohnt. Das Judenviertel zeichnet sich durch eine große schöne Synagoge, die indeß noch unvollendet ist, und, wie zu erwarten, durch besonders penetranten Gossen- und Knoblauchsduft aus.

Thore besitzt Jerusalem sieben, doch sind davon gegenwärtig nur vier offen. Das Jaffathor, aus dem man nach Bethlehem und Hebron geht, befindet sich auf der Westseite, hart neben der Citadelle. Da man vor ihm die beste Gelegenheit hat, sich von dem im Sommer fast alle Nachmittage wehenden Westwind kühlen zu lassen, so geht die fränkische Welt hier viel spazieren, und so ist hier auch ein Kaffeehaus entstanden, in dem man sitzen kann, ohne sich ekeln zu müssen. Die Araber nennen es Bab El Chalil, das Thor des Freundes, d. h. Abrahams, in dem der Koran wie die Bibel den Freund Gottes sieht. Einige hundert Schritt nördlich davon öffnet sich das Damascusthor, ein schöner Spitzbogen, der nach den Säulen, von deren Kapitälern er sich erhebt, arabisch Bab El Amud, Säulenthor genannt wird. Nicht fern von der Nordostecke der Stadt folgt das kleine jetzt verschlossene Herodesthor, welches die Eingebornen mit dem Namen Bab Es Sahira, d. i. Thor der Wächterin, bezeichnen. Auf der Ostseite befindet sich zunächst das Stephansthor, welches bei den Mohammedanern Bab Es Sebat, Thor der Stämme, bei den arabischen Christen, weil von hier der Weg nach dem angeblichen Grab der Jungfrau Maria hinabführt, Bab Setti Mirjam heißt. Seine Außenseite schmücken vier steinerne Löwen in Hautrelief, weshalb einige ihm auch den Namen Löwenthor geben. Geht man von hier weiter nach Süden, so gelangt man an das goldne Thor, arabisch Bab Er Rachmeh, Thor der Barmherzigkeit, einen byzantinischen Doppelbogen mit schönen Säulen, dessen Oeffnung jetzt

vermauert ist, da es direct auf den alten Tempelplatz führt und die Mohammedaner die Sage fürchten, es werde dereinst durch dasselbe ein König einziehen, welcher die Stadt und von hier aus die ganze Welt zu beherrschen bestimmt sei — ein zum Mythus gewordner Nachhall des Gebrauchs der Kreuzfahrerkönige, nach welchem durch dieses Thor die alljährliche Palmsonntagsprocession in die Stadt zog. Auf der Südseite der Mauer befindet sich das jetzt meist verschlossene Mistthor, an der Südwestecke endlich das Zionsthor, welches nach dem sogenannten Grabe Davids führt und darum von den Arabern Bab En Nebbi Daud, Thor des Propheten David genannt wird.

Erwähnenswerthe öffentliche Gebäude weltlicher Art hat Jerusalem mit Ausnahme des neuen östreichischen Pilgerhauses, von dem später zu sprechen sein wird, und der Citadelle nicht. Letztere zeigt, namentlich an dem dicken viereckigen Hauptthurm, in gewaltigen Quadern Spuren hohen Alterthums und ist sehr wahrscheinlich der Thurm Hippicus des Josephus. Die Mönche sehen in ihr den „Thurm Davids", und wissen sogar von einem der Gemächer, daß es dasjenige ist, wo der Anblick der badenden Bathseba den alten lüsternen Sultan zu dem bekannten Schurkenstreich gegen Uria veranlaßte.

Die Hütten der Aussätzigen, die hier erwähnt werden mögen, befinden sich an der innern Seite der Stadtmauer zwischen dem Zions- und dem Mistthor. Es sind etwa fünfzehn niedrige, aus Lehm und Steinbrocken zusammengeklebte Geniste ohne Fenster und kaum hoch genug, um darin aufrecht stehen zu können. Sie waren bei unsrer Anwesenheit von etwa dreißig Kranken bewohnt, die nur von milden Gaben lebten. Eine Absperrung findet nicht statt, da ihre Krankheit nicht der alte Aussatz, sondern — wie wenigstens unser Doctor behauptete, der nach einem lateinischen Zeugniß des katholischen Patriarchen mehre mit Erfolg behandelt haben sollte — nur eine besonders grauenvolle tertiäre Syphilis ist, und so sieht man sie nicht blos vor ihren Behausungen, sondern auch in andern Gegenden der Stadt, namentlich am Wege, der nach dem Grab der Maria hinabführt, und vor dem Jaffathor ihre gräßlichen Wunden und ihre verstümmelten Glieder zeigen.

Wenn ich jetzt das geistliche Gebiet, das romantische Jerusalem, die Legendenorte betrete, welche die Mehrzahl der Reisenden hierher ziehen, so muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich nicht vollständig bin. Der Wust unsinniger Einfälle, der sich um die einzig feststehenden Alterthümer, den Oelberg und den Tempelplatz, im Lauf der Jahrhunderte abgelagert hat, ist zu abgeschmackt, als daß er hier ganz abgebildet werden könnte. Man weiß, daß die Urchristen noch nicht dahin gelangt waren, Abgötterei mit Holz und Stein zu treiben, daß das Aufsuchen der heiligen Orte und die Legendenbildung erst mit der Wallfahrt der Mutter Konstantins begann, daß die meisten Traditionen sogar erst im funfzehnten Jahrhundert, manche erst im sechzehnten

auftauchten. Dazu kommt, daß sehr viele dieser Ueberlieferungen sich an kleinliche Dinge hängen, daß man mit ihrer Erfindung log, nur um dem Pilger alles zeigen zu können, wornach zu fragen ihm etwa einfallen konnte. Der moralische Geruch Jerusalems in dieser Beziehung ist einer civilisirten Nase genau so widerlich wie der physische. Nimm die plumpe Einfalt eines lateinischen, die Geldgier eines griechischen Mönchs, die Leichtgläubigkeit eines levantinischen Pilgers, die Jesuitenpolitik der hiesigen Patriarchen und Bischöfe, setze eine römische Ablaßbulle hinzu, destillir's über der Glut des frommen Feuerwerkes, welches die griechische Kirche jeden Ostersonnabend am heiligen Grabe abbrennt, rühre das Gebräu mit einem der Knüppel um, mit denen sich bei dieser Gelegenheit die Gläubigen zu prügeln pflegen, und schütte, wenn es siedet, Chateaubriandsche Poésie des tortures und Lamartinesche Sentimentalität hinein, so hast du das Bouquet dieser Wunderwelt.

Man würde darüber keine Worte verlieren, wenn nicht auch Protestanten, wie Schubert und Strauß, sich an diesem Bouquet erfreut hätten. Einem Herrn v. Prokesch vergibt man mit mancher andern seltsamen Bemerkung seiner vielbelobten Reisebeschreibungen auch die, wo es heißt, der Glaube thue hierin das Meiste, und einige Klaftern zur Rechten oder Linken wollten nichts bedeuten. Es sei „höchst wahrscheinlich, daß die Nachweisung der heiligen Stellen von den ersten Christen ihren Kindern überliefert wurde." Er darf als guter Katholik und Oestreicher selbst die Tradition glauben, nach welcher Johannes der Jungfrau Maria alle Morgen auf dem Zion die Messe las. Einem Protestanten sind Ausbrüche einer Begeisterung, die auf ähnlichen Anschauungen ruht, nicht zu vergeben. Er hat an die Aeußerlichkeiten das Maß der Kritik zu legen, und sich im Uebrigen an das Innere, als das allein Wesentliche zu halten. Wer dafür eine Autorität braucht, der höre, was Doctor Luther von der größten der jerusalemer Reliquien sagt. „Was können wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die Wahrheit Christi, durch die Papisten getödtet, ist begraben gelegen, welches die Böttel (Bettelorden) und Ketzermeister behüt' und bewahrt haben, daß kein Jünger Christi komme und stehle sie? denn nach dem Grab, da der Herr eingelegen hat, welches die Sarazen innehaben, fragt Gott gleich so viel als nach allen Kühen von Schweiz."

Das wahre Grab Christi ist dem Protestanten das Mittelalter, seine wahre Auferstehung die Reformation. Das heilige Grab in Jerusalem hat für ihn keine höhere Bedeutung, als das Grab Mohammeds in Mekka, ja dem letzteren kommt sogar der Vorzug größerer Echtheit zu.

Ich sehe von den auch für den gläubigen Pilger wenig wichtigen Legendenorten ab und erwähne nur, daß man außer den Häusern verschiedener Apostel, mehrer heiliger Weiber der Evangelien, der Hohenpriester Kaiphas und Annas,

außer dem Bad der Bathseba, der Ecke, wo Jesus am ersten Palmsonntag vom Esel stieg, der Stätte, wo Jacobus enthauptet wurde, auch den Ort, wo Maria bei ihrer Himmelfahrt den Gürtel fallen ließ, das Haus des reichen Mannes im Gleichniß und — sicher ein schlechter Witz, der sich im Lauf der Zeit buchstäblich petrificirte — einen jener Steine zeigt, die schreien sollten, wofern die Menschen schwiegen. Fürwahr, man muß sich wundern, daß nicht auch noch der Laden, wo die fünf klugen Jungfrauen der Parabel ihr Oel kauften, und der Stall des Kalbes, welches dem verlornen Sohn bei seiner Rückkehr geschlachtet wurde, vorhanden ist und von andächtigen Pilgern wie jener Stein geküßt wird!

Der Mittelpunkt aller dieser Raritäten ist die sogenannte Via Dolorosa mit ihrem Endpunkt, dem Ort, wo Christus starb und begraben wurde, oder, wie mein Freund aus dem Hospiz sich allmälig zu sagen gewöhnte, gestorben und begraben worden sein soll. Die Via Dolorosa ist eine Straße, die an der Kaserne beginnt, wo der Pascha seine Amtswohnung hat, und in ziemlich gerader Richtung nach der Grabeskirche hinaufläuft. Die Kaserne bezeichnet die Stelle des Richthauses, wo das erste „Kreuzige ihn!“ ertönte. Weiterhin zeigen die Mönche den Ort, wo Jesu das Kreuz aufgelegt wurde; dann folgt eine kleine Kapelle der Lateiner, die auf der Stätte erbaut ist, wo man ihn geißelte. Ein Stück weiter überwölbt die Straße ein Spitzbogen mit einem winzigen Häuschen — es ist nach der Legende die Stelle, an welcher der Pilatus der Vulgata das Ecce Homo ausrief. Dann kommen: der Ort, wo Jesus unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend sich an ein Haus lehnte und hier — selbstverständlich für eine Mönchsphantasie — den Eindruck seiner Schulterblätter zurückließ, der Ort, wo ihm, dem abermals Fallenden, die heilige Veronica ihr Taschentuch reichte, damit er sich den Schweiß abtrockne, bei welcher Gelegenheit bekanntlich ein Porträt von ihm auf dem Tuche zurückblieb, endlich der Ort, wo er zu den wehklagenden Frauen sprach: Weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder. Alle diese Punkte sind von der Andacht der Pilger mit Millionen von Küssen bedeckt, einige dadurch förmlich ausgetieft worden.

Die Grabeskirche ist um vieles schöner und großartiger, als man sie sich vorstellt. Sie besteht aus drei Abtheilungen, von denen die erste das Grab, die zweite die Kreuzigungsstätte Christi, die dritte den Ort, wo Helena die Kreuze gefunden, umschließt. Vor dem Thor befindet sich ein mit gelblichen Steinplatten gepflasterter Platz, der rechts und links von den Mauern der Klöster eingefaßt ist, welche an die Kirche stoßen, und auf dem Händler mit Wachslichtern, Jerichorosen, Rosenkränzen und allerlei Perlmutterschnitzwerk — Nachkommen der Handelsleute, welche Christus aus dem Tempel jagte — ihre Waaren anzupreisen pflegen. Zwei Portale, von denen das eine

jetzt vermauert ist, und über denen sich zwei gleich große und gleichgeformte, jetzt ebenfalls mit Steinen geschlossene Fenster befinden, schmücken mit ihren von kleinen Säulen getragenen Rundbogen die Façade. Das flache Dach überragt eine große und weiter zurück eine kleinere und spitzer zulaufende Kuppel, während sich zur Linken ein halbeingefallener Glockenthurm und ganz im Hintergrund das Minaret einer Moschee erhebt. Die Pforte wird jeden Tag auf einige Stunden geöffnet, der Eintritt ist gegenwärtig frei. Das Wächteramt an der Thür versehen Türken aus gewissen Familien, die in einer großen Nische links vom Eingang zu sitzen pflegen, ihre Pfeifen rauchen, Kaffee trinken oder sich mit einem Bretspiel unterhalten.

Einige Schritte von hier steht man vor der ersten Reliquie dieses größten Reliquienschreins der Welt. Es ist eine röthliche Marmorplatte, auf welcher die Salbung des Gekreuzigten durch Joseph von Arimathia stattgefunden haben soll. Leuchter mit dicken Wachskerzen und acht Hängelampen werfen ihr Licht auf den Stein. Wenden wir uns von hier zur Rechten, so gelangen wir an eine Treppe, welche auf den Hügel Golgatha führt, wenden wir uns zur Linken, so kommen wir an das heilige Grab. Der Gipfel des Golgatha ist überbaut und in eine Kirche verwandelt, die durch weiße Marmorsäulen in zwei Hälften geschieden wird. Die Nordhälfte umfaßt die Stelle, wo man Jesus ans Kreuz heftete, die südliche den Ort, wo man sein Kreuz neben denen der beiden Schächer aufstellte. In beiden Abtheilungen brennen an hundert Lampen und Kerzen. Ueber der Vertiefung, in welcher das Kreuz Christi stand, hat man eine Silberplatte mit der griechischen Inschrift: „Hier bewirkte Gott unser König vor Jahrhunderten das Heil im Mittelpunkte der Erde“ befestigt. Zu beiden Seiten zeigt man die Stellen, wo die Kreuze der Schächer sich befanden, und dahinter schimmert ein mit Silber beschlagener Altar. Nicht fern von dem Punkt, an welchem das Kreuz des linken Schächers eingelassen war, sieht man den beim Verscheiden Christi entstandenen Riß, der bis zum Centrum des Erdballs hinabgeht und die Bestimmung hat, beim jüngsten Gericht die Lämmer von den Böcken zu scheiden. Der Raum unter der Kreuzigungskirche ist ebenfalls durch eine Scheidewand in eine südliche und eine nördliche Hälfte getrennt, von denen die erstere als eine Art Sakristei für die griechischen Geistlichen dient, welche hier den Dienst versehen. Die andere Abtheilung ist eine Kapelle des Evangelisten Johannes. Hier stand das Grab Melchisedeks, des Priesterkönigs von Salem und hier wurde der Schädel Adams gefunden. Vor der Kapelle aber lagen einst in ihren Steinsärgen die Kreuzfahrerkönige Gottfried von Bouillon und Balduin der Erste. Jetzt sind nur die Grabschriften noch vorhanden.

Betritt man durch das Pförtchen neben der Treppe zur Kreuzigungskirche den halbrunden dunkeln Gang, der die Ostseite des innern Kirchenbaues umgibt, so öffnet sich nach einigen Schritten rechts eine Kapelle, in welcher

unter dem Altar ein Stück der Säule steht, an der man Jesu die Dornenkrone aufsetzte. Ihr Material ist grauer schwarzgesprenkelter Marmor. Eine kleine Strecke weiter führt, ebenfalls auf der rechten Seite des Ganges, eine Thür auf eine Treppe von dreißig Stufen, auf denen man in eine ziemlich geräumige Felsengrotte hinabsteigt. Eine Kapelle bezeichnet hier die Stelle, auf welcher die heilige Helena betete, als ihre Leute nach dem Kreuz Christi suchten. Rechts von dieser Kapelle, noch elf Stufen tiefer, steht ein Altar über dem Ort, wo jenes Kleinod sammt den Kreuzen der beiden Schächer, der Dornenkrone, den Nägeln u. s. w. endlich gefunden wurde. Ein hier aufgehangenes Kreuz hat die genaue Größe des wirklichen, welches letztere von Helena nach Konstantinopel gesandt wurde und dort verloren gegangen ist.

Die Treppe empor auf den Rundgang zurückgekehrt, trifft man, immer zur Rechten, die kleinen Kapellen der Kleidertheilung und des Kriegsknechts Longinus, der die Seite Christi mit dem Speer durchstach und, später bekehrt, hier Jahre lang als Büßer lebte. Alle diese Kapellen und Kapellchen sind, je nach der Wichtigkeit, die sie in der Legende einnehmen, mit einer größeren oder geringeren Zahl Lampen, die meisten auch mit Bildern ausgestattet, von denen indeß keines irgendwelchen künstlerischen Werth hat, wie denn die Malerkunst in dem ganzen Bau auffallend übel vertreten ist. Steigt man, um zum innern Hauptbau zu gelangen, in der Mitte des Hufeisens, welches der Rundgang bildet, die halbzirkelförmigen Stufen empor, welche der Kapelle der Kleidertheilung gegenüberliegen, so kommt man in das sogenannte Katholikon oder Griechenchor, den prächtigsten Theil des ganzen Baues, und zwar in den Raum, wo hinter der Ikonostasis der Altar steht. Zwei Thüren führen rechts und links von der Wand der Ikonostasis in das Schiff, in dessen Mitte ein Stern von farbigen Steinen den Nabel der Erde bezeichnet. Die Zierrathen der Wände sind ein Gemisch von byzantinischem Renaissancestil und sarazenischen und altclassischen Mustern. Gold und Silber, Bronze und Marmor sind bis zur Ueberladung verwendet. Schnitzwerk und schöngemusterte Gitterthüren, zahlreiche Ampeln, überreich verzierte Riesenleuchter mit Kerzen von Mannsdicke, Rundbogen auf Pilastern mit korinthischen Kapitälen, Bündel gestreifter Säulen, lange Galerien bunter Heiligenbilder mit strahlenden Glorien um die dunkelbraunen Mumiengesichter, Reihen von Muscheln und Adlern, ein mächtiger moderner Kronleuchter, rechts und links an den Wänden geschnitzte Stühle für die Geistlichkeit, Evangelienpulte, zwei hochragende Throne für die obersten Würdenträger des Klerus, zierlich durchbrochen und neugothischen Auspuß mit dem massivern Grundbau im italienischen Stil verbindend, lassen das Ganze eher wie den Thronsaal eines Königspalastes, als wie eine Kirche erscheinen.

Durch drei hohe Portale tritt man an der Westseite dieser Abtheilung i

die große Rotunde der eigentlichen Grabeskirche. Sechzehn Pfeiler bilden die Rippen des Rundbaues und haben zwischen sich siebzehn Arkaden, welche sich in einer Galerie darüber wiederholen und sich oberhalb der Hohlkehle als Nischen fortsetzen. Auf den Zwischenwänden der letztern ruht die in decorirte Felder abgetheilte, schon seit mehren Jahren schadhafte Kuppel, die in der höchsten Mitte durch eine kreuzförmige Oeffnung das Tageslicht hereinfallen läßt. Unmittelbar unter dieser Oeffnung befindet sich die Kapelle, welche das heilige Grab einschließt: ein längliches Viereck, das mit röthlichweißem Marmor überkleidet, ringsum mit Pilastern und andern Zierrathen im Rokokostil geschmückt und oben mit einer durchbrochenen Brüstung versehen ist, hinter welcher eine kleine Kuppel herausschwillt. Die ganze Kapelle hat etwa sechzig Schritt im Umfang und funfzig Fuß Höhe, sieht aber trotz dieser Größe in der mächtigen Rotunde fast wie ein Schränkchen aus. Der Eingang, zu welchem Stufen emporführen, und vor dem rechts und links zwei Steinbänke angebracht sind, ist auf der Ostseite, dem Griechenchor zugekehrt. An die Westseite ist ein Altar angebaut, welcher den Kopten gehört und durch seine Aermlichkeit sehr gegen die Pracht der Façade absticht. Vor der Thür der Kapelle hängen Reihen von Ampeln, stehen sechs hohe Silberkandelaber. Ueber der Kuppel schweben gewöhnlich zwei schiefhängende Seidenpaniere von blauer Farbe, auf welche weiße Sterne gestickt sind, und die man zu Ostern mit Tüchern vertauscht, welche den aus seiner Gruft emporschwebenden Christus darstellen.

Das Innere der Kapelle ist in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die vordere die Stelle umfaßt, wo der Engel den heiligen Frauen erschien. Hier bereiten sich die Pilger, indem sie den Abdruck küssen, den das Hintertheil des Gottesboten auf einem Felsblock zurückgelassen, auf den Eintritt in die zweite Abtheilung vor, welche das Grab enthält. Dieses ist ein längliches Viereck von ungefähr sieben Fuß Länge und sechs Fuß Breite, welches fast zur Hälfte von einem röthlich gesprenkelten Marmorsarkophag eingenommen wird, so daß daneben nicht mehr als vier bis fünf Menschen zugleich Platz haben. Ueber dem Steinsarg, der in der Mitte einen Riß hat, stehen auf einer Art Sims goldene und silberne Leuchter mit geweihten Kerzen, so wie Vasen mit Blumen, und über dem Sims wieder hängt ein durch vergoldetes Gitterwerk vor Berührung geschütztes Gemälde der Auferstehung, welches von einem spanischen Maler zu sein scheint. Von der Decke des Gemachs schweben achtundvierzig Ampeln von edlem Metall, durch die Wappen Spaniens, Oestreichs und anderer katholischer Mächte als Geschenke des Abendlandes bezeichnet und immer brennend erhalten, an Ketten bis in die Mitte herab. Alle Eintretenden werden von dem diensthuenden Priester mit Weihwasser besprengt, die Griechen und die übrigen levantinischen Christen ziehen

an der Thür die Schuhe aus, befestigen auf dem Sargdeckel kleine Opferkerzen und bedecken das Grab mit Küssen.

Geht man von der Grabeskapelle durch die Arkaden des nördlichen Theils der Rotunde, so gelangt man in eine den Franciscanern gehörende dunkle Kapelle, welche eine Orgel besitzt und auf deren Fußboden ein grauer Marmorstein die Stelle angibt, wo der Auferstandene der Maria Magdalena als Gärtner erschien, und gleich daneben befindet sich, drei Stufen höher, der Ort, wo er seiner trauernden Mutter begegnete. Hier wird auch hinter einem Gitter die Hälfte der Säule verwahrt, an der Christus gegeißelt wurde. Neben dem Gitter steht ein Stock, mit dessen silbernem Knopf die Pilger durch ein Loch die Säule berühren, worauf sie den Knopf küssen. Nicht weit von hier endlich trifft man eine Nische, welche das Gefängniß des Herrn genannt wird, da man ihn hier so lange in Verwahrung hielt, bis das Loch zur Aufstellung des Kreuzes gegraben war.

Damit ist das Kirchen- und Kapellenconglomerat der Grabeskirche aber noch lange nicht erschöpft; denn es sind noch eine beträchtliche Anzahl von kleinern Heiligthümern außen an die Mauern angebaut, darunter eine Kapelle, wo Maria und Johannes der Kreuzigung zusahen, eine Jakobskapelle, eine Kapelle der vierzig Märtyrer und sogar eine Kapelle über der Stätte, wo Abraham den Isaak opfern wollte. Man sieht, die Mönche haben nichts vergessen, was zu der Passions- und Auferstehungsgeschichte in irgendwelcher näherer oder entfernterer Beziehung stand. Nur das Wichtigste haben sie nicht bedacht, daß nämlich die Lage nicht die echte sein kann, da die Kirche an einer Stelle steht, welche von der zweiten Mauer des Josephus eingeschlossen wurde, Kreuzigungsstätte und Grab Christi aber sowol nach dem Referat des Matthäus als nach dem Johannesevangelium außerhalb der Stadt sich befanden. Wäre dies aber auch zu widerlegen, so müßte immer noch entweder die Kreuzigungsstätte oder die des heiligen Grabes unecht sein. Beide liegen hart nebeneinander, unter einem und demselben Dach, die erstere auf dem Golgatha, die andere am Fuß desselben. Joseph von Arimathia aber kann sein Erbbegräbniß nicht unmittelbar unter der Schädelstätte Jerusalems haben aushauen lassen, oder legte etwa einer der vornehmen frommen Freunde derer, die heutzutage noch für die Echtheit beider Orte schwärmen, seine Familiengruft unter dem Rabenstein, ja auch nur in der Nähe desselben an?

Ebenso mißlich als mit der Echtheitsfrage steht es mit der Beantwortung der Frage nach dem sittlichen Einfluß dieser versteinerten Passionsgeschichte auf die Pilgerscharen, die alljährlich hier Ostern halten. Gewiß übt der heilige Ort auf die Phantasie und das Gefühl eine mächtige Wirkung, zumal wenn das Licht des Glaubens ihn verklärt. Erscheint er uns mit seinem mystischen Halbdunkel, seiner Menge heiliger Winkel und Winkelchen, seinem

Durcheinander von allerhand Baustylen, seiner unendlichen Fülle von Ampeln, Lampen und Leuchtern, Thronen, Altären, Grotten, seinem Reichthum an edlen Metallen und seiner Armuth an wirklichen Kunstwerken, mit seiner Hervorhebung von Blut und Martern, mit seinen der Länge nach auf den Boden gestreckten Betern, seinen Weihrauchswolken, seinen kerzentragenden, Kyriesingenden Mönchsprocessionen, den stupid andächtigen Gesichtern seiner langhaarigen bärtigen Diakonen und Popen, seinen in schweren Brokat gehüllten Bischöfen und Patriarchen, dem unablässigen Hymnengenäsel, dem Weihwasserwedeln und Hosianna, dem Halleluja und Amen der verschiedenen Religionsparteien nur als ein gutes Bild des romantischen Geistes, so sehen jene Pilger darin das Denkmal einer Vergangenheit, die ihnen das Heil gebar, ein Zeugniß, daß sie erlöst sind von der Gewalt des Todes. Auf ihr Gewissen, ihr sittliches Thun aber hat die Magie des Ortes nicht den leisesten Einfluß. Jedes Osterfest ist davon Zeuge. Die griechische und armenische Geistlichkeit vermiethet in dieser Zeit die ihr gehörenden Plätze in der Kirche*) an die Pilger zur Nachtherberge, und so sind in den Ostertagen alle ihre Kapellen, Arkaden, Gänge und Emporkirchen mit Betten und Schlafteppichen, liegenden und kauernden Menschengruppen bedeckt. Die Ursache davon ist nicht sowol im Mangel an Raum in den Klöstern und andern Herbergen, als vielmehr in dem Glauben zu suchen, daß der Schlaf an der heiligen Stätte einen besonders wohlthätigen Einfluß auf die Naturen habe, daß er z. B. unfruchtbaren Ehen zu Kindern verhelfe. Ich enthalte mich, weiter auszuführen, was der Aberglaube der Pilger infolge dessen hier für erlaubt, ja gerathen hält.

Ein anderes Motiv, die Nacht in der Kirche zuzubringen, ist, daß man sich bei Zeiten eines guten Platzes versichern will, wenn das heilige Feuer erscheint.

Die Legende erzählt darüber folgendes: Der Bischof Narcissus in Jerusalem befahl einst am Ostersonnabend seinem Diakon, alle Lampen in der Grabeskirche auszulöschen, weil sie später von himmlischem Feuer wieder entzündet werden sollten. Als ihm der Diakon entgegnete, es sei kein Oel in den Lampen, gebot ihm der Bischof, Wasser hineinzugießen. Dies geschah. In der Nacht aber wurde das Wasser zu Oel, und die Dochte entzündeten sich von selbst an Blitzen, die durch die Decke hereinzuckten. Dieses Wunder erneuerte sich bis auf die Kreuzzüge alljährlich, blieb aber dann wiederholt

*) Den Lateinern gehören der größte Theil der Rotunde des heiligen Grabes, die Kapellen der Maria und der Maria Magdalena, der Salbungsstein, die Kapelle der Kreuzfindung und die, wo Jesus mit Dornen gekrönt wurde. Griechischer Besitz sind das Katholikon und die Orte, wo Christus vor der Kreuzigung verweilte, armenischer eine Galerie der Rotunde, die Helenenkapelle und die Stätte der Kleiderverloosung. Die Syrer besitzen eine kleine Kapelle unter der westlichen Galerie der Rotunde, die Kopten nur den erwähnten dürftigen Altar an der Westmauer der Kapelle des heiligen Grabes, welche letztere allen Confessionen gehört.

längere Zeit und zuletzt ganz aus. Da hierdurch ein Reiz zum Besuch des heiligen Grabes wegfiel, so machte man das Wunder fortan mit bengalischen Flammen, und noch jetzt schlägt es jeden Ostersonnabend aus den Löchern in den Wänden der Engelskapelle heraus. In der Regel entzündet es dann nicht blos die Kerzen, welche die Pilger daran halten, sondern auch die Köpfe derselben, und es gibt eine Prügelei, die an Furie ihres Gleichen sucht.

Auch dieses Jahr war keine Ausnahme von der Regel. Die Kirche war, wie mir erzählt wurde, zum Ersticken voll von Pilgern. Jeder hielt wie gewöhnlich sein Bündel gelber Wachskerzen in der Hand, des Augenblicks gewärtig, wo das Feuer sich zeigen sollte. Einzelne Gruppen schrien gen Himmel um baldige Herabsendung der heiligen Glut, andere lagen in Eckstase auf dem Boden, wieder andere schlugen ihre Doppelkreuze und klatschten dann miteinander im Takt mit den Händen. Jeder hoffte der Erste mit Anzünden seines Kerzenbündels zu sein, da man glaubt, daß ein solcher nicht verdammt werden könne, weshalb man sich auch mit dem Feuer Kreuze auf Leinwand sengt, aus der dann Sterbehemden gemacht werden. Alles war in gespannter Erwartung, als plötzlich an einem Pfeiler der Rotunde ein heftiger Wortwechsel losbrach. Es war der Pfeiler, der den Griechen und Armeniern zugleich gehört. Man hatte hier wie an den andern ein Bret angebracht, das einer gewissen Anzahl von Pilgern zu Sitzen vermiethet wurde. Als gemeinschaftliches Eigenthum der beiden Kirchen sollte es nach Uebereinkunft mit ebenso viel Griechen als Armeniern besetzt werden. Die Griechen aber hatten einen Mann mehr darauf gebracht, und als die Armenier sich darüber beschwerten, wurde ihnen erst mit Schimpfreden, dann mit Faustschlägen geantwortet. Sie blieben die Erwiderung nicht schuldig, Nebenstehende nahmen für sie, andere für die Gegner Partei, und bald hallte die ganze Kirche von Flüchen und Hieben wieder. Man schlug sich mit zerbrochenen Bretern, mit Bankbeinen, die aus der Kapelle der Maria Magdalena geholt wurden, dem Gerücht nach sogar mit Altarleuchtern. Mehre wurden schwer, einer tödtlich verwundet, und nicht eher nahm die Rauferei ein Ende, als bis türkisches Militär in die Kirche drang. Die Soldaten verfuhren anfangs schonend, indem sie nur die Rotunde zu räumen suchten. Als aber ein wüthender Grieche ihren Offizier mit seinem Knüttel traf, gebrauchten sie Kolben und Bajonett, und so gab es noch verschiedene schwere Verwundungen.

Dieser Vorfall wurde mir erzählt, als wir uns eben dem Ausgang wieder näherten, wo das steinerne Sopha für die türkischen Wächter steht. Ich hatte ihnen beim Eintritt einen ziemlich vornehmen Blick zugeworfen. Jetzt schlug ich die Augen nieder. In ihrer Kaabah fällt kein heiliges Feuer, prügeln sich keine Sekten, treibt man keinen Götzendienst mit Lügengebilden.

Sie haben Recht, wenn sie, von uns redend, sich des Ausdrucks bedienen: Adschallak Nusrani — mit Verlaub zu sagen, ein Christ!

Die Geistlichkeit, welche in den verschiedenen Abtheilungen der Grabeskirche functionirt, wohnt in zwölf Klöstern, unter denen das lateinische Franciscanerkloster St. Salvator, das große griechische, in welchem der Patriarch nebst fünf Bischöfen, zehn Archimandriten und etwa hundertdreißig andern Klerikern seinen Sitz hat, und das den Armeniern gehörige Jakobskloster, welches das größte der Levante ist, den ersten Rang einnehmen. Frauenklöster haben nur die Lateiner, die Armenier und die Griechen, und zwar besitzen die letzteren sechs dieser Anstalten in der Stadt.

Die Juden haben außer der erwähnten großen Synagoge eine Anzahl kleiner, in denen jeden Tag viermal Gottesdienst gehalten und in der Zwischenzeit fleißig Talmud studirt wird. Die Mohammedaner besitzen sechs große und drei kleine Moscheen, von denen mehre einst Kirchen waren. Mit der einen, der Mulawijeh, ist ein Derwischkloster verbunden, welches indeß gegenwärtig nur noch einen Bewohner hat. Die beiden größten und schönsten, die Sakrah und Aksa, befinden sich auf dem Haramplatz, der Stelle, wo der Tempel stand, und sind Christen und Juden in der Regel unzugänglich. Ein günstiger Zufall erlaubte mir, sie zu besuchen, und so werde ich sie in einem spätern Capitel schildern.

Reste aus der Zeit der Kreuzfahrer sind in der Ruine der Annenkirche und in den Trümmern des Johanniterconvents vorhanden. Die Annenkirche liegt auf Bezetha und ist eine Basilika mit Thüren und Fenstern in Spitzbogenform. Sie gehörte bis 1856, wo sie die Franzosen dem Sultan abdrangen, der mohammedanischen Sekte der Schafeiten. Der Johanniterconvent befindet sich nicht fern von der Grabeskirche und besteht aus einem jetzt vermauerten Rundbogenportal und Ruinen von palastartigen Gebäuden, die einen mit Kaktusstauden und Unkraut bewachsenen Hof umgeben.

Echte Alterthümer aus Christi Zeit glaubt man mit mehr oder minder Recht in den Mauern, welche den Haramplatz umgeben, und in einigen Wasserbehältern sehen zu dürfen. Daß das längliche Viereck des genannten Platzes die Area des alten Tempels darstellt, leidet keinen Zweifel. Die Maße entsprechen im Allgemeinen denen des Josephus, und einzelne Theile der Umfassungsmauer, die im Osten und Süden zugleich Stadtmauer ist, lassen sowol durch die Größe ihrer Quadern, wie durch die Art, in der sie behauen sind, d. h. durch die Fugenränderung ihrer vier Seiten, sogar auf einen Bau schließen, der über Herodes hinausliegt. Ich sah auf der Ostseite in der Nähe der Südecke solche Quadern von reichlich drei Klaftern, einen sogar von mehr als vierundzwanzig Fuß Länge und über fünf Fuß Höhe. Nicht viel weniger große Steine zeigt die Südseite; denn man trifft hier, und zwar bis in die achte und

neunte Quaderlage hinauf, deren von neunzehn Fuß Länge. Noch ungeheurer sind einzelne dieser behauenen Felsblöcke auf der Westseite, wo man unter andern einen Eckstein antrifft, der in der Länge fast volle dreißig Fuß mißt. Andere Argumente der Archäologen gehören nicht hierher. Die Säule Mohammeds, die aus der Ostmauer wie das Rohr einer Kanone hervorsteht, und auf welcher er — eine eigenthümliche Vorstellung! — reiten wird, wenn er die Welt richtet, ist ein Beweis, daß auch der Islam den Ort für einen besonders heiligen hält. Noch wichtiger ist die Meinung der Juden über diese Stätte. Sie sind fest überzeugt, daß die Mauer aus Salomos Zeit datirt, und da sie zu allen Zeiten ein Geschlecht waren, das ein zähes Gedächtniß für Aeußerlichkeiten hatte, da der Tempel überdies ihr höchstes Heiligthum war und blieb, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihre Tradition echt ist.

Da ihnen der Eintritt in das Innere versagt ist, so haben sie sich auf der Westseite, da, wo mehre aus der Mauer hervorstehende Steine den Beginn der alten Bogenbrücke vermuthen lassen, welche von Moriah nach der Terrasse des Hasmonäerpalastes auf den Zion führte, einen Ort ersehen, wo sie sich alle Freitage des Nachmittags versammeln, um über den Fall Jerusalems zu klagen und die verheißene Zukunft, den Meschiach und die Wiederaufrichtung des Reichs Davids herbeizurufen.

Als ich sie besuchte, waren etwa dreißig Männer und vielleicht ebenso viele Frauen dort versammelt. Die Männer mit Ausnahme von zweien, welche arabisch gekleidet waren, trugen die Tracht der polnischen Juden mit Kaftan, Pelzmütze oder Spitzhut und langen Schläfenlocken; die Frauen waren in weite Mäntel von weißem Baumwollenstoff gehüllt, welche die ganze Gestalt und einen Theil des Gesichts verbargen. Jene standen in Gruppen längs der Mauer, diese saßen oder kauerten ein Stück davon auf dem Erdboden. Alle hatten die Schuhe ausgezogen. Namentlich die Weiber sollen bisweilen die wildesten, erschütterndsten Wehklagen ausstoßen. Diesmal aber verhielten sie sich still, und auch die Männer unterschieden sich nicht wesentlich von einer unserer Judenschulen in voller Gebetsarbeit. Man hörte das gewöhnliche Murmeln, die bekannten Kehl- und Gurgellaute, den üblichen zitternden Gesang, und nur bisweilen unterbrach ein besonders Ergriffener den Chor mit einem Wimmern durch die Nase oder einem gellenden Aufschrei. Einige hatten die Stirn an die heiligen Steine gelegt, andere lasen oder sangen, taktmäßig mit dem rechten Fuß vortretend und sich verbeugend ihre Gebete ab.

Ich sah dem einen über die Schulter und fand, daß die hebräische Schrift in seinem Buch mit Punctation versehen war. Er fragte, ob ichs lesen könnte, und als ich dies bejahte, entspann sich ein Gespräch, an dem bald mehre andere Theil nahmen. Ein junger Talmudgelehrter mit verschwommenen Augen und einem verwüstetem blassen Gesicht, neben dem ihm fußlange röthlich-

blonde Peißen herabhingen, und ein dicker Schwarzbart aus Brody waren besonders redselig, aber leider verstand ich ihr Hebräisch-Deutsch nur halb. Wir erfuhren, daß hier „Mokem Kodesch“, heiliger Grund sei, daß der Tempel nicht lange mehr Ruine bleiben werde, daß in ungefähr dreihundert Jahren der Meschiach kommen und die Herrlichkeit Jeruschalajims wieder aufrichten und alle Gojim zum Judenthum bekehren werde Alle großen Herren von Chuzeleorez (Ausland, Nichtpalästina), selbst der Kaiser in Wien und die Königin von England sollen Juden werden. Ich fragte, wie aber, wenn einer und der andere nicht wollte? Ob sie ihn dann mit Gewalt dazu bringen würden? Nein, antworteten sie, ein solcher Fall könnte gar nicht eintreten; denn der Geist Gottes würde alle erfüllen. Ich erkundigte mich, was sie von Jesus hielten, ob er ein Prophet gewesen. Sie erwiderten, ja, aber ein falscher; denn er hätte alle Gebote übertreten. Welche zum Beispiel, fragte ich. Sie besannen sich und wußten dann nur vorzubringen, daß er den Sabbath nicht gehalten.

Von den verschiedenen alten Wasserbehältern innerhalb der Stadtmauer ist zunächst der sogenannte Hiskiasteich zu erwähnen, der, rings von hohen Häusern umgeben, etwa 250 Fuß lang und 150 Fuß breit, nicht fern vom heiligen Grabe hinter der Christengasse liegt. Er soll im Sommer austrocknen. Als ich ihn von der Terrasse der Wohnung des Bischofs sah, hatte er noch mindestens sechs Fuß Wasser. Ein anderes vielgenanntes altes Becken der Art ist der Teich Bethesda. Er befindet sich in der Nähe des Stephansthores an der Nordmauer des Tempelplatzes. Seine Länge beträgt ungefähr 350, seine Breite 120 Fuß. Wie tief er ursprünglich gewesen, ist nicht zu sagen, da von der Nordseite herab Schutt in ihn gerollt ist, welcher mit Gebüsch und Unkraut überwachsen einen großen Theil des Bodens bedeckt. Als ich ihn besuchte, standen nur einige Regenpfützen darin. Das Ganze hat mehr Aehnlichkeit mit einem Festungsgraben, als mit einem Teich. Ob es wirklich der Bethesda ist, muß dahingestellt bleiben. Robinson fand diesen bekanntlich in der im Kidronthal gelegenen Marienquelle.

Außerhalb der Stadt, namentlich im Kidronthal und auf dem Oelberg wiederholt sich die Häufung von Legendenorten, die innerhalb der Mauern den frommen Pilger in fortwährender Rührung erhält. Man weiß nicht nur, wo Jesus gen Himmel gefahren, sondern auch, wo er das Vaterunser gelehrt, wo er über Jerusalem geweint, ja sogar, wo die Apostel das Credo verfaßten. Tritt man aus dem Stephansthor, um in das genannte Thal hinabzusteigen, so trifft man links vom Wege einen kleinen Teich, in dem sich die Jungfrau Maria zu baden pflegte. Einige Schritte davon ist der Platz, wo man den h. Stephanus steinigte, wieder ein Stück weiter ein Stein, auf dem Maria der Hinrichtung zusah, ganz unten endlich auf der Sohle des

Thales das Grabmal der Gottesmutter, eine Kellerkirche, in welche achtundvierzig Stufen hinabführen, und in der sich zugleich die Grabstätten der Eltern Marias so wie das ihres Gatten, des heiligen Joseph befinden. Eine Menge von Hängelampen, Straußeneiern an Fäden, Leuchtern und ähnlichen Geräthen schmücken auch diese Kirche, in der jeden Morgen schon in der Frühe von verschiedenen Religionsparteien Messen gelesen und Hymnen gesungen werden.

Nicht weit von hier ist die Grotte, in welcher Jesus in der Nacht seiner Gefangennehmung Blut schwitzte, jetzt in eine Kapelle mit drei Altären verwandelt, in welcher die Franciscaner des Salvatorklosters allmorgens Messe lesen. Hart daneben liegt der Garten Gethsemane, ein Stück Land, welches die Lateiner, denen es gehört, mit einer Mauer umgeben haben, und auf dem sich Beete mit Rosen, Rosmarin und andern Blumen, so wie mehre alte Olivenbäume befinden. Einige Schritte von der Gartenthür werden die Steine gezeigt, an denen Jesus die Jünger zurückließ, als er sich zum Gebet in die Grotte begab, ein Stück höher den Berg hinauf die Höhle, in der er sie bei seiner Zurückkunft eingeschlafen fand, wieder eine Strecke von hier die Stelle, wo Judas ihm den Verrätherkuß gab. Deutlich sieht man, wie die Inbrunst der Pilger von den Felsblöcken hier das Moos abgeküßt hat.

Wir sind hier am Fuße des Oelberg, zu dessen Spitze mehre vielgewundene Pfade emporführen. Die Seite des Berges ist mit einzelnen Olivenbäumen und an den weniger steinigen Stellen mit Gerstenfeldern bedeckt. Auf dem Gipfel befindet sich ein Dorf von etwa zwanzig ärmlichen Hütten, eine Moschee, das Grab eines mohammedanischen Heiligen und eine Kirche, in welcher man einen Stein zeigt, von dem sich Jesus gen Himmel aufschwang. Wer daran zweifelt, die Stelle etwa nach der Bibel nach Bethanien verlegen möchte, der wird sich eines Bessern belehrt finden, wenn ihm die Mönche vom Salvatorkloster, dem die Kirche gehört, auf den Eindruck aufmerksam machen, den der eine Fuß des Herrn hier zurückließ. Bei dem Dorfe hat man einige Gärten mit Feigen- und Granatbäumen angelegt.

Die Aussicht vom Oelberg, der sich etwa fünfhundert Fuß über die Sohle des Thales erhebt, ist umfassend. Im Westen sehen wir in klaren Farben und Umrissen die weißgraue Stadt mit ihren Kuppeln und Minarets und mit den beiden buntschimmernden Moscheen des Haram vor uns, während weiter hinaus das Terebinthenthal und der spitze Hügel mit Samuels Grab sich zeigt. Im Norden erblicken wir die Gebirge Samarias. Im Osten und Süden erscheinen über den grauen Wüstenhügeln des Vordergrundes die schroffen Felsrücken des Moabitergebirges, des Morgens rosenroth überhaucht mit lichtblauen Schatten, am Tage in das einfache Graublau aller Ferne gekleidet. In der Tiefe unter ihnen zieht sich durch das gelbe Land fast in gerader Linie der

dunkelgrüne Streif der Jordanufer hin, glänzt weiter südlich der dunkelblaue Spiegel des todten Meeres.

Die nächste Höhe, welche nach Süden hin das Kidronthal einschließt, ist der Berg des Aergernisses, so benannt von der Sage, die hier Salomo dem Moloch opfern läßt. Seine Nordflanke trägt das Dorf Siloah mit seinen gelbgrauen, von den benachbarten Felsen kaum zu unterscheidenden Steinhäusern, deren Gesammtheit man aus einiger Entfernung für eine große Burgruine halten kann. Weiterhin taucht über Schluchten der Berg des Bösen Rathes auf, wo einige Ruinen den Legendengläubigen die Villa des Kaiphas andeuten, in welcher die Juden den Untergang Jesu beriethen.

Die Südwestseite des Oelbergs bedecken die zahllosen kleinen Grabsteine eines Judenfriedhofs, der, wie die großen Grabmonumente unter ihm in der Thalschlucht und die Mythe, daß hier, im Thal Josaphat, das Todtengericht des jüngsten Tages gehalten werden solle, vermuthen lassen, deshalb hier angelegt wurde, weil hier die Nekropole des alten Jerusalem war. Steigen wir in diesen tiefen Grund hinab, so treffen wir außer einer Anzahl künstlicher und natürlicher Felsenhöhlen, die man als Gräber der Propheten bezeichnet, mehre Denkmäler und Grabgrotten, deren Stil — ein Gemisch griechischer und ägyptischer Formen — die Sage rechtfertigen kann, welche ihnen ihre Namen gegeben hat. Das größte dieser Monumente heißt das Grab Absaloms. Es ist ein aus dem Felsen der Bergwand herausgemeißelter Würfel von ungefähr dreißig Fuß Höhe, dessen senkrechte Seiten jede mit zwei Halbsäulen und zwei Viertelsäulen jonischer Ordnung geschmückt sind, welche einen mit Rosen und Tropfen verzierten Fries tragen. Auf dem Würfel erhebt sich ein trichterförmiges spitzes Thürmchen aus Mauerwerk. Das Ganze kann nur ein Gedächtnißmal des ehrgeizigen Königssohnes sein; denn er selbst lag auf dem Schlachtfeld im Walde Ephraim, wo ihn die drei Spieße Joabs durchbohrten, unter dem Haufen von Steinen, welchen die Verachtung Israels auf ihn warf. Das zweite Denkmal, jenem ähnlich, nur daß den Würfel statt eines Trichters eine kleine Pyramide krönt, soll dem Andenken des zwischen Tempel und Altar getödteten jüdischen Märtyrers Zacharias geweiht sein, auf welches Jesus anzuspielen scheint, wenn er die Heuchelei der Pharisäer tadelt, mit der sie dem todten Propheten prächtige Gräber errichteten, die lebenden verfolgten. Zwei andere Bauwerke dieser Gruppe, von denen das eine nach dem Apostel Jakobus, das andere nach dem frommen und siegreichen König Josaphat benannt ist, sind bloße Grotten mit Kammern. Die dorischen Säulen, welche das Portal des erstern zieren, erinnerten mich lebhaft an die, welche ich an den Höhlengrüften von Beni Hassan in Oberägypten sah.

Gehen wir in unsrer Wanderung um die Stadt weiter nach Süden, so gelangen wir da, wo das Thal des Kidron sich mit dem des Gihon vereinigt, in

eine wasserreiche und gutangebaute Gegend, in der man die Stätte der Königsgärten des Jeremias erblickt. Wir begegnen hier dem tiefen Nehemiasbrunnen, den die Araber nach Hiob benennen, während die gelehrte Forschung in ihm den Rogel des alten Testaments vermuthet. Wir treffen hier ferner in einer Vertiefung, zu welcher einige dreißig Stufen hinabführen, die Marienquelle, wo die Mutter Gottes, wie noch jetzt die Frauen von Siloah, ihre Windeln gewaschen hat, und etwa fünfhundert Schritt davon den Teich Siloah, der mit jener Quelle durch einen unterirdischen Kanal in Verbindung steht. Eigenthümlich ist das periodische Steigen und Fallen des Teiches. Das Volk erklärt sich die Erscheinung mit einem in der Quelle liegenden Drachen, der wachend das Wasser wegtrinke, schlafend es fließen lasse. Andere suchen den Grund im Bau des Kanals, wieder andere in vulkanischen Vorgängen. Quelle und Teich stehen in hoher Achtung bei Christen und Mohammedanern. Diese erinnern sich, daß ihr Prophet gesagt hat, das Wasser tränke im Verein mit dem heiligen Semsem bei Mekka die Gärten des Paradieses. Jene denken an die Windeln des Jesuskindes und die Blindenheilung, die hier stattfand.

Im Westen der Stadt sind von echten Alterthümern nur einige Grabhöhlen, die Wasserleitung des Pilatus, die, vom Berg des Bösen Rathes herabkommend, den Zion im weiten Bogen umgibt, und die beiden Gihonteiche zu erwähnen, von welchen der untere eine Länge von beinahe dreihundert Schritten hat, die indeß jetzt nur während und kurz nach der Regenzeit Wasser enthalten. Das auf einem Bergvorsprung über dem Gihon gelegne Gebäude, in welchem die Bekenner des Islam das Grab Davids und die Christen das Haus erblicken, wo Christus das Abendmahl einsetzte, stammt vielleicht aus der Zeit der Kreuzzüge. Ebenso viel Anspruch auf Richtigkeit ihrer Bezeichnung hat die einige hundert Schritt östlich vom Damascusthor befindliche Jeremiasgrotte, in welcher der Prophet seine Klagelieder geschrieben haben soll. Unzweifelhaft sehr alt sind dagegen die eine Viertelstunde weiter nördlich an zwei Stellen gelegenen Felsengräber, von denen man die einen ohne historischen Grund als Gräber der Richter, die andern sogar gegen die Geschichte als Gräber der Könige bezeichnet. Die letzteren sind die interessanteren. Sie befinden sich in einer Bodenvertiefung, welche, dem Anschein nach künstlich entstanden, entweder ein alter Steinbruch oder eine Art Vorhof zu der Gruft ist, und bestehen in Katakomben, in welche eine Vorhalle führt. Die Säulen und Pfeiler, welche die Façade derselben schmückten, sind weggebrochen. Nur der Felsendachstuhl, den sie stützten, ist geblieben und läßt mit seinem Sculpturschmuck von Triglyphen, Traubenbündeln, Palmenkronen und Blumenkränzen allerdings schließen, daß das Grab einst vornehme Leichen barg. Ein Pförtchen in der linken Seitenwand bringt in eine Kammer hinab, aus der andere niedrige Thüren in Seitenräume führen, an deren Wänden sich Steinbänke

hinziehn und Nischen öffnen. Hier standen einst die Sarkophage. Freverhände haben sie in unbekannter Zeit zerschlagen. Einiges von ihren Trümmern bewahrt das Louvre in Paris. Ob der Bau das Grabmal der Königin Helena von Adiabene ist, welche unter Kaiser Claudius vom obern Tigris nach Jerusalem kam und zum Judenthum übertrat, ist eine Frage, die noch unentschieden ist.

Wenn wir die mit diesem Monument beschlossene Wanderung durch die Thäler und über die Höhen in der nächsten Umgebung Jerusalems mit dem Ruf des Mueddin zum Morgengebet begannen, so wird jetzt schon längst der Nachmittagswind wehen und vielleicht schon die Abendsonne die drei Gipfel des Oelbergs röthen. Dann aber ist es Zeit, durch das jetzt allein noch offen gebliebene Jaffathor in die Stadt zurückzukehren; denn auch dieses wird geschlossen, ehe die Dämmerung zur Dunkelheit wird, und es ist Gefahr im Verzuge, da die Wächter nicht leicht wieder öffnen, und die Nacht vor den Thoren Jerusalems das Wort, daß sie keines Menschen Freund ist, nur zu oft schon bestätigt hat. M. B.

Das Fortleben der Antike im Mittelalter.

(Schluß.)

Die Muster für solche Darstellungen lagen den Künstlern jener Tage noch nahe genug. Der Homer der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, wie der vaticanische Virgil mit Miniaturen versehen, in denen die Götter der alten Welt die vom Christenthum aufgegriffene Form des sogenannten Heiligenscheines tragen, gehören ja erst dem vierten oder gar dem fünften Jahrhundert an und die christlichen Elfenbeindiptychen der Bischöfe sind unmittelbar aus den römischen Consulardiptychen hervorgegangen. Römische Werke dieser und ähnlicher Art sind bereits frühzeitig in den Besitz der Kirchen gerathen. Noch heute wird im Münster zu Xanten ein Elfenbeingefäß mit der Auffindung des Achill in Skyros aufbewahrt und im Antiquarium zu Berlin befindet sich ein kostbares kleines Salbgefäß antiker Abkunft, in welchem später einem darin gefundenen Pergamentstreifen nach eine flüssige Reliquie ganz sonderbarer Art geborgen wurde; die Frivolität der jüngsten Zeit hatte das ursprüngliche, zum Reliquienbehälter avancirte Toilettenstück zum Messergriff verwandelt. So wird das Profane mit der Zeit heilig und das Heilige wie-

der profan durch die Unwissenheit der Menschen! Auf einem uns erhaltenen Diptychon ist der obere decorative Theil die treue Copie einer uns gleichfalls aufbewahrten antiken Arbeit und von dem bekannten Diptychon des Tutilo, eines kunstgeübten Mönches zu St. Gallen, sagt Förster bei Beurtheilung der Arbeit: „die Mittel der Darstellung sind von der allgemeinen Bezeichnung bis zur besondersten Form der antik-heidnischen Kunst entlehnt." Auf Verständniß konnte der Verfertiger, wie die aus Nigellus und andern Schriftstellern dieser Zeit beigebrachten Thatsachen bekunden, rechnen.

Eine höchst wichtige Quelle für die Kunstübung waren die antiken Gemmen. Die Schönheit der Arbeit, die Kostbarkeit des Materials, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Transportes führten diese kleinen Kunstwerke in Massen nach dem Abendlande. Als Schmuck an Kirchengeräthen und Büchereinbänden werden sie erwähnt und sind uns als solcher noch in genügender Anzahl erhalten. Als Siegel drückten sie die Karolinger unter ihre Urkunden. So erscheint ein Jupiter Serapis unter einem Schriftstück Karl des Großen und ein bekränzter Silen unter einer Urkunde Pipins und zwar letzterer durch eine Kamee hervorgebracht und darum vertieft eingedrückt. Einen sehr schönen jugendlichen Hercules bemerkte ich unter einer Karolingischen Urkunde im Archiv zu München. Noch bei weitem häufiger sind auf diesen Siegeln antike Porträtköpfe. Bei einigen der letzteren kann man zweifelhaft sein, ob man es mit schlechten Arbeiten aus der letzten Kaiserzeit, oder mit schlechten Nachbildungen aus der der Karolinger zu thun hat.

Der Einfluß der antiken Vorbilder auf die selbstgearbeiteten Siegel der Karolinger ist unverkennbar; er verräth sich in der ovalen Form derselben im Gegensatz zu der plumpen Rundung der Merovingischen und Nachkarolingischen. Ferner in ihrer Zierlichkeit und Kleinheit tritt er zu Tage. Während die Merovingischen meist nur Köpfe und die spätern Siegel nur ganze und zwar sitzende Figuren enthalten, haben die Karolingischen Kaisersiegel Brustbilder. Endlich achte man auf die volleren Gesichts- und Körperformen und die Profildarstellungen im Gegensatz zu der früher und später üblichen Darstellung en Façe. Das Beiwerk an diesen Siegeln sogar ist antiker Abkunft: das auf der Schulter durch einen Haft zusammengehaltene faltenreiche Gewand, der Lorbeerkranz, das Diadem, die Zackenkrone und andere Nebensachen, die wenigstens nicht in derselben Ausdehnung bei den Merovingern und den spätern Kaisern vorkommen.

Ueber einige Elfenbeinarbeiten mit antikisirenden Darstellungen sind die Forscher in Hinsicht auf ihre Entstehungszeit bis jetzt noch nicht ganz einig; vorzüglich gilt dies von einem zu Cranenburg befindlichen Kästchen mit Elfenbeinplatten und agonistischen Darstellungen und einem diesem ähnlichen zu Xanten. Einer unserer gewiegtesten Forscher, Ferd. v. Quast, glaubt darin

erst Arbeiten des elften Jahrhunderts zu sehen, während andere sie in eine frühere Zeit versetzen. Ob Quast Recht hat, muß ich vor der Hand dahingestellt sein lassen, wenn er aber von den öfter angezogenen Kanzelreliefs zu Aachen dasselbe vermuthet, so muß ich ihm entschieden widersprechen. Die vollen, fast üppigen Körperformen, die kurzen gedrungenen Gestalten derselben, die lebhaften Augen, alles Dinge, die der byzantinischen Kunst, der er sie zuschreiben möchte, fern sind, legen ein unwiderstehliches Zeugniß gegen seine Vermuthung ab.

Der antike Gemmenschmuck an den Kirchengeräthen der Karolingischen wie der nachfolgenden Zeiten setzt uns um so weniger in Erstaunen, trotz der oft fast obscönen Darstellungen an denselben, als die Formen dieser Kirchenutensilien selbst auch nur der alten Welt abgeborgt sind. Die Verfertiger derselben ahnten freilich nicht, daß viele ihrer frommen und biederen Nachkommen das Entliehene für ihr Eigenthum in Anspruch nehmen und ausgeben würden, weit davon entfernt, nach den Lehren ihres Meisters, die sie so gern im Munde führen, nach bestem Wissen und Gewissen jedem das Seine zuzugestehen. Ich freue mich um so mehr, neben solchen Leuten, wie Herr Kreuser, im feindlichen Lager auch unparteiische und wahrhafte Forscher zu finden, wie Franz Bock. Derselbe bekennt sogar in Beziehung auf das vornehmste Gefäß, den Abendmahlskelch bei Besprechung der Frühkarolingischen Kirchengeräthe im Stift Kremsmünster: „das Gefäß, aus welchem das Mysterium der eucharistischen Transsubstantiation gereicht wird, ist in der äußern Gestaltung eine deutliche Reminiscenz an jene bekannten Trinkgefäße, wie sie bei den Gastgelagen der Römer in der classischen Cäsarenzeit in Gebrauch waren und wie ähnliche im Museo Borbonico und anderwärts vorgefunden werden: es ist jener Pokal, womit bei feierlichen Gastmählern zuerst „den Unsterblichen" die Libation gebracht wurde. Von den drei im Alterthum üblichen Formen derselben ist diejenige gewählt, welche nach oben eine geräumige, halbkugelförmig ausgehöhlte Trinkschale bildet, die mittelst eines Knaufes als Mittelstück mit einem trichterförmigen Fußstück verbunden ist. Diese letzte Form der griechisch-römischen Trinkgeschirre war zweifelsohne die bei den frühesten Kelchen aus Onyxstein, Serpentin, Glas, Thon maßgebende, wie denn überhaupt die ersten Anfänge der christlichen Kunst basirt und aufgerichtet waren auf der Ruine und den Ueberbleibseln der griechisch-römischen Cäsarenkunst."

An die antiken und antikisirenden Gemmen und Siegel der Karolinger sei es uns gestattet einige allgemeine Bemerkungen über die Heraldik und das Wappenwesen jener Zeit anzuknüpfen. In den schönen Tagen dilettantischer Spielerei glaubte man grade in diesen Zweigen eine reine und ureigne Schöpfung des christlichen Mittelalters erblicken zu dürfen. Erst Bernd machte diesem Unwesen durch seine gründliche und scharfsinnige Untersuchung über

das Wappenwesen der Griechen und Römer, nachgewiesen aus Schriften und Kunstdenkmälern, ein Ende, indem er Stück für Stück darlegte, daß auch hierin die Völker des Alterthums den mittelalterlichen Zeiten Muster und Vorbild gewesen sind.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters hatten die Waffentracht, die Waffen und die Erkennungszeichen noch völlig die Gestalt der kriegerischen Bekleidung bei den Griechen und Römern. Bis in das zehnte Jahrhundert sogar hat sich ziemlich unverändert das kurze Schwert, der Schuppenharnisch aus Horn oder Metall, der römische Helm, die Helmzier, das Sagum und die enganliegende Hose erhalten. Als Illustrationen können die Siegel, Miniaturen und einzelne Reliefs gelten. So kam es, daß selbst die bekannte sogenannte französische Lilie, von der schon Gatterer vermuthete, daß man ihr Urbild nicht auf dem Felde suchen dürfte, sich als das im Alterthum, in der Zeit der Karolinger, ja sogar noch im zwölften Jahrhundert übliche Scepterende ausgewiesen hat. Der deutsche Reichsapfel aber ist zur Weltkugel, wie sie bereits Konstantin trug, avancirt. So nur wird das auf demselben aufgepflanzte Siegeszeichen des Christenthums, das Kreuz, verständlich, dessen Platz in alten Zeiten der Siegesgöttin gebührte.

Auch in der gewöhnlichen friedlichen Tracht scheint die antike Form in Karolingischer Zeit über die ursprüngliche Landesform die Oberhand gewonnen zu haben. Während jene weit und darum faltenreich war, ist das Charakteristicum dieser der enge knappe Anschluß an die Körperform. In jener Zeit lag, wie Falke, der neueste Geschichtsschreiber der deutschen Tracht, sich ausdrückt, der deutsche Rock und die römische Tunica im Kampf gegeneinander, bis um das Jahr 1000 etwa Rock und Mantel eine Form annahmen, die sie der Tunica und dem römischen Pallium völlig ähnlich machte. Bedeutenden Vorschub leistete auch hierin die römisch gesinnte Geistlichkeit der weiten römischen Tracht, indem sie nur in Bezug auf die Unterkleider durch die klimatischen Witterungsverhältnisse genöthigt wurde, der Volkstracht einzelne Concessionen zu machen. Auf diese Weise hat sich der antike ideale Zuschnitt der geistlichen und schließlich überhaupt jeder Amtstracht in deutschen Landen eingeschlichen und forterhalten. Auch die Frauentracht hat den fremdländischen römischen Charakter im Lauf der Zeiten weniger verändert, als die vom Einfluß der Witterung und der Beschäftigung mehr abhängige Männertracht. Am allerwenigsten jedoch hat sich die von der Geistlichkeit ausgeübte Kunstthätigkeit in der Bekleidung ihrer Figuren um das heimische Wesen bekümmert. So kommt es, daß bei den heiligen Figuren die antike Gewandung selbst in den Zeiten der ausgebildetsten mittelalterlichen Kunstthätigkeit fast unwandelbar dieselbe geblieben ist. Für die Karolingische Zeit galt die Bildersprache und die conventionelle Tracht der alten Welt noch in ihrer gan-

zen Ausdehnung. Auf den aachner Kanzelreliefs ist Venus ganz nackt, nur mit einem Schoßtuch bekleidet dargestellt, während ihr Schleier in den Lüften flattert.

Auch das Gepräge der Münzen, ihre Form wie ihre Geltung lehnte sich eng an das römische Herkommen an. Nach Beseitigung des ehemaligen Tauschhandels cursirte römisches Geld bereits zu Tacitus Zeiten an Deutschlands Grenzen. Die zahlreichen römischen Münzfunde im Innern des Landes zeigen, daß dieses leichtere Verkehrsmittel bei den Germanen bald Anerkennung und Beifall fand. Im Frankenlande behielt Chlodwig, wie bekannt, den ganzen Staatsorganismus des gesunkenen Kaiserreiches in dem von ihm erroberten Gallien auch in administrativer Hinsicht bei. Um so weniger brauchte er Anstand zu nehmen, auch Nachbildungen der römischen Kaisermünzen schlagen zu lassen. Auf diese Weise ist das römische Münzwesen sogar bis auf den ursprünglichen Namen der einzelnen Stücke in wenig veränderter Einrichtung auf die Stämme der Deutschen übergegangen. Die alten Münzzeichen sind freilich von entsprechenden christlichen verdrängt worden. Statt des Kopfes der Pallas, der Biga und ähnlicher Dinge kommt auf ihnen das Kreuz, oder die Kirche nebst dem Namen oder dem Monogramm des Königs zum Vorschein, das Brustbild tritt erst später wieder hervor.

Es mag richtig sein, was Schnaase behauptet, daß auch die Musik nicht nur zur Zeit der Karolinger, sondern sogar das ganze Mittelalter hindurch an antiken Ueberlieferungen, die seiner Meinung nach für den Ausdruck des christlichen Gefühls unzureichend waren, haftete. Die analoge Erscheinung in den übrigen Gebieten künstlerischer Thätigkeit mag uns zu der Voraussetzung berechtigen; ein stricter Beweis dafür möchte indeß bei der höchst unzureichenden Kenntniß von der Musik der alten Völker und des frühen Mittelalters schwer zu führen sein. Auch das Unbefriedigtsein des christlichen Gefühls können wir nur auf Treu und Glauben hinnehmen.

Um so mehr freut es uns, diesen Beweis antiker Abkunft bei der stabilsten aller Künste um so genügender antreten zu können. Die Denkmale der Baukunst, die nicht nur Jahrhunderten, sondern Jahrtausenden trotzen, geben uns die Möglichkeit dazu an die Hand. Diese stummen Zeugen sind zugleich die unbestechlichsten und gestatten uns die sichersten Schlüsse auf den Geist vergangener Zeiten, der sie ins Leben rief. Das wichtigste und bedeutendste Denkmal Deutschlands ist für uns die im neunten Jahrhundert errichtete Grabkirche König Ludwigs zu Lorsch im Großherzogthum Hessen, ein Bau, welcher unsern Archäologen lange Zeit ein Stein des Anstoßes war. Erst dem Scharfsinn Savelsbergs glückte es, uns über ihre Entstehung, Bedeutung und Form aufzuklären. Die Entstehungszeit dieses seltsamen Gebäudes haben unsre Kunstgelehrten nur darum fälschlich in eine bedeutend spätere Periode ver-

setzt, weil sie von der Bedeutung und Verbreitung der Antike zur Zeit der Karolinger noch keinen rechten Begriff hatten. Seiner ganzen Gestalt nach ist dieser Bau nur die ziemlich treue Copie eines antiken Sarkophages. Wir finden daran noch die ganze antike Gliederung. Das komposite Kapitäl aus zwei Körben bestehend, den Eier- und Perlenstab daran und darüber die Voluten ist am unteren Geschoß angewendet, während an dem oberen Stockwerk ionische Pilaster stehen, die noch ziemlich regelrechte Voluten und Kannelüren haben; Kragsteine tragen die Gesimse; Bogen sind nach römischer Weise zwischen den Halbsäulen eingespannt und schließlich sogar die nur den römischen Sarkophagen ganz speciell eigenen Spitzgiebel zur Verbindung der Säulen untereinander anstatt der sonst üblichen Architrave verwendet. Wir haben somit durchaus keine Ursache, die Angabe einer gleichzeitigen Chronik zu bezweifeln oder an ihr herumzumäkeln, die von der Abtei zu Lorsch und ihrer im achten Jahrhundert erbauten Kirche berichtet: „sie sei nach Art und Weise der Alten und mit Nachahmung derselben errichtet."

Römische Künstler und römische Baustücke kamen in den Tagen Karl des Großen nach Aachen. Sein Münster daselbst, welcher zugleich seine Grabkirche werden sollte, hat, wenn auch im Innern bereits stark verändert, im Aeußeren wenigstens noch die Form des römischen Grabtempels ziemlich treu beibehalten. Die runde und polygonale Tempelform, welche erst um die Zeit Konstantins aus dem Heidenthum in den Gebrauch der Christen überging, wurde von Karl dem Großen mit Vorliebe gepflegt und war nahe daran, die oblonge oder basilikenartige Kirchenform, die bei weitem mehr als jene ein Product des christlichen Geistes war, zu verdrängen. Sogar bei der Basilika schloß man sich, beim Detail wenigstens, möglichst treu an das römische Herkommen an.

Jene giebelförmige Säulenverbindung an der Grabkirche zu Lorsch erscheint an einem der östlichen Thürme der Kirche zu Gernrode noch am Ende des zehnten Jahrhunderts. An der Bartholomäuskapelle zu Paderborn aus dem Anfang des elften Jahrhunderts ist das korinthische Kapitäl, sind sogar Zahnschnitte noch angewendet und an dem noch dem Ende des neunten Jahrhunderts angehörigen Theil der Klosterkirche zu Corvey ist die Form des korinthischen Kapitäls noch so treu, wenn gleich unbeholfen nachgebildet, daß selbst die Kapseln der Stengel wiedergegeben sind; zwischen dem Kapitäl und dem Gewölbeansatz daselbst befindet sich sogar ein das antike Gebälk in seiner Dreitheilung nachahmender Aufsatz mit dem Perlenstab verziert, während das Gesims durch Zahnschnitte gegliedert ist.

Noch bei weitem enger war der Anschluß an die antike Bauweise in jener Zeit im Süden Frankreichs. So konnte es geschehen, daß man dieser Periode angehörige Werke in einer kunstgeschichtlich weniger geschulten Zeit

für wirklich römischen Ursprungs ausgegeben hat. Auch heute noch hat es seine bedeutenden Schwierigkeiten, aus den Formen dieser Bauten allein, ohne jeden urkundlichen Anhalt die Entstehungszeit auch nur auf ein halbes Jahrhundert hin zu bestimmen. Bis in das zwölfte Jahrhundert herab finden sich einzelne Glieder an den romanischen Bauten der Provence, welche mit so vielem Verständniß der antiken Form behandelt sind, daß man sie bei flüchtiger Betrachtung allenfalls für Werke der gelehrten Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts ansehen könnte. Aber nicht allein in decorativer, sondern sogar auch in structiver Hinsicht klingt die Antike hier noch lebhafter als anderwärts in das Mittelalter hinein. Das Tonnengewölbe und die Verbindung des Mauerwerkes lassen uns dies herausfühlen. So nahm man noch im Anfang des zwölften Jahrhunderts keinen Anstand, das Triforium im Dom zu Autun in Burgund genau nach dem Muster der Porte d' Arroux aufzuführen, und ähnliche Fälle haben sich anderwärts gleichfalls wiederholt.

In Italien bleibt die Bezeichnung „ein alter Dädalus" in den Chroniken des elften und zwölften Jahrhunderts ein stehender Ehrenname irgendwie bekannterer gleichzeitiger Künstler. Auch in Deutschland ist in der ganzen Zeit der eigentlich romanischen Periode von einem völligen Aufgeben der antiken Grundsätze keine Rede. So blieb die Säulenform der Trajanssäule in diesen Jahrhunderten ununterbrochen in Anwendung. Am bekanntesten dürfte die Bernwardssäule vor dem Dom zu Hildesheim sein, an der sogar die Spiralform des daran befindlichen Bildwerks beibehalten ist. Säulenförmig war unter anderm auch das Denkmal des Geschichtschreibers Wittekind. An den nicht weniger als jene Säule bekannten Erzthüren des Domes zu Hildesheim bezeichnet meiner Ansicht nach ein zwischen zwei stylisirten Pflanzengebilden aufgeknüpftes Tuch einfach nur gemäß der antiken Bildersprache das Zimmer, in welchem Eva ihr Kind säugt, so wie etwa der hinter dem lehrenden Christus aufgehängte Teppich in den Katakombenkapellen dieselbe Bedeutung hat. So und nicht anders wird dieser bei Heiligenbildern das ganze Mittelalter hindurch beliebte Hintergrund zu erklären sein. Jeder Archäolog, der bei Deutung mittelalterlicher Erscheinungen die Antike gänzlich vernachlässigt, tappt im Finstern. Der von Karl dem Großen angeregte Eifer für das Alterthum fand durch Otto den Ersten neue Nahrung und verhinderte so ein urplötzliches Erlöschen der für die Gestaltung des mittelalterlichen Lebens wichtigen Einwirkung antiker Bildung. Nach dem Empfang der Kaiserkrone fühlte sich dieser Fürst wieder als römischer Imperator; aus Italien holte er seine Gattin, während er für seinen Sohn eine byzantinische Kaisertochter zur Gemahlin erwählte. Neu angefeuert wurde der Eifer für classische Studien, und sein eigner Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, war ein sehr eifriger Freund der Wissenschaft, der Gelehrte an sich zog, mit ihnen disputirte und seines Bücherschatzes selbst

auf Reisen nicht entbehren konnte. Hedwig, Ottos Nichte, war im Stande, Unterricht im Griechischen zu ertheilen. Gertberga, eine Verwandte des kaiserlichen Hauses, wird als Lehrerin jener Nonne Roswitha, der Nachahmerin des Terenz, angeführt. In diesen Umständen haben wir bereits den zweiten Weg vorgezeichnet, auf dem antike Anschauungen und Erinnerungen im spätern Mittelalter nach dem Abendlande gelangten. Dieser zweite Weg führt über Byzanz, wo die Antike gleichsam zur Mumie erstarrt, selbst dem Auge des Kenners nur schwer verständlich wird.

Bei Werken der bildenden Kunst läßt der Styl uns in der Regel über die Quelle nicht ganz im Unklaren. Die Baukunst der romanischen Zeit hat fast nur aus Italien sich Nahrung geholt, während die Kleinkunst derselben Zeit, welche diese Bauten verzierte und ausschmückte, sich mehr an Byzanz hielt, dessen Vorbilder durch den morgenländischen Handel und durch zahlreiche kaiserliche Geschenke, noch später durch die Kreuzzüge über ganz Europa verbreitet wurden. Diese Erscheinung ist um so weniger auffallend, als Italien selbst, wie die zahlreichen byzantinischen Erzthüren, Mosaiken und Kirchengeräthe daselbst bezeugen, die Ueberlegenheit des oströmischen Reichs in diesem Punkte anerkannte. Auch auf diese Weise kamen, darin stimme ich Herrn v. Quast vollständig bei, viele antike Reminiscenzen nach Europa; aber es war eine Gabe aus zweiter Hand, deren Spuren ihr deutlich genug aufgedrückt bleiben. Wie man früher den byzantinischen Einfluß überschätzte, so unterschätzen ihn jetzt viele. Am allerwenigsten läßt sich derselbe durch die geringe Verbreitung der griechischen Sprache endgiltig widerlegen. Wenn man übrigens zur Erlernung des Griechischen Byzantiner oder Byzantinerinnen nach dem Abendland kommen läßt, so beweist dieser Umstand zunächst nur, daß man diese Leute für die Conversation verwenden wollte. Die Sprache und das Sprechen sind aber zwei himmelweit verschiedene Dinge. Wer würde aus der großen Zahl französischer Gouvernanten und Gouverneure in Deutschland folgern dürfen, daß im vorigen Jahrhundert die französische Sprache, die Sitten und die französische Kunst auf unsre Entwicklung nicht eingewirkt hätten?

Wer den Einfluß der Antike aus erster und zweiter Hand d. h. den Einfluß von Rom und Byzanz verkennt, der hat überhaupt noch keinen Einblick in den Organismus des christlichen Kirchengebäudes und ist unfähig, die kleinern Kunstwerke im Schoße desselben vom richtigen Standpunkt aus zu beurtheilen. Das Structive der romanischen Baukunst ist ureigne Schöpfung der germanischen Völker, das Decorative dagegen ruht mehr oder weniger noch auf antikem Boden. Selbst die Form einzelner Glieder, wie die der attischen Basis, ist unberührt geblieben. Die romanische Lisene wird nur durch die römische Halbsäule und den römischen Pilaster, der an der Grabkirche zu Lorsch und an vielen Bauten Frankreich noch ihre Stelle einnimmt, verständlich; der

Rundbogenfries aber nur durch die das Gesimse derselben Bauten tragenden Kragsteine oder Consolen. Wozu soll ich erst der romanischen Kapitälformen noch gedenken? Schnaase hätte sich gehütet bei ruhiger Erwägung, das Würfelkapitäl deutscher Bauten aus dem Holzklotz herleiten zu wollen und die flache Ornamentation aus dem Schnitzwerk. Ich frage, ist wol die filigranartige Arbeit der byzantinischen Kapitäle auch aus einem ursprünglichen Holzbau zu erklären, oder ist es reiner Zufall, daß das Würfelkapitäl in Italien grade nur da vorkommt, wo byzantinischer Einfluß stattgefunden hat, wie er selbst zugesteht, in der Marcuskirche zu Venedig und zu Santa Fosca in Torcello und in den Bauten der Lombardei. Es ist ein Unglück, daß selbst unsre besten Kunstschriftsteller, wozu Herr Schnaase gehört, oft das Gras wachsen hören, während sie doch den Wald vor Bäumen nicht sehen.

Wo in einer Zeit, in der das mittelalterliche Formengefühl bereits ausgebildet war d. h. im elften, zwölften, dreizehnten Jahrhundert sich directe und bewußte Anklänge an die antike Urform vorfinden, da hat es der moderne Kunsthistoriker nur dankbar hinzunehmen, nicht aber, wie es bis jetzt an der Tagesordnung war, über die Entartung des christlichen Geistes zu seufzen, der das christliche Gefühl verkennt und dadurch verletzt. Freilich sind diese Künstler auch für uns nicht mehr als Commentatoren und ihre Werke Commentare zu den genialen Schöpfungen ihrer Zeitgenossen. Wer in der Blütezeit der romanischen und der gothischen Baukunst auch nur daran denken konnte, die Antike in ihrer damaligen unlauteren Gestalt nachzubilden und von den besten Leistungen des Mittelalters zu den unbeholfenen Ausgangsformen zurückzugreifen, der bekundete durch diesen Schritt schon zur Genüge, daß ihm die eigne Schöpferkraft versagt war. Was den Künstler verletzt und herabwürdigt, ist für den Kunstforscher oft eine unerschöpfliche Quelle der Erkenntniß: er darf ja in dem Vorhandenen nur das Werdende sehen und suchen. Deshalb sind grade die Bauwerke Italiens und Frankreichs unerschöpfliche Fundgruben für den Kunstforscher.

Vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert finden sich Spuren der alten Welt nicht blos in Frankreich und Italien, sondern auch in Deutschland: Centauren, Sphinxe, antike Geistesheroen auf mittelalterlichen Werken bekunden das. Etwas anderes ist übrigens das Studium der Antike und ihre geist- und seelenlose Nachahmung. Das sollten auch unsre verschulten Akademiker nicht weniger erwägen als unsre einseitigen Nachbeter und Nachtreter des Mittelalters: ich mag von den einen keinen Fetzen herunterschneiden, um den andern damit zu flicken.

Ueber die Berechtigung der Antike beim Unterricht in der Kunst kann ein vernünftiger Mensch nach den jetzt bereits erlangten Resultaten der Forschung nicht mehr im Zweifel sein. Grade die Blütezeit mittelalterlicher Kunstthätig-

keit klärt uns über den berechtigten Gebrauch derselben auf. Am Beginn dieser Periode zeigen die berühmten Bildwerke zu Wechselburg in den Gewandmotiven das unverkennbare Studium des Faltenwurfes antiker Statuen. Ich berufe mich hierbei auf Waagens Urtheil, da man auf das meinige nichts geben wird, weil ich hier als Vertreter meiner Ansicht parteiisch erscheinen muß. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts studirte Nic. Pisano, der berühmteste Bildhauer des Mittelalters nach einem antiken Sarkophag, wie wir wissen. Bei einer seiner Madonnen ging er bereits zu weit, indem er sich völlig an das Ideal der Juno anschloß und so das mittelalterliche Ideal der engelhaften Jungfrau und Himmelskönigin verfehlte. Endlich ist es, nachdem das Album des französischen Architekten Villars de Honnecourt, des weltberühmten Gothikers, veröffentlicht ist, ausgemacht, daß auch er Studien nach der Antike wie nach der Natur nicht verschmäht hat. Wer wie unsre Künstler aus der ersten Quelle, der Natur, schöpfen darf, der braucht die zweite, die Antike, kaum mehr. Wer übrigens nicht blind war, der konnte die Schule des Alterthums schon bei sorgfältiger Betrachtung der Statuen an der Notre-Damekirche und des Domes zu Amiens kaum verkennen und brauchte nicht auf die Entdeckung des antiken Dornausziehers, als Verzierung an dem Schlußstein eines gothischen Gewölbes zu warten, um sich von dem Fortleben der Antike auch in dieser Zeit zu überzeugen. Das Verflachen des Spitzbogens zum Rundbogen am Ende der gothischen Periode, das Ueberhandnehmen der Horizontale auch bei der Kirchenbaukunst des Nordens deuten endlich den Uebergang und die Rückkehr zu den Formen der alten Welt in der Baukunst an, die der modernen Zeit keine gesegneten Früchte getragen hat, weil aus dem anfänglichen freien Studium ein geisttödtender Schulzwang wurde. Freier hat sich die Malerei erhalten und darum preisen wir die Werke vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Italien als die größten Schöpfungen der Neuzeit. Moderne Tiefe, das innige Gefühl des Mittelalters und antike Formenfülle sind in ihnen zu einer unauflöslichen Einheit verschmolzen. Einen Schritt weiter noch, wo die Antike zur unumgänglich nothwendigen Schule des Künstlers wurde, und der Zauber ist verschwunden: die vom Hauch des Südens nicht oder doch nur schwach angewehten Werke des Norden stehen hoch erhaben über den akademisch schulgerechten phantasielosen Schöpfungen Italiens vom Schluß des sechzehnten Jahrhunderts. Mit mehr Erfolg hat die Sculptur sich an die Werke des Alterthums angeschlossen, weil das Wesen dieser Kunst dem modernen Geist weniger verständlich ist; hier wo die schöne Form auch ohne Seele uns anzieht. W. Wr.

Die Zukunft Preußens.

Die Berichte der Aerzte über die Krankheit des Königs haben im Lande die ernste Stimmung hervorgerufen, welche in Preußen auf allen Kreisen der Bevölkerung liegt, wenn das Schicksal seine dunkle Hand gegen das Haupt des Landesherrn erhebt. Denn im Staat der Hohenzollern hat das Verhältniß zwischen Fürsten und Volk viel Persönliches und Patriarchalisches in Liebe und Widerspruch. Fast in allen Landschaften lebt die Empfindung, daß sie kaum eine politische Existenz hatten, bevor die kriegerischen Herren der Mark sie zu Theilen Preußens machten, und die Regenten fühlen sich ihrem Volk durch eine lange Reihe von Siegen, Leidenstagen und durch das edle Gefühl verbunden, daß sie selbst groß wurden, weil sie ihren Bürgern das Gefühl von Größe, Kraft, Opferfreudigkeit, ein staatliches Bewußtsein gaben. Durch achtzehn verhängnißvolle Jahre hat der Fürst, dessen Leben in diesen Tagen bedroht war, die Krone getragen, welche der erste Friedrich in prophetischem Ahnen auf das Haupt setzte, und diese achtzehn Jahre werden sicher einst in der Geschichte Preußens zu den folgenreichsten zählen. Daß der Staat durch Friedrich Wilhelm den Vierten, wenn auch nicht ohne Verwirrung und innern Zwiespalt eine Verfassung und mit ihr die Garantie gesunder Entwicklung erhielt, das wird sein Volk nie vergessen. Mit tiefer Sorge hörte in den letzten Jahren der Preuße von dem unheimlichen Leiden, welches die Seele eines geistvollen Fürsten verdüsterte. Und jede politische Partei empfand damals, wie sehr in Preußen die Seele des Regierenden auch Seele des Staates ist.

Jahre lang waren Regierung und Volk wie gelähmt gewesen, angstvolle Sorge um den Staat, peinliche Unsicherheit, lag damals überall auf dem Lande. Da trat der Prinzregent an die Spitze der Geschäfte, ruhig, maßvoll und doch mit sehr festen Ueberzeugungen. Ein Jahr ist seitdem vergangen, keine Zeit des Friedens und froher Ereignisse, und doch ist die Gestalt des Prinzen in immer kräftigeren Umrissen hervorgetreten; auf seine Person, an welche sich sehnsüchtige, aber unbestimmte Hoffnungen knüpften, blickt jetzt vertrauensvoll eine ungeheure Majorität in Preußen, ein großer Theil der Deutschen. Alle haben Gutes von ihm erwartet, er hat aller Hoffnungen übertroffen.

Bessere Rücksicht, als die äußere auf das Preßgesetz, legt dem Schriftsteller von Selbstgefühl die Verpflichtung auf, von der Persönlichkeit lebender Souveräne mit achtungsvoller Zurückhaltung zu sprechen. Da aber ein namhafter Schriftsteller in der letzten Nummer der Grenzboten über Charakter und

Wesen des Prinzen geurtheilt hat, und dem Schreiber dieser Zeilen jenes Urtheil in der Sache unrichtig, in der Form nicht wünschenswerth erscheint, so sei die Discretion noch einmal bei Seite gesetzt, und wenigstens Einiges von dem Fürsten in Erinnerung gebracht, der jetzt die frohe Hoffnung Preußens und Deutschlands ist. Das Mitzutheilende ist ohnedies kein Geheimniß.

Es war in den Märztagen 1848. Die Rathgeber des Königs hatten das preußische Heer in eine schiefe Stellung zum Volke gebracht. Der Prinz von Preußen hatte davor gewarnt, die Armee zum Polizeidienst gegen das Volk zu verwenden, und hatte der verhängnißvollen Maßregel kräftig widersprochen. Und doch wurde das Gerücht verbreitet, auf seinen Antrieb sei der Kampf entbrannt. Ergebene Freunde des Prinzen eilten zum Minister des Hauses, G. Stollberg. Da sprach der Nachfolger des Fürsten Wittgenstein: „Es ist besser, der Prinz trägt den Haß." Dem Prinzen wurde der Befehl, sofort nach Petersburg abzureisen. Er weigerte der Reise zum Kaiser Nikolaus den Gehorsam, und ging nach England. Ruhig, pflichtgetreu brachte er sich selbst zum Opfer, aber nicht die Würde des Königthums und nicht die Zukunft Preußens. In England knüpfte er die Fäden zu dem herzlichen Bündniß, welches jetzt die großen protestantischen Fürstenhäuser vereinigt, und machte durch die Reise selbst eine Demonstration, wo die Bundesgenossenschaft für das neue Preußen, das damals in Wehen lebendig wurde, zu suchen sein solle.

Es war im Jahr 1850. Die Kriegsdrohung Rußlands und Oestreichs drängte gegen die Unionspläne des Hrn. v. Radowitz. In dem besorgten Cabinetsrath forderte der Prinz Festigkeit, Rüstung, Krieg. Heftig war der Streit der Parteien. Einer der hohen Offiziere erklärte dem Prinzen: das preußische Heer werde sich nicht gegen Rußland schlagen. Da warf ihm, so erzählt man, der Prinz in männlichem Zorn den Fluch entgegen, der zur Zeit seines großen Ahnen Friedrich den Offizier traf, der säumig im Schlagen war, und verließ, da alles vergeblich, in tiefster Empörung den Rath.

Der Tag von Olmütz kam. Wie der Prinz damals mit seinem Schmerz gerungen, das flößte seiner Umgebung ernste Besorgnisse ein. Es ist bekannt, daß er den Minister, der jene Politik vertrat, vier Jahre von seinem Angesicht entfernt hielt, bis zum Beginn der orientalischen Verwicklung. In sich zurückgezogen, nur mit seiner Pflicht beschäftigt, in brüderlicher Pietät um seinen Herrn und König besorgt, so lebte er in der schwierigsten Stellung nach jeder Seite untadelig, fern vom Hofe, geschieden von einem System, das er verurtheilte, gegen das zu kämpfen selbst ihm nur in einzelnen Fällen möglich war. Es ist bekannt, wie frech Einzelne der herrschenden Partei gegen seine Person zu intriguiren wagten, es gab Zeiten, wo seine Verehrer Besorgnisse hegten, die jetzt auszusprechen unnütz ist.

Die allmälige Erkrankung des Königs, die Unsicherheit auch seiner künftigen Stellung vermochten ihn nicht einen Schritt von der Linie abzubringen, auf der ihn sein innerstes Wesen festhielt. Er vergab sich und dem Staate nichts, er verletzte keinen Augenblick das zarte Verhältniß zu seinem königlichen Bruder, er schwieg bei dem Drängen seiner Verehrer und handelte fest, wo es galt. So wurde er Regent. Längst vorher mag er in der Stille bei sich zu Rathe gegangen sein über die Wahl der Männer, welche sein Vertrauen zur Regierung berief. Es sollten Männer von Ehre und reinem politischen Ruf und die Fähigsten sein, welche er kannte. Und ihm und den Preußen war seine Wahl zum Heil.

Der italienische Krieg nahte. Und mit Recht darf gesagt werden, was in der preußischen Politik männlich groß, entschlossen war, das kam aus der eigensten Seele des Prinzen. Wenn in dem letzten Theil der preußischen Politik seit der Mobilmachung eine Zögerung sichtbar wurde, welche dem starken Aufschwung, den der Prinz genommen, nicht ganz entsprach, seine Gedanken waren es nicht. Wol darf behauptet werden, daß er höher und größer von der Aufgabe Preußens gedacht hat, als die Mehrzahl der redlichen und ehrenhaften Mitglieder seines Ministeriums, und als die Mehrzahl der Preußen selbst. Möglich, daß er selbst mit geheimer Trauer erkannt hat, daß auch die Besten seiner Gehilfen nach langen Jahren politischen Mißlingens und unselbstständiger Politik zu viel Selbstvertrauen und Stolz auf die Kraft des Staates verloren haben. Denn wie viel auch der Souverän kann, er vermag nicht die Werkzeuge, mit denen zu arbeiten sein Beruf ist, im Augenblick umzubilden, und weiches Erz in harten Stahl zu wandeln. Aber grade, als er den Widerstand, den ihm auch pflichtgetreue Gesinnung entgegensetzte, durch die Energie seines Forderns gebrochen hatte, grade als er sein Heer mit festem Entschluß an der Grenze sammelte, kam der Frieden, unzeitig, willkürlich, frivol, wie wenige Wochen vorher der Ausbruch des Krieges gewesen war. Und aus tiefster Empfindung kamen die Worte des Prinzen, welche er, wie man erzählt, bei der Abreise zu dem Fürsten Windischgrätz sprach, daß solches Ende ihm ein großer Schmerz sei.

Wie bei diesem Frieden allen Betheiligten durch das Schicksal genau gelohnt worden ist nach dem Maße von Ehrlichkeit, Urtheil, Energie und männlicher Kraft, die sie bewiesen, so hat auch dem Prinzen gegenüber die öffentliche Meinung, trotz aller Anklagen, welche gegen die preußische Politik geschleudert wurden, grade damals sehr wohl erkannt, wie werthvoll sein gediegenes und mannhaftes Wesen für Deutschland sei. Das Vertrauen und die achtungsvolle Zuneigung zu seiner Person ist es zumeist, was die Anfänge der preußisch-deutschen Bewegung hervorruft, die jetzt so gesetzlich, besonnen und hoffnungsvoll beginnt.

Wenig zwar lassen solche einzelne Züge aus dem Leben eines Fürsten erkennen. Daß er redlich sei, gewissenhaft, pflichtgetreu, das weiß man. Aber uns scheint, daß eine andere Eigenthümlichkeit seltener sei. Er ist grade im reifern Mannesalter, wo sonst der Horizont des Mannes sich begrenzt, das Neue leicht unhold erscheint, fortdauernd sicherer, innerlich freier, im besten Sinne des Worts liberaler geworden. Es muß edler Wein sein, der sich so vergeistigt. Ungewöhnlich war der Gang seines Lebens, alle großen Erfahrungen seiner politischen Laufbahn kamen ihm erst in einer Lebenszeit, wo sie eher beschränken als erheben. Die meisten von uns Deutschen auf Thronen, im Arbeitstuhl und auf der Holzbank sind in den letzten zehn Jahren nicht stärker, sicherer, entschlossener geworden. Ihm aber ist die Kraft und der Wille gewachsen mit der Schwere der Aufgaben. Selbst der würde sehr irren, welcher meint, seine Natur sei mehr empfänglich und anerkennend, als productiv. Er gilt bei denen, welche ihn näher kennen, nicht nur für einen Fürsten, der gut zu hören weiß, sondern auch für einen Herrn, der zu wollen und zu befehlen versteht, und für einen Politiker, der auch deshalb innerlich größer ist, als die meisten seiner Umgebung, weil er in Kopf und Herzen sichre Stützpunkte findet für große Entschlüsse. Daß er als Regent in den Fragen, welche ihm vertraut sind, selbstständige schöpferische Kraft besitzt, wird er seinen Preußen, wie seinen Gegnern noch beweisen.

Er gilt nur da für redefertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl ist. Dann aber dringt, so hören wir, seine einfache, klare Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit seines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und solche milde Humanität ist wol der Kern seines Wesens.

Ein Fürst so organisirt, eine tief innerliche Natur, mit dem sichern Takt, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüth verleiht, durch und durch human, nach so herben Erfahrungen doch voll festen Glauben an den Adel menschlicher Natur, voll Vertrauen zu der Tüchtigkeit und voll Achtung vor dem Verstand seines Volkes, und dabei von einer stillen aber dauerhaften Willenskraft und in den Jahren seiner Reife voll von Erhebung und stark zu rücksichtslosem Entschluß, ein solcher Fürst scheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erscheinung auf einem Königsthron zu sein. Und solche Persönlichkeit scheint uns vorzugsweise geeignet, das innere Leben des neuen Verfassungsstaates zu kräftiger Entwicklung zu führen und Preußen nach außen allmälig zu einer Bedeutung zu führen, die der innern Tüchtigkeit des Volkes entspricht.

Der diese Zeilen schreibt, steht ganz fern von Neigung und Gunst einer preußischen Regierung und ist nur berechtigt und gewillt, das Interesse an der Person des Prinzregenten zu nehmen, welches jeder Deutsche für ihn

empfindet. Und diese Zeilen wären nicht geschrieben worden, wenn nicht grade jetzt eine Pflicht gewesen wäre, auch dergleichen in diesem Blatt öffentlich zu sagen. ♀

Die Evangelischen in Oestreich.

* Preßburg, 20. Aug. Nachdem die beiden katholischen Mächte auf dem classischen Boden des Katholicismus Frieden geschlossen, war nichts natürlicher als die Erwartung, daß Oestreich auch in seinem Innern Frieden schließen, d. i. die Gemüther seiner fünfunddreißig Millionen versöhnen, die ganz passiv gewordene, aber desto gefährlichere Opposition durch Gewährung zeitgemäßer Reformen entwaffnen werde. Da erschien das kaiserliche Manifest vom 15. Juli und verhieß die Hebung der reichen materiellen und geistigen Kräfte des Landes und durchgreifende Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung. Niemand konnte froher sein als die Protestanten Oestreichs, die zwar in allen Theilen der Monarchie dem überwuchernden Katholicismus rechtlich gleichgestellt sind, factisch aber durch eine mit dem Princip der Parität in scharfem Widerspruch stehende Gesetzgebung in grellster Weise sich hintangesetzt sehen müssen. Um andrer Plakereien auf allen Gebieten der Legislation zu geschweigen, sei nur das Eine erwähnt, daß das Eherecht, von jeher eine gefährliche Waffe des Romanismus gegen die Evangelischen, ganz im Dienste der römischen Propaganda steht, indem es den aller Parität hohnlachenden Grundsatz festhält, daß wenn der Vater katholisch ist, alle Kinder katholisch erzogen werden müssen, während, wenn der Vater evangelisch ist, die Kinder dem Geschlechte der Eltern folgen, und daß an der Spitze der evangelischen Consistorien in Wien noch immer ein Katholik steht, der seit dem Jahre 1856 mit den Evangelischen nicht einmal auf demselben Friedhofe ruhen darf, und über diese seine Stellung zu den Evangelischen in dem bekannten Friedhofserlasse vom Jahre 1856 dieselben aufgeklärt hat. Je dringender es daher das Recht der Protestanten, wie die eigne Ehre des Staates erfordert, daß alle dem Grundsatz der staatsrechtlich festgestellten Parität zuwiderlaufenden Bestimmungen aus dem Codex der östreichischen Gesetze gestrichen und in jeder Beziehung mit gleichem Maße gemessen werde, desto freudigere Genugthuung gewährt es, diese Nothwendigkeit auch von einer Seite anerkannt zu sehen, wo man sonst nur ausgesprochene Gegnerschaft zu erblicken gewohnt war. Wenn Herr Professor Lasaulx in der bairischen zweiten Kammer den Einfluß Oestreichs in Deutschland ohne vorhergegangene innere Reformen als eine Unmöglichkeit bezeichnet hat, so hat er damit eine allgemeine Ueberzeugung festgestellt, die man in Oestreich, wie in dem übrigen Deutschland mit ihm theilen wird; wenn er zumal dem Wunsche Ausdruck

gegeben hat, daß Oestreich ein Correctiv des Concordates — wie in Baiern — möge folgen lassen, welches die gleiche Berechtigung aller christlichen Confessionen, ja auch der Juden anerkenne, so hat er sich nicht nur die Anerkennung und den Dank der Protestanten, sondern auch — wir freuen uns, es sagen zu können — die beifällige Zustimmung der verständigen Mehrzahl der katholischen Laien in Oestreich gesichert. Desto bedauerlicher ist es, daß man auf katholischer Seite nicht allgemein jenen unter dem heutigen Bildungsverhältnisse allein möglichen Standpunkt einnimmt. Wenn Herr Prof. Roßhirt in Heidelberg in seiner neuesten Schrift „Das staatsrechtliche Verhältniß zur katholischen Kirche in Deutschland" meint, daß man nicht verlangen könne, daß in Oestreich „der objectiv kirchliche Standpunkt aufgegeben oder gar eine politische Opposition gebildet (?!) und nach protestantischen Ansichten regiert werde," so desavouirt er seinen Parteigenossen auf eine eclatante Weise. Die Protestanten in Oestreich prätendiren nicht, daß man in Oestreich nach protestantischen Ansichten regiere, schon aus dem Grunde nicht, weil die Staatsgewalt überhaupt nicht, am allerwenigsten in Ländern mit gemischten confessionellen Elementen den Dictaten der Kirchengewalt folgen darf. Aus diesem Grunde können sie aber auch nicht zugeben, daß die Staatsgewalt den „objectiv kirchlichen Standpunkt" d. i. — nach Roßhirt — den römisch-katholischen Standpunkt festhalte. Was sie verlangen, das ist: strenge Gerechtigkeit nach rechts und links, gleiche Freiheit, vollkommne Reciprocität gegenüber der katholischen Kirche. Der oder die Inhaber der Staatsgewalt können gute Katholiken oder gute Protestanten sein, die Confession soll sie aber nie bestimmen, gegen die andersgläubigen Staatsbürger ungerecht zu sein, oder gar ihre Macht für confessionelle Propaganda auszubeuten. — Eine wesentliche Abweichung von den Wünschen des Herrn Lasaulx findet sich auch bei den in Wien erscheinenden klerikalen Blättern „Oestreichischer Volksfreund" (Severinusverein) und „Wiener Kirchenzeitung" (Sebastian Brunner). Wenn das erstere in seiner Entrüstung über den allgemeinen deutschen Wunsch nach Bundesreform die Möglichkeit der Einheit Deutschlands nur in der Wiedervereinigung im Glauben, d. i. im katholischen erkennt, welche von der „Gnade und Fürbitte jenes Heiligen" erfleht werden müsse, „der zuerst die Bruderhand um die deutschen Stämme geschlungen," so muß ihm der jetzige desorganisirte und desolate Zustand der protestantischen Kirche in Oestreich grade erwünscht sein, weil die Desorganisation auch die Möglichkeit des Zerfallens und — wie man hofft — des einstigen Erbanfalles in sich schließt. Die Brunnersche Kirchenzeitung hat das Maß ihrer Großmuth vollends erschöpft, wenn sie die Protestanten in Oestreich „Bethäuser bauen und besuchen, Schulen bauen und ihre Kinder dahin schicken" und dieselben „in Erlangung der Staatsstellen und im Kauf an Grund und Boden" den Katholiken gleichgestellt sein läßt, als ob das der Inbegriff der vollen Gleichberechtigung wäre und die bestehende einseitige Ehegesetzgebung die Ungleichheit in der Uebertrittsfrage und die durchgängige Bevorzugung der römisch-katholischen Kirche, namentlich auch in Bezug auf die Dotation aus dem Staatsschatze gar nichts zu bedeuten hätten. Und welche Ironie! Nicht einmal so viel Recht genießen die Protestanten, als ihnen ein Sebastian Brunner zugestehen möchte. —

Auf den einflußreichsten Posten im Staatsdienerverband sind Protestanten eine Seltenheit. Baron Bruck ist Finanzminister, weil der Finanzminister mit der Schul-

und Kirchenfrage nichts zu thun hat, und zum Herbeischaffen des nöthigen Geldes für die Staatsbedürfnisse auch ein Protestant oder ein Jude gut genug ist. Bei den Statthaltereiabtheilungen in Preßburg, Ofen, Kaschau und Oedenburg und selbst beim Generalgouvernement für das Königreich Ungarn sucht man vergebens einen protestantischen Rath. In Tirol aber können sogar protestantische Angehörige deutscher Bundesstaaten, obwol Tirol ein deutsches Bundesland ist, und der §. 16 der deutschen Bundesacte auch für Oestreich gilt, nicht eine Scholle Landes an sich bringen! — Als ob die Kirchenzeitung nicht wüßte, wer eigentlich Schuld ist, daß die Evangelischen in Ungarn bis auf den heutigen Tag keine Kirchenverfassung haben, druckt sie Artikel aus dem Stuttg. Volksbl. ab, welche den Leuten weiß machen wollen, „daß an der Verzögerung eines neuen statutarischen Organismus der helvetischen und augsburgischen Confession in Oestreich in ihren Beziehungen zum Staat nichts und niemand die Schuld trägt, als die Uneinigkeit der Protestanten unter sich über das, was sie wollen" (!) — Wenn dann ein Correspondent eines auswärtigen Blattes die Thatsache constatirt, daß die Protestanten durch das Concordat aus ihrer frühern Gleichgiltigkeit aufgerüttelt worden und zu frischerem Leben erwacht seien, so schreit die Kirchenzeitung jubelnd in die Welt hinaus, daß das Concordat dem Protestantismus in Oestreich herrliche Früchte getragen habe. Allerdings sind die Protestanten durch das Concordat rühriger geworden, aber — um sich zur Nothwehr zu rüsten und im Kampfe mit ungleichen Waffen nicht zu erlahmen; denn das Concordat ist in seinen Consequenzen nicht blos die Freiheit der katholischen Kirche, das ist des katholischen Episcopates, sondern auch der Feldzug gegen die evangelische Kirche oder auch, wie ein geschichtskundiger Katholik gesagt hat „der letzte Anlauf gegen die Wissenschaft in Oestreich". Wie unschuldig klingt z. B. der neunte Artikel, wonach Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien die denselben eigne Macht mit vollkommner Freiheit üben werden, um Bücher, „welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind" als verwerflich zu bezeichnen, und die Gläubigen von Lesung derselben abzuhalten, und welche ungeheure Tragweite hat derselbe in der Praxis! Alles ist „der Religion und Sittlichkeit verderblich", was nicht in den Kram eines stationären, bigotten, autoritätsgläubigen, in dem Christenthum wie in der Geschichte überhaupt keine Bewegung und keine Perfectibilität anerkennenden Klerus paßt. Wie sehr muß die Wissenschaft in Oestreich, wie sehr der Protestantismus unter dem Druck jenes, förmlich den Kreuzzug gegen die protestantisch-deutsche Literatur predigenden Artikels leiden, zu dessen Ausführung der Staat den weltlichen Arm zu leihen verbunden ist! Die mit einem Vorwort von Merle d'Aubigné eingeleitete „Geschichte der evangelischen Kirche in Ungarn, Berlin 1854" und vieles andere ist verboten, während antiprotestantische Bücher in hellen Haufen die schwarzgelben Zollschranken passiren und dem kauflustigen Publicum im „Oestreichischen Volksfreund" ungehindert angezeigt werden. Und die Tagespresse? Auch sie macht das Concordat mundtodt. — Deckt man aber von Zeit zu Zeit diese Schäden auf, klagt man in auswärtigen Blättern über die Zurücksetzung des Protestantismus in Oestreich, so sagt Herr Brunner: das schreiben nicht Protestanten weil die mit ihrer Lage zufrieden sind, sondern Juden, bei denen es sich um „sociale Freiheit oder um die sociale Unterjochung von Handel und Gewerbe, von Grund und Boden" handelt! — Wo solcher Samen gesäet wird, da ist es kein Wunder,

daß Herr Lasaulx noch mehr verleugnet wird; daß, wie die „Allg. Zeitg." (No. 20) meldet, einige Mitglieder (Vokalen!) des verstärkten ständischen Ausschusses in Tirol, wo freilich der Klerus selbst gegen die Gasbeleuchtung und die Eisenbahnen eifert, entgegen dem, für alle Bekenntnisse der Monarchie gemeinsame öffentliche Religionsübung gewährleistenden kais. Patente vom 31. Decbr. 1851, die Bitte zu betonen beabsichtigen, daß den Protestanten sogar die öffentliche Ausübung ihres Cultus in Tirol nicht gestattet werde; daß sich somit in jenem exclusiven Lande derselbe Geist wieder breit macht, welcher im Jahre 1837 die Zillerthaler „Inclinanten", in flagranter Opposition gegen den §. 13 der sonst von Oestreich mit Ostentation angerufenen deutschen Bundesacte, aus dem Lande vertrieb. Was aber das Meiste ist, während Herr Lasaulx, dem man sonst lichtfreundlerische Sympathien eben nicht zum Vorwurf machen kann, für die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse in Oestreich eine Lanze bricht, läßt die Regierung in alle officielle Zeitungen drucken, daß die Eltern oder Vormünder derjenigen Nichtkatholiken, welche eine der mit a. h. Entschließung vom 6. Jänner 1858 bestimmten Militärstiftungen zur Erziehung mittelloser weiblicher Waisen von Offizieren, Militärparteien und Beamten zu erlangen wünschen, durch einen Revers erklären müssen, „daß die Aspirantin während ihres Aufenthaltes in der Erziehungsanstalt in der römisch-katholischen Religion unterrichtet und erzogen werden könne," und publicirt die a. ö. Statthalterei, daß eine Kaiserin Eleonore-Convertitenstiftung von täglich 10½ Xr. östr. W. in Erledigung gekommen sei, „zu deren Genuß arme Convertiten, d. i. solche, welche von einem andern christlichen Bekenntnisse zur katholischen Religion (!) übergetreten sind, berufen sind." (Der jüngste „civilisationsfeindliche" Broschürenschreiber aus dem Norden könnte sich hier etwas verdienen.) So steht es bei uns in Oestreich. Das versteht man unter Gewissensfreiheit; das ist die Interpretation der bestehenden Gesetze über Gleichberechtigung der Culte! Freilich, so lange für den Nachwuchs an Beamten, welche die Gesetze handhaben sollen, das evangelische Kirchenrecht an den östreichischen Universitäten nicht gelehrt wird und der Jesuitismus in Kirche und Schule und Beichtstuhl das Scepter führt, kann man anderes nicht erwarten. Wann wird Oestreich endlich in die Bahnen der Aufklärung und des Fortschrittes einlenken? Der aus dem Collegium Romanum an die wiener Universität berufene P. Clemens Schrader, Priester der Gesellschaft Jesu, legte am 15. August, als am Feste Mariä Himmelfahrt, seinen Profeß ab und zu Puchheim in Oberöstreich, einem im Jahre 1852 von dem Großmeister des deutschen Ordens, Erzherzog Maximilian von Este, der Redemptoristencongregation behufs der Errichtung eines Buß- und Missionshauses überlassenen Schlosse, wo die aus Modena vertriebenen Redemptoristenpriester und Kleriker auf Einladung desselben Großmeisters einstweilen der Veränderung der Dinge in den Herzogthümern und ihrer Restauration entgegensehen, feiert man in diesen Tagen das Fest des heiligen Liguori, in der wiener Universitätskirche aber das Fest des heiligen Ignatius v. Loyola! — Das ist eine klare und bündige und zugleich vielsagende Antwort. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zum londoner Protokoll.

Der folgende Aufsatz ist noch vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben und auf den Wunsch des Verfassers bis jetzt zurückgelegt, weil die östreichische Regierung und Deutschland zu jener Zeit einen gemeinsamen Feind bekämpfen zu wollen schienen. Der Abdruck erfolgt jetzt mit den kleinen Zusätzen, welche durch die veränderte Sachlage nothwendig geworden sind.

Wenn die Zeitungen über frühere Verhandlungen der bairischen zweiten Kammer nicht falsch berichtet haben, so hat der frühere bairische Ministerpräsident v. d. Pfordten in diesen Verhandlungen selbst die Verdienste, die er um die schleswig-holsteinische Angelegenheit hatte, in einer Weise auseinandergesetzt, welche in demselben Maße für die Ehre der übrigen deutschen Regierungen verletzend, als für diese durch H. v. d. Pfordten angeblich gerettete deutsche Angelegenheit nachtheilig, und welche vor allen Dingen ungenau ist.

Der damalige bairische Ministerpräsident hat den Zeitungsberichten zufolge erklärt: Nach dem Abschluß des londoner Vertrags vom 8. Mai 1852 über die schleswig-holsteinische Erbfolge habe sich Dänemark an die sämmtlichen deutschen Regierungen mit der Forderung gewendet, diesem Vertrage beizutreten, sämmtliche deutsche Regierungen wären demselben beigetreten, nur Baiern nicht. Baiern, dessen auswärtige Politik schon damals H. v. d. Pfordten leitete, habe allein den Beitritt abgelehnt und dem deutschen Bunde dadurch die Möglichkeit offen gehalten, künftig die Rechte deutscher Fürstenhäuser und jener deutschen Lande zu wahren und geltend zu machen.

Unrichtig ist in dieser Darstellung ein wesentlicher Punkt, auf den es Herrn v. d. Pfordten für seine Vertheidigung vor allem ankommen mochte, unrichtig ist nämlich die Behauptung, daß Baiern es gewesen sei, welches im Gegensatz zu allen übrigen deutschen Staaten allein dem deutschen Bunde in dieser Erbfolgeangelegenheit die freie Hand erhalten habe. Vielmehr haben die sämmtlichen deutschen Staaten, mit Ausnahme von drei, damals und später jede Betheiligung an dem londoner Vertrage abgelehnt, eine Thatsache, die dem Herrn v. d. Pfordten, da sie ihm von dem bairischen Gesandten

berichtet wurde, doch wol ebenso bekannt sein mußte als uns, die überhaupt in den deutschen Regierungskreisen durchaus kein Geheimniß ist.

Dem großen Publicum ist es freilich weniger bekannt, wie in dieser Erbfolgefrage, welche durch den Protest des legitimen schleswig-holsteinischen Thronfolgers grade vor kurzem eine neue Bedeutung erhalten hat, mit den Rechten des deutschen Bundes und der deutschen Nation umgesprungen ist. Diese Geschichte ist indeß lehrreich und nicht ohne Nutzanwendung auf die heutigen Verhältnisse.

Frankreich, Oestreich und Rußland, vor kurzem, wie es schien, unversöhnlich entzweit, waren im Jahre 1850 eng befreundet. Im nördlichen und mittleren Deutschland hatten sich liberale und nationale Bestrebungen geltend gemacht, welche zu einer Erstarkung des ohnmächtigen Deutschlands und zur Bildung einer sehr starken reindeutschen Großmacht führen konnten. Den besten Angriffspunkt dagegen boten namentlich für Frankreich und Rußland die schleswig-holsteinischen Verhältnisse, weil sich ihnen auch eine europäische Seite abgewinnen ließ. Für alle drei Mächte handelte es sich darum, zu verhindern, daß Deutschland durch ein deutsches Schleswig-Holstein gestärkt, und daß speciell das nördliche Deutschland in einem starken Dänemark den Feind verliere, welcher seiner Zeit nie verfehlt hatte, gegen dasselbe gute Dienste zu leisten.

Von diesem Gesichtspunkt aus war Oestreich schon vor 1848 nur widerwillig der Action der öffentlichen Meinung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit gefolgt und hatte während des Bundeskrieges gegen Dänemark selbst in Aeußerlichkeiten sich so wenig anbequemt, daß es sogar seinen Gesandten in Kopenhagen beließ. Daß es an dem Bundeskrieg keinen Theil nahm, verstand sich von selbst. Die kaiserliche Regierung hat das alte Recht, von Deutschland Hilfe zu fordern, nicht aber solche zu leisten.

Im Sommer 1850 waren Frankreich, Rußland und Oestreich so weit, daß sie es unter der zögernden Mitwirkung Englands, welches damals russischen Impulsen folgte, zum Abschluß des londoner Protokolls, eines materiell und formell gegen Deutschland und den deutschen Bund gerichteten Vertrags brachten. Es ist schwer zu sagen, welche von den drei Mächten dabei den größten Eifer entwickelte. Herr v. Brunnow und Drouyn de Lhys machten sich später die Ehre der Vaterschaft des londoner Protokolls streitig. Frankreich war überhaupt damals so eifrig, daß es im Herbst 1850 sich auf die Aufforderung Dänemarks bereit erklärte, wenn England nur irgend sich dabei betheilige, sogar ein Truppencorps in Schleswig landen zu lassen, um den Widerstand der schleswig-holsteinischen Armee zu brechen. Eine russische Flotte kreuzte damals schon an den schleswig-holsteinischen Küsten.

Die entscheidende Hilfe für Dänemark kam indessen nach den Tagen von

Olmütz aus dem Süden und aus Deutschland selbst. Ein östreichisches Truppencorps erschien an der Elbe und entwaffnete durch die ohne Auftrag im Namen des deutschen Bundes ausgesprochene Drohung, in Verbindung mit der dänischen Armee von Süden gegen die Herzogthümer zu operiren, die schleswig-holsteinische Armee. Nicht der deutsche Bund, wol aber diejenigen Staaten desselben, welche jetzt in Frankfurt die Majorität bilden, hatten den erbetenen Auftrag ertheilt.

Es sind bekannte Thatsachen, wie dann von Oestreich unter der zu Olmütz erzwungenen scheinbaren Mitwirkung Preußens die Rechte der Herzogthümer und des deutschen Bundes geopfert wurden. Weniger bekannt ist vielleicht, daß der in Wien verfaßte Bericht, den die kaiserliche Regierung und Preußen der Bundesversammlung über die Erfüllung des ihnen überhaupt nicht ertheilten Auftrags erstatteten, den vom Bunde anerkannten und veranlaßten Widerstand der Herzogthümer und damit den Bundeskrieg als „widerrechtlich" brandmarkte, eine Thatsache ohne Beispiel in der ganzen Geschichte, daß eine Nation einen von ihr selbst geführten Krieg selbst als ungerecht bezeichnet. Es war eine der Bußen, welche die kaiserliche Regierung der deutschen Nation auflegte.

Der mit Dänemark getroffenen Uebereinkunft, welche die wesentlichen Rechte des Bundes in den Herzogthümern Preis gab, versagte die reactivirte Bundesversammlung ihre Zustimmung nicht. Sie ertheilte dieselbe vielmehr, so günstig erschien jene Uebereinkunft, in fast tumultuarischer Form, ohne diese Uebereinkunft nur einmal durch einen Ausschuß prüfen zu lassen. Diejenigen Gesandten, welche wenigstens eine Ausschußberathung zu wünschen hatten, wurden vom östreichischen Präsidialgesandten darauf aufmerksam gemacht, daß sie durch diese Forderung sich um ihre günstige Stellung in der Bundesversammlung brächten. Fast alle Regierungen Deutschlands stimmten zu, auch Baiern, und zwar Baiern ohne nur Modificationen zu fordern. Nur zwei Stimmen, die der sächsischen Herzogthümer und der freien Städte, lehnten die Zumuthung ab.

Bald darauf, so war die Meinung, sollte der deutsche Bund das Siegel auf die Abreißung deutscher Länder und die Erniedrigung der deutschen Nation drücken. Am 8. Mai 1852 wurde jener Tractat zu London unterzeichnet, der das vorläufige Erbfolgeprotokoll in Vertragsform und zugleich die Zustimmung des gedemüthigten Manteuffelschen Preußens brachte. Dieser Tractat enthielt die Anerkennung, daß die Belassung der Herzogthümer bei Dänemark für ewige Zeiten höchst wünschenswerth sei und enthielt ferner die Anerkennung einer Erbfolge, welche nicht einmal von den Urhebern derselben als eine legitime bezeichnet werden konnte. Diese Erbfolge erhob einen nachgebornen Prinzen auf den Thron, einen Prinzen, der nie ein Recht in Anspruch genom-

men, aber für die kaiserliche Regierung, für Frankreich und Rußland die große Empfehlung für sich hatte, daß er der einzige der betheiligten Prinzen gewesen war, der in dem Bundeskrieg die Waffen gegen den deutschen Bund getragen hatte. Dieser Tractat war auch noch formell insofern gegen den deutschen Bund gerichtet, als derselbe ungeachtet eines von Oestreich gewünschten Vorbehalts der Rechte des Bundes dem Bunde die Entscheidung in einer Frage zu entziehen suchte, die nach den Verträgen von 1815 ausschließlich der Competenz desselben zufiel.

Freilich hatte dieser Tractat für die wirkliche und definitive Entscheidung dieser Frage so lange nur die Bedeutung eines Stück Papiers, als der deutsche Bund nicht selbst sich seiner Rechte und Pflichten begab und darin einwilligte, daß sein Norden für immer schwach bleibe. Es war daher die Zustimmung desselben nothwendig. Da man indeß bei der Unterdrückung eines deutschen Fürstenhauses dieser Zustimmung nicht so sicher war, als bei der Unterdrückung eines deutschen Landes, so beschloß man zunächst eine Probe zu machen und suchte zuerst die Zustimmung der einzelnen deutschen Regierungen zu erlangen, um, wie der östreichische Bundesgesandte erklärte, sobald sich die Mehrheit der deutschen Regierungen bejahend ausgesprochen haben sollte, die Sache an die Bundesversammlung zu bringen. Oestreich betrieb die Zustimmung an den deutschen Höfen und sein Bundestagsgesandter hatte in Frankfurt die Stimmenstatistik aufzunehmen.

Der Erfolg war kläglich. Die directen und indirecten Aufforderungen Dänemarks, den londoner Erbfolgevertrag zu billigen, wurden an alle deutschen Höfe gerichtet, Oestreich unterstützte sie durch Bitten und Drohungen, aber nur Kurhessen, von Hassenpflug regiert, Hannover unter dem Regiment des Herrn v. Scheele und eine dritte Stimme versagten ihren Beitritt nicht. Die gedachten Staaten aber beeilten sich ohne jede Nöthigung, aus reinem Patriotismus, einen Schritt zu thun, der von allem andern abgesehen, einen Bruch der Bundesacte enthielt, die allen Bundesgliedern Verbindungen einzugehen verbietet, welche gegen den Bund gerichtet sind.

Die meisten deutschen Regierungen lehnten denn auch den Beitritt unter der Anführung ab, daß diese Angelegenheit lediglich zur Competenz des Bundes gehöre, und daß sie incompetent seien, in derselben irgend eine Entscheidung zu treffen. Andere ließen Dänemark gänzlich ohne Antwort. Die bairische Regierung gehörte zu denjenigen, welche sich für incompetent erklärten.

Wie ist aber Herr v. d. Pfordten zu der Behauptung gekommen, daß nur Baiern seine Betheiligung am londoner Protokoll verweigert habe? Ganz ohne Zweifel hat er doch gewußt, daß auch fast alle andern deutschen Staaten ebenso gehandelt haben, oder wäre der diplomatische Mechanismus Baierns so unvollkommen gewesen, daß Herrn v. d. Pfordten diese Thatsache sechs Jahre

lang verborgen blieb? Es sind dies Fragen, die wol eine öffentliche Antwort verdienten.

Zum Schluß wird es nicht überflüssig sein, noch einen flüchtigen Blick auf das Verfahren Oestreichs gegen die deutschen Herzogthümer zu richten.

Man hat zuweilen gesagt, mangelnde Kenntniß der Sachlage, Zorn gegen das, was man in gutem Glauben für Revolution gehalten, die Leidenschaftlichkeit Schwarzenbergs habe die östreichische Regierung veranlaßt, im Bunde mit Dänemark seine Truppen gegen die deutschen Herzogthümer zu senden, deutsche Stämme für immer an ein fremdes Volk zu binden, zuletzt nach die Abstimmung am Bunde wie eine eigene Angelegenheit zu betreiben. Die wohlmeinenden Anhänger der kaiserlichen Regierung, welche solche Gründe aufsuchen, gehen von dem unhaltbaren Gesichtspunkt aus, daß die Regierung des Kaiserstaats als eine deutsche Macht zu betrachten sei. Man täusche sich nicht; noch heute würde man in der Hofburg zu Wien ebenso handeln. Die deutsche Fahne kann dort nur aufgesteckt werden, um solche zu werben, die eine vorzügliche Fähigkeit haben, sich selbst zu täuschen. Jedes wesentliche deutsche Interesse, d. h. jedes staatliche Interesse, welches das deutsche Volk stärker, kräftiger, selbstständiger macht, wird in der Regierung des Kaiserstaates immer den größten Gegner finden. Denn diese Regierung kann nur ein zerrissenes, ohnmächtiges, abhängiges Deutschland für sich gebrauchen. Der Kaiserstaat in seiner jetzigen Beschaffenheit, bei dem gegenwärtigen System bedarf einer russischen, englischen, oder französischen Allianz und der Folgsamkeit Deutschlands. Eine Allianz setzt Gleichberechtigung voraus, und wirkliche Gleichberechtigung kann das Kaiserhaus Lothringen keinem deutschen Staate, am wenigsten aber der deutschen Nation zugestehen. So ist es seit den Zeiten Karl des Fünften und Ferdinand des Zweiten gewesen, dieselben Anschauungen und im Wesentlichen dieselben dynastischen Interessen stehen noch heute Deutschland gegenüber.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

4.

Sitten und Zustände Jerusalems. — Die Religionsparteien.

Wie viel Einwohner Jerusalem hat, läßt sich des Haremsgeheimnisses wegen nicht genau feststellen. Man weiß nur, daß die Zahl derselben nicht unter 24,000 betragen kann, und darunter etwa 4000 Christen verschiedener Bekenntnisse und ungefähr 5500 Juden sind. Die übrigen gehören dem Islam an. Die Hauptsprache ist die arabische. Nächst dieser hört man am häufigsten italienisch und neugriechisch sprechen, außerdem englisch, französisch, russisch und deutsch, so wie türkisch, letzteres vorzüglich von der Umgebung des Pascha und den Armeniern. Die lateinischen Mönche gehören fast ohne Ausnahme den romanischen Nationen an. Ich traf unter ihnen nur zwei Deutsche. Die Zahl der Einwohner, welche nicht Unterthanen des Sultans sind, sondern unter dem Schutz der Consulate leben, beläuft sich auf circa 2000. Die große Mehrzahl derselben besteht aus östreichischen und russischen Juden.

Die Sitten der Eingebornen sind im Allgemeinen denen in den übrigen arabischen Städten gleich, nur scheint hier weniger Liederlichkeit zu herrschen, als in Aegypten, dem Lande der Gawaßi, ein Verhältniß, welches sich dem mittelalterlichen Jerusalem eben nicht nachsagen ließ. Auch Betrunkene trifft man selten, und dann sind es deutsche Handwerksbursche. Im Uebrigen stehen die Jerusalemer in keinem vorzüglich guten Ruf; denn sie gelten für lügenhaft, träge und feig. Als Bewohner der heiligen Stadt halten die Bekenner aller Religionen strenger als ihre Glaubensgenossen in andern Ländern auf die Beobachtung der kirchlichen Gebräuche. Ein Mohammedaner, der Wein trinkt, ein Jude, der sich nicht genau an die Vorschriften des Talmud hält, ein Katholik, der nur gelegentlich die Messe besucht, ein Protestant, der sich blos zum Vormittagsgottesdienst, nicht auch Nachmittags in der Kirche einstellt, gilt hier schon für einen halben Ungläubigen. Die junge Türkei mit ihrem fränkischen Rock, ihrer Cravatte, ihren Hosenstegen und Lackstiefelchen ist in El Kods nicht vertreten, und ebenso wenig haben Reformjuden sich hier zur Geltung zu bringen vermocht. Es darf hier nichts geändert werden, bis Meschiach kommt, war die Antwort, die ihnen das alte Jeruschalajim auch auf verständige und heilsame Anträge gab.

Schlimmer als die obengenannten Fehler der Bewohner Jerusalems ist der Geist der Streitsucht und das bis zur Wuth ausartende Streben, sich einander den Rang abzulaufen, welches die einzelnen Sekten, mit Ausnahme der Mohammedaner, erfüllt, und die Sekten wieder nach Nationen, ja nach

Persönlichkeiten spaltet. Stritte man sich um Glaubenssachen, so wäre doch Verstand dabei. So aber wird ein Grieche oder Armenier, nach dem Unterschied seiner Kirche von den andern gefragt, nur anzuführen wissen, daß die Fasten andre seien, und so ist es die reine Bestialität, welche die Köpfe erhitzt, und höchstens noch der Ehrgeiz, die erste Rolle am heiligen Grabe zu spielen, oder es ganz allein zu besitzen. Es ist, als ob ein Fluch auf dieser Stätte läge, der aus dem Boden fortwährend neue Gegenstände der Eifersucht, neue Gelegenheit zu Reibungen hervorwachsen ließe, und ich bin nach meinen Erfahrungen und Erkundigungen überzeugt, daß es keine Stadt von gleicher Größe auf Erden gibt, in welcher der Baum der Zankäpfel so wohl gedeiht, in der mit solcher Erbitterung, solchen schmachvollen Mitteln gestritten wird, als diese, die man mit so viel Emphase in allen Zungen die heilige nennt. In der That, es geht Jerusalem wie den Jerichorosen, die es den Pilgern verkauft. Wie diese stachlige, holzige, dürre Siliquose ihren Namen davon hat, daß sie nicht in Jericho, sondern wenigstens hundert Meilen davon wächst, und eher allen andern Pflanzen zwischen den beiden Polen der Erdkugel als einer Rose gleicht, genau so paßt der Name Friedensstadt, mit dem man Jerusalem zu übersetzen beliebt hat. Es ist ein lucus a non lucendo in eminentem Sinn, und man müßte jene oft wiederholte Bezeichnung für bösartige Ironie halten, wenn man nicht wüßte, daß die, welche sie im Munde führen, die Erde vor lauter Himmel, die Gegenwart vor lauter Erinnerungen an die Vergangenheit nicht sehen. Beweise für die Art, in der man sich bekämpft, werden später folgen. Hier nur so viel, daß abgesehen von der großen Spaltung zwischen Griechen und Lateinern und von den erwähnten Knüppelschlachten, welche sich die orthodoxe und die armenische Kirche alljährlich am heiligen Grabe liefern, die Lateiner in eine Partei der Mönche und eine Partei des Patriarchen, in eine östreichische und eine französische zerfallen, daß die Bekenner der orthodoxen morgenländischen Kirche sich in einer griechischen und einer russischen Fraction gegenüberstehen, die Russen ihrerseits theils kaiserlich, theils großfürstlich gesinnt sind, daß ferner die Protestanten in Anhänger des Bischofs und Anhänger des englischen Consuls geschieden sind, die sich ebenfalls aufs gründlichste hassen, aufs lebhafteste verleumden und anfeinden, und daß endlich das Volk Israel in mehr als ein halbes Dutzend streng voneinander geschiedene, fortwährend miteinander kriegführende Sekten gespalten ist.

Die Mohammedaner kennen unter sich keinen solchen Zank. Der Islam weiß jetzt mit Ausnahme der beiden großen Parteien der Sunniten und Schiiten nur von Schulen, nicht von sich wechselseitig verketzernden Sekten. Ueber die „Wurzeln" des Glaubens herrscht vollkommne Uebereinstimmung, nur über die „Zweige", d. h. einige Rechtssätze, welche die Scholastiker des Islam aus dem Koran und andern normgebenden Ueberlieferungen abgeleitet haben,

und einige Ritualvorschriften, gibt es verschiedene Ansichten. Daraus entwickelten sich die Schulen oder Riten der Chanafiten, der Schafeiten, der Hambaliten und der Malikiten. Die Chanafiten, davon benannt, daß sie die religiöse Waschung nur in fließendem Wasser vollziehen zu dürfen glauben, weshalb in ihren Moscheen sich stets eine Chanafijeh, d. i. ein hochstehender Wasserbehälter mit Röhren, aus denen das flüssige Element herabfällt, befindet, sind jetzt wie in der ganzen europäischen Türkei und in Kleinasien so auch in Jerusalem bei weitem die zahlreichsten. Die Schafeiten, welche früher in Jerusalem fast allein herrschten, haben hier gegenwärtig nur noch wenige Anhänger. Ihr Gebiet beschränkt sich auf Kairo, einzelne Theile des Nildelta und Arabien, während die Malikiten ihren Sitz in Oberägypten haben. Die Hambaliten zählen nur noch einige Gemeinden in Nordafrika. Beobachten die Mohammedaner Jerusalems gewissenhafter als andere die äußern Vorschriften ihres Glaubens, so ist nach manchen Zeichen anzunehmen, daß der alte religiöse Geist auch unter ihnen nicht mehr lebt, und so vermochte die Aufregung, die infolge der Revolution in Indien durch die ganze mohammedanische Welt ging, unter ihnen auch nur den alten Christenhaß wieder zu entzünden.*) Sie kennen aber die Macht der Franken zu gut, um sich Thätlichkeiten zu erlauben, wie sie früher vorkamen. Wenn türkische Würdenträger zusammenkommen, sagte mir eine verläßliche Autorität, so ist das Thema ihrer Unterhaltung fast immer der Untergang des Sultansreiches, und selten findet sich einer, der nicht fürchtet, denselben erleben zu müssen.

Man kann aber auch nach dem, was in Jerusalem geschieht, nur wünschen, daß die Katastrophe bald eintrete. Die Geschäfte werden von den Beamten nur dann mit Eifer gefördert, wenn für den Verwalter oder Richter dabei ein Vortheil herausspringt, und schreiende Willkür, dreiste Bestechlichkeit, grobe Pflichtverletzung sind von den Kreisen des Paschas herab bis zu den untersten an der Tagesordnung. Nur mit den Soldaten scheint man eine Ausnahme zu machen. Sie stecken zwar im gröbsten Tuch, und ihre Fußbekleidung erweckt das tiefste Mitleid mit ihren Sohlen und Zehen. Ihre Bewaffnung aber — sie besteht zum Theil in Miniégewehren — ist vortrefflich, die Kasernen sind reinlich, die Verpflegung mit Lebensmitteln tadellos; auch werden sie auf dem Exercierplatz in dem Olivenwäldchen am Herodesthor fleißig im Manövriren und Bajonettfechten geübt. Alle übrigen Unterthanen des Sultans, einige Patricierfamilien (Effendis) etwa ausgenommen,

*) Woher Pastor Wolff die Behauptung hat, der Koran sei „das Lesebuch der Mohammedaner jedes Standes in den Tagen der Kindheit und des Mannesalters", ist räthselhaft; denn von den Türken und Arabern Jerusalems können, wie ich aus bester Quelle weiß, keine dreihundert lesen. Noch unverantwortlicher aber ist es, wenn derselbe Reisende meint, der Mohammedaner sei vielleicht der empfänglichste Mensch für das Christenthum. Er ist nächst dem Hindu sicher der unempfänglichste

sind für die Beamten nur eine Heerde, die man schiert und melkt, wo sich Gelegenheit findet. Bei Criminaluntersuchungen steckt man möglichst viele Verdächtige ein, nicht sowol, um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen, als um viel Geld für Loslassung einzukassiren. Der reiche Verbrecher hat stets die Straflosigkeit im Beutel.

Bei Civilsachen ist es ebenso. Niemand, der plötzlich Besitz von Vermögen verräth, ist sicher, daß die Beamten ihm nicht eine Falle stellen, die ihnen einen Antheil am Glückswechsel des Betreffenden verschafft. Wünscht z. B. jemand zu bauen, so hat er allerdings innerhalb seines Grundes und Bodens das Recht dazu, nur muß er sich natürlich in Acht nehmen, nicht ein Recht des Nachbars damit zu verletzen. Aus dieser billigen Beschränkung gehen nun die ärgsten Hudeleien der Baulustigen hervor. Sobald die ersten Steine herbeigeschafft sind, melden sich die Blutsauger. Der Baschchatib (Schreiber des Kadi, Stadtsecretär) hetzt einen Anwohner auf, gegen den Bau Einspruch zu thun, da er ihm den Luftzug verderbe, ihm ein Gewölbe beschwere oder sonstwie seinen Besitz beeinträchtige. Kaum ist die Klage bei demselben Baschchatib angebracht, so wird sofort, gleichviel ob sie begründet ist, der Bau gehindert, die Bauleute ins Gefängniß geschleppt, das Material mit Beschlag belegt. Vergebens remonstrirt der Bauherr, umsonst bittet er, die Sache untersuchen zu lassen. Man hat keine Zeit dazu, und so bleibt dem Armen nichts übrig, als den Beamten bei Seite zu nehmen und sich mit ihm über eine Summe abzufinden, für die der Weiterbau gestattet wird. Dann geht alles sofort an, und von dem Recht des Nachbars, den der Baschchatib mit einem Theil seines Raubes belohnt, ist weiter keine Rede.

Ebenso verfährt die Behörde in andern Beziehungen, und namentlich sollen die Steuereinnehmer außer der gesetzlichen Gebühr noch Geschenke einfordern. Auch die Accise an den Thoren wird zu Erpressungen benutzt.

Doch greifen hier gelegentlich die Consuln ein. Als Herr v. Pizzamano erst kurze Zeit hier war, verweigerte der Mauthbeamte am Jaffathor, vermuthlich im Glauben, der Consul kenne die Verhältnisse noch nicht, mit Trauben für östreichische Unterthanen beladene Kameele einzulassen, bevor der gesetzliche Zoll erlegt sei. Der Consul ließ ihm sagen, aus den Trauben solle Wein für den Hausbedarf gepreßt werden, und für solche sei freie Einfuhr ausbedungen. Der Zöllner wollte davon nichts wissen, und v. Pizzamano wendete sich nun an die Behörde, indem er sich auf die Verträge berief. Man erwiderte sehr höflich, daß man davon keine Kenntniß besitze, indeß wolle man deshalb nach Beirut an die Oberbehörde schreiben. Der Consul entgegnete, daß dies nichts helfen werde, daß die Trauben inzwischen verderben müßten. Umsonst, die Antwort blieb dieselbe: man könne nicht wider den Zollbeamten. Da gebot der Consul seinem Kawaschen, sich an die Spitze der Kameele zu stellen,

sie hereinzuführen, und wenn der Mauthner sich widersetze, zu thun, was ihm nützlich scheine. Dies geschah, der Mann im Thor wollte einschreiten, da zog der Kawasch sein Pistol und drohte ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und siehe da, jetzt zogen die Kameele ungehindert ein. Am andern Tage aber erschienen die türkischen Behörden beim Consul und baten um Entschuldigung des Mißverständnisses. Es war in der That eins gewesen, aber kein Mißverständniß der Sache, sondern der Person, mit der man es zu thun hatte.

Eine Probe der Gerechtigkeitsliebe des Pascha ist im zweiten Capitel mitgetheilt. Er gilt für einen geschickten Diplomaten, der besser als sein Vorgänger zwischen den Ansprüchen der verschiedenen Consulate auf Mitregierung zu laviren versteht. Im Uebrigen hat er ein ziemlich abgelebtes Aussehen, obwol er nicht über die Vierzig hinaus ist, und man sagt ihm nach, daß er — für einen Orientalen eine Seltenheit — entweder aus Schwäche oder aus Feigheit nicht gern zu Pferde steige. Für den Fall einer Abberufung hat er wie sein Vorfahr nach Kräften gesammelt, und so wird er sicher keine Noth zu leiden haben.

Ich gehe zu den Juden über, die nach dem Obigen ungefähr den vierten Theil der Einwohnerschaft Jerusalems repräsentiren, und von denen nahezu anderthalbtausend östreichische Schützlinge sind. Sie zerfallen ihrer Herkunft und Sprache nach in Sepharedim und Aschkenasim, ihrer religiösen Richtung nach in Peruschim, Chassidim und Karaim.

Die Sepharedim sind, wie oben bemerkt, spanische Juden, und zwar Abkömmlinge derer, welche, von Isabella der Katholischen vertrieben, sich in den Ländern der Levante ansiedelten. Sie sollen an vierthalbtausend Köpfe zählen, und sind sämmtlich türkische Unterthanen. An ihrer Spitze steht ein Oberrabbiner (Chacham Baschi), der mit einem Rathe von Rabbinern sowol die religiösen, als die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde leitet. Nichtrabbiner haben keine Stimme in Betreff der Verwaltung; die Verfassung ist somit eine aristokratische. Da die herrschende Kaste sich mit nichts Anderm beschäftigt, als mit dem Auswendiglernen des Talmud, da sie durch ihr Verfahren in den ökonomischen Angelegenheiten der Gemeinde und namentlich durch die Art, wie sie die vom Ausland gespendeten Almosen vertheilt, Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat, so strebt ein Theil der beherrschten schon seit Jahren nach einer Trennung. Das Gemeindevermögen besteht in einigen Synagogen, verschiedenen Häusern und Bauplätzen, in Stiftungen, von deren Zinsen Rabbiner bezahlt werden, welche zu gewissen Zeiten Gebete für die verstorbenen Stifter hersagen, endlich in den Summen, mit denen sich neue Ankömmlinge einzukaufen haben, und in dem Nachlaß der mit Tode abgehenden Gemeindeglieder. Andere Einkünfte fließen aus dem Privilegium der Fleischausschrotung so wie aus dem Verkauf von Grabstätten. Sehr beträchtlich ist auch der Ertrag der

Almosensammlungen, und zwar kommt ihnen besonders von Amsterdam viel Geld zu. Trotzdem ist die Gemeinde verschuldet, und die Mehrzahl der Einzelnen lebt in drückendster Armuth. Man darf sich indeß darüber nicht wundern, da verhältnißmäßig nur wenige fleißige Arbeiter sind.

Aschkenasim gibt es in Jerusalem etwa 1800. Ihr Name bedeutet: Deutsche, aber die meisten sind aus den slavischen Ländern, so wie aus Ungarn und den Donaufürstenthümern eingewandert. Indeß sprechen sie wenigstens eine Art Deutsch. Sie zerfallen in sechs kleine Gemeinden, welche sich gegenseitig auf das leidenschaftlichste anfeinden. Die stärkste dieser Gemeinden ist die der Peruschim oder Pharisäer. Sie werden als fanatisch, streitsüchtig, als bigotte Beobachter des Ceremonialgesetzes und als sittenlos geschildert. Alle Familien stammen aus Rußland. Vor einigen Jahren wurden sie von Petersburg zur Rückkehr aufgefordert, und als sie nicht gehorchten, sagte die russische Regierung sich von ihnen los, worauf die meisten unter der östreichischen Flagge, die ja die des Königs von Jerusalem ist, Schutz suchten. Sie haben kein geistliches Oberhaupt. Der Sitz ihrer Verwaltung ist Wilna, von wo ihnen ein jährliches Almosen von 289,000 Piastern zufließt. Außerdem gibt es eine Gemeinde volhynischer und eine Gemeinde östreichischer Chassidim, ferner Chassidim Chabat, Warschauer und Anschehod, kleine Congregationen, von denen keine mehr als hundert Mitglieder zählt. Die Chassidim sind jüdische Mystiker. Das Studium des Talmud ist ihnen Nebensache, auch sollen sie weniger fanatisch und nicht so sittenlos sein als die Peruschim. Ihre Ansichten erinnern an die Gnostiker. Sie glauben an Seelenwanderung und ein eigenthümlich construirtes Geisterreich. Ihr Vorsteher wird Zadik genannt und gilt für eine Art übernatürliches Wesen, das mit den Engeln in Verbindung steht. Was er befiehlt, müssen sie bei Strafe der Ausstoßung thun. Die Oestreicher trennten sich vor etwa acht Jahren von den Volhyniern wegen Geldstreitigkeiten, welche auch bei den andern kleinen Gemeinden Ursache der Entstehung gewesen sind. Die Gesammtsumme der jährlich nach Jerusalem fließenden Unterstützungen mag achtmalhunderttausend Piaster betragen. Die Vertheilung der Almosengelder geschieht in verschiedener Weise: als Chaluka, per Kopf ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, und als Kadima, nach dem Rang der Personen. In den Gemeinden, wo die erstere gebräuchlich ist, stehen sich alle erträglich, die kinderreichen Familien sogar recht gut. Wo die letztere vorherrscht, sieht man die Rabbiner ihre Frauen in Seide und Goldschmuck kleiden, während die übrigen kaum genug haben, ihre Blöße zu bedecken und den Hunger zu stillen. Nicht, daß die würdigen Herren grade Unterschleif trieben, sie stellen sich nur zu hoch über die übrigen und berechnen sich danach ihren Antheil. Alle Jahre gehen von Jerusalem Sendboten nach Europa und Nordafrika, um Almosen zu sammeln. Gewöhnlich sind es

junge Rabbiner, denen man damit zu Vermögen verhelfen will. Sie erstehen die Beauftragung und Beglaubigung in einer Art Auction, und erhalten, wenn sie zurückkehren, dafür und für ihre Mühe den dritten Theil des Ergebnisses der Collecte, von der sie sich aber in der Regel vorher schon den Ersteigerungspreis abgezogen haben.

Im Talmud heißt es: Lieber sich mit Aasschinden ernähren, als von Almosen leben — ein sehr nobler Grundsatz, der aber leider von der großen Mehrzahl der jerusalemer Juden verschmäht wird. Es gilt gradezu für vornehmer, sich von milden Gaben zu erhalten. Die Statistik weist nach, daß nur etwa der zwanzigste Theil der jüdischen Bevölkerung wirklich arbeitet, und ziehen wir von der Gesammtzahl die Weiber, die Kinder und die durch Alter oder Krankheit Unfähigen ab, so kommt immer nur auf acht bis neun Bettler ein Arbeiter. Am meisten scheinen sich die Juden auch hier zum Handel hingezogen zu fühlen, doch nicht in dem Maße wie in Deutschland. Unter den Handwerken betreiben sie vorzüglich die Branntweinbrennerei und die Weinbereitung. Demnächst sind die Schneider am stärksten vertreten, nach diesen die Schuster und Tischler, dann die Bäcker, die ein sehr schönes weißes Brot liefern, welches auch von den Christen gekauft wird, dann gleich stark die Posamentirer und Klempner, die Goldarbeiter, Buchbinder, Uhrmacher und Barbiere, je durch fünf Köpfe. Schmiede, Maurer und Steinmetzen, so wie andere Handwerker, deren Beruf einen größern Aufwand von Körperkraft erfordert, sind sehr selten unter ihnen.

Die Trägen entschuldigen sich entweder damit, daß im heiligen Lande das Studium des Talmud allem andern vorgehen müsse, oder mit dem heißen Klima, welches keine Anstrengung gestatte. Es ist aber ein andrer Grund, der sie unfähig macht. Sie heirathen zu früh. Unreife Bübchen von dreizehn, höchstens funfzehn Jahren, werden Kindern von noch zarterm Alter angetraut, und die Folge ist ein kraftloses Geschlecht, das in manchen seiner Exemplare (der Ausdruck ist hier angebracht) zu viel Mühe hat, sich bei der Hitze auf den Beinen zu erhalten, um daran denken zu können, auch die Hände zu gebrauchen. Andere hindert das Klima nicht an der Arbeit, und es ist bei der hohen Lage Jerusalems und bei dem im Sommer fast jeden Nachmittag wehenden Westwind überhaupt nicht viel heißer als in Mitteleuropa, da das Thermometer selten und nur bei Scirocco mehr als 28° im Schatten zeigt.

Trotz der schwächlichen Natur der jüdischen Kinder und ihrer damit verbundenen großen Sterblichkeit ist das Volk Israel in Jerusalem ziemlich rasch gewachsen. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zählte man nur etwa 500 Juden in der Stadt, jetzt mehr als zehnmal so viele. Die Ursache davon ist in der Einwanderung zu suchen, die in manchen Jahren außerordentlich stark war. Selten geschieht es, daß jüdische Pilger nach ihrer heiligen

Stadt wallfahrten und sie wieder verlassen. Die meisten kommen, um hier zu sterben, und wie übel es ihnen auch ergehen mag, dennoch fühlen sie sich glücklich. Sehen sie doch alltäglich den Tempelplatz und die Stätte, wo die Burg Davids stand, des Vorvaters und Urbildes ihres Messias. Sind sie doch hier erst in ihrer wahren Heimath. Wissen sie doch, daß dem Leibe, der hier begraben wird im Thal Josaphat, kein Wurm nahen darf, daß die Strafengel, welche nach der Grablegung kommen, um den Todten für die auf Erden begangnen Sünden zu peinigen, hier nicht Zutritt haben. Ersparen sie sich doch durch die bei Lebzeiten unternommene Reise zum Ort der allgemeinen Auferstehung die mühselige unterirdische, die sie, wenn die Posaune des Gerichts erschallt, antreten müßten. Außerdem aber weiß niemand genau, wenn der Meschiach kommen wird. Nur das ist sicher, daß er hier erscheint, und wie wenn man dann zu spät käme? wenn die Schätze des dann aufspringenden Zion, unter dessen Rinde das Herz der Erde mit seinem Gold und Silber, seinen Edelsteinen und seinem Balsam liegt, dann schon vertheilt wären?

Eine der Tugenden, welche die hebräische Race auszeichnet, wird auch den hiesigen Juden nachgerühmt: eheliche Treue und Familiensinn. Man hört nirgend von unglücklichen Ehen und selten von Scheidungen, obwol sie durch das Gesetz so wenig erschwert werden als bei den Bekennern des Islam. Dagegen kommen Doppelehen vor. Die Sepharedim erkennen das im zwölften Jahrhundert von Rabbi Gerschon gegebene Gesetz, welches die Vielweiberei der ältern Periode abschaffte, nicht an. Es ist ihnen gestattet, wenn die erste Frau keine Kinder bekommt, oder nur Mädchen gebiert, zu gleicher Zeit eine zweite zu nehmen. Da die erste dann verlangen kann, daß man der Nebenfrau einen besondern Haushalt einrichte und dies mit beträchtlichen Kosten verknüpft ist, so wird die Erlaubniß nicht oft benutzt, und man zählt jetzt unter den jerusalemer Sepharedim nur fünf, welche in Polygamie leben.

Die Türken und Araber verachten die Juden aufs äußerste. Wenn kein Schimpfwort einen Phlegmatiker in Harnisch bringt, auf den Namen „Jahudi" ist er sofort auf den Beinen, um sich mit Faustschlägen und Fußtritten zu rächen. Auch die Griechen lassen keine Gelegenheit vorüber, dieses Volk, „das den Heiland gekreuzigt", mit Spott und Mißhandlung zu überhäufen, und wiederholt kann man hier wie anderwärts im Orient das Märchen erzählen hören, die Juden büken ihre Matzen mit dem Blut von Christenkindern. Wie die englische Mission auf dem Zion in das Gegentheil solcher Ungebühr verfiel, die Juden gradezu hätschelte, sie als das erkorene Volk ansah, soll später ausgeführt werden.

Die Karaim, eine Art jüdischer Protestanten, insofern sie nur die Thora anerkennen, den Talmud verwerfen, sind in Jerusalem nur durch neun Köpfe

vertreten. Ihre Synagoge vermochte ich, da man nicht wissen wollte, wo sie sei, nicht zu finden. Der Hauptsitz der Sekte ist in der Krim, und man rühmt ihr das Gegentheil der gewöhnlichen jüdischen Charakterfehler nach.

Ein Zwitterding zwischen Juden und Christen sind die sogenannten Ameniten, eine Sekte, die vor einiger Zeit in Deutschland entstand und im vorigen Jahre, ihren Propheten, den getauften Juden Samuel Pick an der Spitze, in Jerusalem anlangte. Sie lehren in der Hauptsache, daß man statt des Sonntags den Sabbath zu feiern habe, daß das ganze Gesetz gehalten werden müsse, verwerfen den Talmud, aber auch die Briefe des Apostels Paulus und meinen, daß die Wiederkunft Christi nahe sei. Pick ist einer der verheißenen Zeugen, welche dieser Wiederkunft vorangehen sollen. Die Sekte versuchte anfänglich die protestantische Gemeinde der Zionskirche von der Wahrheit dieses neuen Evangeliums zu überzeugen, und als das mißlang, machte sie sich an die Rabbiner, mit denen ihr Führer, ein keineswegs talentloser und im Talmud so wie im alten Testament wohlbewanderter Kopf, wiederholt disputirte. Indeß waren auch hier keine Proselyten zu gewinnen, und so machte der Prophet sich nach dem Gebirge am todten Meer auf, nach den Einen, um dort mit Engeln Rücksprache über sein weiteres Verhalten zu nehmen, nach andern Berichten, um den Beduinen als dem „Volk Moab" seine Lehre vorzutragen. Dort ist er verschwunden. Vermuthlich schlugen ihn die Räuber des Jordanthales todt, vielleicht ist er, von diesen ausgeraubt, in einem Wüstenwadi verschmachtet. Seine Anhänger hoffen noch auf seine Wiederkehr. Doch scheinen sich mehre allmälig zu überzeugen, daß ihr Vorhaben, hier ein Neuisrael zu gründen, als gescheitert anzusehen ist, und einige sah ich bereits am protestantischen Gottesdienst theilnehmen.

Von den christlichen Sekten spielen die Abyssinier und die Kopten eine ganz untergeordnete Rolle. Die erstern, etwa zwänzig Köpfe stark, besitzen ein kleines, ärmliches Kloster an der Ostseite der Grabeskirche, die letztern, welche eine Gemeinde von ungefähr hundert Seelen bilden, haben ein Kloster in der Straße Akbet El Chader. Beide sind Jakobschristen und Monophysiten.

Noch nicht so zahlreich sind die Syrer, welche ebenfalls Jakobiten sind. Nach dem Untergang des Kreuzritterkönigthums waren sie lange Zeit die einzigen Träger der Ueberlieferungen von den heiligen Orten. Sie erfreuten sich während der Kreuzzüge keines guten Rufes, galten als feig, doppelzüngig, tückisch, raubsüchtig und geizig. Gegenwärtig sagt man ihnen keine dieser Eigenschaften nach, aber ihr Christenthum dürfte noch tiefer stehen, als das der übrigen orientalischen Kirchen, und die Bildung, die ihre Priester besitzen, erstreckt sich nicht über das Lesenkönnen ihrer Meß- und Evangelienbücher hinaus. Die mächtigeren Sekten bedrücken und beeinträchtigen sie mit den Türken um die Wette, und vergeblich bittet ihr Bischof alljährlich den Himmel

um Besserwerden der alljährlichen Pilgerzuwanderung, von der er großentheils lebt. Der preußische Consul hatte die Güte, mich zu einem Besuch bei dem guten alten Herrn mitzunehmen, den ich als charakteristisch für die Art und Weise dieser orientalischen Christen mittheilen will.

Den Kawaschen mit seinem Tambourmajorstab voran, wanderten wir, der Consul, sein Dragoman, Maler Haak und ich, hinauf durch die Gassen an der Ostseite des Zion nach dem Kloster, in welchem der Bischof wohnt. Dasselbe ist wie die gewöhnlichen Häuser Jerusalems gebaut und mit einer kleinen Kirche verbunden. Eine Reise, die der Bischof vor einiger Zeit zu den Thomaschristen auf Malabar unternahm und bei welcher er mehre Jahre wegblieb, hat ihm so viel eingebracht, daß er die Ertragsfähigkeit der mit dem Kloster verbundenen Pilgerherberge durch verschiedene Neubauten zu erhöhen vermochte. Intriguen des Baschchatib, darauf berechnet, ihm das in Indien gesammelte Geld zu verkümmern, wußte Consul Rosen zu durchkreuzen. Daher die Bekanntschaft. Wir trafen den Bischof in einem kleinen, halbdunkeln Gemach, welches nur durch die Thür und ein winziges Fensterchen in der dicken Wand Licht erhielt. Ein anderes Fenster ließ in die Kirche hinabschauen. Das ganze Hausgeräth im Zimmerchen bestand in einer Kiste, einigen Decken und Teppichen, einer kleinen Lampe, drei in der Ecke lehnenden Tschibbuks und drei einfachen europäischen Strohstühlen. In einem Winkel lagen etliche brauneingebundene, sehr abgerissene Folianten und Quartbände. Von einem Vorhang, einem Divan u. s. w. war nicht die Rede. Der Bischof, ein schöner kräftiger Greis mit einem ungewöhnlich großen Gesicht, prächtigen orientalischen Augen und einem langen grauen Bart, saß in der Tracht des Landes, einem braunen Pelz, Jacke und Pumphosen von gleicher Farbe, einer bunten Leibbinde und einem schwarzen Turban mit untergeschlagenen Beinen auf einem Haufen von Teppichen. Nachdem wir ihm in der gebräuchlichen Weise die Hand geküßt, was er mit dem gewöhnlichen morgenländischen Gruß, durch Berührung von Brust, Mund und Stirn erwiederte, winkte er uns niederzusitzen, und ein in einfache blaue Baumwolle gekleideter Diakon brachte uns erst die Besuchspfeifen, dann auf einem schon sehr gebrauchten Theebret einige Gläser Aquavit und einen Teller mit süßem Gelé, zuletzt Kaffee. Der Diakon ging barfuß. Für den Dragoman war kein Stuhl und keine Pfeife vorhanden. Alles trug den Charakter anständiger Aermlichkeit.

Nachdem wir ein Weilchen still gesessen, begann der Bischof das Gespräch in türkischer Sprache, die er im weitern Verlauf mit der arabischen vertauschte. Der Consul stellte uns vor und hatte die Güte, uns den Inhalt der Unterhaltung zu übersetzen. Der alte Herr im Turban hatte sehr intelligente Züge. In der That, ein Maler, der eines morgenländischen Weisen bedarf, hätte unbedenklich sein Gesicht abkonterfeien können. Die Gegenstände aber, die er

zunächst ins Auge faßte, die ihn sicher am meisten interessirten, waren sehr gewöhnlicher Art. Er sprach vom Preis der Kohlen, von den Kosten des Bauholzes, von den Fortschritten seines Baues, von der Zahl der Pilger, die er jetzt unterbringen könne. Interessanter wurde er, als der Consul ihn auf seine indische Reise brachte, welche er, von seinem Standpunkt mit Recht, für eine halbe Wunderthat zu halten schien, und über die er mit einer Naivetät wie etwa ein deutscher Handwerksbursche über einen Ausflug nach der Türkei oder ein mittelalterlicher Tourist über seine Fahrten im Morgenland berichtete. So hatte er von Schlangen gehört mit Köpfen so groß „wie dort die Kiste im Gemach". So hatte er ferner Bäume gesehen „so dick, um Kähne daraus zu machen, in die sich ein ausgewachsener Mann hätte der Quer legen können", andere, „die man durch kein Thor Jerusalems hätte bringen können". Wunderbar war, was er von der Menge der Tiger, der wilden und zahmen Elephanten und von den Zuständen und Sitten des Volkes in Indien erzählte. Doch sprach er offenbar als Gläubiger. Er hatte seine Reise in syrischer Sprache beschrieben — sicher ein Opus, welches eine Uebersetzung verdiente — ja er hatte sie auch abmalen wollen, doch hatte ihm — Gott sei Dank! setzte er hinzu — ein andrer die Mühe abgenommen. Auf einen Wink von ihm brachte der Diakon ein Rolle herbei, auf welcher ein indischer Maler den Paradezug des Bischofs vom Hafen nach der Kirche eines malabarischen Christenstädtchens dargestellt hatte. Es war ein sehr kindliches Gemälde, höchst genau in den Farben und der Zahl der bei der Prozession betheiligt gewesenen Personen, ohne Ahnung von Perspective, hin und wieder mit einem Anflug von Porträtirung. Dann wurden uns indische Kirchenbücher auf Palmenblätter geschrieben, das Instrument, womit sie eingeritzt worden, ferner ein kleines, hübsch geschnitztes Elephantenbild, „woraus wir erkennen sollten, wie Elephanten aussähen", und zum Schluß ein außerordentlich fein geschriebenes syrisches neues Testament gezeigt, das in seiner Silberkapsel auf den ersten Blick einer Schnupftabaksdose glich.

Ehe wir uns verabschiedeten, führte uns der Bischof in die Kirche, um uns den Ort zu zeigen, wo der heilige Jakobus, „nach dem Tode des Heilandes zum Vorsteher der Apostel erwählt", zum ersten Mal der Communion präsidirt hatte. „Petrus buk dabei das Brod", sagte unser Führer. Die Kirche ist im Vergleich mit andern dürftig, ihre zahlreichen Bilder noch greller und plumper als die der Grabeskirche. Besondere Verehrung erweist man einem heiligen Georg mit einem grasgrünen Drachen und einer sehr dunkeln Mutter Gottes, die der Evangelist Lucas gemalt hat. Beide haben um den Kopf Heiligenscheine aus Silber in der Form von Halbmonden, oder richtiger, da sie über die Fläche der Leinwand beträchtlich herausschwellen, von halleschen Martinshörnchen.

Das Gegentheil von dieser Armuth sahen wir beim armenischen Patriarchen, zu dem wir uns von hier begaben. Derselbe wohnt in einem Palast, welcher mit dem Jakobuskloster verbunden ist. Man führte uns über verschiedene Gänge und Treppen in eine schöne, hochgewölbte Halle, die recht wohl zum Audienzsaal eines Fürsten hätte dienen können. Den Eingang bildete eine elegante Flügelthür. Wände und Decke waren mit Stuckatur geschmückt, der Fußboden mit Marmor getäfelt, die Fenster mit europäischen Vorhängen verhangen und außen mit jenem hübsch gemusterten Eisengitterwerk verwahrt, in dessen Verfertigung die Armenier sich auszeichnen. In der Mitte des Saales standen Tische mit Blumen in Vasen. An einem Theil der Wand liefen Divane herum, und an der einen Seite hingen Lithographien russischer Staatsmänner, vermuthlich früherer Gouverneure von Transkaukasien, wo in Etschmiatsin der Patriarch der armenischen Kirche wohnt. Der Patriarch, wahrscheinlich beim Mittagsschläfchen, ließ uns geraume Zeit warten. Inzwischen unterhielt uns ein anderer höherer Geistlicher, und ein dienender Geistlicher brachte uns kostbare Jasminpfeifen mit vergoldeten Untersetzern, und auf einem großen silbernen Präsentirbret Süßigkeiten und geschliffne Gläschen mit dem unausbleiblichen Aquavit. Endlich kam auch der Patriarch, ein freundlicher, wohlgenährter Herr mit klugen Augen und einem sehr sinnlichen Munde. Er trug einen lichtgrauen Pelz und darunter einen dunkelgrauen Kaftan mit einem röthlichbraunen Gürtel. Den Kopf bedeckte eine sammtene Bischofmütze halb schwarz, halb blau. An den Füßen hatte er dunkelblaue Sammtpantoffeln. Den kleinen Finger der rechten Hand schmückte ein Ring mit einem großen Smaragd. Er unterhielt sich mit dem Consul in türkischer Sprache über Stadtneuigkeiten, die Pilger und besonders über Politik, über deren brennende Fragen er ziemlich gut Bescheid wußte. Von Rußland sprach er mit Abneigung, dagegen erklärte er sich jedes Mal zu freuen, wenn ihn ein Preuße besuche. Das Erscheinen des Kaffees gab endlich das Zeichen, daß wir entlassen seien.

Wir sahen uns nun das Kloster an, ein Labyrinth von Höfen, Terrassen, Freitreppen, Gängen und Kuppeln, in welchem gegen hundert Mönche wohnen und mehr als zweitausend Pilger Unterkunft finden, und ließen uns dann die Kirche aufschließen, die an Pracht mit dem Griechenchor in der Grabeskirche wetteifert. Die Wände des Schiffs sind unten bis auf Mannshöhe mit blauglasirten, gemusterten Ziegeln belegt, darüber laufen Reihen von Bildern hin, welche Scenen aus den Zeiten der Christenverfolgungen, geköpfte, zerhackte und erschossene Märtyrer u. s. w. darstellen. Zu beiden Seiten des Chors stehen bunt und voll Goldschmuck die Gestalten der Patriarchen, welche der Kirche bis jetzt vorstanden: Jakobus, Simeon, Justus u. s. f. mit langen Bärten, Schlangenstäben und zur Segnung aufgehobnen Händen. Der

Altar flimmert von Gold- und Silberschmuck. Von der Decke hängen zahlreiche Lampen und Straußeneier herab, und auf mächtigen Kandelabern ragen dick wie Säulen bemalte Wachskerzen empor. Zwischen Schiff und Chor steht ein vergoldeter Thronsessel mit einem reichverzierten Baldachin, vor dem eine ewige Lampe brennt. Auf ihm sitzt, unsichtbar, aber dem Glauben sicher, der heilige Jakobus. Daneben steht ein weniger prächtiger Stuhl für seinen Stellvertreter, den Patriarchen. Auch hier finden sich schöne Arbeiten der armenischen Gitterschmiede. Noch bewundernswerther aber sind die eingelegten, mit den elegantesten Mustern von Perlmutter- und Schildkrotmosaik überkleideten Thüren, welche in das Grab des heiligen Jakobus und in die Schatzkammer des Klosters führen. Die Masse von goldenen und silbernen Zierrathen, Gewändern, Bischofsstäben und kirchlichen Gefäßen, die hier verwahrt wird, um die Osterprocession zu mehrer Erbauung der Pilger zu schmücken, soll einen Werth von einer Million Piastern haben.

Die Zahl der in Jerusalem ansässigen Armenier soll etwa sechshundert betragen. Um die Osterzeit mögen in guten Jahren fünfmal so viele hier versammelt sein. Sie nähren sich von Handwerken, Tagelöhnerarbeit und vom Handel. Einige sind Bankiers, einige Dragomane bei den Consulaten. Früher galten sie für sehr arm, aber schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte die Gemeinde zu Wohlstand, und einige ihrer Glieder sind sogar reich zu nennen. Die Geistlichen üben einen fast unbeschränkten Einfluß über die Laien. Ihr Verhältniß zu den übrigen Religionsparteien ist im Allgemeinen ein friedliches, und namentlich stehen sie mit den Protestanten auf gutem Fuß.

Die mächtigste, zahlreichste und wohlhabendste Partei sind in Jerusalem die Griechen; sie waren schon seit Jahrhunderten hier stark vertreten, aber erst seit den dreißiger Jahren trat zu der Kopfzahl auch der Reichthum an Mitteln, mit denen sie jetzt fortwährend neues Terrain erwerben und die übrigen Kirchen mehr und mehr einengen. Allenthalben wo sich Gelegenheit findet, machen sie Ankäufe von Grund und Boden, erweitern und verschönern sie ihre Klöster und Häuser, und wo man außerhalb der Thore eine neue Pflanzung von Oel- und Maulbeerbäumen sieht, erfährt man unter neun Fällen von zehnen, daß sie von Griechen angelegt wurde. Beliebt scheinen sie in Jerusalem nirgend zu sein, und mag bei dieser Stimmung einiger Neid mitunterlaufen, der Hauptgrund ihrer Verhaßtheit liegt jedenfalls in ihrem eignen Haß gegen Andersgläubige und in ihrem Bestreben, auf jede Weise die heiligen Orte ganz für sich zu erobern, außerdem aber in ihrem Hochmuth und ihrem verschmitzten, treulosen Wesen. Sie sind zum Theil Handwerker, zum Theil Handelsleute. Wie in Polen der Schnapsschank in

den Händen der Juden ist, so ist er hier sammt dem Weinverkauf in den Händen der Griechen.

Der Nationalität nach sind sie theils arabische Eingeborne, theils Hellenen aus Griechenland und der Türkei, theils Russen. Die Mittel, mit denen sie in den letzten Jahren ihre Erfolge erzielten, kamen dem Vernehmen nach hauptsächlich aus Petersburg. Seit dem orientalischen Krieg indeß ist eine Spaltung unter ihnen eingetreten, die zunächst noch nicht deutlich erklärt ist, aber bald zum Parteienkampf werden dürfte. Die obere griechische Geistlichkeit ist türkisch gesinnt, dem Sultan ergeben und darum, so weit sichs mit ihren Interessen vereinigen läßt, antirussisch. Die Russen, sich dessen bewußt, suchen die niedern Geistlichen und die Laien dem Patriarchen und seinen Bischöfen abwendig zu machen. Daneben kaufen sie fleißig Land an und bauen darauf Klöster und andere Häuser, die sie nur mit Russen besetzen. So ist in Jerusalem ein großes Kloster im Werke, welches nicht fern von der Grabeskirche stehen wird und, wie man sagt, festungsartig angelegt werden soll. So haben sie in den letztverwichenen Jahren eine beträchtliche Zahl von neuen Mönchen hergesandt, ein Consulat gegründet und auch einen Bischof geschickt, der beiläufig ein Mann von Bildung und Integrität sein soll, und dessen letzte Osterpredigt sich, indem sie die Pilger von den Aeußerlichkeiten des Ceremonienwesens auf die Arbeit an ihrem Innern hinwies, sehr vortheilhaft von den gewöhnlichen Phrasen der übrigen Prediger unterschied. Damit gewinnt man unter dem griechischen Pöbel allerdings keinen Boden, aber hinter dem Bischof liegt zugleich der kaiserliche Schatz, und mit dem ist hier viel auszurichten.

Der während meiner Anwesenheit erfolgte Besuch des Großfürsten Konstantin wird auch nicht blos in der Absicht unternommen worden sein, um sich vor der Grabeskapelle vom Patriarchen ansingen und beräuchern zu lassen, und die Fußtapfe Jesu in der Oelbergskirche zu küssen. Es war jedenfalls mehr die Meinung, die Vorposten, die man hier in den griechischen Klöstern hat, zu inspiciren, den Gegnern zu imponiren, die zum Widerstand Geneigten durch Freundlichkeit und Gaben zu gewinnen und den Freunden zu zeigen, daß Rußland trotz des pariser Friedens noch mächtig sei. Wozu sonst das Geleit von dreihundert bewaffneten Matrosen, mit dem der Großfürst in die Stadt einzog? Von den Räubern zwischen Jaffa und Jerusalem war nichts zu fürchten. Sie hätten ihm nicht eine Stecknadel zu nehmen gewagt. Und die belgischen, östreichischen und englischen Fürsten, welche das heilige Grab in diesem Jahrzehnt besuchten, kamen ja auch ohne Escorte. Es hieß anfangs, der König von Griechenland werde den russischen Prinzen begleiten. Man wird ihm aber zu verstehen gegeben haben, daß sich das nicht passe. Natürlich nicht; denn dann wäre der Hauptzweck, den jerusalemer Griechen

Rußland als ihre Schutzmacht und als künftigen Erben des heiligen Landes erscheinen zu lassen, vereitelt, das Imponirende seines Auftretens durch den Glanz der Königskrone wenigstens geschwächt worden.

Die Griechen haben es übrigens leicht, Eroberungen zu machen, da ihre Hauptgegner, die Lateiner, genug zu thun haben mit dem Austrag der Streitigkeiten, die sie in zwei große Lager trennen. Die Lateiner, d. h. die Bekenner der römisch-katholischen Kirche, bestehen theils aus arabischen Eingebornen, die meist durch Bekehrung gewonnen worden sind*), theils aus eingewanderten Franzosen, Spaniern, Italienern und Deutschen. Sie sind zum größeren Theil sehr arm und zählen, während die Griechen gegen zweitausend Köpfe stark sind, nur etwas über neunhundert Seelen. Ihr Centrum, gewissermaßen ihre Burg, ist seit alten Zeiten das Franciscanerkloster St. Salvator, welches, von den Arabern Der El Frandsch genannt, nicht fern vom Jaffathor im Nordwesten der Stadt liegt. Es ist ein ausgedehnter solider Bau, dessen Terrassen eine gute Aussicht über die Stadt bieten, und in welchem jetzt etwa sechzig Mönche wohnen, deren Vorstand den Titel Guardian und Custos des heiligen Landes führt. Mit dem Kloster ist eine Kirche, eine Schule und in der sogenannten Casa Nuova eine Pilgerherberge verbunden. Außerdem enthält es eine Druckerei, deren Vorstand ein deutscher Mönch, Pater Heribert ist, und mehre Werkstätten, in denen Laienbrüder Schmiede-, Tischler-, Schuster- und Schneiderarbeiten verfertigen. Obwol den Mönchen wiederholt große Geschenke zuflossen und aus Oestreich alljährlich der Ertrag einer Collecte hierhergelangt, sind die Ausgaben doch immer so bedeutend gewesen, daß das Kloster tief verschuldet ist. Die Mönche, die von den Einen als unwissende Tröpfe, verbannte Banditen u. s. w., von den Andern als halbe Engel und wahre Hüter und Verkünder der untrüglichen Ueberlieferungen geschildert werden**) betrachten sich, und zwar, da ihre Congregation der Grundstock der lateinischen Gemeinden in Palästina ist, nicht mit Unrecht, als Eigenthümer des Antheils, den die katholische Kirche an den heiligen Stätten hat, und sie schalteten und walteten früher fast uneingeschränkt und nur vom Papst abhängig über die Mittel und die Institute, die mit ihrem Kloster und den übrigen Franciscanerhäusern der Terra Santa verbunden sind. Seit einigen Jahren aber ist ihnen in der Person des Monsignore Giuseppe Valerga, eines Piemontesen, der, nachdem er eine Zeit lang Missionär in Mossul gewesen, zum Patriarchen von Jerusalem ernannt wurde, ein Vorgesetzter gegeben worden, welcher, indem er den Ansprüchen des Franciscaner-

*) Nicht durch Bekehrung vom Islam, denn darauf steht noch jetzt Todesstrafe, sondern von andern christlichen Sekten und vom Judenthum.

**) Ich habe bei ihnen nur Gutherzigkeit, Gefälligkeit und Gastfreundschaft bei großer geistiger Beschränktheit gefunden.

guardians gegenübertrat, den Mönchen zu einem wahren Pfahl im Fleisch wurde. Der Kampf, der sich hieraus entspann und der noch jetzt mit allerlei Ränken, Skandalen und Kniffen fortgeführt wird, ist zu belehrend, als daß ich über seine Taktik, seine Erfolge und Niederlagen nicht einiges Ausführlichere mittheilen sollte. Es wird nicht grade in majorem Dei gloriam sein, aber man wird daraus einige nützliche Schlüsse auf das Leben der katholischen Kirche im Orient ziehen können.

Die Beweggründe, welche den Patriarchen Valerga bei seinen Angriffen auf die Franciscaner leiteten, scheinen zunächst in seiner Herrschsucht, und sodann in seiner Hinneigung zu Frankreich gelegen zu haben. Vielleicht kamen dazu noch pecuniäre Rücksichten. Sein eigentlicher Wirkungskreis ist der Libanon mit seinen seit einigen Jahrzehnten unter die geistliche Gewalt des Papstes getretenen Maroniten. Die Klöster der Terra Santa standen bisher unter der unmittelbaren Oberaufsicht des römischen Stuhls. Valerga suchte dieses Verhältniß dahin zu ändern, daß ihm als Bischof die Entscheidung aller wichtigen Fragen in Bezug auf die lateinischen Mönche Palästinas zugehören sollte, und es gelang ihm, in Rom seinen Wunsch wenigstens theilweise durchzusetzen, wie es scheint, indem Frankreich ihm Unterstützung gewährte. Dafür aber wird er sich zu Gegendiensten verpflichtet haben, die ihm als Piemontesen um so leichter fallen mußten, als er damit dem östreichischen Interesse entgegentrat. Die Franciscaner waren stets auf östreichischer Seite, einmal weil sie in Wien den sichersten Hort des Katholicismus erblickten, dann aber weil ihnen von dort her das meiste Geld zufloß. Als sie den Patriarchen mit Frankreich verbündet sahen, wuchs diese Stimmung zu offner Parteinahme.

In der Frage der heiligen Stätten war Oestreich mit Frankreich gemeinsam gegen Rußland vorgegangen. Als dieselbe nicht mehr auf der Tagesordnung war, entzweiten sich die beiden katholischen Mächte; es begann wenigstens eine Art stiller Minenkrieg, mit dem man sich den Einfluß auf die Glaubensgenossen im Orient streitig zu machen suchte. Derselbe datirt von der Errichtung des östreichischen Consulats in Jerusalem. Der Zweck dieser Schöpfung war zwar zunächst der, daß damit für die östreichischen Unterthanen in der heiligen Stadt und für die Pilger aus den kaiserlichen Landen eine Stelle des Rechtsschutzes geschaffen werden sollte, damit aber verband sich die Absicht, den Bestrebungen Frankreichs, das hier wie überall am Ost- und Südrande des Mittelmeeres Fuß zu fassen, sein Protectorat über die katholischen Christen des Morgenlandes deutlicher hervortreten zu lassen, das Protectorat über die Klöster wo möglich in Eigenthum zu verwandeln suchte, Widerstand entgegenzusetzen. Jene Bestrebungen waren bis dahin mit Erfolg gekrönt worden. Obwol die katholischen Institute im heiligen Lande für die ganze katholische Welt bestimmt sind, und obwol sie keineswegs blos aus franzö-

sischen Mitteln erhalten und erweitert werden — Frankreich zahlte als Staat von der ersten Revolution an bis auf Ludwig Philipp gar nichts und gibt auch jetzt nur jährlich ein Neujahrsgeschenk von 2000 Franken, während Oestreich mehr als das Zwanzigfache dieser Summe sendete — so war es doch bis 1849 bei der Unaufmerksamkeit und dem Ungeschick der Vertreter der wiener Regierung in Syrien Gebrauch, wenn eine neue katholische Anstalt errichtet wurde, es so auffassen zu lassen, als ob sie von Frankreich gegründet würde. Man betete bei allen großen kirchlichen Functionen, beim Pontificale u. s. w. nur für den französischen Herrscher als Protector des heiligen Grabes, obschon nach den Verträgen kein solches Separatprotectorat Frankreichs besteht, die Auffassung der Stellung dieser Macht zu den heiligen Orten als einer Schutzmacht nur auf dem Usus beruht. Oestreich verlangte nun Gleichstellung aller katholischen Mächte, der Patriarch weigerte sich dessen. Die wiener Regierung suchte beim Papst ihre Wünsche zu erwirken, und man will hier Zusagen auf Abstellung des Mißbrauchs erlangt haben, deren Erfüllung man indeß wol noch so lange zu erwarten haben wird, als Frankreich dem Papst mehr imponirt als Oestreich.

Als das Consulat innewurde, daß es auf einen raschen Erfolg in dieser Angelegenheit verzichten müsse, begann es in Wien den Gedanken anzuregen, von den bisher an die Custodie des heiligen Landes gezahlten Geldern fortan nur noch so viel zu schicken, als nothwendig sei, um sagen zu können, man trage überhaupt noch zur Erhaltung der hiesigen katholischen Institute bei. Die Hauptmasse sollte von jetzt ab auf die Gründung von Anstalten verwendet werden, welche den Namen Oestreichs führen und ganz unzweifelhaft Separatbesitz dieser Macht, wenn auch für alle Katholiken bestimmt sein sollten. Es war nicht die Meinung, damit das Protectorat Frankreichs in Frage zu stellen, nur die Anmaßung der Franzosen, allein für Schutz und Förderung der katholischen Interessen in Palästina zu sorgen, allein hier Besitz zu haben, sollte in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden. So begann man vor drei Jahren mit Errichtung eines öftreichischen Pilgerhauses, welches jetzt vollendet und das schönste weltliche Gebäude Jerusalems ist. So soll ferner die Druckerei im St. Salvatorkloster, die jetzt schon unter der Direction eines wiener Geistlichen steht, ganz von östreichischem Geld erhalten werden und somit ein specifisch östreichisches Institut sein. Der Patriarch konnte dagegen nichts thun, indeß machte er seinem Verdruß dadurch Luft, daß er einerseits die Mönche, andrerseits den Consul nach Kräften ärgerte.

Als der Grundstein zum Pilgerhaus gelegt werden sollte, weigerte er sich, die übliche Weihe der Kapelle vorzunehmen, und als der Guardian Reverendissimus der Franciscaner für ihn eintrat, zog er ihn darüber zur Rechen-

schaft, weil er nicht Bischof sei, worauf jener schwach genug war, die durch ihn erfolgte Einsegnung abzuleugnen. Dann richtete Valerga seine Angriffe direct gegen die Person des Consuls, indem er ihn — ich weiß nicht, ob beim Papst oder in Wien — anklagte, er habe sich monatelang Lebensmittel von den Franciscanern liefern lassen, habe einen ganzen Sommer im Kloster von Bethlehem gewohnt, seine Schwester während einer Reise dort untergebracht, ohne eine einzige dieser Leistungen zu vergüten. Der Consul vertheidigte sich, indem er die Quittungen vorlegte. Monsignore Valerga entgegnete, die Mönche, die ihm jene Gefälligkeiten erwiesen, würden ihm, um seine Protection zu behalten, auch die Bescheinigung seiner Uneigennützigkeit nicht verweigert haben.

Trotz dieser und anderer Beleidigungen stattete der Consul dem Patriarchen gelegentliche Besuche ab, und dies gab Gelegenheit zu neuen Insulten. Als er sich einmal melden ließ, wurde er zwar bis ins Vorzimmer gelassen, und der Diener riß die Thür zum Sprechsaal weit auf. Wie der Consul aber eintreten wollte, hörte er den Monsignore, der auf dem Tische saß, sagen: Melden Sie dem Herrn, ich hätte jetzt keine Zeit für ihn.

Bald nachher langte der Herzog von Brabant an und stieg im Hause des Herrn v. Pizzamano ab. Als er das Bedürfniß empfand, in Jerusalem das Abendmahl zu nehmen, begleiteten ihn der östreichische und der französische Consul (damals Botta) nach der Kirche. Der Patriarch benutzte hier ein Versehen v. Pizzamanos, um ihm einen neuen Schlag beizubringen. Beiden Consuln waren die sogenannten consularischen Ehren zugesagt, die darin bestehen, daß für jeden Vertreter der fremden Regierungen in der Kirche ein besonderer Sessel nebst Teppich bereit gehalten, ihnen an der Thür von einem Priester das Weihwasser gereicht und dann vor andern Laien und selbst vor den anwesenden Priestern die Hostie dargeboten wird. Nun war aber v. Pizzamano, da der Herzog nicht in Uniform ging, in Civilkleidern erschienen, und dieser Umstand war genug, ihm jene Gebühr vorzuenthalten. Er fand zwar seinen besondern Sessel vor, als er aber mit dem französischen Consul an den Altar trat, um das Abendmahl zu empfangen, wurde er zurückgewiesen, und der Franzose erhielt die Hostie allein. Dann erst winkte man ihn wieder heran, aber er lehnte jetzt ab, und mit ihm verließ die ganze östreichische Pilgerkaravane die Kirche, ohne die Communion empfangen zu haben. Diese Insulte war zu stark, als daß sie nicht von Wien her eine Entschädigung erfordert hätte, und so wurde dem Opfer des patriarchalischen Hasses der Generalconsulstitel verliehen, dem, wenn ich nicht irre, Belgien einen Orden hinzufügte.

Der jetzige Generalconsul kann sich übrigens über die damals erfahrene Unbill damit trösten, daß es dem damaligen Bundesgenossen Valergas vor

kurzem nicht besser erging. Nachdem der französische Consul lange Zeit, sicher nicht aus Neigung zu der Persönlichkeit des Monsignore, sondern weil dieser im Sinne Frankreichs wirkte, die Partei des Patriarchen vertreten, hat er sich jetzt mit ihm überworfen. Die Strafe folgte dem auf dem Fuße. Am Feste Mariä Empfängniß begab sich der Consul zur Kirche, ohne den Patriarchen, wie dieser erwartet, abzuholen. Die Folge war, daß dem Consul, als er in die Kirche trat, kein Weihwasser gereicht wurde, und daß die Geistlichen Valergas sich so stellten, daß jener nicht zu seinem Tabouret gelangen konnte. Er verlangte nun durch einen Abgesandten das ihm gebührende Wasser, aber ein Priester machte ihm über den Köpfen der Menge lachend das bekannte Zeichen mit den Fingern, wodurch die Italiener emphatisch ausdrücken: Es gibt durchaus nichts! und der Verhöhnte mußte abziehen. Ein Zeugniß für die kläglich kleinstädtische Art, in der man hier Politik treibt, ist der Umstand, daß er sich sofort zu einem Besuch bei der Gegenpartei, dem Reverendissimus der Franciscaner begab.

Inzwischen setzte der Patriarch seinen Kampf mit den widerspenstigen Mönchen rüstig fort, ohne jedoch große Erfolge davonzutragen. Er beanspruchte für sich und die von ihm gegründeten Anstalten ein Drittel der Einnahmen des Klosters. Dieses weigerte sich und appellirte an den Papst, und nach langen Verhandlungen wurde entschieden, daß der Patriarch jährlich 16,000 spanische Thaler von dem Einkommen der Franciscaner haben sollte. Man hat ihm aber auch diese bis jetzt nicht ausgezahlt, und so ist er auf das beschränkt, was ihm die Propaganda de Lyon sendet. Er wünschte ferner die Franciscaner ganz zu entfernen und statt ihrer französische Lazaristen einziehen zu lassen. Auch dieses ist mißlungen. Er versuchte verschiedene Wege, die Franciscaner zu verdächtigen, aber keiner führte bis jetzt zum Ziel. Das folgende Beispiel für die Art und Weise, in der er und das ihn unterstützende französische Consulat dabei verfuhr, ist charakteristisch sowol in Bezug auf ihn und seine weltlichen Bundesgenossen, als in Bezug auf die Gegner.

Ein Spanier C. schreibt an die Väter Franciscaner, ob ein reicher alter Herr wie er in Jerusalem angenehm leben könne, wozu er den Genuß von Theater, Abendunterhaltungen, Spazierfahrten u. d. m. rechne; er gedenke in diesem Falle seinen Lebensabend hier zu beschließen. Es wird ihm, vielleicht in der Hoffnung auf ein ansehnliches Legat, bejahend geantwortet, er kommt an, und obwol er es anders finden mußte, zeigte er sich über den Unterschied zwischen Brief und Wirklichkeit durchaus nicht verwundert. Er hatte eine junge hübsche Dame mitgebracht, die er für seine Nichte ausgab, und deren Betragen ihren Namen — sie hieß Donna Innocenza — zu rechtfertigen schien. Nun begab sichs, daß er einige Wochen nach seiner Ankunft in Geschäften nach Jaffa verreisen mußte. Er ließ die Nichte in Jerusalem

zurück. Diese fühlte sich, als er länger ausblieb, unbehaglich und einsam, eine Empfindung, die, als einer der höher gestellten Franciscaner, Pater A. ebenfalls nach Jaffa reisen mußte, so stark wurde, daß sie bat, sich dem geistlichen Herrn anschließen zu dürfen. Nach einigen Schwierigkeiten erlaubte man dies. So ritten sie zusammen bis Ramleh, wohin ihnen der Kanzler des französischen Consulats auf dem Fuße folgte. In Ramleh angekommen, erhielten sie weit auseinandergelegene Zimmer und waren eben im Begriff schlafen zu gehen, als das Fräulein Furcht vor den Blicken des Kanzlers äußerte, den sie jetzt erst bemerkt haben wollte, und dem sie unchristliche Absichten auf ihre Unschuld zuzutrauen vorgab. So bat sie den Pater, sie die Nacht in einem Zimmer neben dem seinen zubringen zu lassen, von dem sie wußte, daß die Thür nicht zu verriegeln war. Der Pater, nichts Arges ahnend, erlaubte es. Am nächsten Morgen kamen sie nach Jaffa, und hier hatte die Donna nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrem Oheim zu stürzen, sich ihm, der zufällig große Gesellschaft bei sich hatte, zu Füßen zu werfen und ihm unter Thränen zu gestehen, daß der Pater in jener Nacht zu Ramleh in ihre Kammer gedrungen sei und ihr die Ehre geraubt habe. Der Oheim verzieh ihr großmüthig, setzte sich aber sofort hin und schrieb an den Reverendissimus in Jerusalem einen Brief, in dem er die Sache erzählte und mit der Drohung schloß, dieselbe öffentlich zu machen, wofern man ihm nicht ohne Verzug die Summe von 80,000 spanischen Thalern auszahle. Die Mönche ließen sich nicht verblüffen. Der französische Kanzler trat als Zeuge auf. Der Pater leugnete. Monsignore Valerga nahm sich der Angelegenheit gegen die Franciscaner an, und so gelangte der Proceß zuletzt vor das Forum des Papstes. Hier wurde er zu Gunsten der Mönche entschieden, da die Untersuchung ergab, daß Fräulein Unschuld bereits in Algier ein Kind gehabt und zwar von ihrem würdigen Oheim. Das Ganze war eine Intrigue des Patriarchats im Verein mit dem französischen Consulat gewesen. Der spanische Consul in Jaffa, von jenem durch ein Darlehn von 60,000 Piastern bestochen, gegen die Franciscaner zu handeln, enthüllte, von letzteren (wiederum durch Geld) umgestimmt, den ganzen Plan, und der Vertreter Spaniens in Jerusalem, eine energische Natur, würde die betreffende Dame trotz der Gegenmaßregeln der türkischen Behörde, die mit im Complott war, verhaftet und als Verleumderin eines Priesters in ein spanisches Zuchthaus abgeliefert haben, wenn die Partei, der sie zu dienen versucht, sie nicht in Mannskleidern aus der Stadt und aus dem Lande spedirt hätte. Der ganze Proceß ist in Rom gedruckt worden, und ein Exemplar davon in die Hände der Franciscaner gelangt, bei denen mein Gewährsmann es gelesen hatte. Monsignore Valerga ließ es, als ihm davon berichtet worden, auf Grund der kirchlichen Obedienz abfordern.

Bezeichnend ist noch, daß der Patriarch den erwähnten Spanier während des Processes zum Ritter des heiligen Grabes ernannte.

Aehnliche Anekdoten werden mehre erzählt. Es ist aber genug mit der einen. Mögen sie ganz oder nur in der Hauptsache wahr sein, zwei Thatsachen dürften nach meinen Erkundigungen feststehen, einmal, daß man sich auf beiden Seiten, aber vorzüglich auf der des Patriarchen unwürdiger, niedriger, oft schmuziger Mittel bedient, um die Gegner aus dem Sattel zu heben, und sodann, daß die moralischen Zustände unter den lateinischen Familien Jerusalems sich seit der Ankunft Monsignore Valergas und seiner Weltgeistlichen sehr zum Argen verändert haben. Aus dem ganzen Capitel aber wird man merken, daß auch in diesen Hinsichten der Geruch der heiligen Stadt kein besonders feiner und erquicklicher ist. M. B.

Militärische Tagesfragen.

2.

Das preußische Heer und die Landwehrfrage.

Die preußische Landarmee besteht aus Truppen des stehenden Heeres und der Landwehr. Die Infanterie ist in Regimenter eingetheilt, mit Ausnahme der Jäger, bei denen lediglich die Bataillonseintheilung besteht. Die Infanterieregimenter haben zum größten Theil 3, zum kleinern 2 Bataillone. Jedes Bataillon des stehenden Heeres und der Landwehr ersten Aufgebotes hat auf dem Kriegsfuß in runder Zahl eine Stärke von 1000 Mann, das Bataillon der Landwehr zweiten Aufgebotes von 800 Mann. Die Truppentheile der Infanterie, welche für den Krieg theils erst aufgestellt werden, theils mindestens in starken Stämmen auch im Frieden bestehen, sind: 4 Gardeinfanterieregimenter zu 3 Bataillonen, 1 Gardereserveregiment zu 2 Bataillonen, 1 Gardejägerbataillon, 1 Gardeschützenbataillon, 32 Linienregimenter zu 3 Bataillonen, 8 Reserveinfanterieregimenter zu 2 Bataillonen, 8 Jägerbataillone, 4 Garde- und 32 Provinziallandwehrregimenter zu 3 Bataillonen, 8 Provinziallandwehrbataillone der Reserveinfanterieregimenter, 116 Bataillone der Landwehr zweiten Aufgebotes, 36 Ersatzbataillone für die Infanterie, 10 Ersatzcompagnien für die Jäger. Dies gibt eine Summe von 406½ Bataillonen oder etwa

385,000 Mann. Da die Bataillone des stehenden Heeres im Frieden nur 600 Mann stark, die Jägerbataillone noch schwächer sind, da ferner für die Landwehr im Frieden nur schwache Stämme bestehen, die Ersatzbataillone aber überhaupt erst bei einer Mobilmachung aufgestellt werden, so beläuft sich der Friedensstand der Infanterie auf nicht mehr als etwa 92,000 Mann. Jede Mobilisirung bringt also deren Stand auf das Vierfache des Friedensstandes.

Die Cavalerie ist wie die Infanterie in Regimenter eingetheilt. Auf dem Kriegsstande besteht sie aus folgenden Truppentheilen: 10 Kürassierregimentern, wobei 2 der Garde, 5 Dragonerregimentern, wobei 1 der Garde, 10 Ulanenregimentern, wobei 2 der Garde, 13 Husarenregimentern, wobei 1 der Garde angehört, 2 Gardelandwehrcavalerieregimentern, 8 schweren Landwehreiterregimentern, 4 Landwehrdragonerregimentern, 8 Landwehrulanenregimentern, 12 Landwehrhusarenregimentern, 8 Escadrons der 8 Landwehrbataillone der Reserveregimenter, 104 Escadrons der Landwehr zweiten Aufgebots, 40 Ersatzescadrons. Die Regimenter haben auf dem Kriegsfuß eine Stärke von 600 Pferden. Der ganze Stand der Cavalerie kommt auf 440 Escadrons oder 65,000 Pferde. Im Frieden zählt die Reiterei etwa 23,000 Pferde, da die Linienregimenter im Frieden fast so stark sind als im Kriege.

Die Artillerie besteht aus 9 Regimentern, wovon 1 der Garde angehört. Das Landwehrverhältniß existirt zwar auch für die Artilleriemannschaften, doch werden für den Fall der Mobilmachung keine besondern Truppenkörper als Landwehrartillerie formirt. Ein Artillerieregiment ist im Frieden etwa 1650 Mann mit 560 Pferden stark. Im Kriege soll ein Regiment 1) die Besetzung für die Artillerie eines im Felde operirenden Armeecorps hergeben, 2) 3 Ersatzbatterien bilden, 3) die Festungsartillerie für eine mehr oder minder große Zahl von Festungen liefern. Es muß zu dem Ende auf etwa 5000 bis 6000 Mann mit 3600 Pferden gebracht werden. Die gesammte Artillerie besteht hiernach im Frieden aus 15,000, im Kriege aus mindestens 45,000 Mann.

Die Ingenieure und Pionniere bestehen aus dem Corps der Offiziere (Ingenieurcorps) und 9 Pionnierabtheilungen, wovon 1 der Garde. Im Frieden zählen die Pionniere in Summa 2400 Mann, im Kriege gegen 8000 Mann.

An Train für die Bedürfnisse bei den Truppen, den Brückenequipagen und der Administration (Verpflegungs- und Lazarethwesens) sind bei der Mobilmachung für die ganze Armee etwa 30,000 Mann und ebenso viele Pferde nothwendig. Für den Train existirt seit 1853 bei jedem Armeecorps ein schwacher Stamm.

Den gesammten Friedensstand der preußischen Landarmee kann man auf 130,000 Mann anschlagen, den Kriegsstand auf 540,000 bis 550,000 Mann.

Zieht man davon für den Train, sonstige Nichtcombattanten und die Festungsbesatzungen etwa 200,000 Mann ab, so blieben noch 350,000 Combattanten für den Krieg im freien Felde. Die Anschwellung der Armee auf diesen Kriegsfuß, der mehr als das Vierfache des Friedensfußes beträgt, wenn man den Train hinzuzählt, wird ermöglicht durch die allgemeine Dienstpflicht und das Reserve- und Landwehrverhältniß. Jeder Mann, der überhaupt zum Dienst ausgehoben wird, dient drei Jahre im stehenden Heer bei der Fahne und tritt dann auf zwei Jahre in das Reserveverhältniß, d. h. er bleibt demjenigen Bataillon der Linie, mit welchem das Landwehrbataillon correspondirt, in dessen Bezirk er seinen Wohnsitz hat, verpflichtet. Nach Ablauf dieser Frist von fünf Jahren tritt er auf sieben Jahre zur Landwehr ersten Aufgebots, endlich bis zum zurückgelegten neununddreißigsten Lebensjahr zur Landwehr zweiten Aufgebots über. Die Landwehr zweiten Aufgebotes ist vorzugsweise zur Bildung der Festungsbesatzungen bestimmt, überhaupt zum Dienste in den Provinzen, aus welchen sie hervorgeht. Daß dies nicht ganz streng aufrecht erhalten werden kann, versteht sich von selbst. Die Dienstpflicht in Preußen ist eine allgemeine; aber es wird dieselbe durchaus nicht auf alle jungen Männer angewendet; es wird nicht jeder junge Preuße in das stehende Heer eingestellt, um für den Waffendienst ausgebildet zu werden. Es treten in Preußen jährlich etwa 120,000 junge Leute in das einundzwanzigste Lebensjahr. Der Friedensstand des gesammten Heeres beträgt nun, wie wir oben sahen, etwa 130,000 Mann. Schlecht gerechnet wird man davon wol 20,000 Mann zählen können, welche aus dem militärischen Berufe entweder den ihres Lebens gemacht haben oder doch länger als drei Jahre im Heere dienen, z. B. die Unteroffiziere, welche auf eine Civilanstellung speculiren. Da nun die Dienstzeit der Conscribirten drei Jahre beträgt, so können in das stehende Heer jährlich nicht mehr als etwa 37,000 Mann, d. h. noch nicht ein Drittel der ganzen verfügbaren Mannschaft eingereiht werden. Von dieser Mannschaft ist allerdings nicht alles gesund und körperlich tüchtig genug zum Dienst. Aber wenn man nicht ganz überspannte Anforderungen an die Tüchtigkeit stellt, wenn man überlegt, daß auch im Kriege nicht jede Art des Dienstes gleiche Anstrengungen und gleiche Kräfte erfordert, so ergibt sich, daß von den 120,000 Leuten, welche jährlich in Preußen in das einundzwanzigste Lebensjahr eintreten, nur etwa 15,000, allerhöchstens 20,000 als körperlich untüchtig auszuscheiden sind. Man hat sich aber in Preußen, wie anderswo gewöhnt, die Summe der Conscriptionspflichtigen als einen Stoff zu betrachten, von welchem man ebenso viel abschneidet als man braucht, um das Heer vollzählig zu erhalten. Da dieser Stoff nun sehr reichlich vorhanden ist, verfährt man — wenigstens principiell — äußert wählerisch und nimmt nur die allerbesten Leute. Es werden in Preußen mindestens doppelt, ja dreimal so viele Con-

scriptionspflichtige für untüchtig zum Dienst erklärt, als wirklich untüchtig sind. Man sieht, daß dann immer noch zu viele als tüchtig übrigbleiben, als daß sie alle in das stehende Heer eingestellt werden könnten. Von dem Ueberschuß an körperlich Tüchtigen fällt nun ein kleiner Bruchtheil in Berücksichtigung bürgerlicher und Familienverhältnisse aus, der ganze Rest aber wird ausgeloost. Das Loos entscheidet darüber, wer von den tüchtig Befundenen wirklich eingestellt werden soll, wer nicht. Die körperlich Tüchtigen, aber doch Zurückgestellten bleiben indessen dienstpflichtig, sie bilden eine Reserve, auf welche im Fall einer Mobilisirung des Heeres zurückgegriffen werden kann. Ausexercirt werden sie aber bei friedlichen Zeiten nie. Wollte man alle diensttüchtigen jungen Leute wirklich militärisch ausbilden, so müßte man jährlich 105,000 Mann ins stehende Heer einstellen; sollte die dreijährige Präsenz bei der Fahne beibehalten werden, so machte dies 315,000 Mann in drei Jahren und das ganze stehende Heer käme dabei mit Offizieren, Unteroffizieren u. s. w. auf 350,000 Mann. Es ist klar, daß die Ausgabe für eine solche stehende Armee eine für Preußen unerschwingliche würde. Wollte man aber alle diensttüchtige Mannschaft wirklich einstellen und ausbilden, also das Wort wahr machen: in Preußen ist jeder Mann Soldat, — ohne doch die Kosten des Wehrwesens im Vergleich mit jetzt zu erhöhen, so müßte man die Präsenzzeit bei der Fahne für die erste Ausbildung auf höchstens ein Jahr herabdrücken.

Wir mußten diese vorläufigen Bemerkungen vorausschicken, um auf eine Frage eintreten zu können, die in den letzten Jahren vielfach zur Sprache gebracht worden ist: die Frage der Abschaffung des Landwehrsystems. Wie wenig dasselbe nach dem Vorigen zu dem Ausspruch berechtigt: in Preußen ist jeder Mann Soldat, so ist doch nicht zu leugnen, daß dasselbe vorzugsweise Preußen in den Stand setzt, eine Achtung gebietende Armee ins Feld zu stellen. Die Landwehr hat nun sehr verschiedne Gegner.

Die Einen sagen: wozu soll ein Volk gewissermaßen zwei Armeen haben? wozu soll eine Art Garde des Volkes (Nationalgarde) einer Art Garde des Fürsten — eine weit verbreitete Ansicht vom Verhältniß der Landwehr zur Linie — entgegengestellt werden? Man verwandle das Landwehrsystem in ein einfaches Reservesystem. In diesem Sinn sind auch wir Gegner der Landwehr. Der Unterschied zwischen uns und andern besteht nur darin, daß wir die ganze Linie in eine Landwehr verwandelt haben möchten, d. h. eine einzige Armee, deren Grundton jener eines angemessen modificirten Landwehrsystems wäre, während diese die Landwehr, so weit es in ihren Kräften steht, in Linie verwandeln möchten. Von andern Seiten wird die Landwehr als unverträglich mit monarchischen Institutionen, als ein militärisches Demokratenthum im Staate verworfen. Eine dritte Partei sagt endlich, daß Preußen seine Groß-

machtstellung nicht behaupten könne, so lange es sich auf die Landwehrorganisation stützen müsse. Diese verlangt ein starkes stehendes Heer rundweg.

Daß nun grade auf dieses Ziel hin alle Bestrebungen wider die Landwehr in neuester Zeit mit besonderer Stärke steuern — nicht etwa blos auf eine einheitlichere Anordnung des Reservesystems — ist bekannt genug. Es liegt uns ein Schriftchen vor, welches Ende des vorigen oder Anfangs dieses Jahres erschienen ist und vielleicht als ein ministerielles Ballon d'Essai in der wichtigen Frage angesehen werden darf. Die Broschüre heißt: Der Militärstaat. Berlin 1859. Ferdinand Schneider, und führt das Motto aus Friedrichs des Großen Schriften: Toujours en vedette! Der Verfasser hebt besonders hervor: „daß ja eine Armee wesentlich als Nachdrucksmittel der Politik betrachtet werden müßte, daß eine Continentalmacht oft in den Fall komme, Demonstrationen machen zu müssen, auch wenn sie nicht schlagen will. Eine Landwehr sei aber dazu nicht geeignet, weil die Mobilisirung derselben immer einige Aufregung hervorrufe, und weil man dabei immer auf das moralische Element der Begeisterung rechnen müsse, welches man sich doch für die Noth aufsparen solle!" Wir fragen, ist denn Preußen durch sein Landwehrsystem jemals gehindert worden, Demonstrationen zu machen? und hat es nicht, trotz seines Landwehrsystems, recht viele Demonstrationen gemacht, denen kein Zuschlagen folgen sollte? Wenn das Landwehrsystem diese Demonstrationen wirklich unmöglich machte, so wäre das einer seiner unschätzbarsten Vorzüge. Auch die Begeisterung, welche man sich für den Fall der Noth aufsparen soll, hätte Preußen schon verschiedene Male sehr gut haben können, wenn es eine große nationale Politik verfolgte. Wir können unserm Landwehrvertilger hier unmöglich auf allen seinen Kreuz- und Quersprüngen folgen. Wir begnügen uns zu bemerken, daß er Geld, viel Geld für den Militäretat verlangt, um die nothwendigen (?) Aenderungen im preußischen Heerwesen zu bewerkstelligen, daß er von der Marine (die doch recht eigentlich das Werkzeug zu vernünftigen Demonstrationen wäre) nichts wissen will, und daß er auf die Frage, welche Aenderungen denn im preußischen Heerwesen vorgenommen werden sollen, was an die Stelle des Landwehrsystems treten soll, jegliche Antwort schuldig bleibt.

Und da liegt eben der Hase im Pfeffer. Darauf wissen verschiedene andere Leute auch keine Antwort zu geben. Wir wollen uns einmal ein wenig in der Geschichte zu orientiren suchen, indem wir uns andrer Orten umsehen. Wie wäre es z. B. mit dem östreichischen System? Es existiren nur Linientruppen; achtjährige Dienstzeit, dreijährige Präsenz, wie gegenwärtig in Preußen. Dann zweijährige Verpflichtung zur Reserve, die nur durch ausdrückliche Ordre des Regenten aufgeboten wird. Also die ganze Dienstverpflichtung erstreckt sich auf zehn Jahre. Jetzt gebietet Preußen bei Mobilisirung seiner

Landwehr für den Krieg über 550,000 Mann. Dies auf zehn Jahre vertheilt und den Abgang durch Sterbefälle berechnet, so wie die Cadresmannschaften, welche freiwillig länger dienen (Offiziere und Unteroffiziere), in Betracht gezogen, müßten jährlich 60,000 Mann ins Heer eingestellt werden, welches bei dreijähriger Präsenz eine Armee von 180,000 Mann beständig auf den Beinen, d. h. gegen jetzt 50,000 Mann oder fast die Hälfte mehr geben würde. Der Militäretat stiege dabei von 33 Millionen Thaler auf mindestens 50 Millionen. — Mindestens sagen wir; denn man muß wohl berechnen, daß unter solchen Umständen auch die Zahl der Landwehroffiziere noch mehr als jetzt beschränkt werden würde. Die reine Einnahme Preußens belief sich aber 1858 auf 72½ Millionen Thaler. Statt der 45 Procent der reinen Einnahme, welche jetzt herauskommen, würde also dann der Militäretat auf 70 Procent kommen! Aber dies wäre noch das Wenigste. Man bedenke, daß unter diesen Umständen in Preußen die ganze Hälfte der überhaupt dienstpflichtigen Mannschaft auf drei Jahre in Dienst gestellt und der Friedensarbeit entzogen würde, abgesehen von den Uebungen der beurlaubten Reservemannschaften in den der Präsenzzeit folgenden sieben Jahren. Man bedenke, daß Oestreich dieses System bei einer Bevölkerung von 38 Millionen — mehr als das Doppelte der preußischen — handhabt und dabei doch, bei Lichte betrachtet, nicht viel mehr Truppen ins Feld stellt, als Preußen mit dem Landwehrsystem es kann. Zu ganz ähnlichen Verhältnissen würde man gelangen, wenn etwa das französische System adoptirt werden sollte. Aus dem Cirkel entweder der zu großen Kostspieligkeit des Systems oder der Unzulänglichkeit der Streitkräfte wird man überhaupt bei keiner Aenderung herauskommen, wenn man sich nicht zu einer beträchtlichen Verminderung der Präsenzzeit entschließen kann.

Ein Mittelweg wäre einzuschlagen, wie man ihn etwa in Holland oder in Sardinien hat, wo die Mannschaft in zwei Classen zerfällt, eine, die eine lange Reihe von Jahren bei der Fahne bleibt und den eigentlichen Stamm des Heeres bildet, eine andere, welche nur zu kurzen Uebungen in gewissen Zeiträumen einberufen wird (letztere Milizen in Holland, Provinzialen in Sardinien genannt). Aber man kann in Preußen schwerlich ein System anwenden, welches verschiedenen Leuten ganz verschiedenartige Lasten auferlegt. Man könnte in Preußen schwerlich die beiden verschiedenen Classen der Mannschaft durch ein und dasselbe Mittel, durch die Aushebung nämlich, gewinnen. Man würde vielmehr dann hier auch darin den Holländern nachahmen müssen, daß man die Stammclasse aus geworbenen Freiwilligen bildete, während nur die viel zahlreichere Milizclasse durch die Conscription — Aushebung — gewonnen würde. Diese Einrichtung möchte nun ziemlich empfehlenswerth sein; wir zweifeln nur, aufrichtig gestanden, ob man für den Bedarf einer starken preußischen Armee die nothwendigen Freiwilligen ohne einen enor-

men Kostenaufwand bekommen würde. Begnügte man sich für die Stammclasse mit einer Präsenz von drei Jahren, so möchte es allenfalls noch angehen, daß man auch sie durch Aushebung gewönne, wenn man dazu nur solche Leute auswählte, welche ihrem Beruf und ihren Lebensverhältnissen nach die dreijährige Dienstzeit am wenigsten geniren würde. Beiläufig müssen wir erwähnen, daß thatsächlich in Frankreich jetzt eine Annäherung an ein ähnliches System besteht. Hier besteht die Stammclasse aus Freiwilligen, die durch Soldzulagen u. s. w. angelockt werden, die Conscribirten dagegen erhalten in Friedenszeiten, nachdem sie ausexercirt sind, von Jahr zu Jahr in größern Massen und auf längere Zeit Urlaub, während die Contingente der neu einzustellenden Mannschaften dafür immer erhöht werden.

Die Aenderungen, welche im System Preußens in neuerer Zeit vorgegangen sind und welche darauf hinzielen, das Landwehrsystem in ein Urlaubsystem zu verwandeln, möchten im Wesentlichen folgende sein: Während früherhin alle Landwehrcavalerieregimenter Lanciers waren, hat man jetzt ebenso viele Arten Landwehrcavalerie als Liniencavalerie; die Uniform und Ausrüstung der Landwehrcavaleriearten ist den entsprechenden Liniencavaleriearten angenähert und mit jedem Linienregiment ist ein gleichnamiges Landwehrregiment derselben Art administrativ vereinigt. Die Escadronsführer des Landwehrregimentes sind sämmtlich Offiziere des entsprechenden Linienregimentes. Während früherhin je zwei Linieninfanterieregimenter zusammen eine Brigade bildeten und ebenso je zwei Landwehrinfanterieregimenter eine Brigade mit eigenem Commando und eigener Verwaltung, bildet jetzt je ein Linieninfanterieregiment mit dem gleich numerirten Landwehrinfanterieregiment zusammen eine Brigade, und die Compagnieführer des Landwehrregimentes sind sämmtlich — wenige Ausnahmen kommen kaum in Betracht — Hauptleute des entsprechenden Linienregimentes, so daß beurlaubte Landwehroffiziere im Wesentlichen nur noch als Subalterne vorkommen. Die Uniform und Ausrüstung der Landwehrinfanterie ist bis auf das Landwehrkreuz an der Pickelhaube derjenigen der Linieninfanterie ganz gleich gemacht. An der Gleichmachung der Bewaffnung wird gearbeitet, so daß z. B. diejenigen Landwehrregimenter, deren correspondirende Linienregimenter Zündnadelgewehre führen, auch Zündnadelgewehre erhalten. Man sieht, wie es hierdurch erleichtert wird, zunächst bei einer Mobilmachung die Landwehr und die Linie durcheinanderzuwerfen. Hatte man z. B. früherhin ein Linienbataillon, dessen Offiziere sämmtlich diesem als Berufsoffiziere angehörten, dessen Mannschaft erstens aus den bei der Fahne befindlichen Mannschaften und außerdem aus Reservisten (des vierten und fünften Jahres der Dienstpflicht) bestanden, — dann daneben ein Landwehrbataillon, dessen Offiziere bis auf den Commandanten und dessen Adjutanten, beurlaubte, ihrem bürgerlichen Beruf entnommene Landwehroffiziere, dessen

Mannschaften sämmtlich Landwehrleute, vom sechsten Jahre der Dienstpflicht ab, waren, so würde man jetzt haben: ein erstes Bataillon, das den Namen eines Linienbataillons führt, welches aber, da es an das zweite, später zu erwähnende Nebenbataillon Offiziere seines Standes abgegeben hat, den Ausfall durch Landwehroffiziere ersetzt, welches ferner nur die 600 Mann oder noch weniger der drei ersten Jahre der Dienstpflicht behält, welche es ohnedies bei der Fahne hat, den Rest von 400 Mann oder mehr aber nicht aus den Reservisten des vierten und fünften Jahres der Dienstpflicht deckt, sondern aus wirklichen Landwehrleuten vom sechsten Jahre der Dienstpflicht ab; daneben dann ein zweites Bataillon, welches den Namen Landwehrbataillon führt, in welchem aber nur etwa die Hälfte der Offiziere aus beurlaubten Landwehroffizieren und ebenso die Hälfte der Mannschaften aus Landwehrleuten vom sechsten Dienstjahr ab besteht, während die Offiziere, welche noch fehlen, Offiziere des entsprechenden Linienbataillons sind und der Rest der Mannschaft aus den Reservisten des vierten und fünften Jahres der Dienstpflicht entnommen ist. Nach dem Frieden von Villafranca hat Preußen eine Maßregel getroffen, welche darauf hindeutet, daß künftig dieses Verfahren angewendet werden dürfte, so daß wir z. B. wenn in diesem Herbst eine neue Mobilisirung nothwendig werden sollte, das oben zuletzt entwickelte System angewendet finden würden. Bei der Demobilisirung nämlich wurden von den Linienbataillonen nur die Reservisten des fünften Dienstpflichtjahres wirklich entlassen; die Reservisten des vierten Dienstpflichtjahres dagegen den Stämmen der Landwehrbataillone überwiesen und zugleich angeordnet, daß die neu ausgehobnen Rekruten gleichfalls an die Landwehrbataillone abzugeben wären, so daß nun jedes Linienbataillon noch 600 Mann stark ist und im Fall einer neuen Mobilisirung sich mit 400 Landwehrmännern verstärkt, — während das entsprechende Landwehrbataillon (sogenannte) 400 Mann theils Reservisten, theils Rekruten zählt und bei der neuen Mobilisirung 600 Mann theils Reservisten, theils Landwehrmänner einziehen müßte.

Diese Maßregel ist selbstverständlich nur eine provisorische. Sollte sie als normal in die preußische Militärverfassung eingeführt werden, so daß sie auch im Frieden gälte, so würde dadurch der Stand der stehenden Infanterie Preußens von den 92,000 Mann, die wir oben als Friedensfuß herausgerechnet haben, auf ungefähr 140,000 Mann kommen, die Kosten der Unterhaltung würden in entsprechendem Maße wachsen, d. h. in einem Maße, welches unsrer Ansicht nach nicht wohl eingehalten werden kann. Im Princip, nur mit Modificationen, welche wir später werden besprechen können, sind wir mit der Sache durchaus einverstanden.

Obwol wir mit Aufmerksamkeit alle Aenderungen in den Heeren der europäischen Culturstaaten verfolgen und für dieses Fach eine besondere Arbeits-

abtheilung haben, kann es doch sein, daß hin und wieder in unsern Angaben über Thatsachen ein kleiner Irrthum unterläuft. Auf das Wesen der Sache kann dieser mögliche Irrthum keinen Einfluß haben. Wir bemerken es aber ausdrücklich, weil wir aus Erfahrung wissen, daß Leute, denen unsere Entwickelungen wegen der Resultate, zu denen sie führen, nicht behagen, dergleichen kleine Irrthümer gern anfassen, um damit, — ihrer Meinung nach — unser ganzes Raisonnement über den Haufen zu werfen. Für jede Berichtigung werden wir aufrichtig dankbar sein. Im Uebrigen geht unser ganzes Streben dahin, wichtige Fragen deutscher militärischer Organisation möglichst klar vor ein größeres Publicum zu bringen und der Discussion andere Standpunkte als die alten — oder neuen breitgetretenen anzuweisen; Standpunkte nämlich, von denen aus man wirklich etwas sehen kann. —

W. Rüstow.

Von der preußischen Grenze.

Für die Frage, welche Stellung Preußen nach Abschluß des Friedens von Villafranca in Deutschland und unter den Großmächten einzunehmen habe, scheint es unerheblich, auf sein Verhalten während des Krieges einzugehen. Da aber die Verhältnisse sich im Ganzen weniger geändert haben, als man annimmt, und da ein Urtheil über das, was Preußen gethan, stillschweigend immer eine Forderung, was Preußen thun soll, in sich schließt, so ist auch der Zukunft wegen eine solche Untersuchung nicht zu umgehen.

Daß Preußen nicht blos im höchsten Grade ehrlich gegen seine Bundesgenossen, sondern auch zusammenhängend und folgerichtig gehandelt, daß es vom Anfang bis zu Ende des Streites genau denselben Standpunkt festgehalten und die Durchführung desselben Schritt für Schritt mit den entsprechenden Mitteln angebahnt habe: — darüber kann nach Veröffentlichung der Actenstücke kein Unbefangener mehr in Zweifel sein.

Preußens Standpunkt war durch folgende Grundsätze ausgedrückt. 1) Es ist Preußens Bundespflicht, jeden Angriff auf deutsches Bundesgebiet mit seinen gesammten Streitkräften abzuwehren. 2) Zwar ist es nicht seine Bundespflicht, für die östreichischen Besitzungen in Italien einzutreten, es ist aber seine Pflicht, als europäische Großmacht nach Kräften jede willkürliche Veränderung des durch die wiener Verträge festgestellten Territorialbesitzes nach Kräften zu hintertreiben. 3) Wenn man den Besitzstand nicht anfechten will, so qualificirt sich die italienische Frage vollkommen für einen europäischen Congreß. Und insofern die östreichischen Specialverträge mit den italienischen

Fürsten eine gesunde Entwicklung Italiens unmöglich machen, ist die von Frankreich und Sardinien gestellte Forderung einer Revision dieser Verträge gerechtfertigt und die östreichische Kriegserklärung an Sardinien wenigstens formal (da vorläufig nur von einer Revision jener Verträge die Rede war) ein Unrecht. 4) Sowol seine Bundespflicht zu erfüllen für den Fall eines Angriffs auf die deutsche Bundesgrenze, als Oestreich zur Aufrechthaltung seines Länderbesitzes in Italien Hilfe zu leisten, ist es nöthig, daß, bevor Preußen in Action tritt, mit den übrigen deutschen Staaten die Art der Kriegführung vereinbart wird. Diese Vereinbarung ist um so nothwendiger, da die Bundeskriegsverfassung für einen ernsten Krieg nicht ausreicht und da Oestreich in diesem Augenblick, als bereits Krieg führende Macht, eine andere Stellung einnimmt als Preußen und das übrige Deutschland. Um daher die Punkte 1 und 2 wirksam durchzuführen, muß vorher für den Lauf des Krieges die militärische und diplomatische Leitung des außeröstreichischen Bundeslandes an Preußen übertragen werden.

Dieser Standpunkt scheint an sich sehr logisch, und die Actenstücke zeigen uns, daß Preußen ihn von vornherein gegen Oestreich, gegen die übrigen Bundesstaaten, ja so weit es diese anging, auch gegen England und Rußland offen ausgesprochen hat.

Trotzdem wird auch der eifrigste Freund Preußens nicht leugnen können, daß, wie schon der Erfolg lehrt, in dieser Rechnung etwas nicht stimmt. Und bei näherm Zusehn sind die Momente, welche Preußen außer Rechnung gelassen hat, nicht schwer zu finden.

Um in einem großen Kriege, ohne doch neutral zu bleiben, eine gewissermaßen unabhängige Stellung zu behaupten, muß man entweder an Macht den Krieg führenden Parteien überlegen sein, oder sich bei den vorläufig nicht betheiligten Staaten eines Credits erfreun, der diese physische Uebermacht ergänzt. Wenn Belgien und Holland Krieg führen, so kann Frankreich allerdings eine ähnliche Rolle spielen, wie sie Preußen sich in diesem Fall ungefähr vorgestellt hat. Eine solche Rolle verlangt, daß man nöthigenfalls allein oder mit seinen Verbündeten beiden Krieg führenden Mächten gewachsen sei. Für einen Staat, der an sich schwächer ist als jede der beiden Krieg führenden Mächte, bleibt unsers Erachtens keine Wahl, als entweder sich mit der einen derselben zu verbinden, oder wenn das unter annehmbaren Bedingungen nicht möglich ist, neutral zu bleiben. Eine bewaffnete Intervention ist ein stolz klingendes Wort, sie führt aber die Gefahr mit sich, von beiden Theilen zugleich angegriffen zu werden.

Es ist meistens so aufgefaßt worden, als ob der Frieden von Villafranca für Preußen eine Niederlage gewesen sei. So weit wir die Sache übersehen können, hat er Preußen vielmehr aus einer großen Verlegenheit befreit. Preußen

hatte an Oestreich die Forderung gestellt, die Specialverträge aufzugeben: diese Forderung wurde durch den Fürsten Windischgrätz zurückgewiesen. Preußen verlangte den Oberbefehl, nicht über die Bundesarmee in den Formen der Bundesverfassung, sondern über die nichtöstreichischen Bundescontingente: dies Verlangen wurde durch den letzten Antrag Oestreichs, den Prinzen von Preußen zum Bundesfeldherrn zu ernennen, paralysirt. Wäre also der Frieden nicht geschlossen worden, so wäre Preußen, das sich bereits auf dem Landtag gegen Frankreich ausgesprochen und dann seine Armee mobilisirt hatte, wahrscheinlich genöthigt gewesen, auch auf die Bedingungen seiner Gegner hin einen Krieg zu unternehmen, der im eignen Lande höchst unpopulär war, und wofür man ihm von keiner Seite würde gedankt haben. Daß dieser Ausgang vermieden ist, gereicht uns zur besondern Genugthuung.

Folgende Grundsätze scheinen uns in der Politik unwiderleglich. Will man ausschließlich seinen Vortheil im Auge halten, so kann das Geheimniß unter Umständen nützlich sein; will man dagegen ganz ehrlich und pflichtgetreu verfahren, so kann man nicht offen genug zu Werke gehn. Denn im Stillen zweifelt doch jeder daran, daß ein Staatsmann bei gesunden Sinnen blos nach dem Katechismus und dem kategorischen Imperativ verfahren wird; man setzt also bei dem, der schweigt, einen geheimen Hintergedanken voraus. Und in diesem Fall war es doppelt nöthig, daß Preußen seine Ehrlichkeit aller Welt so handgreiflich vor Augen stellte, daß auch der Ungläubigste nicht daran zweifeln konnte.

Es ist in ganz Europa keinem Menschen unbekannt, daß Preußens geographische Lage, wie sie durch die wiener Verträge geschaffen ist, als erste Lebensbedingung seines wirklichen Fortschritts die Nothwendigkeit auflegt, sich zu arrondiren; wenn nicht in der beliebten Form des vorigen Jahrhunderts, durch Ländertausch, so wenigstens durch Separatbündnisse, die mehr oder weniger den Anstrich der Mediatisirung haben. Jedermann setzt voraus, daß Preußen die Absicht haben muß, jede Krisis, die seinem mächtigen Nachbar die Hände bindet, zu diesem Zweck zu benutzen. Das Mißtrauen ist durch die Lage der Sache vollkommen gerechtfertigt. Wenn Preußen also die Absicht nicht hat, auf diesem Wege vorwärtszugehn (und es hatte in der That die entschiedene Absicht, es nicht zu thun), so muß es, man lasse uns den Ausdruck hingehn, mit allen Glocken läuten. Statt dessen hat es in einigen der wichtigsten Zeitmomente, z. B. gleich nach der Mobilisirung, ein so räthselhaftes Stillschweigen bewahrt, daß auch seinen Freunden nicht klar wurde, was es eigentlich wollte.

Warum haben denn die kleinen deutschen Regierungen von Anfang an so laut in die Kriegsfanfare gestoßen? Patriotismus, Liebe zu Oestreich u. s. w., das alles hat wol auch seine Rolle gespielt; aber nicht das kleinste Motiv

war die Besorgniß, daß Preußen, wenn es nicht von vornherein gegen Frankreich engagirt sei, in Deutschland im Trüben fischen könne. Diese Besorgniß zu zerstreuen, mußte für Preußen bei der Politik, die es sich gewählt, die Hauptaufgabe sein — wobei wir die Frage ganz außer Acht lassen, ob diese Wahl die richtige war. Auch Preußens Freunde können nicht leugnen, daß es diese Aufgabe nicht im hinlänglichen Maß erfüllt hat.

Es kamen noch andere erschwerende Umstände dazu, die wir hier noch flüchtig berühren: die feste Ueberzeugung Oestreichs, Preußen thue nichts weiter als seine Schuldigkeit, wenn es ihm Heerfolge leiste; das blinde Kriegsgeschrei der süddeutschen Blätter, das denn doch weiter drang als man vermuthen sollte; dagegen die Abneigung der liberalen Partei, Preußen wieder in ein untergeordnetes Verhältniß gegen Oestreich eintreten zu sehn, eine Abneigung, die sich in den liberalen Blättern laut aussprach und für die man irrigerweise das preußische Ministerium verantwortlich machte und ähnliches.

Wir lassen die Vergangenheit bei Seite und sehen, was uns die nächsten Tage bringen. Die reactionären Blätter stellen die Sache so dar, als sei Preußen durch den Frieden von Villafrança dem deutschen Volk entfremdet, unter den Mächten völlig isolirt und dazu bestimmt, zunächst von Napoleon geschlachtet zu werden. Es ist charakteristisch für diese Blätter, daß sie sich diese Aussicht sehr behaglich ausmalen und sich schadenfroh die Hände reiben; zum Schluß kommen sie aber freilich meistens darauf zurück, daß Oestreich denn doch am Ende Gnade für Recht ergeben lassen und sich des Verurtheilten und Halbtodten erbarmen werde. Am frechsten spricht das eine hannoversche Flugschrift aus, die man dem Professor Pernice zuschreibt; am consequentesten die Leipziger Zeitung.

Es wäre doch ein Rechnungsfehler möglich; es wäre doch möglich, daß Oestreich seine wahren Gesinnungen zu früh enthüllt hätte. Daß England und Rußland jetzt auf das eifrigste eine preußische Allianz suchen, ist bekannt; hat man aber die vermeintlichen Absichten Napoleons nicht allzu schnell sich nach dem, was man wünschte, construirt? Daß bei dem Frieden seine Absicht war, Oestreich von Preußen zu trennen, ist ebenso sicher, als daß er diese Absicht erreicht hat; Oestreich hat Preußen beleidigt und für diese Beleidigung die Satisfaction verweigert. Ueber wen bringt diese Trennung Gefahr? — Noch ist der Friede nicht geschlossen; noch steht Sardinien in Waffen, die Italiener rüsten und organisiren sich; die italienische Freiheit ist in Paris populär; die allgemeine Amnestie deutet auf eine neue politische Wendung; bei einer Erneuerung des Bundes mit Sardinien wäre Frankreich der moralischen Unterstützung Englands und Rußlands gewiß; wie wäre es, wenn die Absicht des Kaisers grade dahin gegangen wäre, auch Preußen herüberzuziehen, indem es ihm den „natürlichsten Bundesgenossen“ demaskirte?

Wer wollte ihn berechnen! Aber ein möglicher Fall ist es doch, und so konnten jene Blätter mit ihren niederträchtigen Verleumdungen Preußens eine ganz andere Wirkung haben als die beabsichtigte.

In einem Punkt haben sie sich offenbar verrechnet. In der öffentlichen Meinung Deutschlands ist ein merkwürdiger Umschwung eingetreten, und zwar zu Gunsten Preußens. Wir überschätzen die eisenacher Versammlung, die hannoversche Adresse u. s. w. ebenso wenig, als die frühern Kundgebungen im Sinn der Allgemeinen Zeitung; aber ein Symptom sind sie jedenfalls. Noch ist man im Unklaren, was man eigentlich fordern soll, noch spukt immer der verworrene Traum einer Volksvertretung am Bundestag in den Köpfen, trotz der bittern Nachwirkung dieses Traumes von 1848; aber der Instinct des Volkes hat doch eine feste Richtung gewonnen: es sei für die Sache der Freiheit und des nationalen Fortschritts alles von Preußen und nichts von Oestreich zu erwarten. Und diese Stimmung wird sich mehr und mehr befestigen und endlich auch die angemessene politische Formel finden.

† †

Die päpstliche Armee.

Wir entnehmen der soeben erschienenen Schrift „Rom und Pius der Neunte von Theodor Mundt“ (Berlin, 1859, Verlag von Otto Janke), in der sich mancherlei Neues und Interessantes über die Zustände in Rom, namentlich über die römische Aristokratie und die französischen Occupationstruppen und ihren Führer, General Goyon, findet, die nachfolgenden Notizen über das Heer des Papstes. Zu bemerken ist, daß der Verfasser dieselben im Sommer 1858 sammelte, und seitdem wird sich nichts Wesentliches geändert haben.

„Die Franzosen hatten sich während ihrer zehnjährigen Occupation Roms mehrfach bemüht gezeigt, dem Papst eine eigne nationale Streitmacht zu schaffen, und den Kirchenstaat scheinbar aus seinen selbstständigen Mitteln militärisch zu organisiren.

Aber so viel sich der französische General auch damit bemühte, indem er die Exercitien der päpstlichen Truppen persönlich leitete, und auf die Verbesserung ihrer Kleidung, ihrer Disciplin und ihres Geistes die größte Aufmerksamkeit verwandte, so schien es doch nicht möglich, selbst in dieser Schule aus einem gänzlich zerlassenen und demoralisirten Gesindel Soldaten zu machen. Die Soldaten des Papstes sind einer militärischen Organisation ebenso wenig fähig, als es die vielberüchtigten Stadtsoldaten der frühern deutschen Reichsstädte gewesen, und wie es überhaupt in dem eigentlichen Leben des heutigen Rom, ungeachtet der Weltherrlichkeit seiner Paläste und Ruinen, ungemein viel Krähwinkelei gibt, so braucht man nur römische Soldaten marschiren und exerciren zu sehen, um den grotesken Anblick einer durchaus spießbürgerlichen Soldateska zu haben.

Der Mangel an Mannszucht wird aber vornehmlich dadurch verschuldet und unterhalten, daß es diesen Truppen ganz und gar an tüchtigen und treuen Offizieren fehlt, durch welche allein eine militärische Organisation in einem bestimmten Geist erhalten werden kann. Die Offiziere erscheinen hier als wunderliche Zwittergeschöpfe, die weder den Ausdruck einer militärischen Standes-

ehre, noch irgendwie eine höhere Bildung an sich tragen. Im Kirchenstaat bildet nur der Priester den Ehrenstand par excellence. Der Priester ist der eigentliche Offizier in Rom, und dies hat hier das specifische Offizierthum und das ganze Militärwesen hauptsächlich niedergedrückt und an jeder eigenthümlichen Ausbildung gehindert. Der unbedeutendste und schäbigste Landgeistliche, der mit dem Regenschirm in der Hand auf das mühseligste zu Fuß wandert, um das Sacrament von Dorf zu Dorf zu tragen, dünkt sich ein viel höher stehender Mann zu sein, als der Offizier jeden Grades, und in dieser Schätzung hat er die gesammte Bevölkerung für sich. Es ist im Kirchenstaat durchaus keine Ehre, Soldat zu sein, ja es lastet im Gegentheil eine Art von Geringschätzung auf dem Soldaten, und selbst der Bauer hält es gegen seine Würde, die Uniform zu tragen.

Es gibt deshalb auch bei der päpstlichen Armee keine Generale, denn dies hieße dem Kriegswesen eine viel zu große Ehre anthun. In Rom kennt man nur geistliche Ordensgenerale, die an der Spitze gewisser heiliger Congregationen stehen, und dadurch diesem Titel eine anderswohin ganz unveräußerliche Weihe mitgetheilt haben. An der Spitze der päpstlichen Armee stehen nur drei Oberste, die sich an diesem Range begnügen lassen müssen, und in diesem Augenblick aus drei Ausländern bestehen, denen einige Verdienste um die bessere Haltung dieser Truppen zugeschrieben werden. Die Uniform dieser Offiziere hat zwar einige Auszeichnungen, die an den General anstreifen, aber in das Allerheiligste des Generals können und dürfen sie niemals eintreten.

Man kennt im Kirchenstaate die Conscription nicht, und das Widerstreben gegen dieselbe ist in der Bevölkerung ebenso stark, wie bei dem Gouvernement selbst, so daß die Franzosen, welche heute in Rom stehen, die vergeblichsten Anstrengungen gemacht haben, um das System einer regelmäßigen Aushebung einzuführen. Wenn das französische Obercommando in Rom eine zuverlässige und kernhafte römische Armee bilden wollte, auf deren militärische Kraft bei gewissen Wendepunkten zu rechnen war, so konnte es dabei des Mittels der Conscription nicht entbehren. Denn jetzt, wo die Soldaten nur als Freiwillige oder Angeworbene zu den Fahnen gebracht werden, sieht man nur den Abschaum und die niedrigste Hefe der Bevölkerung in den päpstlichen Regimentern vertreten. Der confiscirteste Auswurf von Land und Stand, Hirten, Vagabunden, verdorbene Bauern, Heimathlose, welche die Polizei aufgegriffen hat, oder Verbrecher, die aus den Gefängnissen entlassen worden, haben sich hier unter den päpstlichen Fahnen gesammelt. Diese Leute haben oft ein äußerst martialisches Ansehen, und die feurigen bedeutsamen Augen, das glänzende schwarze Haar, die starken, malerisch auslaufenden Bärte, scheinen Helden, mindestens herzhafte Krieger anzukündigen. Aber dies sind auch die einzigen Symbole der Nationalität, welche ihnen äußerlich anhaften. Man klagt grade über den Mangel an jedem nationalen Sinn und Gefühl bei diesen Leuten, und eher würde man sie zu irgend einem Räuberzug begeistern, als daß man ihnen ein Interesse für öffentliche nationale Angelegenheiten, die auch die ihrigen sind, einflößen könnte.

Die alte kriegerische Raçe der Römer lebt jedenfalls in ihren jetzigen Abkommen nicht mehr fort, und mit den kriegerischen Gewohnheiten scheint sogar der Muth in der Brust der heutigen Italiener verschwunden zu sein. Darum sind die ausländischen Regimenter der Schweizer, mit denen auch Pius der Neunte sich zahlreich umgeben hat, jedenfalls die besten und tüchtigsten in ihrer Haltung, und die zuverlässigsten und treuesten im Dienst. Der Papst besitzt 3500 Schweizer, die in zwei Regimenter getheilt sind, von denen das erste 2314 Mann, das zweite, dem zu seiner Vollständigkeit ein

Bataillon fehlt, gegen 1200 Mann stark ist. Unter den Offizieren dieser Truppe, wie auch unter den Gemeinen, gibt es sehr viel gebildete und anständige Leute, die nicht blos als gemiethete Söldlinge ihre Pflicht thun, und man sieht es ihnen an, daß sie sich eine Ehrensache daraus machen, dem Statthalter Christi treu und eifrig zu dienen.

Der Gesammtbestand der ganzen päpstlichen Armee soll sich in diesem Augenblick auf 16,977 Mann belaufen, wobei der Kirchenstaat als Weltmacht allerdings stets auf die besondere Gnade Gottes zu seiner Vertheidigung und zum Schutz seiner Grenzen zu rechnen hat. Zur Unterhaltung dieser Truppen gibt das päpstliche Gouvernement etwas über zehn Millionen jährlich aus, aber auch diese für ein ganzes Armeebudget jedenfalls mäßige Summe ist noch verschleudert, wenn man dagegen erwägt, daß sich Rom damit auch nicht die geringste Unabhängigkeit von fremden Truppen zu erkaufen vermag.

Eine besonders tüchtige Truppe des Papstes sind jedoch die Carabiniers, die den Dienst der Gensdarmen im ganzen Lande versehen, und bei einer streng militärischen Haltung zugleich ein sehr zugängliches und gemüthliches Wesen haben. Diese römische Gensdarmerie ist in drei Legionen durch den ganzen Kirchenstaat vertheilt, und zählt im Ganzen 3452 Mann zu Fuß und 918 Mann zu Pferde. Die traditionelle, militärische Tüchtigkeit der päpstlichen Carabiniers schreibt man dem Umstand zu, daß diese Truppe bei ihrer ersten Zusammensetzung aus ehemaligen Soldaten Napoleons gewählt wurde, und dadurch gleich in ihrem Ursprung den Stempel eines nicht leicht zu verwischenden militärischen Charakters empfing. Diese Carabiniers sind ebenso geachtet, als beliebt unter dem Volke, und wenn man sich bei manchen Gelegenheiten in eine Unterhaltung mit ihnen einläßt, kann man darauf rechnen, die angenehmste und bestimmteste Erwiederung zu erhalten. Ihre Volksthümlichkeit geht so weit, daß sie selbst mit den Galeerensklaven freundlich sprechen, wenn sie dieselben vom Straßenfegen, oder andern öffentlichen Arbeiten in ihre Kerker in der Engelsburg zurückgeleiten. Diese Sympathie für Verbrecher und Sträflinge besteht freilich in ganz Italien, und der Räuber gilt hier leicht noch für einen interessanten und selbst achtungswerthen Mann. So hat es auch den päpstlichen Gensdarmen nicht geschadet, wenn man ihnen hier und da nachsagt, daß sie mit ihrer Sympathie für die Verbrecher zugleich keine so specifische Scheu vor dem Eigenthum der Privatpersonen verbinden, als man sonst wol von Polizeisoldaten erwarten möchte.

Die beiden Linienregimenter sind jedes 2314 Mann stark. Diese Regimenter sollen die besten Offiziere unter der ganzen päpstlichen Armee besitzen. Außerdem werden die päpstlichen Dragoner, deren Zahl sich übrigens nur auf 766 Mann beläuft, wegen ihrer militärischen Haltung und einiger ausgezeichneten Soldaten, die sich in ihrer Mitte befinden, sehr gerühmt, obgleich man ihnen die Rauflust mit den Franzosen und den Mangel an Mannszucht zum Vorwurf gereichen läßt. Ein sehr stolzes Corps ist die Guardia nobile, die den heiligen Vater gewöhnlich auf seinen Spazierfahrten begleitet und den militärischen Dienst bei seiner Person vorzugsweise versieht. Diese Nobelgarde besteht aus 100 Mann, unter denen selbst die Gemeinen aus der vornehmsten römischen Aristokratie gewählt sind. Außerdem gibt es ein Jägerbataillon von 982 Mann und zwei Veteranenbataillone, jedes von 811 Mann. Die päpstliche Artillerie ist nur 1008 Mann stark.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

5.

Die Protestanten. — Die fränkische Gesellschaft in der heiligen Stadt. — Consuln. — Handwerksburschen.

Eine protestantische Gemeinde besteht in Jerusalem erst seit etwa zwanzig Jahren, doch waren schon ein Jahrzehnt früher einzelne Evangelische hier ansässig. Die ersten Ansiedler waren Agenten der englischen Judenmission, die im Jahr 1820 hier ihre Arbeit begannen. 1834 erschienen Amerikaner, welche die Griechen zu bekehren versuchten, damit aber keine Erfolge erzielten und bald wieder abzogen. Das Jahr darauf setzten sich die englischen Missionäre fester und man dachte an Erbauung einer Kirche. 1838 wurde der Bauplatz dazu erworben, 1842 der Grundstein gelegt, 1848 war sie vollendet. Sie steht auf dem Zion und zwar an der Stelle, die einst der Palast des Herodes einnahm, und nimmt sich recht gut aus. Der Stil ist der gothische. Ein Thurm fehlt, und so hat man die Glocke am Eingang aufgehangen. Das Innere erinnert durch die über dem Altar angebrachte schwarze Marmortafel, auf der man in hebräischen Goldbuchstaben das Vaterunser und die zehn Gebote liest, an die ursprüngliche Gestalt der Gemeinde, die zu drei Vierteln ihrer Glieder aus getauften Juden bestand. Auch ihr erster Bischof — er hieß Alexander Wolff und traf 1841 hier ein — war von Geburt Israelit.

Im Jahre 1846 kam zu diesem Grundstamm der Protestanten ein anderes Element. Deutsche Handwerker erzählten einem Herrn Spittler in Basel von dem Elend und dem Bettel der jerusalemer Bevölkerung, und derselbe fand sich dadurch bewogen, hier ein „Brüderhaus" zu gründen. Er schickte einige Handwerker hierher, um das Volk nützliche Dinge zu lehren und nebenbei als Laienmissionäre zu wirken. Die Anstalt wollte indeß nicht gedeihen, da sie nicht auf genaue Kenntniß der Verhältnisse basirt und die „Brüder" zum Theil übel gewählt waren. Die intelligentern fanden die ihnen auferlegte Verpflichtung, ehelos zu bleiben, zu hart und traten zu den Engländern über, die ihnen bereitwillig die Heirath gestatteten. Jetzt ist das Brüderhaus in der Haupt-

sache ein kaufmännisches Geschäft, welches, namentlich durch die Talente und die Rührigkeit eines Herrn Löwenthal, zu verhältnißmäßig großer Ausdehnung und Blüte gelangte.

1846 bekam die Gemeinde in Samuel Gobat, einem Berner, der früher Missionär in Habesch, dann Director einer Missionsanstalt auf Malta gewesen, einen neuen Bischof. Fünf Jahre später begründete der bekannte Pastor Fliedner, unterstützt vom König von Preußen, ein Diakonissenhaus in Jerusalem, welches die Bestimmung hatte, Kranke zu pflegen und die Jugend zu unterrichten. 1852 kam in einem der aus Schleswig vertriebenen Pastoren ein Prediger für den immer stärker werdenden deutschen Theil der protestantischen Gemeinde an. Im nächsten Jahr trat zu der Judenmission eine andere, welche ihr Augenmerk vorzüglich auf die arabischen Christen lateinischen und griechischen Bekenntnisses richtete. Die Zahl der Protestanten Jerusalems betrug im Jahre 1848 nicht mehr als etwa 70, jetzt dürfte sie ungefähr viermal so groß sein. Anfangs fast nur aus Proselyten bestehend, hat die Gemeinde gegenwärtig eine weniger jüdische Physiognomie. Zuerst vorwiegend englisch in der Zusammensetzung ihres fränkischen Theils, begreift sie nun mehr Deutsche als Engländer in sich. Von letztern rechne ich 35 bis 40, von ersteren 45 bis 50 zusammen. Die Zahl der Proselyten soll sich auf etwa 120 belaufen, und zwar sind davon ungefähr 80 bekehrte Juden, und der Rest besteht aus Griechen, Lateinern und Armeniern, die zum Protestantismus übergetreten sind. Nur halb zu zählen sind die sogenannten Enquirer, Juden, die sich zur Annahme des Christenthums gemeldet haben und die Kirche besuchen, aber noch nicht getauft sind. Wie viele deren sind, läßt sich nicht wohl angeben, da dieser Anhang der Gemeinde unsicher und schwankend ist.

Mit dem Bisthum und der Mission stehen ein wohleingerichtetes Hospital und verschiedene Schulen in Verbindung, von denen die Bischofsschule außerhalb der Stadt über dem Gihonthal die am zahlreichsten besuchte ist. Unter deren Zöglingen befinden sich auch einige mohammedanische Kinder, die Mehrzahl gehört Familien arabischer Protestanten an.

Es ist hier nicht der Ort, sich über den Nutzen von Missionen überhaupt auszusprechen. Wenn aber gewisse Reisende auf der hiesigen einen besondern Segen Gottes ruhen lassen, so ist dem zu widersprechen. Es ist wahr, man hat einige Kinder unterrichtet, Handwerker gebildet und Kranke gepflegt und geheilt, und ich bin der Letzte, der diesen Leistungen die ihnen gebührende Anerkennung verweigern, ihren Einfluß auf die Ausbreitung von Cultur und Civilisation leugnen möchte. Für die Hauptsache aber, oder für das, was der Mission Hauptsache ist, für das Christenthum ist wenig gewonnen worden. Man hat die Satisfaction, eine Anzahl Juden und andersgläubige Christen zum Hochkirchenthum bekehrt zu haben, aber man hat, indem man

sich den Juden nicht nur anbequemte,*) sondern sie sogar bevorzugte, sie fast wie eine Art Adel behandelte, einestheils diese Proselyten geburtsstolz gemacht, anderntheils selbst ein gewisses halbjüdisches Wesen angenommen, welches ohnehin schon in dem Geist der englischen Kirche liegt. Und sehen wir uns diese getauften Israeliten an, so nimmt sich der Gewinn noch weniger tröstlich aus. Die meisten sind — wenn anders meine Quelle nicht übertreibt — nicht sowol durch Ueberzeugung als durch ein Verfahren gewonnnen worden, welches sich wenig von einem Kauf unterscheidet. Die Mission ist eine Speculation auf die Armuth der jerusalemer Judenschaft. Man beschäftigt jüdische Tagelöhner unter der Bedingung, daß sie an einigen Tagen der Woche eine Missionspredigt hören. Man bezahlt jüdische Eltern dafür, daß sie ihre Kinder in die protestantische Schule senden. Man streckt bedürftigen Juden Darlehne vor und läßt sie ihnen, wenn sie sich „gut aufführen", d. i. sich zur Taufe bequemen; man bezahlt Miethen, schickt Kranken Arzneien, Wöchnerinnen Speisen, alles in der Absicht, sie zu fesseln.

Die Folge dieses Treibens liegt am Tage. Viele der Proselyten melden sich nur, um sich helfen zu lassen, einige sind gradezu anrüchige Subjecte, nach deren Vergangenheit man nicht fragen darf, da es die Herrn von der Mission in Verlegenheit bringen würde. Man weiß, daß eine Anzahl von Juden eigens zu dem Zwecke nach Jerusalem gekommen sind, um sich hier taufen zu lassen, wo der Uebertritt einträglicher als anderwärts ist, und es gibt Beispiele, wo solche in Religionswechsel Machende sich auf dem Wege an verschiedenen Orten das heilige Wasser appliciren ließen, um die Reisekosten zu bestreiten. Eine ziemliche Anzahl von Proselyten sind auch, als der pecuniäre Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprach, wieder zum alten Glauben zurückgekehrt, und wenn in diesem Jahr ein Jude in Smyrna, dem der Missionär für den Uebertritt eine Anstellung als Bibelcolporteur mit vier Pfund Sterling monatlich versprochen, wieder zu Moses umwandte, als die Missionsgesellschaft nur zwei Pfund bewilligte, so werden sich dem Vorfall aus dem Wirkungskreise der geistlichen Herrn auf dem Zion mehre ganz ähnliche Metamorphosen an die Seite stellen lassen.

Ich bin weit entfernt, der Ansicht beizupflichten, die Missionäre wünschten auf diese Weise nur dahin zu kommen, für die Mittel, die ihnen von London zufließen, in der Zahl der Proselyten entsprechende Ergebnisse aufweisen zu können. Sie sind, so viel mir bekannt, redliche Seelen und der Grund ihres Verfahrens liegt wol vielmehr darin, daß sie dem Taufwasser magische Kraft

---

*) Man hat bei dem hebräischen Gottesdienst in der Zionskirche Gebetbücher mit den gewöhnlichen jüdischen Gebeten in Gebrauch, welche letzteren nur wenig abgeändert, nur mit einigen Anspielungen auf christliche Glaubensätze vermehrt sind.

beimessen, ein Glaube, von dessen Grundlosigkeit sie freilich schon längst die Erfahrung überzeugt haben sollte.

Der Geist, der die jerusalemer Protestanten mit wenigen Ausnahmen durchweht, ist eine Zusammensetzung aus englischem Hochkirchenthum, jüdischem Wesen und deutschem Pietismus, wozu sich in neuester Zeit noch ein bedenklicher Chiliasmus gesellt hat, der in der Apokalypse das Hauptbuch des Neuen Testaments zu sehen und die Träumereien Elliots als tiefe Wahrheiten zu betrachten scheint. Man hat nicht genug an dem Gottesdienst in der Kirche und hält darum jede Woche noch Betstunden in einem Privathause, wobei außer den Geistlichen auch Laien sich mit Gebeten und Ermahnungen hören lassen. Als Ursache dieser Einrichtung gab man mir folgendes an. Bekanntlich brach im vorigen Jahre in Amerika wieder einmal eins jener „Revivals" aus, welche die Gemüther der Yankees von Zeit zu Zeit erschüttern. Geistliche und Laien wurden von dem religiösen Enthusiasmus wie von einer ansteckenden Krankheit erfaßt, von Grafschaft zu Grafschaft, Staat zu Staat pflanzte sich der wilde Taumel fort. Advocaten, Commis, Weiber organisirten sich zu großen Betergesellschaften, schrien unter Zuckungen und Verrenkungen Gott um Erbarmen mit ihrer Sündhaftigkeit an, weissagten von der Nähe des jüngsten Gerichts und trieben allerlei andern gottesfürchtigen Unfug. In Schottland entwickelte sich aus der Kunde hiervon eine ähnliche Epidemie. In Jerusalem sah man in diesem Wahnwitz einen besondern himmlischen Segen, eine Art Ausgießung des heiligen Geistes, eine der „Wehen vor der Wiederkunft des Herrn." Dazu kam die Meinung, daß die Welt in den letzten Jahren auffallend gottloser geworden, dazu wieder die Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse in Europa, der Aufgang des Napoleonischen Sterns, der orientalische Krieg und zuletzt die drohenden Aspecten in Italien. Man schien in dem Kaiser der Franzosen den Antichrist, mindestens seinen Vorgänger zu erblicken, man sprach ausdrücklich davon, daß die Ausgießung der vorletzten Zornschale der Offenbarung Johannis bevorstehe, die Parusie Christi nahe vor der Thür sei. So bereitete man sich denn in jenen Conventikeln, an welchen ich den Bischof mit allen übrigen Geistlichen der Gemeinde theilnehmen sah, auf das Ereigniß vor, ahmte bis auf weiteres das Thun der Amerikaner nach und erwartete, daß demnächst auch hier die rechte Erweckung beginnen werde. Wie sonst vollkommen verständige, durchaus ehrenwerthe Männer in ein solches Treiben hineingerathen konnten, ist nur daraus erklärlich, daß man hier von den großen Kreisen der Bildung entfernt und dem Schauplatz der jüdischen Messiashoffnungen um so näher ist. In der That ich dachte während der Gebete jenes Conventikels lebhaft an die oben beschriebene Scene auf dem Klageplatz der Juden. Ich dachte aber auch noch an etwas Anderes.

Nicht weit vom Palast des armenischen Patriarchen wohnt seit Jahren schon unter einem Feigenbaum ein englischer Sonderling Namens Jones (nach andern Dickson), der sich, in allen übrigen Dingen ziemlich vernünftig, für den Johannes Baptista des wiederkehrenden Christus hält. Er stößt jeden Morgen und jeden Abend in die Posaune, um die Nähe des tausendjährigen Reichs, mit dessen Engeln er gelegentlich in Visionen Zwiesprache hält, der heiligen Stadt zu melden. Früher sah man ihn mit einem Lamme, das er an einem Bande führte, spazieren gehen, und da er sich auf die Malerei versteht, so porträtirte er das Thier, und zwar der Abwechslung halber bald weiß, bald blau, bald in andern Farben. Zwei der hiesigen Geistlichen besuchten ihn einmal, um ihn von seiner Monomanie zu heilen. Als sie aber weggingen, fanden sie, daß ihre Vorstellungen ihn nur in der Ueberzeugung von seiner Mission bestärkt hatten. Der Besuch der „Schriftgelehrten" war ihm ein Zeichen gewesen, daß er der rechte Johannes sei. . Was ich mit dem einen der Geistlichen sprach, wird dieselbe Wirkung gehabt haben. Aber vielleicht werden dem Beklagenswerthen einmal die Augen aufgethan werden und er wird die betrübende Wahrheit erkennen, daß Mr. Dickson nur die Caricatur der übrigen Chiliasten ist, denen blos der Feigenbaum, die Posaune und das blaue Lamm mangeln. Bis dahin mag er mir, der ihn in andern Beziehungen hoch schätzt, ein geneigtes Andenken bewahren.

Daß der Streitteufel, der in der Luft Jerusalems schwebt, auch unter den Protestanten Unheil anstiften würde, war schon deshalb zu erwarten, weil er in der Verschiedenheit der Nationen, welche die Gemeinde vereinigt, und in der starren, stolzen Exclusivität der englischen Hochkirche ein passendes Feld für seine Saat fand. Ebenso verstand sich von selbst, daß es dabei zu keinen solchen Unwürdigkeiten und Roheiten kommen könnte, wie sie die Streitigkeiten der Lateiner und der Griechen bezeichnen.

Es war indeß immerhin schlimmer, als es hätte sein sollen. Lange Zeit bemühte sich der König von Preußen vergeblich, der preußischen Kirche in Jerusalem eine ebenbürtige Stellung mit der englischen zu erwirken. Die britischen Bischöfe schlugen das Verlangen, dem hier wie in England den Gottesdienst regelnden Commonprayerbook die Fürbitte für den deutschen Fürsten einzuverleiben, rund ab. Sie wollten dem deutschen Geistlichen die Erlaubniß, in der gemeinschaftlichen Kirche zu functioniren, nicht eher ertheilen, als bis er sich der englischen Ordination unterworfen habe, die nach dem Glauben der Hochkirche allein den rechten heiligen Geist fortpflanzt. Sie gestatteten zwar, daß die deutsche Sprache in der Kirche gebraucht werde, aber die Deutschen sollten nur Nachmittags eine Predigt in ihrer Zunge hören und sich nur der englischen Liturgie bedienen dürfen. Das gab natürlich böses Blut und rief wiederholten Einspruch gegen diesen Hochmuth hervor, der um

so weniger Recht hatte, als Preußen beträchtliche Summen zu den kirchlichen Instituten beitrug und namentlich den Gehalt des Bischofs zum großen Theil bestritt. So kam es zu einem Compromiß, welches dem deutschen Pfarrer die Kanzel in der Zionskirche aufschloß, ihm den Gebrauch eines preußischen Kirchenbuchs bei der Liturgie zugestand und die Fürbitte für den König von Preußen geschehen ließ. Auch haben die Engländer auf die Reordination der deutschen Geistlichen Verzicht geleistet. Allein die Stellung des deutschen Theils der Gemeinde ist noch immer eine untergeordnete; denn ihr Prediger darf nur einen Sonntag um den andern und dann nur des Nachmittags in der Kirche den Gottesdienst halten, und wenn der Bischof in deutscher Sprache predigt, wird noch immer die Uebersetzung der englischen Liturgie gebraucht.

Ich wohnte einem dieser Nachmittagsgottesdienste bei, und ich kann nicht sagen, daß er mich sehr angesprochen hätte. Die Predigt des Bischofs über geistige Auferstehung war nicht übel; doch störte der Schweizerdialekt mit Worten wie Finschterniß, giebscht, bischt u. a., und die halbenglische Weise freizusprechen und gleichwol gelegentlich aufs Blatt zu sehen, wollte auch nicht gefallen. Evangelium und Epistel wurden von einem andern Geistlichen mit stark englischem Accent verlesen, die Melodie: „Jesus meine Zuversicht" nach einer weniger schönen Melodie als bei uns gesungen. Das Commonprayerbook mag sich englisch recht gut ausnehmen. In deutscher Version, in deutschen Gemeinden angewendet, macht es mit seinen genau formulirten Anweisungen, Gott „proper" zu dienen, den Eindruck eines Etikettenbuchs, welches die Cour am herrgöttlichen Hofe ordnet; mit seinem fünfmaligen Vaterunser aber und seinem abwechselnden Sprechen der Psalmenverse durch Geistlichen und Gemeinde erinnert es bald an die klappernde Paternostermühle katholischer Rosenkranzandachten, bald an das gedankenlose und übelklingende Hermurmeln der Gebetordnung in Judenschulen.

War nun in dieser Hinsicht wenigstens ein leidliches Verhältniß zwischen den beiden Theilen der Gemeinde hergestellt, und schienen die Geistlichen derselben sich jetzt gut miteinander zu vertragen, so fand Asmodi, oder wie der Säemann des Aergernisses in Jerusalem sonst heißt, in neuester Zeit doch wieder Gelegenheit, Unkraut unter den Weizen zu säen, und es entbrannte ein großer Zank zwischen dem Bischof und dem englischen Consul, der die Gemeinde noch jetzt in zwei Hälften trennt. Was die eigentliche Ursache und der Gegenstand des Zerwürfnisses war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die bischöfliche Partei drückte sich darüber sehr unbestimmt aus, so daß ich glauben möchte, auch sie sei nicht ganz ohne Schuld. Mit den Gegnern aber meinte ich mich nicht einlassen zu dürfen, da ich in diesem Fall den mir näher stehenden Deutschen, welche mit der großen Mehrzahl der englischen Glieder der Gemeinde eifrig bischöflich sind, verdächtig geworden wäre. Viel-

leicht erzählt uns Fräulein Friederike Bremer, der es möglich war, sich in den Soireen beider Parteien zu bewegen, Genaueres; indeß ist bei der Art dieser Dame, Herbheiten zu vermeiden und sich durch Dankbarkeit in ihrem Urtheil bestimmen zu lassen, nicht viel Brauchbares zu erwarten.

Nach dem, was ich erfuhr, war der Zank im Wesentlichen ein Etiketten-streit, seine Hauptursache der Ehrgeiz einer Frau. Die Frau Consulin, Tochter eines Pfarrers Mac All, der eine Widerlegung des Talmud geschrieben, selbst eine Gelehrte, wollte eine Rolle spielen, die Erste in der Gemeinde sein, in die Geschäfte des Bischofs hineinreden, die alte Vergötterung der Juden fortgesetzt sehen, das auserwählte Volk andern Proselyten vorgezogen haben u. s. w. Der Bischof ging darauf nicht ein. Seine Gemahlin, deutsch ehrlich, ein wenig derb und geradezu, verhielt nicht immer, was die Etikette zu verhalten gebot. Der Consul, ein Engländer, wie man sie sich bei uns alle vorzustellen pflegt, sonderlich und wunderlich, steif und starr, im Uebrigen vom Willen seiner „Missis“ abhängig, stellte sich in Bullenbeißerposition, umgab sich mit einigen anrüchtigen Subjecten aus der von der Frau Consulin protegirten getauften Judenheit, intriguirte in Zeitungen gegen „the prussian bishop“ und gerieth, als die Gegner nicht nachgaben und seinem groben Geschütz gegenüber ebenfalls Batterien aufführten, in solchen Aerger, daß er den Bischof durch Ankündigung von Stadtarrest zu seinem Willen zu nöthigen suchte. Nach langem unerquicklichen Hin- und Herschreiben bekam er in London wie in Berlin Unrecht, und daß er wirklich im Unrecht war, geht für mich mit Evidenz daraus hervor, daß der preußische Consul auf Seiten des Bischofs steht.

Ich erzählte im vorigen Capitel, wie sich ein Spanier erkundigt, ob man in Jerusalem angenehm leben könnte, und will nun ausführlich darauf antworten, so weit die Antwort nicht schon im Bisherigen liegt. Von selbst versteht sich, daß es hier kein Theater gibt, daß ein Ball von den Frommen als eine mindestens ebenso verdammenswerthe Entheiligung Zions angesehen werden würde, als die Prügeleien am heiligen Grabe, daß die Crinolinen sich der engen Straßen wegen auf sehr bescheidene Maße beschränken müssen. Eine Ausnahme auf dem Bezetha ist eine doppelte Kühnheit, da sie, allerdings gigantisch, nicht nur gegen die Mauern der Gassen, sondern auch gegen die (vielleicht zu prüden) Schicklichkeitsbegriffe des weiblichen Zion anstößt. Indeß schließt der Mangel dieser Dinge eine behagliche Existenz nicht aus. Leider fehlen aber auch manche andere, vielleicht wesentlichere Erfordernisse. Zunächst ist für Musik nur dürftig gesorgt. Fortepianos gibt es in Jerusalem, so viel mir bekannt, fünf, gute nur zwei, Personen, die mehr als zu klimpern verstehen, gleichfalls nicht mehr als zwei. Die Engländerinnen interessirt nur Kirchenmusik und Walzer. Von den deutschen Damen spielt, wie ich glaube, Frau v. Pizzamano, wenigstens steht in ihrem Salon ein Pianino, und

sodann die Gemahlin des preußischen Consuls, letztere, als Tochter von Moscheles, natürlicherweise vortrefflich. Mit dem Gesang steht es nicht viel besser. Deutsche haben ein Singkränzchen gegründet, welches beim Jahresfest der Diakonissinnen in recht braver Weise mitwirkte. Die eine Tochter des Bischofs besitzt eine schöne Simme, die aber leider keine Schule hat. Außerdem hört man in Jerusalem nur Orgeln, arabische Pauken und Schalmeien, arabische Lieder, die durch die Nase gesungen werden, und das unaufhörliche klagende Geheul der türkischen Hörner auf Kasernenhof und Exercirplatz.

Spaziergänge verbietet am Tage die Sonne, am Abend der Thorschluß und die Unsicherheit der Umgegend. Eine englische Dame, die vor einigen Monaten den Verhältnissen Trotz bot und nach Sonnenuntergang einen Besuch außerhalb der Stadt wagte, wurde am andern Morgen ermordet aufgefunden, ein Deutscher, der in einem Garten vor dem Jaffathor wohnt, schon zweimal von Räuberbanden heimgesucht und das eine Mal ausgeplündert. Der gewöhnliche Spaziergang ist ein steiniger, baum- und schattenloser Platz vor dem obengenannten Thor, der nur das Gute hat, daß man hier den Westwind frisch, wie er vom Meer herkommt, und ohne Eau de Jerusalem in die Lungen ziehen kann. Zuweilen arrangirt man ein Mittagsmahl unter einem der Bäume im Gihonthal oder unter der großen Terebinthe zwischen dem Jaffa- und dem Damaskusthor. Der Platz muß aber vorher sorgfältig untersucht werden, da die Araberinnen, die hier ebenfalls ihre Picknicks halten, auf solchen Orten Andenken zurückzulassen pflegen, die man nicht gern mit heimnimmt.

Clubs, wo man des Abends seinen Robber Whist spielen könnte, gibt es nicht, Leihbibliotheken ebenso wenig. Die Zeitungen kommen so spät an, daß man hier in politischen Dingen stets um vierzehn Tage jünger ist, als das vom Telegraphen genährte, von den Eisenbahnen verproviantirte westeuropäische Publicum. Von deutschen Blättern sah ich nur die Triester und die Neue Preußische Zeitung. Die Nachricht von dem Ultimatum Oestreichs an Sardinien erfuhr ich nicht vor dem 8. Mai, dagegen spukte die Schlacht bei Solferino gewissermaßen vor, da sich schon am 15. Mai unter den hiesigen Griechen und Italienern das Gerücht verbreitete, Oestreich habe eine große Niederlage erlitten und bei derselben nicht mehr und nicht weniger als 30,000 Mann an Todten eingebüßt.

Von Hauslehrern, Musikunterricht für Kinder muß abgesehen werden, da man sich die Gelegenheit von Europa verschaffen müßte, und dies zu große Kosten verursachen würde. Gute Dienstboten sind selten und theuer. Köchinnen hat man sich ebenfalls aus der Heimath mitzubringen, da mit Araberinnen in der Küche absolut nichts anzufangen ist. Geschickte Handwerker gehören gleichermaßen zu den Seltenheiten, indeß kann man jetzt wenigstens einen leid-

lich guten Stiefel und einen erträglichen Rock gemacht bekommen. Alles was zum Luxus gehört, muß von auswärts verschrieben werden und ist infolge dessen in der Regel noch einmal so theuer als in Deutschland. Indeß dürfte das mit der Zeit sich anders gestalten, da das Bestreben des obengenannten Kaufmanns Löwenthal, die Jerusalemer mit den Bedürfnissen der Cultur zu versehen, einestheils sich auf andere Branchen als die nothwendigsten ausdehnen, anderntheils nicht ohne Concurrenz bleiben wird.

Daß Jerusalem ein gesunder Aufenthaltsort sei, wird man schon aus seiner hohen Lage schließen. Die Hitze ist im Sommer ziemlich stark, aber wegen der reinen Luft nicht eben sehr drückend. Bemittelte, denen es in der Stadt zu heiß wird, halten unter Zelten in Thälern, welche dem Winde offen sind, eine Art Sommerfrische. Landhäuser anzulegen ist der Beduinen wegen nicht gerathen. Von Krankheiten kommen vorzüglich Wechselfieber, die Folge der Cisternen, welche sich in jedem Hof befinden, Augenentzündungen, Dyssenterien, Masern und eine Halskrankheit vor, welche in Anschwellung der Mandeln besteht und bisweilen tödtlich wird. Aerztliche Hilfe ist zur Genüge vorhanden. Die Herren sind zwar mit Ausnahme des Judendoctors Engländer, und diese geben der Apotheke oft mehr zu verdienen, als die neue deutsche Schule gutheißen würde, aber man hat Ursache, Gott zu danken, daß man sie hat und nicht an Italiener verwiesen ist, die im Wesentlichen mit Blutigeln und der Lanzette curiren.

Wohnungen sind sehr theuer, und ebenso sind in den letzten zehn Jahren die Preise der Lebensmittel gestiegen. Ein geheizter Ofen — im Winter eine Wohlthat und darum jetzt nicht selten unter den Franken — ist gleichfalls ein Gegenstand, der nicht unbeträchtliche Ausgaben erfordert. Man brennt Knickholz und Gestrüpp, welches aus der Gegend von Hebron kommt und bündelweise verkauft wird.

Die Auswahl von Speisen ist sehr beschränkt, und so hat das Genie der Hausfrauen, aus Einerlei Mancherlei zu machen, weiten Spielraum. Rindfleisch ist selten und niemals gut zu haben, Kalbfleisch gar nicht. Das Schaf liefert wie in der ganzen Levante auch hier das Hauptgericht für die Tafel. Außerdem kommen bei Wohlhabenden Hühner, Kalekuten, Rebhühner und wilde Tauben, im Winter Fische, bisweilen auch Hasen und Gazellen auf den Tisch. Amerika schickt Schinken, die Lombardei Salami. Kuhmilch ist schwer zu bekommen, man hat sich daher mit Ziegenmilch zu begnügen. Mit der Butter muß in den letzten Jahren eine erfreuliche Veränderung vorgegangen sein; während andere Reisende darüber klagen, habe ich im Hospiz nur sehr wohlschmeckende gefunden. Trockne Gemüse werden eingeführt, namentlich Reis, der in der Form von Pillaw auch von den Franken häufig genossen wird. Die achtbare Familie der grünen Gemüse ist nur durch die

Gurke, und ihren Vetter, den Kürbiß, ferner durch die Bohne, und ihre Stiefschwestern Erbse und Linse, durch Kopfsalat, Spinat und Rüben so wie durch Artischocken vertreten. Die Kartoffel ist so aus der Art geschlagen, daß ihre Verwandten in Deutschland sie nicht als verwandt, kaum als verschwägert anerkennen würden. Die palästinensischen Feigen verhalten sich zu denen von Smyrna wie die Orangen von Jaffa zu denen, die uns Sicilien spendet. Dagegen sollen die Melonen sehr schön sein, und ebenso werden die Trauben von Hebron hoch gerühmt.

Für Getränk ist zunächst durch die Cisternen gesorgt, deren Wasser in der Zeit, wo ich in Jerusalem war, wie das beste Quellwasser schmeckte; es soll durch Ablagern noch besser werden und niemals die garstige Blume und Farbe annehmen, die man bei längern Seereisen an dem mitgenommenen Wasser zu verwünschen hat. Der gebildete Verehrer der Gaben Gottes lebt nicht von Wasser allein, und so genießt er hier auch Kaffee, den ich an den meisten Orten schlecht, und Thee, den ich überall gut bekam. Desgleichen stärkt und erfreut er sein Herz mit Wein; wenn er vermögend ist, mit Bordeaux Nummer eins (Nummer zwei scheint ein Absud von Blauholz, Heidelbeeren und Alaun zu sein), Champagner, Marsala und Sherry, wenn er hochkirchlicher Geistlicher ist, mit dem würdevollen Port, dem Magentrost und Sorgenbrecher der Männer Altenglands. Der hiesige Landwein ist, gut behandelt, ein nicht zu verachtendes Naß. Er hat dann einen Geschmack wie Neßmüller und dasselbe Feuer. Ich sah nur weißen. Der beste wird von zwei Deutschen, dem Hospizwärter Thiel und einem gewissen Schäfer in Bethlehem bereitet. Ob er sich hält und durch Alter gewinnt, ist noch nicht versucht worden, da man hier keine geeigneten Keller besitzt. Wie ich hörte, verschickt man ihn jetzt an Spittler in Basel, und wer von den Lesern seinen Geschmack probiren will, kann ihn von da ziemlich wohlfeil beziehen. Vielleicht stellt sich dort seine Haltbarkeit heraus, und dann ließe sich durch seine Einführung in die Kirchen der gesunkene Abendmahlsbesuch aufbessern — ein Gedanke, der denen, welche sich in Jerusalem selig fühlten, gewiß praktisch scheinen wird. Der Wein der Juden ist ein süßlicher rothgefärbter Mischmasch, den Vater Noah, wie ich mir ihn denke, gewiß nicht gemocht hätte. Schnäpse aller Art findet man in den griechischen Schenken, englische Biere bei Löwenthal und im Hotel von Hauser auf der Christengasse. Daß auch deutscher Gerstensaft in Jerusalem quillt, werde ich mit gebührendem Patriotismus im nächsten Capitel an einem Beispiel erläutern.

Der Ton, der durch die fränkische Gesellschaft geht, ist, wie dies von einer kleinen Colonie nicht anders zu erwarten, ziemlich kleinstädtisch. Ausnahmen scheinen selten zu sein. Es ist, als ob die Häuser troß ihrer dicken Mauern durchsichtig wären, so gut ist jeder über die Verhältnisse seines Nach-

bars unterrichtet. Der Klatsch ist in allen Nüancen ausgebildet, ebenso das übelnehmische Wesen, welches sich an kleine Verletzungen der Etikette stößt. Wird man jemand in Gesellschaft vorgestellt, so erwartet er einen Besuch, namentlich wenn er sich zu den Honoratioren rechnen darf. Kommt man nicht, macht man eher bei andern als bei ihm Visite, hält man sich bei andern länger auf, so ist er verletzt, und es kann einem begegnen, daß er beim nächsten Zusammentreffen vergessen hat, daß man existirt.

Sehr verdient um die Geselligkeit unter den Franken macht sich der protestantische Bischof durch seine Soireen, die er während meiner Anwesenheit jede Woche veranstaltete, und zu denen außer den Consuln und andern Einheimischen von Distinction auch Fremde, die ihm vorgestellt worden sind, Einladungen erhalten. Ich sah hier den preußischen, den russischen und den französischen Consul, den russischen Bischof, die verschiedenen Geistlichen der englisch-deutschen Gemeinde, den englischen Arzt, russische und amerikanische Reisende und einen Kranz von Damen. Man unterhielt sich über Tagesfragen, besah sich die auf den Tischen des Salons ausliegenden neuesten Bücher über den Orient, musicirte ein wenig, ließ sich Thee und später Wein mit Confect präsentiren, alles ziemlich ungezwungen. Wenn zum Schluß die ganze Gesellschaft aufrauschte, um ein Capitel aus der Bibel vorlesen zu hören, und dann, das Gesicht nach der Stuhllehne gekehrt auf die Knie fiel, um zu beten, so mag das Deutschen eigen vorkommen. Bei einem Bischof der englischen Kirche ist es Gewohnheit und als solche zweite Natur.

Zum Schluß ein Wort über die Hauptpersönlichkeiten der fränkischen Gesellschaft in Jerusalem. Dahin gehören zunächst die Consuln, die Mitregenten der Stadt. Sie sind hier, da ein Handel mit Europa kaum existirt, lediglich Richter und politische Agenten. Der erste war der englische; er zog schon 1839 hier ein. Ihm folgten 1843 ein preußischer, ein französischer und ein sardinischer. Etwas später traf ein spanischer, dann ein amerikanischer ein, dann, im März 1849 ein östreichischer, endlich, und zwar erst vor zehn Monaten, ein russischer. Bis zum Jahre 1855 duldeten die Türken nicht, daß die Consulate ihre Flaggen entfalteten. Die Feier des Falls von Sebastopol gab Veranlassung, dies zum ersten Mal zu thun, und jetzt wehen die Farben der verschiedenen Nationen, von Kronen überragt auf ihren hohen Masten jeden Sonntag und bei allen sonstigen Feierlichkeiten.

Jeder Consul hat seinen Dragoman, der in der Regel ein Armenier ist, seine Kawaschen, Türken oder Araber, welche ihm als Boten, Aufwärter und Polizeileute dienen, und deren er nach Belieben und Vermögen zwei oder drei hält, endlich in der Regel auch seinen Kanzler. Die Dragomane sind nicht blos Dolmetscher, sondern betreiben zugleich Geld- und Mäklergeschäfte. Keiner von ihnen spricht deutsch, denn die Geschäftssprache ist italienisch. Jedes

Consulat hat in den kleinern Städten Palästinas Consularagenten, meist wohlhabende Araber, die bisweilen für ihre Bestallung, welche ihnen einen Titel, das Recht Kawaschen zu halten, eine Flagge auszustecken und andere Vortheile gewährt, recht erkenntlich sein sollen. Auf der Straße zeigt sich ein Consul nie anders als mit seinem Kawaschen, der, wenn sein Herr daheim ist, an der Thür als Portier Wache hält. Von den consularischen Ehren in der katholischen Kirche ist im Vorigen die Rede gewesen; die protestantische weiß nichts davon.

Das Ansehen der Consuln wechselt mit dem Ansehen der betreffenden Gesandten in Konstantinopel. Der beliebteste scheint der preußische zu sein, der mächtigste war bis vor Kurzem der französische, aber weniger durch die geschickte Politik, die er übte, als durch den Zwang, mit dem der Herr von Thouvenel in Konstantinopel mit den 25,000 Franzosen, die damals bei Skutari lagerten, seine Forderungen unterstützte, und die Angst vor Absetzung, in der Kiamil Pascha den Franzosen allenthalben willfahrte, bis es der Pforte zu stark wurde, und sie den ängstlichen, nachgiebigen Vertreter ihrer hiesigen Interessen durch den jetzigen Pascha ersetzte. Die letzte wichtige Errungenschaft der Franzosen war die Abtretung der Annenkirche an sie. Da diese seit Jahrhunderten im Besitz einer mohammedanischen Gemeinde war, und an Christen nicht einmal gern Privathäuser, geschweige denn Moscheen überlassen werden, so hielt es schwer, dies durchzuführen, und als es erreicht war, erregte es nicht blos den Zorn der Türken und Araber, sondern auch den Neid der christlichen Sekten. Die Franzosen hatten Kiamil Pascha versprochen, ihm, falls er behilflich, das Muschirat zu verschaffen. Dann hielt man in Stambul um die Kirche an. Die Pforte erkundigte sich bei Kiamil, was an derselben sei, und dieser antwortete, ein Steinhaufen, der einmal eine Kirche gewesen sein solle. Darauf folgte — es war um die Zeit, als der Sultan mit Thränen in den Augen dem Andringen Thouvenels folgte, seinen Ball zu besuchen — die Bewilligung des Gesuchs. Als die Türken erfuhren, daß der Steinhaufe in Wahrheit ein noch wohlerhaltenes Gebäude sei und Thouvenel nicht mehr drücken konnte, wurde der ungetreue Pascha zuerst auf einen untergeordneten Posten in Amasia geschickt und bald darauf aus dem Staatsdienst entlassen.

Sein Nachfolger aber hat sich daran ein Beispiel genommen. Er hält zäh an den Rechten seiner Regierung fest, und der jetzige Consul, ein Herr Barère, wird keine derartigen Eroberungen machen. Er ist ein kleiner Herr mit einem großen Bart, einem etwas verlebten Gesicht und einem stets zu Verbeugungen geneigten Nacken. Als ich ihn in der einen Soiree beim Bischof traf, sah er sich fortwährend um, wie wenn er befürchtete, jemand vergessen zu haben, dem er Verbindliches zu sagen hätte, und man mußte sich von Stuhl zu Stuhl retten, wenn man nicht unter sein Füllhorn von Höf-

lichkeiten gerathen wollte. Das schließt aber nicht aus, daß er eine unglaublich hohe Meinung von seinen Verdiensten um Jerusalem und die Civilisation hat. Daß la France an der Spitze der neuern Culturbewegung steht, ist ihm Axiom, daß er diese Mission hier zu vertreten hat und sie wirklich mit Muth und Gewandheit vertritt, seine fixe Idee, die er ohne irgendwelche überflüssige Bescheidenheit jedem, der sie hören will, mit Beispielen aus seiner Wirksamkeit vorträgt.

Wenn man ihm glauben dürfte, so hätte der Gute Jerusalem schon zu wiederholten Malen vom Untergang gerettet. Es ist aber nur das Kickeriki des gallischen Hahnes en miniature. Vor einiger Zeit stießen betrunkene Lateiner des Nachts auf türkische Soldaten und bekamen Händel. Die Türken zogen, als jene ihre Knüppel gebrauchten, vom Leder und verwundeten einen so schwer, daß er starb. Der französische Consul, zuerst von dem Lärm benachrichtigt, begab sich, statt sofort an Ort und Stelle zu erscheinen und die Kämpfenden zu trennen, nach der Kaserne, weckte den Pascha und forderte ihn auf Ruhe zu stiften. Dies geschah ohne besondere Anstrengung. Der Consul aber schickte noch in der Nacht zu dem Patriarchen und andern vornehmen Leuten und ließ ihnen melden, Jerusalem hätte in der größten Gefahr geschwebt, eine Revolution der Türken gegen die Christen sei ausgebrochen gewesen, sie könnten indeß ruhig weiter schlafen, die Stadt sei gerettet, die Gefahr von ihm beschworen. Aehnlich verfuhr der rührige kleine Herr bei dem letzten Skandal in der Grabeskirche. Als das türkische Militär anrückte, um die Ordnung herzustellen, soll Herr Barère „en avant" gerufen haben, für seine Person aber weit davon geblieben sein, da das gut für den Schuß ist. Später will er (ich hörte es ihn selbst erzählen) die geschlagnen rachedürstenden Armenier, als sie sich Verstärkung geholt und sich zu einem Sturm auf die Türken vor der Kirche angeschickt, durch beredte Vorstellungen von ihrem Vorhaben zurückgebracht und so abermals die Christen vor Niedermetzelung durch die Mohammedaner bewahrt haben. Die Wahrheit ist, daß ein solches Unglück gar nicht oder nur in der Phantasie des Herrn Consuls drohte, und daß, wenn Jerusalem gerettet wurde, dies durch die armenischen Geistlichen geschah, welche ihre Leute vom Kampfsplatz abriefen.

Nicht besser als dieser Anspruch auf die Dankbarkeit der Jerusalemer ist die Meinung begründet, daß Frankreich im Orient eine civilisatorische Mission verfolge. Im Gegentheil: waren die Türken immer zu Erpressungen geneigt, immer leicht zu bestechen, so ist es damit seit dem letzten Erscheinen der französischen Heere in der Levante ganz besonders arg geworden. Nicht oft ist in neuester Zeit eine Nation so geldgierig, so unverschämt habsüchtig aufgetreten, als die Franzosen in Konstantinopel. Um nur ein Beispiel anzuführen, ließ die Frau St. Arnauds sich von der Regierung ein Kaik mit

zwölf Ruderern liefern, dann erklärte sie, sich mit einem geringern behelfen zu wollen, doch bäte sie sich die Differenz in klingender Münze aus. Als dies gewährt worden, mußte ihr die Pforte ein Hotel ausmöbliren, und kaum war dieses eingerichtet, so veranstaltete sie eine Auction, versteigerte Hotel, Möblement und Kaik und zog sich mit dem Erlös nach Paris zurück. Aehnliche Dreistigkeiten erzählt die chronique scandaleuse von Stambul noch viele. Die Türken aber merkten sich das und ahmten es, wo Gelegenheit war, nach. Von Engländern, Preußen und Russen wird nichts der Art berichtet; wol aber soll ein früherer östreichischer Internuntius sich von dem Schauplatz seiner Thätigkeit am goldnen Horn reicher zurückgezogen haben, als er es nach seinem Gehalt gesollt hätte.

Der englische Consul, ein Herr Finn, ist bereits charakterisirt. Doch ist noch zu erwähnen, daß er seiner grillenhaften rechthaberischen Gemüthsart wegen nicht blos mit dem Bischof, sondern auch mit seinen Collegen auf gespanntem Fuß lebt. Er soll übrigens fast ebenso gelehrt als seine Frau sein. Wie viel an der von ihm gestifteten antiquarischen Gesellschaft ist, welche die Alterthümer des Landes erforschen soll, habe ich nicht erfahren können. Zahlreich ist sie auf keinen Fall, und besondere Entdeckungen sind von ihr auch nicht bekannt. Indeß verdient das Unternehmen insofern Lob, als damit eine nicht unansehnliche Bibliothek verbunden ist, aus der auch an Nichtmitglieder Bücher entliehen werden. Der Umgebung des Consulats wird viel Ungebühr nachgesagt, namentlich seinem Factotum, dem Juden Meschullam und dessen Sohne.

Auch über den Vertreter Oestreichs ist das Wesentlichste schon bemerkt. Er wohnt in einem schönen Hause auf dem Bezetha, nicht weit vom Damaskusthor und ist jetzt recht vornehm eingerichtet, wozu die Dankbarkeit reicher europäischer Juden für die von ihm ihren Glaubensgenossen in Jerusalem geleisteten Dienste beigetragen hat. In den letzten Jahren war seine Thätigkeit besonders von dem Pilgerhaus in Anspruch genommen, welches nicht fern von seiner Wohnung steht. Von dem Architekten Endlicher in Wien entworfen, wurde es von einem Maurerpolierer aus Prag vollendet. Es ist ein stattliches Gebäude in einem der Stadt sehr wohl angepaßten Stil, doch sollte es höher stehen und im Innern nicht mit solchen zopfigen Guirlanden von Stuckarbeit verziert sein, wie sie der genannte Vollender des Ganzen, ohne Zweifel nach Erinnerungen an frühere Arbeiten in kleinen böhmischen Städten, den Decken und Wänden angeklebt hat. Auch sieht man dem Ganzen eben nicht an, daß es 300,000 Gulden gekostet hat. Man sagt, der Grund habe viele Schwierigkeiten gemacht, es seien große Massen von Schutt und Erde vorher wegzuschaffen gewesen. Man deutet aber auch noch eine andere Erklärung des Mißverhältnisses zwischen Kosten und Leistung an. Der

Dragoman des Generalconsulats hat, ohne der Bank, die er besitzt, Geld zu entziehen, in der letzten Zeit sich mehre Häuser gekauft. Der arabische Tischler, welcher Thüren, Fenster und anderes Holzwerk lieferte, ist aus einem armen Teufel ein wohlhabender Mann geworden. Der Polierer hatte sich, obschon er nichts weniger als ärmlich lebte, sich ein Pferd hielt, bisweilen Vergnügungsreisen machte, eine nicht unbedeutende Summe zurückgelegt. Ich lasse die Schlüsse, die ich daraus ziehen hörte, dahingestellt. Mag sein, daß der Argwohn zu weit geht, (die Betreffenden können ja einen Schatz gefunden haben) mag sein, daß er richtig sieht. Daß der Bau auch höher hinauf eine Steigerung des Wohlbefindens bewirkt habe, möchte ich nicht glauben.

Jetzt denkt der Generalconsul an die Anlegung einer Kunststraße von Jaffa nach Jerusalem, die sofort in Angriff genommen werden sollte, wenn der dazu erforderliche Ferman erlangt und — das nöthige Capital durch Actienzeichnung herbeigeschafft wäre. Mit letzterem dürfte es gute Wege haben, da die Chaussee und die mit ihr verbundene Fahrgelegenheit sich wahrscheinlich nur durch die Pilgerzüge der Osterzeit einigermaßen verzinsen würde, Europa nichts in der Sache thun wird und die Klöster, denen das Unternehmen vorzüglich von Nutzen wäre, ihr Geld anderweit brauchen. Inzwischen wünsche ich dem Gedanken alle mögliche Unterstützung, da Jerusalem der Sehnsucht frommer Seelen dadurch wieder um eine volle Tagereise näher gerückt, andererseits aber der abendländischen Bildung und Aufklärung ihre Mission, die Levante für sich zu erobern und mit ihrem Geist zu erfüllen, wesentlich erleichtert werden würde.

Ueber das sardinische und das russische Consulat weiß ich nichts zu sagen, über das spanische nur, daß sein jetziger Chef ein Araber aus Jaffa ist. Vom preußischen sei zunächst erwähnt, daß ich unter seiner Flagge die angenehmsten Stunden in Jerusalem verlebte, daß ich in dem Herrn des Hauses einen ebenso fein gebildeten und liebenswürdigen, als der Verhältnisse kundigen Mann, in seiner Herrin ein Muster edler Weiblichkeit kennen lernte. Es that ungemein wohl, grade Preußen, die norddeutsche, die protestantische Großmacht, unsere Hoffnung, hier so wohl vertreten zu finden, und wenn ich des Sonntags über unserer Terrasse die schwarzweißen Farben flattern sah, erschienen sie mir nicht blos deshalb schöner und edler als alle andern, weil sie Preußen bedeuteten, sondern auch weil der Mann, der unter ihnen wohnt, sie durch ein gründliches Wissen, durch edle Thätigkeit, durch ein Dichten und Trachten in echtpreußischem, echtdeutschem Geiste ehrt. Immer werden die Abende im Salon des Consulats, wo die Musikvorträge der Hausfrau Genüsse der Heimath wiederholten, eine werthe Erinnerung bleiben. Lebhaft stehen mir alle Einzelheiten des Hofes mit seinem riesigen Rebstock, seinem Dach von blühenden Schlingpflanzen, der rothen sarazenischen Gartenhalle

mit ihrem Springbrunnen und des Gartens selbst mit seinen Blumenbeeten, seinen Granatenbüschen, Cypressen und Orangenbäumen vor der Seele. In frischen Farben erscheint Kadurah, der braune schnurrbärtige Kawasch, mit der Glasurne des Nargileh, aus dessen Schlangenrohr wir den duftigen Rauch persischen Tabaks trinken,*) mit Findjan und Ssarf, darin der braune Trank Arabiens. Lebhafter als alles aber bewahre ich das Bild des Herrn dieser anmuthigen Häuslichkeit und der Stunden, in denen es mir gegönnt war, von ihm Belehrung zu holen oder mit ihm Gedanken über Gegenwart und Zukunft auszutauschen. Möge der dankbare Gruß, den ich dem trefflichen Mann und seiner Gemahlin in diesem Blatt über Gebirg und Meer zurufe, auch ihm eine freundliche Erinnerung wecken.

Consul Rosen war früher preußischer Dragoman in Konstantinopel. Er spricht türkisch mit allen Feinheiten dieses Idioms und ebenso arabisch. Eine Uebertragung des türkischen Märchenbuchs „Tutti Nameh", von ihm vor zwei Jahren herausgegeben, zeugte von Geschmack (die gleichzeitig erschienene Wickerhausersche war eine durch wiener Witze verunstaltete Umschreibung des Originals) und ungewöhnlicher Gewandtheit in der Behandlung auch der deutschen Sprache. Jetzt arbeitet er in Mußestunden an der Uebersetzung eines ähnlichen orientalischen Werkes. Als Consul nimmt er die Interessen der von ihm vertretenen Macht fleißig wahr und vermehrt mit Umsicht den preußischen Besitz, der jetzt bereits sehr ansehnlich ist. Das Consulatsgebäude kostete 350,000 Piaster, Diakonissenhaus, Hospiz und Predigerwohnung kamen zusammen auf 450,000 zu stehen. Bei dem raschen Steigen des Werthes der Grundstücke in Jerusalem repräsentiren diese Besitzthümer, von denen Consulat, Hospiz und Predigerwohnung aneinandergrenzen, jetzt etwa das Dreifache ihre Ankaufspreises, also ungefähr dritthalb Millionen Piaster, oder in unserm Gelde 140,000 Thaler. Lärm ist bei diesem Erwerb nicht geschlagen worden, wie bei dem östreichischen Pilgerhaus, bei dessen Erbauung nicht blos die Absicht, den Franzosen Schach zu bieten, sondern sicher auch das Streben, dem preußischen Hospiz Concurrenz zu machen, leitender Gedanke war. Das östreichische Haus ist bei Weitem geräumiger und schöner, als das preußische. Dafür weben aber um dieses keine von den oben angedeuteten Schatten, die, mögen sie nun Realität haben oder nicht, immerhin Schatten bleiben, Schatten, die wenigstens auf die Möglichkeit schließen lassen, daß der Eine oder der Andere sich die Hände nicht rein gehalten habe.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Verhalten, welches bei den Vorgängen in Nablus der englische, und dem, welches der preußische Consul beobachtete. Bekanntlich brach hier im Jahre 1856 infolge der Unvorsichtigkeit eines Missionärs, durch die ein Mohammedaner getödtet wurde, ein Aufstand

*) Das arabische Wort „scherib" bedeutet sowol trinken als rauchen.

gegen die Franken aus, bei welchem einige derselben um das Leben, andere um ihre Habe kamen. Der englische Consul that nichts, um den von ihm Vertretenen Genugthuung zu verschaffen. Der preußische forderte sofort Ersatz und erlangte ihn endlich trotz mannigfacher Schwierigkeiten. Jetzt meldete sich auch der britische College, aber während Preußen sich ehrlich mit einfachem Entgeld für das zerstörte Eigenthum begnügt hatte, verlangte England mit der Stirn, die es den Griechen in der Pacificoschen Sache gezeigt, das Fünffache. Natürlich erhielt es sein Geld, aber die Nabluser nennen jetzt nur die Preußen noch ehrliche Leute.

Andere Persönlichkeiten, an denen ich in Jerusalem ein Interesse nahm, sind: Pastor Crowfurd, der aus reinem Enthusiasmus für Jerusalem und die Mission den Beruf eines Arztes, der ihm in England ein reichliches Einkommen verschafft, mit der Theologie vertauschte und nun seit einigen Jahren im besten Englisch, welches ich je gehört, und mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit der Gemeinde in der Christuskirche das Evangelium predigt, ferner der Missionär Sandrezky und der Professor Levisohn aus Petersburg. Herr Sandrezky hat eine abenteuer- und klippenvolle Schiffahrt durch das Leben gehabt, ehe ihm Bischof Gobat den ruhigen Hafen einer Geschäftsführerstelle der Church Missionary Society öffnete. In Baiern geboren und ursprünglich katholisch, studirte er Jura, ging dann nach Polen, um unter der Fahne mit dem weißen Adler gegen die Russen zu kämpfen, später nach Belgien, ebenfalls um der Revolution zu dienen, wurde in die Fremdenlegion gepreßt, desertirte und kam nach Baiern zurück. Hier fand er natürlich keine Anstellung, doch vermittelte ihm seine Verwandtschaft einen Richterposten in Griechenland. Auf Syra machte er die Bekanntschaft von Schuberts, von dem er sich zum Protestantismus bekehren ließ. Er gab nun die Richterstelle auf und ging als Missionär nach Smyrna, von wo aus er auf Kosten eines reichen Engländers Bone eine Reise durch Kurdistan unternahm, die er beschrieben und herausgegeben hat. Er ist ein Mann von lebhaftester Gemüthsart, der im Alter die Hoffnungen und Ziele seiner Jugend nicht vergessen hat. Bequemer wurde es dem Professor gemacht. Er war Rabbiner im Weimarischen, trat, von der Großherzogin nach Rußland empfohlen, zur griechischen Kirche über und erhielt darauf eine Stelle als Lehrer des Hebräischen an einer petersburger Akademie. Von da kam er vor einiger Zeit nach Palästina, wo er sich mit Aufsuchung samaritanischer Bücher beschäftigte. Jetzt hat er sich von Paris eine Lithographirmaschine geholt, mit der er einen Codex des Pentateuch in samaritanischen Charakteren druckt. Seine gelehrte Bildung schien nicht weit über die eines polnischen Rabbiners hinauszugehen, und mehr als naiv klang es, als er uns das achthundertjährige Alter seines Manuscripts damit bewies, daß es in demselben selbst verzeichnet sei. Die Heiligenbilder, mit denen er seine Stube

behangen, waren wol weniger für ihn selbst, als für vornehmen russischen Besuch bestimmt.

Beinahe hätte ich bei der Schilderung der jerusalemer Franken ein Element übersehen, welches nicht vergessen werden darf, wenn die Züge des Bildes das Original vollständig widergeben sollen. Ich meine die deutschen Handwerksburschen, die in ziemlich starker Anzahl hier durchwandern. Man kann eben nicht sagen, daß sie der Nation, die sie vertreten, in allen Stücken Ehre machten. Die große Mehrzahl von ihnen besteht in Strohmern, welche, um das in der Heimath von der Polizei beschränkte Wandern fortsetzen zu können, die Grenzen der Civilisation überschritten haben. Um zu arbeiten kommen wenige hierher. Dunkle Vorstellungen von einer besondern Heiligkeit des Ortes, Neugier, der Wunsch, sich daheim rühmen zu können, in Jerusalem gewesen zu sein, Eingelebtheit ins Herumtreiben mögen mit der Aussicht auf freie Herberge und Verköstigung in den hiesigen lateinischen Klöstern die Hauptbeweggründe sein, die sie hierher führen. Viele sind Trunkenbolde der ärgsten Art, und die Klöster und Consulate wissen von ihnen viel Schlimmes zu berichten.

Manche haben ungeheure Touren gemacht, und die Ausdauer und Unerschrockenheit, die sie dabei entwickeln, wäre eines bessern Zieles würdig. Es gibt unter ihnen Leute, welche ohne anderes Motiv als ihren Bummeltrieb in Armenien und Kurdistan, am Sinai und an den Katarakten des Nil gewesen sind; ja eines Nachmittags kam im Hospiz ein Schuhmachergesell aus dem Preußischen an, der die unendlich lange Reise von Indien nach dem persischen Meerbusen, von da nach Bagdad und von dort durch die große syrische Wüste nach Damaskus und Beirut glücklich zurückgelegt haben wollte und ein Zeugniß vom Consul Weber in Beirut bei sich führte, worin gesagt war, daß ihm zu glauben sei. Es war ein dunkelbraun gebrannter Gesell mit großem Schnurrbart und glattrasirtem Kopfhaar. Seine Kleidung bestand in einem rothen Feß, einem blauen Baumwollenhemd und dergleichen Beinkleidern. Sein Bündel konnte nicht viel mehr als noch ein Hemd enthalten, und ich glaubte ihm gern, daß die Beduinen ihn überall unangefochten gelassen. Beispiele, daß ein solcher Bursch zu Lande von Konstantinopel bis Jerusalem läuft und nachdem er sich hier wieder auffüttern lassen, sich, immer zu Fuß, nach Kairo arbeitet, sind so gewöhnlich, daß man sie als die Regel ansehen kann. Nichts hindert sie durchzusetzen, was sie sich vornahmen, weder Sonnenbrand, noch Hunger und Durst, noch die Unbekanntschaft mit der Landessprache, noch die Unsicherheit der Gegenden. Sie schlafen an Hirtenfeuern, und wenn sie keines finden, in der Weise Jakobs, wie er die Engelsleiter sah, auf dem bloßen, kalten, thaufeuchten Erdboden, unter dem Kopf als Kissen einen Stein. Sie leben vom Fechten, was hier freilich selten mehr

als ein Stück trocknes Gerstenbrod einträgt. Die mangelnde Sprache müssen Geberden ersetzen. Werden sie ausgeplündert, so tragen sie es mit guter Manier bis zum nächsten Consulat oder Kloster. Man spricht viel von den weiten Wanderungen der orientalischen Derwische, aber diese deutschen Bettelbrüder sind bei weitem mehr zu bewundern, und wenn einmal die Nilquellen entdeckt werden, so geschieht es gewiß eher durch einen Handwerksburschen, als durch einen Gelehrten.

Man könnte ihnen darum trotz ihrer obigen Untugenden gut werden, wenn sie nicht gar zu schmuzig, ungezieferlich und frech wären. Wird ihnen eine Gabe gereicht, so ist sie in der Regel schon in der nächsten Stunde vertrunken. Verweigert ihnen ihr Consulat die geforderte Unterstützung, so drohen sie mit Uebertritt zum Katholicismus oder gar zum Islam. Die Casa Nuova gewährt ihnen dreißig, das Hospiz funfzehn, das Johanneskloster drei Tage lang unentgeltlich Wohnung und Zehrung, und nicht häufig begibt sichs, daß einer Jerusalem eher verläßt, als bis er sich durch alle diese Anstalten hindurchgegessen hat. Die Mönche machen nicht eher Versuche, die protestantischen Gäste zu bekehren, als bis die ihnen gestattete Frist des Aufenthalts im Kloster verstrichen ist. Dann muß das Gute, was der Strohmer ferner zu genießen wünscht, mit der Erklärung, katholisch werden zu wollen, erkauft werden. Die meisten schnüren hierauf ihr Bündel. Andere zeigen dann Geschmack an der Messe und drücken nur den billigen Wunsch aus, erst näher mit dem Glaubensbekenntniß Roms bekannt gemacht zu werden, und die Klügern unter ihnen wissen den Mönch, der ihnen dann den Katechismus erläutert, durch ihre Einwürfe noch Wochen hinzuhalten. Sind die Widerstandsmittel verbraucht, so machen sie sich davon, und das Kloster ist der gefoppte Teufel. Gewissenlosere treten ohne Zaudern über, lassen sich noch eine Weile verpflegen und schütteln, wenn sie endlich doch fort müssen, vor dem Thor den neuen Glauben ab, bisweilen, um ihn im nächsten Kloster noch einmal anzunehmen und wieder abzuschütteln.

Viele mögen auf diese oder andere Art untergehen, und Glücksfälle, wie der vor Kurzem vorgekommene, durch den ein deutscher Schreinergesell zunächst auf Grund seines Namens — er hieß Kapitän — zu Ehren und Würden und einer reichen Frau gelangte, sind im Morgenland so wenig an der Tagesordnung wie bei uns. Besagter Schreinergesell hatte sich nach mehrjährigem Herumstreichen nach allen vier Winden in Konstantinopel ein Sümmchen zusammengefochten, mit dem er nach Kairo ging, wo er sich als Photograph aufthat. Hier wollte das Geschäft anfangs nicht recht gehen. Da hörte der Sohn des Vicekönigs von dem photographirenden Kapitän, nahm den Namen für einen Titel, ließ ihn zu sich kommen und fand an dem aufgeweckten Burschen so viel Gefallen, daß er ihn — wer fragte auch im Orient groß nach

der Vergangenheit? — bei sich behielt und bald nachher zu seinem Adjutanten ernannte. Als solcher kam er mit dem Prinzen nach Konstantinopel zurück, bewegte sich hier mit Geschick in der vornehmen Gesellschaft und heirathete endlich, von seinem Gebieter dazu aufgemuntert und ausgestattet, die Tochter eines der reichsten von den deutschen Bewohnern Peras. Es ist gar nicht undenkbar, daß er noch einmal eine Rolle spielt und als oberster Günstling Aegypten beherrschen hilft. M. B.

Militärische Tagesfragen.

3.

Die preußische Infanterie.

Die Soldaten der preußischen Infanterie sind ohne Frage körperlich kräftiger als die der französischen; dagegen fehlt es den ersteren immer noch an der Gewandtheit der letzteren. Von Natur ist der norddeutsche Bauer und Handwerker eher gelenkiger und ganz gewiß intelligenter als der französische, dagegen wird auf die Einzelausbildung des französischen Soldaten in jeder Art von Körperübung noch heute mehr Werth gelegt, als auf die des preußischen. Indessen ist in Preußen seit zehn Jahren in dieser Beziehung auch ungemein viel geschehen und wir sind der Meinung, daß die Vortheile, welche hier der Franzose vor dem Norddeutschen voraushat, viel weniger in dem Unterschied der Uebung, als in andern Umständen ihren Grund haben. Ein sehr guter Beobachter, ein norddeutscher Offizier, wenn wir nicht irren, Hundt v. Hafften, sagt einmal: wenn man das Exercitium eines französischen Bataillons mit dem eines preußischen vergliche, so stäche das letztere ungemein vortheilhaft hervor, sähe man dagegen eine Anzahl französischer Bataillone manövriren, so würden diese Manöver mit einer Gelenkigkeit und einem Ensemble ausgeführt, gegen welche die Preußen weit zurückblieben. Dies ist eine der richtigsten Vergleichungen preußischer und französischer Infanterie, welche wir noch jemals gefunden haben, und die jeder unparteiische Beobachter unterschreiben wird. Es liegt hier unserer Meinung nach der ganze Haken. Es wird in Preußen noch immer, gemäß den Traditionen der alten Schule, an welchen man mit Zähigkeit hängt, im Verhältniß zu viel Werth auf die Detailausbildung kleinerer Truppenkörper, der taktischen Einheiten gegeben, und der dabei herrschende Pedantismus verdirbt wieder, was zuerst durch die körperliche Ausbildung des einzelnen Mannes gewonnen worden ist und, indem er dann auch auf die Manöver größerer Truppenkörper, ganzer

Brigaden und Divisionen übertragen werden soll, nimmt er diesen trotz der Güte des Reglements, welches daran sicher nichts verschuldet, die nöthige Lebendigkeit und Kraft. Weil die Ordnung und zwar eine pedantische Ordnung in jeder der taktischen Einheiten streng aufrecht erhalten werden soll, macht die Bewegung der preußischen Brigade mehr den Eindruck der Bewegung einer Maschine, während bei den Franzosen, wo man im Einzelnen fünf gerade sein läßt, der Eindruck der Bewegung eines lebenden Wesens hervortritt. Dieser Vergleich dringt sich unwillkürlich auf, und es fehlt ihm nicht an einem merklichen Grad von Wahrheit.

Das preußische Infanterieexercirreglement, die Erbschaft einer großen Zeit, der Reformzeit, und eines großen Mannes, Scharnhorsts, ist noch heute das beste in Europa. Es zeichnet sich vor allen Dingen durch seine große Einfachheit aus, in der kein anderes ihm gleichkommt, dann dadurch, daß man sich bemüht hat, mit wenigen Mitteln sämmtliche Evolutionen ausführen zu lassen, so daß stets dieselben Elemente wie in der Gliederung, so im Commando und in der Evolution sich wiederholen. Die neuesten Entwicklungen des Reglements beziehen sich vorzugsweise auf die Compagniecolonnen. Auch die darüber gegebenen Vorschriften sind einfach und praktisch. Was gegen die preußischen Compagniecolonnen einzuwenden ist, das liegt nicht im Reglement, sondern in der zu häufigen und oft ungerechtfertigten Anwendung dieser Formation. Wenn das preußische Reglement in dem Sinn befolgt wird, in welchem es abgefaßt ist, so muß es zu den besten Resultaten führen. Aber es kann das nicht mehr, wenn man es in der Anwendung verkünstelt. Das französische Infanterieexercirreglement läßt bekanntlich bis auf den heutigen Tag vieles zu wünschen übrig, aber die Franzosen sehen sich, sobald sie ins Feld gehen, die Umstände an, richten sich augenblicklich danach und werfen nun allen unnützen Kram mit bewundernswerther Leichtigkeit bei Seite, während sie vielleicht dafür zu neuen Mitteln greifen, von denen sie normalerweise eigentlich gar nichts wissen. Wir sind im Besitz eines höchst interessanten Actenstückes aus allerneuester Zeit, welches einen neuen Beweis dafür liefert. Es ist eine Instruction des Kaisers Napoleon des Dritten, welche er für die Armee herausgab, bevor er die Operation auf Novara eröffnete. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß diese Instruction in Deutschland bekannt sei, da sie wirklich ein hohes Interesse gewährt und außerdem ziemlich kurz ist, wird es mir erlaubt sein, sie in möglichst wortgetreuer Uebersetzung hierherzusetzen:

„Die Eigenthümlichkeit des Terrains, auf welchem die Armee in Thätigkeit treten wird," sagt Napoleon zu seinen Generalen, „veranlaßt mich, Sie an einige Grundregeln zu erinnern, die wir bei unsern Operationen zu befolgen haben, und die zur Kenntniß aller gebracht werden müssen. — Die

Ebenen der Lombardei, welche wir im Begriff stehen zu betreten, haben eine große Aehnlichkeit mit denen, durch welche die Armee von Novi bis Voghera marschirt ist. Das Land ist von Bäumen bedeckt, von Gräben durchschnitten, von Reisfeldern, die oft für Cavalerie und Infanterie, wenn sie in einigermaßen zahlreichen Massen vereint ist, ungangbar sind. Der Reiter, der Infanterist finden bei jedem Schritt Schwierigkeiten, über diese natürlichen Hindernisse hinwegzukommen. Das Gefecht muß also durch zahlreiche Tirailleurschwärme geführt werden, welche uns zugleich das Mittel geben, unsere Infanterie einigermaßen gegen die Wirkungen des feindlichen Geschützes zu sichern. — Die Tirailleurs haben von der Cavalerie wenig zu fürchten, welche selten Gelegenheit finden wird, eine Linie anzugreifen. Es genügt, daß sie sich rasch sammeln, kleine Gruppen bilden, um dann in diesen im Nothfall den Schutz ihrer Unterstützungen zu gewinnen. Die Bataillone, welche die Unterstützungen bilden, marschiren so gesammelt als möglich und in der Regel in Colonne mit Pelotonsfront auf halbe Distance geschlossen.*) Sie sind so stets im Stande, das Carré zu formiren, indem sie die innern Züge**) rechts und links zur Bildung der Flanken einschwenken lassen. Die Tirailleurcompagnien,***) wenn sie auf das Carré zurückgehen, formiren dessen Reserve.†) Die Bataillone können nur schwer immer auf gleicher Höhe marschiren, es ist daher von Wichtigkeit, daß die Bataillonchefs nur die Seiten des Carrés feuern lassen, welche gegen den Feind gekehrt sind. Bei Novi††) ward ein deployirtes Bataillon unter dem Befehl des Marschalls St. Cyr von zwei Regimentern östreichischer Cavalerie angegriffen. Das dritte Glied machte Kehrt, die schließenden Offiziere und Unteroffiziere traten zwischen die Glieder und in dieser Verfassung hielt das Bataillon, ohne das Carré zu formiren, in bewundernswerther Weise die wiederholten Angriffe des Feindes aus. Man muß solche Beispiele beachten, welche in einzelnen Ausnahmefällen eine nützliche Anwendung finden können. — In einem bedeckten Terrain, wie dasjenige, in welchem wir operiren werden, muß jeder Offizier, welcher eine Truppe befehligt, vor allen Dingen nach vorwärts, nach rechts, links und rückwärts sich Kenntniß von den Wegen zu verschaffen suchen, mittelst welcher er seine Verbindung mit benachbarten Truppen unterhält. Nur so kann er sich stets in der allgemeinen Richtung der Treffenlinie erhalten. Jeder von ihnen — noch einmal — muß ganz insbesondere darauf bedacht sein, seine

*) Die französischen Bataillone der Linie hatten bekanntlich sechs Compagnien, deren jede ein Peloton formirt und ihrerseits wieder in zwei Züge (Sections) zerfällt.

**) Die des dritten und vierten Pelotons.

***) Nämlich die Voltigeurs- oder sechsten Compagnien.

†) Im Innern des Carré.

††) 1799; man könnte hier auch die Preußen bei Mollwitz und aus neuester Zeit die Schotten bei Balaklava citiren.

Tiraillurlinie so zu dirigiren, daß er sich stets nach der Seite gegen den Feind hin deckt, während er zugleich das geschlossene Gros seiner Truppe in der Treffenlinie hält. Erreicht eine Truppe einen Weg, welcher die allgemeine Marschrichtung kreuzt, so muß ihre Colonnenspitze häufig Halt machen, damit die zurückgebliebenen Truppen in die Treffenlinie herankommen können.*) — Unsere Colonnen müssen angesichts des Feindes so viel als möglich die Wege vermeiden, welche oft die einzigen Linien sind, die von der feindlichen Artillerie der Länge nach bestrichen werden. Sie verlassen dann die Landstraßen und marschiren seitwärts derselben. Um die Irrthümer zu vermeiden, welche allzuviele Trommel- und Hornsignale durcheinander herbeiführen können, werden nur diejenigen**) wiederholt, welche die Bataillonscommandanten geben lassen, immer mit Vorausschickung der Benennungssignale des Regimentes und Bataillons. Wenn die Batterien der Artillerie durch die Natur des Terrains gezwungen sind, andere Wege einzuschlagen, als die Colonnen der Infanterie, dürfen sie niemals ohne eine Infanteriebedeckung marschiren. Diese Bedeckung muß immer gedeckt gegen das feindliche Geschützfeuer aufgestellt werden. Geben Sie den Bataillonscommandanten 2c. Befehl, daß sie ihren Offizieren anempfehlen, sich vollständig mit den Grundregeln vertraut zu machen, welche in dieser Depesche enthalten sind."

Diese kurze Instruction, so viel uns bekannt, vom Kaiser Napoleon selbst abgefaßt und niedergeschrieben, enthält im Wesentlichen das ganze Exercir- und Manövrirreglement, welches die Franzosen in diesem Jahre in Italien wirklich zur Anwendung gebracht haben. Es liegt noch eine Anzahl von Divisionsbefehlen vor uns, die Einzelnes weiter ausführen und Vorschriften für Uebungen in den Cantonnements geben, aber sie sind durchweg nur eben ergänzender Art. Man wird nicht leugnen wollen, daß die Instruction Napoleons alle Cardinalpunkte, auf welche es nicht blos in Italien, auf welche es in allen Culturländern, namentlich auch in den Rheingegenden ankommen würde, mit großer Schärfe hervorhebt.

Das preußische Infanteriebataillon besteht aus vier Compagnien, und rangirt normal in drei Gliedern; jede Compagnie bildet zwei Züge. Da das dritte Glied zum Tirailliren verwendet wird, so lange die Auflösung einer größeren Zahl nicht nothwendig erscheint, so stellt sich im Gefecht eine durchgehend zweigliedrige Aufstellung heraus, wie sie bei den Franzosen seit 1858 für die ganze Infanterie reglementarisch ist, und das preußische Bataillon, welches bei dreigliedriger Aufstellung acht Züge hat, hat im Gefecht thatsächlich zwölf zweigliedrige Züge; wofür man auch sagen könnte, es hat ab-

*) Weil man nämlich auf solchen Querwegen Aussicht nach rechts und links hat, was außerhalb derselben in Getreidefeldern, Rebbergen 2c., die man durchzieht, nicht der Fall ist.

**) In den Tiraillurlinien.

ministrativ und für die Parade vier Compagnien, taktisch, für den Gefechtsdienst sechs Compagnien. Das ist nun anerkannt, daß es zweckmäßig sei, die administrative mit der taktischen Eintheilung so weit zusammenfallen zu lassen, als zwingende Gründe nicht absolut dagegen sprechen. Es würde daher unzweifelhaft zweckmäßig sein, das preußische Bataillon auch administrativ in sechs Compagnien zu zerlegen. Man erhielte dadurch zugleich den Vortheil, daß diese Compagnien kleiner würden und um so besser von ihren Chefs administrativ und taktisch zu leiten wären. Die preußische Compagnie würde dann statt jetzt 250, nur 166 M. zählen. Immer bliebe sie noch größer als die französische, welche während des Krimkrieges auf dem höchsten Stand 150 M. hatte, gewöhnlich 110 bis 120 M. hat und im letzten Feldzuge bei einigen Regimentern nicht über 80 bis 90 M. stark war.

Nur ein ernstlicher Mißstand scheint uns mit der Verkleinerung und folglich der Zahlvermehrung der Compagnien in Preußen verknüpft zu sein, der allerdings leicht zu beseitigen wäre, wenn man sich zu den geeigneten Mitteln entschließen wollte. Aber eben die Anwendung dieser Mittel wird auf zähen Widerstand von gewisser Seite her und auf großartige Vorurtheile stoßen. Hatte bis jetzt ein Bataillon etatsmäßig 22 Offiziere, so würde es nun, falls die Zahl der Offiziere bei den Compagnien nicht reducirt und diese auf 6 gebracht werden sollten, 32 Offiziere erhalten müssen, oder würde die Zahl der Compagnieoffiziere auf 4 reducirt, doch immer noch 26. Es träte also eine beträchtliche Erhöhung des Offiziersetats, folglich der Kosten ein. Handelte es sich dabei lediglich um die Linie (oder das stehende Heer), so möchte die Sache sich noch machen. Nun tritt aber zu jedem Linienbataillon ein Landwehrbataillon; für diese beiden Bataillone steigt die Zahl der Offiziere von 44 auf 52. Die Zahl der Compagniechefs oder Hauptleute kommt von 8 auf 12, und da nach dem jetzt herrschenden System die Hauptleute auch bei der Landwehr der Linie angehören sollen, gibt dies eine um so größere Vermehrung der Kosten. Die Anschwellung der Kosten ist aber unsers Erachtens nicht die einzige Frage, um welche es sich bei einer Vermehrung des Offiziersetats in Preußen handelt. Noch immer bilden in Preußen die Offiziere nicht blos einen geschlossenen Stand, sondern auch einen solchen Stand, dessen sämmtlichen Mitgliedern so zu sagen gleiche sociale Verpflichtungen auferlegt werden, die dafür aber nun auch gleiche Ansprüche auf Beförderung bis zu den höchsten Stellen erheben. Das Princip für die Beförderung, welches als Regel gilt, ist das der Anciennetät; von ihm finden nur spärliche Ausnahmen statt, über deren Charakter zu reden wir auch noch Gelegenheit haben werden. Daraus geht dann hervor, daß der Geduldigste, nicht einmal immer der physisch Kräftigste die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, wenn auch erst in einem späten Alter zu den höchsten Stellen aufzusteigen. Aus

diesem System folgt, daß eine Menge Leute von der äußersten Mittelmäßigkeit, welche zudem noch in dem Alter sind, wo es mächtig bergab geht mit geistiger und körperlicher Befähigung, Generale werden, während andrerseits eine Menge Capacitäten, die an der Stelle jener sein sollten, in den untern Schichten zurückgehalten werden, bis sie durch langes Warten und Gehorchenmüssen auch auf den nöthigen Grad von Nullität hinabgedrückt sind. Dies traurige Verhältniß muß immer schärfer heraustreten, je mehr die Zahl der Subalternoffiziere bis zum Hauptmann einschließlich sich vermehrt, ohne daß zugleich das System durchgreifend geändert wird. In Frankreich wird bekanntlich ¹/₃ der Unterlieutenants aus den Unteroffizieren entnommen, der Rest geht aus den Militärschulen hervor; ¹/₃ der Oberlieutenants geht durch Wahl ohne Rücksicht auf die Anciennetät, ²/₃ nach der Anciennetät aus den Unterlieutenants hervor, ebenso ¹/₃ der Capitäne durch Wahl, ²/₃ nach der Anciennetät aus den Lieutenants, dann ¹/₂ der Majore durch Wahl, ¹/₂ nach der Anciennetät aus den Capitänen. Vom Major ab gilt gar keine Anciennetät mehr, jetzt gilt die Auswahl allein. Man sieht zuerst, daß auf diese Weise eine Anzahl von Unteroffizieren, von denen kein besonders hoher Bildungsgrad verlangt wird, als Offiziere in die Armee kommen, daß man aber in dem System auch das Mittel hat, diese Leute, sofern sie nicht außerordentliche Fähigkeiten zeigen, auf der Stufe des Majors, welche nicht mit derjenigen des preußischen Bataillonscommandanten gleich, sondern unter ihr steht, festzuhalten, während man andrerseits die gebildeten und fähigen Offiziere schnell, in einem jugendlichen, mindestens im kräftigsten Mannesalter in die höhern Stellen bringen kann. Dieses System könnte man auch in Preußen durchführen, es hieße ja weiter nichts als anerkennen, daß nicht jeder, der Küster ist, nun auch zum Pfarrer geeignet sein muß. Es würde sich in Preußen um so besser durchführen lassen, als dort schon jetzt eine Menge junger Leute von ganz tüchtiger Bildung in die Armee auf Unteroffiziersavancement eintreten, nur um sich die Anwartschaft auf Civilstellen zu erwerben. Diese Leute würden sich länger im Dienst festhalten lassen, wenn sie die Aussicht hätten, Offiziere zu werden, und späterhin, wenn sie in Civildienste übertreten, würden sie hier sehr tüchtige Landwehroffiziere abgeben. Es versteht sich, daß mit einer solchen Ummodelung des Systems eine Aufhebung der verschrobenen socialen Ansprüche verbunden sein müßte, welche jetzt in Preußen und vielen andern Orten in Deutschland an den Offizier gemacht werden. Aus ihnen stammen vornehmlich die Klagen über das unzureichende Gehalt in den niedern Stellen, die, so lange jene Ansprüche aufrecht erhalten werden, nur zu sehr berechtigt sind. Bis zum Hauptmann einschließlich hinauf müßten diese Männer, sei es in der Linie, sei es in der Landwehr avanciren können. Denn wir begreifen absolut nicht, wozu ein Hauptmann Feldmarschallskenntnisse haben muß, und wissen,

daß recht viele Hauptleute, die aus preußischen Unteroffizieren hervorgegangen wären, ihre Compagnien vortrefflich führen würden. In Preußen geht nun eine andere Zahl (beurlaubter) Landwehroffiziere aus den einjährigen Freiwilligen hervor. Auch auf diese müßte das System angewendet werden, daß sie bis zum Compagniechef einschließlich avanciren dürften, in gewissen Fällen aber, wenn sie etwa ein dafür vorgeschriebenes Examen beständen, auch darüber hinaus.

Auf solche Weise bräche man allerdings gründlich mit dem alten mittelalterlichen System, welches in Preußen noch in besondrer Strenge aufrechterhalten wird und an die Deutschritter in Preußen erinnert. Man führe die Offiziere in eine neue Zeit ein, in welcher jeder, wie in andern Ständen auch, seine sociale Stellung sich selbst macht, nach seinen Umständen, in welcher ihm nicht diese Stellung staatlich gemacht wird, in welcher nicht einer ganzen Menge Leute von frühster Jugend an durch die ihnen angewiesene Stellung selbst eine Menge Ansprüche in den Kopf gesetzt werden, die zu erheben sie — bei Lichte besehen — wirklich kein Recht haben. Amtliche Stellung und amtliche Tüchtigkeit würden dabei sicher nicht leiden, wenn diese Aenderung einträte, welche zugleich es möglich machen würde, die Zahl der Subalternoffiziere entsprechend den militärischen Bedürfnissen zu erhöhen, ohne daß man vor einer unverhältnißmäßigen Erhöhung der Kosten zurückschrecken müßte. Es würde selbst möglich sein, eine Ermäßigung der Kosten eintreten zu lassen, da man jetzt in größerem Maße auf den beurlaubten Stand der Offiziere zählen dürfte. So einfach und praktisch durchführbar die Sache ist, erkennt doch jeder, wie eine Menge Privatinteressen und Vorurtheile aller Art sich gegen ihre Durchführung verschwören würden. Aber es brauchte nur kräftig zugegriffen zu werden und alles dieses egoistische und mittelalterliche Gewinsel würde zum Vortheil der Sache bald für immer zum Schweigen gebracht sein. Es könnte jemandem einfallen, uns vorzuhalten, daß ja auch in Preußen jedermann Anspruch und Aussicht hat, nicht blos Offizier zu werden, sondern selbst zu den höchsten militärischen Stellen aufzusteigen. Wir halten es nicht für der Mühe werth darauf zu antworten. Es hat auch jedermann Anspruch und Aussicht darauf, das große Loos in der preußischen Lotterie zu gewinnen.

Die preußische Infanterie ist jetzt durchweg mit gezogenen Gewehren bewaffnet, oder kann es wenigstens, einschließlich der Landwehr zweiten Aufgebots, in kürzester Frist werden. Diese gezogenen Gewehre sind vorerst noch zwei: das Zündnadelgewehr und das umgeänderte Miniégewehr. Man scheint allmälig die Bewaffnung mit dem Zündnadelgewehr vollständig durchführen zu wollen. Nach einigen Nachrichten, die uns zukamen, hatte man wenigstens in der letzten schwülen Zeit schon angefangen, es auch den Landwehrbataillonen (ersten Aufgebots) bei einzelnen Armeecorps zu geben. Das Zündnadelgewehr

ist eine ganz vortreffliche Kriegswaffe; die einzige Eigenschaft, die uns nicht gefällt, ist die, daß man in einer Minute gar zu oft laden kann. Vor allen Dingen scheint es uns daher geeignet als Gewehr von Festungsvertheidigern, nicht blos, weil es von hinten zu laden, und darum leicht durch Mauerscharten und Kasematten zu brauchen ist, sondern auch, weil der Mann, der in einem Festungswerk zu dessen Vertheidigung aufgestellt ist, wissen muß, daß ihm der Feind nicht so ohne weiteres auf den Leib kommen kann und deshalb die nothwendige Seelenruhe zum guten Zielen besser bewahrt; dann erscheint es uns im freien Felde vorzugsweise geeignet als Gewehr einer Reserveinfanterie, die im letzten Moment, um die Entscheidung zu geben, vorrückt, und nun mit ihrem nicht abreißenden Linienfeuer den Feind, der sich etwa schon siegreich wähnte, unerbittlich niederhagelt. Man sagt uns, die Möglichkeit des schnellen Ladens schadet im Ganzen nichts, denn ihrer üblen Folge, der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, daß sich die Tirailleurketten, mit denen hauptsächlich das Feuergefecht geführt werden muß, rasch verschießen, kann durch gute Ausbildung und gute Verwendung im Gefecht vorgebeugt werden. Wir geben auf dergleichen Behauptungen wenig. Die gute Ausbildung der Truppen im Frieden kann sie gegen keine Art der Aufregung, welche das Gefecht bringt, abstumpfen, weder gegen Furcht noch gegen die Blutleckerwuth. Was die gute Verwendung betrifft, so wird darunter, soviel wir wissen, die Anwendung des sogenannten Gruppentiraillirens verstanden. Dieses Gruppentirailliren, wie es gegenwärtig in Deutschland geübt und als höchste Blüte der Taktik betrachtet wird, ist aber unsers Erachtens der Tod alles wahren Tiraillirens, es nimmt diesem seinen Geist und erfüllt dennoch nicht einmal den Zweck, dem raschen Verschießen vorzubeugen, den Zweck, der es eigentlich geboren hat, wie alle aufrichtigen Leute nachgrade eingestehn. Die französischen Gruppen der Camerades de combat zu 4 Mann sind etwas absolut Anderes als die Sectionsgruppen von 12 bis 20 Mann bei den Deutschen; jene sind zum Zweck der Ueberwachung erfunden, diese, um das selbstthätige Sammeln zu erleichtern.

Aber eine Art der Verwendung der Truppen gibt es sicherlich, welche zwar nicht dem schnellen Verschießen der Zündnadelinfanterie abhelfen kann, aber wol den üblen Folgen desselben. Diese Zündnadelinfanterie hat unsers Erachtens mehr als eine andere ein Interesse, schnelle Erfolge zu suchen. Sie muß angreifend auftreten, und wo sie angreifend auftritt, muß sie sich nicht mit langen Recognoscirungen und sogenannten Vorbereitungsgefechten aufhalten; sondern den starken Tirailleurschwärmen, die sie ausgeschüttet hat und immer, immer vorwärts treibt, die Bataillonscolonnen ohne Säumen folgen lassen. Aber grade von dieser Einsicht scheint man uns trotz alles

Redens vom alten Fritz und Bajonettattaken in Preußen am weitesten entfernt zu sein.

Die Ausrüstung der preußischen Infanterie, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, welche noch vor zwanzig Jahren oder kaum so langer Zeit in Preußen, Deutschland, überall Mode war, ist ohne Zweifel ein ungeheurer Fortschritt. Dennoch ist auch heute noch der preußische Infanterist in einer ganz unnöthigen Weise mit Paradezeug bepackt, und führt Kleidungs- und Ausrüstungsstücke mit, welche nach allen andern Rücksichten gewählt sein mögen, nur nicht nach der auf den Feldgebrauch. Wozu das Klappermesser, euphemistisch Säbel genannt? wozu der bajazzomäßig kurze Waffenrock mit seiner einen Reihe Knöpfe? Ein Ding, unter dem man an jedem Herbsttag eine Unterjacke tragen muß. Wozu die mittelalterliche Pickelhaube, die durch ihre Schwere trotz einem alten russischen Czako verdummt, mit ihren blanken Beschlägen, welche doch der Vorschrift nach, sobald ins Feld gerückt wird, schwarz angewichst werden müssen? Wozu solche Dinge im Frieden, die im Kriege nicht zu gebrauchen sind. Gehen wir auf die Offiziere über, so finden wir da noch immer die abgeschmackten Epauletten. Abgesehen davon, daß sie den Offizier auf eine unerhörte Entfernung jedem guten Schützen markiren, kann er sich, was wir noch höher anschlagen, nicht einmal im Bivouak niederlegen ohne sie vorher abzunehmen; — und dann die Bummelage, die man Schärpe nennt. Kann dies nicht alles auf einfachere und mindestens ebenso gefällige Weise ersetzt werden? Wie wir hören, sollten, wenn es im August zum Kriege kam, die preußischen Offiziere ihre Epauletten abnehmen. Damit ist gar nichts gethan. Im Kriege braucht man Unterscheidungszeichen noch mehr wie im Frieden. Man soll aber auch für den Frieden solche einführen, die im Kriege zu gebrauchen und keine unnöthige, widerwärtige Last sind. Wenn die Epauletten abgeschafft werden, so ist das einzige Unglück dabei, daß die Poeten nicht mehr die Amorsflügel der Lieutenants besingen können, und dieses Unglück wird wol zu ertragen sein. W. Rüstow.

Die Wuchergesetze.

Der volkswirthschaftliche Congreß, dessen Zusammenkunft für das laufende Jahr durch die stattgehabten kriegerischen Vorbereitungen in Frage gestellt war, wird nun dennoch, wie früher bestimmt, vom 12. bis 15. September in Frankfurt a. M. stattfinden.

Nach der Tagesordnung, welche die ständige Deputation des Congresses in Berlin endgiltig berathen und festgestellt hat, wird die Versammlung nächst den Berichten über die vom vorjährigen Congreß gestellten Aufgaben und den daran geknüpften Specialerörterungen hauptsächlich in der ersten Abtheilung die Frage:

„auf welchen geeignetsten Wegen volkswirthschaftliche Kenntnisse zu verbreiten seien"

zur Discussion stellen. Die zweite Abtheilung wird sich mehr mit dem Gewerbewesen insbesondere beschäftigen, und hier soll unter anderem die zur Ueberschrift dieses Aufsatzes dienende Frage besprochen werden.

Seit einigen Jahren wurde viel für und gegen die Aufhebung der Wuchergesetze geschrieben und zwar von Laien und Gelehrten, und während jene mit sehr seltenen Ausnahmen für die Aufhebung in die Schranken traten, waren die Stimmen der Rechtsgelehrten wenigstens getheilt, und wie der preußische Handelsminister v. d. Heydt in einem Circular an die königlichen Regierungen wegen Begutachtung dieser Frage bekannt machte, theilten sich die bereits vorliegenden Gutachten in solche, welche unbedingte Aufhebung verlangten, und in solche, welche Beibehaltung, theils sogar Schärfung beantragten. Das ist der Streit zwischen der Theorie und der Praxis, und jedenfalls rührt diese völlige Meinungsverschiedenheit wol nur daher, weil man sich vielfältig keinen rechten Begriff davon macht, was Wucher ist. Die Theoretiker denken nur an das Verbrechen, das in so bezeichnender Weise wie folgt geschildert wird: „Man stellt sich den von göttlichen und menschlichen Gesetzen verbotenen Wucher immer als ein greuliches, wahrhaft Entsetzen erregendes Gespenst vor, — es ist eine hohläugige Harpye, welche im Finstern umherschleichend ihre Opfer aufsucht, um sie mit ihren fürchterlichen Krallen zu zerfleischen und ihnen das Herzblut auszusagen. Sie läßt ihr Opfer nicht los, so lange sie noch einen Tropfen Blut in demselben spürt, wenn es ihr nicht gewaltsam entrissen wird. Je mehr Opfer ihr gefallen sind, desto unersättlicher ist sie und desto größer wird ihre Gier nach neuen. Die Höhle, welche sie bewohnt, ist nach allen Seiten mit einem unsichbaren Netz umspannt und die Schlingen weit umhergeworfen. Der trügerische blendende Schimmer des zum nackten Leben und dessen vielfachen Bedürfnissen unentbehrlichen Geldes ist die verführerische, unwiderstehliche Lockspeise, welche die armen Bethörten verführt; aber wehe, wenn einen solchen nur einmal ein einzelnes Fädchen jenes Netzes erfaßt hat! Die Harpye zieht ihn fast unmerkbar herbei — näher und immer näher, bis er vollständig umgarnt und gefesselt ist und dann erst in wilden, verzweiflungsvollen Zuckungen dem unvermeidlichen Schicksal zu entrinnen sucht, bis er zuletzt den ohnmächtigen, fruchtlosen Widerstand aufgibt und regungslos mit erdrücktem Weh-

laut eine sichere Beute des Unthiers wird. Dieses aber schreitet lächelnd über die zerfleischten Leichen der Schlachtopfer und eilt zu neuen Siegen, an denen es allen Wuchergesetzen zum Trotz nicht fehlen wird, so lange die Herrschaft des Capitals besteht; denn immerdar klebt am Rande des Ueberflusses der größte Mangel und da es dem Philantropismus so wenig wie der Staatswirthschaftslehre bisher gelang, auch nicht gelingen wird, dieses schreiende Mißverhältniß auszugleichen, so wird dem Wucher sein so ergiebiges Erntefeld nie entgehen."

Wenn das wirklich der Wucher wäre und nur dieses, dann wäre es allerdings nöthig, nicht nur die denselben verdammenden Gesetze bestehen zu lassen, sondern auch sie zu schärfen, denn ein solches Beginnen könnte nicht streng genug bestraft werden. Das ist aber eine poetische Fiction, der Wucher sieht ganz anders aus; er hat mit diesem haarsträubenden Bild nur in einzelnen Fällen seiner Ausschreitung einige Aehnlichkeit.

Die Strafrechtslehrer sagen einfach: Wer einen andern in Creditgeschäften durch einen von den bürgerlichen Gesetzen für wucherlich erklärten Vertrag übervortheilt, macht sich des Wuchers schuldig.

Sowol das römische Recht, wie die deutschen Reichsgesetze und die verschiedenen particularrechtlichen Bestimmungen setzen als Regel bei einfachen Darlehnsgeschäften den Zinsfuß zu fünf vom Hundert fest und verordnen, daß eine Ueberschreitung desselben als unerlaubter Zinswucher anzusehen sei; jedoch findet schon bei den ordentlichen zinsbaren Darlehen eine Ausnahme in Ansehung des sechsten Zinsthalers statt. Neben dem enthalten jene Gesetze ausnahmsweise Bestimmungen, wonach in einzelnen, besonders hervorgehobenen Fällen acht und selbst zwölf Procent Zinsen zu bedingen gestattet ist u. s. w.

Besonders strafbar ist der sogenannte „verkleidete" Wucher. Verkleidet wird jener wucherliche Vertrag genannt, bei welchem das wahre Verhältniß der Zinsen zum Capital nicht unmittelbar aus dem Contract selbst mit Bestimmtheit und Klarheit ersehen werden kann. Hierher gehört insbesondere der Verkauf mit Vorbehalt des Wiederkaufs. Der Darleiher, welcher gegen ein beliebiges Faustpfand hundert Thaler auf vier Wochen herleiht und sich zehn vom Hundert Zinsen für diese kurze Frist bedingt, nimmt also im Jahr hundertzwanzig Procent — das ist ein einfacher Wucher —; würde der Entlehner nach Ablauf der bedungenen Frist das Darlehen nicht zurückzahlen, so wäre der Gläubiger gezwungen, gerichtliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, der Wucher würde dadurch lautbar und könnte und würde der gesetzlichen Strafe nicht entgehen. Um diesem vorzubeugen, wird der wucherliche Vertrag verkleidet, das heißt unkenntlich gemacht. Der Darleiher kauft das Faustpfand dem Entlehner um neunzig Fl. ab, und gestattet demselben, es nach vier Wochen um hundert Fl. zurückzukaufen. Entweder wird dieser Ver-

trag nicht schriftlich gemacht, oder wenn das geschieht, wird einfach geschrieben das Pfand sei um Fl. hundert verkauft worden und könne um denselben Preis in vier Wochen zurückgenommen werden.

Man sieht, wie vortheilhaft dieses für den Gläubiger und wie gefährlich es für den Schuldner ist, welcher dadurch jenem widerstandslos in die Hände gegeben ist. Darum wird diese Täuschung härter bestraft.

Sodann unterliegt der gewerbsmäßige Wucher einer Strafschärfung.

Es erhellt hieraus, wie dehnbar der Begriff „Wucher" ist. Nehmen wir zum Beispiel an, es braucht ein Geschäftsmann, um einen vortheilhaften Accord abschließen zu können, plötzlich ein Capitälchen von hundert Thalern. Er geht zu seinem Nachbar, welcher Geld daliegen hat, erhält die gesuchte Summe und trägt sie nach zwei Monaten wieder ab. Der Gläubiger läßt sich zwei Thaler als Zinsen geben und begeht damit das Verbrechen des Zinswuchers, weil das in Wahrheit zwölf Procent Zinsen sind.

Nehmen wir aber das obige Beispiel des verkleideten Wuchers an, wo der Darleiher sich in vier Wochen zehn Procent geben läßt. Nach den verabredeten vier Wochen kann er die Schuld nicht abtragen, er muß für den folgenden Monat abermals zehn Procent geben, das macht also auf das Jahr berechnet hundertzwanzig Procent; — auch dieses ist Zinswucher. Jenes kann bestraft werden, es ist ein offen vorliegendes Geschäft, dieses entgeht dem Strafrichter trotz aller Gesetze, weil der Wucher verkleidet ist, sonach nicht bewiesen werden kann, denn der Wucherer leidet bei dem Geschäft keine Zeugen.

Ich habe wol nicht nöthig, auf den großen Unterschied dieser beiden Fälle bezüglich der Anwendung der Wuchergesetze aufmerksam zu machen. Hier würde das Einschreiten des Strafrichters, wenn das Vergehen constatirt werden könnte, vielleicht wohlthätige, wenigstens abschreckende Folgen haben, dort in jedem Falle dem unbemittelten Geschäftsmann Schaden bringen, denn in dem nächst vorkommenden Nothfall würde er sich auf diese leichte Weise gewiß nicht helfen können.

Dies berücksichtigend, hatte die zur Begutachtung der Frage aufgeforderte Handelskammer in Bremen ihre Meinung dahin ausgesprochen, es sei auf alle Fälle erst festzustellen, wo der erlaubte Handel aufhöre, wo also der Wucher beginne. Eine genaue Untersuchung führte aber zu dem Resultat, daß die Aufstellung einer Grenzlinie nicht möglich sei. Daraus ergab sich von selbst der Antrag, die fraglichen Gesetze aufzuheben. Die beinahe einstimmige Erklärung gegen die Wuchergesetze, welche die „wirthschaftliche Gesellschaft für Nordwestdeutschland" am 28. Februar dieses Jahres auf ihrer ersten Versammlung in Bremen abgegeben hat, wird da, wo noch Zweifel bestehen, nicht ohne Nachwirkung bleiben. Bevor sich die deutschen Landwirthe vorigen Herbst in Braunschweig,

mehre tausend an der Zahl, einmüthig gegen das Wucherverbot aussprachen, galt das landwirthschaftliche Interesse dafür, einer Aufhebung im Wege zu stehen. Von den Landwirthen ist man dann auf den Handwerkerstand verfallen. Dieses letzte Vorurtheil zu zerstören, war denn auch das hauptsächliche Bestreben in Bremen, wie schon kurz vorher der „wirthschaftliche Gewerbverein“ in Hannover sich kräftig dafür bemüht hatte. Man sah ein und sprach sich entschieden dahin aus, daß weit entfernt, das Creditbedürfniß der Handwerker vor gewinnsüchtiger Ausbeutung zu sichern, jene Gesetze vielmehr dem Handwerker allen sichern und billigen Credit benehmen. Ihr Dasein hat die Vorschußvereine nothwendig gemacht, ihre ungerechtfertigte Auslegung und Anwendung hat sogar jene so überaus wohlthätigen Vereine in ihrer schönsten Entwicklung (in Hannover) gestört, und damit alle unbemittelte Geldbedürftige dem schnöden strafwürdigen Wucher in die Hände geliefert.

Von besonderem Interesse war es, in Bremen zu hören, daß der dortige Gewerbeconvent — sonst sehr zünftig gesinnt — einstimmig für die Aufhebung des Wucherverbotes gestimmt habe. In Bremen ist es nun seit Neujahr, in dem Großherzogthum Oldenburg seit vorigem Sommer aufgehoben, und weder in dem ackerbautreibenden Großherzogthum, noch in dem gewerbereichen Welthandelsplatz haben sich bisher die geringsten nachtheiligen Folgen ergeben.

In dem Großherzogthum Sachsen-Weimar ist das Wucherverbot schon eine Zeit lang versuchsweise außer Wirksamkeit gesetzt, und der 1. August dieses Jahres als Endziel der Suspension bestimmt gewesen. Die Regierung brachte nun im April dieses Jahres einen Gesetzentwurf in die Kammer, welcher einfach folgendermaßen lautete:

„Die gesetzlichen Bestimmungen über Beschränkung des Zinsfußes bleiben auch vom 1. August 1859 an bis auf weiteres außer Kraft.“

Die Motive heben ausdrücklich hervor, daß die seitherige Suspension dieser Gesetze gar keine nachtheiligen Folgen geäußert, daß man aber mit definitiver Aufhebung der Wuchergesetze noch nicht vorgegangen sei, weil gegenwärtig Berathungen über Herstellung eines Civilgesetzbuchs für das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer im Gange seien, auch die Gerichtseinheit mit den schwarzburgischen Fürstenthümern dies nicht zulässig erscheinen ließen.

Mehre Gesetzgebungen betrachten den Wucher als einfaches Polizeivergehn, z. B. Luzern, Nassau, Hannover u. s. w. In dem Großherzogthum Hessen folgt Bestrafung nur auf Antrag des Beschädigten, und das Strafgesetzbuch vom Jahre 1841 hat als Strafe des einfachen Wuchers nur den zwei- bis vierfachen Betrag des bezogenen unerlaubten Vortheils. In Frankreich wurde durch das Gesetz vom 27. December 1850 das strenge Wuchergesetz vom 3. September 1807 bedeutend gemildert und in neuester Zeit so-

gar völlige Aufhebung in Aussicht gestellt. In dem Großherzogthum Baden besteht kein Wucherverbot. In Belgien liegen den Kammern Abrogationsentwürfe vor, welche der Justizminister eingebracht hat. In Hamburg finden wir dieselbe erfreuliche Erscheinung, indem die sogenannte Commerzdeputation die betreffenden Gesetzentwürfe eindringlich befürwortet hat.

Es scheint nun, als ob diese Zeugnisse und die der Milderungstendenz zur Seite stehenden doctrinären und legislativen Autoritäten dem alten Spruch der Wissenschaft auch in den noch zurückstehenden Ländern jetzt größere Kraft geben, und daß man darauf verzichten wird, das Bestehende länger festzuhalten, oder gar eine neue Auflage des Wucherverbotes herausgeben zu wollen.

Die nächsten landständischen Versammlungen werden hierüber in Hannover und Preußen Entscheidung bringen. In Preußen namentlich fanden schon seit mehren Jahren sehr eingehende Berathungen über diesen Gegenstand statt, dessen hohe, in die socialen Verhältnisse so tief eingreifende Bedeutung damit volle Anerkennung gefunden hat. Zuerst waren die sämmtlichen Handelskammern und kaufmännischen Corporationen des Landes zu umfassenden Gutachten aufgefordert worden. Obschon die große Mehrzahl die unbedingte und schleunige Aufhebung dringend befürwortete, so waren doch auffallenderweise einige dagegen, und diese Erscheinung veranlaßte das Ministerium, sämmtliche königliche Regierungen zur ebenmäßigen Begutachtung aufzufordern. So gerüstet hat die gute Sache bei der nächsten Session der Kammern einen leichten Sieg zu hoffen.

Auch in Oestreich haben die von der Regierung zu begutachtenden Berichten aufgeforderten Gerichte sich fast einstimmig bejahend ausgesprochen und werden demnach auch hier diese Gesetze in der nächsten Zeit aufgehoben werden. —

Alle Verbote und Strafgesetze bezüglich des Wuchers sind durchaus ungenügend und illusorisch, weil nur in den seltensten Fällen ein solches Vergehen zur Anzeige kommt; denn der Beschädigte schämt sich es zu sagen, daß die Noth ihn gezwungen hatte, Hilfe bei einem Wucherer zu suchen. Neben dieser Scham ist es die Furcht, den geringen Credit, welchen er vielleicht noch besitzt — oder auch oft nur zu besitzen wähnt — sich vollends zu verscherzen, da er weiß, daß ihm niemand mehr borgt, wenn es bekannt wird, daß er zu so verzweifelten Mitteln habe seine Zuflucht nehmen müssen. Endlich ist es die Furcht, nachdem er so mittellos geworden, sich auf solche Weise Geld verschaffen zu müssen, er werde durch die Anzeige des mit ihm getriebenen Wuchers jeden anderen Wucherer abschrecken, ihm in ähnlicher Lage zu helfen.

Kommt nun aber doch einmal ein Wucherer — unter vielen tausend Fällen vielleicht einer — zur Kenntniß des Richters, so ist der bei dem Leugnen des Angeschuldigten zu führende Beweis, wenn nicht durchaus unmöglich, so

doch ungemein schwierig, indem der Wucher schließlich so verkleidet ist, daß zuletzt ein sehr gewinnreiches Geschäft aber kein verbotenes vorliegt, das Strafgesetz sonach nicht zur Anwendung kommen kann.

Was sollen aber Gesetze, deren Anwendung fast unmöglich ist?

Es bleibt noch übrig kurz anzudeuten, inwiefern die bestehenden Wuchergesetze dem Handel und Wandel, den Gewerben, der Industrie, der Landwirthschaft u. s. w. wirklichen Schaden bringen.

Jeder Arme findet dann und wann Gelegenheit, selbst in seinen beschränkten Verhältnissen ein mehr oder weniger lohnendes, ihm nach Umständen reichliche Zinsen einbringendes Geschäft zu machen, sei es in Einkauf von Rohmaterial, Uebernahme einer kleinen Lieferung, Ankauf von einem Stück Land, von einem Stück Vieh u. s. w. Es fehlt ihm nichts als Geld, er muß sich deshalb leihen; — er findet keinen Capitalisten, der ihm, dem Mittellosen, der keinen Grundbesitz hat, den er verpfänden könnte, Geld zu gewöhnlichen landesüblichen Zinsen leihen mag. Er kann nur ein Faustpfand geben, etwas Weißzeug, ein Stück Hausgeräth, — er braucht auch nur dreißig Thaler. Welcher Capitalist wird sich dazu verstehen, ein so kleines Geschäft zu machen, ein Capital zu trennen, ein Faustpfand zu nehmen? Der Geldbedürftige geht sonach zu jemanden, der zu diesem allen bereit ist, und sich diese verschiedenen Gefälligkeiten mit höheren Zinsen belohnen läßt, — mit einem Worte zu einem Wucherer. — Der weist ihn ab, — der Wucher ist verboten, die Gesetze sind strenge, — erst vor einem Jahre ist er gestraft worden, er gibt sich durchaus nicht mehr damit ab. — Was ist zu machen? Der arme Mann hätte in vier Wochen einen sichern Nebenverdienst von zehn bis zwölf Thalern machen können, er hätte gern recht hohe Zinsen bezahlt, vier, auch fünf Thaler seines Gewinnes hergegeben, — er kann es nicht ändern, er muß den schönen Gewinn vorbeilassen. Oder der Wucherer sagt, ich riskire wieder gestraft zu werden, für dieses Risiko mußt du mich bezahlen, statt vier verlange ich sechs Thaler; — und der arme Mann muß darauf eingehen, ja er ist froh, daß er den Wucherer noch zu dem Geschäft bewegen konnte.

Wären die Wuchergesetze nicht im Wege, so hätte er wol das Geschäft mit den halben Zinsen oder noch wohlfeiler gemacht. Es bedarf keines Nachweises, daß die Verschiedenartigkeit dieser Fälle ins Unendliche geht, im täglichen Geschäftsleben in tausend und abermaltausend Gestalten vorkommt, und so von den kleinen Verhältnissen des Proletariers durch die größeren Verhältnisse der Gewerbe, der Industrie, des Verkehrs und des Handels fort bis zu den Geschäften des größeren Capitalisten und des Bankiers; — die Sache bleibt dieselbe, nur der Name wechselt, und was bei dem Einen erlaubte Speculation ist, das ist bei dem Andern strafbarer Wucher.

Gibt es vor dem Gesetze keinen Wucher mehr, dann werden sich mehr Leute dem lohnenden Geschäft widmen, dem man sonst diesen verachteten, unehrlichen Namen gab. Wenn aber ein solcher Geschäftsmann befürchten muß, der, welcher Geld sucht, geht zu dem Nachbar links oder rechts und macht das Geschäft mit diesem, wenn ich zu hohe Zinsen verlange, und wenn er über dieses weiß, daß dem Gesetz gegenüber keine Gefahr mehr besteht, so ist nicht zu bezweifeln, daß solche Darlehen alsbald bedeutend im Preise fallen, und daß dadurch vielen Klagen und gar manchem Elend abgeholfen werden wird.

Die öffentlichen Leih- und Pfandhäuser sind nichts als privilegirte Wucherer — sie sind berechtigt, höheren Zins als den landläufigen zu nehmen, begnügen sich aber doch mit einer sehr bescheidenen Erhöhung. Dabei machen sie für sich gute Geschäfte und sind in sehr vielen Fällen eine große Wohlthat für die ärmere Classe der bürgerlichen Gesellschaft, in Städten, wo solche errichtet sind, gibt es nur wenig Wucherer, nur für besondere Fälle und auch hier nicht so abschreckend wie an andern Orten.

Eine Vervielfältigung dieser Anstalten, ihre Verbreitung in kleinere Städte würde von dem wohlthätigsten Einflusse sein.

Die Vorschuß- und Creditvereine, welche auf Selbsthilfe und Solidarität gegründet, die Aufgabe, dem unbemittelten Gewerbtreibenden das nöthige Capital zu seinem Geschäftsbetrieb zuzuführen, trotz ihres erst kurzen Bestehens in überraschender Weise gelöst haben, — und neben ihnen die s. g. Rohstoff- und Consumvereine müssen, um ihre segensreiche Wirksamkeit in alle Schichten der Bevölkerung zu tragen, eine Verbreitung erfahren, welche bei aller ihnen zu Theil werdenden Unterstützung erst in einer Reihe von Jahren zu erwarten ist, in welcher Zeit der Wucher noch viel Unheil stiften würde, wenn nicht die mehrerwähnten Gesetze aufgehoben werden.

Diese Beseitigung des Wucherverbotes wird jene Vorschußvereine nicht entbehrlich machen, so wenig als durch jene Beseitigung und die erwähnten Vereine, selbst wenn allenthalben Pfand- und Leihhäuser errichtet werden, der Wucher völlig ausgerottet werden kann; denn immerdar werden einzelne Fälle bestehen bleiben, in denen jene Anstalten bei Beobachtung ihrer unerläßlichen Statuten oder Vorschriften Aushilfe zu gewähren nicht im Stande sind. Die Aufhebung der Wuchergesetze kann und wird nicht den Wucher mit Stumpf und Stiel ausrotten, er soll nur möglichst vermindert und unschädlich gemacht werden, — und dieses Ereigniß wird ganz gewiß die Folge sein. H. H.

Das deutsche Verfassungswerk nach dem Kriege.

Unter diesem Titel ist soeben (Leipzig, Verlag von S. Hirzel) eine Schrift von W. Beseler erschienen, die wir als sehr beachtenswerth empfehlen. Der Verfasser betrachtet zunächst in einer Weise, welche den Anschauungen d. Bl. nahe verwandt ist, den Krieg, den Frieden, dessen Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft Preußens und Deutschlands, und beantwortet dann die Frage, wie den schweren Bedenken, welche die Lage Deutschlands einflöße, auf die geeignetste Weise abzuhelfen sei. Wir geben im Nachstehenden die Hauptpunkte seiner Erörterungen und seiner Wünsche, indem wir bemerken, daß wir, die Wünsche als „fromme" aufgefaßt, in allem Wesentlichen damit übereinstimmen.

Die Lage Deutschlands ist gefahrdrohender als jemals früher. Der italienische Krieg hat Veranlassung gegeben, den Antagonismus Oestreichs und Preußens in der ganzen Unerbittlichkeit der wirklichen Verhältnisse hervortreten zu lassen. Die Situation war so gespannt, daß höfische Courtoisie, diplomatischer Anstand, bundesfreundliche Rücksicht, um nicht von werthvolleren Motiven zu reden, nicht mehr den Ausschlag gaben. Oestreich hatte beim Beginn des Kriegs, gestützt auf seine Erfahrungen einerseits aus der Metternichschen und andrerseits aus der Manteuffelschen Periode geglaubt, in Preußen ein Werkzeug seiner Restaurationspläne zu finden, welches, wenn auch nach einigem Widerstreben, sich schließlich doch in die alte Abhängigkeit werde zwängen lassen. Auf die guten Dienste des Bundestags ward natürlich gerechnet. Oestreich verrechnete sich und seine leidenschaftliche Verstimmung kannte jetzt keine Grenzen mehr.

So tief ist Deutschland als zum Kriegführen fähige und bereite Macht seit den letzten großen Kriegen niemals in den Augen des Auslandes gesunken. Selbst viele Deutsche waren bisher der Meinung gewesen, daß, wenn gleich der Bund im Ganzen mit dem Entwicklungsgange der Nation in schneidendem Widerspruch stehe, seine Verfassung doch in einer Rücksicht Anerkennung verdiene, insofern diese nämlich dafür gesorgt habe, Deutschland wehrhaft genug zu erhalten, um durch sein Heer ein entscheidendes Gewicht in die europäische Wagschale zu legen. Jetzt werden auch die Starkgläubigsten sich davon überzeugt haben, daß, so reich unser Vorrath an dem allerbesten Material für den Krieg ist, so vortrefflich auch nicht allein die preußische Armee, sondern auch die andern deutschen Contingente gerüstet und geschult sein mögen, die Führung eines großen deutschen Kriegs mit den vorhandenen Einrichtungen unmöglich ist.

Preußens Kraft ist durch die Consolidirung seines innern Staatslebens allerdings außerordentlich gesteigert. Aber es ist erst ein werdender Großstaat, seine materiellen Mittel sind im Verhältniß zu den übrigen Mächten nicht nachhaltig genug; bei der größten Achtung vor der verhältnißmäßig überaus großen Fähigkeit desselben zu einer Machtentwicklung nach außen, würde es Gefahr laufen, in einem Kampf, den es als Großmacht ohne den Beistand des übrigen Deutschlands vielleicht Jahre lang zu führen hätte, zu verbluten oder doch in seinen volkswirthschaftlichen Zuständen so schwer getroffen zu werden, daß ihm für längere Zeit die Fähigkeit zu größeren Actionen geraubt würde.

Die europäische Gefahr, von der neuerdings so viel die Rede gewesen, liegt nicht hauptsächlich in dem unruhigen Ehrgeiz Frankreichs, nicht in der Krämerpolitik Englands, nicht in der Eroberungslust Rußlands, sondern in der Schwäche Deutschlands.

Europa darf sich keine Hoffnung machen, durch glückliche Coalitionskriege auf die Dauer den Ehrgeiz Frankreichs zu zügeln, England in seiner auswärtigen Politik zu humanisiren, den Wandertrieb des russischen Nomadenvolks in unverrückbare Grenzen zu bannen. Denn jene Eigenschaften sind Ausflüsse des angebornen Geistes und der natürlichen äußern Verhältnisse der Nationen, die ihnen angehören werden, so lange sie Lebenskraft besitzen. Europa kann daran nichts ändern und wird stets aufs Neue sich gefaßt halten müssen, mit jenen Eigenschaften in völkerrechtliche Conflicte zu gerathen. Aber die Schwäche Deutschlands können wir zu unserm eignen und zum Heile Europas in Stärke verwandeln.

Von Oestreich abgesehen besitzt Preußen allein in Deutschland eine vortreffliche Armee von großstaatlichen Dimensionen, sie kann auf eine halbe Million Combattanten gebracht werden. Aber diese Armee ist schon im Frieden eine große Last des Staats und droht im Kriege die Kraft desselben zu verzehren. Die Armeen der kleinen deutschen Staaten besitzen ohne Zweifel ein ebenso gutes Material an Menschen. Wir wollen gern annehmen, daß auch die Ausrüstung aller dieser kleineren Contingente sich jetzt auf der Höhe der militärischen Technik befindet; aber in einem Punkte stehen sie ganz natürlich den Armeen der großen Staaten nach, nämlich in dem zuversichtlichen Bewußtsein, einem mächtigen Heerkörper anzugehören, der ohne fremde Hilfe jeder andern Armee gewachsen ist. Würden nun Preußen und die übrigen kleinern Bundesstaaten zu einem militärischen Ganzen vereinigt, so würde, selbst wenn der rein polnische Theil von Preußen nicht in Betracht käme, ein Ländercomplex von 34 Millionen Seelen zur Bildung des Heeres Menschen und Geld aufzubringen haben. Dieses Territorium wäre fast so stark bevölkert als Frankreich, und als Oestreich nach dem Verlust der Lombardei; Rußland gegenüber brauchte es wegen seiner größern Intelligenz und seines größern Wohlstandes, wegen der größern Dichtigkeit seiner Bevölkerung den Vergleich nicht zu scheuen.

Dieses Heer müßte ein in jeder Beziehung ungetheilter Körper sein, welcher in Kriegs- und Friedenszeiten in Betreff des Commandos, der Rekrutirung und Organisation, der Ausrüstung und Verpflegung, der Anstellung in allen Dienstgraden, der Bildungsinstitute, überhaupt in allen militärischen Angelegenheiten ohne Ausnahme denselben Gesetzen und einer einheitlichen Leitung unterworfen wäre. Für den Kriegsherrn und obersten Commandanten dieses Heeres dürfte es keinen bundestäglichen Hofkriegsrath oder andere vorgesetzte Behörde geben, er müßte dieselben Befugnisse haben wie jedes Oberhaupt eines souveränen Staats. Der preußische Staat würde dabei den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil haben, seine Heereseinrichtungen in Uebereinstimmung mit dem übrigen Deutschland so modificiren zu können, daß die Finanzen außerordentlich erleichtert, sein Ackerbau und seine Industrie von der Sorge befreit würden, bei ausbrechendem Kriege einer unverhältnißmäßigen Zahl rüstiger Hände beraubt zu werden. Auch die Aufhebung der besondern Armeen der kleinern Staaten würde eine bedeutende Steuererleichterung ermöglichen. Denn es ist wol ohne Zweifel, daß ihre bisherigen Bundescontingente viel mehr

Geld absorbiren, als wenn dieselben Armeecorps, Divisionen, Brigaden u. s. w. eines großen Heeres wären; viele Stäbe, Arsenäle, Kasernen und andere Einrichtungen würden unnöthig werden und geldverschlingende Spielereien nicht mehr vorkommen.

Auf dieselbe Weise wäre es mit den Seestreitkräften zu halten. Da wir ausgedehnte Küsten und nach der englischen in Europa die größte Handelsflotte besitzen, so können wir eine entsprechende Kriegsmarine nicht entbehren, darüber ist jetzt nur noch eine Stimme. Selbstverständlich müßte die Kriegsflotte in derselben Weise wie das Landheer in Organisation, Ausrüstung, Verwaltung und Commando als ein einheitlicher Körper betrachtet und gemeinschaftlich mit der Armee demselben Kriegsherrn untergeben werden. Man würde jährlich viele Millionen auf die Marine verwenden können, ehe die desfallsigen Kosten die Höhe der Ersparnisse erreichten, welche durch die Umformung der verschiedenen großen und kleinen Contingente des Bundesheeres in eine einheitliche Armee erzielt würden.

Aber die einheitliche Organisation und Leitung der deutschen Streitkräfte würde ihre Bedeutung zum großen Theil verlieren, wenn nicht auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten sich in derselben Hand befände, welche über Armee und Flotte waltet. Beide erhalten erst ihre rechte Bedeutung durch eine einsichtsvolle und wahrhaft nationale Leitung der äußern Politik, und diese ist wieder kraftlos und schwach, wenn sie sich nicht an bereite Machtmittel von hinlänglicher Stärke lehnen kann. Bisher ward Deutschland in seinen auswärtigen Beziehungen vertreten erstens durch den Bundestag, bei dem die größeren europäischen Staaten Gesandte accreditirt haben; zweitens durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und die Gesandten Oestreichs, welches zugleich wegen seiner bundesfreien Besitzungen europäische Macht ist; drittens durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und die Gesandten Preußens, welches ebenfalls europäische Macht ist; viertens durch eine Menge von auswärtigen Ministern und durch zahllose Gesandte der kleinen deutschen Staaten. Das alles überwacht sich gegenseitig und intriguirt gelegentlich gegeneinander. Eine eigenthümliche Art von Krankheit bildet sich außerdem in einem großen Theil der deutschen Diplomatie aus. Es ist natürlich, daß in dem großen völkerrechtlichen Verkehr die Vertreter der kleineren deutschen Staaten sich in einer unbehaglichen Lage befinden, weil in der auswärtigen Politik die Machtverhältnisse eine überwiegende Rolle spielen, und der Vertreter eines schwachen Staats seine schwierige Stellung nur durch hervorragende persönliche Eigenschaften oder durch intime Beziehungen zu den Vertretern mächtiger Staaten verbessern kann. Jene Eigenschaften finden sich nicht immer bei den kleinen Diplomaten, und so erlebt man es denn nur zu häufig, daß sie in Abhängigkeit von den Vertretern großer Staaten gerathen und von diesen an fremden Höfen als Aushorcher und Zwischenträger benutzt werden. Zuweilen ereignet es sich aber auch, daß für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten oder für den Gesandten eines kleinen deutschen Staats Macedonien zu klein wird, daß er der Versuchung nicht widerstehen kann, großstaatliche Politik zu treiben; dann wächst die Gefahr noch um ein Bedeutendes, daß die deutschen Angelegenheiten in kläglichster Weise compromittirt werden.

Die neu zu errichtende deutsche Centralgewalt würde ausschließlich dem Ausland gegenüber die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands und der einzelnen Staaten ausüben. Sie würde die Gesandten und die Consuln anstellen, den diplomatischen Verkehr führen, das Recht des Krieges und Friedens haben, Bündnisse und Verträge mit dem Ausland schließen, namentlich auch die Handels- und Schiffahrtsverträge so wie die Auslieferungsverträge; sie würde alle völkerrechtlichen Maßregeln anordnen. Die einzelnen deutschen Regierungen würden nicht das Recht haben, Gesandte zu empfangen oder solche zu halten, ebenso wenig Consuln, und den fremden Consuln würde die Centralgewalt das Exequatur ertheilen. Von dem Tage an, an welchem es in fremden Hauptstädten nur einen Vertreter deutscher Interessen geben

wird, an welchem die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten in Deutschland bis auf eins verschwinden werden, an welchem ferner die ganze ungetheilte Wehrkraft der deutschen Nation hinter der deutschen Diplomatie steht und dieselbe deckt, werden sich für die Geltendmachung der deutschen Interessen schon viele Wege ebnen, ohne daß man zur ultima ratio, zum Schwerte zu greifen braucht.

Abgesehen von allen übrigen sachgemäßen Gründen würde wegen der nahen und untrennbaren Beziehungen zum Auswärtigen die alleinige Leitung der Zoll-, Handels- und Schiffahrtsachen derjenigen Gewalt zu übertragen sein, welche man an die Spitze der auswärtigen Beziehungen Deutschlands stellte. Deutschland würde nicht allein rücksichtlich der Landesvertheidigung und der auswärtigen Vertretung, sondern auch rücksichtlich des Zolles, des Handels und der Schiffahrt ein Staatsgebiet in der ganzen Bedeutung dieses Wortes zu bilden haben, mit allen Regierungs-, Gesetzgebungs- und Verwaltungsrechten. Die Existenz des bisherigen Zollvereins würde diese Umgestaltung der Verhältnisse in einem ihrer schwierigsten Theile ungemein erleichtern.

Die politische Veränderung, welche man zur Einigung der deutschen Staaten und Stämme jetzt wieder mit Lebhaftigkeit herbeiwünscht, wird in der Presse und in öffentlichen Erklärungen häufig als Bundesreform bezeichnet. Der Ausdruck ist vieldeutig. Versteht man darunter Beibehaltung des völkerrechtlichen Bundes, seinem Wesen nach, aber in modificirter Gestalt, so erklären wir uns dagegen; mit dem Bunde ist durchaus nichts anzufangen. Die Zusammensetzung desselben aus zwei Großstaaten, welche wegen ihrer bundesfreien Besitzungen zugleich europäische Mächte sind und in Uebereinstimmung mit dieser Situation zu handeln haben, und ferner aus mehr als dreißig kleinen Staaten, deren Gesammtgebiet ungefähr so groß ist als das deutsche Gebiet jedes der beiden Großstaaten, macht es unmöglich, daß der Bund ein Hort deutscher Interessen ist, daß dem Bundestag auch nur die Kraft innewohnt, in allen Fällen zu einem Beschluß zu kommen und diesen durchzuführen. Denn die beiden Großmächte betrachten auch am Bunde in ihrem Verhältniß zueinander die Dinge mehr vom europäischen als deutschen Standpunkt; wenn sie unter sich einig sind, beherrschen sie unbedingt den Bund, so daß die anderen Staaten gar nicht weiter in Betracht kommen, und sind sie unter sich uneinig, so kommt es außerhalb des Bundestages zu diplomatischen Verhandlungen zwischen ihnen, und falls diese zu keiner Einigung führen, so wird kein Bundesbeschluß gefaßt, es geschieht nichts. Denn die Bundesexecution gegen eine der beiden Großmächte wäre der Krieg. Diese dem Bund angebornen Gebrechen, welche in der letzten europäischen Krise der deutschen Nation aufs Neue so viele Schmerzen und so große Gefahren bereitet haben, sind durch keine Künsteleien zu heilen, durch keine Gruppenbildungen, durch keine Trias, durch keine großstaatlichen Gelüste von Kleinstaaten. Jede neue Heilmethode weist nur um so überzeugender die Unheilbarkeit der Gebrechen nach. Der Bund vertritt nicht unsere auswärtigen Interessen, gibt uns nicht das Gefühl der Macht und Sicherheit, fördert im Innern nicht die Cultur, nicht die bürgerliche Freiheit, nicht die materielle Wohlfahrt der Nation, wir kennen ihn nur als eine Föderation für polizeiliche Zwecke. Daß die Nation noch ist, wie sie ist, verdankt sie allein ihrer unverwüstlichen Natur und in einzelnen Beziehungen den Bemühungen und Vereinbarungen der Staaten trotz des Bundes. Form und Inhalt des Bundes und der Bundesverfassung sind, wie die Verhältnisse liegen, unverbesserlich. Wollte und könnte man Deutschland reduciren auf die Bedeutung der Schweiz und ihm Neutralität zusichern, so ließe sich über Reform des Bundes reden. Oder könnte man Deutschland nach China verpflanzen, die einzelnen Bundesstaaten republikanisiren und eine Menge der eigenthümlichsten Verhältnisse herbeizaubern, auf denen das Bestehen der nordamerikanischen Freistaaten beruht, dann möchte man an eine verbesserte Föderativverfassung der Deutschen denken können. Der Bund, den man in seiner Rathlosigkeit nach dem Wiedererscheinen Napoleons auf französischer Erde

schuf, kann nur als eine Form betrachtet werden, welche den Uebergang aus dem abgelebten mittelalterlichen Kaiserreich in ein neues monarchisches Staatswesen deutscher Nation vermittelt.

Zwei deutsche Souveräne können nur in Betracht kommen, wenn es sich darum handelt, die Person zu bezeichnen, der über das deutsche Gebiet die angegebenen Regierungsrechte übertragen werden sollen: der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen. Die Interessen Preußens sind deutsche Interessen; es würde schwer fallen, ein einziges von Bedeutung zu nennen, welches zu Collisionen zwischen jenem und dem übrigen Deutschland führen könnte. Es ist von größter Wichtigkeit, daß nach dem Regierungswechsel in jenem Lande alle Aussicht vorhanden ist, daß eine gerechte, national deutsche und freisinnige Verwaltung von Tag zu Tag an Kraft gewinnen wird, und wir bezweifeln nicht, daß der König von Preußen, wenn er über die centralisirten Machtmittel der deutschen Nation zu gebieten hätte, sich stark genug fühlen würde, als Oberhaupt Deutschlands eine klare, entschiedene und große deutsche Politik zur Geltung zu bringen. Wir nehmen selbstverständlich an, daß seine Gewalt constitutionellen Beschränkungen zu unterwerfen wäre. Wir wollen hier nur beiläufig bemerken, daß man häufig reden hört von Volksvertretung neben dem Bundestage als dem Schlußstein deutscher parlamentarischer Einrichtungen. Wir bekennen uns unfähig, diese Idee für etwas Anderes als Worte ohne Inhalt anzusehen. Wir sollten nachgrade gelernt haben, daß bei der Constituirung Deutschlands nicht allein oder hauptsächlich auf eine gemeinschaftliche Volksvertretung Gewicht zu legen, daß eine einheitliche Executivgewalt uns vor allen Dingen und wenigstens ebenso sehr noth thut. Eine Regierung ohne Volksvertretung ist denkbar, eine Volksvertretung ohne Regierung aber nicht, wenn man nicht glaubt, durch Wohlfahrtsausschüsse eine dauernde Conventsregierung begründen zu können. Der Bundestag hat sich aber unfähig erwiesen, in den zu seinem Ressort gehörigen Verwaltungszweigen Deutschland zu regieren, ihm einen ausgebreiteteren Wirkungskreis geben zu wollen, wird wol nicht leicht einem Deutschen einfallen. Und doch würde dies geschehen müssen, wenn die Volksvertretung neben dem Bundestage ein entsprechendes Feld für eine einflußreiche und gedeihliche Thätigkeit finden sollte. Denn es ist klar, daß rücksichtlich des Umfanges der Geschäfte Bundestag und Parlament eine correspondirende Stellung haben müßten. Aber angenommen, man begnügte sich mit den militärischen und polizeilichen Befugnissen des Bundestages rücksichtlich des Bereiches der parlamentarischen Thätigkeit, so müßte doch vorausgesetzt werden, daß der Bundestag stets wüßte, was er wollte, dem Parlament gegenüber in jeder Frage eine bestimmte Position einzunehmen vermöchte. Wer kann aber nach allen gemachten Erfahrungen glauben, daß Oestreich und Preußen sich in allen Fragen der innern und auswärtigen Politik einigten, daß der Bundestag immer mit einem geschlossenen System dem Parlament entgegenträte? Im Bewußtsein seiner Schwäche würde jener genöthigt sein, dahin zu operiren, daß die Volksvertretung zu einem wesenlosen Schatten herabsinke, oder die Volksvertretung müßte den Bundestag zu beseitigen suchen, wodurch die Frage über die Centralgewalt aber nicht erledigt würde. Auch abgesehen von unsrer Ausführung, daß der Bund weder in seiner jetzigen, noch in modificirter Gestalt zum Heile Deutschlands gereichen kann, wird man eine Combination von Bundestag und Parlament auf sich beruhen lassen dürfen; das Parlament würde die angebornen Schäden des Bundestags nicht heilen können. Was aber die Volksvertretung zur Beschränkung und Controle der dem König von Preußen über Deutschland zu übertragenden Regierungsrechte anlangt, so wird man wohlthun, die seit dem Jahre 1848 gemachten Erfahrungen zu berücksichtigen."

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Bericht des Bundestagsausschusses über die kurhessische Verfassungsfrage.

Von einem Nichthessen.

„Und immer nur vom alten Recht?
Wie du so störrisch bist!" —
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein gutes ist.

„Das Beßre, nicht das Gute nur,
Zu rühmen sei dir Pflicht!" —
Vom Guten hab ich sichre Spur,
Vom Beßren, leider, nicht!

Der Streit um die deutsche Hegemonie, der Deutschland seit 1848 beschäftigt, hat zwei offene Wunden hinterlassen: Schleswig-Holstein und Kurhessen. Da wie dort stritt Oestreich gegen Preußen, da wie dort unterlag das wahre Recht mit der preußischen Politik, da wie dort mußten die Rechte des Volkes vor den „Rechten" der Souveräne, die der Bundestag mit Oestreich unter seinen Schutz nahm, zurückweichen. Wer möchte das jetzt bestreiten? Wodurch insbesondere unterschied sich die kurhessische Verfassung von 1831 von den anderen, die noch jetzt unangefochten bestehen, eine Verfassung, die Kurfürst Wilhelm der Zweite selbst noch in seinen letzten Stunden den Ständen als ein Zeugniß seines ernsten Willens, das wahrhafte Glück des Volkes dauernd zu begründen, ans Herz legte? Und für wen bedarf es noch des Beweises, daß dasjenige, was man damals Steuerverweigerung nannte und weshalb man die Verfassung von 1831 aufhob, nur die erlaubte und wohlbegründete Verweigerung dessen war, was ungesetzlich gefordert wurde? Deutschland ist einstimmig darüber, wenn es auch sonst hadert!

Noch jetzt müssen Schleswig-Holstein und Kurhessen die traurigen Folgen jenes Streites tragen, bei ihnen scheint sich verewigen zu sollen, was doch nur in der damaligen politischen Weltlage seinen Anlaß hatte. Aber für Kurhessen hat es jetzt die Bundesversammlung in ihrer Hand, vieles wieder gut zu machen.

Während des Kriegszustandes, während des Fortganges einer Menge politischer Processe, unter dem Druck einer Reihe fast jede persönliche Freiheit in Frage stellender Polizeimaßregeln (sie erstreckten sich auf den Briefverkehr und die Postreisenden), nachdem kaum die „Strafbaiern" das Land verlassen hatten, wurden im Jahre 1852 die neuen kurhessischen Stände gewählt, nach eben der Verfassung und zwar durch directe, mündliche Wahl gewählt, welche die Hassenpflugische Regierung selbst ausgesonnen hatte; aus den Gewählten wurde wieder auf das Verlangen der Regierung im Jahre 1853 eine Anzahl bei Steuerverweigerungs- und Hochverrathsprocessen Betheiligter ausgeschieden (die meines Wissens später sämmtlich freigesprochen wurden); das Bundespreßgesetz benutzte man in den Jahren 1854 und selbst 1855, als man endlich den im tiefsten Frieden fortdauernden Kriegszustand auf vielfache Mahnungen von Frankfurt aufgehoben hatte, eine ganze Reihe von Buchhandlungen und Buchdruckereien auf dem Administrativweg zu schließen, die nicht geschlossenen Buchdruckereien regelmäßig von Polizeibeamten beaufsichtigen und bei den Buchhändlern gleich nach der Ankunft der Bücherballen das Angenehme von dem Mißliebigen sondern zu lassen.

Die öffentliche Meinung außerhalb konnte also auf die neuen Kammern kaum einen Einfluß üben. Die neu creirte zweite Kammer gab auch vielfach nach, sogar in Cardinalpunkten, aber die erste Kammer gewährte ihr einen Halt, und gab man wirklich in wichtigen Punkten nach, so suchte man doch alsbald wieder die Zugeständnisse durch Schranken zu wahren. Die Stärke der allgemeinen Ueberzeugung in jedem Einzelnen, ebenderselben, die 1849 bis 1851 jenen Widerstand gegen die Regierung hervorgerufen hatte, der so allgemein und zäh noch nicht in der Welt vorgekommen ist, diese Stärke der allgemeinen Ueberzeugung war noch nicht ganz verloren gegangen. Trotz der Isolirung der Kammern von der öffentlichen Meinung, trotz aller Maßregeln mißbilligten sie von den 123 Paragraphen der Hassenpflugschen Verfassung, über welche sich dieselben nach dem Bundesbeschluß erklären sollten, nicht weniger als 117! In der That ein starkes Zeugniß gegen die Regierung, ein glänzendes für das beharrliche und einmüthige Volk!

Ob dieses Zeugniß auch in Frankfurt gewirkt hat? Wir wissen es nicht, möchten es aber vermuthen; denn zwar wurden unmittelbar nach den Verhandlungen des Ministers v. Baumbach und des Staatsraths Scheffer in Frankfurt 1855 neue Wahlen angeordnet; da aber diese wiederum kein anderes Ergebniß herbeiführten, so ließ sich die Regierung 1856 nach Hassenpflugs Entlassung zu einigen Zugeständnissen herbei, und man möchte daraus schließen, daß in der That, wie 1855 behauptet wurde, die Bundesversammlung die Heranziehung einer nach der Verfassung von 1831 berufenen Kammer zur Purificirung dieser (nicht der octroyirten Verfassung von 1852) in Aussicht gestellt habe.

Allein auch die weitern Verhandlungen zwischen Regierung und Ständen hatten keine Einigung zur Folge; es sind vielmehr die wesentlichsten Differenzen übriggeblieben.

Die Bundesversammlung hat sich nunmehr zu entscheiden. Der Beschluß vom 24. März 1852 bindet sie weder an die Verfassung von 1852, noch an das Resultat der von der kurhessischen Regierung und den Ständen gepflogenen Verhandlungen; denn darnach hat sie selbst „dem Entwurf der revidirten Verfassung nur im Allgemeinen, ohne über die Billigung aller in demselben enthaltenen einzelnen Bestimmungen sich auszusprechen, ihre Zustimmung ertheilt" und zwar Mittheilung von den ständischen Erklärungen und den etwaigen weiteren Verhandlungen begehrt, aber sich ganz allgemein „in Rücksicht ihrer Einwirkung auf eine beruhigende Erledigung der Verfassungsangelegenheit des Kurfürstenthums die weitere Beschlußnahme" vorbehalten. Sie ist also auch jetzt nicht im Mindesten gehindert, in irgend einem Umfang selbstständig eine Verfügung zu treffen, neue Berathungen anzuordnen und selbst die Verfassung von 1852 wieder durch eine andere zu ersetzen, und wenn sie die Verfassung von 1831 nicht wohl wieder herstellen kann, da sie erklärt hat, daß dieselbe „nebst den in den Jahren 1848 und 1849 dazu gegebenen Erläuterungen und daran vorgenommenen Abänderungen und sammt dem Wahlgesetz vom 5. April 1849 in ihrem wesentlichen, jedoch von dem übrigen nicht wohl zu trennenden Inhalt mit den Grundgesetzen des deutschen Bundes, insbesondere mit den Vorschriften der Artikel 54, 57 und 58 der wiener Schlußacte nicht vereinbar" sei, so verlangt sie doch selbst eine „Revision" der Verfassung von 1831 und erkennt damit an, daß diese die Grundlage der neu zu errichtenden Verfassung bilden soll. Das freilich dürfen wir nicht erwarten, daß die Bundesversammlung gradezu selbst anerkenne, mit der Aufhebung der Verfassung von 1831 über den Kreis des Rechtes hinausgegangen zu sein, und jene ohne weiteres zurückgebe, wol aber, daß sie diese Verfassung immer als die Basis der neuen festhalte, von jener ausgehe und die neue beurtheile.

Die Verfassung von 1831 aber ist in der „revidirten" von 1852 kaum wieder zu erkennen, diese geht, in ihren willkürlichen Abweichungen, weit über den Zweck einer Revision hinaus. Sie verläßt überhaupt nicht blos diese Verfassung, sondern, allen sonstigen Doctrinen „conservativer" Staatsmänner zum Trotz, fast alle historischen Grundlagen. Die Bundesversammlung dürfte schon deshalb sich veranlaßt sehen, sich mit diesem Werk nicht zu begnügen, ein anderes Ganzes auf besserer Grundlage zu verlangen. Sie hätte dazu um so mehr Ursache, weil die Stände ihre zum Theil zustimmende Erklärung mit dem Zusatz abgegeben haben, daß dieselbe als ein Ganzes, und nur als ein Ganzes aufgefaßt werden, d. h. eine Zustimmung nicht einzeln und für

sich als solche gelten solle, und weil die Stände in der That, wenn sie auf der einen Seite Zugeständnisse machten, darauf rechnen mußten, daß bei diesen Zugeständnissen auch die Einschränkungen derselben berücksichtigt, jene nicht als unbeschränkte aufgefaßt würden. Und kann denn der Bundesversammlung eine Verfassung genügen, die, mit dem äußersten Widerstreben aufgenommen, nach manchen mühsam und auf traurigen Wegen in sechs Jahren erlangten Aenderungen noch in den meisten und wichtigsten Punkten weder den alten Rechten, noch den beharrlichsten und allgemeinsten Wünschen des Landes entspricht, die dadurch wie durch ihre Fassung nur den Hader zwischen Regierung und Unterthanen verewigen muß, die wie geschaffen ist, statt zu beruhigen, wie sie soll, Zwietracht und Haß noch hervorzurufen?

Als bedenklich müssen wir demnach den Weg bezeichnen, den der Bericht des Bundestagsausschusses einschlägt, alles das, worin die Stände zugestimmt haben, als erledigt anzusehn, die Abweichungen für sich, als ob sie nicht mit den Zugeständnissen zusammenhingen, zu beurtheilen, und das Ganze und sein Zustandekommen überhaupt nicht ins Auge zu fassen. Dieser Bericht macht es sich aber nicht blos insofern, sondern auch in der Kritik des Einzelnen allzu leicht: die wichtigsten Punkte werden mit wenigen Worten, oft nur mit politischen Schlagworten, dem dürftigsten Apparat einer Kritik, abgefertigt, nichts wird über den Wortlaut der Abweichungen hinaus in Erwägung gezogen. Und doch nöthigt schon der Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Regierung und den nach ihrem eignen Verfassungsproject berufenen Ständen, auf die Verfassung von 1831 zurückzugehen. Dies wird sich aus dem Folgenden, wobei wir alles minder Wesentliche übergehen, nur zu klar ergeben.

§. 6 der Verfassung von 1852 gestattet dem Landesherrn, wenn er an der Ausübung der Regierung verhindert ist, eine Regentschaft zu bestellen, während die Verfassung von 1831 in §. 7 dazu die Genehmigung der Landstände erfordert, und während die Stände jetzt zwar darauf nicht bestehen, aber eine gesetzliche Ordnung der Regentschaft auch für diesen Fall verlangen. Wer kann dies unbillig oder bedenklich finden? Ist nicht eben das der Vorzug der Monarchie, daß die landesherrliche Gewalt in allen Fällen fest geregelt, von einseitigem Belieben unabhängig und darüber erhaben ist? Oder soll das Land nicht als mitbetheiligt gelten bei der Einsetzung einer Regentschaft, bei der wichtigsten, auf alle Zweige der Gesetzgebung einwirkenden Regierungshandlung? Müßte nicht mindestens im Geiste strengster Conservativität — und das hätte für Kurhessen bekanntlich seine besondere Bedeutung — bestimmt werden, daß die Regentschaft nur aus den successionsfähigen Agnaten gewählt werden könne? — Der Ausschußbericht bezweifelt nicht, daß im kurhessischen Hause dem Landesherrn die Dispositionsbefugniß in Verhinderungsfällen zugestanden hat, (natürlich, so lange keine Verfassung existirte!) setzt voraus, daß die Regentschaft nur aus jenen Agnaten

bestellt werde, obgleich davon kein Wort in dem §. 6 steht, nimmt deshalb Umgang von einem ausdrücklichen Zusatz und beruhigt sich mit dem §. 124 der Verfassung, wonach die Stände in zweifelhaften Fällen die Bundesversammlung anrufen können, obgleich die allgemeine Fassung des §. 6 nicht einmal einen Zweifel rechtfertigen könnte, und obgleich nach diesem §. 124 der von der Regierung angenommene Sinn einstweilen bis zur Entscheidung gilt.

Nach dem Wunsch der Stände, der sich auf den §. 27 der alten Verfassung stützt, soll zu §. 19 der neuen die Studirfreiheit gewährleistet, die Benutzung der öffentlichen Bildungsanstalten des In- und Auslandes freigegeben und eine Beschränkung nur dem Gesetz vorbehalten werden; die Regierung dagegen vindicirt sich eben die Befugniß, den Besuch auswärtiger Lehranstalten ausnahmsweise zu verbieten. Also ausnahmsweise der oder jener Person? Welche Vexationen würden damit durch das Gesetz genehmigt! Oder soll ausnahmsweise der Besuch der oder jener deutschen Universität für jeden ausgeschlossen werden? Man sollte meinen, damit würde jeder deutschen Regierung, die eine Universität unterhält, ein Mißtrauensvotum gegeben. — Der Ausschußbericht meint, es handle sich „um einen jener allgemeinen Sätze, deren Sanctionirung in unserm Jahrhundert wol überflüssig" sei, „welche, richtig verstanden und gehandhabt, aber auch als unverfänglich erscheinen", und trägt dem Wunsche der Stände Rücksicht, indem er einen Zusatz vorschlägt, wonach durch — Regierungsverordnung die Benutzung einzelner öffentlicher Anstalten des Auslandes unter besondern Umständen und vorübergehend beschränkt werden kann!!

§. 20 macht den Genuß der staatsbürgerlichen Rechte vom christlichen Glaubensbekenntniß abhängig, „vorbehaltlich derjenigen Ausnahmen, welche das Gesetz bestimmt", mit dem Zusatz: „die Verschiedenheit der christlichen Glaubensparteien hat auf den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte keinen Einfluß."

Die Stände wollen den Ausdruck „Glaubensparteien" durch „Glaubensbekenntniß" ersetzen, was eine weitere Grenze gewährt. Die Regierung will aber eben die christlichen Sekten „wie sie die Vergangenheit zur Anschauung gebracht hat, oder die Zukunft etwa noch gebären möchte", also namentlich die Lichtfreunde, vom Genuß der staatsbürgerlichen Rechte ausschließen. Besser wäre es freilich dann, auch den Ausdruck „Parteien" durch bestimmte Bezeichnung der Confessionen zu ersetzen. Eine solche Bestimmung aber kann nur Heuchelei befördern und die widerlichsten Streitigkeiten hervorrufen und macht den Staat von jeder engherzigen Handhabung kirchlicher Normen abhängig. Vilmar muß darüber jubeln! Die Verfassung von 1831 spricht nur vom „christlichen Glaubensbekenntniß", nicht von Glaubensparteien. Der Ausschußbericht sagt einfach, der Ausdruck „Glaubensparteien" verdiene schon deshalb den

Vorzug, weil er dem Art. 16 der Bundesacte entspreche, als ob dieser Artikel, statt ein gemeinsames Recht zu gewähren, eine Einschränkung verfügen wollte. und vergißt dabei, daß, wenn die Bundesacte von Glaubensparteien im Sinn von Confessionen spräche, danach schon der Zeit wegen nicht einmal die in Kurhessen anerkannte unirte Kirche unter die zu den staatsbürgerlichen Rechten befähigenden „Glaubensparteien" gehören würde.

§. 26 bestimmt: „Ueber die Verhältnisse der Presse und des Buchhandels entscheiden außer den Bundesgesetzen und den zu deren Ausübung dienenden Anordnungen die künftig mit landständischer Zustimmung zu erlassenden Gesetze."

Man weiß, was eine Regierung unter „zu Ausübung von Gesetzen dienenden Anordnungen" verstehen kann, was namentlich die kurhessische unter Ausführung des Bundespreßgesetzes verstanden hat. Es bedarf also auch keiner Darlegung, wie begründet das Bedenken der Stände gegen den Text des §. 26 ist, besonders dann ist, wenn die Gerichte nicht mehr darüber entscheiden dürfen, ob eine Verordnung Ausführungsverordnung ist oder nicht. Der §. 26 schließt aber zugleich das kurhessische Preßgesetz von 1848 stillschweigend aus, das nach der Meinung der Regierung durch die, doch nur provisorisch geltende Verfassung von 1852 aufgehoben sein soll! In andern Ländern hat man die Bundesbeschlüsse über die Presse durch förmliche Landesgesetze vollzogen, ohne daß der Bund daran Anstoß genommen hätte. Warum sollte dies in Kurhessen unmöglich sein, wo es grade im Gegentheil so nöthig wäre, der Regierung eine Schranke zu setzen? Oder sollen die Stände das Land gegen Regierungsmaßregeln hinsichtlich der Presse nur durch Beschwerden beim Bund schützen können? — Der Ausschußbericht findet an der Fassung des §. 26 nichts zu erinnern; wenn die landesherrlichen Anordnungen zur Ausführung des Bundesbeschlusses, „was nicht zum Voraus unterstellt werden darf", den Begriff einer Vollzugsverordnung überschreiten sollten, so sei den Ständen unbenommen, ihr Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung geltend zu machen! Es handelt sich um Kurhessen, sage Kurhessen! Der §. 37 der Verfassung von 1831 würde mit wenigen Worten so abgeändert werden können, daß er auch dem neuesten Bundespreßgesetz unseligen Andenkens nicht entgegenliefe.

In der Verfassung von 1831 handelt ein ganzer zwölf Paragraphen starker Abschnitt vom Staatsdienst und entzieht denselben der Willkür der Regierung; die neue Verfassung stellt nur im Allgemeinen in §. 75 den Staatsdienst unter den Schutz der Gesetzgebung, nicht unter die verfassungsmäßigen Garantien des §. 119, wonach Aenderungen drei Viertel Majoritäten erfordern. — Der Ausschußbericht meint, es sei wol besser, die Rechte und Pflichten der Staatsdiener durch ein besonderes Gesetz zu ordnen.

Der neue Landtag soll aus zwei Kammern bestehen. Die Einrichtung

der ersten Kammer schließt sich Bestimmungen der alten Verfassung an, die freilich von zwei Kammern nichts wußte. In die erste kommen außerdem alle volljährigen, nachgebornen Prinzen des regierenden Kurhauses, sodann eine Anzahl vom Landesherrn erblich ernannter Mitglieder mit fideicommissarischem Einkommen von wenigstens 6000 Thalern, ferner der Vicekanzler der Landesuniversität, der katholische Bischof, die drei protestantischen Superindenten von Kassel, Marburg und Hanau. Die Regierung sucht hier gegen die Ansicht der Stände die Stellvertretung für den Vicekanzler und für den katholischen Bischof in ihre eigne Auswahl zu legen, und es ist überhaupt charakteristisch, wie sie, während sie doch das corporative Element zur Grundlage der ersten Kammer nimmt, die Bildung der Corporationen von sich abhängig zu machen sucht. Der Regierung selbst aber ist es schon bange geworden vor dieser „Rittercurie“, ihrer eignen Schöpfung, und in der That hat sich schon jetzt bei manchen Bestimmungen, z. B. bei §. 33 und 35, die Einseitigkeit dieser ersten Kammer gezeigt. Sie verlangt Hereinziehung der beiden Oberbürgermeister von Kassel und Hanau, — welche der landesherrlichen Bestätigung unterliegen und wodurch sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt, wie wir nachher sehen werden — und die Befugniß für den Landesherrn, sechs Personen von Auszeichnung in die erste Ständekammer auf Lebenszeit berufen zu können, ist auch sehr entrüstet darüber, daß man auf die Unselbstständigkeit solcher ausgezeichneten Männer hinzuweisen gewagt hat. „Nur freilich“ sagt ihre Denkschrift „werden die Formen, in denen solche Männer der Regierung gegenüber ihre Selbstständigkeit behaupten, manchem Abgeordneten des Adels für Schwäche gelten und jene sechs von Auszeichnung selbst beim Widerspruch als Freunde der Regierung erscheinen lassen, und mag darin der Vorwurf seine Erläuterung finden, daß jene Maßnahme dazu dienen solle, der Regierung in der ersten Kammer die Majorität zu sichern, denn daß die Sechs von Auszeichnung ohne sogenannte Selbstständigkeit (Sic!) die vierzehn bis zwanzig Kammermitglieder von unbezweifelter Selbstständigkeit — (von denen oft genug einige fehlen werden!) — überstimmen würden, kann im Ernst nicht befürchtet werden.“ Ipsissima verba! Man sieht, was diese sechs Ausgezeichneten sollen! Warum hat man es nicht lieber bei der frühern Einrichtung nur einer Kammer gelassen, wo es keine „Rittercurie“ gab und der nachtheilige Einfluß einseitiger Interessen durch die Gegenwirkung von Abgeordneten der Städte und des Landes beseitigt wurde? Warum so viele erfinderische Anstrengung, wenn das Neue sich so wenig bewährt? Warum erschwert man sich das Leben so sehr und so ganz ohne Grund, während man doch weiß, wie schwer es schon mancher, namentlich mancher kurhessischen Regierung geworden ist, auch nur mit einer Kammer fertig zu werden?

Was sagt nun der Ausschußbericht hierüber? Er verkennt nicht die Einseitigkeit dieser ersten Kammer, aber daran denkt er nicht, daß überhaupt das Zweikammersystem für Kurhessen unpassend ist, sondern befürwortet einfach die Vorschläge der Regierung, nur die Stellvertreter für den Vicekanzler und den katholischen Bischof will er nicht von der Auswahl der Regierung, sondern vom Amte abhängig machen.

Die Erfindungsgabe der kurhessischen Regierung tritt noch mehr, wahrhaft glänzend hervor in der Constituirung der zweiten Kammer. Sie leistet hier beinahe das Unmögliche. Da in dieser nunmehr die conservativen und doch so unangenehmen ritterschaftlichen Elemente, welche sonst in der einzigen Kammer waren, fehlten, so wurden zu je sechzehn Abgeordneten der Städte und des Landes sechzehn Vertreter größeren Grundbesitzes hinzugefügt. Nach §. 45 sollten die größeren Grundbesitzer sämmtlich als eine Körperschaft aus ihrer Mitte sechzehn Abgeordnete wählen. Aber dadurch könnte es leicht kommen, daß nur ein kleiner und besonders an politischen Fragen Interesse nehmender Theil der Grundbesitzer bei der Wahl erschiene, auch könnte die Wahl, wenn sie unter allen Grundbesitzern des Landes frei wäre, leicht auf politisch Anrüchige fallen! Doch nicht dies war das Bedenken der Regierung, sondern nur der von der ersten Kammer hervorgehobene Uebelstand eines Zusammenkommens aus dem ganzen Land, sie will jetzt, daß die größeren Grundbesitzer in acht Wählerkreise vertheilt werden und jeder von diesen zwei Abgeordnete, entweder aus seiner Mitte oder, auf Majoritätsbeschluß der Wahlversammlung, aus der Mitte sämmtlicher wahlberechtigten Grundbesitzer der acht Kreise wähle, während namentlich die großgedruckten Worte das Bedenken der Stände erregen, welche Worte denn auch selbst der Ausschußbericht streichen will. Warum zieht man nicht lieber zur Vermeidung solcher Wahlen die Elemente der ersten Kammer wie in der Verfassung von 1831 in die zweite herein? Bei den städtischen Wahlbezirken will die Regierung die Städte Kassel und Hanau gegen die Verfassung von 1831 um je einen Abgeordneten verkürzen und dagegen die Städtchen Hersfeld, Eschwege und Melsungen nebst einigen andern, noch kleinern bereichern. Aus welchem Grund wol? Vielleicht weil die Intelligenz dieser Städtchen die von Kassel und Hanau übertrifft und nicht bloße Mehrzahl der Bevölkerung den Ausschlag geben soll? Aber freilich die Oberbürgermeister von Kassel und Hanau sollen ja in der ersten Kammer sitzen! Der Ausschußbericht hält dann in der That diese Städte für damit abgefunden! Die Körperschaft der städtischen Wahlmänner nun soll nach dem Regierungsvorschlag aus dem Bürgermeister, den Gemeinderathsmitgliedern, dem Ausschußvorsteher, den ordentlichen Mitgliedern des Ausschusses und aus einer der Zahl aller dieser gleichstehenden Anzahl von Zunft- und Gildemeistern, Zunft- und Gildegenossen, so wie unzünftigen Fabrikbesitzern

und Großhändlern bestehn. Also kein Künstler, Literat, Beamter, Advocat, kein Rentier, sofern er nicht zum Gemeinderath oder Ausschuß gehört, darf wählen oder gewählt werden! Die Stände, selbst aus solchen Wahlen entsprungen, wollen die zweite Hälfte der Wähler aus den höchstbesteuerten Bürgern gebildet und indirecte Wahl — es liegt nahe, weshalb man diese indirecte Wahl will, unter welcher eine geheime zu verstehen ist, — bestimmt wissen. Aber damit würde nach der Ansicht der Regierung „nichts Geringeres als die Aufgebung des auf Stand, Amt und Beruf, verbunden mit directen Wahlen, beruhenden ständischen Princips bezweckt.“

Die Landbezirke sollen durch die Ortsvorsteher und Ausschußvorsteher der Landgemeinden jeden Bezirkes aus dessen Mitte wählen; die Stände wünschen geringe Erweiterungen und „indirecte“ Wahl, beides wird ebenso verworfen.

Warum nicht auch hier Rückkehr zur Verfassung von 1831, die das allgemeine Wahlrecht mit den Interessen des befestigten Besitzes nicht unglücklich verbunden hatte (§§. 64 bis 66 der Verfassung, 11, 14, 45, 50, 52 des Wahlgesetzes)? Der Ausschußbericht befürwortet im Wesentlichen die Regierungsvorschläge, die Zusammensetzung der Wahlkörper, weil sie „mit Grund als dem ständischen Princip mehr entsprechend bezeichnet“ werde, die directe Wahl aus einem nur theilweise zutreffenden Grund, ohne auf die Frage, was den Vorzug directer oder indirecter Wahlen betreffe, näher einzugehen. Was ist in jenen Worten „ständisches Princip“ mehr enthalten als ein leeres, politisches Parteischlagwort? Wie viel Stände und welche zählt der kurhessische Staat, und bilden etwa die Gelehrten keinen Stand?

Aber an einer anderen Stelle erkennt die kurhessische Regierung gradezu aufs überraschendste selbst die Unzweckmäßigkeit des Zweikammersystems und ihrer eigenen Bildungen für Kurhessen an, indem sie sagt, es entspringe daraus die Gefahr, daß „gebieterische Forderungen des allgemeinen Landeswohles mit Beharrlichkeit von der prädominirenden Majorität einer Kammer ihren Sonderinteressen nachgesetzt“ werden, eine Neuwahl für die erste Kammer kein neues Resultat gewähren würde (freilich unangenehm!), „die Bildung einer ersten Kammer überhaupt in den deutschen Mittelstaaten nicht ohne Schwierigkeiten sein“ möchte. Welch schnell gemachte Erfahrung! Wie wenig mag die „Rittercurie“ der Regierung gefallen haben! Es muß schwer sein, zwischen dem Einkammersystem und dem Zweikammersystem zu wählen, da es sich am leichtesten regiert, wenn man — keins von beiden hat! Aber auch die zweite Kammer erfreut sich nicht ganz des Beifalls der Regierung, da „vorzugsweise“ (gegen andere Länder, wie Sachsen, Würtemberg u. s. w.) „ihre (die hessische) Landesvertretung auf die Interessenverschiedenheit basirt ist und das charakteristische — (sollte das ein Schreibfehler für „charaktervolle“ sein?) — Festhalten ihrer Bevölkerung an wahren oder ver-

meintlichen Interessen, oftmals ohne Rücksicht für die daraus entspringenden Folgen, dringend zur Vorsicht mahnt." Wenn dergleichen aus der „ständischen" Interessenvertretung entsteht, warum beharrt man dabei? Die Regierung wünscht, daß, wenn eine Vorlage wiederholt von einer Kammer abgelehnt und von einer andern angenommen werde, auf Verlangen der Regierung beide Kammern zu gemeinschaftlicher Beschlußfassung zusammentreten sollen. Sie meint, schon die Existenz einer solchen Vorschrift müsse auf das Verhalten der Kammer von dem wohlthätigsten Einfluß sein und man werde der Regierung das Vertrauen schenken, daß sie nur in Nothfällen davon Gebrauch mache! Daß bei einem solchen Zusammentreten der Kammern die städtischen, vorzugsweise die Intelligenz vertretenden Stimmen der zweiten ganz verloren gingen, hat die Regierung gewiß dabei nicht im Auge gehabt, da doch die Intelligenz die Stütze jedes Gouvernements sein muß. — Der Bundesausschuß spricht sich gegen die Bestimmung aus, jedoch nur deshalb, weil er zugleich die Verstärkung der ersten Kammer durch sechs vom Landesherrn zu ernennende Mitglieder und die Beschränkung des ständischen Steuerbewilligungsrechtes befürwortet, auch weil sie dem „ständischen" Princip nicht entspreche. Eventuell indessen, wenn die Regierung darauf beharre, schränkt der Ausschuß die Bestimmung ein — worauf wol? — auf die Fälle, wo Erhöhung oder Einführung der bestehenden Steuern und Abgaben oder die Verfügung über Ersparnisse in Frage kommt, also auf die wichtigsten Fälle!

In §. 50 will die Regierung, nicht zufrieden mit der Strenge ihres eigenen ersten Werkes, noch einen Zusatz einschalten, durch welchen die Wählbarkeit auf Inländer beschränkt und der Eintritt in die Kammern nur denen gestattet wird, die dem christlichen Glaubensbekenntniß angehören, sie glaubt nicht, sich „von der Verpflichtung eines christlichen Regiments und des Schutzes und Schirmes der christlichen Kirche lossagen, vermeintliche Humanität dem Christenthum vorsetzen und für eine vom christlichen Religionsbekenntniß abgelöste Landesvertretung die Garantie des deutschen Bundes beanspruchen zu können."

Hier aber tritt ihr der Ausschußvortrag entgegen, freilich, ohne die Controverse, ob Juden berechtigt sein sollen, in die Kammer einzutreten, zu entscheiden und indem er diese Entscheidung dem Wege der Legislation überläßt und damit einen alten Streit fortdauern läßt.

Die §§. 51 und 52 handeln von der Erledigung der Abgeordnetenstellen durch den Tod, Verzicht, Annahme eines Staatsamtes u. s. w. In ihrer ursprünglichen Fassung entsprachen sie den §§. 69 und 70 der Verfassung von 1831, welche jedoch daneben das Institut der Stellvertretung hatte, jetzt will die Regierung, während jene in jedem Falle, wenn die Stelle eines Abgeordneten nach bereits erklärter Annahme vor Eröffnung oder nach dem Schluß

des Landtags erledigt wird, neue Wahlen vorschrieb, daß diese Neuwahl nur angeordnet werden könne, die Anordnung jedoch auf den Antrag der betreffenden Kammer erfolgen solle. Praktisch wol kein großer Unterschied, der wahre Unterschied liegt in der Idee der Regierung, daß durch den §. 51 (in seiner mit der alten Verfassung übereinstimmenden Form) „nach stattgehabter Eröffnung des Landtags der Abgang einzelner Abgeordneten auf den Bestand der Kammer ohne Einfluß bleiben und dadurch das Leben in der Kammer gehoben, ferner ein Drängen der Abgeordneten zur Niederlegung ihres Mandates, sei es durch die Presse oder die Wähler, auch ein etwaiges Uebereinkommen zwischen den Abgeordneten und denen, welche infolge von Mandatsniederlegungen zum Eintritt in die Kammer sich Hoffnung machen, verhütet werden" sollte und daß durch die veränderte Fassung des §. 51 die Anordnung der Neuwahl „weder von der Presse, noch vom Willen des einzelnen Abgeordneten, noch von dem seiner Wähler" abhängig und — offenbar nach der ganzen Begründung ein untergeordnetes Motiv, zumal es auch nicht gegen die erste Fassung sprechen würde — die Verausgabung nutzloser Kosten für rein überflüssige Wahlen vermieden werde. Der Ausschuß der Bundesversammlung billigt hier den Widerspruch der Stände, weil es mit dem „ständischen" Princip — es ist wunderbar, welche Folgen dieses ständische Princip nach sich zieht! — wol nicht vereinbar sei, daß einem Bezirke oder Stande das ihm verfassungsmäßig zustehende Recht der Vertretung durch die Willkür eines Abgeordneten oder durch das Belieben der Regierung oder der Kammer auch nur zeitweise entzogen werde! Uns scheint es ganz einfach, daß auch in diesem Fall das Gesetz selbst entscheiden muß und daß auch nur auf diesem Wege Streit zwischen Regierung und Ständen in solchen Fällen verhütet werde, — also Verfassung von 1831!

In §. 44, jetzt 53, hat sich die Regierung das Recht zur Bestätigung der Präsidenten und Vicepräsidenten der Kammern beigelegt, von dem die Verfassung von 1831 nichts wußte, eine Bestimmung, die zu den unangenehmsten Differenzen führen kann. Nach der ersten Fassung wäre die Bestätigung nur eine conventionelle Form gewesen, jetzt wird durch die unscheinbare Aenderung der Worte: „erhalten die ꝛc. Bestätigung" in „bedürfen der ꝛc. Bestätigung" auch das Recht zur Ablehnung sanctionirt — was die Regierung eine bloße „Redactionsänderung" nennt, obschon sie zugleich bemerkt, daß ein „unzweifelhafter Ausdruck des landesherrlichen Bestätigungsrechtes nicht allein widerwärtige Streitigkeiten verhütet, sondern auch auf den Wahlact selbst einen wohlthätigen Einfluß äußern muß". — Der Bundesausschuß erklärt sich gegen diese Aenderung; wenn die Regierung glaube, die gewählten Präsidenten nicht bestätigen zu können, so blieben ihr nur die verfassungsmäßigen Mittel, welche ihr überhaupt zur Herstellung des Einklanges mit der

Landesvertretnng zuständen. Was soll dies heißen? Wird damit auch das Recht zur Ablehnung gebilligt in dem Maße, daß ein nicht bestätigter Präsident nicht als solcher fungiren soll? Es scheint nicht so. Warum aber denn nicht lieber die Verfassung von 1831?

Höchst eigenthümlich ist der Streit zwischen der Regierung und den Ständen um den §. 55. Während jedes Kammermitglied schwört, nur nach eignem besten Wissen ohne alle sonstigen Rücksichten das Wohl des Landesherrn und des Landes zu vertreten, sollen die Bevollmächtigten der Prinzen des Kurhauses und der Standesherrn an den Auftrag ihrer Vollmachtgeber gebunden und wenn dieser mit ihrer eigenen Ueberzeugung nicht übereinstimmt, verpflichtet sein, ihr Mandat niederzulegen! Ebenso mißt die Regierung den Standesherrn und den Prinzen des Kurhauses das Recht bei, das Mandat beliebig zu widerrufen (§. 60)! Damit würde man freilich einige Begleiter durch Dick und Dünn bekommen! Natürlich wußte die Verfassung von 1831 nichts von einem solchen Unterschied. Der Ausschuß mißbilligt denselben im Wesentlichen.

Bei §. 58 begegnen wir einer merkwürdigen Erscheinung: die Regierung will eine Vorschrift der Verfassung von 1831 hereinziehen und die Stände sind dagegen. Dieselbe lautet dahin, daß die Abgeordneten eines Standes oder eines von den Hauptlanden entlegenen oder abgesonderden Bezirks, wenn sie einhellig den betreffenden Stand in seinen Rechten oder den betreffenden Bezirk in seinen Interessen durch den Beschluß der Majorität beschwert erachten, sich über eine Separatstimme vereinigen dürfen. Die Regierung vervollkommnet diesen Satz noch dadurch, daß sie den Abgeordneten jeder Provinz solche Separatvota zugesteht. Paßt dies alles zum jetzt beliebten Zweikammersystem noch wie zum Einkammersystem? hat die Regierung noch nicht genug an diesen zwei Kammern? Muß die Landesvertretung noch mehr in Theile und Splitter gehen? In der That, sie würde damit zersplittern! — Der Ausschußbericht findet gegen die Bestimmung „welche der Verfassung von 1831 entnommen und nach Angabe der kurhessischen Regierung seither bewährt gefunden worden ist,“ nichts zu erinnern. So wird ein wichtiger Punkt abgehandelt und nicht einmal die Veränderung des Paragraphen der alten Verfassung erwähnt!

Zu §. 60 begehren die Stände bestimmte Zeiten für die Vornahme der Wahlen (Wahlges. v. 1831 §. 3); man wolle gedenken, wie oft darüber geklagt worden ist, daß die Wahlen zu spät angeordnet wurden und wie dadurch Vorberathungen vereitelt, reifliche Erwägungen über die wichtige Handlung verhindert werden! Die Regierung hat nichts für sich, als daß der bestimmte Termin „bei in Mitte liegenden Hindernissen für die Regierung äußerst unangenehm werden könnte und jedenfalls durch die derselben obliegende verfas-

sungsmäßige Pflicht, im dritten Jahre zeitig zur Wahl aufzufordern, den Landesinteressen völlig genügt" werde. Trotzdem stimmt ihr der Ausschuß einfach bei! Uns scheint, daß das Beste wäre, den §. 78 der alten Verfassung wieder herzustellen, wonach im dritten Jahre, ohne weitere Aufforderung von Seiten der Staatsregierung, zu einer neuen Wahl geschritten werden mußte (und zwar nach dem Wahlgesetz am 1. Juli); soll aber, wie der §. 60 vorschreibt, die regelmäßige Neuwahl nur nach Aufforderung von Seiten der Regierung stattfinden, so muß auch ein bestimmter Termin gesetzt sein; wenn die Verfassung statt Willkür klare Norm geben soll, und wenn die Aenderung als von den Ständen gebilligt angesehen wird, so berücksichtige man auch die Voraussetzung der Stände, daß die Anordnung der Regierung zu bestimmter Zeit getroffen werde.

Nach §. 66 dürfen die Landtage nicht über drei Monate dauern, wenn der Landesherr keine Verlängerung verfügt. §. 85 der alten Verfassung sagte: „die Landtage dürfen, der Regel nach, nicht über drei Monate dauern." Der Bundesausschuß billigt die Aenderung u. a., weil „die lange Dauer der Landtage aus verschiedenen Gründen nicht zu begünstigen ist."

Gern führen wir so fort und theilten noch einiges von dem Schönen und Erbaulichen mit, was die Denkschrift der Regierung und das Gutachten des Ausschusses in Menge darbieten. Die Denkschrift namentlich ist von seltener Offenheit und Durchsichtigkeit. Allein wir glauben die Differenzen der Regierung und der Stände und das Verfahren des Ausschusses im Allgemeinen hinreichend beleuchtet zu haben und eilen deshalb über Unwesentlicheres — freilich, was ist in einer Verfassung unwesentlich? — hinweg zu den gefährlichsten Punkten der neuen Verfassung. Wir erwähnen nur noch kurz, daß der Ausschuß (zu §. 68) eine von der Regierung beliebte Beschränkung des ständischen Zustimmungsrechtes zur Verhaftung eines Abgeordneten beseitigt, (zu §. 69) dem Antrag der Stände, daß den Bevollmächtigten der Prinzen und der Standesherren, gleich wie den übrigen Abgeordneten, Reise- und Tagegelder gezahlt werden, beistimmt, (zu §. 75) zwar die Stellvertretung beim Heer der Beistimmung der Stände zur Gesetzgebung unterwirft, dagegen die höchst bedenkliche Bestimmung, wonach die Regierung ausnahmsweise unter gewissen Umständen ohne vorherige landständische Mitwirkung für wesentlich und unaufschieblich zur Sicherheit des Staates oder zur Erhaltung der ernstlich bedrohten öffentlichen Ordnung erachtete Maßregeln treffen kann — die Verfassung von 1831 ordnete Zuziehung des landständischen Ausschusses für solche Fälle an — und wonach sie solche Maßregeln erst „bei der nächsten Versammlung der Kammern, welche möglichst bald und längstens binnen Jahresfrist eintreten soll," denselben zur Beistimmung vorzulegen braucht — kann nicht während eines solchen ganzen Jahres das heilloseste Zeug gestiftet

und die halbe Welt umgekehrt werden? ein solcher Spielraum ist wol unerhört! — daß also der Ausschuß diese gefährliche Bestimmung nicht einmal durch die Bedingung der Unausführbarkeit der Zusammenberufung des Landtags beschränkt wissen will, daß der Ausschuß ferner (zu §. 78) die von den Ständen begehrten Normen für die Ministeranklage nicht befürwortet, (zu §. 86) die vollständige Trennung der Justiz von der Verwaltung, entgegen der Regierung, festhält.

Wir wollen nur noch zwei Punkte ins Auge fassen, die Fragen vom Competenzgerichtshof und vom Steuerbewilligungsrecht.

Die Competenzgerichtshöfe, eine Erfindung der modernen Staatsweisheit, sollen in jedem Fall, wo zwischen einer Verwaltungs- und einer Gerichtsbehörde Streit darüber herrscht, ob eine Sache Verwaltungs- oder Justizsache sei, diesen Streit entscheiden. Diese Fälle bilden also die einzige Ausnahme von der Regel, daß der Richter seine Zuständigkeit selbst zu beurtheilen hat einer so allgemein anerkannten Regel, daß zwischen Gerichten verschiedener Staaten oft genug die folgenreichsten Händel daraus entspringen! Warum grade jene Ausnahme? Ist es unstatthaft, daß der Richter eine Staatsbehörde vor sich zieht und Recht zu nehmen nöthigt und über ihr Recht entscheidet? Nein; denn es wird dem Richter nicht bestritten, daß er dies darf und soll in allen civil- und criminalrechtlichen Processen, in den Fragen vom Mein und Dein und von Schuld oder Nichtschuld (wo ja der Staatsanwalt die Verwaltung vertritt); vor dem Richter gilt im Civilrecht nicht einmal eine fürstliche Prärogative, das ist so unbestritten, daß nicht einmal die neue kurhessische Verfassung daran zu tasten gewagt hat. Oder glaubt man, daß der Richter vom Standpunkt des Rechts aus nicht darüber urtheilen könne, ob eine Maßregel der Verwaltung der öffentlichen Wohlfahrt diene? Aber er soll ja nur darüber urtheilen, ob eine solche Maßregel ein Recht verletzt, nicht ob sie der öffentlichen Wohlfahrt ersprießlich ist! Soll vielleicht eine Regierung im Interesse dieser Wohlfahrt das Recht verletzen dürfen? Ja soll dieser Satz, dieser einzige Satz, in dem die Despotie und die Revolution ganz übereinstimmen, durch Einrichtung eines besondern Gerichtshofes, eines Wohlfahrtsausschusses gleichsam, feierlich sanctionirt werden? Oder ferner, traut man dem Richter nicht genug Kenntniß und Verständniß der Gesetze zu, welche die Verwaltung betreffen? Aber es wird doch der Staatsbehörde möglich sein, ihn zu diesem Verständniß hinzuführen! Beruhen nicht unzählige Processe auf ökonomischen und technischen, dem Richter weit ferner liegenden Verhältnissen, welche die Parteien vor ihm darlegen müssen? Wie könnte überhaupt ein Gesetz so schwer verständlich sein, nachdem es mannigfach und öffentlich berathen wurde? Ist es nicht die stillschweigende Voraussetzung jedes Gesetzes, daß es jeder Unterthan, jeder, den es berührt, verstehen und beachten kann?

Oder ist die Verwaltung damit zufrieden, wenn nur sie selbst sich begreift? Oder endlich, will man die Verwaltungsbehörde in diesen Fällen nicht als Partei betrachten, während sie doch in das Rechtsgebiet hinübergreift? Verkennt man, daß doch immer hierüber nur ein Gericht entscheiden kann, ja daß die entscheidende Behörde selbst den Namen eines Gerichtshofes führt? Und soll es grade in diesen Fragen der höchsten Bedeutung, die Tausende mit einem Mal betreffen können, auf die einzige Entscheidung dieses Gerichtshofes ankommen, während sonst zwei und drei Instanzen die Sicherheit des Rechts so weit als thunlich garantiren?

In der That, wir müssen den Widerspruch der kurhessischen Stände gegen jede solche Einrichtung begreifen und billigen, ja wir wundern uns, daß grade in den Zeiten der vermeintlichen „Legitimität" — es gibt auch eine rechte Legitimität — diejenigen, die sich auf den Rechtsboden stützen, den Richter so wenig als ihren eignen Hort und Halt betrachten. Um so entschiedener aber müssen wir den Widerspruch der kurhessischen Stände — sie haben dabei unerschütterlich beharrt — gutheißen, wo dieser Competenzgerichtshof eine Gestalt erhalten sollte, wie sie Herr Hassenpflug ausgedacht hat. Er sollte (§. 87) — so lautete die ganze Bestimmung — bestehen aus zwei höhern Verwaltungs- und zwei höhern Gerichtsbeamten unter dem Vorsitz eines Mitgliedes des Gesammtstaatsministeriums oder eines andern geeigneten höhern Staatsbeamten. Wo wäre da auch nur die mindeste Garantie der Unbefangenheit gegeben? Damit wäre die Verwaltung allmächtig und der Willkür Thür und Thor geöffnet! Die Regierung will zwar endlich die Bestimmung dahin fassen, daß die Verhältnisse des Competenzgerichtshofes durch ein mit landständischer Zustimmung zu erlassendes Gesetz alsbald weiter geregelt werden sollen. Aber einstweilen besteht der im Jahr 1853 schon eingesetzte Gerichtshof! Und wo ist die Gewähr dafür, daß die Regierung den Ständen alsbald annehmbare Vorschläge macht? Ist das ihre Absicht, warum nicht gleich jetzt mit solchen hervortreten? Manche Verfassung hätte einen fertigen Text geboten! Und in die Verfassung gehört eine so wichtige Bestimmung! Sollten die Stände Kurhessens jetzt, wo der Kriegszustand, — der, wie man sagt, der Bundesversammlung selbst zu lange dauerte, — eben erst jene Omnipotenz der Verwaltung vor die Augen geführt und das bestehende Recht bei Seite geschoben und wo die Regierung, ob sie gleich ihre Zwecke erreicht hatte, im Frieden so lange gezögert hat, jener Omnipotenz zu entsagen, jetzt nach der vieljährigen Dauer so vieler Provisorien der Verwaltung, sollten die Stände jetzt so leicht auf jene Zusicherung bauen? Mußten sie nicht, wenn sie auch für den äußersten Fall zur Einsetzung des Gerichtshofes ihre Zustimmung erklärten, für diesen Fall zugleich beantragen, daß der schon eingesetzte

Gerichtshof bis zum Erlaß jenes Gesetzes außer Wirksamkeit trete und bis dahin noch das alte Recht gelte?

Wie äußert sich hier der Ausschuß? Die Einsetzung des Gerichtshofes stellt sich ihm „aus dem Gesichtspunkt der Einheit der obersten Staatsgewalt als eine Nothwendigkeit dar"; gäbe man den Gerichten die Beurtheilung ihrer Zuständigkeit schlechthin, ohne alle Schranken anheim, so würden sie „eine die gesetzgebende Gewalt und vollziehende des Staatsoberhauptes beherrschende Stellung und eine Omnipotenz erlangen, welche mit dem Art. 57 der wiener Schlußacte schwer zu vereinigen sein dürfte." Die gesetzgebende und vollziehende Gewalt! Als ob dem Landesherrn verwehrt werden sollte, Gesetze zu geben und zu vollziehen! Nur nicht über das Gesetz soll die Verwaltung hinausgehn! Und das soll ja auch der Competenzgerichtshof verhindern! Und wie schreckhaft klingt das Wort von der Omnipotenz der Gerichte! Aber das **Recht** soll im Staat allmächtig sein, es ist seine Basis! Und soll das Recht gelten, so muß es der Vertreter des Rechts zur Geltung bringen können und durch nichts beschränkt sein, als eben das Recht selbst! — Aber der Ausschuß fährt fort: die Stände hätten zwar **eventuell** zu Errichtung eines Competenzgerichtshofes, dessen Verhältnisse durch ein Gesetz alsbald geregelt werden sollen, ihre Zustimmung ertheilt, zugleich aber beantragt, daß bis dahin die Beurtheilung, ob sich eine Sache zum Gerichtsverfahren eigne, dem ordentlichen Richter gebühre; dies sei, wenn man die Sache selbst als nothwendig erkenne, augenfällig unzulässig und es bleibe daher nichts übrig, als bis dahin nach der Anordnung der Regierung zu verfahren. Uns bedünkt vielmehr, daß dieser Antrag augenfällig die Bedindung und Voraussetzung der Stände für ihre eventuelle Zustimmung ist, daß sie überhaupt den Competenzgerichtshof nicht für nothwendig erkennen, wenn aber **doch** ein solcher errichtet werden soll, wenigstens den Hassenpflugschen bis dahin beseitigt wissen wollen. Uns bedünkt, daß, was bis 1852 Rechtens war, auch noch jetzt gelten könnte und daß durchaus nichts dafür spricht, den Hassenpflugschen Gerichtshof, wenn er, wie ja durch den Vorschlag der Regierung selbst geschieht, als unhaltbar anerkannt wird, jetzt noch länger aufrecht erhalten werden müßte!

In dem Abschnitt vom Staatshaushalt in der Verfassung von 1831 lauten die §§. 139, 140 und 141:

139. Zum **Staatsvermögen** gehören vornehmlich die bisher bei den Finanz- und andern Staatsbehörden verwalteten oder, nach erfolgter Feststellung dieses Vermögens, zur Staatsverwaltung übergehenden Gebäude, Domanial- (Kammer-) Güter und Gefälle, Forste, Jagden, Fischereien, Berg-, Hütten- und Salzwerke, auch Fabriken, nutzbare Regalien und Rechte, Capitalien und sonstige Werthgegenstände, welche ihrer Natur nach als Staats-

gut zu betrachten sind, oder aus Mitteln des Staats oder zum Staatsvermögen erworben sein werden.

140. Das Staatsvermögen soll vollständig verzeichnet und hierbei, so wie bei dessen näherer Feststellung, der Inhalt derjenigen Vereinbarungen mit zum Grund gelegt werden, welche hinsichtlich der Sonderung des Staatsvermögens vom Fideicommißvermögen des kurfürstlichen Hauses, so wie hinsichtlich des Bedarfes für den kurfürstlichen Hof mit den dermal versammelten Landständen getroffen sind und hiermit unter den Schutz dieser Verfassung gestellt werden.

141. Für den, in der betreffenden Vereinbarung festgesetzten Bedarf des kurfürstlichen Hofes an Geld und Naturalien bleiben die dazu durch dieselbe vorbehaltenen Domänen und Gefälle auf immer bestimmt. Diese werden aber dessenungeachtet auch ferner durch die Staatsfinanzbehörde ganz so wie das übrige Domanialvermögen verwaltet 2c.

Die hierin erwähnten Vereinbarungen gingen dahin, daß der Geld- und Naturalbedarf des kurfürstlichen Hofes aus dem Ertrag derjenigen Domänen entnommen werde, welche dazu vorbehalten, aber gleichwol auch ferner durch die Finanzbehörden ganz in der bisherigen Art verwaltet werden würden, und daß alles bei der Finanzkammer und anderen Staatsfinanzbehörden bisher verwaltete Vermögen als Staatsvermögen anerkannt wurde, jedoch vorbehaltlich aller Rechte des kurfürstlichen Hauses an denjenigen Domänen und Domanialgefällen, welche zur Sicherheit der Hofdotation mittels der vorzunehmenden förmlichen Radicirung dienen würden. Zur Ausführung des §. 140 aber vereinbarte man sich am 5. Febr. 1831 dahin, daß das bei der Cabinets- und bei der Kriegskasse verwaltete Capitalvermögen, welches gegen 650,000 Thlr. Zinsen abwirft, getheilt und die eine Hälfte kurfürstliches Hausfideicommißvermögen (Hausschatz), die andere Staatsvermögen (Staatsschatz) wurde, und am 9. März 1831 dahin, daß die außerdem zu zahlende jährliche Hofdotation für den damaligen Landesherrn auf 392,000, für den jetzt zur Regierung gelangten auf 300,000 Thlr. festgesetzt und diese Hofdotation auf bestimmte Domänen und Gefälle, die aber unter der Verwaltung der Staatsfinanzbehörden bleiben sollten, anzuweisen und zu radiciren bestimmt ward und die landesherrlichen Gebäude, Schlösser und Parks u. s. w. ausschließlich dem Kurhause für dessen Rechnung überlassen und verzeichnet wurden. Eine Radicirung der Hofdotation auf bestimmte Grundstücke u. s. w. ist aber bis jetzt noch nicht erfolgt, und über die zukünftig zu zahlende Hofdotation ist noch nichts festgesetzt.

Sonnenklar ist sonach Folgendes: Alles Vermögen des Landesherrn und des Landes ist, mit Beseitigung der früheren Unterschiede zwischen einer Kriegs- und einer Kammerkasse, mit Ausnahme des Hausschatzes Staatsvermögen

geworden, die Hofdotation soll auf den vormaligen Domänen radicirt werden.

Die Regierung wagt nicht, jene Uebereinkünfte ganz zur Seite zu schieben, vermeidet aber in den §§. 107 bis 109 der neuen Verfassung geflissentlich die Anerkennung eines „Staatsvermögens“, spricht blos von „landesherrlichem Vermögen“, will die Festsetzungen von 1831 nur bis dahin gelten lassen, wo über die Verwendung der Einkünfte des landesherrlichen Vermögens die erforderliche Regulirung in einer alle folgenden Zeiten umfassenden Weise mit den Landständen bewirkt sein werde, und die Bezeichnung und Auswahl der Domänen, auf welche die Hofdotation radicirt werden soll, — sie sagt: der „nach jener Vereinbarung dem Hausfideicommisse verbleibenden Domänen“ — der Regierung ohne Mitwirkung der Stände zuweisen. Sie stützt sich für diesen Anspruch darauf, daß vor 1831 das Domanialvermögen lediglich landesherrliches Fideicommißgut gewesen sei (als hätten nicht auch landesherrliche Pflichten darauf geruht, der allbekannte Streit!) und daß der bei der Abtretung jenes Vermögens gemachte Vorbehalt die Einwilligung des andern Contrahenten für seine Ausführung nicht erfordere, vielmehr damit „illusorisch“ würde. Die Stände dagegen vindiciren sich ein Recht zur Mitwirkung dabei und halten überhaupt im Wesentlichen an den Vereinbarungen von 1831 fest, wollen auch namentlich die noch zu treffende Bestimmung auf die Festsetzung der Hofdotation für die zukünftig regierenden Linien beschränkt wissen. — Der Sinn der Uebereinkommen von 1831 ist nun doch zu offenbar, als daß der Bundesausschuß, obschon er das Kurhaus als ursprünglichen Eigenthümer des Domanialvermögens bezeichnet, der Regierung beistimmen könnte, sofern sie für die Radicirung der Hofdotation die ständische Mitwirkung ausschließen will; er meint, es sei dem Kurhause zwar die Auswahl zu überlassen, deren Resultat aber in Rücksicht der zweiseitigen Natur des Vertrags vom 9. März 1831 den Ständen zur Erinnerung und Anerkennung vorzulegen. Zugleich bemerkt er, diese Radicirung habe wenig praktischen Werth, weil die Verfassung bestimme, daß die ausgeschiedenen Güter unter der Verwaltung der Staatsbehörden bleiben sollen, wir möchten aber doch fragen, ob man es nicht nach erfolgter Radicirung unbillig nennen würde, wenn dann die Stände auf jener Bestimmung beharrten und die ausgeschiedenen Güter nicht zur eigenen Verwaltung herausgäben. Was soll sonst die „Radicirung“ bedeuten? Dagegen will der Ausschuß, obgleich sich auch ihm die Frage der Höhe der der künftigen Linie zu bestimmenden Hofdotation „als die einzige darstellt, welche dermalen der Lösung bedarf“, dennoch ohne den mindesten durchschlagenden Grund und ohne zu beachten, daß damit die Vereinbarungen von 1830 und 1831 ihrem ganzen Inhalt nach neuem Streit unterzogen werden, diese Vereinbarungen nur bestätigt wissen, insolange nicht über die

Verwendung des gedachten Vermögens eine anderweite Regulirung bewirkt worden sei. Die von den Ständen begehrte erneuerte Anerkennung des Staatsvermögens als solchen, ein Begehren, das sich freilich in den ständischen Vorschlägen zur bloßen Vermeidung des Ausdruckes: landesherrliches Vermögen verflacht hat, wird nicht hervorgehoben. — Uns scheint deutlich und klar nur die Verfassung von 1831.

Ueber die Aufbringung des Staatsbedarfs bestimmte diese Verfassung (§. 143, 144, 160), daß von 1831 an, ohne landständische Bewilligung keine directe oder indirecte Steuer oder sonstige Abgabe ausgeschrieben werden darf, daß die 1831 bestehenden Steuern oder Abgaben mit gewissen Ausnahmen bis auf weitere verfassungsmäßige Anordnung forterhoben werden sollen, daß die Stände den Staatsbedarf alle drei Jahre nach den nöthigen Nachweisungen verwilligen und ihnen die Verwendung des Staatseinkommens zu den bestimmten Zwecken nachzuweisen ist. Die Verfassung von 1852 legte diese unangenehmen Paragraphen gänzlich bei Seite, nach ihr hatten die Stände den Staatsbedarf nicht zu bewilligen, sondern nur zur Erhöhung bestehender und Einführung neuer Steuern ihre Zustimmung zu ertheilen, worauf dann auch die erhöhte oder neue Steuer bis auf weiteres fortbestehen sollte! Ein kostbar atomisirtes Steuerbewilligungsrecht! Der beharrliche Widerspruch der Stände nöthigte die Regierung zu Zugeständnissen, aber troß dieser bleibt von jenem erheblichsten Recht des Landes nicht viel übrig.

Es bleibt dahin beschränkt, daß den Ständen das Zustimmungsrecht zu jenem Etatssatz, die periodische Bewilligung der Ausgaben, das periodische Steuerbewilligungsrecht, ja sogar diese — Begrenzung verlangten die Stände als die mindeste — die periodische Bewilligung auch nur der nach 1852 eingeführten Steuern versagt und Einhaltung des Ausgabenetats im Einzelnen verweigert wird; der ganzen Einrichtung soll die Abtheilung der Ausgaben in ständige und außerordentliche dermaßen zu Grunde liegen, daß die ständigen und als ständige von einem Landtag anerkannten keiner neuen Bewilligung der Kammern bedürfen; jedoch ist dies Grundprincip nicht mit deutlichen Worten ausgesprochen, und es bleibt darnach zweifelhaft, welche Ausgaben späterhin als „ständige" gelten sollen. Die Bestimmungen nämlich, auf welchen die Regierung besteht, lauten:

(§. 112) Der Staatsbedarf wird mindestens alle drei Jahre festgestellt, nachdem den Ständen alsbald nach ihrer Zusammenkunft ein Voranschlag vorgelegt worden ist, welcher die Einnahmen und Ausgaben für die bevorstehende Finanzperiode mit thunlichster Vollständigkeit und Genauigkeit enthalten muß.

Die Stände haben diesen Voranschlag zu prüfen und über die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der Ausgaben, die zu machenden Ersparungen, wie

über die Art der Deckung der Ausgaben ihre Erklärung an die Regierung gelangen zu lassen.

(§. 113.) Zur Erhöhung der bestehenden Steuern und sonstigen Abgaben, sowie zur Einführung neuer Steuern und Abgaben, ist in jedem Falle die Zustimmung der Stände erforderlich.

Neue Steuern können eingeführt und bestehende erhöht werden, entweder ohne Zeitbestimmung, oder auf die Dauer nur einer Finanzperiode, oder zu besonderen, bestimmten Zwecken, oder dergestalt, daß nach dem Ablauf der Finanzperiode der gewonnene Mehrertrag, beziehungsweise der Ertrag der neuen Steuer, als Ueberschuß behandelt wird.

Verträge mit auswärtigen Staaten, welche auf die Besteuerung Bezug haben, wie namentlich Zoll- und Handelsverträge, bedürfen, unter der in §. 13. des Zollgesetzes vom 28. December 1837 enthaltenen Ausnahme, der Zustimmung der Stände.

(§. 114) Die Einnahmen dürfen nur zur Bestreitung der von einem Landtage anerkannten Ausgaben verwendet werden. Die Verwendung von Einnahmen zu anderen, als den im Staatsgrundetat für die jedesmal laufende Finanzperiode aufgeführten Zwecken, so wie die Ueberschreitung der für das Gesammtstaatsministerium, oder ein einzelnes Ministerialdepartement festgestellten Ausgaben in ihrem Gesammtbetrag macht die betreffenden Ministerialvorstände oder deren Stellvertreter verantwortlich.

(§. 115) Ueber die im Laufe einer Finanzperiode gemachten Ersparnisse und Ueberschüsse, kann nur mit Zustimmung der Stände verfügt werden. Hierdurch ist jedoch eine interimistische zinstragende Anlegung solcher Ueberschüsse bis zum Ablauf der betreffenden Finanzperiode nicht ausgeschlossen.

(§. 116) Einem jeden Landtag soll die Verwendung des Staatseinkommens aus den letztverflossenen drei Jahren und, auf Verlangen, auch aus den früheren Jahren nachgewiesen, auch von den betreffenden Behörden diejenige Auskunft aus den Acten und Büchern gegeben werden, welche die Kammern, oder deren Ausschüsse in jener Beziehung zu begehren sich veranlaßt finden könnten.

(§. 117) Landständische Verhandlungen über den Staatsgrundetat können nur durch den Finanzausschuß der betreffenden Kammer veranlaßt werden und haben sich auf die von diesem zu bezeichnenden Posten der Einnahme und Ausgabe zu beschränken.

(§. 118 indifferent).

Die Motive, welche die Regierung hierzu gibt, sind sehr kurz; das Zustimmungsrecht der Stände zu jedem Etatssatz, hätte nach ihrer Ansicht „offenbar Erlahmung der Landesregierung und Theilung derselben mit beiden Ständekammern zur unmittelbaren Folge“. Wie viele lahme Regie-

rungen gäbe es darnach in Deutschland! Dem Antrag der Stände auf eine Bestimmung, wonach neue Steuern nur eingeführt und bestehende nur erhöht werden können auf die Dauer einer Finanzperiode, begegnet die Regierung mit den Worten: die Stände möchten damit nur den Kammereinfluß möglichst sichern, legten demnach dieser Nebenrücksicht höheres Gewicht bei, als der landständischen Verpflichtung, einem unabweisbaren bleibenden Bedürfniß, bei vorhandener Steuerkraft, definitiv abzuhelfen. Die Begrenzung des Begriffs der bestehenden Steuern und Abgaben auf die bis 1852 bestehenden gesteht sie nicht zu, weil die im Jahre 1853 erlassenen fünf Steuergesetze nicht mit Beschränkung auf einen gewissen Zeitraum von den Ständen gutgeheißen worden seien, während nach der Verfassung von 1852 die Befugniß einer solchen Beschränkung den Ständen nicht gegeben war.

In diesem letzten Punkt hat denn auch der Ausschuß nicht vermocht, der Regierung beizustimmen, er will die Feststellung des Punktes, welche außer den im Jahre 1852 bereits bestehenden Steuern unter die „bestehenden" zu rechnen seien, einer Vereinbarung mit den Ständen vorbehalten, läßt aber damit wiederum eine wichtige Streitfrage offen. In allem Uebrigen dagegen tritt der Ausschuß im Wesentlichen der Regierung bei, indem er ihr beipflichtet, daß in den älteren Verfassungsvorschriften „die Quelle der Zerwürfnisse zu erkennen sei, welche das Einschreiten des Bundes herbeiführen mußten," und davon ausgeht, daß man „nach den gemachten Erfahrungen" auf jene Vorschriften nicht werde zurückkommen dürfen und dies auch von den Ständen nicht verlangt werde, welche sich zu erheblichen Abänderungen, insbesondere zu Beseitigung des Rechtes der periodischen allgemeinen Steuerbewilligung bereit erklärt hätten. Dies Letzte aber — wir lassen uns nicht darauf ein, den Grund der Zerwürfnisse in Kurhessen näher zu betrachten — halten wir für durchaus unrichtig, auch hier wieder wird ein modificirtes, auf der Voraussetzung besonderer Garantien beruhendes Zugeständniß wie ein unbedingtes und von allen Modificationen trennbares aufgefaßt. Wenn A. dem B. ein Haus verkaufen will und 1000 Thaler verlangt, B. nur 800 Thaler verspricht und außerdem noch Besserungen und Bauten daran fordert, ist dann etwas Bindendes zu Stande gekommen? Wenn nun die kurhessischen Stände zwar auf Bewilligung der bis 1852 bestehenden Steuern verzichten, dagegen darauf beharren, daß sie für alle seit 1853 ausgeschriebenen und alle künftigen das Recht zur periodischen Bewilligung, ferner für alle durch die Steuern zu deckenden Ausgaben das Recht zur periodischen Zustimmung, endlich Einhaltung jedes Etatssatzes beanspruchen, ist damit der Grundsatz, den die Regierung aufstellt, anerkannt, oder nicht vielmehr bestritten, nur unter besonderen Garantien gutgeheißen? Wird nicht durch das Recht zur periodischen Bewilligung der Ausgaben die Gefahr fast ganz beseitigt, welche aus dem Mangel des Rechts

auf Zustimmung zu gewissen Steuern entspringt? zwar die Möglichkeit widerrechtlicher Steuerverwendung nicht entfernt, aber doch das Recht gesichert?

Aber welche Staatsbedürfnisse sind denn überhaupt ständige? Streng genommen, wie der Ausschuß anerkennt, nur die aus einer staatsrechtlichen Nothwendigkeit oder einer privatrechtlichen Verpflichtung hervorgehenden! Welche einzelnen sind dies? welchen Steuerbetrag erfordern sie? welche Steuern decken diesen Bedarf? Darüber sagt der Ausschuß nichts! Er erkennt aber sogar selbst an, daß nicht einmal jene Bedürfnisse für alle Zeiten giltig aufgestellt werden können, sondern mindestens im Betrag wandelbar sind, und daß auch für die bleibenden Bedürfnisse unter Umständen andere als die bisherigen Mittel zur Deckung geeignet erscheinen können. Sollte man nicht darnach folgern, daß die ganze Einrichtung eines „ständigen" Ausgabebudgets und „ständiger" Steuern unzulässig sei? Statt dessen tröstet sich der Ausschuß mit der Erwartung, daß einerseits die Stände ihre Zustimmung zu begründeten Erhöhungen nicht verweigern würden, andererseits die Regierung, durch die Bestimmungen der Verfassung wesentlich an die Mitwirkung der Stände gebunden, da, wo sich Ersparnisse erzielen ließen, solche anordnen werde. Aber die Regierung hat durch ihren §. 114, wonach sie nur für die Gesammtbeträge der einzelnen Departements einsteht, so enormen Spielraum, und bedarf, wenn es ihr nur einmal glückt, eine neue ständige Steuer oder ständige Ausgabe durchzusetzen, so wenig ständischer Mitwirkung, daß man lediglich ihrem guten Willen überlassen wäre. Und endlich soll doch durch die neue Einrichtung die Möglichkeit einer Steuerverweigerung beseitigt werden; entweder aber reichen die bestehenden Steuern so weit für den Bedarf, daß die Stände niemals um Steuern gefragt zu werden brauchen — und wo bliebe dann noch ein Steuerbewilligungsrecht? — oder es sind neue Steuern nöthig und die Stände können diese verweigern, dann also muß, — wie der Ausschuß selbst zugesteht, — auf den gerechten und billigen Sinn von Regierung und Ständen gerechnet werden. Wozu dann, wenn man hierauf immer zurückkommt, wenn man dieses Vertrauen hegt, überhaupt die neue Einrichtung? Sie ist zwecklos, gekünstelt, vollkommen abnorm in Deutschland, zum Streit wahrhaft herausfordernd, aufs äußerste gefährlich im Zusammenhang mit den übrigen der Regierung gegebenen Rechten.

So verhält es sich mit dem, was noch jetzt streitig ist. Wir haben von dem nicht gesprochen, was zwischen der Regierung und den nach der Verfassung von 1852 zusammengetretenen Ständen für sich und einzeln (mit dem Eingangs erwähnten Vorbehalt) nicht streitig ist. Aber auch in diesen Punkten setzt die neue Verfassung an die Stelle der alten klaren und strammen Bestimmungen nur zu häufig laxe, das einseitige Ermessen der Regierung nicht beschränkende. Das Gutachten gedenkt ihrer, wie erwähnt, nicht.

Nach alledem können wir das Gutachten des Bundestagsausschusses nicht für genügend halten, und müssen wünschen, daß die Bundesversammlung ein iefer eingehendes erfordere, bevor sie eine Entschließung faßt, oder wenigstens sich nicht zu sehr durch jenes Gutachten leiten lasse und überhaupt das gute alte Recht dem nicht einmal scheinbar besseren neuen vorzieht.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

6.

Ein Ausflug nach dem todten Meer.

Um den Jordan und das todte Meer zu besuchen, bedarf der Fremde der Hilfe eines Dragomans, der ihm Pferde, Lebensmittel und ein Zelt verschafft, und der Begleitung eines Beduinenschechs, der ihn mit seinen Leuten als Escorte gegen Beraubung schützt und nebenher auch als Wegweiser dient. Von jenen Schechs lungert in Jerusalem stets eine gute Anzahl umher, und man hat die Auswahl zwischen alten und jungen. Schmuzig und backschischsüchtig sind sie alle, doch kann man sich auf sie verlassen, nicht weil sie ungewöhnlich viel Ehre und Gewissen haben, sondern weil sie von den Consulaten gekannt sind und wenn sie sich Ungebühr gegen den Reisenden erlaubten, das nächste Mal, wo sie in der Stadt betroffen würden, dafür büßen und überhaupt das einträgliche Begleitergeschäft aufgeben müßten. Ueberdies sind sie keine echten Söhne der Wüste, am wenigsten transjordanische wilde Beduinen, sondern der Uebergang von diesen zu den Fellahin, halbzahm und großentheils ansässig. Man kann sie darum nur bis zum Jordan und dem Nordrande des todten Meeres brauchen, da weiter südlich und östlich das Gebiet der wilden Stämme beginnt, in dem sie selbst nicht sicher sind. Der Lohn, den ihnen das Herkommen für ihre Mühe bewilligt, ist nicht bedeutend, indeß kommt dazu noch das sogenannte Charuf, der Werth eines Schafes, welches ursprünglich vom Schech dem Reisenden, dann aber umgekehrt vom Reisenden dem Schech und seinen Leuten gegeben wurde, und so viel Backschisch, als man sich von ihrer dreisten Bettelhaftigkeit abquälen lassen will. Wer es wagen wollte, ohne ihre Begleitung die Tour zu unternehmen, würde unfehlbar schon auf dem Wege nach Jericho von ihnen ausgeraubt und, wenn er sich zur Wehr setzte, unbedenklich ermordet werden.

Die Dragomane, von denen es in Jerusalem gleichfalls sehr viele gibt, sind mit Recht zu den Plagen des Orients gerechnet worden. Verschlagene, vielgeriebene, oft unverschämte Bursche, fordern sie für ihre Dienste, wenn viel Nachfrage ist, ungebührlich hohe Preise und nach der Rückkunft natürlich ebenfalls Extratrinkgelder, und selten halten sie ein, was mit ihnen ausgemacht ist, auch kann man sich auf ihre Angaben in Betreff von Alterthümern niemals verlassen. Um eine Antwort sind sie nie verlegen. Thut's die Wahrheit nicht, denkt der Schelm, so thut's die Lüge.

Ich war so glücklich, eines solchen Patrons entrathen zu können. Kaufmann Löwenthal versah die Stelle eines Dragomans, besorgte Pferde, Maulthier, Proviant und Zelt und vermittelte, mit dem Arabischen nicht unbekannt, der Verkehr mit den Beduinen. Donnerstag den 5. Mai, gegen 10 Uhr morgens, brachen wir auf, ritten aus dem Jaffathor in das Hinnomthal hinab, und dann aus dem Thal Josaphat nach der Straße hinauf, die um den Oelberg herum nach Bethanien führt, und waren nach etwa drei Viertelstunden im Dorfe des Lazarus. Unsere Karavane bestand aus Löwenthal, mir, einem Webergesellen aus dem Brandenburgischen, der, um den Jordan und das todte Meer gratis zu sehen, als unser Diener mitging, und einem türkischen Maulthiertreiber. Ich und Löwenthal waren allein beritten. Der Handwerksbursch hatte es im Vertrauen auf seine Füße, die ihn von Stambul bis Jerusalem getragen, verschmäht, den ihm angebotenen Esel anzunehmen, ein Leichtsinn, der ihm, wenn wir weniger gutherzige Seelen gewesen wären, sehr übel bekommen sein würde. Ein Maulthier war mit dem Zelt, ein anderes mit der Kantine oder Proviantkiste und dem Bettzeug beladen. Von unsrer Bedeckung ließ sich anfangs niemand blicken.

So kamen wir nach Bethanien, welches jetzt El Asarieh heißt. Es ist ein häßliches Dorf, halb Ruine, halb Schutt- und Kothhaufen, parfümirt mit dem Geruch brennenden Düngers, der hier wie überall auf dem Lande um Jerusalem das Hauptfeuerungsmittel ist. Daneben stehen einige Fruchtbäume, auch sieht man in den Senkungen zur Seite Getreidefelder. Die Einwohner sind Mohammedaner. Man zeigt hier das Haus des Lazarus, das Haus Simons des Aussätzigen und andere Mönchslügen. Interessanter ist das sogenannte Grab des Lazarus, welches unzweifelhaft eine Gruft aus dem Alterthum ist. Ein Fellah leuchtete uns mit einem Endchen Wachsstock in das kellerartige Felsengemach hinab. Auf einer schmalen Treppe von fünfundzwanzig Stufen steigt man in ein Gewölbe hinunter, unter dem sich etliche Stufen tiefer ein zweites kleineres öffnet, in welchem der Bruder Marias und Marthas gelegen haben soll, als Jesus ihm sein „Lazarus, komm heraus!" zurief. Spashaft war die Hast, mit der sich, als wir das Grab wieder verließen, die Nachbarschaft herzudrängte, um Bakschisch zu fordern. Nachdem der Mann,

der uns geleuchtet, sein Theil bekommen, mußte auch die Frau, an deren Düngerfeuer er seinen Wachsstock angezündet, befriedigt werden. Ein Knabe hatte Ansprüche, weil er das Pferd meines Begleiters, ein andrer, weil er das meine gehalten, ein dritter, weil er mir den Fuß in den Steigbügel gesteckt und so fort bis zu dem nackten Bübchen, welches das Verlangen, mit dem es die Hand nach einem halben Piaster aufhielt, nur mit seiner Nacktheit begründen konnte.

Nach der Region der Bettler gelangten wir in die Region der Räuber. Die Straße nach Jericho ist bekanntlich die, wo sich die Geschichte mit dem barmherzigen Samariter begab, und sie ist noch ebenso unsicher wie damals, so daß wir nicht ohne Sorge waren, als unsre Bedeckung noch immer ausblieb. Endlich stellte sich uns an einer Wendung des Thales, in dem sich der Weg hinzieht, ein langer, überaus häßlicher Mohr mit einer Beduinenflinte als einer der Leute unsres Schechs vor, und wahrscheinlich zu rechter Zeit. Wir hatten ihn eben zu den Maulthieren beordert, welche mit ihrem Treiber und dem Brandenburger eine Strecke zurückgeblieben waren, als vor uns ein Beduine zu Pferde sichtbar wurde. Er richtete, als er uns erblickt, seine Lanze und fühlte nach dem Pistol im Gürtel. Wir galoppirten auf ihn zu und grüßten mit „Marhabah!“ dem gewöhnlichen Gruß zwischen Christen und Mohammedanern. Statt unsre Höflichkeit zu erwidern, fragte er barsch, ob wir Geleit hätten. Wir nannten den Namen Schech Ibrahims, und er ritt weiter. Daß er üble Absichten gehabt, schien daraus hervorzugehn, daß er einen Angriff auf unsern Nachtrab machte und dem Webergesellen seinen Hut zu entreißen strebte, eine Absicht, die er nicht eher aufgab, als bis der inzwischen herbeigeeilte Mohr ihn mit angelegter Flinte das Weite zu suchen nöthigte. Indeß ist es möglich, daß der mit der Flinte und der mit der Lanze Freunde und ihre Manöver nur darauf berechnet waren, uns zu einem Bakschisch für den Schwarzen zu verpflichten.

Die Gegend wurde allmälig kahler und fahler. Die Olivenbäume, die wir bisher hier und dort in kleinen Gruppen erblickt, hörten auf, endlich auch die Streifchen von Saatfeldern, die am Wege gelegen. Wir waren in der Wüste, in welcher Jesus zwischen seiner Taufe und dem Antritt seines Lehramts vom Satan versucht wurde. Der höchste von den gelbgrauen Bergen, welche, mit einzelnen Büschen mißfarbigen Gestrüpps wie mit Warzen bewachsen, durch zahllose tiefe Schluchten voneinander geschieden, sich rechts und links von der Straße erheben, ist der, auf dem er mit dem Versucher die Welt überblickte und die ihm gebotne Herrschaft über sie ausschlug. Der Ort scheint von der Legende übel gewählt, da der Besitz dessen, was man von hier überschauen kann, eben keine starke Lockung einschließt, ein gutes Gewissen dafür zu verkaufen. Daß sich der Teufel hier aufgehalten hat, ist eher glaublich, und die Tausende von Anachoreten, die es früher in dieser schauerlichen Einöde

ihrem Herrn nachzuthun suchten, haben gewiß Anfechtungen von ihm zu leiden gehabt.

Etwa vier Stunden von Jerusalem wird der Weg felsig, man erklimmt einen weißschimmerden Felsenpaß, neben dem die Ruinen eines Khans oder Castells liegen. Auf der Höhe angelangt, blickt man links in ein tiefes Wadi hinab, an dessen schroffen Wänden in wagerechten Streifen röthlichgraues Gestein bandartig zu Tage tritt, und in dessen Grunde, von hohem Schilf und allerlei Buschwerk umgrünt, die kleinen Wasserfälle eines Baches rauschen. Vor dem Reisenden erscheint die fahlgelbe breite Tiefebne des Ghor, durchschlängelt von dem Bach, dessen Lauf dunkles Gebüsch bezeichnet, bedeckt mit dünnstehendem Strauchwerk. Die Reste einer Brücke oder Wasserleitung, ein dicker Thurm und ein kleiner Hain von Feigenbäumen deuten Jericho, ein grünlicher Streif von Baumschlag weiter im Osten den Jordan an. Rechts erscheint am Fuß der Berge Moabs der blaue Spiegel des Bachr Lut, des todten Meeres. Drehen wir uns um, so starrt uns allenthalben ein düstre, unwirthliche Gebirgswüste entgegen.

Der Weg in das Ghor hinab ist steil und steinicht. Man passirt den Bach, der den stolzen Namen Ain Es Sultan, Quelle des Sultans führt, und von dem verschiedene Wasserleitungen abzweigen. An seinem Rande wächst der dornige Nabkbaum und baumartiges Haidekraut, der Ascher, ein Strauch mit blauer Kartoffelblüte, der angeschnitten einen weißen Saft wie Wolfsmilch ausströmt, auch die Leimun Lut, die Limone Lots, ein Wüstengewächs mit gelben bittern Beeren. Wo Bewässerung möglich war, sieht man Feigenbäume, Beete mit Ricinus und Tabak, kleine Felder mit Gerste und Weizen.

Die Hitze ist, da die Thalsohle tief unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt und die Bergwände die Sonnenstrahlen fangen, außerordentlich groß. Sie war jetzt, wo der Scirocco, der seit mehren Tagen geweht, erst im Abzug war, kaum zu ertragen, und gern glaube ich, daß man hier tropische Gewächse bauen könnte.

Jericho, jetzt Richa, ist ein ärmliches Dorf von etwa zwanzig niedrigen, mit Schilf gedeckten Steinhütten, voll Schmuz und üblem Geruch, zerlumptes Volk und halbverhungerte Hunde. Einst stand hier eine blühende Handelsstadt, die Herodes mit prachtvollen Gebäuden schmückte, und von der Josephus sagt, sie sei die reichste von Judäa gewesen. Um sie herum grünte ein Palmenwald, in dessen Schatten Balsamstauden wuchsen, deren Harz mit Gold aufgewogen wurde. Antonius wußte seine Geliebte Kleopatra nicht königlicher zu beschenken, als mit diesem Balsamgarten, den ihr Herodes dann mit einem Jahreszins von nicht weniger als 200 Talenten abpachtete. Später pflanzte man hier Zuckerrohr und Indigo und zog daraus reichen Gewinn. Jetzt ist alles das fast spurlos verschwunden. Wo das stolze Hierichunt sich erhob,

wohnt jetzt in unscheinbaren Ruinen der Schakal. Wo die Balsamstaude duftete, verbreiten mit Kuhdünger genährte Feuer ihre greuelvollen Gerüche. Von dem prächtigen Palmenwald soll noch irgendwo ein halbverdorrter Stumpf übrig sein, ich habe aber selbst diesen vergeblich gesucht. Nur die elf Bogen der Herodianischen Wasserleitung erinnern noch daran, daß hier einst einer der Brennpunke westasiatischer Cultur war. Es scheint fast, als ob der Fluch Sodoms und Gomorrhas auch an dieser Stelle später eingeschlagen, und ich begriff jetzt die Redensart, mit der man in England lästige Gesellschaft verwünscht. Wir verbannen solche Personen dahin, wo der Pfeffer wächst — also nach Kayenne. Der Engländer sagt: I wish he were at Jericho, ich wollte, er wäre in Jericho.

Lange suchten wir am Bache nach einer Stelle, wo unser Zelt sich erheben sollte. An einem Punkt in dem Wäldchen von Nabkbäumen jagten wir Feldhühner auf. Ein Stück davon glaubte ich den Schlag einer Wachtel zu hören, doch möchte ich es nicht bestimmt behaupten, da das Geschrei der unzähligen Frösche im Bache alles, was nicht Frosch war, übertäubte. In der Nähe des Thurmes, der aus der Zeit der Kreuzfahrer stammen soll und jetzt halb Wachthaus für ein Detachement türkischer Irregulärer, halb Khan ist, trafen wir die schwarzen Zelte und die Herden eines Beduinenstammes, von dem wir, nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, Besuch bekamen. Nicht lange nachher erhob sich neben demselben ein zweites, welches zwei russische Herren, die vom Kloster Mar Saba zurückkehrten, aufschlagen ließen, und kurz darauf richtete der Dragoman eines Spaniers, der sich uns zur Weiterreise anschloß, ein drittes auf.

Jetzt erschien auch unser Schech mit fünf andern Beduinen, lauter wilden braunen Gesichtern mit Augen voll Diebsgelüst. Nur zwei waren beritten, alle bewaffnet, zum Theil mit Pistolen und Lanzen, zum Theil mit langen Flinten. Der Schech hatte zum Ueberfluß noch eine mit Nägeln beschlagene Holzkeule am Sattel hängen. Der Nächste nach ihm, ein Neger, trug als Kopfhülle eines jener schwarzen Wollentücher, wie man sie bei den russischen Pilgerinnen sieht — sehr wahrscheinlich ein Beutestück. Wir luden sie zu unserm inzwischen fertig gewordenen Mittagsmahl ein. Aber sie nahmen nur Brod und Kaffee an. Vergeblich boten wir dem Schech von unserm Marsala. Er schlug ihn lachend aus, indem er etwas von Mohammed murmelte. Umsonst wurde er genöthigt, sich von dem aufgetragnen Salami zuzulangen. Er wußte, daß es „Hansir" (Schweinefleisch) sei und drückte mit emphatischem Grunzen und lebhaftestem Geberdenspiel seinen Abscheu aus. Ebenso wenig wollten die Uebrigen etwas davon wissen, und so möchte ich annehmen, daß man hier zu Lande selbst unter der niedern Classe die Speisegesetze des Koran streng beobachtet, ein Lob, das sich meiner Erfahrung nach den Bewohnern Aegyptens nicht ertheilen läßt. Beim Dessert erschien zu froher Ueberraschung

meines deutschen Gemüths eine Flasche ulmer Bieres auf dem Tischtuch, welches wir auf den Boden gebreitet, sicher die erste, welche in Jericho durstige Pilger labte.

Unser Lager bot jetzt ein recht malerisches Bild. Die weißen Zelte zwischen den grünen Bäumen, über welchen sich blaue Rauchwölkchen kräuselten, die flackernden Kochfeuer, an denen die türkisch gekleideten Dragomane der Russen und des Spaniers kauerten, die Gruppen der fränkischen Reisenden, die zum Theil den landesüblichen weißen Sommermantel trugen, die Mukkarin, welche Brennmaterial und Beutel mit Pferdefutter herbeischleppten, die Beduinen mit ihren befranzten Kopfhüllen, ihren weiß und braun gestreiften Abajen und ihren betroddelten Rossen, ein Dutzend Pferde, die, an Pflöcke befestigt, neben den Zelten weideten, Haufen von buntfarbigen Teppichen, Satteldecken, Zäumen und Taschen, in den Boden gesteckte Lanzen, ein Gaul, dem zur Strafe für widerhaariges Betragen von seinem Mukkari der eine Vorderfuß an den Hals gebunden worden, so daß er auf drei Beinen umherhinkte, verschleierte Weiber von Jericho, die uns Eier und Milch brachten, halb und ganz nackter Kinderbesuch, dazu hinter und neben uns die Wüste mit ihren Bergen, vor uns die Windungen des Baches, in denen sich die weißglühende Nachmittagssonne spiegelte: man hätte ein ungemein charakteristisches Gemälde daran gewinnen können.

Noch eigenthümlicher gestaltete sich das Bild, als die Nacht hereinbrach, und die Beduinen sich anschickten, uns eine Fantasia vorzutragen. Neben dem schwarzen Baumschlag dämmerten die drei grauen Zelte, aus deren Thüren und durch deren Leinenwände das röthliche Licht von Kerzen schimmerte. Ein großes Feuer von Dornen, von den Arabern in der Mitte des Lagers angezündet, warf seinen Schein auf die Büsche und ließ, wo Lücken am Ufer waren, seine rothflammen den Reflexe auf dem Wasser züngeln. Im Hintergrund gingen, im matten Licht des mondlosen Nachthimmels die Silhouetten unsrer Pferde und Maulthiere. Vor dem in raschem Wechsel bald hoch auflodernden, bald zusammenschwindenden Feuer hatten sich in breiter Reihe dicht aneinander gedrängt, die Araber aufgestellt. Ihnen gegenüber stand der Schech, die Keule in der Hand. Ein Zeichen mit dieser Waffe, und sie begannen taktmäßig zwei Schritte auf ihn zuzuschreiten und dann wieder rückwärts gehend auf den Ausgangspunkt zurückzukehren, wobei sie die Arme vom Ellbogen an ihm entgegenstreckten. Ein rauhes Hée, einem Gekläff ähnlicher als einem Gesang, begleitete und regelte den einförmigen Tanz. Der Schech stand still und berührte nur gelegentlich die Keule schwingend die Schulter des einen oder des andern. Allmälig wurden ihre Bewegungen lebhafter. Der Schech sprang ein Lied näselnd in mancherlei Wendungen auf seine Leute zu, die jetzt unter fortgesetztem Hée bald nach rechts, bald nach links die Köpfe auf die Schulter

legten, dabei aber immer wie vorher in dichtgeschlossner Reihe zwei Schritt vor und zwei zurückschwankten, bis das Schauspiel damit endigte, daß sie einer nach dem andern ihre Pistolen abfeuerten. Was ihre Pantomime bedeute, war nicht zu errathen. Ihre wilden Gestalten aber, ihre rothangestrahlten Gesichter mit den dunkeln Bärten und den blitzenden schwarzen Augen, die weißen Zähne, mit denen sie uns angrinsten, stehen mir noch jetzt lebhaft vor der Seele.

Nach dem Tanze wurde von uns Europäern ein Bad im Bache genommen, welches bei der selbst in der Nacht fast ungeschwächt fortdauernden Hitze trotz der geringen Kühle des Wassers ungemein erfrischte. Dann wurden die Schlafteppiche über die Sättel gebreitet, die als Kopfkissen dienen sollten, und wir versuchten zu schlummern. Allein bei aller Ermüdung brachte es keiner der Bewohner unsres Zeltes zu wirklichem Schlaf. Zu der Schwüle, die unter dem Leinwanddach weit drückender war, als draußen, kam bald ein Kribbeln und Stechen, ein Jucken und Brennen, welches unerträglich war. Um unser Nachtlicht schwirrten große, seltsam gestaltete Mücken und Fliegen. An den Zeltwänden kletterten lichtfreundliche Käfer von der Größe unsrer Schröter. Neben uns wälzten hastig dahineilende Scarabäen geschäftig die Düngerkugeln, in die sie ihre Eier legen, und als ich aufstand, um nach der Ursache des Kribbelns und Juckens zu leuchten, fand ich, daß der beim Schlaftrunk verbrauchte Zucker uns ein Volk bissiger Ameisen auf den Leib gelockt hatte. Die ganze Bettdecke war von den kleinen schwarzen Quälgeistern überlaufen. Ich dankte dem Himmel, daß sich nicht auch Skorpionen und Vierzigfüße eingefunden hatten, eine Brut, die hier unten im tropischen Gluthal sehr häufig und besonders giftig sein soll, und zog es vor, die übrigen Stunden der Nacht außer dem Zelt zuzubringen.

Hier hörte ich im halben Traum dem Quarren der Frösche zu, in welches gelegentlich, bald fern, bald nah, ein Schakal sein Geheul mischte, und ließ mich von jenem an das eintönig gedankenlose Singen der Mönche in Jerusalem, von diese man das kläffende Geschrei der Beduinenfantasia erinnern, als ich plötzlich durch einen Ton wach wurde, der mir wie der Schlag einer Nachtigall klang.

War sie es wirklich oder nicht, die Königin der deutschen Waldsänger? Ja, sie war es, die Holde: „Jo, iho, iho, iho! Trioto, trioto, totobrix“ flötete sie, wie in den hellenischen Myrthenhainen, wo Aristophanes ihre Sprache lernte, wie in den Buchengebüschen, in denen ich daheim zuerst ihrer Lieder gelauscht. Habe Dank noch jetzt, süßer Vogel, für dein trostvolles Singen in schwüler Wüstennacht! Mögest du auch andern deutschen Pilgern die Freude der Heimath zurückrufen unter den plärrenden Fröschen, den Mönchen dieser Einöde, unter den nach Beute bellenden Schakalen, ihren vierfüßigen Beduinen!

Unser Plan gebot uns, am nächsten Tage den Jordan und dann das todte Meer zu besuchen und die Nacht im Kloster Mar Saba zu schlafen, ein nicht unbedeutendes Stück Arbeit in der sengenden Sonne, die uns erwartete. Von Jericho bis zur Badestelle am Jordan sind es nicht ganz zwei, von dort bis zum Nordende des todten Meeres anderthalb, von hier bis zum Kloster reichlich sieben Stunden, und die letzte Strecke führt der Weg über ziemlich mühsam zu ersteigendes brunnenloses Wüstengebirge. So mußten wir zeitig im Sattel sein, und demgemäß wurden bereits vor drei Uhr die Zelte abgebrochen, die Pferde gezäumt und die Maulthiere beladen, und schon halb vier Uhr bewegte sich unsere Karavane durch das dämmernde Gefilde an Jericho vorüber und weiter hinab in das Thal.

Die Gegend wurde zuerst wieder öder, und wir trafen hier und da eine dünne Kruste Salpeter, die den Boden etwa wie Reif bedeckte. Weiter nach Osten zu finden sich wieder Nabkbäume und Ascherstraucher, das Gebüsch am Wege wird dichter und höher, einzelne Tamarisken erscheinen und endlich hat man einen schönen grünen Laubwald mit prächtigen Stämmen und vollen breiten Wipfeln vor sich, durch den sich unter steilen Schlammufern ein raschströmender Fluß drängt.

„Schuf, esch scherjat“, siehe, die Tränkstelle, sagte unser Schech, mit dem Ende seiner Lanze hinabzeigend. „Ecco il Jordano“, erläuterte der Dragoman des Spaniers, ein arabischer Christ, indem er sich ein großes Kreuz über Brust und Leib schlug.

Es war der Jordan. Wir badeten, mein Begleiter füllte als guter Kaufmann mit der heiligen Flut die gestern Abend geleerte Bierflasche, die nach Basel verkauft werden sollte, und mit deren Inhalt jetzt vielleicht schon ein vornehmes Kind getauft worden ist; dann wurden Streifzüge durch das Dickicht gemacht, in dem wilde Schweine und Panther hausen sollen, endlich das inzwischen zubereitete Frühstück eingenommen. Das Wasser ist trüb, so reißend, daß auch gute Schwimmer wohl thun, sich nicht zu weit vom Rande zu entfernen, und an dieser Stelle — es ist die, wo die Legende Jesum von Johannes getauft werden läßt — etwa achtzig Fuß breit. Die Tiefe des Flusses soll in der Mitte zehn bis zwölf Fuß betragen.

Für Leser, welche nicht Muße hatten, Detailstudien in der palästinensischen Geographie zu machen, sei noch bemerkt, daß der Jordan im Drusenlande zwischen Rascheiah und Hasbeiah entspringt, durch den See von Tiberias wie der Rhein durch den Bodensee hindurchgeht und, nachdem er von Ost und West verschiedene Bäche aufgenommen hat, im todten Meer verschwindet. Er hat ferner viele Krümmungen, gefahrvolle Stromschnellen, kleine Wasserfälle und eine Anzahl von Inseln. Von einer Schiffahrt auf ihm ist gegenwärtig so wenig die Rede, als von Benutzung des reichlichen Wassers zur Be-

wässerung seines Thales. Die Beduinen des Ostufers machen alles das unmöglich. Im Walde am Ufer fand ich wilde Lorbeerbäume, Eichen, Tamarisken, Akazien, Weiden und andere, mir unbekannte Bäume und Sträucher. Am Gestade wuchs Gras und Klee, in Palästina Seltenheiten. In den Wipfeln ließen wilde Tauben ihr melancholisches Girren hören. Ueber dem Wasser schwebten einige Störche und ein Entenschwarm. Das Bild der Taufstelle macht mit dem blauen Himmel darüber, aus dem die heilige Taube kam, einen durchaus angenehmen Eindruck, und wenn die Legende irgendwo ihren Ort gut gewählt hat, so ist es hier.

Vom Jordan bis an das Nordende des todten Meeres reitet man über fast von aller Vegetation entblößten, mit Salpeter geschwängerten Boden. Das Meer oder vielmehr der See macht, da man im Süden kein Ufer sieht, den Eindruck eines Meerbusens. Zu pietistischen Ueberschwenglichkeiten hinneigende Reisende haben die Schrecken dieser Gegend sehr übertrieben. Das Wasser soll „wie eine weit hingegossene Bleimasse“ aussehen, die Sonne sich „todtenbleich“ darin spiegeln; die Berge Moabs sollen sich als „dunkle Kegel“ darüber erheben. Was man nicht alles sieht, wenn man die Pastorenbrille aufsetzt! Das Bachr Lut hat die Farbe des Himmels, der sich über ihm wölbt, genau so wie jeder andere See Palästinas, es ist also in der Regel, d. h. wenn nicht Wolken darüber stehen, vom schönsten Dunkelblau. Die Sonne spiegelt sich in ihm nicht todtenbleich, schon weil sie nicht erschrecken kann, wie der, welcher sie erblaßt gesehen haben will. Die Moabiterberge aber sind nur bei Nacht dunkel, und das geht allen Bergen so. Am Tage haben sie grade so wie ihre nördlichen Nachbarn, die auf der Ostseite des Jordan hinstreichenden Berge Ammons, eine röthlichgelbe, in den Schluchten und Fernen eine bläuliche Farbe.

Früher glaubte man gar den Mönchen, der Asphaltsee hauche einen übelriechenden giftigen Odem aus, er dulde kein lebendes Wesen in seinen Fluten und ersticke selbst die Vögel, die über ihn zu fliegen versuchten. Hiervon ist wahr, daß das stark mit Salz und Asphalt geschwängerte Wasser weder Pflanzen, noch Fische, noch Würmer oder Muscheln in sich birgt, daß es einen scharfen bittersalzigen Geschmack hat und daß es Badenden an wunden Stellen des Leibes ein heftiges Brennen verursacht. Was darüber hinaus behauptet wird, ist Aberglaube. Der See hat keinen Geruch. Eine amerikanische Expedition, die ihn vor einigen Jahren vermaß, hielt sich ohne Schaden drei volle Wochen hier auf. Wir badeten in dem, beiläufig krystallhellen Wasser fast eine halbe Stunde und fanden nichts Erstaunliches, als daß wir beim Hinüberschwimmen nach der kleinen, dem Nordende gegenüber gelegenen Insel wie Korke gehoben wurden und Mühe hatten, bei horizontaler Lage die Beine unter Wasser zu behalten, und daß uns beim Heraus-

kommen eine Salzkruste den Bart und die naß gewordenen Theile des Kopfes überzog. Wir sahen ferner mehre Raubvögel, Möven und Schwalben über den See fliegen, und wir hatten es endlich durchaus nicht zu bereuen, als wir auf den Einfall geriethen, das alte Bachr Lut als Kühlkessel für die beiden Bierflaschen zu benutzen, die unser Mittagsbrod befeuchten sollten. Das vaterländische Gebräu schmeckte darauf nur sehr kühl, aber nicht im mindesten nach dem Fluche Sodoms und Gomorras.

Wenn das todte Meer einen gewissen schauerlichen Eindruck macht, so geht das nicht aus dem Colorit des Bildes, sondern daraus hervor, daß es eben wirklich ein todtes ist, daß die Berge, die sich in ihm spiegeln, kahl wie Gerippe sind, der sandige Strand im Norden ebenfalls ohne Baum, Strauch, Gras oder Moos ist, die erwähnte Insel gleichermaßen blos dem Steinreich angehört. Dazu kommen Erinnerungen an das, was die Sage in ihm versenkt sein läßt, dazu der Gedanke, daß der schöne, waldumgrünte, von raschem rüstigen Leben erfüllte Jordan so trübselig in den bittern trägen Gewässern verkommen muß, dazu der Anblick der Bäume, die vom Fluß in den See hinabgeflößt, von diesem, nachdem er ihnen mit seiner Lauge die Rinde abgefressen, sie zu Skeletten gebeizt und gebleicht hat, wieder an den Strand geworfen worden sind. Dazu kommt vor allem die großartige Einsamkeit der Gegend, die dem Wanderer nirgend den Rauch eines Herdes, nirgend ein Dorf oder Zeltlager, einen weidenden Hirten, einen rudernden Schiffer erblicken, nirgend Zeichen der Nähe von Menschen hören läßt.

Die Länge des todten Meeres beträgt zehn, seine durchschnittliche Breite ungefähr zwei deutsche Meilen. Als größte Tiefe hat man 1170 Fuß gefunden. Am Südende, wohin sehr selten ein Reisender gelangte, soll man den See durchwaten können. Bekannt ist, daß derselbe zwischen 1200 und 1300 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt und höchst wahrscheinlich durch einen Erdsturz, den vulkanische Kräfte vorbereiteten, entstanden ist. Die Steinarten am Ufer und im See selbst bestehen aus gewöhnlichem graugelbem Kalk- und Sandstein, bituminösem Mergelschiefer (auch Stinkschiefer genannt) und Quarz. An der Ostküste fanden die Amerikaner vulkanische Bildungen und Lava, und im Süden stießen sie auf einen Berg, der vom Fuß bis zum Gipfel mit Schlacken und Lava bedeckt war. Oestlich von der Halbinsel Usdum (Sodom) entdeckten sie über einer Schlucht und sechzig Fuß über dem Wasser eine Säule von Steinsalz, die eine Höhe von ungefähr vierzig Fuß hatte. Sie wird für die Säule gehalten, in welche Lots Weib verwandelt wurde, und wenn die Rabbinen recht haben, welche annehmen, daß die Menschen in alter Zeit größer als jetzt geriethen, Adam ein Riese von zweihundert Schuh war, Abraham etwa fünfzehn Ellen maß, so läßt sich gegen die Sache wenig mehr einwenden.

Wo die untergegangenen Städte (außer Sodom und Gomorrha werden von der Genesis noch Adama und Zeboim genannt) gestanden haben, ist unbekannt, die Entdeckung der Stelle durch den pariser Orientalisten de Saulcy ein Humbug, an den man unter Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr glauben sollte. Schließlich ist zu bemerken, daß die Umgebung des Sees nur da dürr und ohne Vegetation ist, wo es an süßem Wasser mangelt. Der Jordan behält bis an seine Mündung Ufersäume von Bäumen und Sträuchern, und in der Schlucht Endschiddi, (vielleicht das Engeddi, wo David sich einst vor Saul verbarg und mit dessen Traube die Sulamith des Hohenlieds ihren Geliebten vergleicht) wachsen neben der Quelle, die den Ort bewässert, außer Schilf, Tamarisken und Gurrabäumen auch Palmen. Flüssiges Erdharz wird in der Nachbarschaft des Sees nirgend gefunden, wol aber der sogenannte Moses- oder Asphaltstein.

Als wir uns zum Frühstück setzten, bemerkten wir verwundert, daß unser Diener, der Webergesell, uns abhanden gekommen war, und als wir uns nach ihm umschauten, sahen wir ihn schon in weiter Ferne mit dem Mukkari, den Maulthieren und zwei Beduinen, welche gleich ihm zu Fuß waren, die Berge hinaufsteigen, welche wir zu überschreiten hatten, um nach Mar Saba zu gelangen. Er hatte, wie er sich später äußerte, nicht mit uns essen wollen, weil es sich seiner Erfahrung nach mit vollem Magen schlecht marschire. Wenn das richtig ist, so gewann er dazu bald die andere Erfahrung, daß es sich in der Wüste noch schlechter marschirt, wenn man vorher nicht genug getrunken hat und kein Wasser mit sich führt.

Auch der Spanier war mit seinem Dragoman verschwunden. Er hatte nicht im See gebadet, vielleicht aus Furcht vor seinem Gifte, vielleicht um den Segen, den ihm das Bad im Jordan gebracht, in dem verfluchten Wasser nicht abzuspülen.

Wir folgten den Vorausgegangenen mit unsern beiden berittenen Beduinen, erreichten nach einer halben Stunde die mit Schilf und Tamarisken umgebene Quelle Ain Ed Dschahir, deren schwachsalziges Wasser sich mit etwas Orangensaft trinken ließ, und begannen am Südende des Wadi Daber, einer tiefen Bodensenkung, welche sich mit steilen, zum Theil felsigen Wänden wie ein ungeheurer Festungsgraben zwischen dem Gebirg und der Jordanebene hinzieht, ebenfalls die Höhe zu ersteigen. Unter uns gähnte das W a d i A b u D i s, dann stiegen wir in das W a d i K u n e t e r e h hinab. In der Ferne zeigte sich der N e b b i M u s a, eine Höhe, auf deren Spitze die Ruinen einer kleinen Moschee den Mohammedanern das Grab Mosis bezeichnet.*)

*) Es lag nach der Bibel früher allerdings jenseit des Jordan im Gebirge Moab, aber ein Derwisch wünschte es auf Befehl Mohammeds vor einigen Jahrhunderten in diese Gegend, und das Grab konnte nicht umhin, zu gehorchen.

Die Hitze war wieder kaum zum Aushalten. Die Steigbügel brannten durch die Stiefelsohlen, und die Luft zitterte in der Ferne wie über einem Backofen. Noch entsetzlicher wurde der Sonnenbrand in den Schluchten, in die wir nun hineinritten. Es war zwischen elf und zwölf Uhr, die Zeit, wo es hier keinen Schatten gibt, und die Glut des Himmels nicht blos von oben herabbrennt, sondern auch von der erhitzten Sohle und den Wänden der Thäler zurückgegeben wird. Wir hatten keinen Thermometer bei uns, aber nach dem Geschmack der Luft, die ich einathmete und den Blasen, die ich an ungeschützten Stellen des Halses und auf der Hand bekam, welche den Zügel hielt, fürchte ich nicht zu übertreiben, wenn ich annehme, daß die Wärme am Abhang des Gebirges 38 bis 40, in den engen Thälern, wo die Sonnenstrahlen sich wie in Brennspiegeln concentrirten, wenigstens 45 Grad erreichte. Es zeigte sich denn auch bald, daß unser Webergesell seinen vielgewanderten Füßen zu viel zugetraut hatte. Schon Tags vorher hatten wir beide ihn abwechselnd ein Stück reiten lassen, da er zurückzubleiben anfing. Jetzt wurde es schlimmer. Wir hatten etwa zwei Stunden vom todten Meer zurückgelegt, als der eine der beiden Beduinen uns wieder entgegen kam und die Nachricht brachte, der Hadschi, welcher zu Fuß reise, liege unter der Straße in einer Kluft und sei krank; wir möchten ihm zu trinken schicken. Wir stiegen ab und kletterten zu ihm hinab. Er lag auf den Steinen und bat kläglich um Wasser. Wir hatten ihm keines zu geben, da der Mukkari mit den Maulthieren, welche das Jordanwasser trugen, unbekümmert um ihn und uns vorausgezogen war. Alles übrige Naß war mit Ausnahme einer Flasche Marsala, die sich aber ebenfalls in der Gewalt des Maulthiertreibers befand, am todten Meer vertilgt worden. Wir besaßen absolut nichts als jeder eine Orange. Von diesen gaben wir eine dem Kranken, die andere theilten wir zwischen uns beiden und den Beduinen. Wohlweislich bewahrte ich mir von meinem Stück die Schale auf.

Wir ließen nun den Brandenburger auf Löwenthals Pferd steigen und setzten die Reise noch eine halbe Stunde weit fort. Aber die Gluth war zu furchtbar, und so beschlossen wir, vor einer kleinen Höhle angelangt, eine Weile zu ruhen. Die Beduinen drängten indeß bald wieder zum Aufbruch, da Mar Saba noch fünf Stunden entfernt sei und wir nach Sonnenuntergang keinen Einlaß ins Kloster finden würden. So trat ich dem Webergesellen mein Pferd auf eine halbe Stunde ab und ging so rasch ichs vermochte voraus, um die Andern noch ausruhen zu lassen und nach Verlauf der genannten Frist auf sie, die mich bald einholen konnten, zu warten. Sie kamen, aber der Handwerksbursch hatte sich noch nicht genug erholt, und so ließ ich ihm meinen Gaul noch eine halbe Stunde. Er ritt mit Löwenthal weiter, ich folgte mit dem Schech langsam nach. Es währte nicht lange, so

verschwanden beide hinter Wüstenhügeln, und wer mich nicht erwartete, als ich mit glühenden Sohlen erschöpft und sonnedurchglüht die verabredete halbe Stunde zurückgelegt hatte, war der dankbare Webergesell aus dem Brandenburgischen. Ich weiß nicht, wie ich den Wackern verwünschte, nur das ist mir erinnerlich, daß ich, wie das mit allen Verwünschungen zu sein pflegt, ihn dadurch nicht herbeischaffte, und so hatte ich, wenn ichs nicht darauf ankommen lassen wollte, in der Wüste liegen zu bleiben, mich mit dem Schech wegen Abtretung seines Pferdes in Vernehmen zu setzen. Die Noth macht beredt, und es gelang mit einigen arabischen Brocken und einem deutlichern Geberdenspiel dem braunen Gentleman meinen Wunsch verständlich zu machen. Nicht eher aber räumte er mir seinen Sattel ein, als bis ich ihm auf wiederholtes „Backschisch kebir", (viel Trinkgeld) wiederholt und mit überzeugender Emphase ein „Ewah" (ja) geantwortet, und nicht sobald war er abgestiegen, als er, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ich den Weg nach dem Kloster wisse, sich seitwärts in die Berge schlug.

Ich war, nachdem ich ihn aus den Augen verloren, ganz allein in der Wüste, und als ich so hinritt, bald über eine Hochfläche, bald einen der Hügel hinauf, bald in einen Kessel oder in eine Thalmulde hinab, dachte ich mir zu verschiedenen Malen die Situation, in die ich gerathen würde, wenn ich an einen Kreuzweg käme und den falschen Pfad einschlüge. Räuberische Beduinen, Gespenster des Durstes, des Hungers, ein Nachtlager auf Steinen mit Skorpionen als Bettgenossen spukten mir durch den Kopf. Allmählig jedoch machten diese trübseligen Bilder verständiger Ueberlegung Platz. Links im Osten glänzte durch die Bergschluchten, etwa zwei Stunden entfernt, der Spiegel des Todten Meeres, rechts hinter dem Gewirr von Gipfeln und Kreuz- und Querthälern, mußte Jerusalem sein. Im Süden vor mir lag wahrscheinlich das Kloster. Ich hatte mich also hauptsächlich vor solchen Wegen zu hüten, welche nach links abzweigten. Außerdem besann ich mich, daß das Beduinenpferd klüger sein würde, als ich, da es ohne Zweifel schon oft die Tour vom See nach Mar Saba gemacht hatte, und so ließ ich es an zweifelhaften Stellen sich selbst die Straße wählen. Die Hitze wurde hier oben durch den Nachmittagswind erheblich gemildert, gegen den Durst leistete die aufbewahrte Orangenschale und, als diese verbraucht war, eine Hand voll Tabak gute Dienste, der Weg war auf dem dürren, steinigten Boden oft kaum zu erkennen, aber nur an einigen steilen Stellen beschwerlich, und so peinigte nur noch die Einsamkeit; denn in den drei Stunden, die ich auf diese Weise zurücklegte, sah ich von lebenden Wesen nur spannenlange schwarze Eidechsen, welche in Palästina auch die Wüsten bevölkern und mit ihren graziösen Bewegungen und ihrem stets gehobenen Schwänzchen immer Stoff zu heitern Betrachtungen geben.

Ich hatte manches Wadi durchzogen, manchen Berg erstiegen, als ich endlich in ein Thal hinabritt, in dem ich eine Cisterne fand. Es währte nicht lange, so trafen hier auch die Gefährten ein, die, da sie zu weit nach Rechts gerathen waren, trotz ihres raschen Reitens hinter mir zurück geblieben waren. Neben dem Mund des Brunnens lag ein zerbrochener Topf mit einem Strick als Schöpfeimer, wir zogen uns von der kühlen Fluth herauf, soviel wir und die Pferde bedurften. Das Wasser war vortrefflich, und wenn es darin von rothen Würmern wimmelte, so ließen diese sich dadurch vom Munde abhalten, daß wir beim Trinken den weißen Musselin unsrer Turbane vor die Lippen hielten.

Erfrischt traten wir unter Führ ung der inzwischen ebenfalls eingetroffenen Beduinen die Weiterreise an und sti egen über einen hohen kahlen Bergrücken in einen Kessel hinab, in dem mehrere Schluchten zusammentreffen, von denen die eine das berühmte Wadi En Nahr, zu deutsch Feuerthal ist. Dieses, die Fortsetzung des Kidronthales bis zu seiner Quelle hin, ist eine der wildesten schauerlichsten Felsklüfte, die ich kenne. Zu beiden Seiten erheben sich fünf bis sechshundert Fuß hohe schroffe Wände eines braunen Gesteins, durch das sich bandartige horizontal laufende Streifen von dunklerer Farbe ziehen, und welches, vom Regen vielfach zerwühlt und gezackt, zahlreiche kleine und große Höhlen und Grotten zeigt. Die Thalsohle wird durchschnittlich nicht breiter als fünfzehn Schritt sein, die obere Weite wenig mehr betragen, und und so ist der Grund den größten Theil des Tages beschattet. Bäume, Sträucher mangeln gänzlich. Die Schlucht ist so dürr und trostlos, wie ich mir die Thäler im Monde denke. Eine gute Straße, in den dreißiger Jahren von den Griechen angelegt, führt etwa zwanzig Minuten lang, im Zickzack an der einen Seite hinauf nach dem Kloster, welches mit seinen starken Thürmen und hohen Mauern, seinen Zinnen, Vorsprüngen und Terrassen weit mehr Aehnlichkeit mit einer Ritterburg als mit einem Wohnsitz frommer Mönche hat. Dieß gilt indeß von allen einsam liegenden Klöstern des heiligen Landes und hier in der unmittelbaren Nachbarschaft der Beduinen des Todten Meeres hatte man ganz besondere Ursache, sich zu vermauern und zu verschanzen. Nur ein Empfehlungsbrief vom griechischen Patriarchen öffnet das kleine, dick mit Eisen beschlagne, mit einem gewaltigen Riegel verwahrte Pförtchen, welches den alleinigen Eingang in die Mönchsfestung bildet. Das Hinabsteigen in den zweiten, innern Hof, den die Kirche, die Wohnungen der Klosterleute und die Pilgerherberge umgeben, ist nur Christen gestattet. Unsre Beduinen mußten mit den Pferden und Maulthieren im ersten zurückbleiben, wo ihnen in einem Stall Unterkunft angewiesen wurde.

Das Kloster Mar Saba hängt im eigentlichen Sinne am Rande des Abgrundes. Die Kirche ist mit gewaltigen Strebepfeilern vor dem Hinabrutschen bewahrt. Trepp ab, Trepp auf wird man geführt, wenn der Dol-

metschende Kaluger dem Reisenden die Merkwürdigkeiten des Orts zeigt. Auf der untersten Terrasse haben die Mönche einen kleinen Gemüsegarten angelegt, in dem drei oder vier Granatbäume stehen. Nicht weit davon umklettert eine Rebe die Thür einer Höhle in der Felswand. Neben der Kirche ragt eine Palme empor. Alles andere ist Stein und abermals Stein. In der Pilgerherberge bot man uns zum Willkommen Mastixbranntwein, Wasser und Feigen. Später gab es ein Abendessen von Wassersuppe, Eierkuchen in Oel, gesalznen Oliven, schwarzem Brod und Käse. Wein fehlte, aber wir hatten noch eine Flasche Marsala, und so war uns geholfen.

Von den Wundern des Klosters ist nicht viel zu berichten. Man zeigte uns verschiedene halbdunkle Kirchen und Kapellen mit den wohlbekannten in Silber und Farbenglanz eingerahmten mumienbraunen nach der Schablone gemalten Heiligengesichtern, in einer Nische einen Haufen Schädel, angeblich von dem Blutbad herrührend, welches die Sarazenen im Jahre 812 unter den Mönchen angerichtet, einen Sarkophag mit den Gebeinen des Kirchenvaters Johannes Damascenus und die Höhle, wo der heilige Saba, der Stern der Wüste, lange Jahre mit einem Löwen gelebt. Man erzählte uns, daß in den Klüften und Grotten der Nachbarschaft in früheren Jahren mehr als zehntausend Anachoreten gewohnt, und wollte von der Palme wissen, sie sei an 1300 Jahre alt, obwohl sie dem Anschein nach schwerlich mehr als fünfzig zählt. Die Mönche sind großentheils Griechen, einige sind aus Rußland gekommen, dessen Kaiser das Kloster wiederholt reich beschenkten. Sie tragen sich wie in Griechenland: dunkelblaue Gewänder und schwarze Popenmützen. Die meisten sahen blaß und mager aus, eine Folge des unaufhörlichen Fastens, und alle hatten den garstigen Knoblauchsgeruch an sich, dessen Dunstkreis ihnen den auf Erden noch mangelnden Heiligenschein ersetzen zu sollen scheint.

Machten ihre Gespräche den Eindruck bigotter Einfalt und Beschränktheit, so that es der Spanier, den wir hier wieder begrüßten, ihnen darin vollkommen gleich. Andächtig küßte er, sich bekreuzend, nach ihrem Vorgang die Thürpfoste der Höhle Sabas, die Schädel der erschlagenen Mönche und andere Heiligthümer, und mit großem Eifer vertheidigte er später, mit meinem Begleiter disputirend, die unbefleckte Empfängniß Mariens und ähnliche wundersame Dogmen der römischen Kirche. Müdigkeit und gute Lebensart, welche jedermann nach seiner Façon selig werden läßt, hieß mich dazu schweigen. Als er aber mit der Behauptung herausrückte, daß es eigentlich Maria sei, die uns erlöst, da sie ihren Sohn beredet habe, sich für uns kreuzigen zu lassen, hatte ich doch Mühe, den Lachteufel, der mich in der Kehle kitzelte, von einer Demonstration abzuhalten. Das muß nicht ganz gelungen sein. Der Hidalgo warf dem Ketzer einen Blick zu, in dem etwas von dem Feuer flammte, welches einst in seiner Heimath die Autodafés anzündete, und die

Disputation hatte ein Ende. Als ich am Morgen auf meinem Schlafteppich erwachte, war unser Spanier bereits aufgebrochen, um über Bethlehem nach Hebron zu gehen, wo er wieder reichliche Gelegenheit gefunden haben wird, sich an Reliquien zu erbauen.

Wir aber kehrten nach Jerusalem zurück. Vorher gab es den gewöhnlichen Zank mit den Mönchen über Zeche und Backschisch, dann den ebenso unausbleiblichen mit den Beduinen, die das ihnen gebührende Geleitgeld sammt einer Reihe von Items für die Fantasia, für das mir abgetretene Pferd und der Himmel weiß was noch vor der Rückkunft nach Jerusalem in Anspruch nahmen und als Vorstellungen nichts halfen, zu Drohungen schritten. Auch damit war bei uns nichts auszurichten, und als der Schech in seinem Grimm die Keule fortwarf, ließen wir ihn sie suchen und ritten davon, es ihm anheimstellend, sich seine Gebühr in Löwenthals Haus abzuholen.

Durch ein vielgewundenes Thal, in welchem wir an verschiedenen Stellen Spuren von Beduinenlagern, Reihen von Kochfeuern und zusammengelegten Steinen begegneten, kamen wir nach einer Stunde wieder zu weidendem Vieh, dann zu einzelnen Gerstenfeldern, dann über einen steilen weißschimmernden Paß zu Gärten mit Feigen- und Maulbeerbäumen und endlich in die Stadt, die bereits auf der Höhe des Passes sichtbar geworden war.

Einige Tage später wurde Bethlehem besucht, und zwar allein und zu Fuß. Der nächste Weg führt aus dem Jaffathor in das Gihonthal hinab und dann an Montefiores Windmühle vorbei nach einer Ebne hinauf, an deren Ende die weißen Gebäude des Eliasklosters sich zeigen. Die Ebne ist gut bebaut, und auf dem Wege begegnete ich zahlreichen Landleuten, Männern und Frauen, die mit Gemüse und Hühnern zu Markte zogen. Kurz vor dem Kloster trifft man einen Brunnen, an welchem die Legende die Weisen aus dem Morgenlande den Stern wieder erblicken läßt, der sie zum Jesuskind leitete. Das Kloster ist von griechischen Mönchen bewohnt und sehr fest gebaut, seine Kirche groß, aber nicht so reich ausgestattet, wie andere in dieser Gegend. Umfassend ist die Aussicht, die man vom Dache genießt. Auf der einen Seite sieht man die Zinnen und Kuppeln Jerusalems, auf der andern, im Süden, liegt auf einem sattelförmigen Hügel in einem weiten vorwiegend grauen, vielgegliederten Thalkessel das weißliche Bethlehem und ein Stück davon das burgartige Krippenkloster. Südwestlich schimmert zwischen Olivenbäumen das Grab Rahels, ein weißgetünchter Würfel, aus dem eine kleine Kuppel hervortritt. Eine Strecke davon erscheint der große Flecken Betdschalah am Berghang. Einzelne Striche sind mit Olivenbäumen, Reben, Feigen- und Granatbäumen bepflanzt, hin und wieder erblickt man Getreidefelder. Den östlichen und südlichen Horizont bilden die Kuppen und Schluchten von Wüstenhügeln.

Beim Hinabsteigen in das Thal gesellte sich ein arabischer Knabe zu mir, der auf einem Esel ritt und mir erst italienisch, dann in gebrochnem Französisch verschiedene Perlmutterarbeiten anbot. Als ich den Kauf ablehnte, benutzte er die Gelegenheit zu profitiren insofern, daß er sich von mir in aller Eile eine Lection im Englischsprechen ertheilen ließ. Ich mußte ihm sagen, was Geld, kaufen, theuer, wohlfeil und andere beim Handel vorkommende Ausdrücke auf englisch hießen, ihm die Zahlen lehren u. s. w. Es war augenscheinlich ein aufgeweckter Bursch, der mit den Regeln kaufmännischen Verkehrs, wie sie im Orient gelten, recht wohl bekannt war und sogar Grundsätze hatte.

Bethlehem hat gegen 3000 Einwohner, die fast alle Christen sind, wie man schon daraus innewird, daß sie Frauen — welche beiläufig hier eine eigne Tracht tragen, die in einer über das gewöhnliche blaue arabische Hemd geworfenen rothen Tunica besteht — sich das Gesicht nicht verschleiern. Sie beschäftigen sich mit Garten- und Feldbau und außer andern Handwerken mit Anfertigung von Andenken für die Pilger: Rosenkränzen, Crucifixen, Dosen mit dem Bilde des heiligen Abendmahls, Christusbildchen, Trinkschalen u. a., wozu sie Dattelkerne, Feigen- und Olivenholz, vorzüglich aber Perlmutter, Frauenweiß und den Stinkschiefer vom todten Meer verwenden. Das Innere des Städtchens ist schmuzig, auf der Marktgasse, durch die man geht, wenn man nach den Klöstern will, sah ich fast nur Zwiebeln und Knoblauch feil halten. Die Klöster — es sind drei: ein lateinisches, ein griechisches und ein armenisches — bilden einen Stadttheil für sich. Sie sind allesammt von einer hohen, mit Strebepfeilern gestützten Mauer umgeben, und schließen drei verschiedene Kirchen ein. Durch ein ziemlich enges Hauptthor gelangt man auf einen gepflasterten, von Arkaden eingefaßten Vorhof, aus dem ein kleines Pförtchen in die Kirche führt, welche die Geburtshöhle einschließt. Diese Kirche ist eine der ältesten und schönsten in Palästina. In ihr wurde am Weihnachtstag des Jahres 1101 der Kreuzritterkönig Balduin gekrönt. Ihre Grundform zeigt den ältesten Basilikenstil, ihre jetzige Ausschmückung stammt von den Griechen her, die sie im Jahre 1842 ausbesserten und theilweise umbauten. 48 gelbliche Marmorsäulen mit korinthischen Kapitälen tragen die Decke, die aus Cedernholz vom Libanon gefertigt sein soll. Große Fenster erhellen das Schiff, welches ein Kreuz vorstellt. An den Wänden erblickt man griechische Inschriften, Spuren musivischer Darstellungen und einige Gemälde auf Holztafeln. Der Chor, vom Schiff durch eine Quermauer geschieden und drei Stufen höher als dieses, enthält einen den drei Weisen aus dem Morgenland geweihten Altar, vor dem ein Marmorstern am Boden die Stelle bezeichnet, über welcher der Wegweiserstern des Jahres Eins stillstand „oben über, da das Kindlein war.“ Rechts und links von dem Altar führen Stufen in die

unter ihm befindliche Felsenhöhle hinab, wo die Legende Jesum geboren sein läßt. Während die Kirche ziemlich schmucklos ist, kommt die Kapelle, in die man die Höhle verwandelt hat, an Pracht der Grabeskirche in Jerusalem gleich. Wände und Boden des Raumes, der eine Länge von etwa achtzehn und eine Breite von sechs Schritten hat und ungefähr zehn Fuß hoch ist, sind mit weißen Marmorplatten belegt. Mehr als dreißig Hängelampen werfen im Verein mit mehren Leuchtern ein helles Licht auf die verschiedenen heiligen Gegenstände in der Grotte. Die besonders verehrten Stellen sind mit seidnen Stoffen behangen. Hinten im Osten der Höhle ist die Stelle, wo Maria entbunden wurde. Sie wird durch einen Altar bezeichnet, unter dem sich in einer Nische eine Tafel von weißem Marmor befindet, auf welcher man, umgeben von den Strahlen einer Sonne von Silber und Jaspis, die Worte liest: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Etwa fünf Schritte südlich von hier steigt man auf sechs Stufen in die kleine Grotte hinab, wo die Krippe stand, die dem Jesuskind als Wiege diente. Ein ausgehöhlter Marmorblock stellt jetzt die Krippe vor, die drei großen Silberleuchter davor sollen die Hirten, die hier anbeteten, nach anderer Deutung die römische, die griechische und die armenische Kirche vorstellen, welche sie hierher gestiftet haben. Der Krippe gegenüber sieht man den Altar der drei Könige aus dem Morgenland, der an dem Orte stehen soll, wo jene ältesten Hadschis dem göttlichen Kinde Gold, Weihrauch und Myrrhen opferten. Die Lampen der Krippengrotte tragen das östreichische Wappen. Die Gemälde, welche die Kapelle schmücken, sind meist Copien nach Rafael, auch ist ein Originalbild von Giacomo Palma darunter. Endlich besitzt dieses unterirdische Heiligthum auch eine kleine Orgel.

Der Franciscanermönch, der mir dies alles erklärte, war ein recht freundlicher Mann. Sein Gesicht und seine Rede entsprach der Physiognomie des Ortes, die sich so wesentlich von der des heiligen Grabes unterscheidet, wie die helle heitere Weihnacht von der düstern schwermüthigen Pracht des katholischen Charfreitags. Aber auch hier steht im Hintergrund der allgemeine Haß und Zank. Bis auf den Zoll weiß man, wie weit die Grotte den Katholiken, den Griechen oder Armeniern gehört. Die Silbersonne der Geburtsstelle wurde wegen ihrer lateinischen Inschrift von den Griechen, als sie in den vierziger Jahren die Oberhand gewonnen, weggenommen, und nun stritt man sich so lange darüber, bis der von den Diplomaten geängstigte Sultan den gordischen Knoten damit durchhieb, daß er auf seine Kosten die Sonne wieder machen ließ.

M. B.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Vertheidigungsmittel Englands bei einem Angriff der Franzosen.

Eine Macht, welche darnach trachtet, eine Rolle auf dem Ocean zu spielen, darf zwei Grundwahrheiten nicht aus den Augen verlieren, nämlich: Auf dem Meer wird eine gut organisirte Seeartillerie für eine Flotte stets das erste Unterpfand des Erfolgs sein, und: Auf dem Lande wird diese Artillerie noch lange das wesentliche Element der Vertheidigung der Küsten bilden. Der Schutz des Gestades, dieser vom Meer bespülten Grenze, ist für die Seevölker nicht weniger wichtig als die Unverletzlichkeit des Gebiets für die Nationen des Continents. Die Küsten ohne Vertheidigung zu lassen, hieße für die erstern ebenso viel als wenn die zweiten die Grenze offen lassen wollten. Der Schutz der Küsten ist für die Seemächte vielleicht sogar von noch dringenderem Interesse; denn in der Nähe des Meeres befinden sich gewöhnlich jene großen Handelsstädte und jene zahlreichen Bevölkerungen, deren Reichthümer geschützt werden müssen und deren Subsistenzmittel keine Unterbrechung erleiden dürfen. Ein Einfall von einigen tausend Feinden in das Gebiet einer Continentalnation kann momentan eine oder zwei Provinzen der Plünderung oder Verheerung unterwerfen. Diese Ueberrumpelung aber wird vor irgend einem festen Platze oder vor einem an Zahl überlegenen Observationscorps bald scheitern und hierbei werden ihre Folgen für die angegriffene Grenze gewöhnlich stehen bleiben. Nicht so ist es mit einem Seeangriff, einer Landung oder einem Bombardement, einer Belagerung zur See oder zu Lande. Diese Angriffe werden über den wehrlosen Küstenstrich die größten Calamitäten verbreiten. In wenigen Stunden können beträchtliche Flotten und unermeßliche Schätze an Waaren und Lebensmittelvorräthen aller Art die Beute der Flammen oder des Siegers werden und der Nationalhandel einen furchtbaren Schlag erleiden.

Bei einem Inselvolk wie die Engländer läßt sich ganz natürlich voraussetzen, daß diese großen Principien besser und schneller verstanden worden

sind als irgendwo anderwärts, z. B. in Deutschland. Seit der Erfindung der Dampfschiffahrt besonders ward die maritime Vertheidigung der britischen Inseln nothwendig eine fortwährende Beschäftigung und ein Lieblingsthema für die Seeleute, die Militärs und die Staatsmänner dieser stolzen und patriotischen Nation. Um diese Vertheidigung auf ihren natürlichen Grundlagen zu errichten, waren zwei große Bedingungen zu erfüllen: Herr des Meeres zu bleiben und die Küsten gut bewaffnet zu halten. Aus der Mitte seiner hölzernen Mauern heraus, wie von der Höhe seines steilen Gestades herab, sollte Englands Kanone als Gebieter sprechen. Vor allen Dingen handelte es sich demzufolge darum, auf nachdrückliche Weise die furchtbare Waffe zu organisiren, welche die Herrschaft über den Ocean vielleicht wirksamer sichert, als über die Königreiche des Continents. Dies war der wirkliche Ausgangspunkt der Nationalvertheidigung. Die Frage reducirte sich für die Engländer darauf, die beiden großen Abtheilungen eines jeden speciellen Corps — das Material und das Personal — auf soliden Grundlagen festzustellen. Das Material war zum größern Theile schon vorhanden, sowol an der Küste als auf den Schiffen, und nur die Zeit und die Erfahrung konnten lehren, in welchem Maße und Sinne es angemessen sein würde, dasselbe umzugestalten und zu entwickeln, um es hinter dem Fortschritt der Wurfgeschützkunde nicht zurückbleiben zu lassen. Das Personal dagegen war nicht vorhanden, denn man konnte nicht mit diesem Namen jene Rotten von guten oder schlechten Seeleuten bezeichnen, welche die Zufälle der Matrosenpresse oder freiwilliger Eintritt auf nur wenige Monate um die Kanonen der Flotte gruppirten. Schon an und für sich mobil wurden diese Geschützmannschaften übrigens herkömmlicherweise mit Ende eines jeden Feldzugs aufgelöst. Eine Bewaffnung zur See oder zu Lande hat aber nur Werth durch die Männer, aus welchen sie zusammengesetzt ist. Die Materie kann allerdings in die sinnreichsten Formen gekleidet werden, nur das Personal kann ihr eine Seele geben. Man hat oft gute Artilleristen wirksamen Gebrauch von schlechten Geschützen machen, oder eine Handvoll Tapferer zahlreichen Bataillonen die Spitze bieten sehen, aber noch kein Beispiel erlebt, daß schlechte Soldaten selbst mit den allerbesten Waffen zu siegen gewußt hätten.

Es sind dies Grundwahrheiten, die sich eigentlich schon von selbst verstehen, aber es ist wichtig daran zu erinnern. Auch die neueste Geschichte kann uns sagen, welche Unfälle das Vergessen dieser Wahrheiten zuweilen bei übrigens begabten Nationen zur Folge gehabt hat. Man erinnere sich daher stets, daß ohne ein gut zusammengesetztes und in allen seinen Theilen gut geordnetes, durch Erfahrung und Mannszucht gebildetes Personal das schönste Material der Welt in den Händen der Nation, die es geschaffen, eine unnütze, ja sogar gefährliche Last bleibt, ich sage gefährlich, denn wenn

man es ohne die Männer, welche fähig sind, den Triumph zu sichern, auf das Schlachtfeld bringt, so füllt es sehr oft die Arsenale des Feindes.

Unsere Aufgabe hier ist, zu erzählen, wie England, nachdem es einmal auf diese Ideenfolge eingegangen, deren Richtigkeit man nicht bestreiten wird, sich gezwungen sah, sie Schritt für Schritt beinahe alle zu verwirklichen. Man hatte sich gesagt, daß, während eine zwanzigjährige Sorgfalt nöthig sei, um einen Menschen zu erziehen, und ungefähr zehn Jahre seiner Jugend, um einen echten Seemann aus ihm zu machen die feindliche Musketen- oder Kanonenkugel nur eine Secunde brauche, um dieses so mühsam bereitete Werk zu vernichten. Demzufolge galt es, den maritimen Unterricht und die praktischen Kenntnisse unter einer so großen Anzahl von Leuten als nur immer möglich zu verbreiten, um stets kriegsgeübte Seeleute und eine verfügbare Reserve zur Hand zu haben. Dies war das Ziel, welches man durch die Errichtung eines Corps Matrosenkanoniere, durch die Eröffnung einer Seeartillerieschule und bald nachher durch die Umgestaltung sämmtlicher längs der Küsten des vereinigten Königreichs stationirten Zollbeamten in Seeküstenwächter zu erreichen suchte. Später organisirte man infolge des Bedürfnisses eine Reserve für die Küstenwächter, die freiwilligen Seeküstenwächter, und gleichzeitig bildete man zahlreiche und erfahrene Cadres und schuf ein bedeutendes schwimmendes Material, das Geschwader der zur Deckung der Küste bestimmten Schiffe und Kanonenboote, welches die Militärhäfen mit den Noth- oder Zufluchtshäfen und die Landbatterien mit den Seebatterien verband, um nach dem energischen Ausdruck eines Schriftstellers, „jenen Gürtel von Eisen und Feuer" zu vervollständigen, welcher als imposante Reserve der Kanalflotte fortan Großbritannien mit seinen zahllosen Ringen umgibt gleich einer unübersteiglichen Schranke". Mit einem Wort, man sah Stück um Stück das furchtbare Vertheidigungssystem sich entwickeln, welches der neugierige Blick des Reisenden heutzutage in Friedens- wie in Kriegszeiten ringsherum auf den Kreideklippen Altenglands wahrnimmt.

Welchen Händen darf eine auf ihr maritimes Uebergewicht eifersüchtige Nation die Bedienung ihrer Seeartillerie, sowol an ihren Küsten als auf ihren Schiffen, anvertrauen? Dies war die Frage, welche durch die Ereignisse an England gestellt und deren Lösung durch den Artilleriegeneral Sir Howard Douglas versucht ward.

Es war nach Beendung der großen Kriege der Republik und des Kaiserreichs. Die britische Marine hatte jene lange Reihe von leichten Siegen beendet, welche nach den Worten jenes Generals ebenso die Unerfahrenheit der fremden Flotten als den Werth und die Tapferkeit der englischen Seeleute bewiesen. Es schien, als ob in diesem Augenblick das vom Glück überhäufte England nichts mehr zu thun hätte, als auf seinen Lorbeeren einzu-

schlafen. Dennoch aber hatten die letzten Kanonenschüsse dieses langen Kampfes in mehr als einem Treffen gegen den Triumph der Sieger zu protestiren geschienen. Die Kämpfe der französischen Fregatten in den indischen Meeren und die der amerikanischen Fregatten in dem atlantischen Ocean hatten mehr als einen ruhmreichen Tag gezählt und diesem Monopol des Erfolgs einen ersten Schlag versetzt. Einige hellblickende Engländer hatten, ohne sich durch nationale Exaltation beirren zu lassen, die Geschichte und die Lehren der Vergangenheit gewissenhaft zu Rathe gezogen. Der genannte Artilleriegeneral, ein ruhiger, ausdauernder, forschender Geist, begabt mit jenen positiven Eigenschaften und jener Sicherheit des Urtheils, welche für große Reformatoren nothwendig sind, gehörte zu dieser Zahl. „Warum hat," bemerkte er, „Frankreich, dessen Flotten in dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mit so vielem Glanz figurirten, während der letzten Kämpfe von 1792—1815 nur in der Praxis der Seeartillerie unerfahrene Mannschaften in die Linie stellen können?" Woher kam dieser plötzliche Verfall einer imposanten Marine, welche, indem sie den englischen Flotten auf allen Meeren die Spitze bot, an der Befreiung der Vereinigten Staaten von Amerika den größten Antheil gehabt hatte? Fehlte es einer Nation, bei welcher eine auf die schmachvolle Unthätigkeit Ludwigs des Funfzehnten folgende kräftigere Regierung in wenigen Jahren solche Resultate hervorgebracht hatte, an den Elementen einer Seemacht? Nein, antwortete die Geschichte, wohl aber hatte die Revolution, indem sie diese schöne und glorreiche Marine Ludwigs des Sechzehnten mitten in ihrer Entwickelung über den Haufen warf, in wenigen Monaten der Anarchie ein Offiziercorps zerstreut, dessen Bildung zwanzig Jahre einer intelligenten und von aufgeklärtem Patriotismus beseelten Administration gekostet hatte. Traditionen, Disciplin, Kriegserfahrung — alles hatte der Strudel der Revolution verschlungen und selbst das Genie Napoleons des Ersten hatte, obgleich es Arsenale anlegte und Schiffe baute, doch das Offiziercorps und die Mannschaften nach jenem tödtlichen Schlage, der sie zu Anfange des Krieges getroffen, nicht wieder in derselben Zahl und Tüchtigkeit herzustellen vermocht. Unter den Institutionen der von dem Revolutionssturm hinweggerafften alten Marine nahm das königliche Corps der Kanoniermatrosen, welches durch eine letzte Ordonanz vom 1. Januar 1786 auf den sehr respectablen Fuß von 81 Compagnien gebracht worden und einen Effectivbestand von achttausend Mann zählte, den ersten Rang ein. Um sich zu überzeugen, von welchem Gewicht dieses sorgfältig rekrutirte und unterhaltene auserwählte Corps in den Seekriegen der Republik und des Kaiserreichs hätte sein können, braucht man nur die französische Encyclopédie de marine zu befragen. In diesem großen Monument der Wissenschaft und der maritimen Fortschritte jener Zeit, dem Werk der Mitglieder der Marineakademie und unter den Auspicien des Mar-

schalls von Castries veröffentlicht, sprach man sich über die französische Seeartillerie schon im Jahr 1783 folgendermaßen aus:

„Diesen Matrosenkanonierschulen verdankt man zum großen Theil die glänzenden Erfolge, welche wir während des letzten Krieges in allen Gefechten errungen haben, denn die Kanone ist die hauptsächliche und so zu sagen die einzige Waffe, die man auf dem Meere anwendet und unsere Artillerie hat in allen Kämpfen stets eine offenkundige Ueberlegenheit über die des Feindes bewiesen."

Angesichts einer so deutlichen Erklärung der Ursache jener französischen Erfolge — und folglich auch der französischen Niederlagen als die Engländer diesen Vortheil zu ihrem Nutzen gewendet hatten — war es klar, daß Frankreich die lange Friedenscarriere, welche sich im Jahre 1815 ihm eröffnete, benutzen würde, um allmälig seine Marine zu restauriren. Jeder scharfblickende Beobachter, mochte er Franzose oder Ausländer sein, konnte diese unvermeidliche Reaction voraussehen. Deshalb machte General Douglas schon im Jahre 1817 bei Besprechung der letzten Niederlagen der britischen Marine während ihres Kampfes mit den Amerikanern die Bemerkung, daß es unklug wäre, noch länger auf die Unerfahrenheit ihrer Gegner zu rechnen, und knüpfte hieran Vorschläge zu einer gründlichen Umgestaltung der britischen Seeartillerie.

Wie jede neue Schöpfung gab sein Constitutionsentwurf für diese Artillerie Anlaß zu mehrern Vorfragen. Die erste davon ist in der Regel die Geldfrage, welche jede Regierung, für so aufgeklärt man sie auch halten mag, stets bereit ist, jeder Fortschrittsforderung als verkapptes Veto entgegenzustellen. Da der Autor des ebengenannten Werkes recht wohl wußte, wie wichtig es sei, die Admiralität nicht zu erschrecken, so beschränkte er sich darauf, die Genehmigung seines Plans im Princip zu verlangen. Der Weisheit der Regierung kam es zu, die Zeit zu bestimmen, wo die Hilfsquellen des Marinebudgets erlauben würden, ein Institut wie das beantragte zu gründen.

Es blieb nun noch übrig, zu bestimmen, aus welcher Waffengattung man die Instructoren des neuen Instituts wählen sollte. War es gerathen, dem früheren Beispiel einiger Mächte des Continents zu folgen und diese Functionen der Marineartillerie einem auserwählten militärischen Corps anzuvertrauen, welches aber von der Marine nichts hatte, als den Namen? Diese Artilleristen waren nämlich zu allerhand Arbeiten bei Herstellung des Materials und für den Artilleriedienst in den Häfen bestimmt und konnten im Nothfall selbst zum Dienst auf den Schiffen verwendet werden. Ein solches Corps bot ohne Zweifel wichtige Garantien, aber dennoch konnte man in England, diesem Seestaat par excellence, nicht den Fehler begehen, Seekanoniere durch Landartilleristen instruiren zu lassen. Man wußte, daß das Schießen auf dem Meere, welches bei dem fortwährenden Schwanken des Schiffes sich von dem

auf dem Lande wesentlich unterscheidet, vernünftigerweise nur Männern anvertraut werden durfte, welche das Auge und den Fuß des Seemannes besitzen. Endlich mußte auch die ehrenwerthe Empfindlichkeit eines Offiziercorps, welches eine große Anzahl verdienstvoller Männer zählte, und die der so thätigen und intelligenten wackern Matrosen in Erwägung gezogen werden.

Die Frage stellen hieß für einen Engländer sie lösen. Aber der Matrose, wendet man ein, ist von veränderlicher, dem Vagabundiren zugeneigter Gemüthsart. Er besitzt in der Regel wenig Vorliebe zu den militärischen Exercitien; wie soll man ihn für dieses neue System gewinnen? Dadurch, daß man ihn gut bezahlt und gut beköstigt und zugleich seine Eigenliebe rege macht. So lautete die Antwort derer, welche sich einbildeten, ihn besser zu kennen. Gegen hohen Sold fand man ohne Zweifel eine gewisse Anzahl intelligenter und kräftiger junger Seeleute, welche gegen diese pecuniären Vortheile, sobald sie einmal als Matrosenkanoniere (seamen gunners) aufgenommen wurden, sich dazu verstanden, auf lange Zeit Dienst zu nehmen, besonders wenn man Sorge trug, die Dienstzeit durch Urlaub oder Gestattung des Aufenthalts am Lande zu unterbrechen. Wenn man ferner an die Spitze dieser Matrosenkanoniere einige der Offiziere stellte, welche sich in dem letzten Kriege als die besten Praktiker gezeigt, wenn man ihnen gerechte Berücksichtigung und einen vortheilhaften Antheil bei Vertheilung der Prisen gewährte, so mußte man durch eine gute Rekrutirung zu einer soliden Organisation gelangen.

Es vergingen einige Jahre. Verschiedene politische oder finanzielle Rücksichten hatten die englische Regierung abgehalten, der interessanten Organisation, von welcher wir vorstehend eine Skizze entworfen haben, Folge zu geben. In der Zwischenzeit aber hatte dieses Project sich unter den hervorragenderen Offizieren der Marine Bahn gebrochen. Die englische Presse und auch das englische Publicum selbst mit seinem charakteristischen Instinkt für die bei ihm mit den maritimen Fortschritten in so engem Zusammenhang stehenden Nationalinteressen hatte sich vielfach damit beschäftigt. Indem daher die Admiralität am 18. Juni 1830 in Portsmouth auf dem Linienschiff Excellent eine Seeartillerieschule gründete, huldigte sie nur einer unter den renommirtesten Admiralen und Capitänen ihrer Flotte allgemein gewordenen Meinung.

Ein Blick auf die Instructionen für die neue Anstalt wird vollends zeigen, welchen Bedürfnissen sie entsprechen sollte. Die Admiralität besaß die seltene Courtoisie, die Redaction dieser Instructionen dem General Douglas selbst unter Beihülfe des zu diesem wichtigen Commando gewählten Capitäns Sir Thomas Hastings anzuvertrauen. Die Hauptbestimmungen waren folgende:

„Zweihundert junge, intelligente, kräftige und auf eine Zeit von fünf

bis sieben Jahren angeworbene Matrosen werden den Kern des Excellent bilden, der einen vollständigen Stab und einen Offizier der Marineartillerie erhalten wird, um die in Bezug auf das Material nothwendigen Instructionen zu ertheilen. Der Unterricht der seamen-gunners wird sich anfangs nothwendig um die den Oberkanonieren und Unteroffizieren zu einer intelligenten Ausübung der Schiffsartillerie unumgänglich nothwendigen Kenntnisse drehen. Dabei wird er sich jedoch auch auf die Anfertigung und Unterhaltung der bei der Flotte vorkommenden Feuerwerksgegenstände erstrecken, ebenso wie auf die an dem Zubehör der Geschütze vorzunehmenden Reparaturen. Dieser Theil des Unterrichts wird auf dem Lande ertheilt werden, um Unglücksfällen vorzubeugen. Das in der für den Schuß günstigsten Position vor Anker liegende Schulschiff wird alte Schiffsrümpfe zum Ziel bekommen, die im Schlamme festliegen, um durch das Feuer nicht in Grund gebohrt werden zu können. Die Absicht der Lords der Admiralität ist übrigens, daß man die mannigfaltigsten Schießübungen in allen Distanzen und unter Anwendung der verschiedenen Ladungen ausführe. Der Commandant und die Lieutenants werden sich ganz besonders befleißigen, die Admiralität über den Werth neuer Erfindungen in Bezug auf das Material der Seeartillerie zu unterrichten, u. s. w. u. s. w.

Dies war die Entstehung des ersten permanenten Instituts der britischen Marine. Eine Erfahrung von wenigen Jahren mußte hinreichen, um die englische Regierung über die Wichtigkeit ihrer neuen Schöpfung aufzuklären und zur weitern Entwickelung derselben zu bestimmen. Schon im Jahre 1839 ward die Navigationsschule (Naval College), nachdem sie aufgehört, dem Unterricht der Midshipmen gewidmet zu sein, ein Filial des Excellent und erhielt eine gewisse Anzahl Marineoffiziere auf halbem Sold, mit der Bestimmung, den Experimenten der Schule und gleichzeitig einem Seeartilleriecursus beizuwohnen. Die Admiralität, die sich vor allen Dingen praktisch geübter Offiziere versichern wollte, schrieb jedoch vor, daß die fünfundzwanzig Midsphimen und die zwanzig Marineartilleriecadetten vor Beginn des theoretischen Cursus erst die ganze Reihe des Handexercitiums und der Schießübungen am Bord des Schiffes durchmachten. Alle sechs Monate ward ein Lieutenantspatent der Lohn des Würdigsten. Die Dauer des Unterrichts ward auf zwei Jahr festgesetzt, dabei jedoch der Fall ausgenommen, wo es ganz besonders befähigten Individuen gelingen würde, schon vor dieser Zeit die erforderten Beweise von Tüchtigkeit zu liefern. Im Jahr 1851 zählte das Naval College über fünfundzwanzig Marineoffiziere aller Grade, denn die Admiralität, die sich nicht blos damit begnügte, die Neigung zur Artillerie unter der jungen Generation zu verbreiten, hatte gewollt, daß auch die ältesten Offiziere jedes Ranges an den Fortschritten dieser Waffengattung theilnähmen, und um ihren

Eifer anzufachen, machte die Regierung bekannt, daß der Besitz des Patents eines Seeartillerieoffiziers (gunnery-officer) hinfort in allen Graden ein wichtiger Anspruch auf die Gunst der Admiralität sein würde.

Infolge dieser neu eröffneten Aussichten auf Avancement brauchte die Admiralität nicht lange auf den Lohn ihrer Maßregeln zu warten. Die bis dahin vernachlässigte Seeartillerie kam in der englischen Flotte rasch zu Ehren. Von 1839—1851, während einer Periode von zwölf Jahren sah die Uebungsschule 460 Offiziere jedes Ranges und über 150 Maate (mates) aus ihrem Schoß hervorgehen. Diese beträchtliche Zahl von Offizieren oder Aspiranten, welche sämmtlich das Patent eines gunnery-officer erhalten, beweist den Eifer, mit welchem das Marinecorps dieses Institut besucht hatte, und es dauerte nicht lange, so konnten dem Wunsche seines Gründers gemäß alle bedeckten Batterien der englischen Flotte der intelligenten Leitung von Fachoffizieren anvertraut werden.

So fuhr der Excellent unter der geschickten Leitung des Capitäns Chads — der später Contreadmiral war und im Jahre 1855 eine Abtheilung der Ostseeflotte commandirte — fort, sich gleichzeitig mit der Erprobung neuer Erfindungen und mit dem Unterricht der Artilleristen zu beschäftigen. Während dieser Zeit ist auf einer kleinen Insel nahe bei Portsmuth ein Laboratorium erbaut worden. Hier beschäftigen sich die Matrosenkanoniere mit allerhand genau einzuübenden Manipulationen und ganz besonders mit der Ladung der Hohlgeschosse. Durch Verschanzungen und eine auf derselben Insel errichtete Küstenbatterie werden sie mit der Construction von einstweiligen Befestigungen und der Handhabung der Küstengeschütze vertraut gemacht, während sie zugleich sich der Feldartillerie und im Nothfall selbst der Belagerungsbatterien bedienen lernen. Nach einem ganzen Jahre Studien und Uebungen ist der seaman-gunner ein vollendeter Marineartillerist. Die, welche bei jeder Prüfung am besten bestehen, werden mit Unteroffiziersrang auf die Flotte versetzt, um hier die Function von Instructoren zu bekleiden. Von der Aufnahme in die Schule an auf fünf Jahre engagirt, leistet jeder von ihnen der Flotte nicht weniger als vier Jahre Dienst als Kanonier. Nach Ablauf ihrer Zeit bemüht man sich, sie durch die Verlockung eines hohen Soldes wieder aufs Neue anzuwerben.

Die Statistik dieses Instituts liefert von 1832—1851 die folgenden Resultate: Von 2500 am Bord des Excellent aufgenommenen Seeleuten erhielten 2150 das Patent als Kanoniere oder Unteroffiziere und nach Verlauf von diesen zwanzig Jahren — dies ist das Auffälligste bei der ganzen Sache — figurirten noch 1913 von diesen Kanonieren, das heißt neun Zehntheile, auf den Listen der Flotte und zwar in folgenden Chargen: 273 Maate (mates), 500 Oberkanoniere und 1140 Matrosenkanoniere.

Das Bestehen eines guten Cadre für den Artilleriedienst war von nun an gesichert. Man hätte glauben sollen, daß die Admiralität, mit den erlangten Resultaten zufrieden, dabei stehen bleiben würde. Es gibt aber in England eine vom Ausland immer noch nicht richtig beurtheilte, aber sehr wichtige Partei, nämlich die der Alarmisten, und für diese ist niemals genug gethan, so lange es noch überhaupt etwas zu thun gibt. Wir wollen hier nicht an alle jene Excentricitäten erinnern, welche sich unter der Flagge des Admirals Napier in den Spalten der Times so oft breit gemacht haben. Von Jahr zu Jahr und von Session zu Session die Admiralität ohne Unterlaß verfolgend hat diese ultrapatriotische Partei niemals aufgehört, Phantome heraufzubeschwören, damit man sich bereit mache, sie zu bekämpfen. Hinter den Alarmisten kam eine zweite Partei, die der vorsichtigen und ernsten Leute, welche, mit dem General Douglas an der Spitze, der erstern bei vielen Gelegenheiten die Unterstützung ihrer Erfahrung und ihrer Logik lieh. Sich auf einen Parlamentsbeschluß stützend, welcher den Effectivbestand der Landartillerie auf zwölftausend Mann erhöhte, verlangte dieser große Reformator unter Anführung der dringendsten Argumente eine Vermehrung des Cadre der Matrosenkanoniere. „Wenn die Ausbildung eines guten Landartilleristen," sagt er, „nicht weniger als fünf Jahre erfordert, wenn der Effectivbestand dieser Waffengattung auf je drei Geschütze nur einen disponiblen Mann liefert, wie kann man dann zögern, diese Lücke durch seamen-gunners auszufüllen? Wie viele Kanonenschüsse würden auf dem Ocean abgefeuert werden, wie viele Siege oder Niederlagen würden im Fall eines Bruches, der plötzlich bedeutende Rüstungen nothwendig machte, in unsere Annalen einzutragen sein, ehe unsere Rekruten von der Kauffahrteiflotte in leidliche Kanoniere umgewandelt wären?" Um den Eventualitäten der Zukunft die Spitze bieten, um ihnen zuversichtlich entgegensehen zu können, verlangte man von der Admiralität: Permanente Unterhaltung von 3000 Matrosenkanonieren; Ausrüstung zweier Schulfregatten, die fortwährend längs der Küsten segelnd, die Mannschaften aufnähmen, welche auf dem Excellent keinen Platz fänden; Wiederanwerbung der Leute, welche ihre Zeit ausgedient hätten. „Erfahrene und geübte Kanoniere erhalten," sagte man, „wird immer besser sein, als unaufhörlich neue heranbilden. Die Oekonomie und das Interesse des Dienstes stimmen in diesem Punkt überein. England darf es sich nicht verhehlen, es ist mächtig genug, um die Wahrheit zu hören. Auch Frankreich hat sich mit Vervollkommnung seiner Seeartillerie beschäftigt. Es hat nacheinander mehre Schulfregatten für seine Seeartilleristen ausgerüstet. Bei dem ersten Bruche würden wir es mit Feinden zu thun haben, die ganz anders geübt wären, als die des letzten Krieges. Unsere seamen-gunners entwickeln, dies muß die Parole der englischen Marine sein,

wenn wir wollen, daß abermals aus den Flanken unserer hölzernen Mauern der Sieg hervorschmettere."

Diese von Howard Douglas gesprochenen Worte fanden Gehör. Wir begegnen dem Beweis davon in der Ausrüstung eines zweiten Schulschiffes, des Edinburgh, eines Schraubenschiffes von 58 Kanonen, dessen Commando dem lange Zeit auf dem Excellent beschäftigten Capitän Hewlett anvertraut ward. Dieses speciell zur Ausbildung von Kanonieren unter Segel und unter Dampf bestimmte Schiff kreuzt längs der Küsten und kehrt von Zeit zu Zeit nach Plymouth zurück.

Im Jahr 1855 belief sich die Zahl der sowol auf der Ostseeflotte als auf der des schwarzen Meeres dienenden geprüften Kanoniere auf 1800. Die Zahl der Geschütze betrug 3594 ohne Hinzurechnung der vereinzelten Stationen. Die Zahl der zu derselben Zeit auf dem Excellent und den beiden andern Schulschiffen instruirt werdenden Seeleute betrug 610 seamen-gunners und 270 Rekruten.

„Dabei," rief der eifrige Beförderer dieses Institutes zum letzten Mal, „dabei darf England nicht stehen bleiben. Es muß ein Lehrschiff in jedem seiner Kriegshäfen haben. Es muß durch Anwendung aller zweckdienlichen Mittel dahin gelangen, daß es auf jedes Geschütz drei in permanentem Dienst stehende Kanoniere zählt. Dann erst wird man sagen können, daß unsere Seeartillerie endlich Cadres besitzt, welche ihr gestatten, allen Ereignissen die Spitze zu bieten. Die Hilfsquellen eines solchen Personals waren allerdings sehr umfassend und man hatte die Flotte für die großen Rüstungen des orientalischen Krieges versehen können.

Noch aber blieb das britische Gestade mit seinen zahlreichen Batterien zu versorgen. Die Landartillerie, welche Detachements nach Indien und den andern Colonien des Mutterlandes liefern mußte, war unzureichend, trotz ihres Effectivbestandes von 12,000 Mann. Die Marineartillerie, welche ungefähr 2000 Mann zählte — von welchen eine ziemliche Anzahl sich auf Räderdampfern zur Bedienung der auf Drehlaffetten montirten Geschütze befand, konnte höchstens einen Theil der Artillerie der Kriegshäfen bedienen. Durch eine ganz vortreffliche Maßregel, nämlich die militärische Organisation der Küstenwächter (coast-guards) und der Douanematrosen (preventive service) ward jedoch auch diese Lücke ausgefüllt.

Bis jetzt hatten die Mannschaften, ursprünglich 3300 Küstenwächter und 560 Douanematrosen an der Zahl, zur Civiladministration der Finanzen gehört, wie dies auch in Frankreich der Fall ist. Nur besaß, da Großbritannien keine Landgrenze hat, seine Douane einen ausschließlich maritimen Charakter und diese einzig und allein zur Verhinderung des Schmuggelhandels zur See bestimmten Küstenwächter waren echte Marinedouaniers. Der Gedanke, dieses

an der Küste stets gegenwärtige Personal nutzbar zu machen und den Kern ihrer Vertheidigung daraus zu bilden, bot sich der englischen Regierung als passende Auskunft dar. Dabei blieb jedoch noch eine Schwierigkeit zu besiegen. Es galt, den Widerstand der auf ihren Einfluß so eifersüchtigen Finanzadministration zu überwinden.

Das beste Mittel, hierzu zu gelangen, war, eine Combination zu ersinnen, welche erlaubte, diese Küstenwächter für ihre neuen Pflichten heranzubilden, ohne jedoch den so nothwendigen Aufsichtsdienst zu hemmen, den sie an den Gestaden der Königreiche versahen. Es ward deshalb bestimmt, daß die Compagnien der Küstenwächter eines jedes Districts, ebenso wie die Zollkutter alle Jahre einige Mann nach Portsmouth detachirten, so daß sie in wenigen Jahren sämmtlich an die Reihe kamen. Dieser Unterricht, welcher den Douaniers ertheilt ward, um zwiefach zu verwendende Leute aus ihnen zu machen, ging übrigens sehr rasch. Dieselben hatten größtentheils früher in der königlichen Marine gedient und die Admiralität brauchte sie nur wieder activ zu machen. Ein altes Schiff, ein neues Filial des Excellent, nahm nach der Reihe abtheilungsweise das ganze Corps der Küstenwächter auf und gab sie, aufs Neue im Artilleriedienst geübt und im Besitz des Patents als seaman-gunner, dem Zolldienst zurück.

Die Bewaffnung der Küsten von England besaß fortan ebenso wie die Flotte ihre Cadres und ihr specielles Personal, obschon nach immer noch beschränktem Maßstab. Der Eifer und die Geschicklichkeit dieser in reifern Jahren stehenden Männer mußte noch dadurch unterhalten werden, daß man sie einem kräftigen Beaufsichtigungssystem unterwarf. Der Commandant Jerningham, Verfasser mehrer geschätzten Werke über Artillerie und Befehlshaber des Schulschiffs für die Küstenwächter, ward zuerst mit dieser Mission beauftragt. Indem er jedes Jahr die Küste mit mehren Lieutenants bereiste, ließ er nach der Reihe die Compagnien eines jeden Districts zusammentreten, um von ihnen unter seinen Augen ein Probeschießen abhalten zu lassen und sich auf diese Weise von ihrer Tüchtigkeit zu überzeugen. „Durch dieses Verfahren," bemerkte General Douglas, „und ohne andere Kosten als die für ein Pontonschiff wurden viertausend einem Civildienst angehörige Seeleute in eine Reserve von Matrosenkanonieren verwandelt, die nun beim ersten Alarmsignal bereit ist, sich auf dem bedrohten Theile unsrer Küsten zu concentriren."

Bei einem praktischen Volke, wie das englische ist, hat jede einigermaßen begründete Idee, welche die Nationalvertheidigung berührt, Aussicht, angehört zu werden und sich rasch Bahn zu brechen. Früher oder später mußte die Frage über den „Schutz der Küste" wie die Bill des Parlamentes sich ausdrückte, im Schoß dieser Versammlung Gegenstand einer ernsten und tiefeingehenden Discussion werden. Diese fand statt im Monat Juli 1856, kaum

drei Monate nach dem Vertrag von Paris. Der erste Lord der Admiralität, Sir James Graham, begann damit, daß er eine Uebersicht über die permanenten Hilfsquellen mittheilte, über die man verfügen konnte, um sofort bedeutende Seerüstungen vorzunehmen. Seine ersten Betrachtungen galten der Bemannung der Schiffe. Bei den Engländern gilt das Sprichwort: „Wie die Mannschaft, so das Schiff" und erstere hat deshalb stets größere Bedeutung als das Material. Die englische Flotte bot zunächst ein Corps von 12,000 Mann Marinesoldaten (Royal marine forces), die in ihrer Art einzig dastehen. Der englische Marinesoldat ist nämlich auf einundzwanzig Jahr angeworben. Zehn hiervon bringt er auf dem Meer zu und ist auf dem Deck eines Schiffes ebenso heimisch und schreitet auf demselben ebenso sicher wie auf der Diele seiner Kaserne. Er ist eine förmliche Amphibie, ein guter leichter Infanterist, guter Kanonier, der beim Zielen die Hebel zu stellen hat, und übrigens auch bei den gewöhnlichen Schiffsarbeiten mit Hand anlegt wie ein Matrose. In diesen verschiedenen Rollen entwickelt der englische Marinesoldat in der Regel bedeutende Körperkraft, unerschütterliche Ruhe und die Disciplin eines Veteranen. Er rechtfertigt mit einem Wort die Devise seines Corps: „Terra marique". Der erste Lord der Admiralität erkannte schon zu jener Zeit die Räthlichkeit an, das Corps der Marinesoldaten bis auf 16,000 Mann zu vermehren, die in vier Divisionen auf die Häfen von Woolwich, Chatham, Portsmouth und Plymouth vertheilt werden sollten. Den fünften Theil der Normalmannschaft eines jeden Kriegschiffes bildend, muß der Marinesoldat als ein erstes Element der Seereserve betrachtet werden.

Als zweites Element dieser Reserve kamen dann die Invaliden oder Pensionäre der Marine. Wir müssen hier in einige Details eingehen, denn es besteht in Bezug auf die hier einschlagende Gesetzgebung ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Seestaaten Frankreich und England. In Frankreich gewährt das Gesetz den dem Staate dienenden Seemann nicht eher Pension, als bis er fünfzig Jahr alt ist und fünfundzwanzig Jahr gedient hat. Für jeden aber, welcher weiß, wie sehr die Strapazen des Seedienstes den Menschen vor der Zeit alt werden lassen, ist es einleuchtend, daß der französische pensionirte Seemann in der Regel ein abgenutzter Mensch ist, der alles und mehr noch geleistet hat, als man von ihm erwarten kann. Ganz anders ist es mit dem englischen Matrosen. Durch den Reiz hohen Soldes verlockt, sich auf zehn Jahr für den königlichen Dienst anwerben zu lassen, und wenn er sich meldet, gezwungen, es in der Eigenschaft als Schiffsjunge oder Novize zu thun, wird ihm nach Verlauf von zehn Dienstjahren, von dem achtzehnten Lebensjahre an gerechnet, eine Pension bewilligt. Diese erste Pension steigt im Verhältniß bei den Seeleuten, welche funfzehn bis zwanzig Jahre dienen. Das Alter der Marinepensionäre beträgt daher achtundzwanzig, dreiunddreißig

und endlich achtunddreißig Jahre für das Maximum der Pension. Man begreift daß es sich unter diesen Umständen nicht mehr um alte kraftlose Invaliden, sondern um eine Classe von reifen Männern handelt, die der Mehrzahl nach in der vollen Kraft der Jahre stehen. „Sie im Auge zu behalten," schloß das Organ der Admiralität, „zu wissen, was aus ihnen wird, dies sind die einzigen Vorsichtsmaßregeln, welche zu beobachten sind, um im Nothfall sich auch der Dienste dieser kostbaren Reserve zu versichern."

Den Angriffen des Feindes zuvorkommen, ihn an Schnelligkeit übertreffen und zur See die ersten Streiche führen — dies sind die Hauptbedingungen des Erfolgs beim Beginn eines Seekrieges. Ehe der überraschte Handel Zeit gehabt hat, in die Häfen zurückzukehren, werden eine Menge von weiten Reisen zurückkehrende Schiffe in die Hände des wachsamen Feindes gefallen sein, welcher zuerst die flüssige Ebene gefegt haben wird. Außer den materiellen Verlusten, welche aus diesen Wegnahmen hervorgehen, wird die ebenfalls überraschte Kriegsflotte einen noch weit schwerern erleiden, wenn sie sich einer großen Anzahl ihrer besten Matrosen beraubt sieht, welche in demselben Augenblick gefangen genommen werden, wo die Marine ihrer Arme am nothwendigsten bedarf, um ihre Mannschaften zu vervollständigen. Bis jetzt sind es die Engländer gewesen, welche allemal einige Tage vor ihren Kriegserklärungen und namentlich im Jahr 1803 bei dem Bruch des Friedens von Amiens das Beispiel dieser echten Razzias zur See gegeben haben. Der fortwährende Gedanke, ihre Flotten rasch zu armiren, der lebhafte Wunsch, im Fall eines Bruches zuerst fertig zu sein, bewogen sie, in den Küstenwächtern ein neues und letztes Reserveelement und stets disponible Mannschaftscadres zu suchen, die man bei dem ersten Alarm sofort auf die Schiffe werfen könnte. Hier zeigte sich jedoch eine neue Schwierigkeit. Sobald es sich darum handelte, aus dem Dienste der Finanzen in den der Admiralität überzugehen, erfolgten Protestationen und Dienstaufkündigungen in Masse von Seiten dieser Männer, die größtentheils verheirathet waren und denen wenig daran lag, abermals ein Leben voll Beschwerden und Gefahren zu beginnen. Man wird demgemäß vielleicht glauben, daß in diesem Kampf die Marine von den Finanzen besiegt worden sei. Dies war aber nicht der Fall. Sir James Graham brachte eine vom Parlament sofort genehmigte Bill ein, welche den Dienst der Küstenwächter der Oberaufsicht der Finanzverwaltung entzog und in die Hände der allmächtigen Admiralität legte. Bildung einer permanenten Reserve für die königliche Marine in Friedens- wie in Kriegszeiten und nothwendige Ueberwachung bei Erhebung der Staatseinkünfte — dies war die doppelte Bestimmung des auf diese Weise reorganisirten Corps. Die Küstenwächter werden demzufolge gegenwärtig vorzugsweise aus der Zahl der Männer, die eine zehnjährige Dienstzeit auf der Flotte durchgemacht, aus den

seamen-gunners, die ihre Zeit ausgedient und endlich aus den wenigstens sieben Dienstjahre zählenden Matrosen rekrutirt. Die einen wie die andern müssen wenigstens 37 Jahr alt sein. Nach der Rückkehr aus jedem Feldzuge lassen die Schiffscapitäne ein Verzeichniß der Matrosen dieser drei Kategorien aufstellen, welche erbötig sind, als Küstenwächter einzutreten. Diese wieder Angeworbenen werden dann nach den Districten dirigirt, wo erledigte Stellen zu besetzen sind. Hier finden sie dieselbe Gesetzgebung, dieselbe Disciplin wie die andern Seeleute der Flotte und genießen folglich auch dieselben Vortheile in Bezug auf Belohnungen, Avancement und Pensionen. Während ihres Aufenthaltes am Lande erhalten die Küstenwächter einen Zuschuß von 1½ Schilling oder 15 Silbergroschen täglich zur Entschädigung für Kost und Quartier. Ueberdies sind sie mit ihren Familien auch von allen Abgaben befreit — ein Privilegium, welches nicht zu den am wenigsten geschätzten gehört. Mit gewohnter Voraussicht hat die Admiralität sich das Recht vorbehalten, diese Bedingungen je nach der größeren oder geringeren Anlockung, welche diese Organisation den Seeleuten bieten würde, zu modificiren. Auf diese Weise hat sie die Zukunft in ihren Händen und von ihrem praktischen Sinn steht zu erwarten, daß sie dieselbe für sich nutzbar zu machen wissen wird.

Ein neueres Institut, nämlich das der sogenannten freiwilligen Küstenwächter (coast-volunteers), zehntausend Mann zählend, in Kriegszeiten eine Art Seemiliz, bildet endlich die letzte Reserve, von welcher wir zu sprechen haben. Diese unter den Fischern oder Bootführern eines jeden Districts, Seeleuten, welche ihr Beruf an die Küste fesselt, rekrutirten Freiwilligen, vervollständigen das Institut der Küstenwächter. Sie bilden gewissermaßen das letzte Aufgebot derselben und würden sie an den Batterien der Küsten ersetzen, sobald die Bedürfnisse der Flotte die eigentlichen Küstenwächter reclamirt hätten. Von Zeit zu Zeit durch mit ihrer Inspection beauftragte Marineoffiziere im Schießen mit der Kanone geübt, würde diese für die Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Heimath kämpfende Miliz nicht zu verachten sein. Elf Districte oder Seearrondissements, welche das ganze Küstengebiet des vereinigten Königreichs umfassen, theilen sich in den Dienst der Küstenwächter. Jeder District steht unter dem Commando eines Commodore, dessen Flagge auf einem in einem der nächstgelegenen Häfen liegenden Schiffe weht. Zu jedem dieser Admiralschiffe gehören sämmtliche Offiziere, Küstenwächter und Freiwillige des Arrondissements, mögen sie nun zu Lande bei den Batterien oder zu Wasser auf den Kreuzern der Douane oder auf den Dampfkanonenbooten beschäftigt sein, welche bestimmt sind, die Districte untereinander zu verbinden. Wie man sieht, ist das Commando eines englischen Küstendistricts für einen Schiffscapitän nicht ohne Wichtigkeit. Außer seinem gewöhnlichen Sold bekommt er Rationenvergütung, wenn er sich am Lande befindet und bei In-

spectionsreisen noch besondere Auslösung, und es wird ihm nichts verweigert, was seinen Einfluß vermehren und folglich zum Besten des Dienstes beitragen kann. Uebrigens sind die mit der Aufsicht über die Küstenbatterien beauftragten Marineoffiziere nothwendig beritten, um sich auf den oft schwierigen und schmalen Wegen schnell von einem Punkt nach dem andern begeben zu können. In jedem District wird der Commodore durch mehre Offiziere unterstützt, welchen je nach ihrem Grade ein Theil der Küste, zum Beispiel von dieser oder jener Bucht bis zu diesem oder jenem Vorgebirge, anvertraut ist. Wenn man sich neben allen diesen Widerstandsmitteln noch die Wirkung eines den Umrissen der Küste folgenden elektrischen Telegraphen vergegenwärtigt, so wird man besser, als wir es sagen könnten, begreifen, über welche gewaltigen Kräfte ein jeder der mit dem Commando der Küsten Englands beauftragten elf Offiziere verfügt. Bei dem ersten Alarmsignal kann sein Gedanke rasch wie der Blitz die Kräfte der Nachbardistricte, die Kanalflotte oder die in dem Innern des Landes stationirten Truppencorps herbeirufen und binnen wenigen Stunden würde der vom Feinde bedrohte Punkt wahrscheinlich zu Lande und zu Wasser umzingelt sein. Erscheint daher der Feind nicht gleich anfangs mit so imposanter Macht, daß er einige Tage lang sämmtliche Vertheidigungskräfte des englischen Küstengebiets beherrschen kann, so ist der Ausgang seines Unternehmens unschwer vorauszusagen.

Im letztvergangenen Jahre bestand das Geschwader der Küstenwächter aus 9 Schiffen, 2 Fregatten und 16 Kanonenbooten, im Ganzen 27 Fahrzeugen mit einer Mannschaft von 7000 Köpfen. Ueberdies verfügt die Admiralität über 10 alte Schiffe und 9 große Fregatten, um das Geschwader der Küstenwächter zu verstärken. Wenn diese schwimmenden Batterien auch keine schnellen Segler sind, so bewegen sie sich doch rasch genug, um mit ihren Geschützen von gewaltigem Kaliber zur Vertheidigung der Häfen beizutragen.

Hinter diesem Geschwader enthalten die englischen Arsenale unter dem Namen des home service eine Reserve von 61 Kriegsschiffen, von welchen 16 stets bereit sind, in See zu stechen, sobald sie ihre Mannschaft erhalten, und vor diesen beiden schwimmenden Vertheidigungslinien steht die Kanalflotte mit 10 großen Kriegsdampfern, ohne die Fregatten und Corvetten.

Nach amtlichen Erhebungen bestand die englische active Flotte am 1. Jan. 1859 aus 27 Linienschiffen mit 2511 Kanonen, 29 Fregatten mit 1341 Kanonen und 98 Corvetten mit 940 Kanonen, zusammen 154 Fahrzeugen mit 4792 Kanonen.

Hierbei sind die desarmirten oder im Bau begriffenen Schiffe nicht mit gerechnet, wie auch sämmtliche Kanonenboote, Avisoschiffe und schwimmenden Batterien außer Ansatz geblieben sind. Die wirklich im Dienst befindliche

Bemannung dieser Flotte besteht aus wenigstens 50,000 Köpfen. Hierzu kommen als Reserve 2000 pensionirte Veteranen, 10,000 Mann Küstenwache, 10,000 freiwillige Küstenwächter, 2000 Mann in den Arsenalen beschäftigte Matrosen, 12,000 Mann Marinesoldaten — zusammen 36,000 Mann. Die englische Handelsflotte zählt auf ihren sämmtlichen Schiffen mindestens 270,000 Seeleute ohne Hinzurechnung der Capitäne, so daß sich die gesammte seemännische Bevölkerung Englands auf 400,000 Köpfe veranschlagen läßt.

Schon auf so bewundernswürdige Weise mit so viel natürlichen Häfen und allen Hauptmaterialien zum Schiffsbau: Kohlen, Eisen u. s. w. ausgestattet, ist Großbritannien, obwohl bereits die erste Seemacht, noch fortwährend bemüht, das Werk der Natur durch unermeßliche Kunstarbeiten zu vervollständigen. Seit dem Jahre 1843 beschäftigen sich die Engländer mit der Anlegung von Zufluchtshäfen, welche die folgenden Bedingungen erfüllen: Leichter Zugang bei jedem Stand der Ebbe und Flut und sicherer Schutz gegen stürmisches Wetter; Bequemlichkeit für eine Station von Kriegsdampfern; besonders günstige Lage zur Vertheidigung wie zum Angriff.

Diese großartigen Arbeiten haben rasche Fortschritte gemacht und gegenwärtig zählt man auf der Strecke von Falmouth bis Harwich zehn solcher Schutz- und Angriffspunkte. Kaum zehn bis zwölf Seemeilen voneinander entfernt, durch die Eisenbahn und den elektrischen Telegraphen mit London verbunden, findet man hier nach der Reihe Falmouth, Plymouth, Dartmouth, Portland, die Inseln Jersey und Guernsey, Portsmouth, Seaford, Dover und Harwich. Die kleine Insel Alderney endlich, diese im Angesicht von Cherbourg postirte vorgeschobene Schildwache — wie Lord Palmerston sagte — vervollständige das System. Wenn der Leser eine Karte der britischen Inseln zur Hand nimmt, so wird es ihm leicht sein, mit dem Auge die jeden Tag wachsende Macht dieser furchtbaren Linie von Seebastillen zu ermessen, die hinter einem Graben liegen, der an der schmalsten Stelle vier geographische Meilen breit ist.

Verfolgt man mit einiger Aufmerksamkeit die Parlamentsdiscussionen, so wird man unaufhörlich neue Vertheidigungsmittel verlangen hören. Vor Kurzem erst erhöhte man die Zahl der Küstenwächter auf 10,000 Mann. Gegenwärtig will man schon die Dampferflotte des Kanals verdoppeln, und die Königin von England kündet in ihrer letzten Thronrede eine Anleihe von zehn Millionen Pfund Sterling an, um diesen Seeetat, der bald alle übrigen Marinen der Welt zusammengenommen übersteigen wird, zu reorganisiren, das heißt wenigstens zu verdoppeln.

In neuester Zeit bringt ein renommirter Offizier in einem an die Times adressirten Briefe sogar die Anlegung einer Gürteleisenbahn um die britische Küste herum in Vorschlag. Als nothwendige Ergänzung des elektrischen

Telegraphen würde diese Eisenbahn für die zur Vertheidigung der Küsten bestimmte Artillerie und Infanterie das rascheste Concentrationsmittel gewähren. Nach der Ansicht des ehrenwerthen Admirals würde dieser Gürtelweg sich ganz besonders zur Organisation eines Dampfbatteriedienstes (locomotive-batteries) eignen. Mit Locomotiven bespannt würde diese auf die elf Küstendistricte vertheilte Feldartillerie stets bereit sein, längs des Gürtelweges mit vollem Dampf herbeizueilen, um die mit einer Landung bedrohten Punkte durch ihr Feuer zu decken. Diese Dampfbatterien würden aus 50 bis 60 Armstrongkanonen bestehen, die durch ein mit Enfieldbüchsen bewaffnetes Bataillon Infanterie beschützt würden. Kurz, sie würden nach Art der Parther kämpfen, sich immer in Schußweite des Feindes halten, zurückweichen, wenn er vorrückte und ihm seine Verbindungen mit dem Meere abzuschneiden suchen, wenn er trotz aller dieser Hindernisse in das Innere des Landes zu dringen versuchte.

Sollte dieses Project zur Ausführung kommen — und wie die Sachen jetzt stehen, ist dies sehr leicht möglich — so wäre England gegen einen Seeangriff von Seiten Frankreichs auf fast unüberwindliche Weise gerüstet. Wenn dagegen infolge eines in der Geschichte schon mehr als einmal aufgetretenen, von der Vorsehung gefügten Contrastes dieses imposante Vertheidigungssystem schließlich kein anderes Resultat haben sollte, als den Krieg zwischen zwei großen Culturvölkern in Zukunft nicht blos schwieriger, sondern gradezu unmöglich zu machen, so müßte man dies als eins der trostreichsten Zeichen unserer Zeit und als eine der glücklichsten Consequenzen der alten Regel „Si vis pacem, para bellum" begrüßen. K.

Nachschrift der Redaction. Das ist die eine Seite. Betrachten wir nun auch die andere, vergleichen wir Material und Personal der englischen und der französischen Flotte, so scheint es zunächst, als sei England bei weitem die stärkere Macht. Es scheint aber auch nur so. England besitzt circa 700 Kriegsfahrzeuge, Frankreich nur etwa 500, jenes gegen 80 Linienschiffe, dieses nur einige 60, jenes ungefähr fünfmal so viel Kanonenboote als dieses.

Aber die englischen Listen führen alle Schiffe auf, auch die längst nicht mehr seetüchtigen; die französischen dagegen nennen kein Fahrzeug, welches älter als zwanzig Jahre ist; sie können es nicht, da die Marine Frankreichs in den Hauptbestandtheilen eben nicht älter ist. Wenn ferner die britischen Schiffe früher stärker gebaut waren als die der Nachbarn jenseit des Kanals, so gilt das seit der Neuschöpfung der französischen Marine durch den Prinzen v. Joinville nicht mehr, die französischen Kriegsfahrzeuge sind gegenwärtig nicht nur, was sie stets waren, sehr schnell, sondern auch sehr stark. Viele von ihnen sind Meisterstücke der Schiffsbaukunst, welche die Leistungen der Engländer auf diesem Gebiet nicht blos erreichen, sondern übertreffen. Waren die Engländer besser mit Geschütz versehen, so geben ihnen die Franzosen jetzt

auch darin nichts nach, schossen jene rascher und zielten sie besser, so hat sich das ebenfalls längst schon ausgeglichen.

Noch ganz anders stellt sich die Sache, wenn wir nach dem Personal der beiden Flotten fragen. England braucht zur Bemannung der seinen 150,000, Frankreich 130,000 Matrosen und Seesoldaten, England hat etwa eine Million, Frankreich gegen 300,000 mit dem Seedienst vertraute Bewohner. England aber rekrutirt seine Schiffsmannschaften durch Werbung, Frankreich durch Aushebung. In diesem Unterschied liegt für letztere Macht ein Vortheil, der alles, was bei einer Abwägung des Materials der beiden Flotten sich an Uebergewicht für England ergeben mag, bis auf weiteres aufzuheben scheint. Mag Napier, das Haupt der Alarmisten, übertrieben haben, als er neulich die Uebelstände während des letzten Seefeldzugs im Parlament schilderte, sicher ist, daß man die größte Noth hatte, die Geschwader zu bemannen, daß viele Schiffe monatelang im Hafen bleiben mußten, weil die Werbung kein hinreichendes Ergebniß lieferte, daß endlich die Flotten, welche in der Ostsee und im schwarzen Meer mitwirkten, höchstens zu einem Drittel mit gelernten Seeleuten versehen waren. Das „Matrosenpressen", welches, wenn die Begriffe Altenglands von Recht und Billigkeit die Conscription nicht einführen ließen, das alleinige Mittel wäre, der Wiederholung solcher Matrosennoth rasch abzuhelfen, scheint mit Recht für immer aufgegeben zu sein. Die Einrichtung der Küstenwächter aber wird erst in einer Reihe von Jahren die Ergebnisse liefern können, die man von ihr erwartet. Gegenwärtig kann sie nur die Bemannung einiger Linienschiffe und Fregatten erleichtern. Ganz anders in Frankreich. Hier ist jedermann, der sich der Seeschiffahrt oder Küstenfischerei widmet, in bestimmte Listen eingetragen, nach denen er zum Flottendienst herangezogen werden kann. Diese Listen zeigten vor drei Jahren 162,000 seedienstpflichtige Franzosen auf, und so kann Frankreich nicht nur in kurzem seine gesammte Flotte bemannen, sondern es hat auch noch eine Reserve von 32,000 Mann für den Fall eines großen Seekrieges, bei dem Handel und Verkehr auf dem Meer ohnehin unterbrochen sein würden. Während England bei dem Ausbruch eines solchen Krieges jetzt allerhöchstens 60,000 eingeübte Matrosen und Seesoldaten (Küstenwächter, Werftmatrosen, und andere zur Flotte in Beziehung stehende Classen der Bevölkerung mitgezählt) zur Verfügung hätte, würde Frankreich in diesem Fall vermöge der Einrichtung seiner équipages de ligne mindestens 80,000 gut einexercirte, vollkommen kampffertige Seeleute bereit haben. Rechnet man dazu noch, daß England zur Ergänzung seines Seeoffiziercorps nur alte, zum Theil schon altersschwache Halbsoldoffiziere hat, daß es keinen Admiral unter 70, keinen Contreadmiral unter 60 Jahren besitzt, während die Geschwader Frankreichs durch die Einrichtung, nach welcher die Regierung keinem Kauffahrteicapitän die Erlaubniß ein Schiff zu

führen gibt, bevor er nicht zwei Jahre an Bord eines Kriegsfahrzeugs gedient und das Marineoffiziersexamen bestanden hat, ihren Abgang an Offizieren stets durch junge Kräfte ersetzen können, so dürfte es nicht mehr zweifelhaft sein, auf welcher Seite bei einem etwaigen Zusammenstoß zwischen den beiden Nationen sich anfangs die Uebermacht befinden würde. Der Einwurf, der britische Seemann sei tüchtiger als der französische, ist nicht stichhaltig. Wer Gelegenheit hatte, die vereinigten Flotten der Westmächte auf ihrer Fahrt nach Kronstadt zu besichtigen, weiß, daß die französischen Matrosen alles, was Handgriffe und Manöver betrifft, ebenso rasch und gewandt ausführen als die englischen. Wer Zutritt in die Kreise der Offiziere fand, wird auf der englischen Flotte viel praktische Tüchtigkeit, auf der französischen aber außer der gleichen Tüchtigkeit zugleich viel geschulte Intelligenz, viel theoretisches Wissen und allgemeine geistige Cultur angetroffen haben, und daß man mit gebildeten Offizieren weiter kommt, als mit ungebildeten, bedarf wol keines Beweises.

In Betreff der beiderseitigen Kriegshäfen, die mittelbar die Stärke einer Seemacht bestimmen helfen, ist zu bemerken, daß Cherbourg von der See aus nicht zu nehmen ist und daß dessen Werften und Arsenal in jeder Hinsicht vollkommen genannt werden müssen, während Portsmouth kaum als uneinnehmbar bezeichnet werden darf und seine Einrichtungen für den Bau und die Unterkunft von Kriegsschiffen Mängel in Menge bieten.

Frankreich wäre somit sicher ein ebenbürtiger Gegner Englands, wenn das bisherige Verhältniß der beiden Westmächte sich löste. Eine Invasion Napoleons des Dritten in das Gebiet einer der beiden Hauptinseln Großbritanniens hätte — da die Flotte für Englands Sicherheit die Hauptsache, die Küstenbefestigung überhaupt nur Nebensache und in ihrer jetzigen Gestalt fast ohne Bedeutung ist — auf alle Fälle mehr Aussicht auf Erfolg als frühere derartige Angriffe Frankreichs. Während Englands Schiffe seines Welthandels und seiner Colonien wegen über alle Meere zerstreut sind, kann Frankreich seine Kriegsflotte concentrirt halten. Es besitzt ein Landheer, gegen das die 40,000 Mann, die England bei einer Invasion etwa bereit halten könnte, kaum in Betracht kommen würden; es hat trefflich organisirte Transportmittel, um ohne Verzug 120,000 Soldaten nach der englischen oder irischen Küste zu werfen. Man darf als ziemlich gewiß annehmen, daß ein Angriff Napoleons des Dritten auf seinen nördlichen Nachbar zuletzt ebenso zum Untergang des Angreifers führen würde, wie ein Angriff auf Deutschland, der im Anfang die Franzosen Sieger sein ließe. Aber fast ebenso sicher scheint, daß England zuerst schwere Niederlagen zu beklagen haben würde.

Alles dieses gilt übrigens nur von dem jetzigen Stand der Dinge diesseit und jenseit des Kanals. Der Aufschwung, den die französische Marine

in den letzten Jahrzehnten genommen hat, ist nicht ganz der Natur der Sache angemessen, er ist schon über die Grenzen hinausgegangen, welche der Nation durch die Gestalt ihres Wohnsitzes gesteckt sind. Frankreich ist eine große festländische Macht, der eine entsprechende Seemacht zur Seite stehen muß; es hat einen beschränkten Seeberuf. England dagegen hat einen absoluten: es besitzt alle Erfordernisse, um auf den Meeren des Erdkreises die erste Rolle zu spielen, im reichsten Maße. Seine geographische Lage, die Großartigkeit seines Gewerbfleißes und Handels, sein Reichthum an Capital, die Ausbreitung seiner Nationalität über alle fünf Welttheile berechtigen es zur Meeresherrschaft. Angefochten aber kann diese Stellung allerdings werden, die britische Nation könnte auf einige Zeit Kanada und das Kap, Australien und selbst Indien verlieren, und so wird die Regierung der Königin Victoria ernstlich auf Fortentwickelung ihrer Seemacht, zugleich aber auf eine Politik bedacht sein müssen, welche eine Invasion Frankreichs unmöglich macht. Daß die bisher innegehaltne — ganz abgesehen davon, daß sie uns mit der Ehre Englands nicht vollkommen verträglich zu sein scheint — gegen Angriffe Napoleons nicht für immer sichert, wird zugegeben werden müssen, und so wird sich England gern oder ungern trotz Palmerston und seinem Anhang bequemen müssen, andere Wege einzuschlagen, d. h. sich zu erinnern, daß nur die Bundesgenossenschaft mit Preußen und Deutschland ihm das Hilfsheer bieten kann, welches ihm die Franzosen von den Küsten zu halten im Stande ist, und diese Bundesgenossenschaft durch Gegenanerbietungen zu erkaufen.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

7.

Bethlehem. Rebbi Samwil. Der Einzug des Großfürsten Konstantin. Im Haram Esch Scherif.

Auch in Bethlehem hat die Mönchsphantasie der Hauptsache eine große Menge von Nebendingen angeklebt. Um die Geburtsgrotte herum liegen vier kleinere Höhlen: eine, in welcher die Gebeine der heiligen Paula ruhen, die von Rom hierher pilgerte, um ihre Tage als Siedlerin neben der Wiege Christi zu beschließen, eine zweite, in die man St. Eusebius von Cremona begrub, eine dritte, in welcher der Kirchenvater Hieronymus das alte Testament übertrug, endlich eine vierte, in welche die Legende die ganze Schar der unschuldigen Kindlein beisetzte, die Herodes ermorden ließ. Grausamer als der böse

König hat die kirchliche Sage einem der armen heiligen Würmchen die Hand und sogar die Zunge abgeschnitten, um sie ihren Gläubigen zum Beweis der Echtheit des Grabes aufzubewahren. Ueber der zuletzt genannten Höhle befindet sich eine St. Katharinen geweihte, ebenfalls recht freundliche Kirche, welche im Besitz der lateinischen Mönche ist.

Wie ein Stein ins Wasser geworfen auf der Oberfläche einen weiten Ring bildet, so hat auch die Geburtskirche von Bethlehem sich im Lauf der Zeit mit einem immer weiter werdenden Kreise von heiligen Stätten umgeben. Man weiß die Grotte, in der sich Maria mit ihrem Neugebornen während des bethlehemitischen Kindermordes verborgen hielt, und wer daran zweifelt, dem zeigt der Begleiter in der Kutte nicht weit vom Altar der Grotte die weißen Tropfen am Boden, welche die Gottesmutter beim Säugen verlor, und er thut wohl, sich von der mergelartigen Masse ein Kügelchen mitzunehmen. Die Mönche lassen es gegen ein Billiges ab, und es ist gut für Frauen, die nicht stillen können. Man weiß ferner im Osten der Stadt das Feld, wo die Hirten von den Engeln mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe" überrascht wurden. Das Dorf der Hirten ist ebenfalls wohlbekannt; es heißt jetzt Bet Sahur En Nassara und liegt etwa eine halbe Stunde von der Stadt. Andere Legendenorte endlich sind das sogenannte Erbsenfeld, wo kleine runde Steine den Fluch bezeugen, mit dem Maria die Erbsen, welche hartherzige Bauern ihr zur Stillung ihres Hungers verweigerten, ungenießbar machte, die Tenne, wo das Idyll von Ruth und Boas spielte, nicht fern vom Grabe Rahels, und die Stelle, wo dem heiligen Pflegevater Joseph der Traumengel die Flucht nach Aegypten gebot.

Nachdem ich im Kloster noch die Schule besucht, in welcher etwa sechzig junge Bethlehemiten sich von einem Schulmeister in Turban und Kaftan in die Geheimnisse des griechischen Abcbuchs einweihen lassen, und in dem Ochsenziemer, den der Leiter der Anstalt schwang, einen Verwandten des grimmen Bakels begrüßt, der mir einst zum Studium der Fibel gewinkt, suchte ich den am Eingang der Stadt wohnenden Deutschen auf, der hier seit einiger Zeit als Weinbereiter lebt. Es ist ein Herr Schäfer, welcher früher mit dem Spittlerschen Brüderhaus in Verbindung stand. Ich fand ihn sammt seiner Frau im Keller, wo er mit Abziehen beschäftigt war. Sein Wein war der beste, den ich in Palästina trank. Er bezieht seine Trauben aus der Gegend von Hebron und aus Strichen anderthalb Stunden westlich und südwestlich von Jerusalem, namentlich von dem Dorfe St. Philipp, wo die besten Sorten wachsen. Der Wein wird von Herrn Schäfer ganz in der Weise, wie ihn die deutschen Winzer behandeln, gemacht, indeß läßt er den ausgekelterten Saft einige Tage — in der Regel drei — auf den Träbern stehen, wodurch der Wein eine schönere dunkle Farbe bekommt. Ich trank aus zwei verschiedenen

Fässern, zehn- und sechzehngrädigen, und fand namentlich den letztern vortrefflich. Könnte man zu besseren Fässern und Kellern gelangen, so hätte dieser Wein vielleicht eine Zukunft.

Von Betlehem aus pflegt man den Dschebel Fureidis, die Teiche Salomos und die vier westlich und südwestlich von Jerusalem gelegenen Klöster zu besuchen. Ich sah nur die Teiche und das eine der Klöster, welches sich nach dem Apostel Philippus nennt. Der Dschebel Fureidis, auch Frankenberg genannt, erhebt sich südöstlich von Bethlehem. Man hat in den Ruinen des terrassenförmigen Castells auf seinem Gipfel Reste der von Josephus erwähnten Festung des Herodes erblickt, und die Sage behauptet, daß sich hier die aus Jerusalem verdrängten Franken noch mehre Jahrzehnte behauptet hätten. Sicherer ist die Tradition, die an die Teiche den Namen Salomos knüpft. Gewiß ist wenigstens, daß sie aus sehr alter, wahrscheinlich, daß sie aus vorchristlicher Zeit stammen. Ich folgte von Bethlehem aus einem Wege, der an einer Wasserleitung hinlaufend nach dem Abhang führt, unter dem in einer tiefen Schlucht das Dörfchen Artas mit seinen hübschen Aprikosen- und Feigenpflanzungen liegt. Einige hundert Schritt von hier befinden sich am Thalhange drei gewaltige Wasserbecken, die theils in den Felsen gehauen, theils von Quadern aufgemauert sind. Sie liegen stufenförmig übereinander, und nehmen von oben nach unten an Länge zu. Der oberste mag vierhundert, der in der Mitte vierhundertundfunfzig, der unterste etwa sechshundert Fuß lang sein, und ihre Breite beträgt durchschnittlich zweihundert Fuß. Sie werden von den Regengüssen des Winters gefüllt, im Sommer wird die Verdünstung des Wassers durch eine über ihnen entspringende Quelle theilweise ausgeglichen, in der die Sage den „verschlossnen Born" erblickt, mit welchem der Sänger des Hohenliedes seine Schwester und Braut vergleicht. Wäre dies richtig, so dürfte man sich hierher auch den Lustgarten von Granatäpfeln mit edlen Früchten, Cypern mit Narden, Narden mit Safran, Calmus und Cynamen, mit allerlei Bäumen des Weihrauchs, Myrrhen und Aloes und allen besten Würzen" denken, der dem verliebten Dichter zu weiteren Vergleichen Gelegenheit bot.

Von diesen Teichen ging ich durch ein mit Reben und Feigenbäumen bepflanztes Thalgelände, wo das Kloster des heiligen Georg steht; und dann über zwei kahle Hügel und durch eine dazwischenliegende Senkung nach dem großen Orte Bet Dschalah, wo nach der Volkssage kein Moslem länger als zwei Jahre leben bleibt, weshalb die Türken und Araber sich ganz von hier zurückgezogen haben, und in dessen Nähe die Mönche das Feld zeigen, wo das Heer Sanheribs von dem Würgengel, der auf das Gebet Hiskias und Jesajas erschien, gefällt wurde. Auf ziemlich rauhem Wege gelangte ich von hier in einer starken Stunde nach dem Philippskloster, in dessen Nähe

ein wasserreicher Quell aus den Felsen hervorbricht, in welchem nach der Legende der Apostel Philippus den Kämmerer der Königin Candace von Mohrenland getauft hat. Die Lage des Klosters ist sehr anmuthig. Von den benachbarten Bergen blickt man in die Thalgründe hinab, in welchen Johannes der Täufer gewohnt haben soll, während im Westen auf einer Höhe sich Trümmer zeigen, welche von Einigen für die Ruinen der Makkabäerburg Modin gehalten werden.

Weiter nördlich winkte noch eine Anzahl anderer Erinnerungen an die Zeit der Stiftung des Christenthums, das Grab Elisabeths, der Mutter des Täufers, die Stelle, wo das Haus seines Vaters Zacharias stand, das Kloster Ain Karim, dessen Kirche über der Stätte erbaut ist, wo Johannes geboren wurde, und das sogenannte Kreuzkloster, von Georgiern an der Stelle errichtet, wo der Olivenbaum sich erhoben, aus dessen Holz das Kreuz Christi gezimmert worden. Ich hatte indeß genug an den bisher gesehenen Reliquien und beeilte mich, vom Philippsbrunnen auf dem nächsten Wege nach Jerusalem zu kommen.

Am folgenden Tage machte ich mich in aller Frühe nach dem zwei kleine Stunden nordwestlich gelegnen Dorfe Nebbi Samwil auf, welches auf dem höchsten unter den Hügeln in der Nachbarschaft der heiligen Stadt liegt, und wurde durch eine schöne Aussicht belohnt, die bis an das Meer reichte. Robinson neigt sich zu der Meinung hin, daß hier das alte Mispath zu suchen sei, wo Judas Makkabäus die Heldenschaar sammelte, mit der er den Gorgias schlug. Andere sehen in der Stelle mit der Legende, die hier das Grab Samuels verehrt, die Trümmer von Ramah, der Prophetenstadt. Auch der Islam ist dieser Ansicht und zeigt in einer verfallnen Moschee westlich vom Dorfe eine Gruft, in welcher ein weißübertünchter Sarkophag steht, über den eine wollne Decke gebreitet ist und an dessen vier Ecken kupferne Verzierungen, Blumen darstellend, angebracht sind. Als Laie auf dem Gebiet der Archäologie durfte ich wählen zwischen den beiden Erinnerungen, und die Leser werden errathen, daß ich mich von dem Berge lieber an den heroischen Rebellen, als an den herrschsüchtigen Priester, den Mörder des gefangnen Agag, den ränkesüchtigen Verschwörer gegen Saul, Israels besten König, erinnern ließ. — — —

Schon in Jaffa hatte ich gehört, daß der heiligen Stadt für die nächsten Tage ein Besuch des Großfürsten Konstantin von Rußland zugedacht sei. In Jerusalem wiederholte sich das Gerücht, ohne daß es bei den Consuln entschieden Glauben gefunden hätte. Am 8. Mai hieß es, der Prinz sei wirklich in Jaffa gelandet. Es war nur ein Adjutant desselben; indeß traf mit ihm die Nachricht ein, daß sein Gebieter bereits auf dem Wege von Athen nach Palästina sei, und Mittwoch den 11. Mai erfuhr man, der Großfürst werde am nächsten Vormittag vor Jerusalem ankommen. Es war von nichts

Anderem mehr die Rede, und die verschiedensten Gerüchte kreuzten sich. Nach dem einen kam er in Begleitung des Königs von Griechenland. Andere wußten, er habe so reiche Geschenke mitgebracht, daß man in Jaffa dreihundert Kameele habe miethen müssen, um sie fortzuschaffen. Wieder andere hatten gehört, er werde eine große Demonstration gegen die Türken oder die Lateiner machen, und die griechische und russische Einwohner- und Pilgerschaft werde dabei den zukünftigen Pantokrator der Levante kräftigst unterstützen.

Von diesen Erwartungen erfüllte sich keine. Der Großfürst kam allerdings nicht in so einfachem Aufzug wie der Prinz Alfred von England, der drei Wochen vorher die heiligen Stätten besucht hatte, und nicht als Privatmann wie der Herzog von Brabant und der Erzherzog Ferdinand Maximilian, die vor diesem erschienen waren. Aber eigentliche Demonstrationen unterblieben, und auch die Türken bereiteten ihm keinen glänzendern Empfang als jenen fürstlichen Personen; im Gegentheil, es war von Stambul die Weisung eingetroffen, genau dasselbe Cermoniel einzuhalten wie beim Einzug des englischen Prinzen.

Der Großfürst hatte die Nacht in Zelten nicht weit von Abu Gosch zugebracht, und sollte gegen zehn Uhr vor dem Jaffathor erscheinen. Ich ging eine Stunde früher hinaus und fand zunächst in der Nähe des Castells alle Mauern und Dächer mit langen Reihen weißverhüllter, dicht aneinander gekauerter Frauen besetzt, von denen viele sich mit rothen oder blauen Regenschirmen gegen die Sonne schützten, und die mit ihrem Drängen, Aufstehen und Wiederniederhocken und ihren lauten grellen Stimmen den Eindruck machten, als ob sich einer der ungeheuren Tauben- oder Ibisschwärme, welche über dem Nil schweben, auf die Stadt niedergelassen hätte. Auch vor dem Thor war das schöne Geschlecht zahlreich vertreten. Ueberall standen oder saßen auf der steinbesäeten Ebne Trupps weißer Frauen, bald Mohammedanerinnen, am Schleier kenntlich, bald Jüdinnen, durch den dicken turbanartigen Kopfbund des Chalebi bezeichnet, bald arabische und griechische Christinnen. Zwischen den weißen Tauben schritten wie Krähen schwarz gekleidete Russinnen hin. Hier und da hatten sich, Vögeln mit rothen Köpfen und Füßen vergleichbar, Türken und Araber in Tarbuschen und Babuschen aufgestellt. Dazwischen tummelten sich mit dem Schritt radschlagender Pfauen heute doppelt stolz einherwandelnde Griechen, mit Sperlingshast hin und her fahrende Juden in Zobelmütze und Seidenkaftan, fränkische Trachten und die braun- und weißgestreiften Abajen von Baschibosuks. Gelegentlich flog wie ein Flamingo ein feuerrother Consulatskawasch durch das übrige Gefieder hin.

Ein Stück weiter hinaus lagerte eine Abtheilung reguläres türkisches Militär hinter ihren in Pyramiden aufgestellten Flinten. Sie sahen sehr wenig parademäßig aus. Einige trugen grüne, andere dunkelblaue Jacken

vom gröbsten Tuch, der eine grautuchne, der andere lichtblaue baumwollne Hosen, einige breite rothe Streifen, andre schmale, noch andere gar keine daran. Manche hatten schwarzes, manche wieder weißes Lederzeug, manche Strümpfe in den zerlaufenen Schuhen, manche bloße Füße darin. Einer und der andere hatte sogar die Schuhe zu Pantoffeln umgetreten. Dabei waren sie indeß meist recht gut gelaunt, und an der einen Stelle sah ich sie selbst tanzen.

Etwa tausend Schritt vom Thore kam ich zu einem kleinen viereckigen Zelt, welches die Judenschaft, die sich auch hier nicht nehmen ließ, eine Rolle zu spielen, aus golddurchwirkten, etwas verblichnen Decken, dem Anschein nach Synagogenvorhängen, errichtet hatte, und in dem ein langbärtiger Hebräer ein weißgedecktes Tischchen hütete, auf welchem, von einer Serviette verhüllt, eine Torte stand. Ob die guten Leute hofften, der Großfürst werde sich an den Tisch setzen und die Torte verspeisen, oder ob sie die Absicht hatten, sie ihm für die Frau Gemahlin und den kleinen Großfürsten mit nach Jerusalem zu geben, weiß ich nicht. Jedenfalls sollte dem Prinzen damit eine Ehre angethan werden, und der Hüter wies sie den vorübergehenden Glaubensgenossen mit nicht geringem Behagen.

Etwas weiter westlich hatte der Pascha links vom Wege nach Jaffa ein großes grünes Zelt aufschlagen lassen, welches, halb offen nach der Straße, einige Divane mit gelbseidenem Ueberzug sehen ließ, auf denen ein halbes Dutzend vornehme Moslemin, die Spitzen der hiesigen Regierungsbehörden, saßen. Vor dem Zelte lagerte ein zweites Detachement türkischer Infanterie und eine Abtheilung Artillerie mit zwei kleinen Kanonen. Daneben stand ein anderes Zelt, wo man Erfrischungen bereit hielt, und noch einige hundert Schritt weiter von der Stadt befand sich ein drittes, wo der griechische Patriarch den Großfürsten erwartete. Hier sah es noch bunter aus, als in der unmittelbaren Nachbarschaft des Thores. Türkische Soldaten hielten Pferde mit golddurchwirkten Schabracken, russische und griechische Geistliche mit hohen Popenmützen ritten auf Maulthieren hin und her, Oberoffiziere mit dicken Epauletten und breiten Tressen an den Hosennäthen kamen und gingen. Unter den Olivenbäumen zur Seite saßen Gruppen von allen Farben. Von der Stadt her, über welcher sämmtliche Consulatsflaggen flatterten, flutete ein Strom von Reitern und Fußgängern. Allmälig stellten sich auch die Consuln mit ihrer Kawaschenbegleitung ein: zuerst der spanische, ein großer brauner Herr mit einem ungeheuren dreieckigen Hut, der, wie mir später verrathen wurde, erst Tags vorher aus zwei alten Velpecylindern von dem Schneider des Besitzers kunstreich erbaut worden war; dann der englische, dann Herr v. Pizzamano mit seinem Dragoman, beide in ihren grünen Waffenröcken mit rothem Aufschlag und Kragen und ihren weiß und rothen Feder-

büschen sehr stattliche Erscheinungen, dann der französische, mehr Bart als Mann, zuletzt D. Rosen mit dem Bischof.

Nach und nach kündigten Reiter, welche dem Fürsten entgegengeeilt waren, die Annäherung der Karavane an, das türkische Militär am Wege stellte sich in Ordnung, die Artilleristen traten hinter ihre Böller, und neben ihnen faßte ein Trupp Baschibosuks in Beduinentracht Posto. Auch die zum Empfang beim Zelte versammelten Würdenträger ordneten sich, wobei es zwischen den Vertretern Oestreichs und Frankreichs zum Streit über den Vortritt kam, der durch den inzwischen eingetroffnen Kammerherrn des Großfürsten zu Gunsten des ersteren geschlichtet wurde.

Bald nachdem sich auch der Pascha eingestellt, erschienen die Spitzen des russischen Zugs auf der Höhe über dem Zelte. Es waren Reiter in Civil und Uniform, Sänften von Maulthieren getragen, und gegen vierthalbhundert Matrosen. Sie hielten zunächst bei dem Zelt des Patriarchen, wo die Reiter abstiegen und die Damen ihre Sänften verließen. Dann kam der ganze Zug zu Fuß nach dem großen grünen Zelt des Pascha herunter. Die Böller knallten, Trommelwirbel ertönte, die türkischen Signalhörner stießen ein überaus gräßliches Freudengeheul aus, die Baschibosuks schwenkten brüllend ihre Lanzen. Von der Procession des Großfürsten, die ihren Weg seltsamerweise mitten über ein eben erst umgepflügtes Ackerfeld nahm, und neben welcher zu beiden Seiten dichte Massen von Neugierigen sich wälzten, stieg eine dicke gelbe Staubwolke auf. Voran schritten in grünen, über die Brust und den Schoß mit breiten Goldlitzen benäheten Hofuniformen zwei Kammerherrn als Bahnbrecher, zur Seite marschirten in weißen Jacken mit umgelegten blauen Halskragen, weißen Hosen und Mützen, die Miniébüchse auf der Schulter, Matrosen als Eskorte. Hinter den Kammerherrn kam der Großfürst, seine Gemahlin am Arme, dann eine Kammerdame mit dem einen Sohn des Prinzen, dann ein Gefolge von andern Herrn und Damen vom Hofe, Bischöfen und niederen Geistlichen. Der Großfürst trug die grüne russische Generalsuniform mit einem breiten blauen Ordensband, eine weiße Mütze und einen weißen arabischen Burnus; seine Gemahlin war ebenfalls weiß gekleidet. Beide sahen angegriffen aus. Der Großfürst ist ein Mann von Mittelgröße. Er scheint nicht gut zu sehen, da ich ihn immer mit einem eingeklemmten Augenglas traf. Sein mageres blasses Gesicht, umgeben von einem dünnen hellblonden Schnurr- und Backenbart, und seine Haltung erinnern nur wenig an den Vater. Mehr ist dies mit dem graublauen Auge der Fall, welches recht gebieterisch blicken kann, jetzt aber mehr den müden, kränklichen Pilger, als den Fürsten kundgab. Die Großfürstin ist eine schlanke Blondine, wie mir schien, etwas größer als ihr Gemahl und augenscheinlich früher sehr schön gewesen.

Während die Kanonen fortdonnerten, die Hörner und Trommeln weiter

lärmten, die Soldaten das Gewehr präsentirten, wurde das fürstliche Paar in das Zelt geführt, welches sich jetzt mit den davor versammelten Consulsuniformen, dem Pascha in seinem von oben bis unten mit Zweigen von Goldstickerei besetzten Generalsrock, den arabisch gekleideten Beisitzern des Gerichtshofs von Jerusalem, und dem Halbkreis von etwa zwanzig schimmernden und funkelnden Kawaschen, der den Hintergrund bildete, in der That prächtig ausnahm. Der Pascha stellte die Versammelten vor, dann wurde den Herrschaften Limonade gereicht. Nach einer Viertelstunde stiegen alle wieder zu Pferde. Der Großfürst soll die Absicht gehabt haben, die Kreuzfahrerfeldherrn nachahmend zu Fuß in die Stadt einzuziehen. Wahrscheinlich brachten ihn die Hitze und seine Ermüdung auf andere Gedanken. Vielleicht fand er auch zuletzt, daß wir jetzt nicht mehr im Mittelalter leben. Genug, er setzte sich wieder in den Sattel und ebenso bestieg seine Gemahlin ihre Sänfte wieder. So bewegte sich die jetzt zu mehr als hundert Reitern angewachsene Procession auf das Jaffathor zu. Voran ritten die Kawaschen, dann die Kammerherrn, hierauf folgte mit blitzenden Bajonetten eine Abtheilung türkisches Militär. Dann kam der Pascha und hinter diesem der Großfürst sammt Gemahlin und Hofstaat. Endlich schloß der Zug mit den Consuln. So oft derselbe eins von den am Wege aufgestellten Infanteriedetachements passirte, wurde er mit ohrenzerreißendem Hörnerlärm und Trommelgerassel empfangen. Die Juden erhoben, als der Großfürst ihr Teppichzelt erreichte, ein Geschrei, welches sich wie ein mißlungner Gesang anhörte. Das Schicksal der Torte blieb mir unbekannt, doch sah ich nicht, daß der Prinz sich bei dem Zelt aufgehalten hätte. Als die Procession das Jaffathor erreichte, erschienen russische Frauen, welche dem Bruder ihres Zaren Rosen streuten, während die weißen Vögel auf den Mauern und Dächern sich mit flatterndem Schleier- und Mantelgefieder erhoben und mit weithin schallendem Gekreisch das Fürstenpaar willkommen hießen.

Der Großfürst nahm seine Wohnung in einem der griechischen Klöster, von wo aus er die verschiedenen heiligen Orte der Stadt und ihre Umgebung besuchte, die Himmelfahrtsfußtapfe auf dem Oelberg und was sonst von Pilgern zu küssen ist, küßte, seine Gemahlin desgleichen thun ließ, und überhaupt alle Pflichten, die einem Hadschi der orthodoxen morgenländischen Kirche in Jerusalem obliegen, pünktlich erfüllte. Dabei wurde, wie man mir sagte, die Politik nicht versäumt und auch Andersgläubigen in ihren Kirchen die Ehre erwiesen, zeigen zu dürfen, was sehenswerth war. Im Allgemeinen hat das großfürstliche Paar in Jerusalem sicher einen vortheilhaften Eindruck hinterlassen. Die Griechen täuschten sich allerdings in der Erwartung der dreihundert mit Geschenken beladenen Kameele, aber wer von ihnen eine gute Bildung, anspruchsloses Wesen und männlichen Charakter zu schätzen weiß, wird durch den Besuch un-

zweifelhaft gewonnen worden sein. Die Begleitung des Prinzen schien ihm aufrichtig zugethan zu sein, und wenn ihr zu glauben ist, so gehört der Großfürst Konstantin nicht nur zu den begabtesten, thätigsten und unterrichtetsten Fürsten unsrer Zeit, sondern er ist auch im hohen Grade liberalen Meinungen und Plänen geneigt, ja liberaler als sein kaiserlicher Bruder. Auch diese Begleitung machte, so weit sie mit den hier wohnenden Deutschen in Berührung kam, einen angenehmen Eindruck, und zwar nicht blos durch Hofmanieren, sondern zugleich durch Bildung und charaktervolles Auftreten, und wenn in Petersburg der Ton, in dem sie sprachen, oft gehört wird, so könnten die Nachrichten, die uns von einem dort wehenden neuen Geist gelegentlich zukommen, zu glauben sein. Daß die Herren Oestreich nicht liebten, ihm eine starke Demüthigung gönnten, schien mir verzeihlich, wenigstens begreiflich. Geht es doch manchen andern Leuten mit dieser Macht ebenso.

Unter den Soldaten, welche der Großfürst mitgebracht hatte, sah ich mehre von gigantischem Körperbau. Sie waren aber wol ausgesuchte Leute, mitgenommen, um zu imponiren. Die Matrosen, großentheils Finnen und Esthen, die meist nur die Sprache ihrer Heimath und nicht einmal russisch verstanden, hatten durchschnittlich ein weniger vortheilhaftes Aeußere. Man begegnete ihnen in großen Schwärmen auf dem Platz vor der Grabeskirche, wo die Händler mit Andenken von ihrer Kauflust eine gute Nachlese des diesjährigen Ostermarktes erzielten. Die heiligen Orte und die Thäler und Berge um die Stadt wimmelten von ihnen. Auf allen Wegen vor den Thoren sah man sie der den Seeleuten aller Nationen eignen Neigung zum Reiten fröhnen, und wo einem der Beutel nicht erlaubt hatte, sich einen Gaul allein zu miethen, hatte er sich mit einem Kameraden associirt und gewährte so den Jerusalemern das neue Schauspiel, auf jeder Seite des Sattels zwei Beine herabbaumeln zu sehen. Der Juchtengeruch, den sie verbreiteten, war auf dreißig Schritt hinter ihnen noch zu merken. Hatten sie ihre Gänge durch die Stadt und deren Nachbarschaft vollendet, so ließen sie sich von den Geistlichen ihrer Confession Zeugnisse ausstellen, daß sie wirklich in Jerusalem gewesen, und da viele von ihnen lutherisch waren, so hatte Pastor Valentiner, der deutsche Pfarrer an der Zionskirche, bisweilen das ganze Haus voll von solchen Bittstellern. Mit welcher Andacht mag die alte Mutter des einen oder des andern dieser Matrosen am fernen esthnischen Gestade, mit welcher frohen Ueberraschung die Schwester an der eisigen finnischen Föhrde das kleine Perlmutterkreuz in Empfang genommen haben, das ihr der Weitgereiste aus der Stadt mitbrachte, wo ihr Heiland gewandelt!

Wir im preußischen Hospiz hatten der Ankunft des Großfürsten mit Sehnsucht entgegengesehen, nicht sowol der Feierlichkeit des Einzugs wegen, als vielmehr, weil uns dadurch die Aussicht näher gerückt war, in das Geheim-

niß des Haramplatzes eindringen zu können. In Aegypten so wie in Konstantinopel hat es keine besondern Schwierigkeiten, in Moscheen zu gelangen. In Jerusalem nimmt man es genauer, und das Innere der Sakhra, des zweitgrößten Heiligthums der mohammedanischen Welt, zu sehen, war in den letzten beiden Jahren einem nicht gefürsteten Kafir gradezu unmöglich. Unter Kiamil Pascha öffnete sich der hochverehrte Raum gegen ein gutes Trinkgeld auch gewöhnlichen Sterblichen. Der jetzige Vertreter des Sultans dagegen nahm mehr Rücksicht auf das Vorurtheil der Moslemin, nach dem christliche Fußsohlen den Ort beflecken, und man hätte nur in morgenländischer Tracht dahin gelangen können, ein Wagniß, welches dem, der nicht arabisch oder türkisch sprach, sehr übel bekommen konnte. Die Fürsten, welche früher hier gewesen waren, hatten den Platz, wo der alte Tempel Jehovas gestanden, besucht, aber nur wenigen Einheimischen und Reisenden gestattet, sie zu begleiten. Der englische Prinz hatte sogar nur sein Gefolge mitgenommen. Wir hofften, der Großfürst werde den Ort sich gleichfalls ansehen und liberaler sein, und diese Hoffnung erfüllte sich. Den 17. Mai früh erschien Professor Tischendorf aus Leipzig, der Zutritt zum Großfürsten hatte und dessen Bekanntschaft ich Tags vorher gemacht, im Hospiz mit der Meldung, der Prinz werde Nachmittags vier Uhr sich nach dem Haram begeben und es sei jedem Christen erlaubt, sich seinem Zug anzuschließen. Die Nachricht hiervon verbreitete sich bald durch die ganze Stadt, und als wir uns zur angegebnen Stunde vor dem griechischen Kloster einfanden, trafen wir dort nicht blos alle grade in Jerusalem anwesenden Fremden, sondern auch eine große Anzahl hier wohnender Griechen versammelt. Um Unordnung zu verhüten und etwaige Widersetzlichkeiten fanatischer Mohammedaner zu brechen, war auf dem Wege an mehren Stellen türkisches Militär aufgestellt. Dennoch war das Gedräng, als der Großfürst mit seiner Gemahlin erschien und der Zug sich nach dem Tyropäon hinab in Bewegung setzte, schon in den breiteren Straßen sehr stark. Noch furchtbarer wurde es, als die Procession in die enge Gasse einlenkte, welche den Abhang des Moriah hinaufführt, und ein russischer Pope, der neben mir strauchelte und hinfiel, war in der größten Gefahr zertreten zu werden. Ueber alle Begriffe schrecklich aber gestaltete sich das Kämpfen und Würgen, als wir in den schmalen dunkeln Gang kamen, der an der Nordwestecke des Moriahplateaus sich öffnet. Mehre Personen wurden hier ohnmächtig. Wiederholt stockte der Menschenstrom wie ein Eisgang. Das Stöhnen der Gepreßten war entsetzlich. Ich selbst wurde erst zusammengedrückt, daß ich ernstlich einen Rippenbruch fürchtete, und dann wie eine aufgestaute Scholle emporgeschoben und in dieser Lage, mit den Füßen über dem Boden wol zehn Schritt weit fortgetragen. Endlich war der Ausgang erreicht, und tief aufathmend sah man sich im Freien und im Angesicht

der heiligen Sakhra. Die arabische Dichtung nennt in ihrem Schwung den Bau ein irdisches Paradies, von dem der Himmel nur achtzehn Meilen entfernt sei, und wenn mir das jetzt zu stark aufgetragen scheint, so gestehe ich, daß mir damals nach dem höllischen Gedränge und dem Angstschweiß in dem finstern Gange, der blaue Himmel und die freie Luft allerdings himmlisch genug vorkamen.

Weshalb man nicht einen der vielen andern Eingänge gewählt, von denen mehre beträchtlich weiter sind, war nicht abzusehen. Wollte man auf diese Art zu starken Zudrang nach dem Heiligthum verhüten, so verfehlte man sein Ziel. Es tummelten sich binnen einer Viertelstunde mindestens tausend Menschen, der großen Mehrzahl nach Christen, auf dem Platze — ein Besuch, der, seit Jahrhunderten nicht erlebt, sich manches Jahr im Gedächtniß der Moslemin von El Kods als betrübendes, unheilverkündendes Ereigniß erhalten wird.

Die Hochebene des Moriah, auf der ich mich nun befand, ist ein längliches Viereck, welches von Süden nach Norden etwa 1500 und von Westen nach Osten gegen 1000 Fuß mißt. Im Westen und Norden wird es von hohen altsarazenischen Gebäuden sehr unregelmäßiger Gestalt überragt, in denen sich die Amtswohnung des Pascha, mehre Schulen, Wohnungen für Moscheediener und Herbergen für Pilger befinden. Im Osten und Süden umfaßt den Raum die Stadtmauer, über der dort der Oelberg, hier der Berg des Aergernisses erscheint. Ungefähr in der Mitte dieses Plateaus erhebt sich eine circa 500 Fuß lange und 400 Fuß breite, mit Marmorplatten belegte Plattform, zu welcher acht Treppen von je vierzehn Stufen emporführen, und welche die Sakhra-Moschee so wie eine Art Säulenpavillon trägt. Hinter der Plattform im Süden steht eine zweite Moschee, die Aksa. Der übrige Raum des Haram wird von Grasplätzen, sehr großen Cypressen, Olivenbäumen, Brunnen, Grabmälern, einzelnen Bädern und andern kleinen Gebäuden im sarazenischen Stil eingenommen. Im Osten befindet sich das vermauerte goldne Thor. An mehren Stellen im Süden gibt der Erdboden bei starkem Auftreten einen dumpfen Klang, als ob sich unter ihm Höhlen oder Gewölbe befänden.

Ehe der Großfürst die Stufen der Plattform erstieg, vertauschte er, von dem Schech, der ihm als Führer diente, gemahnt, die Stiefel mit reinen türkischen Lederstrümpfen. Auch wir thaten dies, und es nahm sich eigen aus, die ganze Masse der Neugierigen, die Stiefel und Schuhe in der Hand nach der Moschee hinwandern zu sehen. Oben vor der Moschee angekommen, begann die Menge sich von neuem zu drängen, und das türkische Militär, welches den östlichen Eingang bewachte, wußte sich der stürmischen Hast, mit welcher jeder der erste nach dem Prinzen in der Moschee sein wollte, nicht an-

ders zu erwehren, als daß es mit dem Kolben zuschlug. Mehre Griechen stürzten an der Schwelle blutend nieder, und ein englischer Lord, der sich in Boxerstellung zur Wehr stellte, wurde von einem Soldaten ohne weiteres beim Kragen gefaßt und wie ein Straßenbube zur Seite geschleudert. Ich war etwa eine Viertelstunde im Innern, dann verließ ich die Moschee durch die südliche Pforte.

Die Moschee heißt nach dem heiligen Felsblock, den sie einschließt, die Sakhra, nach der Sage, die sie vom dritten Chalifen erbaut sein läßt, auch die Omarmoschee. Nach der Geschichte hat Omar nur den heiligen Stein entdeckt und den Düngerhaufen entfernt, mit dem ihn die Christen, um die Juden zu kränken, überschüttet hatten. Der Erbauer der Moschee war der Chalif Abd El Melek, der ein halbes Jahrhundert später lebte, und als Jahr der Vollendung wird 686 n. Chr. angegeben. Es ist ein achteckiger Bau, aus dessen Dach in der Mitte ein laternenartiger Rundbau mit einer Kuppel emporstrebt. Die Seiten des Achtecks, jede ungefähr sechzig Fuß breit, sind unten mit Marmor, weiter oben mit roth, grün, schwarz und weißen glacirten Ziegeln belegt und in der obern Hälfte von sechsundfunfzig Spitzbogenfenstern mit vielfarbigen Glasscheiben durchbrochen. Die Kuppel ist mit Bleiplatten gedeckt. Ueber ihr funkelt ein vergoldeter Halbmond, dessen Hörner sich als dünner Draht fortsetzen, bis sie sich berühren. An den Wänden des Oberbaues laufen bunte Koransprüche hin.

Im Innern wird die Decke des achteckigen Unterbaues von vierundzwanzig korinthischen Säulen getragen, während in der Mitte zwölf solche Säulen und vier dicke Pfeiler nach der mit Goldarabesken geschmückten Kuppel aufstrebend eine Art Kapelle für sich bilden, in welcher, von einem schöngemusterten vergoldeten Gitter umgeben und mit einer Decke von schwerem roth und grünem Seidendamast behangen, der etwa funfzehn Fuß über den Fußboden emporragende und dreißig Fuß lange heilige Felsen sich befindet. Die Decke war, als wir eintraten, halb abgenommen, und ich sah bei dem Dämmerlicht, welches durch die Blumen- und Arabeskenmalerei der Fenster in den sonst ganz dunkeln Mittelraum fiel, daß es ein unregelmäßiger, natürlicher grauer Kalkblock war.

Dieser Stein ist nächst dem Hadschar El Aswad, dem schwarzen Stein in der Kaaba zu Mekka, und dem Grabe Mohammeds in Medina*) das größte Heiligthum des Islam. Die Sagen, die sich an ihn knüpfen, sind zum Theil sehr wunderlich. Er soll der Felsen sein, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak schlachten wollte, und man zeigt an ihm noch die Spuren der Finger des Patriarchen. Nach einer andern mohammedanischen Legende fiel der Stein vom Himmel, als zu Jerusalem die Prophezeihung begann, und auf ihm ha-

*) Ein Versehen verlegt dieses in No. 3. dieser Aufsätze nach Mekka.

ben alle Propheten seit Adam gebetet. Als bei der Zerstörung von Jerusalem die Bekenner des einigen Gottes flohen, wollte der Stein mit ihnen fort, aber der Engel Gabriel hielt ihn auf, bis Mohammed kam und ihn für immer befestigte. Wieder eine andere Sage erzählt, Mohammed sei von dem Steine aus gen Himmel entrückt worden. Da habe derselbe ihm nach gewollt und sei wirklich bis in die Nähe des Paradieses mit emporgestiegen. Hier aber habe er das arabische Jubelgeschrei „Lu lu lu!" ausgestoßen, und darauf habe der Prophet ihm geboten zu schweigen und wieder an seinen alten Platz zurückzukehren. Der Stein habe gehorcht, aber nicht ganz. Er sei etwa zwei Ellen über seinem frühern Ruheplatz in der Luft schweben geblieben. So sei er bis auf Sultan Selim zu sehen gewesen, der ihn auf die Klage, daß schwangere Frauen sich an dem Wunder versehen, durch einen Unterbau gestützt habe. Noch ein anderer Aberglaube der Mohammedaner sieht in dem Felsen, der nichts Anderes als eine hervorragende Klippe des Salomonischen Tempelbodens ist, einen der Hügel des Paradieses und meint, daß unter ihm alle Gewässer der Erde entspringen.

Der Talmud erblickt in demselben den Eben Schetiah, den Stein, auf welchem die Bundeslade gestanden und aus dem die Welt geschaffen worden. Andern Juden zufolge ist es die Tenne Arafnas, des Jebusiters, auf welcher der Engel Posto faßte, der zur Strafe für die von Melech Davids Hochmuth befohlne Volkszählung Israel mit der Pestruthe schlug. Die Christen des Mittelalters dagegen glaubten, es sei der Stein, auf dem Jakob den Traum von der Himmelsleiter hatte.

Unter dem heiligen Felsen befindet sich eine Höhle, nach welcher auf der Nordostseite einige Stufen hinabführen. Dieselbe heißt „die edle Höhle der Moslemin" und ist ziemlich geräumig. In der einen Wand derselben sieht man zwei kleine Nischen, in denen David und Salomo gebetet haben sollen. Auf dem Boden aber bedeckt eine metallne Fallthür eine brunnenartige Vertiefung, die von den Arabern „Birreh Ruah", Brunnen der Seelen, genannt wird, und welche in die Unterwelt hinabgehen soll. Hier konnte man in frühern Zeiten sich mit den Todten unterhalten. Da indeß bei diesem Verkehr wiederholt Unglücksfälle sich ereigneten, so wurde die Oeffnung verschlossen. Irgendwo in diesem unterirdischen Raum ist nach der Meinung der Juden noch heute die Bundeslade verwahrt. Andere Geräthe des Allerheiligsten, namentlich der siebenarmige Leuchter und der goldne Tisch, auf dem die Schaubrode lagen, schmückten bekanntlich den Triumphzug des Titus in Rom. Der ganze Bau der Moschee hat innen wie außen sehr vom Zahn der Zeit gelitten, nimmt sich aber mit seinem anmuthig vertheilten Farbenreichthum und seinen schöngeformten Fenstern und Säulen selbst in diesem Verfall noch sehr gut aus. Neben ihm, nicht fern vom Ostportal, steht Davids Richterstuhl, ein kleiner Kuppeltempel mit buntfarbigen Marmorsäulen.

Von hier begaben wir uns die Südtreppe des Plateaus hinab und an einem jetzt wasserlosen Springbrunnen mit weitem Becken, neben dem sich alte Cypressen erheben, vorüber nach der zweiten Moschee, die von den Mohammedanern Aksa, von den Juden Midrasch Schelomo genannt wird. Dieses sehr große Gebäude ist eigentlich eine Vereinigung von fünf Heiligthümern, deren Hauptkörper eine von Justinian erbaute und der Gottesgebärerin geweihte Basilika ist. Das Innere besteht in einem etwa hundert und funfzig Schritt langen Mittelschiff und je drei ebenso langen Nebenschiffen auf beiden Seiten. Die Säulen und Pfeiler, welche diese Abtheilungen bilden, sind theils römischen, theils sarazenischen Ursprungs, meist dick und plump und gleich den Wänden einfach weiß getüncht. Ihre Kapitäler tragen gewaltige Architrave, von denen aus sich bis zur flachen Holzdecke hinauf Rundbogen spannen. Auf der Seite links vom Eingang laufen zwischen den Säulen des ersten und zweiten Nebenschiffs mannshohe Zwischenschranken hin. Im Süden stößt an das Schiff eine Art Chor, über dem sich eine Kuppel wölbt, durch welche zwei Reihen mit Glasmalereien geschmückter Fenster farbige Lichtstrahlen in das unter ihr herrschende Halbdunkel fallen lassen.

Nachdem wir vor der Moschee die Stiefel wieder angezogen, folgten wir dem Großfürsten und seinem Führer, dem Schech, nach einem nicht fern von der Ostwand der Moschee in den Erdboden hinabgehenden, zum Theil mit Unkraut verwachsenen Loch, in welchem man viereckige Pfeiler und Ruinen von Schwibbogen sah. Ich hörte, wie der Dolmetscher dem Prinzen übersetzte, der Schech meine, dies seien die Pferdeställe Salomos. Nachdem die andere Gesellschaft sich entfernt, kletterte ich hinab und fand, daß es ein unterirdisches Gewölbe war, welches sich bis unter den Boden der Moschee zu erstrecken schien. Mangel an Licht und die Befürchtung, durch zu langes Verbleiben auf dem heiligen Platze den Moslemin, die ohnedies, so viel sichs thun ließ, zur Eile drängten, Anstoß und Gelegenheit zu Beleidigungen zu geben, ließen mich von einer weitern Untersuchung des interessanten Ortes absehen. Vermuthlich sind die Pferdeställe Salomos nur eine Reihe von Wölbungen, mit denen man eine kleine Senkung des Terrains ausfüllte und so die große Fläche des Tempelplatzes herstellte.

Etwa hundert Schritt von hier stand der Führer mit dem großfürstlichen Paar wieder still, und der Schech zeigte auf die Trümmer eines viereckigen Gemachs im südöstlichen Winkel des Haramquadrats. Ich erkundigte mich, was das sein solle, und erfuhr, daß in der Nische, die sich in der einen Wand befand, die Wiege Jesu gestanden habe. Nachdem ich noch einen Blick in das Innere des goldnen Thores gethan und einige Zweige und Blumen zum Andenken gepflückt, kehrte ich durch den hohen Spitzbogengang, der unter den Gebäuden der Westseite aus dem Haram hinausführt, in die Stadt und auf

meine Stube zurück, wo ich Muße fand, das Bild des weltgeschichtlichen Platzes in der Erinnerung zu fixiren und mir den Wechsel seiner Gestalten in der Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

Die Nebel der Urzeit verhüllten das heutige Jerusalem, und ich sah auf dem einsamen Wüstenfelsen des Moriah das düstre Bild Schech Abrahams mit dem zum Menschenopfer gezückten Messer. Es zerfloß, und an seine Stelle trat der grausenvolle Pestengel mit der tödtlichen Ruthe, die von Dan bis gen Berseba schlug, ohne den wirklich Schuldigen, den König, zu treffen.

Salomos Tempel tauchte auf in Umrissen, unbestimmt wie seine Beschreibung in der Bibel, nicht sehr großartig in seinen Maßen, halb ägyptisch, halb phönizisch in Architektur und Bildhauerarbeit: der Vorhof mit dem ehernen Meer, der Brandopferaltar mit seiner Rauchwolke, die geheimnißvollen Säulen Jachin und Boas mit ihren Knäufen von Lilien, ihren Ketten von Granatäpfeln und ihren vier Finger tiefen Kannelüren, das Heilige dann mit den Fenstern von Gitterarbeit und dem mit Goldblech überkleideten Zederngetäfel an Decke und Wänden, das dunkle, ganz vergoldete Allerheiligste endlich, in dem hinter Vorhängen von Gelbwerk, Scharlaken und Rosinroth die siebenarmige Leuchte die Bundeslade und die Cherubimskolosse bestrahlte, die mit den Fittichen der geflügelten Löwen von Ninive und mit den großen Augen und den zu hoch gestellten Ohren der Sculpturen von Karnak und Medinet Habu als Wächter der Gesetztafeln in barbarischer Starrheit daneben standen. Salomo der Prächtige wurde auf seinem Löwenthron herbeigetragen. Weihrauchwolken wallten auf. Triumphpsalmen ertönten, die Lieder für Jeduthun, die Hymnen der Kinder Korah, der Gesang vom goldnen Rosenspahn, und ringsum troff der Tempelplatz vom Blut der zur Einweihungsfeier geschlachteten Rinder, vom Fett der geopferten Schafe.

Ein nächtlicher Schatten legte sich vom Mittag her über den heiligen Berg und seinen Schimmer. Pharao Sisaks Hand entkleidete den Tempel seines Goldschmucks und führte den Sohn Salomos gefangen nach Aegyptenland.

Wieder ging die Sonne auf über dem Hügel Jehovas, wieder glänzte das Heiligthum von edlem Metall, flammte der Opferaltar, wurden die Harfen der Leviten und die Posaunen der Priester vernommen, und es erscholl das stolze Prophetenwort: „Es wird eine Bahn sein von Aegypten in Assyrien, daß die Assyrer in Aegypten und die Aegypter in Assyrien kommen, und die Aegypter sammt den Assyrern Gott dienen. Und es wird Israel selbdritt sein mit den Aegyptern und Assyrern durch den Segen, so auf Erden sein wird. Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Aegypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe!“

Die Prophezeihung war nur ein Traum. Die Geschichte läßt sich nicht mit frommen Wünschen aufhalten. Die nächste Gestalt, in der sie den heiligen Berg sehen ließ, war wieder in Schatten gehüllt. Die Assyrer kamen, aber nicht um Gott zu dienen, sondern um ihn zu berauben. König Hiskias mußte ihren Abzug mit den Schätzen des Hauses Jehovas erkaufen, und nun blieb der Moriah und sein Tempel mit Dämmerung umdüstert, bis das Wetter von Babylon kam und den Prachtbau Salomos in einen Trümmerberg verwandelte. Schweigen und Verödung lagerten sich über die Stätte des Opferjubels und der goldnen Herrlichkeit. Des Augenlichts beraubt wurde der letzte König Judas als Gefangner in die Fremde geführt. Statt des Halleluja, das einst den Vorhof durchrauscht, klagte im Winde von Norden her der Jammer des verbannten Volkes: „An den Wassern von Babylon saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten."

Von neuem begann der heilige Hügel zu leuchten, aber die Sonne der Propheten war untergegangen auf Nimmerwiederkehr. Das Licht, das den neuen Tempel umgab, war dürftiges Mondlicht, das Volk, das in ihm betete, ein gebrochnes. Auch der heldenmüthige Rebellengeist der Makkabäer weiß, wie sein Name andeutet, nur zu schlagen, nicht zu bauen. Wo die Propheten sich mit Adlerschwung zu dem Gedanken der Weltherrschaft des Hebräervolks erhoben, grübeln Rabbinen über kleinlichen Spitzfindigkeiten, heuchelt und frömmelt der Pharisäer, lacht spöttisch über die Grundgedanken der alten Religion ein blasirtes Sadducäerthum, bereitet sich langsam der völlige Untergang der Nation vor. Noch einmal strahlt der Tempel von königlicher Pracht. Der Bau Herodes des Großen ist großartiger als der salomonische. Doppelte und dreifache Säulenhallen schließen ihn ein. Es fehlt nicht an Gold- und Silberschmuck und köstlichen Steinarten. Aber der Erbauer ist ein fremder Fürst, die Säulen und Hallen sind der Ausdruck fremden Geistes, das Allerheiligste ist leer, wie das Herz des Volkes, das in ihm sein Palladium erblickt. Jerusalem tödtet die Propheten und steinigt, die zu ihm gesandt sind — es tödtet auch den, der mit dem Bewußtsein, der von den Propheten verheißene Retter zu sein, zu seiner Erneuerung in Glauben und Handeln auftritt. Es bleibt nichts übrig als starrer Trotz, ohnmächtiger Ingrimm gegen das siegreiche Heidenthum. Der Abend neigt sich zur Nacht. Schwüle liegt um den heiligen Berg, über das ganze heilige Land. Falsche Propheten ziehen mit der Fackel der Empörung umher. Rotten bilden sich und aus den Rotten Heere. Die Revolution wälzt sich nach der Hauptstadt, nach dem Tempelberg, um hier nach grausigen Verzweiflungskrämpfen in einem Meer von Mord und Brand zu ersticken. Das Volk ist blutend verstummt. Von seinem Tempel ist das Wort erfüllt: Es wird kein Stein auf dem andern bleiben. Auf den Trümmerhaufen des Moriahgipfels baut ein römischer Imperator ein Haus für Jupiter.

den Heidengott, aus den Ruinen Jeruschalajims, der Heiligen, erhebt sich die weltliche Aelia Capitolina.

Fluch und Blut ist fortan die Losung für Jahrhunderte. Wolke auf Wolke, Strom auf Strom wälzen sich, nachdem das Volk Jehovas untergegangen, die Gojim über den heiligen Berg. Bekehrte Heidenfürsten richten auf der Stätte des Jupitertempels das Kreuz ihres Heilandes auf. Perser erobern die christliche Stadt, morden ihre Bewohner und verbrennen ihre Kirchen, um bald nachher die Trümmer wieder an die Bekenner des Kreuzes abtreten zu müssen. Der Islam kommt, der zweite Sohn des verbannten Judenthums, um in Jerusalem das Erbe seines Vaters in Anspruch zu nehmen und indem er sein Zeichen, den Halbmond aufpflanzt, wo das Symbol des erstgebornen gestanden, die alte Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen. Der Besiegte ermannt sich im fernen Norden. Germanische und romanische Völker stürmen heran, an ihrer Spitze Tancred, der Achilles, und Gottfried von Bouillon, der Agamemnon dieser Ilias des Mittelalters. Wieder fällt die Stadt und der Tempelberg in ihre Hand, wieder wird, wie damals, wo Titus Mauerbrecher sie berannten, knöcheltief im Menschenblut gewadet. Drei Tage noch nach der Einnahme werden Tausende von Sarazenen, Männer, Frauen und Kinder, die dort in die Aksa sich geflüchtet, gegen das Versprechen der Schonung erbarmungslos zusammengehauen. Fast hundert Jahre blinkt nun auf Aksa und Sakhra das Zeichen, in welchem die Franken gesiegt, oft erschüttert, mehr als einmal wankend, bis Saladin, der letzte Heros des arabischen Islam, es herunterstürzt und die Heiligthümer durch Kameelladungen von Rosenwasser von dem Greuel reinigen läßt, den die christlichen Kafirs hineingetragen.

Noch einmal gewinnt das Christenthum in der Person des großen Sohnes Friedrichs des Rothbarts die heilige Stadt. Doch nur auf kurze Zeit, schon nach anderthalb Jahrzehnten geht sie wieder an die Sarazenen verloren, um ihnen bis auf den heutigen Tag zu verbleiben. Es ist jetzt still auf dem Moriah, sehr still. Nur der Mueddin, der Morgens und Abends vom Minaret der Aksa zum Gebet ruft, und Kinder, die auf den Rasenplätzen unter der Sakhra spielen, unterbrechen die feierliche Ruhe, die über den Raum gebreitet ist. Das Weinen der Juden auf dem Klageplatz, an der Westmauer drunten, dringt nicht herauf. Die Cypressen, die zwischen den Moscheen sich erheben, mögen an die Hunderttausende von Kämpfern mahnen, die hier das Schwert fraß. Die vielen dunkelrothen Mohnblumen, die im Grase leuchten, können Sprößlinge der Blutstropfen sein, die wieder und immer wieder diesen Boden benetzten. Sie selbst, diese Kämpfer, sind hinabgestiegen in den Brunnen der Seelen, und die eiserne Fallthür, welche die Mündung schließt, verhütet ihr Wiederkommen. Man hört nichts von einem Todtentanz, wie er über andern

Schlachtfeldern der Weltgeschichte in den Nächten vernommen und geschaut wird, welche den Geistern gehören.

Wohl aber ruht auf Jerusalem noch immer der alte Fluch, eine Quelle des Streits für die Völker zu sein. Der Kampf zwischen Abendland und Morgenland grollt fort. An die Stelle des todtkranken Sarazenenthums und der Welt der Kreuzritter sind das Moskowiterthum und das neue Frankenreich, der östliche und der westliche Katholicismus getreten. Der letzte orientalische Krieg nahm seinen Anfang am heiligen Grabe, er hat die Streitenden hier so wenig wie anderwärts zu einem dauernden Frieden geführt, und noch lange Jahre wird es währen, ehe Jerusalem, die Friedensstadt unsrer frommen Ueberschwenglichen, in Wahrheit ausrufen kann: „Siehe wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen.“ M. B.

Das reformirte Gymnasium in Debreczin.

Aus Ungarn. Dem, einen integrirenden Bestandtheil des altberühmten evangelisch-helvetischen Collegiums bildenden Obergymnasium in Debreczin, der calvinischen Hauptstadt des ungarischen „Alföld“, wurde durch Erlaß der Statthaltereiabtheilung Großwardein bekanntlich das Recht, Maturitätsprüfungen abzuhalten, entzogen. Da dieses Factum, wie die Ursachen desselben sehr leicht nach dieser oder jener Seite hin falsch gedeutet werden könnten, so sei es gestattet, einiges Licht darüber zu verbreiten. Gemäß §. 5 des berühmten 26. Gesetzartikels des ungarischen Reichstages haben die Evangelischen das Recht, auch an ihre Gymnasien, die sie frei errichten dürfen, Lehrer, Professoren, Rectoren und Subrectoren zu berufen und dieselben zu entlassen, die Zahl derselben zu vermehren oder zu vermindern, Schulcuratoren zu wählen, die Art (rationem), die Norm und die Ordnung (ordinem) des Unterrichts (unbeschadet des Allerhöchsten Oberaufsichtsrechts) zu bestimmen (ordinare), jedoch so, daß das über Vorschlag der Stände von Sr. Majestät festzusetzende Unterrichtssystem auch auf diese Schulen, jedoch mit Ausschluß der Religionsgegenstände, welche jeder Confession anheimgestellt bleiben, ausgedehnt werde. (Coordinatione tamen literariae Institutionis, erga demissam Statuum et ordinum propositionem, per Suam Majestatem determinanda, ad has perinde Scholas, huc tamen haud intellectis Religionis objectis, quae cuivis Religioni propria manere debent, extendenda). Ist nun auch nicht zu verkennen, daß dieser Schlußsatz die den Evangelischen im Vordersatz, in den Worten: rationem, normam et ordinem docendi atque discendi ordinare, eingeräumte Freiheit, also das Recht, einen eignen Lehrplan selbstständig ein-

zuführen, wieder aufhebt: so waren dieselben, da die Regierung ein Unterrichtssystem mit den ungarischen Ständen nie vereinbarte, factisch bis zum Jahr 1849 gleichwol in dem Besitz der vollständigsten Selbstständigkeit auch in Schulsachen. Ihre nach einem eignen Lehrplan eingerichteten Gymnasien wurden als öffentliche Lehranstalten anerkannt; die Zeugnisse derselben waren staatsgiltig. — Nachdem der Bürgerkrieg beendet, und das alte Staatsrecht Ungarns und mit demselben auch die ungarische Reichsvertretung der Idee des Einheitsstaates gewichen war, nahm die Staatsregierung die Unterrichtsreform vor und organisirte die Gymnasien nach dem auf Grundlage der Gutachten der Lehrkörper der westlichen Kronländer von ihr selbst, also ohne jeden Einfluß der ungarischen Lande und namentlich der evangelischen Kirche zu Stande gebrachten Entwurf der Organisation der Gymnasien. — Kurz darauf erschien eine für sämmtliche Kronländer der Monarchie wirksame k. Verordnung v. d. 27. Juni 1850 (R. G. Blatt No. 309), wodurch ein provisorisches Gesetz über den Privatunterricht erlassen wurde. Dieses Gesetz knüpfte die staatliche Anerkennung des Oeffentlichkeitscharakters einer Privatlehranstalt (Gymnasium oder Realschule) unter andern an die Bedingung, daß die Einrichtung einer solchen Anstalt der Einrichtung der gleichnamigen Staatsanstalten in Bezug auf Lehrplan und Lehrmittel in den wesentlichen Punkten entspreche und sämmtliche Lehrer die für Staatsanstalten dieser Art geforderte wissenschaftliche Befähigung nachgewiesen haben (§. 5); es setzte hinzu, daß alle Privatlehranstalten unter der Oberaufsicht der Regierung stehen und daher verpflichtet seien, die von dieser geforderten Auskünfte über ihren Zustand zu geben, die Regierung aber berechtigt sei, in der ihr geeignet scheinenden Weise sich von diesem Zustand genaue Kenntniß zu verschaffen (§. 12); das Gesetz bestimmte endlich in §. 13: „verweigert eine Anstalt den Regierungsbehörden die in Anspruch genommene Einsicht, so kann sie geschlossen werden; dasselbe kann zu jeder Zeit geschehen, wenn sie einen in moralischer oder politischer Beziehung schädlichen Charakter annimmt." — Obwol man einwenden könnte, daß der Entwurf der Gymnasialorganisation, als einseitig von der Regierung verfaßt und erlassen, für die evangelische Kirche in Ungarn vom Standpunkt des §. 5 Art. 26 1791 keine bindende Kraft habe, obwol die von der Staatsgewalt im Gesetz über den Privatunterricht in den Worten: „in der **ihr** geeignet scheinenden Weise" wieder einseitig in Anspruch genommene Ausübung des obersten Aufsichtsrechts weder in dem Gesetzartikel selbst noch in dem seitherigen Usus einen positiven Anhaltspunkt hatte; obwol endlich die in der wichtigen Schulfrage competenten Kirchenorgane, ja zum Theil selbst die Schulpatronate durch das Machtwort Haynaus vom 10. Februar 1850 aufgelöst worden waren: so konnten die evangelischen Gymnasien, da dem Gesetz über den Privatunterricht bald

Erlasse folgten, die sogar die Existenz derselben an die Bedingung der Reorganisation knüpften, und es sich also recht eigentlich um Sein oder Nichtsein handelte, dennoch nicht anders, als sich auf Grund und nach Maßgabe der thatsächlich bestehenden Gesetze umzugestalten. So auch das Gymnasium in Debreczin. Doch gingen viele Gymnasien wegen Mangel an Fonds ein; viele arbeiten noch heute an der Neugestaltung; die wenigsten erhielten das Recht staatsgiltige Zeugnisse auszustellen, unter diesen jedoch das debrecziner Gymnasium, nachdem es dem provisorischen Gesetz über den Privatunterricht Genüge geleistet hatte.

Mochte nun der ministerielle Gymnasialplan den Erwartungen des debrecziner Schulpatronates in didaktisch-pädagogischer Beziehung nicht entsprochen haben, oder hier von sonstigen Motiven, die mit der Wissenschaft nichts gemein haben, geleitet worden sein, genug, wir sehen die evang. helv. Superintendenz jenseit der Theiß, nachdem die dem ministeriellen Entwurf entsprechende neue Organisation des Gymnasiums nur kurze Zeit gedauert hatte, durch eine von ihr ernannte Commission einen neuen Schulplan ausarbeiten, auf einem Convent darüber discutiren und trotz der Einsprache der Staatsgewalt einführen, wie auch einen neuen Director wählen, ohne der Regierung davon eine Anzeige zu machen.

Dieses einseitige Vorgehen war bekanntlich der Grund, warum die Regierung dem Gymnasium zwar nicht den Charakter eines öffentlichen Gymnasiums, jedoch für dieses Jahr das Recht, Maturitätsprüfungen abzuhalten, entzog. Von der ganzen Strenge des Gesetzes über den Privatunterricht machte die Regierung angeblich aus dem Grunde keinen Gebrauch, „weil die Eltern der Schüler an den Beschlüssen der Superintendenz unschuldig seien."

Man könnte über die Superintendenz den Stab brechen, weil sie diesen Conflict herbeiführte und die Inconsequenz beging, ein Gesetz, das sie zuerst anerkannt hatte, nachher nichtachtend zu umgehen und für diese Umgehung die wiener und linzer Friedensschlüsse, den 26. Art. von 1790/1, die „fortwährende Praxis" und „die durch die angerufenen Gesetze in Kraft erhaltenen Canones", deren Autorität sie früher nicht angerufen, geltend zu machen — und zwar um so mehr, weil die seit dem Jahr 1790/1 bestandene „Praxis" nicht für alle Zeit und zwar weder für die Superintendenz selbst, noch für den Staat maßgebend ist und die angerufenen „Canones" nicht auch für die Staatsgewalt bindende Kraft haben. — Allein es kann nicht übersehen werden, daß der auf dem wiener und linzer Friedensschluß beruhende §. 5 des 26. Art. von 1790/1 als das alleinige Fundamentalgesetz, nach welchem die vorliegende Frage beurtheilt werden kann, einen unlösbaren Widerspruch enthält. Es läßt sich nicht verkennen, daß, wenn man auch jene Clausel des § 5, durch welche der die Selbstständigkeit der evangelischen Kirche in Schulsachen anerkennende Vordersatz wieder aufgehoben wird, als das maßgebende Gesetz ansehen will, die Rechtskraft des von der Regierung auf Grund dieses Gesetzes, jedoch einseitig statuirten Unterrichtssystems vom Standpunkt der evangelischen Kirche immerhin angefochten werden kann. Denn die Staatsgewalt hätte, da mit dem vormaligen ungarischen Staatsrecht auch die Stände (status et ordines) von dem Sturm der Revolution umgestürzt worden waren, diese also einen Vorschlag zu einem in Ungarn einzuführenden Unterrichtsplan nicht machen konnten, wenigstens nicht ohne Mitberathung der evangelischen Kirche, die in den Ständen auch vertreten war, vorgehen sollen. Zudem hatte das Gesetz über den Privatunterricht vom Jahre 1850 ausdrücklich nur einen provisorischen Charakter und konnte demnach, weil unter den damaligen constitutionellen Verhältnissen nur bis zur

nächsten Reichstagssession rechtsgiltig, die bindende Kraft desselben auch nach Aufhebung der Reichsverfassung vom 4. März 1849 um so mehr angezweifelt werden, als der rechtliche Fortbestand dieses Gesetzes wol durch die factische Anwendung des Gesetzes, keineswegs aber durch eine ausdrückliche Erklärung der Staatsgewalt im Reichsgesetzblatt constatirt wurde. Man kann endlich der Regierung das Recht nicht zugestehen, das im Princip gesetzlich feststehende und bis zum Jahre 1848 von derselben in der mildesten und unscheinbarsten Form ausgeübte Oberaufsichtsrecht nun auf einmal in strafferer Form und zwar „in der **ihr** — d. i. der Regierung — geeignet scheinenden Weise" auszuüben. Jedenfalls hätte man sich auch hierüber mit der evangelischen Kirche verständigen sollen. Wenn es damals infolge des 10. Februar 1850 an den gesetzmäßigen Organen fehlte, so war das wenigstens nicht die Schuld der Evangelischen. Alles dies zusammengenommen, läßt sich das Verfahren der evang. helv. Superintendenz jenseit der Theiß, als des Patrons des debrecziner Gymnasiums, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch immerhin durch die Unzulänglichkeit der bestehenden Gesetzgebung entschuldigen. Von dem Vorwurf der Inconsequenz jedoch kann die Superintendenz — wie gesagt — ebenso wenig freigesprochen werden, als man, von dem einzig zulässigen Unterschied zwischen Staats- und Privatanstalt ausgehend, den Einwurf kann gelten lassen, daß die evangelischen Gymnasien nicht Privatanstalten wären.

Von der Ueberzeugung einerseits der Unzulänglichkeit und Unbestimmtheit, anderseits des blos provisorischen Charakters der bestehenden Gesetze mochte denn auch die Regierung geleitet gewesen sein, indem sie dem Gymnasium nicht, wie sie durch das Gesetz über den Privatunterricht befugt gewesen wäre, — das Recht der Oeffentlichkeit, sondern lediglich das Recht, in diesem Jahre Maturitätsprüfungen abzuhalten, entzog und der Superintendenz die Fragen vorzulegen für gut befand, wie sie das Inspectionsrecht verstehe, und aus welchen Motiven sie es unterlassen habe, die Wahl des Directors der Bestätigung zu unterbreiten?

Jedenfalls hat auch dieser Fall schlagend dargethan, wie schwankend der Rechtsboden ist, auf welchem das Verhältniß der Staatsgewalt zur evangelischen Kirche Ungarns namentlich in der Schulfrage beruht und wie dringend nothwendig es ist, die Grenzen des Rechts der obersten Aufsicht mit Rücksicht auf die concreten Fälle der Praxis näher zu bestimmen. Daß dieses nur im Einvernehmen mit der Synode geschehen könne, ist klar, so wie es keiner Controverse unterliegt, daß auch das bei den evangelischen Gymnasien Ungarns einzuführende Unterrichtssystem schließlich nur mit der Synode vereinbart werden kann. —

Die evangelische Kirche muß in dieser Beziehung einen festen Boden gewinnen, so daß für ihre Gymnasien nichts bindende Kraft habe, womit sie sich nicht einverstanden erklärt hat. Denn man kann wol den ministeriellen Organisationsentwurf als solchen mit der gesammten wissenschaftlichen Kritik in Deutschland als vorzüglich anerkennen, ohne darum auch mit der Einführung beschnittner Classikerausgaben oder mit der Beschränkung des naturwissenschaftlichen Unterrichts u. dgl. von vornherein einverstanden zu sein.

Ohne Synode lassen sich die vielen bis jetzt vertagten Existenzfragen des evangelischen Lebens in Ungarn, darunter vor allem die Unterrichtsfrage, nicht lösen. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die deutsche Händelausgabe.

Es wurde vor einiger Zeit kurz erwähnt, daß die leipziger Händelgesellschaft ihre Thätigkeit mit der Veröffentlichung des ersten Bandes, das Oratorium „Susanne" enthaltend, begonnen habe. Gegenwärtig liegen bereits alle drei zum ersten Jahrgang gehörenden Bände vor; den zweiten bilden vier Sammlungen Klavierstücken, den dritten das Pastorale „Acis und Galatea".

Die beste Seite unserer an unmittelbar lebenskräftiger Kunstproduction armen Zeit ist der Fleiß und Kraftaufwand, mit dem an der Klärung der Musikgeschichte und besonders einzelner Perioden, vor allem aber an der Verbreitung classischer Werke gearbeitet wird. Die Resultate, welche seit Beginn dieses regen Lebens auf dem Feld der Musikgeschichte für unsere Kunst bereits gewonnen sind und stets vermehrt werden, sind für die Erweiterung unseres Gesichtskreises, folglich auch für den Fortschritt der Kunst bedeutend genug, um über den zeitweiligen Mangel an Productivität zu trösten, und auch unserer Gegenwart dereinst eine achtbare Stellung in der Kunstgeschichte zu sichern.

Daß auch hier in Leipzig viel gethan wird, kann man im Allgemeinen nicht bestreiten, aber ebenso wenig, daß noch mehr geschehen könnte. Schon allein die Ausgaben der Bach- und Händelgesellschaften sind ein schönes Denkmal, welches unsere Zeit jenen Meistern und sich zugleich selbst setzt, indem es die größten Werke religiöser und oratorischer Tonkunst der Vergessenheit entzieht. Aber, wie schon bei Gelegenheit des Händelstandbildes erwähnt, es darf nicht dabei allein bleiben, in öffentlichen Aufführungen müßten diese Werke auch einem Publicum zu Theil werden, dem die Ausgaben selbst nicht zugänglich sind. Soll der allgemeine Kunstgeschmack dadurch gehoben werden, so müßten sie auch ins allgemeine Volksleben übergehen; wie bei den Griechen der Schönheitssinn an den auf öffentlichem Markt und an den Zusammenkunftsorten des Volkes freistehenden Bildwerken stets sich nährte und veredelte, so sollte es bei uns mit der gegenwärtig von allen Künsten am fleißigsten cultivirten Tonkunst sein. Als die Musik noch in engerm Zusammenhang mit der Kirche stand, war etwas Aehnliches der Fall; denn das Vorzüg-

lichste, was die gegenwärtige und vergangene Zeit leistete, wurde dem Volk ohne weiteres beim Gottesdienst zu Theil. Davon ist jetzt freilich keine Rede mehr, unsere heutigen Kirchenmusikaufführungen haben etwas von einer Zwangsarbeit an sich. Aber dennoch ist die Sache kein Traum; denn im Wesentlichen ist sie hier schon seit einigen Jahren durch die Aufführungen des auch neulich erwähnten Riedelschen Vereins verwirklicht. Auch der Unbemittelte kann sich zu jenen Kirchenconcerten ohne Eintrittsgeld leicht eine Einlaßkarte verschaffen. Außer der Bachschen h moll Messe sind auf diese Weise bereits eine große Anzahl Kirchenwerke der größten altitalienischen und deutschen Meister durch jenen Verein in weitere Volkskreise gedrungen; die Thomaskirche ist bei diesen Concerten stets überfüllt — ein Beweis allerdings für die solide Ausführung der Werke, aber ebenso auch für das, wenn auch nicht geklärte und zum Bewußtsein gelangte, so doch immerhin vorhandene Bedürfniß des Volkes, sich an solchen Kunstwerken zu erbauen. Ich komme noch einmal darauf zurück, wie für diesen Verein der a capella Gesang, so wäre das Oratorium, d. h. nicht das nachgeborene Mendelsohnsche, sondern das unmittelbar vom Geist und der Wahrheit ausgehende Händelsche Oratorium die Aufgabe unserer Singakademie. Kirchenaufführungen gegen mäßiges Eintrittsgeld würden die größte Theilnahme im Publicum finden, und die Kräfte fester zusammenhalten als es jetzt bei fast völliger Unthätigkeit oder gänzlich zerstreutem ziellosen Treiben möglich ist. Alle Bedingungen sind in der Singakademie vorhanden, musikalische Kräfte und der ausgezeichnetste Dirigent; als Zweck und Ziel solchen Unternehmens wurde neulich die Stiftung eines Bachdenkmals vorgeschlagen — ich bin hier noch einmal darauf zurückgekommen, weil es wol als eine gute Sache erscheint, die einer Beachtung vielleicht nicht ganz unwerth ist.

Seitdem religiöses und Volksleben sich so völlig voneinander getrennt haben, hat die Kirchenmusik, weil sie an dem ihr angeborenen Platz, in der Kirche selbst, keine Pflege mehr fand, der weltlichen Musik gegenüber mehr und mehr an Charakter und Selbstständigkeit verloren, und, um wenigstens irgend eine Existenz zu behalten, jener nach in die Concertsäle sich einschleichen müssen. Freilich erlangte sie hier höchstens Duldung, und fristete ihr Dasein dadurch, daß sie nach und nach möglichst von der natürlichen Höhe ihrer Idealität herniederstieg, ihre großen und strengen Formen zum Schema herabsetzte, oder möglichst verweltlichte und verweichlichte, und die ernsten Züge ihres Antlitzes nur hin und wieder als Larve aufsteckte, um dahinter oft genug reinweltliche Sentimentalität, Ueberschwenglichkeit neben Armuth an Größe und Kälte der Empfindung zu verbergen. Da trotz immerhin mangelnder Klarheit die richtige Empfindung für eine Sache oder eine Kunst, auch wenn diese selbst gesunken ist, im Menschen und im Volk doch

nicht ausstirbt, so konnte kaum fehlen, daß durch diese Charakterlosigkeit der Kirchenmusik der neuesten Zeit die ganze Kunstgattung in die fast mehr als zweifelhafte Stellung gerathen mußte, in der sie sich gegenwärtig befindet. Die Stellung der Kirchenmusik und die Begriffe von ihrem wahren Wesen sind so schwankend, daß bei einem vor kurzem hier in Leipzig stattfindenden Tonkünstlerfest Franz Lißt den herausfordernden Uebermuth besaß, einen seiner gewaltsamsten Kunstrevolutionsversuche, die Graner Festmesse, mit der Bachschen h moll Messe zu confrontiren. Wie gesagt, der Geschmack des Publicums ist über das Wesen der kirchlichen Tonkunst keineswegs mit sich im Reinen, aber dieses Gegenüber der gröbsten Sinnlichkeit und des knorrigsten Materialismus der Lißtschen, und der reinsten Idealität der Bachschen Messe war denn doch eine etwas starke Zumuthung an diejenigen Künstler und Kunstverehrer, die Wahrheit, Reinheit und Schönheit als Lebensbedingungen der Kunst ansehen. Wenn auch nicht überall klar verstanden, so wurde doch von neun Zehntheilen des Publicums lebhaft genug empfunden, daß die Bachsche Messe eine unwiderstehlich gewaltige Beweisführung des wahrhaften Genius gewesen ist, gegen dessen Fülle, Kraft und edle Bescheidenheit die Selbstüberschätzung der eignen Kräfte in der erstgenannten Festmesse einen schreienden Contrast bildete. Für eine ausführlicher eingehende Besprechung war der Mißgriff dieses Gegenüber gar zu unzweideutig, das sonstige Treiben bei jenem Fest für einen längern Bericht zu unerquicklich, sonst hätte es an einer eingehenden Betrachtung an dieser Stelle nicht gefehlt. Schließlich ist in solchen Sachen das Für und Wider des Einzelnen ganz gleichgiltig, die Zeit geht über beides hinweg ruhig zur Tagesordnung über, und fällt, wenn auch nicht gleich, so später ohne Zweifel das einzige unantastbar richtige Urtheil. Die Läuterung des Geschmacks durch Unterricht, Forschung, Schrift und lebendige That ist die schönste Aufgabe unserer Zeit, deshalb begrüßen wir die Erscheinung oder Neubelebung eines jeden vom Geist zum Geist sprechenden Kunstproductes, gleichviel ob es über Nacht oder vor hundert Jahren entstanden ist, gewiß mit unverhehlter Freude als die sicherste Grundlage zu einem wahren Fortschritt; da unsere Gegenwart aber nichts der Vergangenheit Ebenbürtiges bietet, greifen wir gern in frühere Perioden zurück, und glauben auf diese Weise nach und nach sicherer zum Wahren zu gelangen.

Auch für die allgemeinere Ausübung des Chorgesanges ist die Ausgabe von Händels und Bachs Werken unzweifelhaft folgenreich und wichtig und wird somit auch von diesem Punkt aus zur Hebung der Kunst beitragen. Denn ich glaube, daß nur durch die erneute Pflege des von der religiösen und oratorischen Tonkunst untrennbaren Chorgesanges die Musik neues Leben gewinnen kann, nicht aber durch die Instrumentalmusik auf ihrem heutigen Standpunkt. Die Kunst muß vor allen Dingen zur Einfachheit zurückkehren,

aber unsere moderne Instrumentaleffectmusik und Einfachheit sind zwei sich völlig fremde Potenzen. Die Instrumentalmusik unserer unmittelbaren Gegenwart hat nichts Lebenskräftiges in sich, sonst würde sie nicht wie die Zukunftsmusik hinter das Programm sich zu flüchten suchen und selbst zum Widerlichen und Häßlichen ihre Zuflucht nehmen, welches die gesuchte Originalität der modernen Musik bekanntermaßen nicht verschmäht, um einer schon bis zum Aeußersten ausgebeuteten Instrumentaltechnik noch immer neue Pointen abzugewinnen und dadurch über ihre Inhaltsleere zu täuschen. In der Kirchenmusik ist der reine Gesang stets das Organ gewesen, dessen nicht nur die anfängliche, sondern auch die Kunst in ihrer höchsten Vollendung, als eines von Natur unmittelbar ihr dargebotnen, zum Ausdruck der tiefsten Gefühle und Ideen sich bediente. Das Instrumentale dagegen ist jederzeit weit hinter das Vocale zurückgetreten, wenngleich man nicht in Abrede stellen darf, daß besonders in der einfach bedeutenden Verwendung der Instrumente, wie wir sie in den Werken der Bach- und Händelschen Blütezeit finden, die Kunst der Instrumentation auch der Kirchenmusik ein wichtiges Ausdrucksmittel wurde. Wie unübertrefflich beide Meister oft die sinnliche Gegenwart der Situation durch das mit dem Chor verbundene Orchester uns auch sinnlich näher zu rücken verstehen, ist bekannt — ja, es ist gar nicht zu denken, daß ein Oratorium ohne eine entwickelte Instrumentalmusik jene Höhe epischer und dramatischer Kraft hätte ersteigen können. Mit jener sinnlichen Verdeutlichung durch nicht mehr wie unbedingt zum Ausdruck nöthige Instrumentalmittel ist aber auch zugleich die Grenzlinie gezogen, welche die Instrumentation in der kirchlichen Tonkunst nicht überschreiten darf. Unbedingt wahr ist, daß jemehr die Kirchenmusik an religiöser Innigkeit und kraftvoller Wahrheit, das Oratorium an ernster Stilfestigkeit eingebüßt, je mehr beide Gattungen (wie bei Mendelsohn) sich in das Gebiet des blos sinnlich Schönen, oder sogar absolut Weltlichen verloren haben, desto mehr hat sinnlicher Instrumentalpomp in der kirchlichen Tonkunst zu dominiren begonnen.

Eine natürliche Folge davon war das Zurücktreten und die Verkümmerung des gewaltigsten, beseeltesten Ausdrucksmittels unsrer Kunst, des Chorgesanges. Die eigentliche Kunst des Chorgesangsatzes, wie die ältern Meister sie schon besaßen, und wie sie Schütz, Bach und Händel, auf die neuen Ideen des Protestantismus begründet, im Figuralstil zur höchsten Reife brachten, scheint für die Tonsetzer unsrer heutigen Tage rein verloren zu gehen, oder aus Mißkenntniß ihrer Bedeutung und Behandlung in eine ganz falsche Stellung hineingezwängt zu werden. So hat auch jene erst erwähnte Festmesse unter andern die mehr wie erhebliche Schwäche, daß der Chor trotz großer Kraftanstrengung auch gar nicht im Geringsten der Absicht entsprechend wirkt. Ganz natürlich; denn er ist eigentlich nur eine träge todte Füllmasse, die einzelnen Stimmen haben nichts

Bedeutendes und Individuelles an Motiv- und Themenbildungen, und das Ganze trotz fortwährender Hitze einer nichts weniger wie kirchlichen Leidenschaftlichkeit, eine träge Physiognomie. Was von Motiven irgendwie sich heraushebt, liegt im Orchester, lenkt somit die ganze Aufmerksamkeit auf das Instrumentale, und drückt den Chor völlig in eine untergeordnete Rolle als Harmonieausfüllung herab, und eine solche widernatürliche Verwendung rächt sich von selbst durch Wirkungslosigkeit. Von der Bedeutsamkeit eines Gesangchores fehlt in solchem Fall jeder Begriff; hier ist eine bleierne Masse, während im polyphonen Chor jede Chorstimme als ideale Person ihren festen Gang behauptet, und doch alle zusammen als Ausdruck einer idealen Allgemeinheit in ein zusammenklingendes Ganzes aufgehen; an Charakterisirung der Stimmen in Gegensatz und Einheit zu- und miteinander ist gar nicht zu denken, und das edelste Kunstorgan, die Stimme, wird herabgewürdigt zum bloßen Effectmittel und zur Erzeugung von Klangfarben. Die wirkliche Erkenntniß des Chorgesangsatzes verlangt allerdings gründlichere Studien nicht nur des Tonsatzes, sondern auch des wahren Ausdrucks, der richtigen Auffassung des Textes und Declamation; der musikalischen Phantasie werden Grenzen gezogen, so wie sie die Verbindung mit dem Wort eingeht, sie wird genöthigt, ein den Gefühlsinhalt des poetischen Gedankens treffend versinnlichendes Tonbild zu schaffen und ein Widerspruch ist leichter nachweisbar wie in der Instrumentalmusik. Unsere gegenwärtige theils vom Hergebrachten sich nährende, theils auf steter Hetzjagd nach Effecten begriffene Instrumentation dagegen drängt mit ihrer derben Sinnlichkeit dem Ohr dermaßen zudringlich sich auf, daß ein jeder Musiker heutzutage in diesem oberflächlichen Sinn gut instrumentirt und neue Effecte findet, da es auf deren Schönheit keineswegs, nur auf sogenannte Originalität ankommt. Seit Beethovens unmeßbarer Genius die Instrumentalmusik zu dem erhob, was sie als selbstständige Kunst nur irgend sein kann, aber damit auch für jetzt abschloß, ist sie langsam aber stetig von dieser Höhe wiederum herabgesunken, wenngleich Mendelssohn, Spohr und Schumann noch Bedeutendes darin geleistet haben, und besonders der Letztere auch in manchen Einzelnheiten als Erfinder zu nennen ist. So ist es wol kaum einem Zweifel unterworfen, daß, wenn wir den Chorgesang als Ausgangspunkt unsrer Hoffnungen für die Zukunft der Musik betrachten, diese weniger getäuscht werden könnten.

Vom Oratorium und seiner Geltung in der Gegenwart herrschen im Allgemeinen noch viele unbestimmte Vorstellungen; am häufigsten ausgesprochen ist besonders der Zweifel, ob man dieser Kunstform wol noch eine Berechtigung zugestehen könne, ob sie sich nicht mit den kirchlichen Zuständen ihrer Entstehungszeit ausgelebt hätte. Dieser Zweifel ist jedoch gleich beseitigt, wenn man das Oratorium nicht als rein kirchliches, sondern als historisches

Kunstwerk, in dem Religiöses und Weltliches sich vereinigen, betrachtet. Allerdings wird es in den Grundzügen mehr oder weniger von den religiösen Anschauungen seiner Zeit abhängig sein, aber da die objective Hingabe an den Stoff, die innere Wahrheit und Folgerichtigkeit einer Entwicklung und selbstverständlich deshalb auch die scharfe bestimmte Charakterzeichnung Hauptbedingungen des Oratoriums sind, so ist dieses eben ein völlig freies Kunstwerk. Durch seine epischen und dramatischen Eigenschaften steht es auf Seite der weltlichen, durch seinen meist der Bibel entnommenen Stoff (besonders wenn dieser dem neuen Testament, welches für uns noch volle religiöse Bedeutung hat, angehört) noch der kirchlichen Kunst nahe.

In der rein lyrisch-religiösen oder gottesdienstlichen Musik, dem Choral, der Motette und Messe, auch in der Passionsmusik ist es etwas anders. In der erstern tritt das göttliche Wesen zu einem festen Ideal concentrirt als deutliches Object aller religiösen Empfindungen dem Menschen unmittelbar gegenüber; die rein kirchliche Kunst erkennt dieses Ideal nicht nur in seiner sittlichen Bethätigung im Innern des Menschen, in seinem Empfinden und Handeln, sondern auch als ein bestimmtes Wesen, den Inbegriff aller sittlichen Mächte, als die Gottheit, auch über und außer sich. Als ein wirkliches Wesen, natürlich geistiger Art, müssen wir uns die Gottheit vorstellen, wenn wir im Stande sein sollen, sie zum bestimmten Object unsrer Gefühle und deren Darstellung in der religiösen Kunst zu denken. Als rein metaphysische Idee bliebe sie der Kunst völlig unzugänglich; so wie jede Idee an eine Gegenständlichkeit sich knüpfen muß, um für die Kunst darstellbar zu werden, so muß auch der unendliche göttliche Geist zu einem Wesen mit bestimmten, unserm Gefühl zugänglichen Eigenschaften sich verendlichen, wenn es Object für unsere Empfindungen in der Kunst werden soll. Für das reine Denken ist es ganz gleichgiltig, ob wir uns die Gottheit als Realität oder Idee vorstellen; dem Gefühl jedoch, folglich auch der Kunst rückt die reine Idee in unendlich unerreichbare Fernen, Gefühl und Kunst verlangen Realität. Somit wird die gottesdienstliche Tonkunst auch von der bestimmten Anschauung, welche in einer Zeitperiode, Religion und Kirche vom göttlichen Wesen sich gebildet hat, abhängig sein.

Das Hauptmerkmal der reinen Kirchenmusik besteht in einem Aufgeben des eignen Selbst an die Gottheit, und davon ist untrennbar ein Aufgeben aller, die eigne Person und ihre Einzelinteressen betreffenden Leidenschaften. Wenngleich die religiöse Tonkunst des Pathos auch keineswegs entbehrt, so findet sie es doch nur in dem innern Conflict zwischen der erkannten Größe der sittlich religiösen Forderung, und dem Bewußtsein der eignen Unzulänglichkeit jenen Forderungen gegenüber. Hieraus entspringen die drei ganz allgemeinen Gemüthsbewegungen, welche der religiösen Kunst stets Hauptinhalt sein

werden: die Buße, die Bitte und der Lobgesang; der einzelne Mensch mit seinem Denken, Handeln und seinen Leidenschaften tritt ganz zurück.

Im Oratorium ist es dagegen anders; es beruht vor allen Dingen auf einem wirklich geschehenen, oder doch als geschehen erdichteten Ereigniß, dessen Mittelpunkt gewöhnlich ein biblischer Held ist. Die allgemeinen Empfindungen der lyrisch-religiösen Musik behalten nur noch bedingte Geltung, größtentheils gehen sie über in die Charakteristik der einzelnen Person — der Held und die Nebenpersonen mit dem sie umgebenden Chor concentriren sich aus jener Allgemeinheit heraus zu selbstständig handelnden Individuen; auch der Chor hat keineswegs mehr mit durchaus reinen Empfindungen zu thun, sondern nimmt oft genug unmittelbar Theil an der wirklichen Handlung. Die Gottheit steht nicht mehr als einziges Object dem Menschen gegenüber, sondern ruht mehr als sittliche Macht im Hintergrund, auf dem der Mensch selbst die Idee entweder bethätigend oder verneinend, als wirkliches Individuum selbstständig handelt. Und damit thut das Oratorium einen weiten Schritt hinweg von der rein gottesdienstlichen Musik, und stellt sich vermittelnd zwischen diese und die blos weltlich dramatische Kunst.

Die Passionsmusik ist durch ihren Helden Christus theils noch rein christlich gottesdienstlich, theils aber auch den Gesetzen des Oratoriums unterworfen, und seiner Freiheiten theilhaftig. Die reine Idealität des Helden schließt zwar die Leidenschaft nicht gänzlich aus, verlangt aber doch mehr die Betonung seiner göttlichen Eigenschaften; eine schärfere Charakteristik wirft sich deshalb mehr auf seine Umgebung, die Jünger und das Volk, während die religiösen Stimmungen und Betrachtungen in den Chören und Einzelnsätzen der die eigentliche Handlung umstehenden Gemeinde ausgesprochen werden. Die Gestalt Christi, in der Passionsmusik durch sein menschliches Leiden uns zwar näher gerückt, wird jederzeit eine derartig freie Charakterzeichnung, wie sie die Helden des eigentlichen Oratoriums gestatten, zurückweisen, und unsere Empfindung bleibt ihr gegenüber immer eine überwiegend religiöse. In der ältern Passionsmusik erscheint Christus auch von jeder Persönlichkeit abgelöst, als Chor.

Seinem meist biblisch historischen Stoff und dem daraus hervorgehenden, den ernsten kirchlichen Formen sich anschließenden Musikstil nach steht das Oratorium also auf Seiten der kirchlichen Kunst; durch die freie, die Leidenschaften nicht ausschließende Gestaltung des Helden und seiner Umgebung durch die wieder zu individueller Geltung gebrachte einzelne Person, die in der rein religiösen Musik in die Allgemeinheit gänzlich sich auflösen mußte, ragt es in die weltliche Kunst hinein.

Ueber den Stil des Oratoriums läßt sich in kurzen Worten nicht leicht etwas Erschöpfendes sagen. Er wird weder rein kirchlich noch weltlich, weder rein lyrisch, noch rein episch oder dramatisch sein. Da die Formen — wie

ja überall — Aeußerungen des im Oratorium durch mannigfach verschiedne Stoffe gebotenen Inhaltes sein sollen, so werden sie jederzeit vom Stoff abhängig, und das Oratorium als Ganzes niemals in bestimmte Grenzen zu bringen sein. Von einer Form im Ganzen kann deshalb eigentlich beim Oratorium nicht die Rede sein, sondern mehr nur von einzelnen Formen, deren Folge und Beziehung zueinander durch den Text bedingt wird. Das Dramatische ist ein Grundzug des Oratoriums, aber es wird nicht seinem vollen Wesen nach erfüllt, da ja die vollständige Entwicklung einer Handlung, ebenso auch deren sinnliche Darstellung, und deshalb auch die Person in ihrem wirklich edlen Umfang fehlt. Die Handlung im Oratorium ist nur eine gedachte, immer nur durch einzelne Bilder unsrer Phantasie vermittelt, deshalb erscheint die Dramatik im Oratorium auch nur, so weit es als Mittel zu betrachten ist, um den Inhalt durch stets unmittelbar entsprechenden Ausdruck uns sinnlich so nahe wie möglich zu legen. Wir können im Oratorium nur von dramatischem Ausdruck im Allgemeinen sprechen. Die Lyrik wird im Oratorium entweder rein als Empfindungsäußerung auftreten, oft aber auch, und besonders in den Chören, durch die Breite und Größe der rein musikalischen Darstellung eine zum Epischen erweiterte Gestalt annehmen; was der Dichter lyrisch empfunden, erhebt der Tonsetzer durch die auch zugleich betrachtende und schildernde Breite der großen Tonformen in das Epische. Ebenso wird der Stil weder abgeschlossen kirchlich noch einseitig weltlich sein können, sondern sowol strengerer kirchlicher Formen, wie auch deren freierer, an das Weltliche herantretender Fassung benöthigt sein; jene durch freiere Individualisirung bereichern, dieser das Maß und den Ernst einer historischen Bedeutsamkeit verleihen, und von ihrer Sinnlichkeit nur so viel als zur dramatischen Belebung der Situation nothwendig in sich aufnehmen.

Die Ansicht, daß das Oratorium die höchste musikalische Kunstform sei, ist vielleicht nicht ganz grundlos. Die sinnliche Gegenwart der wirklich dargestellten Handlung, wie in der Oper, fehlt ihm allerdings, dafür bleibt es vor manchen kaum zu tilgenden Mißverhältnissen zwischen Musik und damit verbundener sichtbarer Darstellung bewahrt. Die musikalische Charakteristik der Personen, durch ihre historische Würde stets idealer gehalten, ist von vorn herein vor Uebertreibung, überhaupt vor allem, was die Linien einer ernsten, ruhigen Schönheit zerreißen könnte, bewahrt. Nichts desto weniger muß die Wahrheit und Schärfe des Ausdrucks, die Deutlichkeit der Zeichnung so klar wie möglich sein, damit wir auch ohne Mithilfe der eigentlich sichtbaren Handlung doch ein anschauliches Bild von ihr und den einzelnen Personen bekommen. Die Empfindungen im Chor und Einzelgesang können im Oratorium zur gewichtigsten Breite sich entfalten, und die einzelne musikalische Form gelangt so mehr zu ihrem Recht wie in der Oper, ohne doch, wie hier häufig

genug, in einen Zwiespalt mit der vielleicht schnell vorwärtsdrängenden Handlung zu gerathen.

So wie Bach die gottesdienstliche Tonkunst auf eine Höhe führte, wohin seine Zeitgenossen, die mit ihrer Erkenntniß höchstens an die äußerliche Seite seiner Kunst, die contrapunktische Technik heranreichten, ihm nicht entfernt zu folgen vermochten, ebenso brachte Händel das Oratorium in eine ganz neue Bahn, und auch zugleich zum Abschluß. Einerseits war seine Beziehung zur Kirche nicht so ausschließlich wie bei Bach, ebenso wenig jedoch genügten die Formen der weltlichen Oper seinem auf die höchste Reinheit der Kunst gestellten Genius, und es wurde daher eine Form von ihm aufgenommen, deren Anfänge im sechzehnten Jahrhundert lagen, aber zu keiner Entwicklung gelangen konnten, weil es der Musik damals noch völlig an dramatischer Gestaltungskraft fehlte. So wie Bach auf dem durchaus idealen Boden der Kirchenmusik stand, so Händel auf dem realeren des Oratoriums; das Zusammentreffen dieser beiden Meister zu derselben Zeit ist ebenso natürlich, wie das von Schiller und Goethe, der Genius der Kunst konnte nur in zwei verschiedenen Menschen das zur Vollendung bringen, was eine einzige, wenn auch noch so gewaltige Kraft nicht zu umfassen vermochte. Darum ist jedes Auseinandersteben in Parteien für einen oder den andern unsrer Meister einseitige Exclusivität, wenngleich jeder von beiden seine durch Naturstellung zu ihm gesellten Anhänger haben wird. —

Das vorliegende Oratorium „Susanne" bildet, wie erwähnt, den ersten Band des ersten Jahrganges der Händelausgabe. Gleich auf der ersten Seite der Partitur erhalten wir einen Begriff von der dramatischen Stärke Händels, der uns durch den Anfang sogleich auf den entsprechenden Boden und in die Mitte der Handlung hineinversetzt. Der höchst ergreifende Einleitungschor „Wie lang' o Herr" läßt in der dumpfen und schweren Klage des gedrängten Volkes uns den Druck so lasterhafter und entsittlichter Zustände ahnen, daß selbst zwei seiner Richter und Führer es wagen, die schändliche That zu versuchen, um welche die Handlung sich dreht. Auf diesem dunkeln Untergrund treten zwei junge Gatten, Joachim und Susanne auf, deren Tugendhaftigkeit und Liebesglück das finstere Schicksal, welches sie nachher zu vernichten droht, herausfordert, indem Susannens Keuschheit während einer Reise ihres Gatten die verbrecherische Liebesglut jener beiden Richter erweckt. Als diese keine Befriedigung findet, und mit Verachtung zurückgestoßen wird, zeihen die Richter Susannen desselben Verbrechens, dessen sie selbst sich schuldig gemacht haben, und sie wird zum Tode verurtheilt. Aber Joachim, davon unterrichtet, kehrt zurück, die Schändlichkeit der Richter wird erkannt, und die Unschuld geht siegreich aus der Verfolgung hervor.

Man konnte nicht besser thun, wie mit diesem Oratorium die Ausgabe

zu beginnen, denn für die Einführung in Händels Art und Weise ist es wie geschaffen, ist seinem Inhalt nach nicht an Zeit und Ort gebunden, sondern trägt eine Allgemeinheit in sich, die ebenso gut der Vergangenheit wie dem modernen Leben angehört. Der hohe Ernst seiner großen Werke wurde hier durch den Stoff nicht bedingt; die ganze Handlung ist durchaus menschlich, die tragische Katastrophe durch einen glücklichen Ausgang gelöst. In der Musik ist ein Reichthum an feiner Charakerzeichnung in leichter und freier Form niedergelegt, das Ganze entwickelt sich so leicht und spielend, und doch in jedem Zug bedeutend, daß unser moderner, durch starkes Auftragen von Farben und Ueberladung mit Pathos verwöhnter Sinn sich erst in diese classische Einfachheit hineinfinden muß, um das hinter dieser Anspruchslosigkeit der Erscheinung pulsirende warme und regsame Leben zu erkennen. Wir ziehen aber bald volle Befriedigung daraus, denn wir finden in dem Werk alles, was zur Vollendung der Kunst gehört: Wahrheit der Empfindung und natürliche Bestimmtheit des Ausdrucks in freier, schöner Form. Die Liebe der jungen Gatten ist so frisch, gesund und in ihren gegenseitigen Gunstbezeugungen so ungesucht erfinderisch, daß die erste Scene zwischen ihnen und Susannens Vater trotz der Länge ein schönes wechselvolles Bild ist. Die reine Unschuld der Susanne verscheucht die ihren Gemahl befallenden trüben Ahnungen mit so frischer Zuversicht, daß die Unmöglichkeit, sie könnte den Verführungen der Richter auch nur im Gedanken nachgeben, von vornherein feststeht, und schon deshalb sieht man dem weitern Verlauf mit Ruhe entgegen — höchstens könnte der Tod sie treffen, aber keine Schande. Nachdem Joachim gegangen, kann Susannens heitre Natur die Trauer doch nicht bewältigen, und sie sucht in der wunderschönen Arie der zweiten Scene ihre trüben Ahnungen, die sich bald verwirklichen sollen, zu verscheuchen, und der Chor spricht ihr mit der Betrachtung „Unschuld wird nimmer lang' unterdrückt" Muth ein. Der Chor im ganzen Oratorium nimmt niemals unmittelbar handelnd an den Ereignissen Theil, sondern tritt an bedeutenden Entwicklungsmomenten und Wendepunkten mit sittlichen Betrachtungen auf; da er aber aus dem bei der Handlung lebhaft interessirten Volk besteht, und nicht kalt von außen herzutritt, gewinnt die Betrachtung stets an declamatorischem und dramatischem Leben, so daß die Chöre, der Bewegung in der Handlung unmittelbar sich anschließend, ist der Chor doch stets die Resultate und Höhepunkte der einzelnen Scenen werden. So hier der Vertreter der sittlichen Ideen, die von den handelnden Personen entweder bethätigt oder verneint werden, und in den Chören ruht somit gewissermaßen der religiöse Inhalt des Werkes.

Schilderungen von Einzelheiten des Werkes würden mit hier unmöglichen Notenbeispielen verbunden sein müssen, deshalb stehe ich davon ab; es ist vorauszusetzen, daß die Ausgabe baldige Verbreitung finden wird, und die

allgemeinste Ueberzeugung wird dann nicht ausbleiben, daß es Händel bei seinen Werken nicht einzig und allein darauf ankam, schöne Arien und ausdrucksvolle Chöre zu schreiben, sondern daß jedem Werk eine geschlossene Idee zu Grunde liegt, und aus dieser Idee heraus Handlung und Musik mit Nothwendigkeit hervorgehen. Demzufolge trägt die Musik in Händels Oratorien außer den charakteristischen Unterschieden der einzelnen Personen, Chöre und Scenen, auch in jedem Werke eine andere, rein vom Stoff ausgehende, wunderbar treffende historische Färbung, die sich mehr fühlen wie beschreiben läßt.

So ist schon Gegensatz genug zwischen dem besprochenen Oratorium und der märchenhaften Poesie des Pastorale „Acis und Galatea", welche den dritten Band des Jahrganges bildet. Den Anfang macht ein Chor, den Nymphen und Schäfer zum Preis der ländlichen Fluren singen, während Galatea sich der Sehnsucht nach ihrem Geliebten hingibt. Dieser sucht sie gleichfalls, trotz Damons, eines Schäfers Warnung, er möge diese Liebe fliehen, durch die ihm Verderben drohe. Das Paar findet sich, und der Chor feiert ihre Schönheit und gemeinsames Glück. Im ganzen ersten Act ist alles Freude, Sehnsucht, Liebe und Liebesglück — aber zu Anfang des zweiten Actes naht das Ungeheuer Polyphem; ahnende Trauer um das Geschick der Liebenden und Furcht vor dem Ungeheuer bezeigen die Genossen des Paares in dem an Form und Ausdruck vortrefflichen Chor „Armes Paar", mit dem Gegenthema „seht das Ungeheuer nahn". Unterdessen kommt Polyphem mit Toben und Schelten auf den schmächtigen Gott, der ihm das Herz durchbohrt hat, angestapft, und bietet der Galatea in höchst lächerlichen Tiraden einen Platz in seinem Herzen und seinen Armen an, wird aber trotzdem, daß er selbst sich mit Zeus vergleicht, ruhig abgewiesen. Die Gestalt des Polyphem ist musikalisch mit großer Vorliebe gezeichnet, die Komik des Schrecklichen ist von drastischer Wirkung. Er singt vor Wuth eine funkensprühende Arie („treffe Fluch dies Liebesschmachten"), deren Komik die vor Zorn bebenden punktirten Achtelnoten und einen leisen Anflug von Sentimentalität noch erhöht wird. Sein Racheburst erreicht, Damons Ermahnung sich liebenswürdiger zu betragen ungeachtet, die höchste Höhe, weil in dem herrlichen Terzett „dem Berge mag die Heerde" (zwischen ihm, Acis und Galatea) die Liebenden in ihren gegenseitigen Betheuerungen ungestört fortfahren, und ihn und seine lächerlichen Ausbrüche völlig ignoriren. Er macht sich ihnen allerdings nur zu sehr bemerklich, indem er das ihm verhaßte Liebesschmachten, deren Gegenstand er nun doch einmal nicht sein kann, dadurch unterbricht, daß er dem Acis einen Felsblock an den Kopf wirft. Der folgende Klagegesang der Galatea und ihrer Nymphen schließt die Scene wahrhaft rührend ab. Auf den Rath des Chores verwandelt Galatea ihren Geliebten in einen

Quell, und tröstet sich damit, ihn so doch unsterblich zu wissen, wenngleich er ihr auch nicht angehören kann. Nachdem es geschehen preisen die trostsprechenden Nymphen und Hirten den glücklichen Ausweg.

Händel hat sich nie einen unmusikalischen Stoff ausgewählt, und auch diese ganze Fabel ist wie für die Musik geschaffen. Der ganze sagenhafte, sonnig romantische Hintergrund des Flur- und Waldlebens, auf dem in idyllischer Harmlosigkeit Hirten und Nymphen ihr Wesen treiben; das zärtliche Liebespaar, dem etwas vom Schmetterling und der Blume eigen ist und deren kurze Glückseligkeit durch den unheimlichen Spuk, den man nur belachen könnte, wenn er nicht eine so traurige Katastrophe herbeiführte, so bald vernichtet wird; der Tod des Acis, durch den die treue Liebe überhaupt idealisirt wird, denn er wird unsterblich, weil er ihr sein irdisches Dasein geopfert hat — alle diese mannigfachen Einzelnheiten des reichen Bildes vermag auch die schönste Poesie nicht mit voller Eindringlichkeit zu schildern, sie muß das beste Theil der Musik überlassen.

Der zweite Band der Ausgabe enthält endlich vier Abtheilungen Klavierwerke: Acht Suiten zuerst 1720 im eignen Verlag veröffentlicht; neun Klavierstücke 1733 bei Walch in London erschienen; dann zwei Suiten, zwei Capriccios, eine Chaconne, einen Lesson, ein Präludium und Allegro, eine Sonatine und zwei Sonaten. Fünf Stücke von diesen 1723 zu Amsterdam bei Witvogel herausgekommen, einige andere bei Arnold, und einiges Ungedruckte noch aus Handschriften beigesteuert. Endlich sechs Fugen nach einem Händelschen Manuscript von 1720.

Die Ausgabe selbst, der von Bachs Werken ganz ähnlich, ist ein Muster von Schönheit. Die sehr schwierige kritische Herstellung der Werke aus den mannigfachen vorhandenen Quellen ruht in Chrysanders Händen. Seine ausgezeichnete Händelbiographie hat ein unmaßgebliches Urtheil abgelegt, sowol über sein außerordentliches musikhistorisches Wissen, als auch über seine musikalische Urtheilskraft, Partiturkenntniß und Scharfsichtigkeit, vor der manches Dunkel licht wird. Es hätte für die Leitung einer kritischen Ausgabe Händels kein besserer Mann gefunden werden können.

Die Verdeutschung des englischen Textes besorgt Gervinus in sehr anerkennenswerther Weise. Außerdem setzt man den Partituren Klavierauszüge bei, über deren Berechtigung in einer derartigen Ausgabe manche Musiker wol einige Zweifel hegen möchten; diese werden jedoch niedergeschlagen durch den praktischen Nutzen für eine weitere Verbreitung, welche die Werke doch finden müssen, indem sie nun auch Liebhabern, die nicht Partituren lesen können, zugänglicher werden. Die Klavierauszüge werden von Julius Rietz ausgearbeitet; die vorliegenden folgen mit strenger Sorgfalt der Partitur, wenn freie Stimmen mitunter zugesetzt sind, so ist es mit durchaus richtigem Ge-

schmack geschehen. Dabei sind sie gut spielbar, also in allen Beziehungen ihrem Zweck entsprechend.

Einem jeden Werk sind kurze Nachweise über seine Entstehung, Benutzung der Quellen und dgl. beigegeben. Sie genügen in ihrer kurzen und bestimmten Fassung vollkommen, der Vorredner einer solchen Ausgabe hat nur auf das Werk sich beziehende positive Facta zu berichten, weiter nichts, besonders keine Kritik auszuüben, gleichviel ob zutreffend oder verfehlt. Wir wollen nur das Werk haben, und keine Meinung darüber, wie wir sie unter andern im letzten Bachband (kleine Messen) in Seite 17 der Vorrede, Zeile 21—26 von oben finden. Am Anfang der Seite sagt die Redaction selbst, daß sie zu Lob und Tadel ihres herzustellenden Werkes eigentlich nicht befugt sei. Wir wollen ihr nicht widersprechen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß beide erstbesprochenen Gesangwerke sehr bescheiden in ihren Anforderungen an die Anzahl der ausführenden Kräfte sind. Ein jeder kleinere Gesangverein, der einen allerdings guten Chor von vierzehn bis sechzehn Personen zusammenbringen kann, reicht vollkommen für die Besetzung der gar nicht auf Massenbetheiligung berechneten Chöre aus. Die Solosätze verlangen allerdings gut geschulte Sänger, wenn auch nicht grade außerordentliche Kräfte. Ganz ohne Kürzungen in den Solosätzen würden ohnehin beide Werke, besonders das Oratorium, kaum gegeben werden können. Auch die Instrumentation ist bei aller Einfachheit doch voll und reich genug, ohne einer Ausfüllung (höchstens mitunter durch die Orgel) oder Ueberarbeitung zu bedürfen. Zwei Oboen und einige Geigen, Violen und Bässe sind hinreichend zur Besetzung. Diese wenigen Mittel und ein mäßiger Saal genügen vollkommen, um beide Werke zur ganzen Wirkung zu bringen. Hoffentlich werden sie in Familien- und andern Vereinen recht bald an Stelle der unendlichen vierstimmigen Lieder und andern herkömmlichen Gesänge treten; die durch den höheren und reineren Genuß unzweifelhaft herbeigeführten guten Einwirkungen auf den Geschmack werden nicht ausbleiben. D.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

8.

Nablus. — Die Ebne Esdrelon. — Nazareth. — Der Karmel.

Mit dem Haramplatz und seinen Moscheen war die Reihe der Dinge, die für mich in Jerusalem Sehenswürdigkeiten waren, erschöpft, in dem oben-

erwähnten Ulanenlieutenant ein passender Gefährte zur Reise von der heiligen Stadt nach Beirut gefunden. Wachtmeisterchen ließ sich bereden, der dritte im Bunde zu sein. Der Wirth im Hospiz schaffte uns in dem christlichen Araber Johann Auad einen Führer und Dolmetscher, dieser besorgte die nöthigen Pferde und Mauthiere, Lebensmittel und sonstigen Reisebedarf. Consul Rosen half uns einen Plan entwerfen, bei dem wir ohne zu viel Zeit zu verlieren, wenigstens die wichtigsten Punkte Nordpalästinas besuchen konnten, Pastor Valentiner versah uns in der leider nicht eingetroffnen Erwartung, daß uns unterwegs im Schatten der Mittagsrast oder des Abends beim Kochfeuer das Bedürfniß nach gereimter Erbauung anwandeln möchte, mit einem hübschen kleinen Reisepsalter, und so stand unserm Abzug nichts mehr im Wege.

Mittwoch, der 18. Mai wurde zum Aufbruch bestimmt. Gegen Mittag erschienen die Mukkarin mit den Reit- und Packthieren vor der Treppe zum Hospiz. Die Abschiedsflasche wurde geleert. Die Freunde spendeten ihre Segenswünsche, die am Platz zu sein schienen, da unsere Fahrt nicht ohne Beschwerden und Gefahren sein sollte. Ein Pferdevermiether, dessen Gäule wir als zu theuer verschmäht, gab uns eine gute Tracht Flüche mit auf den Weg, die wir abschüttelten. Um ein Uhr saßen wir in den Sätteln, eine Viertelstunde später bewegte sich unsere Karavane zum Jaffathor hinaus und auf die weithin sichtbare steinbesäete Straße zu, die an den Gräbern der Könige vorüber nach Samaria und Galiläa führt. Der Lieutenant und der Dragoman ritten Maulthiere, der Wachtmeister und ich waren zu Pferde. Zwei andere Maulthiere, begleitet von ihren Treibern, einem jungen Maroniten und einem alten katholischen Araber, trugen unsre Koffer und die Betten und Küchengeräthe Auads. Unsre Sättel waren breite türkische, die den, der nach europäischer Weise reitet, aufs äußerste ermüden, die Zäume einfache wollene Stricke. Die Pferde versprachen wenig, sie waren durch die Pilgerzeit augenscheinlich unbarmherzig mitgenommen worden. Ein Zelt hatten wir nicht bedungen, da es uns überflüssig schien und ein weiteres Maulthier erfordert hätte. Dagegen waren wir diesmal mit Waffen hinreichend versehen, um einen Angriff von einem halben Dutzend Beduinen abschlagen zu können: der Wachtmeister mit einem Paar Taschenpistolen und einem malteser Dolch, ich mit einem Spitzkugelrevolver, der Lieutenant mit der gleichen Wehr und seinem besten Säbel. Gegen die Sonne hatten wir den Kopf mit weißen um den Kopf gewundenen Turbanen geschützt, gegen die Kälte und den Thau der Nacht sollten unsre hinter den Sattel geschnallten Mäntel dienen.

Die Gegend, die wir in den ersten Stunden durchzogen, ist ohne Interesse. Man sieht dürre, steinige Felder, hin und wieder ein graues ärmliches Dorf, ein Stück Gerstenfeld, einige Olivenbäume, rechts und links und vor

sich in der Ferne kahle Hügel, an denen hier und da Ruinen liegen. Geraume Zeit noch blickt dem Reisenden der spitze Berg mit dem Grabe Nebbi Samwils nach. Nach einem Ritt von drei starken Stunden erreichten wir Birreh, ein großes Dorf mit den Trümmern einer Kirche, mit welcher die Kaiserin Helena den Ort bezeichnete, wo der Knabe Jesus von seinen aus Jerusalem nach Nazareth heimkehrenden Eltern vermißt wurde. Unser Maronit kaufte hier Gerste für die Pferde ein, während wir an dem alterthümlichen Brunnen vor dem Orte unsre Thiere tränkten, was nicht ohne heftigen Wortwechsel mit der Schar kleiner schmutziger Fellahweiber abging, die in den Trögen des Brunnengebäudes ihre Hemden wuschen. Ueber Birreh hinaus fanden wir die Gegend besser bebaut, jedes Fleckchen fruchtbaren Erdreichs zwischen dem Gestein war benutzt, und selbst an den Abhängen der Berge zogen sich Getreidefelder hin. Durch eine wilde Schlucht ritten wir bei beginnender Dämmerung in ein Thal hinab, dessen Seiten weitausgedehnte Gärten mit wohlgepflegten Feigen- und Granatbäumen und einzelne Rebenpflanzungen bedeckten, und über dem auf einem breithingeschichteten Hügel ein stattliches Dorf lag, zu welchem, vom Schein der sinkenden Sonne angestrahlt, Heerden von Schafen und Ziegen hinaufzogen — ein Bild ländlicher Wohlhabenheit, welches ich hier im Gebirg nicht erwartet hätte. Auch weiterhin war das Land, so viel sich bei der Dunkelheit erkennen ließ, fast allenthalben fleißig bebaut, und ich gewann allmälig den verlornen Glauben wieder, daß Palästina in alter Zeit die Mühe der Eroberung verlohnte. Indeß hatte man wenig Neigung, solchen Betrachtungen nachzuhängen. Die Wege waren entsetzlich, die Pferde müde und unsicher auf den Beinen. Wiederholt wand sich der schmale Pfad am Rande von schroffen Senkungen hin, die in der mondlosen Nacht wie tiefe Abgründe erschienen. In einer düstern, von steilen Wänden überragten Felsenschlucht blinkte eine Quelle, die der Dragoman als Ain El Haramijeh, d. i. den Räuberborn bezeichnete, ein Name, der nicht geeignet war, unsre unbehagliche Stimmung zu bessern. Nicht weit von hier legte sich das eine Maulthier ohne Erlaubniß mitten im Weiterziehen hin und konnte nur mit Mühe zum Wiederaufstehen bewogen werden. Der Dragoman war immer einsilbiger geworden, endlich schlief er ein, rutschte aus dem Sattel und taumelte nach einem Felsblock, auf dem er sich hinlagerte, als ob er zu Hause wäre. Mit Worten geweckt, wie sie für solche unzeitige Schlaftrunkenheit paßten, rieb er sich die Augen, sah sich um und fand, daß wir eine falsche Straße eingeschlagen hatten. Wir kehrten um und ritten eine steile Höhe hinan, auf der sich die Umrisse eines Dorfes zeigten. Hundegebell scholl uns entgegen. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, hielten wir vor einem Hause und erfuhren, daß wir in Sindschel seien und daß hier gerastet werden sollte. Die Einladung der Bewohner des Hauses, bei ihnen Nachtquartier zu nehmen, wurde nach einer In-

spection des höhlenartigen Raums, in dem wir mit ihnen schlafen sollten, dankbar abgelehnt. Auad breitete uns die mitgenommenen Betten auf einen Stoppelacker in der Nähe. In dem Raum zwischen denselben legte er das Tischtuch zum Abendessen auf. Als Leuchter mußte die rothe Papierlaterne des Lieutenants dienen, die wir am Gefäß seines in die Erde gesteckten Säbels aufhingen. Tafelmusik besorgten einige Schakale. Der Commanderiawein des Dragomans ließ wenig zu wünschen übrig, und so stellte sich unsre gute Laune bald wieder her. Als die Laterne verlöschen wollte, kam der Mond, sie zu ersetzen. Wir rauchten noch eine Pfeife. Dann hüllten wir uns in unsre Mäntel, steckten unser Schießzeug unter das Kopfkissen und streckten uns auf die Matratzen. Bald schliefen wir ebenso fest als Auad und die Mukkarin, deren Schnauben und Schnarchen schon seit einer Weile den Baß zum Concert der Schakale gemacht hatte.

Früh beim Erwachen entschleierte sich unter uns aus dem Nebel der Morgendämmerung eine ungemein anmuthige Gegend. Thäler und Berge waren voll Fruchtbäume und Getreidefelder. Aus dem Dorfe lief brüllend und lustig mit den Schweifen wedelnd eine starke Rinderheerde auf die Weide in der Tiefe hinab. In der Ferne erschienen andere Ortschaften. Weiterhin erhöhten kahle röthlich graue Berge durch ihren Contrast die Wirkung der grünen Senkungen in der unmittelbaren Umgebung. Weniger erbaute der Anblick, welchen die Weiber des Dorfes gewährten, wenn sie auf ihrem Weg zum Brunnen vor unserm Lager stehen blieben und den Schleier fallen ließen. Sie waren ohne Ausnahme zum Erschrecken häßlich, ungebührlich mager und außerordentlich schmutzig, und die Sitte, über der Stirn und den Schläfen diademartige Rollen von alten Thalern zu tragen und sich die Nasenwurzel und das Kinn mit blauen Blumen zu tättowiren, machte sie eben nicht schöner.

Als wir weiter zogen, begegneten uns in einem Hohlweg zwei berittne Baschibosuks, die einen Neger eskortirten, welchem die Hände auf den Rücken gebunden waren. „Ecco un ladro!" sagte unser Dragoman, nachdem er die Kriegsleute über den Burschen befragt. Es war ein Räuber, der schon seit geraumer Zeit die Straße von Nablus nach Nazareth unsicher gemacht hatte, vorige Nacht aber beim Ueberfall eines Hauses gefangen genommen worden war und nach Jerusalem geschafft werden sollte. Da er nicht aussah, als ob er sich loskaufen könnte, so wird er jetzt vermuthlich schon der landesüblichen Gerechtigkeit Genüge geleistet haben. Die Todesstrafe wird, so weit mir bekannt, gegenwärtig nicht mehr verhängt, aber man läßt die Verbrecher in den Gefängnissen verkommen, und das soll bei der Einrichtung dieser Löcher ziemlich rasch von Statten gehen.

Der Weg von hier nach Nablus hatte Aehnlichkeit mit dem am vorhergehenden Tage zurückgelegten. Bald erkletterten wir einen Berg, bald stiegen

wir in eine mehr oder minder weite Thalmulde hinab, bald zogen wir durch öde, bald durch fruchtbare und wohlangebaute Striche. Mehrmals trafen wir stattliche Dörfer. Gelegentlich begegnete uns ein beladenes Kameel, bisweilen sahen wir Leute auf dem Felde mit der Sesamernte beschäftigt. Die Hitze war in den Thälern sehr lästig, und immer mehr lernten wir den Werth erkennen, den das Morgenland auf einen schattigen Baum, einen Brunnen, ein kühlendes Lüftchen legt. Die Vegetation auf den Bergen besteht hier hauptsächlich aus Ginster, wildem Salbei und Thymian, Mohn, blaublühender Wegwart und Asphodelosblumen. Da und dort kommt niedriges Gesträuch von Stacheleichen und Dorngestrüpp hinzu. Mitunter überrascht eine hochstämmige Malvenstaude mit prächtigen rosenfarbenen Blüten. An zwei oder drei Stellen hing Jelängerjelieber aus den Felsenspalten. An einer Quelle, in der wir außer zahlreichen Fröschen auch kleine Schildkröten von der Größe einer Damenuhr fanden, wuchs blaßrothes Vergißmeinnicht. Die Felder der Thalsohlen waren mit Gerste, Weizen und hin und wieder auch mit Tabak bestellt. Wo eine Quelle einen kleinen Bach entsandte, zeigten sich selbst Ansätze zu einer Wiese.

Nachdem wir etwa vier Stunden zurückgelegt, stiegen wir über einen gewaltigen Bergsattel auf sehr rauhem Kletterpfad, auf dem wir den Sattel verlassen und die Pferde am Zügel hinter uns herführen mußten, nach einer schönen grünen Thalebne hinab, über der sich im Nordwesten zwei mächtige kahle Kegelgipfel erhoben. „Das ist der Garizim," sagte unser Führer, auf den einen deutend, „und dahinter liegt Nablus." Es währte noch zwei Stunden, ehe wir an die Berge kamen. Zwischen ihnen öffnet sich ein Paß, an dessen Eingang, umgeben von Zwiebelbeeten, einige niedrige Fellahhütten liegen. Diese Hütten sollen auf der Stätte des alten Sichem stehen. Einige hundert Schritt südlich von hier finden sich weit umhergestreute Trümmer einer Kirche und ein ausgemauerter Brunnen, der jetzt verschüttet ist. Die Legende bezeichnet ihn als den Jakobsbrunnen, an dem Jesus nach dem Johannesevangelium mit dem samaritanischen Weibe das schöne Gespräch von dem Wasser hatte, das ins ewige Leben quillt. Einen Büchsenschuß weiter nach Norden aber schimmert zwischen dem grauen Ebal und der grünen Thalsohle ein weißgetünchtes mohammedanisches Weli, in dem die Legende das Grab des Patriarchen Joseph erblickt.

Zwischen Ebal und Garizim hindurch ritten wir von dem Dörfchen mit den Zwiebelbeeten in einer Viertelstunde nach dem Thor von Nablus. Der Weg dahin führt durch einen Wald von alten Olivenbäumen, der die ganze Breite des Passes einnimmt und sich sogar eine Strecke an den Abhängen des Garizim hinaufzieht. An ihn schließen sich Gärten mit Feigen-, Orangen- und Granatbäumen, in denen es allenthalben von Quellen und Bächen rauscht.

Die Stadt ist gut gebaut und volkreich. Sie soll an 12,000 Einwohner haben und besitzt einen wohlversehenen Bazar. Der Fanatismus, den sie 1856 entwickelte, scheint verraucht zu sein; wenigstens begegneten wir nirgend den drohenden Blicken, von denen frühern Reisende erzählen. Wir hielten uns indeß in ihr nicht auf, sondern begaben uns nach einem der Gärten auf der Westseite, um in Schatten und Quellenkühle unser Mittagsmahl einzunehmen. Hatten wir zugleich auf Ruhe und Einsamkeit gehofft, so fanden wir uns getäuscht. Die Gegend, wo wir unser Lager aufschlugen, war voll von türkischem regulären Fußvolk, das hier lange Reihen von Zelten aufgestellt hatte, die Bäche mit Hemdenwaschen verunreinigte und sich mit Tanzen, Singen, Achselreiten und andern Possen die Zeit vertrieb. Dazu kamen etliche von den hier wohnenden Samaritern, die uns aus der Stadt nachgefolgt waren, um uns durch beharrliches Drängen zu nöthigen, ihre Synagoge zu besuchen, wobei sie natürlich nicht an die Ehre, die wir ihnen damit angethan hätten, sondern an das Bakschisch dachten, welches ihnen dafür zu entrichten gewesen wäre. Es half nichts, daß wir ihnen endlich erklären ließen, daß wir das Alter des dort aufbewahrten Pentateuchs (er soll nicht weniger als dreitausendfünfhundert Jahre auf dem Rücken haben) für erlogen hielten, daß uns ihre Gesichter nicht gefielen, daß wir allein sein wollten. Sie blieben und wiederholten alle Viertelstunden ihr Anerbieten, uns ihre Raritäten zu zeigen. In der That, nur die Fliegenschwärme, die unser Zucker herbeigelockt, übertrafen diese Quälgeister an Zudringlichkeit.

Das Thal, in dem Nablus liegt, ist reich an historischen Erinnerungen. Auf dem Ebal erbaute Josua einen Altar für den Gott Israels. Auf dem Garizim stand später der große Tempel der Samariter, bis ihn der Makkabäer Johannes Hyrcanus zerstörte. In Sichem spielten die Hauptacte des blutigen Dramas, welches der Brudermörder Abimelech aufführte. Auf dem Tempelberg wird einst, wenn das Maß der Welt voll ist, der Hataheb oder Messias der Samariter erscheinen, um sein Volk zu erlösen und ihm die Herrschaft über die Erde zu verschaffen. Jetzt trägt die Höhe nur eine mohammedanische Grabkapelle und die Ruinen eines römischen Castells. Die Samaritergemeinde aber soll gegenwärtig blos noch siebzig bis achtzig Köpfe zählen, und da diese sich eben nicht des Rufes besonderer Heiligkeit und Rechtschaffenheit erfreuen, so dürfte die Hoffnung auf baldiges Erscheinen des Hataheb eine eitle sein, und die Leute thäten darum klüger, wenn sie sich den hier angestellten Missionären gefügig zeigten. Auf alle Fälle wäre dann beiden Theilen geholfen: die einen kämen zu Geld, die andern zu Proselyten. Aber freilich, je größer die Thorheit in religiösen Dingen, desto zäher die Hartnäckigkeit, die sie festhält.

Gern hätten wir von hier einen Abstecher nach dem zwei Stunden

entfernten Sebastijeh gemacht, wo sich die Ruinen von Samaria (eigentlich Schomron) der Residenz der alten Könige von Israel, befinden. Allein die Hitze, die der am todten Meer fast gleichkam, und unser Plan, der uns für die Reise von Jerusalem bis Beirut nicht mehr als acht Tage gestattete, ließen uns davon absehn.

So stiegen wir, nachdem die Glut der Sonne ein wenig nachgelassen, den Abhang des Ebal hinan, um auf dem nächsten Weg nach Dschebba zu gelangen, wo der Rastort für die Nacht sein sollte, und wo wir kurz vor Sonnenuntergang eintrafen. Die Straße dahin führte über zum Theil sehr rauhes Gebirge und durch verschiedene ungemein wilde Schluchten. Der Ort, in dem man das Gibea des Alterthums erblickt, liegt anmuthig auf einer Höhe, welche Aussicht in mehre baumreiche Thäler gewährt, ist ungewöhnlich gut gebaut und hat eine kleine Moschee. Lange suchten wir vergeblich nach einer passenden Stelle für unser Nachtlager. Endlich ritt Auad zum Vorsteher des Städtchens und bat, uns ein Quartier anzuweisen. Derselbe bezeichnete ihm ein kleines viereckiges Gebäude mit einer Kuppel, welches einige Schritte von der Moschee stand. Wir zogen es indessen vor, außerhalb desselben auf dem Dach eines Hauses zu campiren, welches den Honoratioren des Ortes als Kasino zu dienen schien, und wir hatten alle Ursache, mit unsrer Wahl zufrieden zu sein.

Die Honoratioren, unter denen mehre schöne alte Weißbärte, leisteten uns beim Essen, im Kreise auf den Fersen sitzend, Gesellschaft. Der Vorsteher Usman, ein stattlicher Türke, den uns der Dragoman bald als Gouverneuer, bald als Corporal bezeichnete, gewährte uns ebenfalls einige Zeit die Ehre seiner Anwesenheit und nahm sogar eine Hand voll Latakiah aus meinem Tabaksbeutel huldreich an. Alle betrugen sich anständig und mit der dem Morgenländer der bessern Classe eignen Würde. Ein Maler hätte aus der Gruppe, die sie mit ihren Turbanen und ihren bunten Gewändern, ihren edel geformten Gesichtern, ihren langen Bärten und schwarzen Augen bildeten, ein hübsches Bild componiren können, namentlich als die Sonne unterging und auf dem Minaret der Moschee unmittelbar vor uns der Mueddin erschien, um zum Abendgebet zu rufen. Ringsum in den Thälern die Nebel der Dämmerung — vor uns die Beter, deren Stirn und Wangen von der Inbrunst der Abendröthe mit magischem Licht übergossen waren — droben über der Brüstung des Minarets, ebenfalls feurig angestrahlt, der Rufer zu Gott — die tiefe feierliche Ruhe, die feierliche Färbung, die langsam verhallende Stimme, das allmälige Erblassen des Himmels, der Angesichter und der Berge — endlich die Nacht: in der That, nie sah ich ein so wunderbar ergreifendes Symbol morgenländischer Versenkung in die Gottheit, ein solches Zusammenweben von

Mensch und Natur, als dieses Erglühen und dieses Erlöschen des Abendroths auf den Stirnen der Menschen und der Berge.

Am Morgen sah ich in der Ferne zwischen den Höhen einen See schimmern, von dem die Karte nichts wußte. Ich glaubte zuerst, es sei eine Täuschung der Sinne, dann dachte ich an aufsteigende Morgennebel, die häufig von weitem gesehen als Wasserflächen erscheinen. Auad, der nur seine Dragomanskünste verstand und außerdem nur noch Gedanken für den Profit hatte, den er an uns etwa haben würde, wußte keine Auskunft zu geben. Doch meinte er, wir würden vor dem Wasser vorbeikommen. Wir ritten zuerst durch ein westlich laufendes Wadi, in dem ein Bach durch einen Olivenwald floß und bogen dann in ein nach Norden abzweigendes, breiteres Seitenthal ein, durch dessen Grasflächen und Getreidefelder wir nach dem weiten Kessel kamen, aus welchem mir der zweifelhafte See entgegengeleuchtet hatte. Wir sahen jetzt, daß es wirklich Wasser war, was die etwa eine Stunde lange und ungefähr ebenso breite Fläche bedeckte. Ueber demselben lag auf steiler gelblicher Höhe eine kleine festungsartige Stadt, die unser Führer Sanur nannte und von der er wissen wollte, sie sei das alte Bethulia, so daß auf der Ebne, die der See einnahm, die Geschichte von Judith und Holofernes gespielt hätte. Wir ließen Leute des Ortes nach dem Wasser fragen und erfuhren, daß es durch die Regengüsse des Winters entstanden sei und in einigen Wochen verdunstet sein werde.

Von hier ritten wir zuerst durch Getreidefelder, dann durch eine tiefe mit Lentiscus und Stacheleichen bewachsene Schlucht nach dem großen Dorf Kebatijeh hinab, das zum Theil aus Steinhäusern, zum Theil aus kegelförmigen Lehmhütten besteht. Auf dem Wege trafen wir eine Eiche, an deren Zweigspitzen an hundert Fetzen von Hemden und andern Kleidungsstücken gebunden waren. Auad wußte wie gewöhnlich nicht, was sie zu bedeuten hatten. Ich vermuthe, daß der Baum in der Legende eine Stelle einnimmt, und vielleicht waren die Fetzen eine Art Opfer, oder sie hingen mit einer sympathetischen Cur zusammen. Von Kebatijeh ists noch eine Stunde bis Dschenin, der Stadt, welche die Grenze zwischen Samaria und Galiläa bezeichnet. Die Archäologen suchen hier das Ginaea des Josephus, andere Sunem, wo der Prophet Elisa den Knaben seiner Wohlthäterin vom Tode erweckte. Der Ort liegt sehr anmuthig in Maulbeeren- und Granatenpflanzungen, Feigen- und Orangengärten, die von gelbblühenden Kaktushecken umgeben sind und in denen sich auch einige Palmen erheben. Ein klarer Bach rinnt durch dieses kleine Paradies, dessen Schatten uns so unwiderstehlich lockten, daß wir in einem der Gärten zu rasten beschlossen. Während der Dragoman hier das Frühstück bereitete, benutzten wir die Gelegenheit zum Baden, welche die hinter dem

Garten befindliche steinerne Wasserleitung bot, um uns auf den heißen Ritt durch die Ebne Jesreel oder Esdrelom, die hier beginnt, zu stärken.

Die Ebne Esdrelom, von den Arabern Merdsch Ibn Amr genannt, ist ein weites von Westen nach Osten laufendes Thal, welches im Süden von den Gebirgen Samarias, im Norden von den galiläischen Bergen, Ausläufern des Libanon eingeschlossen wird. Sie ist vom Mittelmeer bis zum Jordan reichend etwa fünf Meilen lang und durchschnittlich halb so breit und zerfällt in drei durch niedre Hügelzüge geschiedene Zweige oder Arme. Außerordentlich fruchtbar, ist sie jetzt fast nur von wandernden Beduinen bewohnt und nur hier und da mit etwas Getreide bestellt. In ihrem mannshohen Gras und Kraut weidet die Gazelle, bergen sich Panther. In den Sümpfen, die ihre Bäche bilden, wälzt sich der schwarze wilde Eber des Tabor und des Karmel. Von den ältesten Zeiten bis auf den Feldzug Napoleons nach Syrien war sie das große Schlachtfeld des Landes. Hier am Kison, dem „Bach der Schlachten" schlugen Barak und die Prophetin Debora an der Spitze der nördlichen Stämme Sissera, den Feldhauptmann des Königs von Chazor, und seine neunhundert eisernen Kriegswagen. Hier erfocht der Held und Richter Gideon den glänzenden Sieg über die Midianiter Sebas und Zalmunas. Hier im Angesicht der Berge von Gilboa starb Saul, der erste König Israels, den Heldentod. Die Fürsten der Philister waren mit Uebermacht vom Karmel her ins Land gedrungen. In der Gegend des heutigen Dschenin kam es zum Treffen. Der Streit war hart. Abinadab und Malchisua, die Söhne des Königs, fielen. Bald darauf wurde auch Jonathan erschlagen. Die Krieger Israels begannen zu weichen, und die feindlichen Bogenschützen bedrängten den Führer des hebräischen Heeres. Saul, entschlossen, eine Niederlage nicht zu überleben, gebot seinem Waffenträger, ihm das Schwert durch die Brust zu stoßen, und als der treue Diener sich weigerte, tödtete der König sich selbst. Ueber den Bergen Gilboas aber wurde noch lange das Klagelied gehört: „Die Gazelle Israels ist erschlagen. Saul und Joathan, die sich liebten im Leben, sind auch im Tode nicht getrennt. Schneller wie Adler waren sie, stärker wie Löwen." Hier am Wasser Megiddo ferner durchbohrten die Pfeile der Schützen Pharao Nechos den König Josia, der sich dem Aegypter auf seinem Zug nach Karchemisch unbesonnen entgegengestellt. Hier brachte am 5. Juli 1187 Saladin dem Kreuzfahrerheer König Veits von Lusignan die verhängnißvolle Niederlage bei, welche den Fall Jerusalems zur Folge hatte. Hier endlich fand das Treffen statt, in welchem General Kleber mit 2300 Franzosen 25,000 Türken schlug.

Jetzt ist die Ebne der Weidegrund für den Beduinenstamm der Beni Saker. Da dieser sich wiederholt Räubereien erlaubte, so siedelte die türkische Regierung hier den Stamm der Hauara an mit der Verpflichtung, das

Land gegen die Nomaden zu schützen. Diese neugeschaffnen Grenzer jedoch arteten bald aus und bekämpften zwar die Beni Saker, machten es aber im Uebrigen wenig besser wie sie. Darauf wurden Abtheilungen von Kurden hierher geschickt, die eine Zeit lang die Ordnung erhielten, aber in der letzten Zeit ebenfalls in den Geruch geriethen, Mein nicht von Dein unterscheiden zu können, so daß die Gegend zwischen Dschenin und Nazareth für dreifach unsicher galt. Wir hörten später, daß wenige Tage vor unsrer Reise über die Ebene zwischen den kurdischen Baschibosuks und den Beduinen ein Gefecht stattgefunden, bei dem jene den Kürzeren gezogen und mehre Todte gehabt hatten. Zum Glück erfuhren wir in Dschenin nichts davon, und so ritten wir in ziemlicher Seelenruhe über die gefährliche Gegend hin; ja ich jagte, die Gelegenheit zu einem langanhaltenden Galopp benutzend, den Gefährten mehr als eine Stunde voraus. Mehrmals begegneten mir dabei bewaffnete Beduinen, aber sei es, daß sie den Werth des Revolvers kannten, den ich in der Hand hielt oder sei es, daß sie überhaupt nicht zu Gewaltstreichen aufgelegt waren, alle erwiderten mein „Marhaba“, und auch in den zahlreichen schwarzen Zelten, die rechts und links vom Wege, umgeben von weidenden Rindern, Schafen und Kameelen, sich erhoben, regte sich nichts, was auf einen Angriff schließen ließ.

So gelangten wir, den schöngeformten kleinen Hermon mit seinen drei Gipfeln und den ferner nach Osten hin sich als dunkler Kegel aus der Fläche erhebenden Tabor rechts lassend, nach vier Stunden an das nördliche Ende der Ebene und in die Vorberge des Libanon, und als die Sonne sank, kündigte sich Nazareth durch fernes Glockengeläut an. Ein halbe Stunde später ritten wir in die Stadt hinein, die sich, von Oel- und Feigenbäumen umgeben, am Abhang eines ausgeschweiften Bergrückens hinaufzieht. Den Mittelpunkt derselben bildet das große lateinische Kloster, das mit seinen hohen Mauern Aehnlichkeit mit einer Festung des Mittelalters hat. Etwas höher liegt, von hohen Cypressen überragt, die Moschee der Stadt mit einem hübschen Minaret und einer Kuppel. Der Ort mag zwischen drei- und viertausend Einwohner haben, von denen die Mehtzahl, nach den vielen blauen und schwarzen Turbanen zu schließen, denen wir begegneten, sich zum Christenthum bekennt. Juden werden hier nicht gelitten, ja Auad meinte, es sei ihnen nicht einmal der Durchzug gestattet.

Wir stiegen in der Casa Nuova, der Pilgerherberge des lateinischen Klosters ab, wo wir zuvorkommende Aufnahme, trinkbaren Cyperwein und gute, mit Mückennetzen versehene Betten fanden. Ein freundlicher gesprächiger Mönch, aus dem Römischen gebürtig, leistete uns beim Abendessen Gesellschaft und unterhielt uns durch naive Fragen über den Stand der Dinge in Italien. Wie alle Mönche der lateinischen Klöster Palästinas, war er stark östreichisch

gesinnt und fest überzeugt, daß die Tedeschi, falls es zum Krieg käme, den Sieg behalten würden.

Am nächsten Morgen besuchten wir das Kloster und die daranstoßende Kirche der Verkündigung, in der man grade Messe las. Mit dem ersteren, in welchem jetzt vierzehn Mönche wohnen, ist eine Schule verbunden, in welcher Knaben der Stadt Unterricht im Arabischen und Italienischen, im Schreiben und Rechnen empfangen. Die Kirche ist eine der schönsten in Palästina. Sie besitzt eine Orgel und einige gute Gemälde, unter denen eine Mater Dolorosa und eine Verkündigung sich auszeichnen. Unter dem Hochaltar befindet sich eine Felsenhöhle, in welche die Legende den Ort verlegt, wo das erste Ave Maria gesprochen wurde. Sechzehn Marmorstufen führen hinab. Unten findet man einen kleinen Altar, neben dem Säulen die Orte bezeichnen, wo die heilige Jungfrau und wo der Engel der Verkündigung stand. Ueber dieser Grotte sah man früher das Haus der Eltern Jesu, welches jetzt in Loretto ist. Als Grund der Wegführung wird angegeben, daß die Mutter Maria gefürchtet habe, ihre Wohnung von den Sarazenen, welche damals Nazareth bedrohten, verunehrt sehn zu müssen. Doch trugen die Engel die santa casa nicht, wie man gewöhnlich hört, sofort in den genannten Ort, sondern erst nach dem Castell Flumen in Dalmatien, dann in einen Wald bei Recenati, hierauf nach einem Hügel nicht fern von dem Wald und erst, als die beiden Brüder, denen die Stelle gehörte, sich über den Besitz des Heiligthums zu streiten begannen, nach Loretto. Die Grotte wird, da sie unter dem Hause war, als dessen Keller gedient haben. Daß der Engel seinen Auftrag grade hier ausrichtete, ist, mit Respect vor dem himmlischen Würdenträger zu sagen, wenn es wahr ist, ein wenig geschmacklos, und so bin ich nicht abgeneigt, der Meinung der Griechen beizupflichten, welche die Stelle der Verkündigung in ihre Kirche verlegen. Diese ist über dem Quell erbaut, welcher den sogenannten Brunnen der Maria, einen von Kaktus umblühten alterthümlich geformten Marmortrog füllt, und es scheint poetischer, die Begegnung der beiden heiligen Personen unter freiem Himmel, im Angesicht der Sonne und an einer Quelle, dem Symbol des Lebens, stattfinden zu lassen, als in einem dunkeln Keller, wo einem sonst nur Erdwichtel, feurige Pudel und andre Grimassen des Höllenkönigs erscheinen.

Die übrigen Merkwürdigkeiten Nazareths: die Werkstätte Josephs, des heiligen Zimmermanns, die Synagoge, in welcher Jesus lehrte, der Felsen, von dem ihn die Juden herabstürzen wollten, die Kapelle, welche über der Stelle erbaut ist, wo er nach der Auferstehung mit den Jüngern gespeist, ließen wir unbesucht, da es uns nicht wie der französischen Pilgerkaravane, die Tags vorher hier gewesen, auf vollständige Ablese aller der Gnaden und Segnungen ankam, die mit den verschiedenen Legendenorten verbunden sind.

Schwerer fiel uns, daß wir den See Genezareth und den Tabor links liegen lassen mußten. Aber der Krieg rief in die Heimath, und wir mußten mit unsern Tagen geizen, wenn wir noch zu rechter Zeit nach Beirut kommen wollten, um die nächste Fahrgelegenheit nach dem Norden zu benutzen.

So brachen wir von Nazareth nach Chaifa auf, um hier mit einer Besteigung des Karmel unsere Wallfahrt durch das heilige Land zu beschließen. Die Hitze war, als wir den kahlen Berg im Westen von Nazareth überstiegen, fast versengend, und man empfand wieder einmal recht von Grund aus das Treffende des Bildes vom Hirsch, der nach frischem Wasser schreit. Matt und welk ritten wir an dem Thal vorbei, in welchem, von einem reizenden Garten von Palmen, Cypressen, Feigen- und Granatbäumen umgrünt, das Dörfchen Jaffa liegt. Ein vielgewundener Grund brachte uns wieder auf die große Ebne Jesreel hinaus, an deren Rand uns eine Karavane von Eseln begegnete, welche europäische Möbel nach Nazareth trugen. Auf der Fläche, die wir in südwestlicher Richtung überschritten, hatten wir mehrmals Sümpfe zu passiren, die von Quellen gebildet waren. An der einen sahen wir zwei niedliche Gazellen, die jedoch sofort nachdem sie uns erblickt mit großen Sätzen davoneilten und bald in dem hohen Grase verschwanden. In der Mitte zwischen der Stelle, wo wir die Ebene betreten, und der bewaldeten Erhöhung des Bodens, die, vom Karmel herüberstreichend, das Gefilde von Norden nach Süden durchschneidet, berührten wir ein Dorf, das, auf einem Schutthügel gelegen, mit seinen schmutzigen Kothhütten, seinem Mangel an Baum und Strauch das Widerspiel zu dem zuletzt erblickten bildete. Bald nachher wurde jene Höhe erreicht, und ein schöner Wald von Steineichen nahm uns auf. Einer der größten Bäume gab uns eine Stunde lang Schatten, die Nachbarn spendeten frische Waldluft, die auf den modrigen Duft der Moräste, welche wir in der letzten Zeit eingeathmet, besonders wohlthat, und als wir weiter zogen, wurde plötzlich zwischen den Wipfeln auf dem Kamme die blaue Linie des Mittelmeers sichtbar. Wir stiegen auf der andern Seite des Höhenzugs in die große Kisonebene hinab, versuchten, aus dem Wald herausgetreten, wiederholt vergeblich die Rohrsümpfe zu durchreiten, welche die Ueberschwemmungen jenes Flusses hervorgerufen hatten, und wurden, als dies endlich auf Umwegen gelang, wieder von dem Flusse selbst aufgehalten, der, hier etwa halb so breit als der Jordan, von üppig wuchernden Oleanderbüschen umkränzt und beschattet, unter hohen steilen Schlammufern langsam dahinfließt. Die Büsche standen in voller Blüte. Sie trugen mehr Blumen als Blätter, und ließen den Fluß in der Ferne als ungeheure prächtig rosenrothe Schlange erscheinen. Selbst in Griechenland sah ich den Strauch nicht solchen überwältigenden Blütenreichthum entwickeln.

Nach langem Suchen wurde eine Furt gefunden, und wir ritten nun

auf den Fuß des Karmel zu, der mit seinen dunkeln Schluchten und seinen bewaldeten Gipfeln düstern Blicks auf die hellgrüne Ebene und den blumengeschmückten Fluß herniederschaut. Wie man beim Kison nicht leicht an seinen alten Namen Megiddo, d. i. Würger, Mörder denkt, so erinnert auch der Karmel beim ersten Anblick nicht daran, daß sein Name Gottesgarten bedeutet. Er ist ein wilder, vielzerklüfteter Gebirgsstock mit einer Anzahl fast gleich hoher Gipfel, von denen einer südlich von Chaifa schroff und trotzig ins Meer hinaustritt. In seinen Eichen- und Pinienwäldern haust der wilde Eber, lauert der Panther. Dörfer finden sich nur an seinem Fuß. Weiter drinnen in den Bergen ist es so einsam wie in der Urzeit, und nur der schweifende Jäger oder der kräutersuchende Mönch besucht diese Wildniß.

Schon in der Urzeit war der Karmel ein heiliger Berg. Hier stand ein Tempel des phönizischen Melkarth und ein Altar des Moloch, der in späterer Zeit zum griechischen Zeus wurde. Hier soll Pythagoras die Einsamkeit gesucht haben, und hier hauste unter König Ahab der Prophet Elias als Verbannter. Der Karmel war der Berg, wo Jehova auf des Propheten Gebet bewies, daß er stärker als Baal sei, und an seinem Fuß schlachtete Elias die Priester des falschen Gottes. Noch unter Vespasian stand ein Tempel auf dem Gipfel; denn es wird berichtet, daß dem Feldherrn hier bei einem Opfer seine Erhebung zum Imperator verkündigt wurde. Die heilige Helena erbaute auf dem weithin schauenden Punkt eine Kirche, neben welcher in den letzten Jahren der Kreuzritterkönige von Barfüßermönchen eine Klostergemeinde gegründet wurde, die den heiligen Elias zum Schutzpatron wählte. Die Mönche lebten zuerst nach der Regel des Basilius und wohnten in Felsenhöhlen. Später aber vertauschten sie das griechische Ritual mit dem römischen, und um den Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten sie sich ein eignes Kloster. Als Napoleon 1799 St. Jean d'Acre belagerte, öffneten die Väter Karmeliter ihre Räume den Verwundeten des französischen Heeres. Dies führte den Untergang des Klosters herbei. Als die französische Armee abzog, erschienen die Türken, ermordeten die kranken Franzosen, vertrieben die Mönche und verwandelten ihre Wohnung in einen Trümmerhaufen. Dreißig Jahre später wurde das Kloster größer und geräumiger wieder aufgebaut, und zwar vorzugsweise durch den ausdauernden Eifer des Mönchs Giovanni Battista. Derselbe verschaffte sich in Konstantinopel Erlaubniß zur Wiederherstellung des Klosters und später theils durch Betrieb von Mühlen am Kison, theils durch Sammlungen von Beiträgen in Europa die Mittel zur Verwirklichung seines Plans. Er bedurfte dazu mehr als eine halbe Million Franken. Aber er brachte sie zusammen. Elfmal durchzog der Greis die abendländische Welt, und jedes Mal kehrte er reich unterstützt zu seinem Bau zurück, bis endlich das Werk

dieser eisernen Beharrlichkeit, an der sich unsre leicht ermüdeten, bald verzweifelnden Politiker ein Beispiel nehmen mögen, vollendet war.

Wir ritten von der Furt des Kison in drei Stunden nach Chaifa. Bei dem Dorfe Schech Said, wo sich der klare Gebirgsbach Nahr Saadeh aus einer Schlucht hervordrängt, beobachtete ich zum ersten Mal die später in den phönizischen Dörfern oft bemerkte Sitte des Landvolks, sich auf den Dächern ihrer Steinhäuser Lauben von Zweigen zu bauen. Mehre dieser grünen Wohnungen waren sorgfältig beschnitten und mit Thüren und Fenstern versehen. Man bringt in ihnen die heißen Monate zu, da sie dem kühlenden Wind mehr Zutritt gestatten, als die massiven Häuser. Der Gebrauch ist uralt; denn jedenfalls war es eine solche Sommerlaube, in welcher Ehud den Moabiterkönig Eglon erstach.

Allmälig wurden nun die Gärten von Chaifa mit ihren Palmen und Orangenhainen sichtbar, und auf dem Meer dahinter waren die Masten und Segel von Schiffen zu erkennen. Endlich ließen sich auch die gelbgrauen Häuser des Städtchens, sein Minaret und seine Kirche unterscheiden. Als wir vor das Thor kamen, ergoß sich daraus ein bunter Reiterzug. Es waren sechzig bis achtzig Beduinen: Männer, Greise und Knaben, alle bewaffnet, zum Theil mit Lanzen, zum Theil mit Säbeln und Karabinern, die meisten mit langen silberbeschlagenen Flinten, an denen kurze Bajonnette von der Form steckten, die vor hundert Jahren in Europa gebräuchlich war. Vorn ritt ein prächtig gekleideter Schech, der einen grünen Turban und eine mit Gold benähte rothe Sammtjacke trug. Die Uebrigen nahmen sich weniger stattlich aus, alle aber tummelten ihre Pferde mit großem Geschick, und selbst die Knaben legten mit den Reiterkünsten, die sie beim Vorübersprengen zeigten, bei dem Lieutenant und dem Wachtmeister Ehre ein.

Chaifa selbst bietet nichts Erwähnenswerthes. Es ist ein Ort, der, wie man an den vielen neuen Häusern sieht, erst in den letzten Jahren zu einiger Bedeutung gelangt ist. Es wohnen hier außer Arabern und Türken auch Armenier und Griechen, einige Italiener, die als Consuln fungiren, und mehre englische und deutsche Missionäre. Wir stiegen in der Locanda eines Griechen ab, deren Wirth eine Art Table d'hote eingerichtet hatte, die man als Versuch willkommen hieß, wenn sie auch mehr als uns angenehm war verrieth, daß solche Pflanzen in diesem Boden nicht gedeihen. Vor dem Essen wurde ein Ausflug nach dem Karmelkloster gemacht, welches eine halbe Stunde südlich von der Stadt auf der Höhe liegt. Der Weg ging zuerst über Ackerfeld, dann durch Olivenpflanzungen aufwärts. An mehren Stellen bemerkte ich in der Felsenwand neben dem Pfade Höhlen und Grotten, die Spuren des Meißels zeigten. Endlich kamen wir vor dem Klosterthor an. Im Hofe empfingen uns drei mächtige Doggen, auf deren Gebell ein Mönch erschien, der uns in

das Innere des Hauptgebäudes und später auf das platte Dach führte. Als er hörte, daß wir Deutsche seien, verließ er uns einen Augenblick, und ein Weilchen darauf erschien ein andrer Frater, der uns zu unsrer nicht geringen Verwunderung in gutem Oestreichisch anredete. Wir fragten nach seinem Namen und erfuhren, daß er hier nur Giovanni genannt werde, aber früher — „in der Welt" sagte er — Johann Zwittlinger geheißen habe. Er war aus Böhmen gebürtig und, wenn ich mich recht entsinne, seines Zeichens Tischler. Schon sechs Jahr lebte er hier auf dem Berg des Elias, und nur selten hatte er in dieser Zeit seine Muttersprache gehört, auch hatte er keine Hoffnung, die Heimath wiederzusehen, da es in Deutschland keine Karmeliter gibt. Indeß sollte er wenigstens nach Europa zurückkehren, da der Prior ihn im nächsten Jahr nach Rom zu schicken beabsichtigte. Er führte uns, nachdem wir die herrliche Aussicht von der Plattform des Klosters genossen, zunächst über lange Korridore, dann Treppe auf Treppe hinab in die Kirche. Dieselbe ist mit einer Kuppel überdacht, an den Wänden herrscht ein grelles Gelb und Blau vor, der Fußboden besteht aus Marmortafeln. Man fragte uns, ob wir das Altarbild zu sehen wünschten, und als wir dies bejahten, zündete ein andrer Mönch die Kerzen auf dem Altar an und zog an einer Schnur den seidnen Vorhang auf, welcher das Bild verhüllte. Ich hatte ein Gemälde erwartet und sah eine große Puppe mit einem nichtssagenden Gesicht und einem weißen goldgestickten Seidenkleid vor mir, die eine ebenso angeputzte kleine Puppe auf dem Arm hatte. Es war die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind. Beide Puppen trugen große plumpe, von Edelsteinen strahlende Kronen. Unter dem Altar zeigte man uns die Grotte, in welcher Elias gewohnt haben und von Jehovas Raben mit Speise versehen worden sein soll. Auch Mohammedaner wallfahrten zu gewissen Zeiten hierher, indem sie glauben, daß ein Gebet in der Höhle heilsame Wirkung hat. Interessant war der Besuch in der Apotheke des Klosters, mit dem wir unsre Wanderung durch das Gebäude beschlossen. Der Vorstand erwies sich als lustiger Patron, der die spaßhaften Streiche, die er als Offizier der römischen Schweizergarde getrieben, nicht vergessen hatte, uns die Hände voll wohlriechenden Karmelitergeist goß und uns dann einen frommen Grog bereitete, bei dem wir ihm von europäischer Politik, Oestreichern, Franzosen und Sardiniern erzählen mußten.

Nachdem wir im Garten des Klosters noch die kleine Pyramide in Augenschein genommen, welche sich über der Asche der 1799 hier ermordeten Franzosen erhebt, nahmen wir Abschied von unserm freundlichen Frater Giovanni und gingen hinaus vor das Thor, um noch einmal die Aussicht zu genießen, welche das Vorgebirge gewährt. Man steht hier gegen sechshundert Fuß hoch über der See und etwa funfzehnhundert über dem höchsten Gipfel des Karmel. Auf dem Meer bemerkten wir nur die Segel einiger Küstenschiffe. Im Süden fesselten

64*

den Blick die Ruinen der Burg Athlit, des alten Castellum Peregrinorum, auf dem noch lange nach dem Fall von Ptolemais, der letzten größern Zufluchtsstätte des Christenthums in Palästina, das Panier der Kreuzfahrer flatterte. Im Norden schimmerte über der schöngeschweiften Bucht von Chaifa die Stadt St. Jean d'Acre mit ihren weißen Minarets und Kuppeln vom rothen Schein des Abends angestrahlt. Dahinter dämmerte über einem zweiten Meerbusen das weißgraue Vorgebirge der tyrischen Leiter, jetzt prosaischer Capo Bianco genannt. Im Nordosten endlich thürmten sich mit ihren schneeigen Gipfeln die gewaltigen Massen des Libanon und Antilibanon empor. Mit diesem Blick nahmen wir Abschied von dem heiligen Lande. Am nächsten Tage schliefen wir bereits in Phönizien, und vier Tage später trug mich und den Lieutenant der russische Postdampfer — vermuthlich für immer — von den syrischen Küsten hinweg. M. B.

Zur Geschichte des Glases.

Als wir vor drei Monaten über die Stätte zwischen Libanon und Meer ritten, wo Plinius uns jenes kieselsaure Salz erfinden läßt, welches die Prosa des gewöhnlichen Lebens Glas nennt, kamen uns mancherlei Gedanken in den Sinn, bei deren Zusammenstellung es uns schien, als ob sich auch diesem Alltagsartikel eine poetische Seite abgewinnen ließe. Wir dachten an die Sage, und sie löste sich in nichts auf, da an einem bloßen Kochfeuer kein Kiesel zerschmelzen kann. Wir sahen dagegen die ungeheure Stufenleiter, welche die Geschichte der Erfindung darstellt, und erblickten darin in gewissem Sinn die Geschichte der Menschheit. Wir stellten uns den ersten Menschen vor, dem aus seinem Töpfer- oder Kalkofen ein Glasfluß herabrann, erinnerten uns des gläsernen Bergs im Märchen des Mittelalters und gedachten des Glaspalastes andrer Märchen, der jetzt eine riesenhafte Wirklichkeit ist. Andere Gedanken tauchten auf, und wir sahen die Geister der Culturgeschichte an jenem einfachen ersten Glasfluß hämmern und schleifen, glühen und gießen, bis aus ihm jene wunderbaren Augen geworden waren, vor denen kein Wunder mehr besteht: das tiefdringende Auge des Mikroskops, mit dem wir nahe dabei sind, zu erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält," das weitreichende Auge des Teleskops, welches die Nebel der Milchstraße in zählbare und meßbare Sterne auflöst. Was sind dagegen die hundert Augen des alten Argus, was ist dagegen das scharfe Gesicht des Mannes im Märchen, der durch sieben

Berge sah! Und was in der ganzen Welt der Mythen und Fabeln läßt sich mit dem Glase vergleichen, welches den ungreifbaren Sonnenstrahl zwingt, uns unsre Freunde, unsre Lieblinge unter den Schöpfungen der Kunst zu malen.

Ein arabisches Sprichwort sagt: „Verachte nicht den Armen. Auch der gemeine Kiesel enthält den Funken, der dir die Nacht erleuchtet." Dieser Spruch hat sich im eigentlichsten Sinn und mehr als im eigentlichsten bewahrheitet. Aus dem unscheinbaren, erdgebornen, in Feuersgluten geläuterten und verklärten Kiesel ist ein Lichtmeer hervorgeströmt, heller, durchdringender, segensreicher und wunderbarer als irgend ein hochadeliger Kohinur, und wäre er so groß wie der Himalaya.

Welches Volk der Prometheus gewesen ist, der uns diese Leuchte brachte, ist unbekannt. Vielleicht waren es die Inder. Vielleicht entlockten es zuerst die Chinesen der Erde, die ja in ihrer Abgeschlossenheit von dem Culturleben des Westens Jahrhunderte lang schon Erfindungen besaßen, welche dieses erst lange nach dem Beginn seiner Mannesjahre entdeckte. Vielleicht auch war das Geburtsland des Glases das wunderreiche Nilland, dessen Gräber uns melden, daß es hier bereits dreizehnhundert Jahre vor den phönizischen Kaufeuten am Belus, aus deren Sodablöcken Plinius das erste Glas hervorblinken läßt, Glasbläser, Glasbecher und Götterbilder von Glas gab. Möglich selbst ist es, daß schon dem uralten Culturvolk, welches den Babelthurm als riesige Sternwarte baute, der Ruhm der Erfindung gebührt, da man in den Ruinen am Euphrat Gegenstände von Glas, ja Glaslinsen gefunden hat.

Gewiß ist allein, daß Theben und Memphis schon im hohen Alterthum Glasfabriken hatten, daß die Griechen erst sehr spät mit dem Glase bekannt wurden, daß die alte Welt das Fensterglas nicht kannte, und daß farbloses Glas selbst noch viele Jahrhunderte nach Christus, wenn auch nicht grade unbekannt, so doch selten war. Die ganze Fabrikation des Alterthums ging auf diesem Gebiet auf die Herstellung von Schmucksachen, auf Verfertigung von Vasen und Bechern, Statuen und Säulen, auf Nachahmung von Perlen und Edelsteinen, und dazu bediente man sich, wenigstens in der Regel, des gefärbten Glases. Die Kunstfertigkeit, welche die Zeit der römischen Weltherrschaft in diesem Bereich entwickelte, ist bis jetzt noch unübertroffen. Dagegen ist keine Kunde aufbehalten, daß damals schon etwas unsern Fernröhren oder Vergrößerungsgläsern Aehnliches in Gebrauch gewesen. Die Römer kannten die vergrößernde Kraft einer mit Wasser gefüllten Glaskugel. Die Brille aber wurde erst im Mittelalter erfunden. Unsre Fensterscheiben waren auch diesem bis zum funfzehnten Jahrhundert noch unbekannt; denn was der Arbeit des heutigen Glasers in den Schlössern und Kirchen dieser Periode einigermaßen entspricht, ist Gegenstand der schmückenden Kunst, wie im Alterthum, nicht Erzeugniß des Bedürfnisses, welches das Handwerk befriedigt.

Die Phönizier mögen frühzeitig auch Glas gemacht haben, sicher aber handelten sie mehr damit, als sie es erzeugten. Sehr wahrscheinlich sind die farbigen Glasperlen und Amulete, die man auf den britischen Inseln, in vorchristlichen Grabmälern in Ostpreußen, in Gottland und auf Bornholm gefunden hat, durch jenes semitische Handelsvolk oder seine Verwandten, die Karthager dorthin gelangt. Aber ebenso wahrscheinlich ist es, daß sie nicht sowol eignes Fabrikat, sondern Erzeugniß ägyptischer Arbeit waren. Auffallend ist, daß die Griechen erst um die Zeit Alexanders des Großen mit dem Glas bekannter wurden. Wenigstens muß es früher sehr selten gewesen sein, weil es sonst unerklärlich bliebe, wenn die Gesandten, die Athen an den Hof des persischen Großkönigs schickte, es als einen Beweis der Herrlichkeit des Hofhalts anführten, daß sie dort aus gläsernen Pokalen getrunken.

Die Römer wurden wahrscheinlich erst zu Ciceros Zeit mit dem Glase bekannt. Die erste römische Glasfabrik wurde unter Tiberius in der Nähe des flaminianischen Circus angelegt, aber noch zur Zeit des Plinius war das Glas kostbarer als Gold. Die unermeßlichen Reichthümer, die aus der ganzen Welt zusammenflossen, ließen trotzdem die Römer dasselbe sehr häufig und im ausgedehntesten Maßstab anwenden. So ließ, — wir folgen von jetzt an den Mittheilungen eines Technologen in Abels „Aus der Natur" *) — z. B. Marcus Scaurus zur Zeit des Pompejus einen Theil des Theaters in Rom mit bunten Glasmassen auslegen. In der spätern Zeit war freilich diese Ausschmückung, namentlich in den Badezimmern und Büchersälen eine allgemeine. Nicht allein der Fußboden, sondern auch die Wände wurden mit marmorartigen Glastafeln belegt. Dergleichen Glasplatten sind auch bei den Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji aufgefunden worden. Die Fenster der Badezimmer versah man mit mattweißem, gepreßtem Glase, während die Wohnungen, selbst die Paläste der Cäsaren immer noch der Glasfenster, die heute dem gewöhnlichsten Hause ein nothwendiges Bedürfniß sind, entbehrten. Ebenso wenig war zu jener Zeit an Glasspiegel zu denken. Diese fehlten zwar nicht in dem Boudoir der eleganten Römerinnen, aber sie waren von polirtem Silber angefertigt und zwar von einem solchen Umfange, daß die ganze Gestalt in Lebensgröße darin sichtbar war.

Man verstand es in jener Zeit die verschieden gefärbten Schalen, Becher und sonstigen Trinkgeräthe mit aufgeschmolzenen erhabenen Figuren zu verzieren. Außerdem hatte man Bälle, Thränenurnen, Schachspiele u. s. w. von Glas. Hierauf war so ziemlich die ganze Kunst der Glasfabrikation viele

*) Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. 12. Band. Leipzig, Verlag von Ambrosius Abel. 1859. Dieser Theil enthält außer dem Aufsatz über das Glas eine Abhandlung über künstliche Edelsteine und eine andere über das Herz und seine Functionen. Das ganze Unternehmen verdient als durchaus gediegen warme Empfehlung.

Jahrhunderte hindurch beschränkt. Mancherlei Ueberreste sind aus dieser Zeit auf uns gekommen. Zu den schönsten Arbeiten gehört z. B. die in dem Grabe des Alexander Severus gefundene berühmte Barberini- oder Portlandvase aus tief azurblauem Glase, mit erhabenen Figuren aus einer weißen opaken Masse verziert. Noch mancherlei andere Urnen und Vasen von Glas, die noch heute wegen ihrer hohen Vollkommenheit unsere Bewunderung erregen, sind uns erhalten; obgleich sie Jahrhunderte hindurch in der Erde verborgen gelegen, hat ihre Schönheit nicht das geringste eingebüßt. Bei manchen ist das Glas nur etwas grünlich angelaufen.

Dabei aber erinnern manche Unvollkommenheiten deutlich an den frühen Culturzustand. Einzelne Theile solcher Gefäße werden öfters gefunden; sie geben Aufklärung über die vielfach verschiedenen Wege, welche die Technik schon in so früher Zeit zu wandeln wußte. Die Ränder, Füße und Henkel bekunden den höchsten Grad der Geschicklichkeit in der sogenannten Stuhlarbeit und doch wieder erkennt man daran ganz einfache Handgriffe, die wol ihrer Vorzüge wegen Nachahmung verdienten. Wie geschickt die Alten in der Preßarbeit waren und besonders welche außerordentliche Gewandtheit sie in der Bearbeitung der Oberfläche besaßen, geht aus den mit faltenförmigen Verstärkungen verzierten, wie aus den mit dem Stichel, dem Schleifrädchen und auf der Drehbank bearbeiteten Stücken hervor.

Das Vollendetste, was die Glasmacherkunst des Alterthums in Bezug auf Färbung des Glases, den Schmelzproceß und das Zusammenfügen verschiedener Theile geliefert hat, sind die Millefioren und Mosaiken. Sie haben meistens als Schmuck und zu jenen kostbaren Gefäßen gedient, welche die Römer mit so vielen Talenten bezahlten und von denen nur einige wenige unbeschädigt auf uns gekommen sind. Beseitigt man die durch den langen Aufenthalt in der Erde entstandene Oxydation, so wird dadurch die zerstörte Farbenpracht vollständig wieder hergestellt. Nicht allein wegen dieser, sondern auch wegen der Dauer, stehen sie immer noch unerreicht da. Bei ihnen bringt selbst die stärkste Weißglühhitze eine kaum sichtbare Veränderung hervor, während die neuern Nachbildungen in der Rothglut zusammenfallen und mitunter selbst nicht den gewöhnlichen Temperaturwechsel ertragen.

Außerdem finden sich unter den römischen Alterthümern Säulen von Glas, deren Länge und Umfang unser Staunen erregt. Und doch heißt es von der römischen Glasfabrikation, daß sie Jahrhunderte hindurch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung verweilt habe, wenn schon ihre Producte mit bedeutenden Preisen bezahlt wurden. Ebenso war ihr Umfang lange Zeit ein sehr unbedeutender; erst im dritten Jahrhundert erstarkte sie so weit, daß sie eine Besteuerung ertragen konnte. Zu dieser Zeit soll der Gebrauch des Glases ein so allgemeiner gewesen sein, daß man von einem römischen Kaiser sagt:

das Glas sei ihm, als zu alltäglich, zuwider gewesen, weshalb er nur aus goldnen Gefäßen habe trinken wollen.

Plinius hat uns die Beschreibung einer Glasfabrik hinterlassen. Eine solche bestand aus mehren nebeneinander liegenden Oefen, die Aehnlichkeit mit denen hatten, in welchen das Kupfer geschmolzen wurde. Zuerst schmolz man in einem derselben zermahlenen Sand, der von der Mündung des Vulturnus herstammte, mit drei Theilen Nitrum (Pottasche oder Soda), dem man Eisenoxyd und Muschelschalen hinzugefügt hatte, zusammen. Nach dem Erkalten brachte man diese Masse in einen zweiten Ofen und hier erst erzielte man ein durchsichtiges Glas, das theils durch Aufblasen oder durch Drehen und Ciseliren wie die Metalle geformt wurde.

Die sämmtlichen Leistungen des Alterthums in diesem Industriezweige können wir ebenso noch heute vollständig überschauen. Der bekannte orientalische Tourist Freiherr H. v. Minutoli hat es sich während des größten Theiles seines Lebens angelegen sein lassen, die bis auf uns gekommenen Ueberreste der antiken Glasfabrikation zu sammeln. Seine Reisen im Orient und im südlichen Europa haben ihm hinreichend Gelegenheit gegeben, eine Sammlung von antiken Gläsern zu Stande zu bringen, die an Vollständigkeit wol kaum von einer andern übertroffen werden dürfte. Da gibt es Glasschlacken — durchsichtige und opake —, Lagen, und überfangene Gläser, Nachahmungen von kostbaren Steinen, Murrhin und Millefioren, bandartig zusammengefügte Gläser, Glasschmuck, Korallen und Halsbänder, Kugeln, griechische, ägyptische, etrurische und römische Gefäße und Gefäßtheile, Gemmen, Cameen und Ringsteine und Glasmosaiken in großer Zahl, zusammen in 620 Nummern.

Die einfachen Glasschlacken nnd Flüsse gewähren insofern ein großes Interesse, als sie auf die Anfänge dieser Kunst zurückweisen und auf die Darstellungsweise hinführen. Ein Theil gibt Aufschlüsse über die zur Färbung benutzten Metalloxyde, ein andrer über die hohe Vollendung der Nachahmnng edler Gesteine und des Bernsteins. Zu dieser Nachahmung trieb der ungeheure Luxus, der in dem allgewaltigen Rom herrschte. Die Marmor- und Edelsteingruben in fast allen bekannten Welttheilen waren dem Luxus, den die Römer in Bauten und andern Kunstwerken, in Geräthen und Schmuck mit der Ausbreitung ihrer Herrschaft immer mehr entwickelten, tributär, aber die Ausbeute reichte nicht aus oder die natürlichen Producte behagten dem Schönheitssinn nicht mehr. Man verlangte nach noch Schönerem und das mußte die Kunst der Menschen liefern. So entstanden jene Nachahmungen, mit denen die Römer ihre Bauten und Werke der Künste und Gewerbe ausschmückten, und welche mit Recht, wie fast alle Schriftsteller jener Zeit übereinstimmend bekunden, die Bewunderung der Zeitgenossen auf sich zogen. Lange hat man

die Ueberreste dieser Kunst für wirkliche Edelsteine und Marmor gehalten und erst ganz neuerdings hat man ihre wahre Natur erkannt. Alle Versuche der Nachbildung unsrerseits sind ohne Erfolg geblieben und selbst das scheinbar Unbedeutendste erregt noch heute die Bewunderung der Fachgenossen.

Plinius berichtet, daß unter der Regierung des Tiberius ein Glas erfunden sein soll, das ebenso dehnbar und biegsam gewesen sei, als Silber und Gold, und sich daher hämmern und schneiden ließ. Ein Architekt nämlich soll nach Vollendung eines prachtvollen Baues zwar von dem genannten Kaiser reichlich belohnt, aber gleichzeitig in die Verbannung geschickt worden sein. Um wieder die kaiserliche Gunst zu erlangen, soll er sich haben angelegen sein lassen, eine außerordentliche Erfindung zu machen. Auf diese Weise gelangte er zu dem merkwürdigen Glase. Mit einem sehr schönen Becher machte er sich auf den Weg nach Rom und überreichte sein Geschenk dem Kaiser, der schon das Machwerk an sich bewunderte. Aber noch höher stieg sein Erstaunen, als der Architekt den Becher mit aller Gewalt zur Erde warf, ohne daß derselbe in Stücken ging. Und als nun gar der Künstler einen kleinen Hammer hervorzog und dem verbogenen Becher durch wiederholte Schläge die frühere Form wiedergab, da bemächtigte sich aller Anwesenden die größte Verwunderung. Tiberius fragte: ob diese Kunst schon Mehren bekannt sei, und als der Künstler mit Nein antwortete, da ließ ihm der Kaiser sofort den Kopf abhauen und die Werkstatt bis auf den Grund zerstören, damit nicht, wie Tiberius befürchtete, Gold, Silber oder die Metalle überhaupt ihren Werth ganz verlieren möchten.

Später haben sich Kunkel und zur Zeit des Cardinal Richelieu auch ein Franzose eifrig, aber vergeblich mit der Auffindung dieses Geheimnisses beschäftigt. Aber trotzdem dürfen wir diese Erzählung des Plinius, die sich auch noch bei andern römischen Schriftstellern findet, nicht ganz in das Reich der Fabel verweisen. An ein hämmerbares Glas ist allerdings nicht zu denken, aber wohl an eine Verwechselung mit einer andern Substanz, die eine mehr oder weniger entfernte Aehnlichkeit mit dem Glase besitzt. Eine solche ist z. B. das geschmolzene Chlorsilber; dasselbe ist fast durchsichtig und dabei auch mehr oder weniger plastisch.

Dagegen ist eine andere Nachricht des Plinius, daß nämlich das Glas bei den Alten gedrechselt worden sei, mit Unrecht bezweifelt worden. Es sind uns Stücke genug erhalten, an denen sich die Drechslerarbeiten sehr deutlich erkennen lassen.

Im höchsten Ansehen standen im Alterthum die sogenannten vasa murrhina, die erst gegen das Ende der Republik nach Rom kamen und hier mit den ansehnlichsten Preisen bezahlt wurden. Zum ersten Mal sah man sie hier beim Triumphzug des Pompejus nach Beendigung des pontischen Krieges.

Für ein Trinkglas, das noch nicht ein halbes Quart faßte, wurden bis über 45,000 Thaler bezahlt, und Nero kaufte sogar einen Pocal für den enormen Preis von 300 Talenten oder 192,000 Thalern, während er für zwei kleine Trinkgefäße von Glas nur 315 Thaler bezahlte. Diese Thatsache veranlaßte Plinius zu der Frage: wie ein Vater des Vaterlandes es über sich gewinnen könne, aus einem so theuern Gefäß zu trinken.

Ueber die Masse, aus der diese kostbaren Gefäße angefertigt, ist vielfach gestritten. Einige Alterthumsforscher, denen aber sehr häufig die naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnisse abgehen, stimmen für Harz, andere für edle Gesteine, wie Jaspis, Onyx, Obsidian; noch andere lassen sie aus den Schalen einer Muschel bereiten und wiederum andere halten die Masse für chinesisches Porzellan. Nach diesen sollen die Parther, von denen die Römer die vasa murrhina einhandelten, auf dem rothen Meere, über das der Handelszug von Indien und China her seinen Weg nahm, Seeräuberei getrieben haben und dadurch in den Besitz der kostbaren Gefäße gelangt sein. In neuerer Zeit hat man die Ansicht aufgestellt, daß diese Kostbarkeiten aus einem opaken Glase angefertigt worden seien. Unter den verschiedenen Gründen, die man zur Unterstützung anführt, findet sich auch der, daß Plinius selbst von einem vitrum murrhinum spricht. Damit wird aber wenig bewiesen; denn noch heute redet man von einem Rubin- und einem Krystallglase, während doch weder der Rubin noch der Bergkrystall wirklich Glas ist. Zudem führt ja Plinius ausdrücklich an, daß die Masse, aus der man die kostbaren Gefäße bereite, aus der Erde ausgegraben werde und zwar an verschiedenen Orten im Orient. Demnach muß man auf ein Mineral schließen. Die weiteren Beschreibungen dieser Gefäße führen auf den Flußspath, der noch heute zu demselben Zweck verarbeitet wird. Bei der großen Geschicklichkeit, die dem Alterthum in der Nachahmung der edlen Gesteine eigen war, ist es sehr wahrscheinlich, daß man auch die vasa murrhina künstlich durch eine Glasmasse nachzuahmen suchte und sicher forderten die enormen Preise, die für diese Geräthe bezahlt wurden, dazu auf.

Durch die Römer wurden die Gallier und Germanen mit dem Glase bekannt. Wie noch heute bei den uncivilisirten Völkern, hielten auch sie den bunten Tand der Perlen und sonstigen Glasgeräthe für kostbare Güter. Zu Plinius Zeiten sollen sogar in Gallien und Spanien Glasfabriken errichtet worden sein. Der allgemeine Verfall der Cultur, der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung hereinbrach, ließ natürlich die Glasfabrikation nicht unberührt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert sank sie immer tiefer herab; die Kunstfertigkeit wurde immer geringfügiger und erst gegen Ende des 13. Jahrhundert blühte die Glasmacherei von Neuem wieder auf, und

zwar auf italischem Boden, aber in einer ganz anderen Art, da die Bedürfnisse der Zeit ja auch andere waren.

Indessen veranlaßte das Christenthum schon frühzeitig eine neue Verwendung des Glases. Um die Frommen bei der Verrichtung ihrer Andacht ganz von dem sündigen Treiben der Welt fern zu halten, verschloß man die kleinen Oeffnungen, die in den Kirchen die Stelle der Fenster vertraten durch bunte Vorhänge. Von wirklichen Fenstern konnte zu jener Zeit wegen des enormen Preises des Glases keine Rede sein. Ueberhaupt waren solche bei dem milden Klima jener Gegenden, in denen die Wiege der Menschheit gestanden hat, auch weniger Bedürfniß, und wo man ein solches fühlte, da verschloß man die Oeffnungen durch Läden. Damit behalf man sich auch lange Zeit in den Kirchen. Noch bis tief in das jetzige Jahrhundert hinein konnte man in der Kirche zu Torcello diese ersten Stellvertreter der heutigen Fenster sehen. Es waren Marmorblöcke, die an starken eisernen Angeln hingen, und damit wurden die Oeffnungen verschlossen, wenn man des Lichtes grade nicht bedurfte. Im dritten Jahrhundert endlich schmückte man die großen Kirchen mit Fenstern, aber nicht von farblosem, sondern von buntem Glase. Man kittete allerlei buntfarbige Glasstücke, wie Johannes Philippinus berichtet, mittelst Gips zu einer Tafel zusammen und verschloß mit dieser die Oeffnungen, welche die Fenster vorstellten. Die Sophienkirche zu Byzanz, der Dom zu Rom, Ravenna waren die ersten, welche man auf diese Art mit Fenstern versah. Im sechsten Jahrhundert schmückte auch der Frankenkönig Childebert im eigenen Lande eine Kirche mit bunten Fenstern. Bischof Wilfred der Jüngere holte 670 für die Peterskirche in York dergleichen Fenster aus Frankreich; dies sind die ersten, die man in England sah. Doch schon wenige Jahre darauf zog der Abt Benedict Männer in das Land, die in der Anfertigung und Zusammenfügung der bunten Glasstücke geschickt waren, um das Kloster und die Kirche zu Wearmouth mit einem solchen Schmuck zu versehen. Der Lateran wurde erst um das Jahr 800 durch Papst Leo den Dritten mit bunten Glasfenstern versehen.

Und wiederum blieben die bunten Glasfenster, die einzigen, welche existirten, durch Jahrhunderte hindurch ausschließliches Vorrecht der Klöster und Kirchen. Wer sich sonst im Innern seiner Wohnung gegen die Einflüsse der Witterung schützen wollte, der mußte die kleinen Oeffnungen mit anderen, wenn auch nicht durchsichtigen, so doch durchscheinenden Substanzen verschließen, um nicht ganz des Lichtes zu entbehren. Hierzu brauchte man in dem ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. in Italien das Marienglas, das vorzugsweise von der Insel Cypern bezogen wurde. Im zweiten Jahrhundert kam dünnes Horn in den Gebrauch und später dünngeschabtes Leder, Pergament oder geöltes Papier.

In den deutschen Klöstern soll bereits im siebenten Jahrhundert die Fabrikation der bunten Perlen und Glasstückchen vielfach betrieben worden sein und von hier soll auch der Gedanke stammen, die teppichartigen Muster der Glasmosaik durch wirkliche bildliche Darstellungen zu ersetzen. Das gab einen neuen Schmuck für die großen Kirchen. Die Wände, Nischen und Kuppeln dienten zur Aufnahme von Scenen aus dem alten und neuen Testament; auf gleiche Weise putzte man auch die Gänge in den Klöstern aus. Aber bald fanden auch die Mächtigen der Erde Gefallen an diesen schimmernden Bildwerken, die ihnen ein stattlicher Schmuck für die Paläste dünkten. Theodorich und Karl der Große ließen Scenen aus der profanen Geschichte, zumeist ihre eigenen Heldenthaten oder die ihrer Vorfahren, in großen Bildern aus buntfarbigen Glasstücken zusammensetzen. Eine solche Arbeit ist uns auf dem Marienburger Ordensschlosse noch erhalten, ein Marienbild, das in der Giebelnische des Ordenshauses angebracht ist.

Die venetianischen Gläser erlangten ihre große Berühmtheit durch die Feinheit des Glases und durch die Schönheit der Formen. Sie nehmen noch heute ein großes Interesse dadurch in Anspruch, daß sie die Uebergänge der antiken Glasmacherkunst zu der modernen bilden. Diese sämmtlichen kunstvollen Arbeiten, von denen man solche, die dem Mittelalter angehören, noch häufig in Sammlungen findet, gewähren durch ihre vollendete Technik, sowie durch die Pracht der Farben, die Einsprengungen und Gold-Incrustationen nicht minderes Interesse, wie die verwandten Ueberreste aus dem classischen Alterthum. In der Musterung kommen sie allerdings nicht immer den antiken gleich, da sie nicht alle oder nicht in allen Theilen den Stempel der höchsten Vollendung an sich tragen, aber dafür sind die Darstellungsweisen bei weitem mannigfaltiger und der Farbenreichthum ein ungleich größerer.

Als etwas Neues treten unter den venetianischen Glaswaaren die Spiegel auf, die hier zuerst verfertigt wurden. Allerdings ließen sich die zu damaliger Zeit gebräuchlichen Metallspiegel, die wenigstens den Vortheil der Unzerstörbarkeit hatten, nicht sogleich verdrängen, aber der Ausdauer und Geschicklichkeit der Venetianer gelang es mit der Zeit doch, daß die auf der Hinterseite mit Metall belegten Glasplatten durch ganz Europa die Oberhand erhielten. Wenn auch Venedig seinen Ruhm nicht in seiner ganzen Ausdehnung bis heute bewahrt hat, so gilt es doch noch immer für einen Hauptort der Glasfabrikation.

Venedig war die Lehrmeisterin für das gesammte Europa; von hier aus verbreitete sich die Glasfabrikation weiter, zunächst nach Böhmen. Den ersten Unterricht ertheilten venetianische Glasmacher; sie fanden sehr gelehrige Schüler, und unterstützt von den vortrefflichsten Materialien brachten es die Böhmen bald sehr weit in dieser Kunst. Zunächst schloß man sich hier, wie im üb-

rigen Deutschland, wo Glasfabriken entstanden, möglichst eng an das Vorbild der Venetianer an, und es scheint, daß lange Zeit wegen der in Deutschland verbreiteten Geschicklichkeit im Glasschleifen und Schneiden, welche von den Venetianern benutzt wurde, ein inniger Verkehr zwischen beiden Ländern unterhalten worden ist. Diese Nachahmungen der ersten Zeit waren vielleicht wegen der der Bearbeitung minder günstigen abweichenden Zusammensetzung der Glasmasse, zwar weniger elegant, aber sie verdienen doch alle Anerkennung, da die Technik eine sehr große Verschiedenartigkeit erkennen läßt, und dann besitzen diese ältesten deutschen Glaswaaren eine ganz eigenthümliche Schönheit. Diese Abhängigkeit konnte indessen nicht lange währen; die Verwendung anderer Materialien, sowie der stets an Ausdehnung zunehmende Gebrauch des Glases, mußte bei den Deutschen mit der Zeit eine wesentlich andere Gestaltung der Fabrikation hervorbringen. Zur höchsten Blüte gelangte die deutsche Glasindustrie in Bezug auf die Weiße des Krystallglases und des feinen Glasschnittes in der Zeit von dem Ende des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Böhmen hat seinen Ruf bis auf die jüngste Zeit bewahrt; die Glasfabrikation hat fortwährend zu den blühendsten Industriezweigen dieses Landes gehört. Zu Anfang unseres Jahrhunderts zählte man hier siebzig Glasfabriken, die mehr als dreitausend Menschen beschäftigten; jetzt beläuft sich die Zahl der Fabriken auf hunderteinundsechzig oder auf vierundfunfzig Procent der Gesammtzahl der Glasfabriken in ganz Oestreich.

Nach Frankreich wurde die Glasfabrikation erst unter Ludwig dem Vierzehnten eingeführt. Colbert hatte die Wichtigkeit dieses Industriezweiges erkannt und nahm ihn ganz besonders in seinen Schutz. Er schickte Franzosen nach Murano, um die Glasmacherkunst zu erlernen und diese hatten dann mehr Glück. Die erste Fabrik wurde 1665 zu Tourlaville bei Cherbourg errichtet; sie bestand bis 1808, machte aber erst, nach mancherlei Wechselfällen, seit 1701 gute Geschäfte. Das Hauptbestreben ging in Frankreich dahin, Venedig das Monopol der Spiegelfabrikation zu entreißen. Dies gelang sehr bald, da schon 1688 Abraham Thévart die Kunst erfand, die Spiegelplatten zu gießen. Bis dahin wurden sie durch Blasen erhalten und konnten daher natürlich über eine mäßige Größe nicht hinausgehen. Während die Länge dieser Spiegel funfzig Zoll nicht überschritt, maßen die ersten gegossenen vierundachtzig Zoll bei funfzig Zoll Breite. Thévart errichtete eine Fabrik in der Straße de Neuilly zu Paris, die später nach St. Gobin bei Lafère verlegt wurde, wo sie noch heute besteht und zu den berühmtesten Spiegelfabriken Europas zählt. Auf der pariser Industrieausstellung von 1855 erregten drei Spiegel dieser Fabrik, die auf fast allen französischen Gewerbeausstellungen

die höchste Auszeichnung erlangte, die Bewunderung der Besucher. Sie erreichten eine Höhe von hundertundfunfzig Zoll auf hundert Zoll Breite.

Ein geringeres Glas scheint jedoch schon früher in Frankreich gemacht worden zu sein. Der Bericht über die französische Ausstellung von 1849 führt eine Fabrik (zu Quiquengrogne im Departement Aisne) an, die bereits seit 1290 bestehen soll. Sie fabricirt heute nur Bouteillen, beschäftigt aber zweihundert Arbeiter. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts übertrug die französische Regierung dem Adel die Glasfabrication als Vorrecht, d. h. nur Adlige von Geburt durften sich als arbeitende Künstler damit beschäftigen. Gleichzeitig waren mit diesem Privilegium noch andere bedeutende Rechte und Vortheile verbunden, wodurch einzelne Familien bedeutende Reichthümer erworben haben sollen. Einen weitern Zweck oder weitere Vortheile scheint diese merkwürdige Maßregel indeß nicht gehabt zu haben, da unter Ludwig dem Vierzehnten, wie wir gesehen, die Sache eine ganz andere Wendung nahm.

In England soll die erste Glasfabrik 1557 angelegt sein, und zwar in der City von London, wo sie noch bis zu Anfange unseres Jahrhunderts bestand. Es liegen aber Beweise vor, daß schon in früherer Zeit in England Glas gemacht worden sein muß. Wahrscheinlich fertigte die Londoner Fabrik nur ein besseres Glas an. Es ist nämlich ein Contract erhalten, den die Gräfin Warwick 1439 mit einem Glaser, John Prudde von Westminster, schloß, in welchem sich letzterer verpflichtet bei einem prachtvollen Grabmal für den Grafen kein in England fabricirtes, sondern zur See eingeführtes Glas zu verwenden. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden durch böhmische Arbeiter in der Umgegend von Newcastle Glashütten errichtet und 1673 zog der Herzog von Bukingham auch Venetianer ins Land, um Spiegel zu fabriciren. Schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhundert wurde das englische Glas ein gefährlicher Concurrent gegen die Venetianer und Franzosen infolge der wohldurchdachten und gesunderen Handelspolitik, die in England befolgt wurde. Die englische Regierung erließ bei der Ausfuhr der Glaswaaren den Fabrikanten nicht allein die Steuer, welche auf den Rohmaterialien lag, sondern bewilligte ihnen noch eine ansehnliche baare Vergütigung, wodurch die Fabrikanten in den Stand gesetzt wurden, auf den auswärtigen Märkten das Glas um fünfundzwanzig und selbst fünfzig Procent billiger zu verkaufen als die Franzosen und Venetianer. Freilich das eigene Land mußte für die Begünstigung des auswärtigen Handels büßen. Die Glasfabrikation für den inländischen Bedarf war mit nicht weniger denn vier verschiedenen Abgaben belegt, die zusammen das Zwei- bis Dreifache des Werthes des Glases betrugen. Diese übermäßige Besteuerung, so wie die Vergütigung bei der Ausfuhr wurden erst neuerdings unter Rob. Peel's Ministerium aufgehoben. In-

dessen scheint das Glas jetzt nicht mehr zu den bedeutenderen Ausfuhrartikeln Englands zu gehören. Die Fabrikation hat namentlich in den mittleren Grafschaften und im südwestlichen Theile des Landes ihren Hauptsitz; in den ersteren ist Birmingham, im letzteren Bristol der Mittelpunkt.

In Schottland erhielt Lord Hay unter der Regierung Jacob des Vierten 1618 auf einunddreißig Jahre das ausschließliche Privilegium der Glasfabrikation für das ganze Land. 1627 trat der Lord sein Recht für eine bedeutende Geldsumme an den Kleiderhändler Robinson in London ab, und dieser überließ es wiederum für zweihundertundfunfzig Pfd. Sterl. an den Viceadmiral Sir Robert Mamfell. Engländer waren es auch, die 1750 unter der Regierung Johann des Fünften die erste Glashütte in Portugall anlegten. Hier sowol wie in Spanien gelangte dieser Industriezweig zu keiner sonderlichen Entwickelung.

Schweden erhielt die erste Glashütte 1641; heute zählt man deren siebzehn und in Norwegen drei. In Nordamerika wurde die erste Glashütte 1790 durch Robert Hewes aus Boston im Walde von New-Hampshire angelegt. Die ersten Versuche mißlangen, ebenso ein zweiter in Boston selbst. Als jedoch 1803 ein Deutscher die letztere Fabrik übernahm und der Staat sich verpflichtete für jede Glastafel eine bestimmte Prämie zu zahlen, machte man binnen kurzer Zeit bedeutende Fortschritte, so daß heute noch das Glas von Boston als das beste in Amerika angesehen wird.

Die allgemeine Verbreitung der Glasfabrikation mußte endlich auch das Fensterglas zu Tage fördern; freilich sehr spät und dabei äußerst langsam fand diese Neuerung Verbreitung und Anwendung. Während die Glasspiegel selbst gegen den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts schon ziemlich verbreitet waren, galten im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert Fensterscheiben noch für sehr große Seltenheiten. Es wird von den Chronisten als besondere Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß um diese Zeit zu Basel bei einigen wenigen Häusern an die Stelle des geölten Papiers oder Horns Glas getreten war. Das Rathhaus zu Zürich hatte noch 1402 statt der Fenster Tuchvorhänge, und die Wohnungen der französischen Könige waren wie die Kirchen mit Fenstern aus buntem Glase verziert. Von dem Herzog von Northumberland, dem Reichsten in England erzählt man, daß er (selbst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) die Fenster seines Schlosses jedes Mal herausnehmen und sorgfältig verpacken ließ, so oft er verreiste. Sogar gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren nur die Hauptgemächer der königlichen Schlösser mit Fenstern aus farblosem Glase versehen. In den Schlössern des Adels und den Häusern der vornehmen Bürger versah Flechtwerk aus Weidenruthen oder feiner Eichenrinde die Stelle der Fenster.

In Wien datiren die ersten Glasfenster aus dem Jahr 1458; in Ungarn

waren sie gegen den Ausgang dieses Jahrhunderts schon ziemlich verbreitet, dagegen aber sonderbarerweise Trinkgläser eine große Seltenheit, die mit sehr ansehnlichen Preisen bezahlt wurden. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren papierne Fenster in Frankreich noch sehr verbreitet; sie fanden sich sogar noch 1750 in den Palästen zu Mailand und Florenz; die ärmern Leute mußten selbst bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Genüge sein lassen mit den oft erwähnten Surrogaten des Glases; ja selbst heute noch finden wir diese nicht allein überall noch hier oder dort vereinzelt in Gebrauch, sondern sogar noch in weiten Länderstrecken. In Italien, wo einst die Glasfabrikation eine so hohe Ausbildung besaß, in Spanien, Griechenland, Rußland u. s. w. vertreten noch heute vielfach geöltes Papier, thierische Blase, dünne Hornscheiben, Marienglas die Stelle des Glases; selbst in China, wo man doch schon in so früher Zeit die Bereitung des Glases kannte, scheint man noch heute das Tafelglas nicht zu kennen. Im Orient findet man nur in den Quartieren der Franken Glasfenster und vereinzelt nur in den Palästen der Großen. Alle übrigen Häuser haben statt der Fenster Holzgitter, die, wie in den ältesten Zeiten, mit den anmuthigsten Mustern geschmückt sind. Im hohen Norden bietet selbst das Eis einen Ersatz für das Glas.

Die ersten Glasfenster waren aus sehr kleinen, runden Scheiben, die in der Mitte bedeutende Erhöhungen hatten, zusammengesetzt. Später kamen sechs- und achteckige oder rautenförmige Scheiben zum Vorschein, die durch bleierne Einfassungen zusammengehalten wurden. Im funfzehnten Jahrhundert treten zuerst die Glaser auf, — Arbeiter, die sich eigends mit dem Schneiden und Einsetzen des Glases befassen. Bei der erstern Arbeit bediente man sich sehr harter Stahlstifte oder des Schmirgels oder eines glühenden Eisens; erst seit dem sechzehnten Jahrhundert kamen die Diamantsplitter in den Gebrauch.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

18. Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1859.

Register.

Jahrgang 1859. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Militärische Tagesfragen.

Die Waldenser Piemonts.

Sardinien ist der einzige constitutionelle Staat des unglücklichen, unter geistlicher und weltlicher Gewaltherrschaft seufzenden Italiens und als solcher hat er die Sympathien aller derer für sich, welche Gesetz und Gerechtigkeit als die Grundsäulen einer jeden staatlichen Einrichtung anerkennen. Vor allem aber müssen wir Protestanten die Regierung Sardiniens darum hochachten, weil dieser Staat in Italien der einzige ist, welcher Religionsfreiheit proclamirt hat und den Protestanten vollkommene Gleichheit vor dem Gesetz und unverkümmerte staatsbürgerliche Rechte gleich den Katholiken gewährt, während in manchem katholischen Lande den Protestanten auf dem Papier, aber nicht in der Praxis Rechte eingeräumt sind.

Jedermann kennt im Allgemeinen die Geschichte der Waldenser Piemonts und was sie seit Jahrhunderten unter der Glaubenstyrannei Roms gelitten haben; wie treu sie demohngeachtet an ihren legitimen Herrschern, den Herzögen von Piemont, hingen, die sie mehr als einmal aus der Gefahr retteten und doch zum Dank für ihre Aufopferung eine nur geringfügige und vorübergehende Erleichterung ihres Schicksals errangen.

Nachdem die grausamen Verfolgungen der Waldenser, in denen Tausende derselben hingeopfert wurden, seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mit größeren und kleineren Unterbrechungen bis zu den Zeiten der französischen Revolution gedauert hatten, ging den Verfolgten ein glücklicherer Stern auf. Doch noch drohten einzelne Blitze; denn als im Jahr 1792 zwischen Frankreich und Oestreich der Krieg erklärt war, schlug sich Piemont auf die Seite Oestreichs. Gegen das Ende dieses Jahres aber war schon Savoyen von Montesquiou und die Provinz Nizza von Anselm erobert und mit Frankreich vereint worden, welches sich zur Republik erklärte. Victor Amadeus der Dritte hatte in diesem Kriege den Waldensern unter Gaudins Anführung die Vertheidigung der Grenzen anvertraut. Die ganze Streitmacht der Waldenser war auf dem Kamme der Alpen gelagert, um den eindringenden Feind abzuwehren, und in ihren Thälern waren nur Greise, Kinder und Weiber zurückgeblieben.

Da gab der Fanatismus den Papisten den Plan ein, eine zweite Bartholomäusnacht zu begehen und die armen protestantischen Familien, deren Beschützer zur Vertheidigung des Vaterlandes fern waren, zu vernichten. Die Liste der Verschworenen zählte siebenhundert Namen. Eine Schar Banditen, in Luzern versammelt, sollte auf ein gegebenes Zeichen sich über die Gemeinden von St. Jean und La Tour werfen und alles mit Feuer und Schwert vertilgen. Das Haus des Pfarrers von Tour, das Kloster Recollets und mehre Häuser der Katholiken staken voll von diesen Blutmenschen.

Allein edle Katholiken hatten sich geweigert, an dem scheußlichen Complot Theil zu nehmen und der Pfarrer von Luzern, Don Brianza, beeilte sich sogar, die Bedrohten von demselben in Kenntniß zu setzen. Auch der Capitän Odetti kam, ihnen Nachricht zu ertheilen und seine Freunde unter denselben zu beschützen.

Boten wurden an den General Gaudin gesandt, um ihn zu bitten, mit seinen Truppen in die Thäler zu kommen. Der wackere General, der an keine solche Niederträchtigkeit glauben wollte, entließ die Waldenser erst, nachdem selbst die Stadtbehörden von La Tour und Villar bei ihm erschienen waren. Im Fluge eilten die vor Zorn über die Niederträchtigkeit knirschenden Waldenser zu den Ihrigen und warfen ihr Gepäck und alles ab, was ihren Sturmlauf hindern konnte. Als die Verschworenen die tapfern Waldenser ankommen sahen, entflohen sie aus dem entgegengesetzten Thor des Klosters Recollets.

Das Namensverzeichniß der Verschwörer wurde dem Herzog von Aosta dem Sohn von Victor Amadeus, übergeben; allein keiner von den Uebelthätern wurde von diesem bestraft, ja er machte dem General sogar noch Vorwürfe und ertheilte ihm seinen Abschied. Desto mehr verehrten die Waldenser den wackern Mann.

Die Franzosen, welche die unglückliche Lage der Waldenser unter ihren Herrschern kannten, suchten sie zu verlocken, allein sie hielten fest an der Treue gegen das Regentenhaus. Und doch brachte dies edle Benehmen die Verleumdung nicht zum Schweigen. Der kranke Commandant der schwachen, unhaltbaren und mit wenigen Truppen besetzten Citadelle von Mirabouc, Namens Meßner, ein Schweizer und Protestant, wurde erschossen, weil er den Platz hatte übergeben müssen. Einer der Ordonnanzoffiziere des im Commando auf Gaudin gefolgten Frosti, ein Waldenser, wurde unschuldig des Verraths angeklagt und zum Tode verdammt. Die beiden höchsten Offiziere des Schweizermilitärs, der Oberst Maranda und der Major Goant, wurden ins Gefängniß geworfen; denn das tyrannische piemontesische Gouvernement wurde in dem Grade mißtrauischer, je mehr die Gefahr wuchs. Der General Zimmermann, der alte Oberste der Schweizergarden in Paris, der dem Blutbad entgangen und in sardinische Dienste getreten war, obgleich Katholik, forderte

für die Waldenser die bürgerlichen und politischen Rechte, welche ihnen Frankreich angeboten hatte, und der Herzog von Aosta übernahm es, seinem Vater die Forderung des edlen Mannes vorzulegen. In dem Antwortschreiben versprach er, nach rühmlicher Erwähnung der der Krone von Seiten der Waldenser stets bewiesenen Treue und ihrer Tapferkeit, denselben nach dem Kriege alles zu verwilligen, was sich mit der Einrichtung des Staats vereinbaren lasse!! — Erlaubt wurde den Waldensern, unter den Ihrigen als Aerzte zu fungiren; es wurde versprochen, fiscalische Mißbräuche abzuschaffen und es sollten den Waldensern nicht mehr ihre Kinder in unreifem Alter weggenommen werden, um sie katholisch zu erziehen! Nach Beendigung des Krieges sollten die Waldenser noch besondere Zeichen des speciellen Schutzes des Regenten erhalten. Als aber die Gefahren für dies Mal vorüber waren, trat die frühere Härte gegen die tapferen Vaterlandsvertheidiger wieder ein; die Vorstellungen des Generals Zimmermann fruchteten nichts.

Auf Victor Amadeus war der Herzog von Aosta, unter dem Namen Karl Emanuel der Vierte, gefolgt, und an diesen richteten nun die Waldenser ihre Bitten um Abhilfe der Bedrückungen. Allein die Minister antworteten abschläglich; die Reaction stieß abermals die Waldenser zurück, sobald man nicht mehr ihrer Waffen bedurfte.

Erst als die Monarchie durch die Errichtung der ligurischen und der cisalpinischen Republik mit neuen Gefahren bedroht wurde, änderte sich wieder die Sprache des Hofs, und die Waldenser erhielten mit den Katholiken beinahe gleiche Rechte als Bürger.

Als Napoleon Italien jedoch verlassen hatte und der Thron Sardiniens wieder befestigt schien, fing man bereits wieder an, die Bitten der Waldenser abzuschlagen. Neue Drohungen eines Kriegszugs von Seiten Frankreichs hatten eine abermalige Aenderung der Sprache des Cabinets gegen die Waldenser zur Folge. Dieses wetterwendische Benehmen brachte die Regierung um alle Achtung. Ruhmlos legte Karl Emanuel die Krone nieder und begab sich nach Cagliari.

Unter Suwarow drang eine russische Armee in Piemont ein. Verwundete Franzosen und Invaliden, die Ueberreste der Armee von Verona, wichen vor den Russen zurück und langten auf Wagen geschichtet in dem hilfsbedürftigsten Zustande in La Tour an. Ein blinder Lärm, daß die Kosaken nahten, scheuchte die Wagenführer mit ihren Wagen in die Flucht und die armen Kranken und Verwundeten mußten sich zu Fuß nach Marguerit schleppen, wo sie Halt machten und dann am Abend in Bobi anlangten. Der ehrwürdige Pfarrer daselbst, Emanuel Rostan und seine Pfarrkinder retteten sie. Ein Tagesbefehl des Obergenerals der französischen Armee ehrte diese That und erzählte, wie Rostan die Thalbewohner aufrief, die dreihundert verwundeten oder

kranken Franzosen auf ihren Schultern über die Grenze zu tragen. „Diesem Aufruf," hieß es, „wird sogleich Folge gegeben. Man übersteigt den Col la Croix, eine der längsten und schwierigsten Alpenhöhen, die noch von Schnee bedeckt ist. Nach einem zehnstündigen, beschwerlichen Marsch gelangt man ins erste französische Dorf, wo die Kranken abgeliefert werden. Sie vergaßen ihre Leiden, um ihre Retter zu segnen und die Bewohner des jenseitigen Thales Luzern kehren nach dieser über alles Lob erhabenen That zu ihrem Herde zurück u. s. w."

Diese edle That wurde aber den Waldensern von ihren piemontesischen Feinden zum Verbrechen gemacht und auch Suwárow erließ an sie eine sehr drohende Proclamation.

Die Russen rückten in Pignerol ein. Appin, welcher später in Frankfurt a. M. als Prediger fungirte, rettete durch sein muthiges Benehmen die Waldenser vor den Gefahren einer Plünderung und erhielt von einem commandirenden russischen Offizier sogar die Erlaubniß, Patrouillen zum Schutz errichten zu dürfen. Unter den größten Gefahren machte sich Appin abermals auf den Weg ins russische Hauptquartier, da nur ein untergeordneter Befehlshaber ihm, wenn auch schriftlich, seine Zusagen ertheilt hatte, und erhielt von dem Fürsten Bagration die Bestätigung derselben. Es war die höchste Zeit; denn schon sammelten sich fünf- bis sechshundert Menschen mit Stricken, Säcken u. s. w. und verlangten Waffen, um die Barbets (der Schimpfname der Waldenser) zu plündern und sie zu ermorden. Kroaten trieben sie auf Befehl Bagrations auseinander. Appin hatte sich ihm mit seinem Kopf für die ruhige, gesetzmäßige Haltung der Bewohner des Thales Luzern verbürgt.

Ein Waldenser, Namens Maranda, hatte in Frankreich eine Schar Freiwilliger geworben, mit welcher er die Kosaken angriff, allein zurückgeworfen wurde. Die Waldenser sollten mit ihnen, sagten ihre Feinde, im Einverständniß sein und so wurden ihre Deputirten verhaftet; einige von ihnen hatten die Flucht ergriffen. Appin rechtfertigte die Seinigen gegen die papistischen Anklagen und bewies ihre Lügenhaftigkeit.

Napoleon war aus Aegypten zurückgekehrt und die Schlachten bei Montebello und Marengo waren geschlagen. Ganz Piemont nebst der Lombardei fiel in die Hände der Franzosen. Die Siege, an denen die Waldenser keinen Theil hatten, verschafften ihnen zuerst eine Stellung, wie sie sie vorher nie eingenommen, noch je geahnt hatten; sie wurden politisch gleichberechtigte Bürger und niemand hinderte sie mehr an der freien Ausübung ihrer Religion, für welche sie seit Jahrhunderten gekämpft und geblutet hatten.

Nach Karl Emanuels Abdankung trat nämlich eine provisorische Regierung in Piemont ein, welche der Kirche alle weltliche Macht nahm und das Civilgesetz proclamirte. Aller Unterschied der Rechte und Pflichten zwischen

Bürgern und Bürgern, zwischen Katholiken und Protestanten wurde aufgehoben. Appin erhielt den Titel eines Municipaloffiziers und die Nationalgarde des Thales Luzern leistete in Tour den Eid der Treue. Selbst der Erzbischof von Turin, obgleich er die kirchlichen Zehnten eingebüßt hatte, empfahl Ordnung und Toleranz.

Nachdem Piemont 1799 in Departements eingetheilt worden und die Waldenserthäler zum Podepartement geschlagen worden waren, wurde die Verwaltung desselben einer Centralcommission untergeben, in welche Geymet, der Moderator der Waldensertafel, gewählt wurde. Später wurde er zum Unterpräfecten in Pignerol ernannt.

Seit die Waldenser französische Unterthanen geworden waren, erhielten sie von England aus keine Unterstützung zur Besoldung ihrer Prediger mehr, und daher geriethen diese in die größte Noth, so daß die Gemeindemitglieder, die bei der großen damals herrschenden Theurung selbst kaum zu leben hatten, für sie Nahrungsmittel erbetteln mußten. Die Executivgewalt Piemonts verminderte daher in wohlwollender Absicht (aber in der Folge zeigte sich das Verderbliche derselben) die katholischen Pfarreien in den Thälern der Waldenser von 28 auf 13 und wies das Einkommen den Waldensern zu.

Als Napoleon nach Mailand ging, um die eiserne Krone auf sein Haupt zu setzen, empfing er in Turin auch eine Deputation der Waldensertafel. „Sind Sie einer der protestantischen Geistlichen dieses Landes?" fragte Napoleon den Wortführer derselben, Peyron, der an die Stelle Geymets getreten war. — Ja, Sire, ich bin Moderator der Waldenserkirche. — „Gehören Sie unter die Schismatiker der römischen Kirche?" — Nein, wir sind keine Schismatiker, sondern wir bilden eine abgesonderte Kirche. —

Darauf änderte Napoleon schnell, wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, den Gegenstand der Unterhaltung und fragte: „Hat es nicht unter Ihnen tapfre Männer gegeben?" — Ja, Sire, den Pastor und Obersten Arnaud, welcher unsere Väter wieder in ihre Heimath geführt hat. — „Ihre Berge sind die besten Vertheidiger, die Sie nur haben können. Cäsar gelang es nur mit Mühe, sie zu übersteigen. Ist, was man über Arnauds Rückkehr berichtet, alles wahr?" Ja, Sire, aber wir glauben fast, daß unser Volk von der göttlichen Vorsehung beschützt worden ist. — „Seit wann bilden Sie eine unabhängige Kirche?" — Seit Claudius, Bischof von Turin, gegen das Jahr 820. — „Welche Besoldung empfangen Ihre Geistlichen?" — Wir haben gegenwärtig gar keine feste Besoldung. — „Empfingen Sie nicht eine Pension von England?" Ja, Sire, die Könige von England sind stets bis auf die neuesten Zeiten unsre Beschützer und Wohlthäter gewesen. — „Und jetzt?" — Die Unterstützung hat, seit wir die Unterthanen Ew. Majestät sind, aufgehört. — „Ist für Sie nicht die Organisation eingetreten?" — Nein Sire. — „Reichen

Sie ein Memoire ein und schicken Sie es nach Paris, und die Organisation soll Ihnen auf der Stelle die nöthigen Mittel schaffen."

So berief denn der Moderator, in seine Thäler zurückgekehrt, eine Versammlung der Geistlichen nach St. Jean zu einer Berathung, und es wurde an den Cultusminister eine Petition aufgesetzt, um die kirchliche Organisation zu erbitten, und zweitens wurde ein Organisationsplan für die Waldensergemeinden selbst eingereicht, welche in fünf Consistorialdistricte getheilt werden sollten, um ihnen das Recht zu mehren, besondere Synoden zu halten.

Auch an den Minister des Innern und der Finanzen wurde ein gleiches Memoire eingesandt, besonders um ihn zu bitten, daß die Regierung den Waldenserpredigern und ihren Unterrichtsanstalten das ihnen entzogene Nationaleigenthum als Fond anweisen möchte, aus welchem die Besoldungen flössen.

Der Präsident des pariser Consistoriums entschied, daß die Waldensergemeinden nur drei Consistorien zu bilden hätten; die Prediger könnten ferner, in Rücksicht der Volkszahl in ihren Thälern, nur in die dritte Besoldungsclasse gesetzt werden; denselben die Nationalgüter zur Besoldung zu überlassen, würde sich thun lassen. Man habe den Präfecten des Podepartements aufgefordert, genaue statistische Nachweisungen über die Waldenserthäler zu liefern.

So schien sich die Sache in die Länge ziehen zu wollen. Als daher Napoleon von der Krönung in Mailand zurückkehrte, eilte der Moderator der Waldensertafel nach Genua und erhielt bei demselben eine neue Audienz, welche zur Folge hatte, daß die Waldenserprediger nach der Ankunft Napoleons in Paris sofort ihre frühere Besoldung erhielten, unbeschadet der ihnen vom Staate versprochenen Einkünfte. Alle Prediger wurden in ihrem Amte bestätigt, und es gereichte den Waldensern zu hoher Freude, daß auch Geymet Unterpräfect blieb.

Das furchtbare Erdbeben vom 2. April 1808 (ein Zeitgenosse sagt, daß binnen zwei Jahren 15—16,000 Erderschütterungen gespürt worden seien) brachte den Waldensern, welche anfingen, sich ihres glücklicheren Zustandes recht zu freuen, unsägliches Unglück; denn aller Handel und jedes Gewerbe stockte; man baute aus Furcht nicht die Aecker und jeder war nur bemüht, das armselige Leben zu retten. Allein nach wenigen Jahren traf die Waldenser ein viel größeres Unglück. Napoleon wurde gestürzt, der wiener Congreß vergrößerte das Königreich Sardinien durch die Einverleibung der Republik Genua in dasselbe, aber die Waldenser sanken wieder in das alte Joch zurück. Denn nachdem Victor Emanuel der Vierte 1814 von der Insel Sardinien durch eine englische Flotte abgeholt worden war und Peyran und Appin, von den Waldensern zu Deputirten gewählt, um den König zu beglückwünschen, sich in Genua einfanden, wurden sie nicht vorgelassen, sondern mußten ihre Bittschrift, in welcher sie Victor Emanuel baten, er möge ihnen

eine gleiche Behandlung wie seinen übrigen Unterthanen angedeihen lassen, dem englischen General Bentink überreichen. Trotz der Empfehlung desselben that der neue König grade das Gegentheil von dem, was die Waldenser baten: er erließ noch vor seiner Ankunft in Turin ein Edict, durch welches alle alte Maßregeln der Intoleranz und Zurücksetzung wieder in volle Kraft traten. Die Waldenser sollten an katholischen Festtagen nicht arbeiten, sollten keine Güter außerhalb der Thäler erwerben, die Katholiken sollten in ihrem Gemeinderath, selbst wenn sie die Minderzahl ausmachten, die Majorität bilden u. s. w.

Da man so die Waldenser in einen Zustand zurückzuversetzen drohte, welcher dem Geist des Jahrhunderts Hohn sprach; so sandten sie an den König eine neue Deputation, weil sie hofften, wenn sie ihn an den wohlwollenden Brief seines Vaters an sie erinnerten, er werde vielleicht doch dessen Versprechungen erfüllen. Die Deputation erhielt am 28. Mai 1814 Audienz beim König. Er nahm sie zwar wohlwollend auf und hatte auch vielleicht wirklich gütige Gesinnungen, allein der katholische Klerus, welcher die Waldenser nur noch mehr haßte, da die französische Regierung sie durch Aufhebung von katholischen Pfarreien u. s. w. begünstigt hatte, und welcher den König ganz beherrschte, stellte sie diesem als Rebellen dar, die unterdrückt, statt begünstigt zu werden verdienten. So wurde, wie einer der Deputirten sich ausdrückt, die Petition zerrissen, und alsbald erfolgte der Befehl, daß die Nationalgüter von den Waldensern der Regierung zurückgegeben werden sollten. Darauf ließ man auch die von diesen neuerbaute Kirche zu St. Jean schließen, und sie mußten ihren Gottesdienst wieder in der alten verfallenen Kirche zu Chiabas halten, welche sich innerhalb der Grenze von Angrogne befand. Der einzige Gewinn von der Gesandtschaft war für die Waldenser der Erlaß eines königlichen Patents, durch welches ihnen die bis zum Jahre 1794 genossenen Vergünstigungen, aber auch mit allen möglichen Beschränkungen von ehemals, garantirt wurden.

Die Entziehung aller Quellen, aus welchen die Besoldungen ihrer Geistlichen geflossen waren, und die neuen Hindernisse, welche man ihren Religionsübungen in den Weg legte, veranlaßten die Waldenser zu der Absendung einer dritten Deputation. Diese sollte den Gebrauch der Kirche zu St. Jean, ferner die Erlaubniß, die Besitzthümer behalten zu dürfen, welche die Waldenser unter der vorigen Regierung außerhalb ihrer Grenzen erworben hatten, so wie eine Schadloshaltung für die Einbuße an Nationalgut zur Besoldung ihrer Geistlichen reclamiren. Der König schien nicht abgeneigt zu sein, schob aber seinen Bescheid hinaus.

Der englische Gesandte versprach, ihr Gesuch zu unterstützen; allein die alten Feinde erhoben stets ihre gewöhnlichen falschen Anklagen gegen sie, und

so wurde am 4. Jan. 1815 ein Edict publicirt, durch welches alle frühern Gesetze wieder in Kraft gesetzt wurden. Vergebens erneuerten die Waldenser ihre Vorstellungen.

Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war und die Könige von neuem vor ihm zitterten, bemühten sich die Hofschranzen und die römische Priesterherrschaft, den König glauben zu machen, die Waldenser würden Napoleon zufallen und Unruhen erregen, weil sie von ihm so begünstigt worden wären; nur der edle Graf Brotti nahm sie in Schutz und verbürgte ihre Treue. Und sie bestätigten durch ihr Verhalten seine Meinung von ihnen. Denn trotzdem daß ihre Geistlichen nur größtentheils von den freiwilligen Gaben ihrer Pfarrkinder leben mußten, weil die englische Unterstützung nur vermindert seit dem Jahre 1814 wieder gezahlt wurde, und trotzdem daß Waldenser, welche unter französischer Herrschaft auch nur den kleinsten Posten eingenommen hatten, abgesetzt wurden, wankten die wackeren Männer doch nicht in ihrer Treue gegen den undankbaren König. (Auch Geymet wurde abgesetzt, obgleich er sich in seiner dreizehnjährigen Amtsführung selbst die Achtung der Katholiken erworben hatte. Arm, wie er gewesen, schied er aus seinem Amte, und verwaltete fortan bis zu seinem 1822 erfolgten Tode die Stelle eines Lehrers an der lateinischen Schule mit einem Gehalt von höchstens siebenhundert Franken.)

Nach dem Befehl der Regierung mußten die Waldenser die Güter wieder herausgeben, welche sie bei der Aufhebung der katholischen Pfarreien in ihren Thälern unter französischer Herrschaft erhalten hatten; allein damit war der katholische Klerus nicht zufrieden, sondern verlangte auch noch für die Nutznießung derselben die entsprechende Summe. In der Besprechung über diesen Gegenstand vor dem Intendanten der Provinz Pignerol, dem oben erwähnten Grafen Frotti, ging es hart her. Endlich trat der jüngste katholische Geistliche auf und sprach: „Die Waldenser haben nicht nur gesetzmäßig die Güter innegehabt, da sie dieselben von der damals in Piemont anerkannten Regierung bekommen hatten, sondern sie haben dieselben auch wohl verwaltet, wie die uns vorgelegten Rechnungen beweisen und sie uns also in gutem Zustand erhalten; wir dürfen also nichts mehr von ihnen fordern.“ Diese freimüthige Erklärung machte dem Streit ein Ende.

Nochmals wendeten sich nun die Waldenser an den König um Hilfe gegen die Noth ihrer Geistlichen, welche Hunger litten; allein die Antwort des Ministers war keine günstige, und nur nach längeren Bemühungen gelang es dem englischen Gesandten, den König für bessere und weisere Maßregeln zu stimmen. Der König versprach in einem Edict, für den Unterhalt der Geistlichen der Waldenser sorgen zu wollen, auch sollten sie die außerhalb ihrer Grenzen erworbenen Besitzungen behalten dürfen; ferner sollten die

Protestanten künftig Ingenieure, Architekten, Mediciner u. s. w. werden können.

Kurz darauf kam der König ganz von den Vorurtheilen zurück, welche man ihm bislang gegen die Bewohner der Thäler einzuflößen bemüht gewesen war, und erlaubte ihnen, ihren Gottesdienst wieder in der im J. 1807 erbauten und 1814 geschlossenen Kirche zu St. Jean zu halten.

Eine 1816 angestellte Volkszählung in den Thälern ergab, daß in denselben 10,975 Protestanten und 4075 Katholiken lebten.

An den politischen Ereignissen des Jahres 1821, welche die Abdankung Victor Emanuels des Vierten zu Gunsten seines Bruders Karl Felix herbeiführten, nahmen die Waldenser nicht Theil. Sie sandten an den neuen König indeß eine Deputation, die aber nicht zur Audienz gelangte. Karl Felix sprach: „Man sage ihnen, daß ihnen weiter nichts fehlt, als daß sie nicht katholisch sind!"

So konnten die Unterdrückungsmaßregeln gegen die Protestanten, die nun erfolgten, nicht Wunder nehmen. Die in Pignerol ansässigen Waldenser empfingen den Befehl, das Land binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen, und nur auf Verwendung Preußens und Englands wurde ihnen der fernere Aufenthalt gestattet. Jedoch wurde ihnen nicht erlaubt, in Turin eine Schule zu errichten, und wenn ein Waldenser außerhalb der Thäler gestorben war, mußten seine Erben fünfhundert Franken bezahlen, um seinen Leichnam der Schmach eines unehrlichen Begräbnisses zu entziehen.

Im J. 1828 empfingen die Notare der Provinzen Saluzzo und Pignerol eine vertrauliche Mittheilung, durch welche es ihnen untersagt wurde, irgend einen Act vorzunehmen, durch welchen ein Waldenser ein Eigenthum außerhalb der alten Grenzen erwerbe. Auch die Mischehen und die Ehen zwischen solchen, welche in dem von der römischen Kirche (was ging die Waldenser diese an?) verbotenen Grade verwandt waren, wurden aufs neue streng untersagt; kurz der Papismus gewann wieder die Obergewalt und die Vergangenheit hatte für den Augenblick die Neuzeit völlig zurückgedrängt.

Im Jahre 1833 verbot man bei zwei- bis fünfjähriger Gefängnißstrafe das Einbringen von Büchern u. s. w., welche gegen die Principien der katholischen Religion, der Moral oder des monarchischen Princips verstießen. (Also durften die Protestanten auch keine für sie geschriebenen Religions- und Unterrichtsbücher mehr von auswärts einführen und im Lande durften keine gedruckt werden.) Außerdem empfing der Statthalter von Pignerol eine geheime Instruction, die freien Tendenzen der Thalbewohner zu überwachen.

Dieser Statthalter war aber der bekannte Schriftsteller, Alberto Notta, welchem der König von Preußen für die humane Behandlung der Waldenser den rothen Adlerorden ertheilte, und dieser Mann leistete der Regierung durch

sein Benehmen bessere Dienste, als wenn er streng verfahren wäre. Er berief die ihm als verdächtig bezeichneten Personen zu sich und überzeugte sie, daß es in ihrem eigenen Interesse läge, keinen Anstoß zu erregen. Und dies half. Im Jahre 1831, den 17. April, bestieg Karl Albert den Thron von Sardinien; allein seine Regierung ging noch geraume Zeit im alten Gleise. Denn im Jahre 1841 gelangte wieder an die Waldenser eine Aufforderung, sich ihrer Besitzungen außerhalb der ihnen von den alten Gesetzen vorgeschriebenen Grenzen binnen einer festgesetzten Frist zu entäußern. Die von dieser Maßregel Betroffenen wendeten sich mit einer Bittschrift an die Regierung und der Senat zu Turin entschied dahin, daß die Waldenser in dem Besitz derjenigen Güter bleiben sollten, welche bereits vor dem 17. April 1831, als dem Zeitpunkt, wo Karl Albert den Thron bestiegen hatte, in ihrem Besitz gewesen wären. Eine neue an die Regierung eingereichte Bittschrift führte aus, daß die alten Grenzen wegen der gewachsenen Bevölkerung jetzt viel zu eng wären und daß man daher den Waldensern gestatten möchte, alle außerhalb erworbene Besitzungen zu behalten. Allein diese Bitte fand kein Gehör, sondern der Minister hielt die Entscheidung des Senats aufrecht.

Da entwarf mit Erlaubniß der Regierung die Waldensertafel eine genaue Statistik der Thäler, um zu beweisen, daß sie in zu enge Grenzen eingeengt wären. Diese Darlegung der Sachverhältnisse erwirkte endlich für die Waldenser die Erlaubniß, auch das nach dem Jahre 1831 außerhalb der Thäler erworbene Grundeigenthum zu behalten, wenn sie bei der Regierung um eine besondere Ermächtigung dazu einkämen.

Endlich aber schlug für die Waldenser wieder die Stunde der Befreiung von allem sowol weltlichen als geistlichen Druck. Denn noch bevor die Stürme des Jahres 1848 daherbrausten, hatte Karl Albert aus freier Entschließung und ohne alle äußere Röthigung seinem Volk eine Constitution zugesagt. Die Strenge der alten Verordnungen gegen die Waldenser war bereits durch die persönlichen Maßregeln des seine Zeit begreifenden Königs außer Kraft gesetzt und auch der römische Klerus änderte gegen sie sein System der Verfolgungen. Nur noch durch Schriften suchte er sie zu bekämpfen und es erschienen die „Pastoralbriefe“, auf welche einige Geistliche der Waldenser antworteten. Doch circulirten diese Widerlegungen nur im Manuscript unter den Waldenserfamilien. Die Briefe hatten kein Resultat und die Aufgeklärten gaben den Waldensern Recht.

Der König konnte sich indeß den Anforderungen des Klerus zu einer öffentlichen Demonstration nicht entziehen, und so willigte er, im Jahre 1844, als Großmeister des Ordens des heiligen Mauritius und Lazarus, ein, persönlich der Einweihung der Kirche der neuen Congregation zu Tour beizuwohnen, die unter Anrufung dieser Heiligen vor sich ging.

Schon war nach Tour der Befehl gekommen, für Einquartierung der Linientruppen, welche den König als Leibwache begleiten sollten, Quartier zu machen: da traf auf einmal die frohe Nachricht ein, daß der König befohlen habe, die Garden sollten ihm nicht folgen; er hätte, habe er gesagt, derselben in der Mitte seiner Waldenser nicht nöthig.

Und so geschah es; das Militär ging nach Pignerol zurück. Die Marquis von Luzern und von Angrogne baten den König, sich von dem Waldensermilitär empfangen zu lassen. Obgleich er nun nur zur Feier einer katholischen Ceremonie erschienen war, so gewährte er doch die Bitte. Und so bildeten alle wehrhafte Männer der Thäler Luzern, Angrogne und Prarusting beim Einzug Karl Alberts, der sich unter feierlichem Schweigen nach der neuen katholischen Kirche begab, ein Spalier. Während der König seine Andacht verrichtete, hatten sich die Waldenser auf den Straßen von Luzern aufgestellt und empfingen ihn nun bei seiner Rückkehr mit nicht enden wollenden Freudenrufen.

Lebhaft ergriffen von diesem herzlichen Empfang ließ Karl Albert, vor den Thoren des Palastes von Luzern stehend, die Waldensercompagnien nach ihren Communen und mit ihren Fahnen vor sich vorüberziehen und grüßte jede Fahne. Mit freundlichem Lächeln bemerkte er es, wenn ein Fahnenträger, nicht zufrieden, seine Fahne vor ihm zu senken, ihn auch noch durch Abnahme seines Hutes grüßte. — Welch eine Veränderung im Vergleich mit den ersten Regierungsjahren des Königs, namentlich aber mit dem Zustand der Waldenser unter Karl Felix!

Auch die Beamten der Waldensertafel erfreuten sich beim König eines gnädigen Empfangs; er gab sich dem Volk der Waldenser ganz hin und nahm keine andere Deputation an. Vor seiner Abreise händigte er dem Syndicus von La Tour ein reiches Geschenk für die Armen beider Confessionen ein. Auf seinem Wege loderte ein Kranz von Freudenfeuern auf den Bergen ringsumher. — Am Eingang des Schlosses in La Tour ließ er ein Brunnenmonument mit der Aufschrift errichten: „König Karl Albert dem Volke, welches ihn mit so großer Liebe empfing. 1845. Auf dem Rückweg sprach der König: „Niemals werde ich die Liebesbezeugungen der Waldenser vergessen, welche dem Thron von Savoyen noch dieselbe Treue bewahrt haben, durch welche sich einst ihre Vorfahren auszeichneten."

So bot die Einweihung einer der Waldenserkirche ursprünglich feindlichen Anstalt, statt die Besorgniß, welche sie zuerst bei ihnen hervorgerufen hatte, zu rechtfertigen, den Waldensern vielmehr eine Bürgschaft von Glück und Schutz unter ihrem freisinnigen, aufgeklärten König.

Welche gründliche Veränderung in der ganzen Staatseinrichtung vorgegangen war, das bewies am schlagendsten der Umstand, daß der Oberst

Beckwith, ein Wohlthäter der Waldenser, ein Invalid, welcher mehr als einmal in Gefahr stand, durch niedrige Kabalen aus dem Lande verwiesen zu werden, weil er Aufklärung verbreitete und den ein Bischof in einem Journalartikel „den Abenteurer mit dem hölzernen Beine“ nannte, vom König den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus erhielt.

Die Waldenser, unter welchen dieser Oberst Beckwith ein Engel des Segens war, feierten seinen Namen unter anderem durch eine Inschrift über einer der vielen durch seinen Edelmuth gegründeten Schulen, welche lautet „Der Name des Obersten Beckwith werde von allen, welche hier eintreten, gesegnet! — Das ganze Land wiederholte in seinem Herzen diese Worte.

Was der König bisher gleichsam nur privatim für die Waldenser gethan hatte, das gewann im Jahre 1847 öffentliche, gesetzliche Gestalt. Denn gegen das Ende dieses Jahres begannen die lange schon von Karl Albert erwogenen socialen und politischen Reformen ins Werk gesetzt zu werden: die Reform des gerichtlichen Verfahrens, bei welchem statt der bisherigen schriftlichen Procedur das mündliche Verfahren eintrat; die Bildung von Geschworenengerichten und die Aufhebung der exceptionellen Gerichtsbarkeit; und am 22. November 1847 wurde das Gesetz über die Gemeinde- und Provinzialräthe erlassen, durch welches die Wahl der Waldenser nicht weiter beschränkt war. Die Bildung der Nationalgarde ging unmittelbar darauf vor sich.

Der Marquis von Azeglio, welcher später Minister wurde, setzte damals seinen Namen an die Spitze einer Petition, welche die vollständige Emancipation der Waldenser und der Juden bezweckte. Er wendete sich deshalb in einem Rundschreiben an alle Bischöfe des Königreichs, um sie für diese Maßregel zu gewinnen; und man muß lobend anerkennen, daß mehre derselben sich nicht abgeneigt zeigten.

Später richtete der edelmüthige Marquis seine Bitte an den König selbst, welcher sich einige Tage nachher eine Petition der Waldenser anschloß. Der öffentliche Geist unterstützte diese Schritte. Denn bei einem patriotischen Festmahl am 12. December zu Pignerol erhob sich der Advocat Audostredi und sprach: „An dem Fuße dieser auf uns herabschauenden Gebirge leben zwanzigtausend unserer Brüder, welche des Bürgerrechts beraubt sind und gleichwol sind sie gebildete, arbeitsame Männer, stark an Armen und Herzen wie alle andere Italiener. An uns ist es, unsere Stimme zu ihren Gunsten zu erheben; an uns, ihren nächsten Brüdern, zu verlangen, daß das Vaterland für sie eine echte und keine Stiefmutter sei; an uns, zuerst zu rufen: „Es lebe die Emancipation der Waldenser!“ Mit Enthusiasmus wiederholte die ganze Versammlung diesen Ruf.

Zwei Wochen später fand ein ähnliches Festmahl zu Turin statt. Der Kapellan der protestantischen Gesandtschaften hielt auf demselben eine Rede

ähnlichen Inhalts. Ganz Piemont und sogar Sardinien theilten diesen patriotischen Aufschwung des Fortschritts. Derselbe stützte sich aber vornehmlich auf das edle Versprechen Karl Alberts, seinem Volk eine Constitution zu geben, so wie auf die liberalen Reformen, welche der neue Papst, Pius der Neunte, in seinen eigenen Staaten damals einleitete.

Das Statut, oder die „constitutionelle Charte" des Königreichs Sardinien wurde am 8. Februar 1848 publicirt. Sie setzte eine Wahlkammer und sehr freisinnige Bedingungen der Wählbarkeit ihrer Mitglieder fest. Der Enthusiasmus war ein allgemeiner, und die Waldenser theilten ihn, obgleich sie immer noch, gemäß den alten Edicten, nur eine geduldete Partei waren.

Die Freiheit der Presse gestattete indeß der öffentlichen Meinung, sich für deren Emancipation allgemein auszusprechen, und bald verbreitete sich in der Hauptstadt das Gerücht, daß ein Edict in diesem Sinn erlassen werden würde. Dies geschah den 16. Februar 1848 gegen Abend. Sogleich strömten Tausende unter den Fenstern des Repräsentanten der Waldenserthäler, Amadeus Bert, Pfarrers der Gemeinde zu Turin, zusammen und sangen die patriotische Hymne: „Brüder Italiens, Italien ist erwacht u. s. w." (Fratelli d'Italia — L'Italia s' è desta etc.) Die Freudenbezeugungen dauerten bis tief in die Nacht hinein. Am andern Morgen erschien folgendes Edict:

„In Betracht der Treue und guten Gesinnung der Waldenserbevölkerung haben Unsere königlichen Vorfahren sich in Gnaden bewogen gefunden, durch mehre von Zeit zu Zeit getroffene Maßregeln die alten Beschränkungen zum Theil ganz abzuschaffen, zum Theil zu mildern, welche die Waldenser in ihren bürgerlichen Rechten beeinträchtigten, und Wir selbst haben in gleicher Weise denselben neue ausgedehntere Privilegien bewilligt.

Jetzt, wo die Beweggründe der alten Beschränkungen nicht mehr stattfinden und wo das Verfahren, nur schrittweise in ihrem Zustande Verbesserungen eintreten zu lassen, sein Ziel gefunden haben muß, ist es Unser gnädiger Wille, daß die Waldenser an allen Wohlthaten Theil haben sollen, welche aus den allgemeinen Grundsätzen unserer Gesetzgebung entspringen.

Infolge dessen haben Wir durch Gegenwärtiges mit gutem Gewissen, in königlicher Machtvollkommenheit, nachdem Wir die Meinung Unseres Conseils darüber vernommen haben, befohlen und befehlen wie folgt:

„1.) Die Waldenser treten hinfort in alle bürgerliche und politische Rechte gleich allen anderen Unserer Unterthanen; sie dürfen in voller Freiheit alle Schulen und die Universität besuchen und akademische Grade erwerben.

2) In Hinsicht auf ihre Religionsübung und ihre bestehenden Schulen findet keine Neuerung statt.

3) Durch Gegenwärtiges sind alle zuwiderlaufende Verordnungen aufgehoben, und Wir befehlen dem Senate und der Rechnungskammer, dieses

Decret einzuregistriren, es zu beobachten und beobachten zu lassen, indem Wir wollen, daß es in die Sammlung der Regierungsacten aufgenommen werde."

Als dieses Decret in den Thälern bekannt wurde, erregte es einen allgemeinen Jubel. In La Tour illuminirte man am 24. und 25. Februar die ganze Stadt; die Compagnien der Waldenser mit ihren Fahnen zogen auf und der Pastor Meille hielt in der Kirche von Des Copiers eine ergreifende Rede. Den ganzen Tag zogen die Compagnien der Nationalgarde in der Stadt umher und sangen patriotische Lieder, namentlich das:

Con l'azzura cocarda sul petto
Con ifalici palpiti in cuore etc.
(Wörtlich: Mit der blauen Cocarde auf der Brust —
mit italienischem Entzücken im Herzen u. s. w.

Darein mischt en sich die Rufe: Es lebe Italien! Es lebe die Constitution! Es lebe Karl Al bert! — Der folgende Tag, ein Feiertag, war speciell zur Feier der Emancipation der Waldenser bestimmt. Man hatte den Bewohnern der Berge den Grund des Freudenfestes mitgetheilt und gegen Abend, während die Stadt illuminirt wurde, leuchteten von allen Berggipfeln hunderte von Feuern.

Als auch nach Pignerol die freudige Nachricht gelangte, baten die daselbst wohnenden Waldenser den Commandanten um die Erlaubniß, ihre Wohnungen illuminiren zu dürfen. Sie erfolgte, und auch alle Katholiken thaten dasselbe. Auch an den folgenden Festen der Waldenser nahm die katholische Bevölkerung freudigen Antheil. In St. Jean zeichnete sich z. B. das Presbyterium durch seine glänzende Erleuchtung aus und der Prior ließ sogar die Glocken läuten!

Aber alle Feste in den Thälern, bei welchen sich eine so schöne Harmonie zwischen den Katholiken und Protestanten zeigte — (denn nur von Fanatikern aufgestachelt ist das Volk des Hasses fähig) — waren nichts im Vergleich mit dem, was in Turin geschah. Für den 28. Februar war ein Nationalfest angesagt, auf welchem alle Provinzen des Königreichs vertreten werden sollten, um die Einführung der Constitution zu feiern. Am 27. hatten sich die Waldenserdeputirten aufgemacht, und wo sie vorüberzogen, rief man: „Es leben unsere Waldenserbrüder! Es lebe die Gewissensfreiheit!" In Turin fanden die Mitglieder der Deputation, an welche sich noch andere Waldenser angeschlossen hatten, in besonders für sie eingerichteten Wohnungen Aufnahme. Mehre Kaufleute hatten ihre Magazine geleert, um deren Räume würdig auszuschmücken.

Am folgenden Morgen versammelten sich die Deputirten auf dem Platz vor dem neuen Thore. Ein Zug weiß gekleideter Mädchen mit blauen Leibbinden, jede eine kleine Fahne tragend, schritt ihnen bei ihrem Einzug ins

Thor voraus. Auf sie folgten mehr als sechshundert Männer mit einer prächtigen Fahne, auf welcher das königliche Wappen in Silber gestickt war und welche die Inschrift führte: „Karl Albert die dankbaren Waldenser".

Diese wurden mit den lebhaftesten Beifallsrufen von der versammelten Menge empfangen; Tücher wehten aus den Fenstern; von den Balconen regnete es Blumen auf die Mädchen und es erscholl der tausendstimmige Ruf: „Es leben unsere Waldenserbrüder! Hoch die Waldenseremancipation!"

Selbst Unbekannte umarmten die Waldenser, drückten ihnen die Hände und beglückwünschten sich und sie wegen des Friedens und der Freiheit, welche alle italienische Herzen damals hofften. Sogar römische Priester drängten sich durch die Reihen und umarmten die Waldenser, indem sie riefen: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Brüderlichkeit!"

Als der Zug der Deputationen der Provinzen geordnet wurde, um vor dem königlichen Palast vorüberzuziehen, wurde den Waldensern der erste Platz angewiesen. „Sie sind — sagte man — lange genug die Letzten gewesen, heute sollen sie die Ersten sein!" Kurz es ist nicht möglich, den Eifer, die Liebe, den Enthusiasmus zu beschreiben, mit welchem die Waldenser überall empfangen wurden. Wenn man auf der Straße einen Fremden sah, so faßte man ihn am Arme und wenn man auf die Erkundigung: woher? erfuhr, er wäre ein Waldenser, so fiel man ihm um den Hals. Früher waren auf derselben Stätte von römischen Priestern Scheiterhaufen angezündet worden und die Volksmenge hatte sich ebenso gedrängt, Zeuge des Märtyrertodes der Waldenser zu sein und jetzt? — —

Doch auf dem Antlitz des Königs zeigten sich schon Spuren von Unruhe und Besorgniß; denn er hatte von Frankreich her die Nachricht von dem Sturz des Königs erhalten und bald brannte der Aufruhr in fast allen Ländern Europas. Die Oestreicher wurden aus Mailand und Venedig vertrieben; Sicilien erklärte sich von Neapel unabhängig und Rom gab sich eine demokratische Verfassung. Nur in Sardinien herrschte — Dank der gegebenen Constitution! — Ordnung. Allein der König, von den Wünschen der Demokratie (? d. Red.) gedrängt, erneuerte den Krieg gegen Oestreich, wie man sagt gegen die Meinung und den Willen der Chefs der Armee, da die Soldaten ungeübt waren. Der Erfolg ist der Welt bekannt: Karl Albert dankte zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des gegenwärtigen Königs, Victor Emanuel ab, verließ sein Vaterland und starb am 28. Juli 1849 zu Oporto. Tief war die Trauer der Waldenser um diesen König, welcher ihnen endlich die ersehnte Erlösung aus allen Drangsalen gebracht hatte. Aber sein Sohn hat treu gehalten an der gegebenen Verfassung, und gegenwärtig bilden die Waldenserthäler mit ihren arbeitsamen, frommen Einwohnern, im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung den civilisirtesten Theil des Königreichs Sardinien. Wenn das Land klein ist, so ist das Volk

desto größer; es ist groß durch seinen evangelischen Geist. — So schließt Muston sein Werk: L'Israël des Alpes etc.

Seitdem Religionsfreiheit herrscht, breitet sich der Protestantismus in Sardinien immer mehr aus und auch in dem Theil der Lombardei, welcher im letzten Frieden diesem zugefallen ist, wird das überall der Fall sein und so auch überall der finstere, mittelalterliche Geist der Verfolgung gebannt werden, welcher von Rom ausgeht; der Geist der Zeit ist mächtiger als er.

Schr.

Die Insel Wanger-Oge.

1.

Von den Ufern Hollands bis zur Mündung der Weser zieht sich in bogenförmiger Linie, immer in gleicher Entfernung von der Küste, eine Kette von Inseln hin, die meist dem Königreich der Niederlande und Ostfriesland, also Hannover, angehören. Den ostfriesischen Inseln, welche die Namen Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langer-Oge und Spiker-Oge führen, schließt sich östlich die oldenburgische Insel Wanger-Oge an. Weiter ins Meer hinausgerückt folgt dann der rothe Felsen von Helgoland, der vor den Mündungen der Weser und Elbe Wache hält. Diese Inseln und Eilande scheinen von der Natur wie Schanzen aufgeworfen, um den wilden Sturmlauf des Oceans zu brechen, und wirklich leisten sie, im Verein mit den am Küstensaum erbauten Deichen, nicht geringe Hilfe. Gleichwol wird die Abwehr derselben oft genug vor der Gewalt der Nordweststürme zu Schanden. Ein Blick auf die Karte zeigt die furchtbarsten Einbrüche des Meeres in das Land, die aus einer uns noch zugänglichen Zeit stammen: die Zuyder-Zee in Holland, den Dollart in Ostfriesland und den Jahdebusen im Herzogthum Oldenburg. Von Jahr zu Jahr verlieren die genannten Inseln an Widerstandskraft, und jene äußersten Bollwerke des Festlandes schwinden sämmtlich, langsamer oder schneller, dahin. So bleibt uns Deutschen wenigstens der leidige Trost, daß unsere den Briten zugefallene Insel Helgoland auch diesen nicht verbleiben, sondern unter der Hand eines höhern Herrn zerbrechen wird, um dann niemandem mehr anzugehören.

Erwägt man die Lage dieser Inseln und ihre seit Menschengedenken fortgesetzte Zerbröckelung, so liegt der Gedanke nahe, daß sie zu einer Zeit, von der wir keine Kunde haben, einen Theil des Festlandes bildeten, und also nichts als Küstentrümmer der nordwestdeutschen Ebene sind — verlorene Posten,

deren Erhaltung man aufgegeben hat, weil die ungeheuern Kosten einer hinreichenden Bedeichung in keinem Verhältniß zu dem Gewinn der unfruchtbaren Eilande ständen. Wäre die Anhänglichkeit der Menschen an den Boden, auf dem sie geboren wurden, nicht so groß; verlöre die Gefahr, die uns täglich bedroht, nicht einen guten Theil von ihrem Schrecken: diese Nordseeinsulaner würden sich längst nach dem sichern Festland übergesiedelt haben; aber gleich den Bewohnern der Bergabhänge des Vesuv und Aetna, trotzen sie leichtsinnig dem Verderben, und lachen über das Schwert des Damokles, das am dünnen Haar über ihrem Haupte schwebt. Jene Südländer halten wenigstens Wohnsitze von außerordentlicher Fruchtbarkeit und Schönheit fest, während im Gegentheil diese Friesen mit dem Ocean um Sandinseln ringen, die kaum dürftiger gedacht werden können. Schritt vor Schritt weichen sie der aus Westen andringenden Gefahr, und wenn Neptun mit gewaltigem Dreizack ihre dürftigen Aecker und Wohnungen zerreißt und zerschmettert: richten sie weiter ostwärts ihre Hütte und, wenn es sein muß, ihr Kirchlein auf und pflanzen ihre Kartoffeln, welche nebst Fischen und andern Seethieren ihre Nahrung bilden.

Auf den kleinern friesischen Inseln im Westen Schleswigs, den sogenannten Halligen, findet ein ähnlicher Kampf trotzigkühner Menschen mit den wilden Elementen Statt, welcher um so furchtbarer ist, als diese Eilande, deren Zahl jetzt etwa noch sechzehn beträgt, nur von wenigen Familien bewohnt werden, so daß an eine größere, gemeinsame Abwehr gegen das Meer nicht gedacht werden kann. Der einzige Schutz dieser armen Menschen, welche nichts als ein paar Schafe besitzen, die sich von hartem Schilfgras nähren, besteht in aufgeschütteten Erdhügeln von zwanzig Fuß Höhe, Warften genannt. Darauf erbauen sie, wie dies auch in den Marschgegenden des Festlandes geschieht, ihre Wohnungen. Jede höhere Flut überdeckt die Eilande bis zu den Warften; dann sind in dem weiten Ocean nur noch diese Punkte wasserfrei — hier und dort eine Hand voll Erde mit einem Gebäude darauf, in welchem Menschenherzen schlagen: Greise, Weiber, Kinder, vor deren Schwelle der unerbittliche Tod lauert, indeß vielleicht der Herr des Hauses auswärts auf einer Seefahrt begriffen ist. Hat eine gewöhnliche starke Flut die Höhe von zwanzig Fuß, so kann die Springflut, wenn sie vom Nordwest gepeitscht wird, doppelt so hoch anlaufen. Von Angst erfüllt flüchten die Bewohner mit ihren Schafen unter das Dach; aber wie fest auch das Haus eingerammt sein mag, nicht immer ist es im Stande, den anstürzenden Wasserbergen zu widerstehn. Die Balken werden losgespült und neigen sich; die Wogen, welche durch die zertrümmerten Laden und Fenster in die Wohnung gebrochen sind, zerreißen, immer höher steigend, auch das Dach, und Menschen und Vieh sinken in das weite Grab der Wasserwüste.

Da der männliche Theil der Nordseeinsulaner fast nur aus Schiffern be-

steht, so lernen sie früh den Gefahren des Meeres die Stirn bieten. Ihren von den Vätern angestammten Sitz aufzugeben, weil derselbe leicht eine Beute des Meeres werden könnte, liegt diesen tapfern Herzen ebenso fern, als ihr Schiff zu verlassen, weil sie damit scheitern könnten. Nur die Sorge um Familie und Habe, welche dem Wohnsitz anvertraut bleiben, macht einen Unterschied; aber auch der Verlust von theuern Menschen und Glücksgütern fällt bei dem Seemann nicht so schwer ins Gewicht. Wie der Soldat, ist er ein Sohn der blinden Göttin Fortuna, an jähe Glückswechsel jeder Art gewöhnt. Heute schlägt ihm der Sturm einen Bruder, morgen einen Sohn von dem Deck seines Schiffes weg; aber fest bleibt er am Steuer und würgt den Schmerz in die Brust hinab. „Menschen sind sterblich, pflegt er zu sagen, und ob einer, der nichts mehr spürt, von Würmern oder von Fischen gebissen wird, läuft auf eins hinaus. Wenigstens ist der nasse Tod ein gesunder Tod, und wir werden ebenso schnell als billig besorgt.“

Wanger-Oge ist abzuleiten von dem altfriesischen Stamm der Wangrier, deren Gebiet im Westen des Jahdebusens lag und jetzt ein Theil der oldenburgischen Herrschaft Jever ist. Ich besuchte die Insel im Sommer 1844 mit meiner Familie und verweilte daselbst sechs Wochen. Da es klares Wetter war, konnten wir sie schon von dem gegenüberliegenden Festland recht wohl sehen. Obschon sie keine malerischen Formen hat, nahm sie sich doch mit ihrer hochaufsteigenden Kirche, mit dem runden Leuchtthurm und den Salinegebäuden, wo Salz aus Seewasser gewonnen wurde, stattlich genug aus. — Im hellsten Sonnenschein soll sie einer Schneelandschaft, bei dunklem Wetter einem Walde gleichen.

Oft erscheint die Insel seltsam in die Luft gehoben — updragt (aufgetragen) — wie es im Plattdeutschen heißt; es gehört das zu den Zauberwerken der Fee Morgana, die bekanntlich in Afrikas Sandebenen besonders thätig ist. Diese Erscheinung, die mit einem guten deutschen Wort Kimmung heißt, erklärt sich durch die dickere Luftschicht auf der See und dem flachen Strande, erzeugt durch das in der Sonne verdampfende Meerwasser. Ich habe sie wiederholt zur Abendzeit im Kleinen auf der Insel beobachtet. Vögel, die auf dem Wasser schwammen oder auf den Sandbänken saßen, schwammen oder saßen, so schien es, wunderbar groß in der Luft. Personen, die in der Ferne vor mir herschritten, gingen wie auf Stelzen, und nahmen sich mit ihren Riesenbeinen phantastisch genug aus. Helgoland, das gewöhnlich, auch beim hellsten Wetter, wegen zu großer Entfernung nicht gesehen wird, steigt, wenn der Zauberstab der Fata Morgana winkt, bisweilen hinter dem Horizont hervor und wird dann von dem „Auge der Wangrier“ gesehen.

Regelmäßige Reisegelegenheiten nach Wanger-Oge gab es damals zweierlei: entweder mit den Dampfschiffen, die von Bremen aus die drei Bade-

inseln Helgoland, Wanger-Oge und Norderney während der heißen Monate besuchten, oder mit dem Fährschiff, das in dieser Zeit täglich von dem Festland kam, und zugleich die Briefe nebst vielen andern Dingen besorgte. Mit ihm pflegten besonders die Oldenburger und die Ostfriesen die Ueberfahrt zu machen, und auch wir benutzten diese Gelegenheit. Wir waren sehr früh von Jever aufgebrochen, um zur rechten Zeit an der Friedrichsschleuse bei Karolinen-Siel in Ostfriesland, von wo die Abfahrt mit der Flutzeit Statt findet, anzulangen, und hatten zu Wagen das üppige Marschland auf den glatten, schmalen Kleistraßen, welche der Sieltiefen wegen oft wunderliche Zickzacklinien beschreiben, bis zur „goldenen Linie" — so heißt der Küstenpunkt bei der Friedrichsschleuse — durchschnitten. Dörfer, Kirchen, Häusergruppen, von Eschen, Linden, Erlen, Weiden oder Obstbäumen umgeben, stattliche Windmühlen nach holländischer Art gaben der Landschaft ein weit bewegteres Leben, als wir es auf früheren Ausflügen in der kahlen butjadinger Marsch gefunden hatten. Felder mit Bohnen, welche Frucht als Sklavenspeise nach Amerika geht, mit dem herrlichsten Getreide und goldenem Raps von erstaunlicher Höhe wechselten fortwährend mit der üppiggrünen, blumengestickten, von zahllosem Vieh bedeckten Weide. Hier und da erhob sich eine schwarz und weißgefleckte Kuh langsam von dem weichen Lager und schüttelte den Thau der Nacht von dem breiten Rücken. Schmucke Landmädchen traten mit blankgescheuerten Eimern, die an einem Tragholz, wie die Schalen einer Wage, von ihren Schultern niederschwebten, und deren breite Messingreife von weither in der Morgensonne glänzten, aus den stattlichen Häusern, um das Vieh zu melken.

Wir kamen über Alt-Garms-Siel, wo vor zweihundert Jahren ein von Seeschiffen häufig besuchter Hafen war, das aber jetzt drei Viertelstunden von der Küste entfernt liegt. Dies erklärt sich aus dem Verfahren, daß man dem Gebiete des Meers einen Streif nach dem andern entreißt, indem man die „Groden", d. h. das Land jenseits des Deichs, durch neue Deiche einhegt. Auf diese Weise setzt sich Ring an Ring, und während die Inseln von Jahr zu Jahr schwinden, wächst das Festland in das Meer hinaus, und man erobert das, was die See jählings in großen Stürmen an sich gerissen, langsam wieder zurück. Die Entfernung von der Friedrichsschleuse bis Wanger-Oge mag anderthalb Meilen betragen. Bei recht gutem Winde ist dieser Weg mit dem Fährschiff bald zurückgelegt; in der Regel dauert es aber einen halben Tag, weil die Fahrt durch den langen Kanal, der von der Schleuse in das Meer führt, und das Laviren auf der See viele Zeit kostet. Ist Aeolus übelgelaunt, so kann es auch wol einen ganzen Tag dauern. Das ist dann, im Anblick der nahen und doch unerreichbaren Insel, eine große Prüfung der Geduld, verbunden mit einem gründlichen Studium der Seekrankheit. Die Fährleute,

um die wahrscheinliche Dauer der Fahrt befragt, geben, auch beim günstigsten Wetter, keine entschiedene Antwort, weil ein schnelles Umsetzen des Windes nur allzuhäufig ist. Es war ein schöner, sonniger und doch nicht heißer Tag, als wir den Kanal hinab dem Meer und der Insel entgegenfuhren. Auf den Ufern rechts und links, welche, immer weiter auseinandergehend, sich wie grüne Zungen in die See erstreckten, weideten die schönsten Rinder und Schafe; junge Pferde galoppirten mit flatternden Mähnen an dem äußersten Rande des Grodens im tiefen Gras, indem sie uns ein fröhliches guten Tag! guten Tag! zuwieherten. Allmälig rückten die Landspitzen immer ferner; das Vieh nahm sich nur noch wie weiße und schwarze Flecken im Grünen aus. Silberweiße Seeschwalben umschwärmten in zackigem Fluge mit dem schrillen Rufe kriäh! kriäh! unser Schiff, tauchten spielend die Flügelspitzen und die rothen Füßchen ins Wasser und haschten, unserer Wellenspur folgend, kleine Fische. Hier und da sah das naßglänzende Haupt eines Seehunds oder der schwarze Rücken eines Delphins aus den Wellen hervor. Sieh, jetzt schnellt er sich empor, und der weiße Bauch glänzt in der Sonne. Arion, du mußt ein guter Reiter gewesen sein, wenn du auf diesem tollen Springer die Meerflut durchschnitten hast. In großem Zickzack rückten wir — denn der Schiffer mußte den Wind von der Seite fassen — der Insel immer näher, deren Formen sich allmälig deutlicher entwickelten. Jetzt konnten wir die Hauptspitze des hohen Kirchthurms von den kleineren Spitzen, welche sie umstehen, unterscheiden. Man zeigte uns den Wagen des Vogts, der am Ufer hielt, um uns aus dem Schiffe, das nicht völlig landen konnte, abzuholen. Bis an die Achsen fuhr er ins Meer hinein und nahm uns auf, indeß Badegäste und Insulaner in neugierigen Gruppen sich sammelten. So kamen wir zu Wagen, und nicht zu Schiffe, auf Wanger-Oge an.

Das Meer zwischen dem Festland und unserer Insel ist im Ganzen nur seicht und zeigt nicht leicht hohe Wellen; erst auf der Nordseite Wanger-Oges tritt uns Neptun in voller Größe und Majestät entgegen. Zur Ebbezeit wird jene Strecke großentheils wasserfrei. Auch ist es bekannt, daß Graf Anton Günther von Oldenburg, der berühmte Pferdezüchter, über das „Watt“ — so heißt mit einem friesischen Worte das ganze Ufergebiet, welches nur während der Flut unter Wasser steht — wiederholt von Jeverland nach Wanger-Oge geritten ist. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts — hat man mir erzählt — gingen Wagen nach der Insel; ja, die Wanger-Oger sollen noch jetzt Wege kennen, um zu Fuß hinüber und herüber zu gelangen — trotz der Einschnitte, welche das Meer seitdem in das Watt gegraben hat.

Nach Norderney fahren die Badegäste den ganzen Sommer hindurch vom Festland während der Ebbe im Wagen.

Das Watt bei Wanger-Oge besteht großentheils aus Sandbänken; doch findet man auch ganze Strecken, wo der Klei, d. h. die fette Marscherde, noch blos liegt — ein Beweis, daß hier vor Zeiten Marschboden und Festland war, welches die Stürme abgeschält und stückweise abgeschlagen haben. Auch bedienen sich die Insulaner dieses Kleis statt des Lehms, und füllen damit das Fachwerk ihrer Hütten. Um die Ebbezeit wachsen Inseln und Küsten weit ins Meer hinaus; mit der Flut schrumpfen sie plötzlich zusammen. So ist auch Wanger-Oge während der Ebbe ringsum von einem ungeheuren Wattgebiet umgeben, und man kann auf den schnell trocknenden Sandbänken weit hinaus der zurückgezogenen See entgegengehen und die reiche Pflanzen- und Thierwelt in dem bloßgelegten Meeresschoß durchforschen. Aber wehe dem Wanderer, der seine Zeit nicht bemißt und von der Flut sich überraschen läßt! Siehst du dort den dunklen Streif am Horizont, der immer näher kommt und immer höher steigt? Die weißen Wellenhäupter überstürzen sich, als wollten sie dich ergreifen. Du fliehst nach dem Lande; aber eine tiefere Stelle des Watts, welche du vorher noch durchschreiten mußt, hat plötzlich von der Seite Wasser bekommen. Wasser vor dir, Wasser hinter dir; du siehst den Tod vor deinen Augen. In solch peinlicher Klemme ist ein Bekannter von mir gewesen, und nur die rasche Hilfe einiger Insulaner, die glücklicherweise zur Hand waren, entriß ihn mitten durch Flut und Wogengebraus dem nahen Verderben.

In alten Zeiten war Wanger-Oge eine beträchtliche Insel und hatte eine sichere, von vielen fremden Schiffen besuchte Bucht. Zwei Kirchen erhoben sich, die eine im Norden, die andere im Westen der Insel. Aber die Stürme aus Nordwest fegten immer mehr Land hinweg; die fruchtbarsten Strecken fielen der See anheim; auch die Kirche im Norden wurde eine Beute des wilden Elements. Die im Westen folgte ihr später nach unter der Regierung des Fräuleins Maria, jener in Jeverland noch vielgenannten Erbtochter aus dem Hause des friesischen Häuptlings Edo Wimmeke, welche vor ungefähr dreihundert Jahren ihre Herrschaft Jever mit der dazu gehörigen Insel Wanger-Oge den Grafen von Oldenburg vermachte. Hört man von diesen untergegangenen Kirchen, so erinnert man sich der uralten, in die Ostsee gesunkenen Stadt Vineta auf Usedom, von welcher die Sage geht, daß ihre Glocken noch im Meere läuten. Infolge der erwähnten Verheerungen brachen die Wanger-Oger ihre Wohnungen ab, insoweit die See nicht bereits diese Arbeit für sie übernommen hatte, und bauten sich weiter südostwärts an. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah man Spuren von alten Häusern und Brunnen; aus dem halbzerrissenen Kirchhof starrten lange Zeit Sargtrümmer und Todtengebeine hervor, bis in der Nacht zum 4. Februar 1826 der Rest des Gottesackers von der Flut hinweggerissen wurde. Graf Jo-

hann von Oldenburg baute um 1600 den über zweihundert Fuß hohen Thurm, der in seinen verschiedenen Stockwerken als Leuchtthurm, Kirche und Raum für Strandgut diente; denn was von dem Gute Schiffbrüchiger in die Hände der Insulaner fiel, galt diesen als rechtmäßige Beute; wobei natürlich die Gefahr sehr nahe lag, daß die guten Wanger-Oger einem in Noth befindlichen Schiff nicht zu Hilfe eilten, um dem Schicksal, das ihnen vielleicht reiche Geschenke vorbereitete, nicht vorzugreifen. Es sind kaum achtzig Jahre her, daß der Pfarrer von Wanger-Oge sonntäglich mit seiner Gemeinde in aller Andacht „für einen gesegneten Strand" betete. Solche insularische Anschauungen über Mein und Dein erscheinen freilich dem Binnenländer seltsam genug. Unter Johanns Regierung geschah es auch, daß alterthümliche Münzen und Geräthschaften auf Wanger-Oge ausgegraben wurden. Der Fund wird dahin erklärt, daß der vom Sturm an die Küste der Insel verschlagene Germanicus hier verweilt habe, um seine Schiffe ausbessern zu lassen. Unter Johanns Sohn Anton Günther war die Insel noch anderthalb Meilen lang und eine Viertelmeile breit. Sie besaß noch immer viel schönes Weideland; ja, man zählte 1730, also hundert Jahre später, noch 202 Matt fette Weide und 70 Matt geringere.

Aber nun schritt das Verderben rasch heran, und je höher die Deiche des Festlands wuchsen, desto schlimmer verfuhr die See mit den ungeschützten Inseln. Die Weiden wurden mehr und mehr übersandet, und die Viehzucht der Wanger-Oger beschränkte sich auf immer kleinere Strecken.

Unterdessen war Jeverland an die Fürsten von Anhalt-Zerbst gekommen, während sich die Grafschaft Oldenburg zu einer dänischen Provinz erniedrigt sah. Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst suchte die Verödung Wanger-Oges zu bekämpfen; quer durch die Insel zog er in Schlangenlinien Zäune aus Strauchholz, um den Sand aufzufangen, und pflanzte den Sandhafer*) an, welcher merkwürdige, viele Ellen lange Wurzeln mit Häkchen treibt, wodurch man die Dünen fest zu machen und mit Vegetation zu bekleiden hoffte. Aber die Gewalt des Elements erwies sich stärker als die Hand der Menschen: seit 1776 ist kein Heu mehr auf der Insel gemacht worden. Natürlich gerieth hierdurch die Viehzucht in gänzlichen Verfall, und die Einwohner sahen sich großer Armuth Preis gegeben. Um ihnen aufzuhelfen, schoß ihnen der Fürst Geld zu Schiffen vor, und bis auf den heutigen Tag sind Frachtfahrten auf der Nord- und Ostsee und auf den benachbarten Strömen die Hauptbeschäftigung der Männer auf Wanger-Oge geblieben. Auch ließ er geräumige Kasernen herrichten und legte Soldaten auf die Insel. Als das Haus Anhalt-Zerbst 1793 ausstarb, kam die Herrschaft Jever als Kunkellehen an die Kaiserin Katha-

*) Auch Sandhaargras, Helm oder Rothwurzel (elymus arenarius) genannt.

rina die Zweite, bekanntlich eine Prinzessin von Zerbst, und Rußland gewann hierdurch einen Fuß in Deutschland, wornach Peter der Große vergebens gestrebt hatte. Indessen trat Alexander 1807 im tilsiter Frieden die deutsche Herrschaft an Holland ab, und Jever mußte Napoleons Bruder Ludwig huldigen.

In jener Zeit, wo der französische Kaiser die große Handelssperre gegen England errichtet hatte, erwarben die Wanger-Oger schönes Geld, indem sie an dem großen Schleichhandel Helgolands, das die Briten zur Hauptwaarenniederlage gemacht hatten, eifrigen Antheil nahmen. Als aber Napoleon 1810 Holland dem Kaiserreich einverleibte, und die Grenzen des letzteren bis Lübeck ausdehnte, wurde unsere Insel von den Franzosen besetzt und der Verkehr mit England unterbrochen.

Endlich kehrten 1813 Oldenburg und Jeverland zu dem angestammten Fürstenhause zurück. Herzog Peter Friedrich Ludwig war eifrig bemüht, die seinem Lande von der Hand des fremden Despoten geschlagenen Wunden zu heilen, wenn auch in der Verwaltung Rückschritte Statt fanden. Nun geschah auch unserer Insel manches Gute; es wurde nicht nur in der Nähe derselben eine Austernbank angelegt, sondern auch, im Jahr 1819, das bekannte Seebad errichtet, welches seitdem vielen Tausenden Gesundheit und herrliche Erfrischung gewährt, den Wanger-Ogern aber eine ganz neue Quelle des Erwerbs eröffnet hat. Im Jahr 1810 erbaute Großherzog Paul Friedrich August einen Leuchtthurm von 74 Fuß Höhe auf der Mitte der Insel. Die besseren Verhältnisse der Insulaner machten sich bald fühlbar. Statt der elenden Hütten mit Wänden aus Klei, mit Dächern aus Stroh und drei Thüren nach drei Seiten, von denen nur jedesmal die geöffnet wurde, welche der Windseite am entferntesten lag, entstanden jetzt Häuschen aus Ziegelsteinen, die eher geeignet waren, Winters ein Schirm gegen den Sturm zu sein und Sommers Badegäste aufzunehmen.

Zur Zeit, als wir die Insel besuchten, hatte sie in der Richtung von Westen nach Osten eine Stunde, in der Richtung von Norden nach Süden nur wenige Minuten Ausdehnung. Diese schmale Gestalt gab schon damals der Befürchtung Raum, daß ein heftiger Sturm sie zerreißen könne.

Wanger-Oge ist ein Sandfeld mit größern und kleinern, theils kümmerlich begrünten, theils ganz nackten Hügeln, welche von Sturm und Wind aufgeworfen worden sind. Um ihre Häuser pflanzen die Einwohner Kartoffeln und Mohrrüben, welche, durch hohe Umwallung gegen Versandung geschützt, bei guter Düngung gedeihen. Uebrigens liegt der Sand in den flachern Theilen der Insel nicht tief. Noch zu Anfang des Jahrhunderts rühmte man die wangeroger Kirschen, welche portugiesischen Ursprungs waren. Was wir von Obstbäumen bei dem Conversationshause und der Predigerwohnung sahen, waren sehr kümmerliche Reste. Ueberhaupt gelangt die Kirsche im ganzen

Herzogthum nur schwer zur Reife, während man in Gärten gute Aepfel- und Birnensorten hat. Wanger-Oge ist im Ganzen baumlos; die heftigen Stürme, welche über die Insel fegen, dulden diesen Schmuck der Landschaft nicht; namentlich sollen die nordwestlichen Winde jungen Zweigen den Tod bringen. Nur niedriges Weidengestrüpp und verkrüppelter Hollunder — der Pöbel unter den Baumgeschlechtern, der sich demüthig vor dem Sturm krümmt — fristet hier sein trauriges Leben. Dennoch ist das Klima nicht so unfreundlich, als man denken sollte; kühle Sommer und milde Winter sind überhaupt diesen Küsten eigen. Große Kämpfe hat man öfters mit dem Winde zu bestehen, der so stark werden kann, daß man, um die Ecke biegend, plötzlich wie vor einer Wand steht und schlechterdings nicht mehr weiter zu kommen vermag. Uebrigens erkältet man sich, was anfangs allen Badegästen auffällt, auch bei rauhem Wetter nicht leicht, weil der Wind nicht scharf und trocken, sondern feucht und mit Salzwassertheilchen erfüllt ist. Im hohen Sommer, wo die Sonne nur sehr kurze Zeit unter dem Horizont verweilt — zur Zeit der „hellen Nächte", wie es im oldenburger Kalender heißt — ist wenig Abkühlung möglich. Brütet dann die Hitze der Hundstage auf diesen Sandflächen und Dünen, so leidet man — zumal in den engen Stübchen der Schiffer und bei dem Mangel an Schatten — sehr. Zum Glück pflegen diese windstillen, glühenden Tage nicht anzuhalten; schnell erhebt sich wieder die reine, kräftige Luft, die schon allein eine treffliche Kur ist.

Die Gewitter auf Wanger-Oge beginnen meist mit heftigen, gefährlichen Windstößen; sie pflegen rund um die Insel zu ziehen und entladen sich dann mit großer Gewalt. Im Winter wird nur dann strenge Kälte fühlbar, wenn die Insel ringsum in Eis eingeschlossen ist, was selten geschieht, da bekanntlich Seewasser nur schwer gefriert; bleibt das Meer offen, so lindern dessen Ausdünstungen die Strenge der Witterung. Brunnen gräbt man natürlich überall mit Leichtigkeit; sie liefern, auch auf den Sandbänken, ein reines, klares, durch den Sand geläutertes Wasser, das aber ohne Geist ist. Wer erforschen will, was Dünen sind, der findet auf Wanger-Oge reiche Gelegenheit dazu. Diese aus dem feinsten Sande bestehenden, durch Quereinschnitte scharf gegliederten Hügelzüge von dreißig bis funfzig Fuß Höhe laufen, durch Längenthäler voneinander geschieden, in gleicher Richtung hintereinander her; gegen das Meer fallen sie steil ab, während sie gegen das Land weniger schroff geneigt sind. Gelingt es der Pflanzenwelt nicht, Fuß auf ihnen zu fassen: so bleiben sie ein Spiel des Windes und ändern ihre Schichtungen, indem die alten Gipfel oder Firsten einbrechen und neue sich bilden. Da die heftigsten Winde von der See her kommen, so wandern auf diese Weise die losen Dünen immer weiter ins Land hinein, und der Raub des Meeres an der Feste ist ein doppelter: auf nassem und auf trocknem Wege. So gibt es z. B. an der Küste des atlantischen

Oceans, wo bei der Heftigkeit der Stürme und der Wucht der Wassermassen Dünen von zweihundert Fuß Höhe aufgeworfen werden, Gegenden, welche in einer Ausdehnung von sechs Stunden durch die vorrückenden Dünen zur Wüste geworden sind, und wie man am östlichen Abhang des Vesuv Dörfer trifft, von denen nur noch die Dächer aus dem schwarzen steinernen Lavagrabe hervorragen: so sieht man in der Bretagne und in Südfrankreich große Striche, wo Häuser und Ortschaften durch Dünenwanderung untergegangen sind, und nur noch ein paar Kamine oder einen Kirchthurm wie Finger aus dem Sandmeer hervorstrecken*). Die wangeroger Dünen sind nicht so mächtiger Art. Man findet die höhern Hügelzüge am Nordrand bis weit in den Osten der Insel, wo diese Rücken aus Flugsand eine förmliche Wüste bilden, deren Anblick das Gefühl unsäglicher Einsamkeit erweckt. Hier ist das weite, nur selten von dem Fuß eines Menschen betretene Reich der Strandvögel, deren Eier in den Einschnitten der Sandhügel ein weiches Bett finden. Sonst hauste auch das wilde Kaninchen in den wangeroger Dünen, wo es, nach seiner Art, tiefe, weitverzweigte Gänge grub.

Die französischen Kriegshäfen und ihre Werften.

1.

Die fünf Häfen.

In einem frühern Artikel d. Bl. wurde mit einigen Worten der trefflichen Einrichtung der französischen Kriegshäfen gedacht. Jetzt, wo beim Hinblick auf die italienische Frage ein Krieg zwischen den beiden Westmächten von Woche zu Woche möglicher erscheint, wo mindestens beide Mächte auf eine Weise rüsten, welche die Möglichkeit eines solchen Kriegs als nahe voraussetzt, wird es von Interesse sein, die Meinung eines nach eigner Erfahrung urtheilenden Engländers über jene Häfen und die Thätigkeit ihrer Werften zu vernehmen. Wir meinen das sechste Capitel von Busks „Navies of the world“, aus dem wir das Folgende im Auszug mittheilen.

Cherbourg, für England der wichtigste französische Kriegshafen, liegt nur 63 englische Meilen von den Needles und nur 70 von Portsmouth entfernt, so daß die Valetta, allerdings einer der schnellsten Dampfer der englischen Marine, die Strecke von hier bis zu diesem britischen Hauptkriegshafen in 4 Stunden 48 Minuten zurücklegen konnte. Es liegt an einer Bucht, die

*) Saint Paul de Leon in der Bretagne.

von zwei Vorgebirgen gebildet und durch einen Wasserbrecher vor Stürmen gesichert ist. Dieser Wasserbrecher, unzweifelhaft der größte der Welt, stellt sich der Bewegung der Wellen als ein Wall von behauenen Steinen entgegen, der sich 20 Fuß über der Oberfläche der See erhebt, 12,333 Fuß lang ist und ein 8 Fuß dickes und 5 Fuß hohes Parapet trägt. An seiner Basis hat er eine Breite von durchschnittlich 880 Fuß. Die Rhede, die durch ihn gebildet wird, hat, da sie eine Fläche von ungefähr 2000 englischen Ackern umfaßt, reichlich Platz für alle Kriegsschiffe Frankreichs. Der Wasserbrecher läßt im Osten eine Einfahrt von 3600 Fuß und im Westen eine zweite frei, die etwas mehr als zwei englische Meilen breit ist, so daß Schiffe bei jedem Wetter mit Leichtigkeit ein- und auslaufen können. Auf dem großen Damm stehen 4 Forts, am westlichen Ende das Musoir Ouest, in der Mitte ein Hauptfort, dann weiter westlich die Batterie Intermédiaire, endlich am Ostende das Musoir Est. Das große Centralfort hat ungefähr 510 Fuß im Durchmesser und ist gegen die See hin von runder, gegen den Hafen hin von elliptischer Form. Es ist mit Kasematten und Kasernen versehen und durch einen tiefen, breiten Graben rechts und links von der Plattform des Dammes getrennt. Seine Armirung wird in 40 Geschützen schwersten Kalibers bestehen, die Forts im Osten und Westen sollten ursprünglich je 40, die Batterie Intermédiaire 14 Kanonen bekommen. Die Plattform des Dammes ist nicht für schweres Geschütz geeignet, doch können hinter ihrer Brustwehr geschickte Schützen gute Dienste thun. Bis jetzt hat keines der Forts auf dem Wasserbrecher irgend welche Armirung, und sehr wahrscheinlich wird keines der beiden Forts am Ende desselben mehr als 22 Geschütze erhalten; außerdem aber ist zu bemerken, daß das Westfort umgebaut werden muß, ehe es den Anprall feindlicher Geschosse und die Erschütterung, welche die eigne Artillerie bewirken müßte, ohne Schaden aushalten kann, da infolge des Einsinkens der Grundmauern ein großer Riß durch die ganze Außenwand entstanden ist. Ueberhaupt wird der ganze Wasserbrecher, wie es scheint, nur mit sehr beträchtlichen Kosten auf die Dauer erhalten werden können.

Von den übrigen Fortificationen dürften viele, die man dem Plan nach auszuführen beabsichtigte, nie in Angriff genommen werden. Die wichtigsten von denen, welche jetzt fertig sind oder sich ihrer Vollendung nähern, sind das Fort Impérial und das Fort de Flamands. Ersteres deckt, auf der Insel Pelée gelegen, mit dem Ostfort des Wasserbrechers die östliche Einfahrt in die Rhede und wird mit 56 Kanonen und 14 Mörsern armirt werden. Es ist bombenfest und hat einen Ofen zum Glühendmachen von Kugeln. Letzteres, ebenfalls bombenfest und mit 60 Geschützen armirt, steht auf einem Landvorsprung eine halbe Kanonenschußweite südwestlich von jenem. Für die Stadt und den innern Hafen mit den Werften ist die wichtigste Befestigung das Fort, welches

von ungeheuren Granitblöcken erbaut und mit Kasernen für etwa 4000 Mann versehen, den Hügel du Roule krönt. Es ist, indem es außer der Stadt auch einen großen Theil der Rhede und auf der andern Seite die Eisenbahn beherrscht, der Schlüssel der ganzen Position, wird jedoch zu seiner Vollendung noch geraume Zeit erfordern. Die Militärstadt mit den Werften und innern Häfen liegt nordwestlich von der alten bürgerlichen Stadt. Sie ist von der letztern durch Wälle und einen tiefen mit der See in Verbindung stehenden Graben getrennt und durch verschiedene Batterien und Forts vertheidigt. An ihrer Nordostecke erhebt sich auf einer Felsenzunge das Fort du Homet, welches mit seinen 52 schweren Kanonen die Rhede vollständig beherrscht. Die Erdwerke, die sich an der östlichen und nördlichen Seefront hinziehen, sind gut gebaut und werden, wenn sie ihre volle Armirung erhalten haben, mit 82 bis 84 Feuerschlünden gespickt sein. Hinter der Stadt ragen in einem Halbkreis über den Thälern, welche auf die Rhede zulaufen, die Redouten des Couplets und du Tot und die Forts des Forches und d'Octeville. Die Westseite der Rhede wird durch die Batterie Ste. Anne und ein sehr starkes, mit 46 Kanonen und 4 gewaltigen Mörsern armirtes Fort auf Point Querqueville so wie durch ein Fort auf dem vor der westlichen Einfahrt liegenden Klippeneiland Cavagnac vertheidigt werden; indeß ist auch hier noch vieles zu vollenden, ehe die Rhede vollständig sicher ist.

Im englischen Parlament wurde behauptet, daß Cherbourg einer feindlichen Flotte mindestens 3000 Feuerschlünde entgegenstellen könne. Dasselbe wurde in diesen Blättern gesagt. Busk, der die Sache gründlich untersucht hat, nennt dies eine ungeheure Uebertreibung. Er hat die Schießscharten gezählt und die verschiedenen Forts, Schanzen und Batterien angesehen und das Ergebniß war, daß nur etwa für 320 Kanonen und ungefähr 40 Mörser Raum vorhanden ist, ausgenommen die Werke auf dem Wasserbrecher, wo noch 74 bis 80 Feuerschlünde Platz finden. Wir müssen annehmen, daß er Recht hat, zumal auch Capitän Pim in seinen sehr genauen „Notes on Cherbourg“ von den Batterien und Forts am Lande sagt, daß sie in runder Summe 314 Kanonen und 32 Mörser haben. Indeß verlieren die Werke Cherbourgs dadurch nicht an Furchtbarkeit, indem 440 Geschütze, die ihr Feuer kreuzen, vollkommen hinreichen, einen Angriff von Schiffen zu vereiteln.

Der Kauffahrteihafen Cherbourgs befindet sich ungefähr in der Mitte des südlichen Randes der Rhede an der Mündung der Bäche Trotebec und Divette. Der Kriegshafen liegt etwas weiter nach Westen. Er besteht aus drei großen Becken, die größtentheils in den Felsen gehauen sind, miteinander in Verbindung stehen und um sich die gewaltigen Etablissements des Arsenals und der Werften haben. Das äußerste Becken, in welches von der Rhede ein breiter Kanal führt, wird das Bassin Napoléon oder Avant Port Militaire

genannt. An seiner Südseite befinden sich 4 bedeckte Werftschlippen und ein großes trocknes Kalfaterdock, in welchem Linienschiffe ersten Ranges ausgebessert werden können. Das Bassin hat eine Länge von 950, eine Breite von 768 und eine Tiefe von 55 Fuß. 1813 vollendet, würde es recht wohl 15 bis 16 Linienschiffen Sicherheit gewähren. Das zweite, 1829 fertig gewordene und Bassin Charles genannt, ist etwas kleiner. Das dritte, welches im Sommer 1858 eingeweiht wurde, heißt das Arrière Bassin du Port und hat bei einer Länge von 1365 und einer Breite von 650 Fuß eine Tiefe von 60 Fuß. Die Felsenmasse, welche herauszuschaffen war, als man dieses Riesenbecken begann, betrug 1,074,422 Kubikmètres. Es hat an seiner Westseite 7 Werftschlippen, von denen jetzt 6 fertig sind, und 7 Kalfaterdocks, von denen die beiden größten 420 Fuß lang sind. Vier von diesen Docks sind im Stande, bei hohem Wasser die größten Schiffe der französischen Flotte sammt aller ihrer Armirung und sonstigen Ausrüstung aufzunehmen. Von der Arbeit, welche die Aushöhlung dieses ungeheuern Bassins und der auf dasselbe mündenden Docks gemacht hat, kann man sich einen Begriff machen, wenn wir bemerken, daß das Gestein aus Quarz und Gneiß besteht, und daß man dasselbe nur auf bergmännische Weise wegschaffen konnte. Die Fläche, welche die drei Bassins mit ihren Docks und Schlippen einnehmen, umfaßt nicht weniger als 256 englische Acker, und man hat ausgerechnet, daß die Becken, welche den innern Hafen bilden, sehr bequem 40 Linienschiffe auf einmal fassen können.

Man ersieht aus dieser Skizze, daß die Werke Cherbourgs aus drei Classen oder Gruppen bestehen: 1) dem Molo oder Wasserbrecher (Digue), welcher den äußern Hafen oder die Rhede mit seinem Damm gegen Sturm und Wellenschlag, mit seinen Forts gegen feindliche Schiffe schützt, 2) den Becken des innern oder Kriegshafens, 3) den Vertheidigungswerken am Saum der Rhede, auf den Höhen hinter der Stadt und auf den Inseln östlich und westlich vom Wasserbrecher. Außer diesen gibt es dann noch lange Reihen von Arbeitsschuppen der verschiedensten Arten, Magazine, Seilergänge, Segelböden, ein ausgedehntes Zeughaus und eine Kesselschmiede, die mit Dampf betrieben wird, und in welcher außer Dampfkesseln auch andres Eisenwerk der Schiffe, Anker, Ankerketten u. a. in Massen angefertigt werden können. Um diese gigantischen Unternehmungen zu Stande zu bringen, hat die französische Nation während der letzten funfzig Jahre in runder Zahl jährlich 1,250,000 Franken oder 333,333 Thaler ausgegeben, so daß Cherbourg mit allem Zubehör dem Staatsschatz mindestens 62,500,000 Franken oder 16,666,650 Thaler kostet. Nach französischen Angaben aber belaufen sich die Kosten dieses ersten Kriegshafens Frankreichs sogar (mit Einrechnung des Wasserbrechers, der etwa 75 Millionen Franken kostet) auf nahe an 170 Millionen.

Wenn diese Ausgabe sehr beträchtlich ist, so ist auch das Ergebniß von

höchster Bedeutung. Dieses Ergebniß besteht in einem Hafen, in welchem ein Heer von 100,000 Mann mit allen Bedürfnissen an Heergeräth, Munition, Lebensmitteln, Pferden binnen wenigen Stunden eingeschifft werden kann. „Wer eine derartige Operation noch nicht gesehen hat, sagt Busk, vermag sich kaum eine Vorstellung zu machen von der Raschheit, mit welcher französische Truppen an Bord geschafft und wenn sie dort sind, sammt allem Zubehör in den verschiedenen Räumen untergebracht werden. 2000 Mann werden auf ein Linienschiff gerechnet, und da die großen Docks 40 Fahrzeuge der Art fassen können, so könnte man mit dieser Anzahl in jedem Augenblick 80,000 Mann an Bord marschiren lassen, ohne daß man dazu Boote bedürfte," und sobald sie den innern Hafen verlassen hätten, könnte eine ebenso starke Macht auf Schiffen, die inzwischen auf der Rhede gewartet hätten, untergebracht werden. „Dies ist, sagt unsre Quelle, eine große Thatsache, die werth ist, daß man sich ihrer stets erinnert." Dieselbe wird aber noch bedeutsamer bei folgender Betrachtung.

Frankreich richtet seine Aufmerksamkeit nicht blos auf Cherbourg, sondern es ist mit gleichem Ernst darauf bedacht, auch seine übrigen nördlichen Häfen zu verbessern und deren Vertheidigungswerke zu verstärken. Ob dies im Hinblick auf einen Angriff auf England oder in Befürchtung der Möglichkeit eines Angriffs von England her geschieht, muß dahingestellt bleiben. Auf keinen Fall bedeutet es den Frieden und herzliches Einverständniß zwischen den Mächten am Kanal. Man kann kaum annehmen, daß ein Staat, dessen Finanzen sich eben nicht im blühenden Zustand befinden, Millionen auf Millionen ausgeben sollte, um Mittel der Zerstörung zu schaffen, wenn er nicht eine Zeit und einen Ort im Auge hätte, wo er sie zu benutzen gedächte. Eins ist sicher, daß über kurz oder lang wieder Krieg von Frankreich ausgehen wird; denn selbst wenn der Wunsch darnach in Paris nicht vorhanden wäre (der letzte brachte doch nur mäßige Lorbeeren), so hat keine Regierung es in ihrer Gewalt, eine so mächtige Flotte und ein so starkes Heer wie Frankreich zu halten, ohne sie zu verwenden. Sie sind, namentlich in Frankreich, gleich dem Schwert der Sage, das Blut haben mußte.

Der wichtigste nördliche Kriegshafen Frankreichs nach Cherbourg ist unzweifelhaft Brest. Es liegt an einem der prächtigsten Naturhäfen der Welt, der nur durch einen schmalen und wohlbefestigten Kanal von der See her zugänglich ist. Die Bevölkerung der Umgebung ist eine wesentlich maritime, und auch nach andern Seiten hin besitzt Brest alle Eigenschaften eines Kriegshafens ersten Ranges. Die Stadt besteht aus zwei verschiedenen Quartieren, von denen das eine, auf dem rechten Ufer des Flusses Penfeld gelegen, Recouvrance heißt, während das andere, welches auf der linken Seite liegt, den Namen Brest im engern Sinn führt. Da die Bedürfnisse der Schifffahrt die Erbau-

ung einer Brücke zwischen den beiden Stadttheilen nicht zulassen, so hat der Verkehr zwischen denselben Schwierigkeiten, auf deren Hebung man bedacht war, ohne bis jetzt ein Auskunftsmittel zu finden. Brest selbst zerfällt infolge seiner Lage am Fuß und am Abhang einer steilen Höhe in eine Ober- und eine Unterstadt. Mehre der von oben nach unten laufenden Straßen sind so abschüssig, daß sie nur zu Fuß passirt werden können, und die Dächer mancher fünf Stock hohen Häuser befinden sich auf gleicher Höhe mit den Gärten ihrer höher wohnenden Nachbarn. Ein tiefer, aber schmaler Grund, gebildet von der Mündung des Penfeld, zieht sich vom Hafen herauf um den Hügelrücken, auf dem die Stadt steht und bildet das Becken des innern Hafens. Auf der Südseite der Mündung dieses Grundes erhebt sich auf einem sanft abfallenden Felsen das alte Schloß oder Castell von Brest. Es ist von fünf gewaltigen Thürmen flankirt, welche durch Curtinen verbunden sind, die über hundert Fuß Höhe haben. Diese Werke sind mit einer beträchtlichen Anzahl sehr schwerer Kanonen armirt, aber die obere Reihe hat zu viel Elevation, um von großem Nutzen zu sein. Das Castell ist alt, aber bedeutende Theile wurden um das Jahr 1690 von Vauban hinzugefügt. Der Grund ist oberhalb des Castells auf beiden Seiten mit einer Mauer eingefaßt, welche die Stadt von dem Arsenal, dem Hafenbecken und den Werften trennt. Auf dem Nordufer des Flusses, in einiger Entfernung von dessen Mündung, befinden sich vier große Werftschlippen, von denen zwei offen, zwei bedeckt sind. Weiter oben, auf dem andern Ufer trifft man acht Kalfaterdocks, die gelegentlich auch zum Bauen von Schiffen benutzt werden. An diese stoßen, vom Quai durch einen offnen, mit Ankern aller Größen bedeckten Raum getrennt, die Gießerei, eine Segelfabrik, Seilerwerkstätten u. a. in bedeckten Gebäuden von 1200 Fuß Länge. Hieran endlich reiht sich ein anderer offner Platz, auf denen Hunderte und aber Hunderte von Schiffskanonen zu sofortigem Gebrauch bereit liegen. Außer den Gebäuden und Werkstätten, die man gewöhnlich in einem Platz von diesem Charakter antrifft, findet sich hier noch eine große und sehr wohleingerichtete Kaserne für Seeleute, die sich in allen Beziehungen vortheilhaft von den elenden, ungesunden Schiffsrümpfen unterscheidet, in denen England seine nicht unmittelbar im Dienst an Bord nöthigen Matrosen unterbringt. Mehre Tausend Verbrecher waren bisher beschäftigt, die schmutzigsten und beschwerlichsten Arbeiten der Werften von Brest zu thun, indeß ist das System, nach dem man diese Leute benutzte, jetzt aufgegeben, und bald werden sich keine Galeerensträflinge mehr hier befinden.

Der Kriegshafen von Brest mit seinen Werften umfaßt ein Areal von 131 englischen Ackern. Die Zahl besoldeter Arbeiter, welche regelmäßig hier beschäftigt sind, beläuft sich auf mehr als 5000, und man zahlt ihnen durchschnittlich einen Lohn von jährlich 3,750,000 Franken. Jedes Jahr könnte man in diesem Hafen drei

Linienschiffe mit Masten, Raaen, Segeln, Tauwerk, Kanonen, kurz allem, was zu ihrer Ausrüstung gehört, ohne Ueberanstrengung fertig machen, ja vielleicht noch außerdem zwei bis drei Fregatten zweiter Classe. Was endlich die Ingenieurabtheilung betrifft, so können Dampfmaschinen von 500 Pferdekraft binnen zwölf Monaten vollendet werden.

Neuerdings wurden bedeutende Summen zur Verstärkung und weitern Ausdehnung der Festungswerke Brests angewiesen, und da hier im Punkt der Vertheidigung weniger erforderlich ist, als in Cherbourg, so werden die Werke dieses Hafenplatzes wahrscheinlich in wenigen Jahren ebenso vollständig sein, als die jenes Hauptoperationspunktes.

An einer wohlgewählten Stelle des nördlichen Theils der Bucht von Biscaya und im Departement Morbihan steht Lorient. Bis zum Jahr 1789 war dieser Ort wenig mehr als ein Depot für die von der französischen Compagnie aus Indien eingeführten Waaren. Lange Zeit hatten Havre und Nantes das Monopol des Handels mit Indien, China und den Ländern am Senegal gehabt. Um das Jahr 1665 ließ sich eine Gesellschaft, die von Ludwig dem Vierzehnten ein Privilegium erwirkt, auf dem Südufer der Bretagne nieder und errichtete hier an geeigneten Orten große Reihen von Lagerhäusern, aber erst im Jahre 1718 gerieth dieselbe, die sich inzwischen vergrößert und das Monopol des Tabakshandels so wie das Privilegium Lotterien zu veranstalten erlangt hatte, auf den Gedanken, eine Stadt zu erbauen, welche der Mittelpunkt ihrer kaufmännischen Geschäfte sein sollte. Zu diesem Zweck kaufte sie die damals nur mit Haidekraut bedeckte Ebne Loch Roch Yan an, die an dem Zusammenfluß des Scorff und des Blavet liegt. Bald darauf erhob sich die Stadt, ein Hafen wurde ausgegraben und der Ort mit Wällen umgeben. Der Handel, den die neue Stadt mit dem Morgenland trieb, verschaffte ihr den Namen L'Orient, der 1738 durch ein von Versailles datirtes Edict bestätigt wurde.

Der Schiffsverkehr, den die wachsende und eine Zeit lang reiche Gesellschaft hier entstehen ließ, erreichte bald beträchtliche Dimensionen, aber dieses Leben war nicht von Dauer. Im Jahre 1770 löste sich die Gesellschaft auf, aller Handel zog sich von Lorient zurück, und das einzige Geschäft, welches die Einwohner von jetzt ab Jahre hindurch betrieben, war das sehr bescheidene der Meeraal- und Sardinenfischerei. Gegen das Ende des ersten Kaiserreichs indeß fand die Bedeutung Lorients als eines Kriegs- oder vielmehr Werfthafens Anerkennung. Während der letzten vierzig Jahre sind die nothwendigen Einrichtungen getroffen und allmälig vergrößert worden, und die hiesigen Schiffswerften geben gegenwärtig 2500 bis 3000 Schiffszimmerleuten, Schmieden, Segelmachern u. a. Beschäftigung. Die Stadt ist schmuzig und düster. Sie besitzt keinerlei Merkwürdigkeiten, mit Ausnahme

des Denkmals, welches man hier dem tapfern Bisson errichtet hat. Die Werften, welche von der Stadt durch eine hohe Mauer geschieden sind, nehmen eine Fläche von 106 englischen Ackern ein. Auf beiden Seiten des Scorff befinden sich die Werftschlippen, von denen aber nur zwei für den Bau von Linienschiffen, die übrigen lediglich für Fregatten und Dampfschiffe geeignet sind. Zwischen dem, was man das Zeugamt nennen könnte, und dem Flusse befinden sich lange Reihen von Gießereien und andern mit dem Schiffsbau in Verbindung stehenden Werkstätten. Weiterhin trifft man ein geräumiges Magazin, welches alles enthält, was zur Ausrüstung von Kriegsschiffen gehört. Alles ist vortrefflich geordnet, so daß jedes Schiff, welches hier herkommt, um erlittene Verluste zu ersetzen, ohne Verzug mit dem Erforderlichen versehen werden kann. Die hauptsächlichsten Gebäude, welche das Arsenal bilden, liegen auf dem rechten Ufer des Scorff zwischen der Stadt und dem Fluß, indeß befinden sich auch mehre Werftschlippen auf dem linken Ufer neben einer kleinen Bucht südlich und östlich von der Stadt.

Im Ganzen sind hier sechzehn Werftschlippen und ein Kalfaterdock; aber sie sind meist unbedeckt, nur das eine Schlipp ist mit einer bleibenden Bedachung versehen. Es gibt außerdem noch zwei größere Schlippen und ein Dock, die indeß noch nicht fertig sind. Auch sagt man, daß verschiedene Gebäude und Einrichtungen vergrößert werden sollen. Endlich denkt man an eine Vertiefung und Erweiterung des Hafens. Der letztere ist gegen einen feindlichen Angriff ziemlich gut durch die starke Festung Port Louis vertheidigt, welche mit 200 bis 220 Kanonen armirt ist und die Einfahrt vollkommen beherrscht.

Im Westen streicht die 2¹/₄ deutsche Meilen lange Landzunge, auf welcher Quiberon steht, ins Meer hinaus und wirkt als Wellenbrecher gegen die Flut des atlantischen Meeres, welche die Sicherheit der Rhede bedrohen würde, und im Süden entsprechen die Inseln Houst, Hoedic, Groix und Belleisle demselben Zweck.

Ungefähr 36 deutsche Meilen südwestlich von Lorient und an der Mündung der Charente steht Rochefort, welches seiner Wichtigkeit nach den dritten Rang unter den Kriegshäfen Frankreichs einnimmt. Es ist wie jenes eine moderne Stadt, nicht älter als etwa zweihundert Jahre und sehr regelmäßig gebaut. Der Gründer des Kriegshafens war der große Colbert. Das Areal des Hafens und seiner Werften, seitdem erweitert, bedeckt gegenwärtig 131 Acker und schließt 13 Werftschlippen und 2 Docks ein; ein Schlipp und ein Dock werden jetzt hinzugefügt. Die Rhede ist ebenso geräumig als sicher vor Stürmen. Sie wird von den Inseln Oleron, Aix und Ré und den beiden starken Forts Bayard und Enet, vertheidigt, die sich auf einer Sandbank zwischen den beiden zuerstgenannten Inseln er-

heben. Auf diese Festungswerke sind auch in der neuesten Zeit bedeutende Summen verwendet worden. Das Matrosenhospital ist ein sehr schönes Gebäude. Es besteht aus neun verschiedenen Häusern, die zusammen über 1200 Betten enthalten und deren Einrichtung in jeder Hinsicht Lob verdient. Die ungeheure Ausdehnung des Krankenhauses wird nicht Wunder nehmen, wenn man in Betracht zieht, daß Rochefort bis vor einigen Jahren für eine der ungesundesten Städte Frankreichs galt. Ein ausgedehntes System von Wasserabzügen und Gräben indeß hat jetzt die Fieberatmosphäre über der Stadt und ihrer Nachbarschaft erheblich vermindert.

Das mit Mauern umgebene Arsenal hat zwei Thore, von denen indeß nur das eine, die Porte du Soleil, dem Publicum offen steht. Die Reihen der Arbeitsschuppen und Schlippen dehnen sich eine große Strecke längs der Charente aus. Ein sehr geräumiges Gebäude, welches auch einigen Anspruch auf Eleganz macht, enthält eine sehr eigenthümlich construirte und zu ihrer Zeit äußerst zweckmäßige Sägemühle, die indeß jetzt nicht mehr benutzt wird, da sie durch eine von Dampf getriebene Maschine ersetzt worden ist. Unter einem Schuppen mit weitgespanntem Dach sieht man eine Anzahl von Eisenhämmern, welche zwischen 200 und 300 Mann beschäftigen. Sodann befindet sich hier ein gewaltiger Dampfhammer, denen ähnlich, welche, von Nasmyth erfunden, in Woolwich in Gebrauch sind. Sehr große Eisenplatten zu Schornsteinen und andern Theilen von Dampfmaschinen, oft 2000 bis 3000 Pfund schwer, sind aus diesen Werkstätten hervorgegangen. In einem Etablissement daneben macht man Kessel für Kriegsdampfer, und namentlich solche, welche nach dem sogenannten Tubularsystem gearbeitet werden, werden mit einer Sorgfalt und einem Geschick verfertigt, welches auch von den besten Arbeiten englischer Dampfkesselschmiede nicht übertroffen wird. Ueberhaupt ist alles Maschinenwesen in diesem Hafen ausgezeichnet, namentlich aber gilt dies von den Maschinen, welche zum Bohren, Glätten, Raspeln und Hobeln von Metallgegenständen dienen. Die Vorräthe an Holz, die hier lagern, sind sehr groß, und die Teiche, in denen das Holz vor seiner Verwendung zubereitet wird, haben fast dieselbe Ausdehnung wie die benachbarte Stadt. Das alte Gefangnenhaus, in welchem früher die Galeerensträflinge verwahrt wurden, ist in ein Magazin verwandelt worden; dahinter liegt ein anderes Magazin, in welchem man Masten und Segel aufbewahrt, und hinter diesem wieder trifft man die Seilergänge, Schuppen von fast 1200 Fuß Länge. Ein großer Vorrath von Ankern aller Größen, lange Reihen von Schiffskanonen und Kugelpyramiden bedecken Hunderte von Quadratruthen und zeigen die Nähe der Kanonengießerei an, in welcher Geschütze von allen Kalibern, Mörser, Wagen und anderes Zubehör der Artillerie in größten Massen angefertigt werden. Die Säle und Galerien, in welchen

die Handwaffen, Pistolen, Büchsen, Karabiner und Entersäbel aufbewahrt werden, könnten die gesammte Mannschaft der französischen Flotte mit dem Erforderlichen versehen.

Toulon nimmt unter den Kriegshäfen Frankreichs den zweiten Rang ein. Seine Lage ist schon von Natur sehr stark, da es im Hintergrund der tiefen Bucht liegt, welche die äußere und die innere Rhede einschließt. Hinter der Stadt erheben sich Schicht auf Schicht Züge felsiger Höhen, auf denen man, wo sich irgend ein Platz für ein Fort oder eine Batterie fand, Positionsgeschütze aufgestellt hat, schier bis zum Gipfel des Faron hinauf, der die See um 1700 Fuß überragt. Zwei kleine Vorgebirge trennen die Rheden, jedes derselben ist mit einem Fort von beträchtlicher Stärke gekrönt. Das Kreuzfeuer der Geschütze dieser Fortificationen würde jedes feindliche Fahrzeug, welches den Eingang zu forciren versuchte, sofort in den Grund bohren. Der Hafen oder die innere Rhede selbst ist wieder durch zwei Molen in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die zur Rechten den Namen Ancienne Darse, die zur Linken die Bezeichnung Nouvelle Darse führt. Die letztere ist der Kriegs-, jene der Kauffahrteihafen. Der Kriegshafen umfaßt eine Wasserfläche von 55 Ackern, der Kauffahrteihafen ist etwas geräumiger. Letzterer wird auf seiner Nordostseite von einem Quai begrenzt, auf dem täglich Ladungen von allen Mittelmeerländern, vorzüglich Getreide, ausgeschifft werden.

Hinter den Häfen im Westen steht das neue Arsenal von Castigneau mit seinen Docks, seinen Werftschlippen und andern Werkstätten und Magazinen. Der Eintritt ist Fremden nicht gestattet. Die Baumeister müssen bei Errichtung dieses Etablissements mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben. Der Boden war morastig und auch sonst nicht für den Zweck geeignet. So machte der Bau außerordentliche Kosten, indeß ließ man sich nicht abschrecken, und das Ergebniß entsprach der Ausdauer, die man entwickelte. Die Werften bedecken ein Areal von 240 Ackern, und sie umfassen zwanzig vollständig fertige Werftschlippen und drei Docks; fünf andere werden noch hinzukommen. In der Nouvelle Darse (darse bedeutet eigentlich den der See am nächsten gelegenen Theil einer Hafenstadt oder Flottenstation) haben — allerdings eng zusammengedrängt — 28 Linienschiffe ersten Rangs und zu gleicher Zeit 24 Fregatten von den größten Dimensionen Platz. Selbst die strengste und minutiöseste Untersuchung würde in der innern und äußern Einrichtung der mit dem Hafen und dem Arsenal verbundenen Gebäude nur geringe Mängel zu entdecken vermögen. Die Magazine, welche alles zur Ausrüstung einer großen Flotte Erforderliche enthalten, liegen höchstens 20 Schritt vom Wasser, die Mastenspeicher, die Segelböden, die 1180 Fuß langen Räume, wo das Tauwerk aufbewahrt wird, die Zwiebackbäckereien u. s. w hängen zusammen, und da das Mittelmeer

so gut wie keine Ebbe und Flut hat, so können zu jeder Stunde Schiffe einlaufen, um sich repariren zu lassen. Das Hafenbecken aber ist so geschützt, daß auch der grimmigste „Levanter" hier den Schiffen keinen Schaden zu thun vermag.

Nicht so sicher ist die sonst sehr geräumige äußere Rhede. Sie hat felsigen Grund, verschiedene gefährliche Untiefen und darum höchstens für ein halbes Dutzend Linienschiffe Raum. Weiter draußen ist Platz für eine gute Anzahl mehr, indeß ist der Ankergrund auch hier unzuverlässig, auch ist dieser Theil der Rhede den an diesen Küsten häufig vorherrschenden West- und Südwestwinden ausgesetzt.

Die Stadt, schon 1793, wo sie in die Hände der Briten fiel, stark befestigt, ist seitdem mit vielen neuen Werken versehen worden, und wenn man sie auch nicht als uneinnehmbar bezeichnen kann, wie Cherbourg, so würde es doch eine sehr gewaltige Flotte und bedeutende Zerstörungsmittel erfordern, um das Feuer ihrer Forts und Batterien zum Schweigen zu bringen.

In Toulon liegen in der Regel eine größere Anzahl von Kriegsschiffen vor Anker, als in irgend einem der übrigen französischen Häfen, „aber viele derselben befinden sich (nach den Beobachtungen Busks) in sehr zweifelhaftem Zustand und ein Vergleich selbst mit den schlechtesten der englischen Marine würde für diese ungünstig ausfallen."

Der 16. Paragraph der Bundesacte in Tirol.

Aus Tirol, 16. September. Der in Wien erscheinende „Wanderer" brachte jüngst eine Correspondenz aus Innsbruck, worin berichtet wurde, die Mehrzahl der Mitglieder des im August versammelten verstärkten ständischen Ausschusses habe „gegen die Besitzberechtigung der Protestanten in Tirol protestirt, obwol die Protestanten mit Bewilligung der Regierung in den letzten Jahren Grundeigenthum erworben haben." Diese Nachricht ist in zwei Beziehungen ungenau. Nicht blos die meisten der einberufenen Vertrauensmänner, sondern alle anwesenden mit Ausnahme eines einzigen, des Dr. Clemann aus Innsbruck, legten jene Verwahrung ein; er allein hatte den Muth, sich dieser Versammlung gegenüber auf das Gesetz, die kaiserlichen Patente vom 4. März 1849 und 31. December 1851 zu beziehen; er vermochte aber keinen der angeblichen Repräsentanten Tirols zu überzeugen, daß ihrem Antrag das Wort des Kaisers entgegenstehe. Unrichtig ist ferner, daß die Protestanten in letzter Zeit mit Bewilligung der Regierung in Tirol Grund und

Boden erwarben. Die am 16. November 1855 erfolgte Verfachung des Kaufes des Schlosses Rottenstein in Obermais nächst Meran durch den ehemaligen k. preußischen Hauptmann Karl Rudolph Apel aus Berlin wurde von der k. k. Statthalterei beanstandet, und dem damaligen Bezirksvorsteher eine scharfe Rüge ertheilt, weil er sie ohne vorläufige Genehmigung dieser Behörde vorgenommen. Er rechtfertigte sich ohne Bezugnahme auf obige Patente lediglich damit, daß die Verfachung nur eine Art der Vormerkung sei und in Tirol, wo keine öffentlichen Bücher im Sinn des Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches bestehen, das Eigenthum blos bedingt, nämlich unter der Voraussetzung der rechtlichen Giltigkeit des Actes selbst übertrage. Auf Antrieb des Decans Santner in Meran begab sich eine Deputation dortiger Bauern, den Decan selbst an der Spitze, zum Erzherzog-Statthalter Karl Ludwig nach Botzen und überraschte ihn mit der eingelernten Erklärung: „Sie wollten keine Preußen werden, sondern Oestreicher bleiben," was Se. kaiserliche Hoheit für ihren Antrag auf Nichtigkeitserklärung des Kaufes gewinnen sollte. Bisher erfloß darüber noch keine Entscheidung; das Schloß Rottenstein ging aber mittlerweile durch Kauf vom 28. Mai dieses Jahres in das Eigenthum der Frau Gräfin Lucy Stenbock, ebenfalls einer Protestantin, über. Am 4. Juli 1855 hatten auch zwei hamburger Bürger Ferdinand und Minna Wendlandt in der Nähe von Botzen ein Landgut gekauft, auf Grund dessen der erstere um die Ertheilung der österreichischen Staatsbürgerschaft einkam. Dieses Gesuch wurde von der k. k. Statthalterei durch Erlaß vom 27. März 1856 mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß er als Protestant nach dem östreichischen Toleranzgesetz vom 13. October 1781 nur mittelst Dispens zum Haus- und Güterankauf zugelassen werden könne, und sonach vorerst die gesetzliche Dispens zum fraglichen Ankauf nachzuweisen habe. (sic!) Der dagegen ergriffene Recurs blieb noch bis zur Stunde unerledigt. Im Jahr 1858 kaufte der Fürst Alexander von Lieven ein Bauerngut nächst dem Schloß Lebenborg im Bezirksgericht Lana bei Meran; der Erwerbsact kam aber nur durch einen Zufall ins Verfachbuch. Die k. k. Statthalterei hatte nämlich im Präsidialwege alle Bezirksvorsteher auf die Vorschriften des Toleranzpatentes rücksichtlich der dazu für Protestanten nöthigen Dispens aufmerksam gemacht, und da der Bezirksvorsteher sein Unterpersonal davon nicht unterrichtet hatte, und damals abwesend war, decretirte der Actuar ohne weiteres die Verfachung. Bei einem zweiten Ankauf des Fürsten Lieven in derselben Gegend wurde dessen politische Genehmigung verweigert, der Verkäufer belangte den Fürsten auf Vertragserfüllung, dieser aber, der mittlerweile den Vorsatz, sich in Tirol niederzulassen, aufgegeben hatte, legte gegen die ihm nun auch im Civilweg verweigerte Verfachung die Berufung an das k. k. Oberlandesgericht ein, um dadurch einen rechtlichen Beweis der Unmöglichkeit der Leistung zu erlangen. Das k. k. Ober-

landesgericht theilte aber nicht die Ansicht der k. k. Statthalterei, erwog, daß die Rechtsgleichheit zwischen den Bekennern der verschiedenen christlichen Confessionen schon durch die deutsche Bundesacte (Art. XVI.) anerkannt, somit auch in Tirol zur Geltung gekommen sei; daß ferner das kaiserliche Patent vom 4. März 1849 den Grundsatz aussprach: der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte sei vom Religionsbekenntnisse unabhängig; daß auch das spätere Patent vom 31. December 1851 die „Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz" bestätigte; daß endlich nur die Israeliten von dieser Rechtsgleichheit später ausgenommen worden, und trug sohin die Verfachung des fraglichen Kaufvertrags dem k. k. Bezirksgericht Lana ohne weiteres auf. Dies ohngefähr die Vorgänge über die letzten Ankäufe von Protestanten in Tirol. Es geht daraus klar hervor, daß wenigstens die administrative Behörde an der Ansicht festhielt, das Toleranzgesetz vom Jahre 1781 bestehe noch in voller Rechtskraft, und fort und fort Anstand nahm, die daselbst vorgesehene Dispensation „ohne alle Erschwerung" zu ertheilen. Wir erwarten demnach sehnlichst eine Beendigung dieses offenbar nur provisorischen Zustandes, worüber selbst die Behörden verschiedener Ansicht sind, ein Gesetz, das die Besitzfähigkeit der Protestanten in Tirol bestätigt, und den Artikel XVI. der Bundesacte so wie die Patente vom 4. März 1849 und vom 31. December 1851 in Ausführung bringt. Nicht minder sehen wir einem kräftigen Einschreiten der Regierung gegen die kirchlichen Uebergriffe entgegen, die sich in Sachen der gemischten Ehen bemerkbar machen. In früheren Fällen der letzten Jahre hatte man außer dem schriftlichen auch noch ein eidliches Versprechen beider Brautleute über die katholische Kindererziehung, einen Eid des katholischen Theils über die Gewinnung des protestantischen für den Uebertritt zum Katholicismus, und noch andere Eide gefordert, die sich auf volle sieben steigerten, und worüber ebenso viele einzelne Protokolle aufgenommen wurden. Man wollte nämlich auch das „Aergerniß" des öffentlichen Aufgebotes beseitigen, und forderte von beiden Theilen die eidliche Versicherung, daß sie weder ein anderes Eheverhältniß eingegangen, noch ihnen sonst irgend ein Hinderniß bekannt sei. Nun glaubte man einen großen Schritt weiter wagen zu können, und stellte den Grundsatz auf, daß in Tirol keine gemischten Ehen mehr Statt haben dürfen. Der Fürstbischof von Trient erklärte vor kurzem über ein diesfälliges Dispensgesuch, das vom schriftlichen Versprechen des protestantischen Theils über die katholische Kindererziehung in vollständig legaler Form begleitet war: „Ich kann demselben nicht entsprechen, weil mir als Diöcesan-Bischof die strenge Pflicht obliegt, die Einheit im Bekenntniß des katholischen Glaubens in meiner Diöcese stets aufrecht zu erhalten und alles jene, was dieselbe stören oder hindern könnte, sorgfältig zu entfernen. Diese Pflicht genau zu erfüllen wird von mir um so mehr gefodert, da Tirol eine ganz katholische

Provinz ist, deren gesammte Bevölkerung sich immer zur katholischen Religion bekennt*) hat, derselben noch treu anhängt, und um die Aufrechthaltung der Einheit im katholischen Glauben auf den öffentlichen Landtägen sowohl als bei anderen sich darbietenden Gelegenheiten**) wiederholt und dringend gebethen hat. Deswegen kann und darf ich als Bischof der in Tirol gelegenen Diöcese Trient die gemischten Ehen nicht begünstigen, sondern muß die mir auferlegte Pflicht treu und genau erfüllen." Alle Vermittlungsversuche blieben fruchtlos. Dem katholischen Theile erübrigte angesichts unseres Eherechtes nur ein Ausweg, die Auswanderung aus dem östreichischen Kaiserstaat, wozu ihm denn auch von der k. k. Statthalterei die Bewilligung ertheilt wurde. Wenn die Bischöfe des Landes solchen Ansichten huldigen, ist es erklärlich, daß die Geistlichkeit, die im verstärkten ständischen Ausschuß gebührend vertreten war, und die mit ihr einverstandenen Vertrauensmänner ein Ansuchen an die Regierung stellten, wozu der intelligente Theil der Tiroler nie seine Zustimmung erklären wird.

Die „nationale Partei".

Von der preußischen Grenze.

Um zunächst meinen eignen Standpunkt der Bewegung gegenüber festzustellen, die seit dem Frieden von Villafranca begonnen hat, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich weder ein „Gothaer" noch ein „Eisenacher", sondern ein Preuße bin. Das soll nicht blos eine statistische Notiz sein, sondern ich will damit eine Ansicht aussprechen: die Ansicht nämlich, daß es für die Bestimmtheit, ich möchte sagen Anschaulichkeit dieser Bewegung zweckmäßiger gewesen wäre, wenn sich Preußen ganz von derselben ausgeschlossen hätte. Ich habe dafür mehrfache Gründe.

Zunächst gibt die gegenwärtige Parteibildung eine ganz falsche Vorstellung von der Stärke der Partei. In Preußen ist die Ueberzeugung, daß Preußen eine höhere und stärkere Stelle innerhalb des Bundes einzunehmen das Recht und die Pflicht habe, so allgemein, daß, die Ultramontanen und die Männer der Kreuzzeitungspartei abgerechnet (und auch die letzteren nicht ganz), das gesammte Volk sich zu derselben bekennt. Und das ganze Volk, in Waffen geübt, ist bereit, für dieselbe einzutreten.

Es gibt also eine ganz falsche Vorstellung von der Stärke dieser Partei in Preußen, wenn nur einzelne Namen — wie achtungswerth sie auch sein mögen — ein derartiges Programm unterzeichnen. Worauf es den Regierungen und dem Volk ankommt, ist, zu wissen, wie stark und wie lebhaft diese Ansicht in den mittel- und kleindeutschen Staaten vertreten sei.

*) Die Abschrift entspricht dem Original buchstäblich.

**) Eine Anspielung auf die sogenannte „Riesenpetition" im Jahre 1848.

Denn das ist doch die Aufgabe dieser Programme: es gilt nicht, unmittelbar etwas durchzusetzen, wozu weder die gesetzliche noch physische Macht vorhanden ist, sondern nur, den Regierungen ein Material zur Erwägung bei ihren weitern Schritten zu unterbreiten: die Kenntniß nämlich von den Ansichten des Volks und namentlich der gebildeten Classen. — Der andere Zweck, den man noch haben könnte, sich untereinander zu verständigen, könnte viel einfacher erreicht werden; dazu sind keine Programme nöthig.

Die zahlreiche Theilnahme von Preußen gibt außerdem von der ganzen Bewegung eine schiefe Ansicht. Man legt sie so aus, als sei sie von der preußischen Regierung hervorgerufen. Zwar ist diese Idee im höchsten Grade abgeschmackt — die Herren v. Unruh, Schulze, Zabel u. s. w. stehn mit der preußischen Regierung in keinem nähern Verhältniß als etwa die Herrn v. d. Pfordten, v. Beust u. s. w. — aber auf die Abgeschmacktheit einer Behauptung kommt es den Feinden Preußens nicht an, wenn es gilt, die Gespensterfurcht der blinden Menge anzuregen.

Die Folge ist, daß namentlich in Süddeutschland diejenigen, die sich zur Unterzeichnung eines derartigen Programms verstehen, die Sache so betrachten, als machten sie dadurch der Krone Preußen eine erhebliche Concession, und wären berechtigt, dafür ihrerseits Concessionen zu verlangen. So ist es in Frankfurt wirklich geschehn und es sind von preußischer und überhaupt norddeutscher Seite so starke Concessionen gemacht worden, daß von dem ursprünglichen Inhalt des Programms herzlich wenig übriggeblieben ist, und daß ich für meinen Theil — ohne der abweichenden Ansicht meiner Freunde irgend wie nahe treten zu wollen — gar keinen weitern Inhalt darin mehr finde, als allerlei fromme Wünsche, über welche die Regierungen ganz ruhig zur Tagesordnung schreiten könnten.

Die Sache verhält sich ihrem Wesen nach ganz anders.

Allerdings wird der preußische Staat schon durch seine geographische Lage dringend aufgefordert, mit seinen Nachbarn durch ein engeres Band sich zu verketten als das lose der deutschen Bundesverfassung; aber zur Noth kann er auch in der alten Weise fortbestehn. Das Bedürfniß des Anschlusses an einen größern Staat ist vielmehr in Kleindeutschland vorhanden, und die Frage, welche Bewegungen wie die Eisenacher zu lösen haben, ist folgende: führt dieses Bedürfniß die Population der Mittel- und Kleinstaaten zu Oestreich oder zu Preußen? sehen sie in dem engern Anschluß an den einen oder den andern Staat einen größern Gewinn für ihre geistigen und materiellen Interessen?

Oder um mich noch bestimmter auszudrücken: der wichtigste Gewinn der eisenacher Bewegung wäre, die Frage endlich so zu stellen, wie ich sie oben gestellt habe, d. h. einzusehn, daß jeder dritte Weg eine Thorheit ist.

Eine Thorheit ist die Idee der Trias. Die Schwächern können dem Stärkern folgen, gleich Starke können aber nur durch die Gleichheit der Interessen verbunden werden. Die bairische und hannoveranische Regierung mögen gewisse Interessen gemeinsam haben; der Baier und Hannoveraner hat keine gemeinsamen Interessen, d. h. keine Interessen, die ihm specifisch als solchem beiwohnen, die er nicht mit dem Preußen oder Oestreicher theilt.

Eine Thorheit ist die Volksvertretung im Bunde ohne eine starke, mit Recht und Macht ausgerüstete Centralgewalt.

Eine Thorheit ist die Bildung einer deutschen Centralgewalt, die nicht aus Oestreich oder aus Preußen hervorgeht.

Eine Thorheit ist die Idee einer preußischen Hegemonie, der auch Oestreich unterworfen sein sollte.

Sobald diese Sätze, die jedem Nichtfanatiker ohne weiteres einleuchten, auch den Fanatikern beigebracht sind, ist die Wahl nur zwischen zwei Eventualitäten:

Entweder Wiederherstellung des östreichisch-deutschen Kaiserreichs, mit bedeutender Schwächung des preußischen Staats (denn ohne diese würde das Kaiserthum die Verhältnisse nicht ändern);

Oder Errichtung eines engern Bundes (Union) unter Preußens Vorsitz innerhalb des weitern Bundes, dessen Rechte und Pflichten im Uebrigen durch eine solche Union nicht wesentlich alterirt werden.

Die letztere Ansicht wurde zuerst von Radowitz und dem Ministerium Brandenburg vertreten; dann durch die Könige von Hannover und Sachsen (im Dreikönigsbündniß), endlich durch sämmtliche Kleinstaaten adoptirt; von der Versammlung in Gotha (den Resten der Weidenbuschpartei, die den Unionsgedanken als ein Pis aller aufnahm, da sie eigentlich etwas Anderes gewollt) als Abschlagszahlung angenommen; in Erfurt und zuletzt in Olmütz von der preußischen Regierung aufgegeben. Diese Ansicht ist neuerdings in dem gothaer Programm wieder aufgenommen, und Se. Hoheit der Herzog von Koburg-Gotha hat infolge dessen erklärt, er stehe noch heute auf dem Standpunkt, den 1849 nach dem Dreikönigsbündniß sämmtliche deutsche Fürsten mit Ausschluß von Oestreich, Baiern und Würtemberg eingenommen.

Wenn infolge dieser Erklärung Oestreich einen Protest einlegt, — in einer Form, deren Schicklichkeit die Herren Diplomaten untersuchen mögen, da das nicht unsere Sache ist — und die Zwecke des Programms als einen Bundesbruch bezeichnet, so ist dabei seine Vergeßlichkeit das Merkwürdigste: denn Oestreich selbst schlug nach Olmütz eine Reform des Bundes vor, die in mancher Beziehung den Fürsten größere Opfer ihrer Souveränetätsrechte zumuthete als das Project der Union; und der Vorschlag einer Umgestaltung der Bundesverhältnisse kann, so weit er auch gehn möge, so lange er sich auf dem Boden friedlicher Agitation, der Meinungspropaganda und auf dem Boden des Gesetzes bewegt, als ein willkürliches Heraustreten aus dem Bunde nicht betrachtet werden.

Der Zeitpunkt der Agitation scheint insofern nicht ganz glücklich gewählt, als sich in diesem Augenblick wenig erreichen läßt, indeß konnte sie doch nicht umgangen werden. Die östreichisch-ultramontane Presse hatte seit dem Beginn des Kriegs eine so planmäßige und erfolgreiche Polemik gegen Preußen fortgesetzt, daß es endlich Noth that, der Nation die Augen zu öffnen; und daß grade der Friede von Villafranca der Wendepunkt sein mußte, ist eine Nemesis, deren wir uns herzlich freuen. Die Verhandlungen während des Kriegs hatten aber deutlich gezeigt, daß zwischen den nominellen und den wirklichen Rechts- und Machtverhältnissen des Landes ein unheilvoller Widerspruch obwaltete.

Es war in Frankfurt der Versuch gemacht worden, durch Majoritätsbeschluß Preußen zu einem Krieg zu zwingen, den es — für jenen Augenblick — nicht wollte. Preußen hat gegen dies Beginnen Protest eingelegt; es war dazu, wie wir glauben, auch nach dem Wortlaut der Bundesverfassung berechtigt; aber darüber kann man streiten; die Hauptsache ist, daß eine solche Zumuthung gegen die Natur der Sache und gegen den Geist des Bundes ist; daß sie niemals gestellt wurde, auch nicht in den Zeiten des Kaiserthums; daß bei dem Abschluß der Bundesverfassung auch nicht im Traum an die Möglichkeit eines solchen Falls gedacht wurde. Der Bund wurde in Gefahr gesetzt, nicht durch Preußen.

Gegen diesen Widerspruch zwischen nominellem und wirklichem Recht muß etwas geschehen, wenn Deutschland den auswärtigen Feinden gegenüber nicht wehrlos werden soll. — Noch scheint von keiner Seite ein bestimmter Vorschlag geschehen zu sein; doch steht in nächster Zukunft etwas der Art bevor. Sobald das geschieht, hat jeder Bürger die Verpflichtung, Partei zu nehmen, aber nicht in der Weise, daß er zugleich Ja und Nein sagt. — Und das ist bei der letzten Versammlung in Frankfurt wirklich geschehen.

Ueber diesen Punkt erlauben Sie mir, mich in meinem nächsten Brief zu verbreiten.

† †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die spanischen Presidios in Marokko.

Wenn es auf der Landkarte eine Anzahl dunkler Punkte gibt, von denen man, falls sie von den Zeitungen erwähnt werden, in der Regel nicht viel mehr weiß, als daß sie da oder dort liegen, so sind diejenigen von ihnen, welche uns in Europa oder hart dabei aufstoßen, keineswegs immer die am wenigsten dunkeln. Es wäre möglich, daß mancher von den Forts an den Pehomündungen genauere Vorstellungen hätte, als von der Republik San Marino, und es könnte geschehen, daß die Leser, wenn zu gleicher Zeit ein neuer Moskitokönig gewählt und das Fürstenthum Monaco verkauft würde, sich über das Reich des erstern unterrichtet fänden, während ihnen in Betreff des letztern das Herz schlüge, falls ein wißbegieriger Sohn oder jüngerer Bruder sich Auskunft darüber erbäte.

Ein solcher dunkler Punkt sind nun auch die spanischen Colonien in Nordafrika, ja sie sind wol in unserm geographischen Wissen der dunkelste am ganzen weiten Mittelmeer. Gleichwol machten einzelne von ihnen in den letzten Jahren wiederholt von sich reden: wir lasen vor zwei Jahren von dem Unglück der preußischen Kriegsmarine in der Bucht von Melillah, die spanische Post brachte in diesem Frühling mehrmals Berichte von der Belagerung dieser Festung durch die Mauren des Rif, sie erzählte in den letztverwichenen Wochen von heftigen Kämpfen vor Ceuta, sie meldete erst in diesen Tagen, daß die Königin Isabella sich anschickt, der braunen Majestät von Marokko wegen unverbesserlicher Piratengelüste der Bewohner jener Provinz den Krieg zu erklären.*) Vermuthlich werden, falls dies sich bestätigt, jene Colonien die Operationsbasis bilden, vielleicht benutzt Spanien selbst die Gelegenheit, sich hier mehr auszubreiten, und so möchte es nicht unzeitgemäß sein, wenn wir über diesem obscuren Winkel die Sonne aufgehen ließen.

So sei denn zunächst bemerkt, daß diese Colonien oder Presidios (Waffenplätze) vier an der Zahl sind. Die östlichste ist das zwischen dem Ausfluß des Muluwijeh und dem Kap Tres Forcas — arabisch Ras Ed Deir, d. i. Klosterkap — gelegne Melillah, welches nur wenige Stunden von der

*) In Algesiras wird bereits für diesen Zweck ein Heer gesammelt, und nur Rücksichten auf England scheinen den Krieg noch zu verzögern.

zu Algerien gehörigen Stadt Tlemsen und etwa 50 Leguas*) südlich von der spanischen Hafenstadt Almeria liegt. Das nächste Presidio nach Westen hin ist Al Bucemas, ein Fort auf einer Felsenklippe, die sich vor der Bai Mezemmah, 36 Leguas südlich von dem Punkte der spanischen Küste erhebt, auf dem die kleine Stadt Motril steht. Noch weiter westlich folgt das Presidio Peñon de Velez de la Gomera, 28 Leguas südlich von Malaga und ebenfalls auf einer Felseninsel. Endlich schließt die Reihe dieser Festungen mit dem Gibraltar gegenüber gelegnen Ceuta.

Keine dieser Colonien umfaßt mehr Gebiet als die Kanonen ihrer Forts bestreichen können. Ihr Zweck ist gegenwärtig in der Hauptsache, als Verbannungsorte für spanische Verbrecher zu dienen. Ihr Charakter ist der von kleinen, aber starken, fast uneinnehmbaren Felsenburgen. Bedeutenden politischen Einfluß vermögen sie bei den Machtverhältnissen Spaniens und seiner hiesigen Nachbarn: Englands und Frankreichs, nicht auszuüben. Dennoch sind sie den Marokkanern ein Dorn im Auge, wie die unaufhörlich wiederholten Angriffe beweisen, die von denselben auf sie unternommen werden. Vielleicht ahnt das Volk, daß diese Festungen einmal als Stützpunkt zu einer Eroberung dienen könnten, die das von der Natur reich ausgestattete Küstenland Marokkos gar wohl verlohnen würde. Die Gegend ist hier nichts weniger als wasserarm. Sie hat im Sebu einen bis nach Fez hin schiffbaren Strom und eine große Anzahl kleiner Flüsse. Sie besitzt verschiedene gute Häfen. Das Klima ist gesund, der Boden, wo er bebaut wird, im höchsten Grade fruchtbar. Man säet in den ebnen Strichen Korn, Durrah, Reis, Mais und Hülsenfrüchte liefert Oel, Baumwolle, Tabak, Krapp, Indigo, Sesam, Wachs, Honig, Hanf, Safran, Salz und Salpeter in den Handel und zieht Pferde, Rindvieh, Schafe und Geflügel. Die Abhänge der Berge prangen in den mannigfaltigsten Laubschattirungen. Man findet hier die Zeder, die Stein- und Korkeiche, die Carruba, Wallnußbäume, Akazien und Oliven. Endlich ist bekannt, daß die Ausläufer des Atlas, die sich durch diese Striche ziehen, Kupfer, Blei und Eisen und selbst Gold und Silber in sich bergen. Sollte eines oder das andere dieser Presidios einmal in die Hände der Mauren fallen, so würde es sich ohne Zweifel sofort in eine Seeräuberburg verwandeln. Sollte dagegen Spaniens Seemacht sich einmal wieder der Höhe nähern, die sie früher innehatte, oder sollte, was leichter denkbar ist, England oder, was ebenso möglich, Frankreich sich bei Gelegenheit dieser Festungen bemächtigen, so würden sie, hier in Verbindung mit Oran und Algier, dort im Verein mit Gibraltar, von sehr wesentlichem Einfluß auf Handel und Schiffahrt des Mittelmeeres sein.

Wir betrachten nun die Presidios einzeln. Melillah (arabisch Ras Ed Deir), wie bemerkt an der Bucht gelegen, in die sich der Muluwijeh ergießt, steht

*) Eine Legua ist — ¾ geographische Meile, so daß 20 auf den Grad gehen.

auf einem Landvorsprung, der mit dem Continent nur durch einen schmalen Isthmus zusammenhängt. Es ist nach Ceuta der größte und angenehmste Ort der spanischen Besitzungen auf dieser Küste. Indeß ist die Hitze im Sommer außerordentlich stark, und da die Bewohner mit Ausnahme einiger privilegirten und streng überwachten Lieferanten auch im Frieden von jeder Verbindung mit dem marokkanischen Festland abgeschnitten sind und jetzt überdies ein Zustand herrscht, bei dem man bei keinem Spaziergang vor die Wälle hinaus sicher ist, den Kopf in den Händen der maurischen Nachbarn lassen zu müssen, da ferner äußerst selten ein anderes Schiff hier anlegt, als der monatlich nur einmal hier ankommende Postdampfer, der die Verbindung mit Malaga unterhält, so ist die Bezeichnung „angenehm" cum grano salis zu nehmen, und im Hinblick hierauf entschließen sich nur sehr wenige Spanier, sich hier niederzulassen. Die Bewohnerschaft besteht demnach fast lediglich aus der Besatzung und den hierher deportirten Verbrechern (Presidiarios und Sentenciados); von Soldaten befinden sich in Melillah 800, von Strafgefangnen gegen 1500 Mann. Den Befehl führt ein Oberst, der zugleich als Civilgouverneur fungirt. Der Platz gilt für uneinnehmbar, indeß empfand man die Belagerung, welche in den letzten Jahren von den Umwohnern unternommen wurde, trotzdem, daß diese nicht mehr als eine Kanone besaßen und dieselbe nicht einmal gehörig zu brauchen verstanden, schwer genug. Die Hauptwerke der Festung stammen aus dem vorigen Jahrhundert, die neueste Zeit hat sie mit nicht unwichtigen Verstärkungen versehen. Das Hauptthor befindet sich auf der Westseite. Es wird durch den starken Thurm von St. Jago vertheidigt, der mit den Außenwerken durch einen bedeckten Weg in Verbindung steht. Der gegen Süden hinaustretende Winkel ist durch eine runde Brustwehr mit einem Thurm geschützt. Eine andere Brustwehr mit einem in elliptischer Form erbauten Reduit sichert die östliche Seite; die nördliche endlich ist von Natur sturmfrei, da hier der Felsen, auf dem die Stadt liegt, als schroffe Wand gegen das Meer abfällt. Einen Kanonenschuß südlich von den Wällen befindet sich ein kleiner, ziemlich sicherer Hafen, der indeß so wenig Tiefe hat, daß er nur Fahrzeugen von geringem Tiefgang, Feluken und Schebecken die Einfahrt erlaubt. Ein großer Vortheil ist, daß es der Festung nicht an gutem Trinkwasser mangelt. Man hat mehre Quellen, die so reichlich fließen, daß man sie zur Bewässerung von Gärten benutzen kann, und überdies ist für Nothfälle durch eine Anzahl von Zisternen gesorgt, in denen man das Wasser aufbewahrt, welches die hier sehr heftigen Regengüsse des Winters liefern.

Nicht fern im Süden von Melillah trifft man hart am Gestade der Bucht den großen Salzsee Resifah, welcher bis zum Jahre 1755, wo Erdbeben den Zugang verschlossen, einen vortrefflichen Hafen bildete. Ferner liegt in geringer Entfernung von hier die Lagune von Puerto Nuevo, die als Saline

dient, und auf welche jetzt die französischen Nachbarn ihr Augenmerk gerichtet haben. Sie stand noch im Jahre 1818 in solcher Verbindung mit der See, daß vermittelst derselben ein Getreidehandel mit dem Innern getrieben werden konnte. Ihre Einfahrt ist zwar jetzt versandet, soll sich jedoch leicht wieder herstellen lassen. Könnte man die Lagune öffnen, so würde sie der sicherste Hafen der ganzen marokkanischen Küste werden, und der Besitz derselben würde die Franzosen zu Herren des dortigen Gestades machen. In der Nähe liegt eine isolirte Anhöhe, welche, mit einigen Festungswerken versehen, die Gegend nach dem Innern hin beherrschen würde. Diese letztere ist wohlbebaut, getreidereich und hat ergiebige Bleigruben.

Al Bucemas, auch Alhuehucemas genannt, das nächste Presidio nach Westen hin, liegt etwa zwanzig Leguas, also einen Grad, von Melillah entfernt. Es dient als Verbannungsort für besonders schwere Verbrecher, deren sich jetzt gegen hundert hier befinden, während die Garnison dreihundert Mann stark ist. Auf hoher steiler Klippe gelegen und rings vom Meer umgeben, beherrscht diese kleine Inselfestung mit ihren Kanonen die ganze von den Vorgebirgen Guilatas und Moro gebildete Bai und damit den Ausgang der bekannten Provinz Rif, der nördlichsten des marokkanischen Reiches. Die Stadt steht auf einer von Westen nach Osten ansteigenden Fläche. Im Westen wird sie von zwei Schanzen vertheidigt, deren Feuerschlünde einen beträchtlichen Theil der Küste bestreichen und ihre Geschosse bis vor die Thore des Städtchens Wadi Nazor senden können, dessen Bewohner, mit andern Ortschaften vereint, die Besatzung wo möglich noch enger einschließen und härter bedrängen als die von Melillah. Auf der Südseite befinden sich drei weitere Batterien, die durch Courtinen verbunden sind. Im Innern des Platzes erhebt sich ein starkes Castell, flankirt von vier Rundthürmen, die den Waffenplatz einschließen. Thore hat die Festung zwei, das wichtigste öffnet sich nach Westen. An der Südseite findet man einen kleinen Hafen, der als Stationsort für die Felukken der spanischen Küstenwache dient und ziemlich sicher vor Stürmen ist. Brunnen besitzt Al Bucemas nicht. Man muß sich daher mit Cisternenwasser behelfen, welches theils vom Winterregen geliefert, theils von spanischen Schiffen zugeführt wird. Indeß ist das kein Nachtheil, da die Felsenzisterne, in der man den Wasservorrath aufbewahrt, sehr geräumig ist und überdies die Eigenschaft hat, das hineingefüllte Wasser zu verbessern, so daß es nach wenigen Tagen dem wohlschmeckendsten und kühlsten Quellwasser gleichkommt.

Fahrzeuge fremder Nationen werden in Al Bucemas in der Regel nicht zugelassen, auch ist die Garnison strenger beschränkt und beaufsichtigt, als in den übrigen Presidios. Die Ursache davon liegt in folgendem Vorfall. Die Truppen, welche im Jahre 1839 die Besatzung bildeten, wurden, da sie zur Strafe hierher verlegt worden waren, was beiläufig auch von einem Theil

der jetzigen Garnison gilt, von dem Gouverneur mit großer Härte behandelt. Die Folge davon war, daß eine Meuterei ausbrach. Die Verschworenen setzten die Sentenciados in Freiheit und versuchten in Verbindung mit denselben zur See nach Arragonien zu entkommen, wo sich damals karlistische Insurgentenhaufen herumtrieben. Der Versuch schlug fehl, da die leichten Fahrzeuge, deren sie sich bedienten, gegen die starken Winde der hiesigen Küsten die See nicht zu halten vermochten. So waren die Meuterer genöthigt, sich nach dem zu Algerien gehörigen Schlupfhafen Marsa Kebir, nicht weit von Oran zu flüchten, wo man sie gern aufnahm und später in die Fremdenlegion einreihte. Die spanische Regierung aber verdoppelte infolge dessen ihre Strenge in Al Bucemas.

Peñon de Velez, das dritte Presidio Spaniens an der marokkanischen Küste, ist gleich dem vorhergehenden eine Inselfestung. Es liegt auf einer Klippe, die gegenüber dem sogenannten Campo del Moro aus den Wellen emporsteigt. Die Meerenge zwischen dem Eiland und dem Festland heißt El Fredo und ist etwa 3200 Fuß breit. Am Eingange dieses Kanals erhebt sich ein kleines Fort, welches, auf einem Vorsprung des dem Platz zur Basis dienenden Hauptfelsens erbaut, und mit mehren Geschützen schwersten Kalibers armirt, mit jenem Hauptfelsen nur durch eine schmale natürliche Brücke in Verbindung steht, zu der die Kunst lediglich insofern beigetragen hat, als sie dieselbe gangbar machte. Tritt man durch das von einer starken, in Stein gehauenen Batterie so wie durch die Festungswerke des im Westen gelegenen Stadtviertels Santa Trinidad vertheidigte Hafenthor, so gewahrt man die ziemlich geräumige Pulverfabrik. Dieselbe ist mit einer Schartenmauer eingefaßt und wird von einer sehr respectabeln Batterie so wie von dem ebenfalls für eine hartnäckige Vertheidigung eingerichteten Stadtviertel von San Francisco beschützt, in welchem sich das Zeughaus befindet. Im nächstfolgenden Quartier von San Juan trifft man die große Hauptzisterne, die das im Winter gesammelte Regenwasser bewahrt und wenn ihr Vorrath zu Ende geht, von Malaga aus mit Wasser versehen wird. Neben dem genannten Thor und im Stadtviertel San Antonio erheben sich die Gebäude, in denen die Sträflinge wohnen, und das große Magazin, in welchem die Festung ihre Lebensmittelvorräthe verwahrt. Dieselben sind mit einem breiten tiefen Graben umgeben, über den eine Zugbrücke von Holz und eine wohlbewachte steinerne Brücke nach dem Artilleriegebäude hinüberführen. Hier läuft auch eine kleine Esplanade hin, neben welcher die Kirche der Festung steht, die der Santa Concepcion de la Virgen geweiht ist. Ganz unten gegen den Fuß des Felsens hin folgt das Quartier San Miguel, in dem man das Haus des Gouverneurs, ein gut eingerichtetes Spital und ein zweites Pulvermagazin trifft, und das an das Stadtviertel San Juliano stößt.

Die Strafcolonie zählt im Durchschnitt etwa hundert Senteneiados, die Garnison besteht aus zweihundert Mann. Bewohner, die nicht zu diesen beiden Classen gehören, hat der trostlose Ort, der wie ein Adlershorst auf seinem Klippeneiland hängt, nur ein paar Dutzend. In die Mauern eingeschachtelt, eng zusammengedrängt in die beiden Straßen, welche die Stadt bilden und von denen die eine über der andern hinläuft, von allen Genüssen der Civilisation abgeschieden, an eine Insel von wenigen Schritten Umfang gekettet, finden die Soldaten ganz ebenso wie die Sträflinge ihre einzige Zerstreuung darin, daß sie die auf dem blauen Meer vorübersegelnden Schiffe zählen, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie die endlich nach langem Harren erfolgende Ablösung als Erlösung begrüßen.

Die Entfernung von hier bis **Ceuta** beträgt etwa siebzehn deutsche Meilen. Die Küste zwischen Peñon de Velez und Ceuta ist großentheils von Mauren bewohnt. Etwa in der Mitte zwischen beiden Orten liegt die volkreiche Stadt Tetuan (arabisch Titauan), westlich von Ceuta das bekannte Tanger (arabisch Tanijah). Ceuta selbst befindet sich auf der Halbinsel gleiches Namens, Gibraltar gegenüber, von dem es die hier etwa zwei deutsche Meilen breite Meerenge trennt. Ob der alte Name Sebta oder Septum auf die sieben Berge zurückzuführen ist, welche die Halbinsel wie ein Felsenkranz umgeben, mögen die Gelehrten entscheiden. Gewiß ist nur, daß hier schon im sechsten Jahrhundert ein Castell Septa stand, welches von Justinian den Vandalen entrissen wurde. 618 nahmen es die Westgothen ein, mit deren Statthalter, dem Grafen Julian, der arabische Feldherr Musa einen Vertrag zur Eroberung Spaniens abschloß, welcher jedoch erst 711 zur Ausführung kam. Ceuta blieb nun in den Händen der Mauren, die es zum Hauptstapelplatz des Landes erhoben, bis es 1415 in die Hände der Portugiesen fiel. Mit ganz Portugal kam es 1580 unter Philipp dem Zweiten an die Krone Spanien, bei der es auch nach der Wiederabtrennung Portugals verblieb. Vergeblich wurde die starke Festung wiederholt von den Marokkanern belagert. So 1697 vom Sultan Mulei Ismael und so 1732 unter der Führung des Renegaten Ripperda. Selbst die Unterstützung, welche die Engländer den Angreifern liehen, vermochte nichts gegen die Stärke der Festungswerke. Im Jahre 1810 wurde die Stadt auf kurze Zeit den Briten eingeräumt. Würde sie ihnen einmal ganz abgetreten, so möchte sie mit Gibraltar vereint genügen, die Meerenge vollständig zu sperren, während sie jetzt die Wichtigkeit jenes ihres Gegenpartners auf der spanischen Küste unzweifelhaft etwas vermindert.

Heutzutage ist Ceuta der Hauptsitz der politischen und militärischen Verwaltungsbehörden sämmtlicher Presidios und Residenz eines Suffraganbischofs der Diöcese Sevilla. Es hat einen geistlichen Gerichtshof und mehre Mönchs- und Nonnenklöster, die indeß ohne Ausnahme dem hiesigen permanenten Ober-

kriegsgericht untergeordnet sind. Das Gebiet der Stadt besteht in einem Theil der Halbinsel, der gegen das Meer schroff abfällt und gegen das Innere des Landes hin von jenen sieben Bergen abgeschlossen ist. Die letztern ziehen in der Richtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost hin und sind unter dem Namen der Alminaskette bekannt. Westlich von Ceuta erheben sich die malerischen Klippen eines 2200 Fuß hohen Berges, der von den Engländern Apes Hill, von den Spaniern Sierra Bulloned, von den Arabern Dschebel Musa genannt wird. Eine schmale Erdzunge verbindet die Halbinsel mit dem afrikanischen Continent. Die Stadt ist mit mächtigen Festungswerken umgeben, die mit Geschick und Umsicht angelegt worden sind und mit löblicher, sonst in Spanien nicht eben häufig zu findender Sorgfalt erhalten werden. Auf der Punta del Acho, der höchsten Spitze des Gebirgs der Halbinsel, steht ein Wartthurm, von wo man die Küste und das Meer auf eine weite Strecke überblickt, und die Schiffe, welche die Meerenge passiren, zu überzählen so wie in alle gegenüberliegenden Häfen zu sehen vermag. Der Hafen von Ceuta ist mittelmäßig und mit dem von Gibraltar weder nach Tiefe, noch nach Geräumigkeit noch auch nach Sicherheit zu vergleichen. Die eigentliche Stadt, auf leicht nach dem Meer hin geneigtem Boden gelegen, ist regelmäßig gebaut. Die Häuser gleichen sich sehr. Sie sind von zierlicher Gestalt und zeigen schon von fern ihre vorspringenden Balkone, die mit vielfarbigen Gardinen verhüllt oder mit grünen Jalousien geschlossen sind. Die Dächer sind flach, die Wände der Häuser fast ohne Ausnahme nach maurischer Sitte weiß getüncht, was sie sehr anmuthig aus den grünen Gärten hervortreten läßt, welche sie umgeben und die Luft mit ihrem Blumengeruch und Orangenduft erfüllen. Die Höfe und Straßen sind mit bunten, viereckig behauenen Steinen gepflastert, die mitunter zu bizarren Zeichnungen mosaikartig zusammengestellt sind. Während der Sommerabende bieten drei Reihen prächtiger alter Bäume und besonders die Promenade der Königin (el Pases de la Reina) angenehme Spaziergänge, die viel besucht sind. Dank der bergigen Umgebung ist die Stadt aufs reichlichste mit Quellen und Brunnen versehen. Jedes Haus besitzt seinen Brunnen, und die Zisternen enthalten so viel Wasser, daß die gesammte Bevölkerung wenigstens zwei Jahre daran genug hätte. Der Gesundheitszustand ist im Allgemeinen gut. Für Kranke ist durch zwei geräumige Spitäler gesorgt, welche im Fall einer Belagerung mehre Hunderte von Verwundeten aufnehmen könnten. Da sie jetzt nicht beide gebraucht werden, so hat man das eine bis auf Weiteres zum Offizierspavillon eingerichtet. Die Kirchen der Stadt sind wie überall im Süden zahlreich, indeß zeichnet sich keine durch schöne Bauart oder sonst eine Merkwürdigkeit aus. Die Wohnung des Gouverneurs, die Ingenieurschule und das große Verpflegungsmagazin

sind Gebäude, die sich nur durch ihre Größe von den übrigen Häusern der Stadt unterscheiden.

Ceuta hat gegenwärtig eine Garnison von 3500 Mann und etwa 2500 Sträflinge. Unter letztern sind indeß nur ungefähr tausend eigentliche Gefangene, da die übrigen den verschiedenen Privathäusern der Stadt als Arbeiter und Dienstboten zugetheilt sind. Jene eigentlichen Strafgefangnen haben die Arbeiten unsrer Festungssträflinge zu verrichten, man läßt sie die Straßen kehren und verwendet sie bei der Ausbesserung und Erweiterung der ziemlich ausgedehnten Festungswerke. Außerdem werden sie nach den Handwerken, die sie vertreten, zur Anfertigung von Kleidungsstücken, Geräthen u. s. w. für den Bedarf der Besatzung angehalten und zur Bedienung der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten gebraucht; denn selbst der gemeine Musketier und Kanonier befaßt sich hier mit den gewöhnlichen Kasernenverrichtungen unsrer Truppen durchaus nicht, sondern widmet alle Zeit, die ihm der Waffendienst frei läßt, dem Dolce far niente der Siesta.

Einwohner, die weder Strafgefangne noch Soldaten sind, hat Ceuta höchstens 600. Dieselben bestehen aus einigen Spaniern, vielen Juden und einer Anzahl von Negern und Mulatten. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Pflege ihrer Frucht- und Gemüsegärten und mit dem Fischfang. Namentlich ist es der Thunfisch, der hier in Massen gefangen wird. Man berechnet, daß monatlich gegen 150,000 Stück in die Netze gehen. Davon müssen nach einem alten Uebereinkommen täglich 500 in die Küchen der Garnison abgeliefert werden; die übrigen werden gedörrt oder eingesalzen in die Häfen von Valencia, Malaga und Cadix ausgeführt. Ein anderer Ausfuhrartikel wird durch den Ertrag der Obstgärten gebildet. Obgleich die Stadt Obst in großer Menge erbaut, liefert Tetuan hauptsächlich den Bedarf an Früchten, da die Bewohner Ceutas es vorziehen, die ihrigen an die hier landenden Schiffe und nach Spanien zu verkaufen, und die marokkanischen Städte, deren Haupterwerbsquelle ihre Orangen-, Granaten- und Olivenpflanzungen sind, die Früchte derselben zu beispiellos wohlfeilen Preisen abgeben. Ebenso bezieht Ceuta den größten Theil seines Bedarfs an Fleisch und Getreide aus Marokko. Doch wird dieser Handel nur von eigens damit beauftragten Lieferanten unter strenger Aufsicht des Gouverneurs betrieben. Im Uebrigen unterhält die Festung nur insofern Verkehr mit dem Innern von Marokko, als alle Monate zweimal von Gibraltar eine englische Karavane hier anlangt, welche durch die Wüste nach Tanger geht. Die Spanier dürfen, seit man verrätherische Verbindungen zur Ueberlieferung der Festung an die Mauren entdeckt hat, mit Ausnahme jener Lebensmittellieferanten sich in keiner Weise den afrikanischen Nachbarn nähern, und die Gouverneure sind beauftragt, dieses Verbot mit aller Strenge des Kriegsrechts aufrecht zu erhalten. Nachlässigkeit oder Nach-

sicht in dieser Beziehung würde ihre sofortige Absetzung und rücksichtslose Bestrafung zur Folge haben.

Fast ganz auf den Verkehr unter sich beschränkt und von der übrigen Welt beinahe abgeschieden, leben die Bewohner Ceutas ziemlich dasselbe einförmige Leben wie die der übrigen Presidios. Die einzige Verbindung, in der sie mit dem Mutterland stehen, ist die, welche durch die allwöchentlich zweimal von Algesiras ankommende Postschaluppe vermittelt wird. Mit den übrigen Presidios steht nur die Oberbehörde in Verkehr. So gilt auch Ceuta in der spanischen Armee als Strafgarnison, und trotz der schönen Lage an der sonnebeglänzten blauschimmernden Meerenge und dem stolzen Felsen von Gibraltar gegenüber trifft man unter den Soldaten mehr schwermüthige Gesichter als irgendwo in der nördlichen Heimath.

Die französischen Kriegshäfen und ihre Werften.

2.

Die Thätigkeit der Werften verglichen mit den englischen.

Nachdem wir im vorhergehenden Capitel mit dem Verfasser einen Blick auf die Häfen und Arsenale Frankreichs geworfen haben, wird es von Interesse sein, die Werften derselben, deren Ausdehnung und Thätigkeit näher in Augenschein zu nehmen und einen Vergleich mit denen Englands anzustellen. Die folgenden Tabellen zeigen erstens das Areal der Werften (mit Einschluß der Bassins) und sodann die Zahl der Werftschlippen und Ausbesserungsdocks in den verschiedenen Häfen. Zu bemerken ist noch, daß bei der französischen Aufzählung die Kanonenschuppen und Lebensmittelsfabriken mit gerechnet sind, was bei der englischen nicht der Fall ist.

England.

	Areal d. Werften.	Zahl d. Schlippen.	Docks.	Docks im Bau.
Deptford	38 engl. Acker	5	2	0
Woolwich	56	6	3	0
Chatham	95	8	4	0
Sheerneß	57	1	5	0
Portsmouth	115	5	9	2
Devonport	71	6	5	0
Keyham	73	0	3	0
Pembroke	77	13	1	0
	582	44	32	2

Frankreich.

	Areal d. Werften.	Zahl d. Schlippen.	Docks.	Docks im Bau.
Cherbourg . . .	256 engl. Acker	12 . . .	7 . . .	0
Brest	131	12 . . .	4 . . .	0
Lorient	106	18 . . .	1 . . .	1
Rochefort	132	14 . . .	2 . . .	1
Toulon	240	20 . . .	3 . . .	5
zusammen:	865	76	17	7

Nach dem oben Bemerkten ist es schwer, ohne weitere Daten anzugeben, welches die genaue Ausdehnung der Werften Frankreichs ist. Wenn wir aber annehmen, daß die Kanonenschuppen u. a. in den fünf Häfen ein Areal von etwa 82 Ackern einnehmen, ein Raum, der eher zu groß als zu klein berechnet ist, so ergibt sich immer noch, daß die englischen Werften 200 Acker weniger Raum haben, als die französischen. Dazu kommt, daß die Franzosen 76, die Engländer nur 44 Werftschlippen besitzen, wogegen diese letztern allerdings 34, die erstern nur 24 Docks haben.

Von den 44 englischen Schlippen eignen sich nur 9 zum Bau von Linienschiffen ersten Ranges, von den 34 Docks können nur 6 Schiffe dieser Art aufnehmen. So muß man denn, um den wachsenden Bedürfnissen der britischen Marine gerecht werden zu können, mehre der Schlippen sowol als der Docks erweitern und umbauen, und das erfordert natürlich sehr beträchtliche Kosten. So braucht man jetzt unter der Rubrik „Neue Bauten" 585,862 Pfd. St., während das Jahr 1852 nur mit 265,140 Pfd. St. figurirt. Ebenso ist die Rubrik „Vorräthe" mit 100,000 Pfd. St. mehr als im verfloßnen Jahr vertreten. Aber England wird diese Anstrengungen fortsetzen und verdoppeln müssen, wenn es die Herrschaft auf dem Meer sich erhalten will.

Die große Anzahl der jetzt im Dienst befindlichen Schiffe Englands bewirkt, daß der Verbrauch von Holz zu Reparaturen beträchtlich größer ist, als in frühern Jahren. Ebenso steigert die wachsende Größe und Stärke der Schiffe die Kosten der Marine bedeutend; wenn vor zehn Jahren das größte Schiff der britischen Flotte 210 Fuß Länge hatte, so besitzt dieselbe jetzt mehre, die 350 Fuß lang sind. Ferner ist eine Dampferflotte weit kostspieliger, als eine Flotte von Segelschiffen. Schon der Bau eines Dampfers kostet mehr, dann aber nutzt sich ein solcher auch viel rascher ab, und es muß fast unaufhörlich an den Kesseln geflickt und geändert werden. Endlich aber erfordert die Heizung derselben schon an der englischen Küste, noch mehr aber bei den Stationen im Mittelmeer und in den tropischen Gewässern sehr erhebliche Ausgaben. Die Vorräthe von Material zum Schiffbau und von Kohlen, welche sich in den acht englischen Werfthäfen befinden, zeigen eine bedeutende Vermehrung seit 1852. Es lagerten hier:

		1852	1858
Bauholz, aus engl. u. ausl. Eichenwäldern. . .	Ladungen	55,117	65,988
Masten	Stück	4,953	7,907
Norwegische Raaen	Stück	15,731	21,385
Ulmenholz	Ladungen	4,508	5,691
Hängematten	Stück	76,696 . . .	141,748
Theer	Fässer	12,009	13,389
Kohlen f. Dampfsch. im Dienst a. d. engl. Küste .	Tonnen	6,47	10,501

In den fünf französischen Kriegswerften ist gegenwärtig der ganze Vorrath von Schiffsbauholz (Eichenholz und Mahagony) nicht größer als 40,000 Ladungen oder 1,560,000 Kubikfuß, was ungefähr so viel beträgt, als man in einem Jahr verbraucht. Nach der letzten officiellen Abschätzung des Werthes aller Fahrzeuge, welche die französische Flotte bilden, haben die Rümpfe derselben einen Werth von 115,338,700 Franken, während das sonstige Zubehör, die „accessoires de coques et du matériel en service“ auf weitere 127,367,900 Franken gewürdigt wird, so daß der Werth der ganzen Flotte, die im Dienst befindlichen, die im Bau und die in der Ausbesserung begriffenen Schiffe eingerechnet, ungefähr 250 Millionen Franken betrüge, eine Summe, die wahrscheinlich kaum die Hälfte dessen ist, was die Flotte ursprünglich gekostet haben wird.

Die folgende Tabelle zeigt die Zahl der Schiffszimmerleute, welche auf den englischen Werften im Jahr 1857—58 beschäftigt waren und zugleich die Löhne, welche sie empfingen, so wie den Werth des Materials, das sie verarbeiteten:

	Mann	Lohn in Pfd. St.	Werth d. Materials in Pfd. St.
Beim Bau von Schiffen beschäftigt . . .	1559 . . .	109,130 . . .	272,825
Beim Aufzimmern von Schiffen	1691 . . .	118,370 . . .	120,500
Bei Anfertigung von Masten u. a. . . .	668 . . .	46,760 . . .	52,300
Im Ganzen	3918	274,260	445,625

England hätte also in diesem Jahr für den gedachten Zweck 719,885 Pfd. St. oder 4,799,233 Thaler ausgegeben. Aber jene Schiffszimmerleute bilden nur einen kleinen Theil der gewaltigen Menge von Arbeitern aller Art, welche die Kriegswerften beschäftigen, und welche im Jahr 1855 über 12,000, im Jahr 1857 über 17,000 Mann betrug, während sie sich im gegenwärtigen Jahr auf 16,334 Köpfe beläuft, wozu noch 1245 kommen, die in den Matrosenhospitälern, Bäckereien und ähnlichen Anstalten verwendet werden. Dagegen rechnet Busk für die französischen Kriegshäfen 22,560 Arbeiter zusammen, deren Löhne jährlich etwa 15,250,000 Franken betragen.

Die Zahl der Dampfschiffe, welche in den letzten zehn Jahren aus den englischen Werften hervorgegangen sind, indem sie entweder neu erbaut oder aus Segelschiffen in Dampfer verwandelt wurden, beträgt 354, und es befinden sich darunter 33 Linienschiffe, 21 Fregatten, 39 Korvetten und Schaluppen und 162 Kanonenboote. Gegenwärtig baut man an 35 neuen Schrauben-

schiffen. Darunter sind 14 Liniendampfer (von denen nur 3 weniger als 800 Pferdekraft haben, und von welchen die 4 größten, der Prince of Wales mit 131, die Victoria mit 121, der Howe mit 121 und der Duncan mit 101 Kanonen noch im Lauf dieses Jahres vom Stapel gelassen werden sollen, und 8 Fregatten, die großentheils Schiffe ersten Ranges mit 600—800 Pferdekraft sind und je 50 Kanonen tragen werden. Mit Einrechnung der auf den Werften befindlichen Fahrzeuge besitzt England jetzt an Schiffen: 95 Linienschiffe (worunter 52 mit Schraube) 96 Fregatten, darunter 29 Schrauben- und 9 Raddampfer, ferner 4 mit Dampf bewegte Mörserschiffe, 214 Korvetten, Briggs und Schaluppen, darunter 142 Dampfer, endlich 8 schwimmende Batterien, 162 Dampfkanonenboote und eine Anzahl Blockschiffe, Yachten und Transportschiffe. Im Ganzen zählt die englische Marine jetzt 751 Fahrzeuge, unter denen 530 Dampfer sind. Die 43 Segellinienschiffe haben nur noch geringe Bedeutung; Busk meint, daß höchstens 15 von ihnen bei einem Krieg wirklich brauchbar sein würden. Von den 58 Segelfregatten und den 79 kleinern Raddampfern (Korvetten u. d. m.) glaubt er dasselbe, indem er annimmt, daß von jenen Fregatten nicht mehr als 15—16, von diesen Radkorvetten u. d. m. allerhöchstens 24 zu Kriegszwecken verwendbar seien.

Auf den französischen Werften befinden sich jetzt 46 Schiffe, und zwar zunächst an Dampfern: 4 Schraubenlinienschiffe von 800—900 Pferdekraft und je 90 Kanonen, ferner 5 Schraubenfregatten von ebenfalls 800—900 Pferdekraft, von denen 4 mit dem neuerfundenen Eisenpanzer versehen sind, dann 3 Fregatten mit Hilfsschraube, 2 Korvetten, 8 Schraubenavisos und 7 Transportschiffe mit Hilfsschraube; sodann aber an Segelschiffen: 12 Fregatten von 42—56 Kanonen, 3 Corvetten und 2 Briggs. Außerdem ist Befehl ertheilt worden, so rasch als möglich 20 Transportschiffe zu bauen, von denen jedes 2500 Mann Soldaten, 150 Pferde und 1200 Tonnen an Vorräthen aufnehmen kann. Im Ganzen besteht die französische Marine jetzt mit Hinzurechnung der im Bau oder Umbau begriffnen Fahrzeuge aus 449 Schiffen. Darunter sind 14 Segel- und 37 Dampflinienschiffe, 101 Fregatten, unter denen 61 Dampfer sind, ferner 18 Segel- und 20 Dampfkorvetten, 55 Schooner, Kutter und Briggs, 8 Schraubenkanonenschiffe, ebenso viel schwimmende Batterien, 47 Dampf- und 26 Segeltransportschiffe und 20 Schraubenkanonenboote. Die ganze Flotte führt 8422 Geschütze und ihre 265 Dampfer haben etwa 77,820 Pferdekraft.

Die Pferdekraft der englischen Dampferflotte betrug im Jahr 1852: 44,482, die der französischen 27,240. Seit dieser Zeit haben beide Seemächte ihre Dampferflotten ungefähr in gleichem Maß verstärkt. England hat infolge dessen gegenwärtig nicht mehr dasselbe relative Uebergewicht über Frankreich, wie damals. Im nächsten Jahr wird, wenn man die Dampfmaschinen, die jetzt

in beiden Ländern angefertigt werden, hinzuzählt, die englische Flotte seit 1852 um 55,030, die französische um 54,804 Pferdekräfte verstärkt worden sein, so daß in diesem Zeitraum England seinem Nebenbuhler nur um 226 Pferdekräfte vorausgekommen wäre. Von diesem Wachsthum fallen bei der englischen Marine 18,700, bei der französischen 24,640 auf Linienschiffe. Dazu kommen noch die 3600 Pferdekraft der französischen eisenbekleideten Fregatten, so daß die französische Flotte in dieser Zeit in Betreff seiner Schiffe ersten Ranges um beinahe 10,000 Pferdekraft mehr zugenommen hat, als die britische. Ein ähnliches Verhältniß findet im Bereich der Fregatten und Blockschiffe statt, in welchem die englische Marine nur um 7793, die französische dagegen um 13,100 Pferdekraft vermehrt wurde. Im Ganzen haben also England und Frankreich seit acht Jahren in Betreff ihrer Linienschiffe und Fregatten zugenommen:

Frankreich	um Pferdekraft	41,340
England	" " "	26,493
	Unterschied zu Gunsten Frankreichs	14,847

Andrerseits hat England mehr für solche Fahrzeuge gethan, welche unter dem Rang von Fregatten stehen. Auf diesem Gebiet ist die britische Flotte um 28,537, die französische um 13,464 Pferdekraft gewachsen, und zwar kommen davon bei jener 8690, bei dieser 2240 Pferdekraft auf Kanonenboote. Ende dieses Jahres (1859) wird die englische Dampferflotte 99,512 Pferdekraft und eine Tonnenzahl von 457,881 haben und mit 8246 Kanonen armirt sein, während die französische 82,044 Pferdekraft haben und gegen 6200 Kanonen führen wird.

Nach dem Gesagten scheint es, daß die Flotte Frankreichs nicht fern davon ist, der englischen ebenbürtig zu sein, zumal da letztere nothwendig (der Colonien wegen) zerstreut sein muß. Die Sache stellt sich aber doch anders. Es ist hier der Ort, ein großes, oft vorgebrachtes Mißverständniß zu widerlegen. Frankreich hat vielleicht eine genügende Macht, um England mit einer Invasion zu überwältigen, es wird aber, wenn diese Invasion nicht sofort gelingt, wenigstens jetzt nicht die Macht haben, mit England einen langen Seekrieg zu führen, und zwar deshalb nicht, weil ein solcher Krieg mit Dampf geführt werden müßte.

Selbst die Franzosen geben das zu. Weit entfernt nämlich mit den Schriftstellern übereinzustimmen, welche annehmen, daß der Dampf, indem er eine Umwälzung in den Verhältnissen des Seekriegs hervorbrachte, alle Nationen für die Zukunft in dieser Hinsicht gleichstellen werde, geben sie ohne weiteres zu, daß England infolge dieser Umwälzung und seiner fast unerschöpflichen Vorräthe guter Kohlen gegen alle Völker Europas entschieden im Vortheil ist. Dies erhellt bei folgenden Betrachtungen. Der größere Theil der Kohlen, welche jetzt die französische Marine verbraucht, wird in Newcastle und Cardiff

gekauft, da man gefunden hat, daß eine Mischung von Kohlen aus den englischen Nordgrafschaften und Wales und französischer Kohle weit besser ist, als französische Kohle allein. Selbst in Toulon, wenige Meilen von den Kohlengruben von Grand Combe, wird auf allen Kriegsdampfern mit britischen Kohlen geheizt, obwol diese 34—35 Franken per Tonne kosten, während die französischen um weniger als die Hälfte dieses Preises zu haben sind. Die englische Admiralität dagegen gibt in den heimischen Häfen für die besten Kohlen per Tonne nur 12—18 Schilling, also 15—22 Franken. Der Artikel der Heizung bildet jetzt, wie bemerkt, eine sehr wichtige Rubrik bei der Abschätzung der Kosten einer Flotte, da der Verbrauch bei den größern Fahrzeugen nicht selten 100 Tonnen täglich übersteigt, ein einziges solches Schiff also binnen 30 Tagen für 18,000 Thaler Kohlen verbrennt.

Dazu kommt, daß trotz der ungeheuern Vorräthe von Kohlen in den französischen Kriegshäfen im Fall eines Krieges, besonders eines Krieges mit England, der Preis dieses Artikels in wenigen Tagen außerordentlich steigen würde. Ein Beweis dafür war der Krieg mit Rußland, wo die französische Regierung für die Tonne waliser Kohlen 70—80 Franken zahlen mußte, dennoch aber diese statt der heimischen benutzte. Bei einem Kriege mit England würde man anfangs die englische Kohle kaum zu 100 Franken per Tonne bekommen und später, wenn die Vorräthe in Frankreich erschöpft wären, überhaupt keine mehr haben können.

In Frankreich findet sich so wenig zu Marinezwecken brauchbare Kohle, daß wenn Feindseligkeiten zwischen ihm und England ausbrechen und eine Zeit lang fortdauern sollten, der Preis der Feuerung die Operationen der französischen Flotte sehr beträchtlich stören würde. Frankreich würde dann in der Hauptsache von Belgien abhängig sein, und es würde in diesem Fall entweder ungeheure Preise zahlen oder sich die nothwendige Kohle durch Eroberung Belgiens verschaffen müssen. Bei dem Versuch einer solchen Eroberung würde es sicher Holland und Preußen sich gegenübersehen.

Man hat nach sorgfältig angestellten Versuchen herausgerechnet, daß die Maschine eines französischen Kriegsdampfers, wenn sie mit voller Kraft wirkt, stündlich 100 Kilogramme Kohlen auf jede Pferdekraft verbraucht. Da dieselben aber in der Regel nur mit halber Kraft arbeiten, so wird etwa die Hälfte weniger verbraucht. Ein Geschwader von 10 Kriegsdampfern also, von denen jeder 900 Pferdekraft hätte, würde, falls es mit halber Kraft führe, zwischen Toulon und Algier etwa 900 und zwischen Toulon und Brest mehr als 5000 Tonnen verbrauchen. Man kann sich hiervon eine Vorstellung der Kosten machen, welche dieser einzige Artikel bei einer großen Flotte verursachen würde. Die Fahrt einer solchen von Toulon bis in den Kanal würde, die Pferdekraft derselben nur dreimal so groß als die jenes Geschwaders und den Preis der

Kohle nur zu 80 Franken per Tonne angenommen, nicht weniger als für 1,200,000 Franken Kohlen erfordern.

Aber die Anwendung von Dampf bei der ganzen Flotte jeder großen Seemacht ist heutzutage eine Grundbedingung ihrer Stärke, und so wird fernerhin ein reichlicher Vorrath zu Marinezwecken verwendbarer Kohle für eine solche Macht die Hauptfrage sein. Alle Offiziere, welche 1849 von der zur Untersuchung dieser Sache niedergesetzten Commission befragt wurden, erklärten, daß nach der damaligen Beschaffenheit der französischen Maschinen kein Schiff bei stürmischem Wetter ohne Hilfe ausländischer Kohle die See halten könne, und das hat sich bis heute nicht geändert. Es ist indeß weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß man mit der Zeit ein Mittel entdecken wird, durch welches die Einrichtung der französischen Dampfkessel der Feuerung, welche das Land selbst liefert, sich anpaßt. Aber selbst dann würde die große Entfernung der französischen Kohlengruben von den meisten Kriegshäfen ein schwer empfundener Nachtheil für die Flotte sein, wenn sie der Krieg auf die eignen Hilfsquellen verweisen sollte.

Die Insel Wanger-Oge.

2.

Der Naturforscher findet auf Wanger Oge mancherlei Ausbeute. Was zunächst die Pflanzenwelt angeht, so ist diese freilich sehr ärmlich bestellt; doch verdienen die seltsamen Dünengräser, deren ich schon oben gedachte, seine Aufmerksamkeit.

Ein Salzkraut, das auch im Binnenland in der Nähe von Salinen getroffen wird, salicornia maritima, hier Krückfoot (Krückfuß) genannt, überzieht zuerst den noch unbenarbten Seeschlamm. Die Insulaner bereiten sich einen Salat daraus.

Bessere Ausbeute gewähren die wunderlichen Seegewächse, womit an vielen Stellen das Meer wie mit einem buntfarbigen Teppich überstrickt ist: die verschiedenen Tangarten, als Fadentang, Blasentang, Schotentang, sägeförmiger Tang, Zuckertang, der hier die Länge von zwanzig Fuß erreicht.

Oft treiben Seegewächse, die der Sturm anderswo losgerissen hat, an; die von Helgoland führen nicht selten Trümmer eines rothen Gesteins mit sich, aus dem jene Insel auferbaut ist.

An dem nördlichen Strande von Wanger-Oge findet man bisweilen **Bernstein**, und zwar in Verbindung mit Braunkohle, die ja für dessen ursprüngliche Lagerstätte gilt.

An Vögeln ist auf unsrer Insel kein Mangel. Der unvermeidliche Spatz findet sich natürlich auch hier; Hänfling und Rothkehlchen lassen ihren Gesang hören; aber die Nachtigall, welche sonst in außerordentlicher Menge über das Land verbreitet ist, bleibt fern, weil ihr das Gebüsch fehlt. Andere Wandervögel, wie Schwalben, Bachstelzen — im Oldenburgischen Quicksteert*) genannt — und Lerchen besuchen die Insel. Ein schnepfenartiger Vogel mit rothem Kopf und Schnabel: der **Kampfhahn** (aus der Gattung der Strandläufer) gibt einen guten Braten. Die Männchen kämpfen um die Weibchen mit großer Heftigkeit, indem sie ihren hohen Federkragen aufstellen, und mit dem langen, spitzen Schnabel wie mit einem Degen aufeinanderstoßen. Die besondere Aufmerksamkeit des Fremden aus dem Binnenland erregen die Schwimmvögel. Von Tauchern kommen hier vor der Troil- und der Papageitaucher. Ihre Füße stehen, wie bei ihrem größern Vetter, dem Pinguin, ganz nach hinten, so daß sie auf dem Lande sich bald senkrecht erheben, bald, zusammenfallend, auf Brust und Bauch fortrutschen, wobei sie ihre zum Fliegen ganz unbrauchbaren kleinen Flügelstummel wie Arme gebrauchen, um sich weiter zu helfen. Wenn sie bei der Ebbe sich verspätet haben, kann man sie auf diese Weise manövriren sehen, und es ist dann nicht schwer, die tölpischen Vögel zu haschen. Ihr Flaumenpelz wird gleich den Eiderdunen geschätzt. Möven und Seeschwalben gibt es in großer Anzahl. Ein überaus niedliches Thier ist die kleine Möve von der Größe einer Lerche, mit zart bläulichgrauen Flügeldecken und Unterhals, blendendweißem Kopf und Leib, glänzendschwarzer Kopfplatte und zinnoberrothen Schwimmfüßchen. Sie fliegt schnell und in beträchtlicher Höhe. Wie ein Raubvogel auf einer Stelle in der Luft sich haltend, schießt sie dann plötzlich auf ihre Beute ins Wasser nieder. Die Möven fliegen oft, besonders bei drohendem Sturm, die Flüsse hinauf und erscheinen dann auch im Binnenland. So habe ich sie wiederholt in der Nähe Mannheims über dem Rhein gesehn und mich jedesmal ihrer Erscheinung gefreut. Sie schienen mir Grüße vom Meer zu bringen, mit dem ich doppelt, vom Süden und vom Norden her, befreundet bin, und nach welchem jeder, der es kennen gelernt und verloren hat, Heimweh empfinden muß. Wer sich übrigens mit dem ganzen Vogelreichthum Wanger-Oges bekannt machen will, muß die Insel in der kältern Jahreszeit besuchen; dann stellen sich auch wilde Schwäne, wilde Gänse, wilde Enten, Eidergänse, Sammtenten und Sägetaucher ein.

Der Strand Wanger-Oges ist mit vielen **Muscheln** bedeckt, wenn auch die Nordsee die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Schalthiere nicht aufzu-

*) Von **quick**, lebendig, und **Steert**, Hintertheil.

weisen hat, wie die südlichen Meere. Leere Schalen, Schille genannt, liegen auf dem Watt in solcher Menge, daß ganze Schiffsladungen davon hinweg gebracht werden, um Kalk daraus zu brennen. So ist z. B. der Kalk, der in der Stadt Oldenburg beim Bauen verwandt wird, in der Regel aus solchen Muscheln bereitet. Zur Zeit der Ebbe wird auf der Schillbank, d. h. auf der Stelle des Watts, wo die Muscheln aufgehäuft liegen, eine Waschung derselben vermittelst der Schillgabel und des Schillkorbs vorgenommen. Der Austern hab ich schon oben gedacht; sie werden mit einem Netz, dessen Beutel und Bügel von Eisen sind, zur Ebbezeit von der Austerbank losgerissen und gehören, unmittelbar aus dem Meer auf den Tisch gelangend, zu den Leckerbissen der Insel. Auch die Scheidemuschel oder Messerscheide, die sich mit ihrem kegelförmigen Fuß bei der Annäherung eines Feindes schnell in den Sand gräbt, und die violette bärtige Miesmuschel, auch Blaubart genannt, sind eßbar. Die anderthalb Zoll lange Entenmuschel hat ein Gehäuse von fünf Schalen; man findet sie massenweise an schwimmenden Holzstücken, Schiffen und andern festen Gegenständen, an welche sie sich mit ihrem langen häutigen Stiele heftet. Oeffnet das Thier, welches eine Lieblingskost der wilden Enten ist, die Schalen, so zeigen sich zehn Paar federbuschähnliche Arme. Strahlenthiere von bekannter Gestalt sind die Seesterne und Seeigel. Ein drittes Thier dieser Gattung, das hier getroffen wird, ist die Seeanemone, aus der Familie der Seenesseln. Es verdankt seinen Namen den die Mundöffnung umgebenden Fühlfäden, welche sich bei schönem Wetter blumenartig ausbreiten. Uebrigens besitzt dies Geschöpf, das sich rutschend langsam fortbewegt, eine außerordentliche Lebenskraft; es kann, ohne Schaden zu nehmen, einfrieren und lebt zerschnitten in einzelnen Theilen weiter, indem jedes Stück ein neues Thier bildet. Wanger-Oge hat drei Arten von Medusen oder Quallen. Diese seltsamen Thiere sehen auf den ersten Blick wie ein Haufen Gallerte aus; betrachtet man aber die zitternde Masse, welche, ans Land gebracht, schnell dahinstirbt und, so scheint es, in bloßes Wasser zerfließt, aufmerksamer: so gewahrt man eine bestimmte Form und zahlreiche Organe; man hat einen schönen, kunstvollen, wenn gleich sehr hinfälligen Bau vor sich. Auf einem Spaziergang am Strande sah ich Quallen von der Größe eines Menschenkopfs, kreisrund, oben schwachgewölbt wie eine Käseglocke, unten etwas ausgehöhlt, durchsichtig wie farbloses Glas, mit bräunlichen, röthlichen oder himmelblauen Streifen wunderbar gesäumt. Der Rand dieser Medusen ist mit unzähligen Fühlfäden besetzt, die, so lange das Thier lebt, in beständiger Bewegung sind und bei der Berührung ein brennendes Jucken erregen, daher sie den Badenden beschwerlich fallen. Doch wird man erst im Spätsommer von ihnen belästigt. Die größten Quallen, die am Strande der Insel

beobachtet worden sind, die Haarquallen, haben zwei Fuß im Durchmesser und Fühlfäden von achtzehn Fuß Länge.

Unter dem zahlreichen Gewürm, das auf dem Watt herumspaziert, zeichnet sich die vier Zoll lange und zwei Zoll breite Seemaus oder Glanzraupe aus, die in den herrlichsten Regenbogenfarben schimmert. Welche seltsame Kostgänger der liebe Gott an seiner großen Tafel sitzen hat, davon legen die verschiedenen Krebsgeschlechter, denen man hier begegnet, ein recht auffallendes Zeugniß ab — von dem Flohkrebs an, der nur einen halben Zoll mißt, bis zum Hummer, der einen Fuß lang ist, ja, wenn es hoch kommt, die Größe von drei Fuß und ein Gewicht von zwölf Pfund erreicht. Der kleine Flohkrebs schwimmt auf dem Rücken und schlüpft mit seinen vier Scheren und zehn Füßchen den Fischen in die Kiemen hinein, wo er schlimme Geschwüre verursacht. Außerordentlich ist die Kraft, die der Hummer in seinen Scheren hat; wie mit einer großen Beißzange zwickt er damit einen Finger durch. Der Hauptfundort dieses Thieres, das bekanntlich weit und breit als Leckerbissen verschickt wird, sind die Felsenritzen der Scheren Norwegens; für besonders schmackhaft gelten die Weibchen. Das zarteste Krebsfleisch liefert die Garnele. Die Garnele, auch Garnat oder Gernat genannt, kommt an den Küsten von Deutschland, England und Frankreich in ungeheurer Menge vor; besonders reich im Oldenburgischen ist der Jahdebusen. Kinder und Weiber fangen sie auf dem Watt mit einem besondern Garn, das auf Wanger-Oge Phuuk genannt wird. Dies Krebschen erreicht kaum die Größe eines kleinen Fingers; die Schale ist ganz weich, die Fühler länger als das Thier selbst; der Schwanz besitzt eine außerordentliche Muskelkraft. Dieser Theil wird allein gegessen; denn die Scheren sind wenig entwickelt. Die Garnelen werden, wie die Krebse überhaupt, in den Monaten, die kein R enthalten, genossen. Gekocht sehen sie blaßroth aus und sind mit Recht eine Lieblingskost der Oldenburger. Einen komischen Anblick gewährt der zur Familie der Krabben gehörige Taschenkrebs, auch Tasche genannt, dessen markiges Fleisch ebenfalls genossen wird. Er sieht eher wie eine gepanzerte Riesenspinne als wie ein Krebs aus, erreicht die Breite einer Spanne und das Gewicht von fünf Pfunden und kann sehr behende vorwärts, seitwärts und rückwärts laufen. Die Strandkrabbe oder gemeine Krabbe, welche denselben lächerlichen Gang hat und ebenfalls eßbar ist, kommt an der Küste Wanger-Oges außerordentlich häufig vor. Im August wechseln sie die Schale. Da der neue Panzer noch sehr weich ist, sind sie in Gefahr, von ihren Kameraden gefressen zu werden; weshalb sie sich auf einige Tage verkriechen. Bei diesem Schalenwechsel wird der alte Magen gegen einen neuen vertauscht; der alte Magen ist die erste Kost, die der neue verdaut. Die Strandkrabben sind wahre Kannibalen, die sich gegenseitig mit großem Appetit verzehren. Oft sieht man zwei größere

um einen kleinern sich streiten, und wenn einer seinen Mitbruder verschlungen hat, sieht er gar nicht aus, als ob er Gewissensbisse darüber empfände. Diese Thiere fressen auch gern Austern; da sie aber nicht die Kraft besitzen, die Muschel, welche sich vor dem Angriff des Feindes verschließt, aufzubrechen: so fassen sie ein Steinchen mit der Schere, schieben es geschickt zwischen die Thür der Frau Auster, bevor dieselbe zugegangen, und gelangen so ohne Schwierigkeit ins Haus. Unter den Krabben wäre Wundarzneikunde ein sehr unnöthiges Studium, denn sie haben eine wunderbare Kraft sich wieder herzustellen. Wird ihnen ein Bein gequetscht oder nur festgehalten, so brechen sie es unbedenklich in dem darüber befindlichen Glied — wie der Tischler einen beschädigten Stuhlfuß — ab, und in sechs Wochen ist ein neues nachgewachsen. Ebenso machen sie es mit den Scheren. Ein sonderbarer Gesell ist auch der Einsiedler- oder Bernhardkrebs, ein langgestrecktes Thierchen, etwa drei Zoll groß, dessen rechte Schere weit ausgebildeter ist als die linke. Um den Hintertheil seines Körpers, der ohne Panzer ist, zu schützen, sucht der Diogenes — denn auch diesen dritten Namen führt er — in Schneckenhäusern seine Zuflucht. Er frißt die Schnecke und nimmt von der angemaßten Wohnung so festen Besitz, daß er sich lieber zerreißen läßt, als daß er daraus wiche. Eine glühende Kohle, auf den Wirbel des Schneckenhauses gelegt, vermag ihn allein zu vertreiben.

Von den Fischen, welche das Meer bei Wanger-Oge hegt, nenne ich zunächst den Dornhai, einen Vetter des Haifisches, der aber nur drei Fuß lang wird; den winzigen Sandaal — so genannt, weil er sich in den Sand einzugraben pflegt — ein Thierchen, das die Fischer als Köder zu gebrauchen pflegen; die zwei Fuß lange und kaum fingersdicke Meernadel, auf Wanger-Oge Windspier*) geheißen, und die Meerspinne, eine Art Tintenfisch, von dem die Sepia und das weiße Fischbein gewonnen werden. Die traubenförmigen Wohnungen der Brut werden oft, eine Faust groß, an den Strand der Insel getrieben.

Von eßbaren Fischen erwähne ich den Stör, der eine Länge von achtzehn Fuß und ein Gewicht von zweihundert Pfund erreicht. Er hat den zugespitzten Kopf eines Windhundes und ist mit fünf Reihen harter Knochenschilder versehen. Von dem Maul hängen ihm wurmähnliche Bartfasern herab, womit er die kleinern Fische, die ihm zum Fraße dienen: den Hering, den Schellfisch und die Makrele, ködert. Bekanntlich werden die Eier des Störs als Kaviar verspeist. Aus seiner Blase, die sehr groß ist, wird die Hausenblase, das englische Pflaster und der Mundleim gewonnen. Dieses große Thier gewährt also den mannigfaltigsten Nutzen. Eßbare Fische sind

*) d. h. Windspeer. Getrocknet und an einem Faden in horizontaler Richtung aufgespannt dreht sich nämlich dieser Fisch nach dem Winde.

ferner der Glattrochen, der Schellfisch und der Kabeljau, welcher bekanntlich an der Luft getrocknet Stockfisch, frischeingesalzen Labberdan und trocken eingesalzen Klippfisch heißt und uns den Leberthran liefert, und der rothe Seehahn. Dieser fußlange Fisch, der oben und auf der Seite schön roth mit weißen Punkten, unten aber silberweiß ist, läßt, wenn er angegriffen wird, einen Ton hören, der mit dem Rufe des Kuckuks Aehnlichkeit hat. Zu den schmackhaftesten Fischen Wanger-Oges gehören die Schollen mit den Unterabtheilungen, gemeine Scholle, Steinbutt und Zunge. Die Schollen sind höchst sonderbare, ganz scheibenförmige, seitwärts schwimmende Fische. Ihre Augen befinden sich nebeneinander auf der Seite, auf welcher sie nicht schwimmen, so daß also die rechtäugigen Schollen auf der linken, die linkäugigen auf der rechten Seite schwimmen. Umgekehrt verhält es sich mit den Naslöchern, die den Augen gegenüberstehen. Da sie keine Schwimmblase haben, bleiben sie meist auf dem Boden des Meeres; als Speise dienen ihnen Schnecken, Krebse und Würmer. Der Knabe des Fischers, bei dem wir auf Wanger-Oge wohnten, fing sie zur Ebbezeit, indem er ein Netz mit eisernem Bügel das Ufer entlang an dem Rande des Wassers vor sich herschob: denn sie stecken dann in dem feuchten Sand. Die größte Art Scholle ist der Steinbutt, der seinen Namen den Steinchen verdankt, die sich bei seinem Aufenthalt im Ufersand bei starkem Wellenschlag in seine Haut schieben; die kleinste die Zunge, welche die Gestalt und Größe einer Schuhsohle hat.

Der Schollenfang ist ein wichtiger Zweig der Fischerei, und da die hamburger Kaufherrn eine außerordentlich leckere Tafel führen, so geht dieser köstliche Fisch in großer Menge nach der reichen Hansestadt. Die Schollenfischer wohnen großentheils in dem nahen Dorfe Blankenese. Ihre kleinen Fahrzeuge, Ewer genannt, zeichnen sich durch ein hohes, spitzes Vordertheil, durch einen Mast und Segel von ganz besonderer Form aus. Das Innere der Bote ist großentheils Fischbehälter. Stark gebaut und von ebenso kühnen als geschickten Männern geführt, verstehen sie den Stürmen Trotz zu bieten. Solche blankeneser Ewer sieht man oft zu dreißig oder vierzig auf der wangeroger Rhede liegen, wenn ungünstiger Wind sie verhindert, nach der Elbe zurückzukehren. Weht es dann aus Westen, so ziehen sie, einer um den andern, mit gespannten Segeln, wie Schwäne, durch die Oster Harle: so heißt die Meerstraße im Norden der Insel, die durch das Watt hindurchführt. Endlich muß ich noch zweier Meerbewohner gedenken, welche der Ordnung der Säugethiere angehören: des Delphins und des Seehunds. Der Delphin, Braunfisch oder Tummler, wie er hier gewöhnlich genannt wird, ist ein lustiger Gesell, der durch seine tollen Sprünge und Purzelbäume, so wie durch die zwei Springbrunnen, welche er durch die auf seinem Kopf befindlichen Naslöcher treibt, den Seefahrer belustigt. Er liebt es, den Schiffen heerdenweise nachzuziehen und den Abfall aus deren Küche

zu verschlingen. Man jagt ihn um seines Fettes willen; der kühne Springer läßt sich aber nur schwer fangen. Daß Musik ihn anziehe, scheint eine Fabel zu sein. Der Delphin erreicht die Länge von zehn Fuß. Ausnahmsweise wurde einer bei Wanger-Oge aufgefischt, der noch anderthalb Fuß weiter maß und achtzig Kannen Thran lieferte; er war an einem Lachs erstickt, der ihm noch im Halse stak.

Dem Binnenländer weit bekannter ist der Seehund oder die Robbe, welche ja oft auf Messen und Märkten gezeigt wird. Ihr Kopf, der dem eines Hundes ähnlich sieht, wird anziehend durch ein großes braunes Auge von so viel Ausdruck, daß mehr Seele dahinter zu lauschen scheint, als hinter den Augen der meisten andern Thiere. Dieses sehnsüchtig blickende und doch wieder kluge Auge und der aufgerichtete büstenänhliche Oberkörper hat ohne Zweifel Veranlassung zu der Sage von den Meerweibchen gegeben. — Die Robbe bringt zwei Junge zur Welt, die sie zärtlich liebt und um deren Verlust sie Thränen vergießen soll. Sie ist gescheidt, läßt sich leicht zähmen und lernt — gelehrig, wie sie ist — mancherlei Kunststücke. Obwol sie auf ihren halb in Haut verwachsenen Vorderfüßen nur rutschen kann, so macht sie doch, bei der ungemeinen Beweglichkeit ihres Nackens, einen gewandten Eindruck. Sie gewöhnt sich an den Menschen wie ein Hund, dessen Stimme mit der ihrigen Aehnlichkeit hat.

Es ist mir ein Fall bekannt, daß Schiffersleute eine Robbe hielten, die in einer Ecke der Stube in einem Loch zu liegen pflegte und von den Kindern mit Fischen, die sie ihr fingen, gefüttert wurde. Als aber mehre Hausthiere starben, sagte eine alte Frau, die bei der Familie wohnte: daran sei die böse Robbe Schuld, die müsse fortgeschafft werden. Darauf nahm sie der Hausvater mit in sein Fahrzeug und warf sie, als er auf dem hohen Meer war, über Bord. Aber nach wenigen Stunden erschien sie wieder in dem Schifferhäuschen und nahm zur großen Freude der Kinder den altgewohnten Platz wieder ein. Zum zweiten Mal wurde die Robbe mit ins Schiff genommen und diesmal viel weiter weggebracht, und zum zweiten Mal kehrte sie, nach Verlauf eines Tages, zurück. Man konnte sich nicht entschließen, das treue Thier zu tödten; aber die alte Frau stach ihr, nachdem die Kinder weggeschickt worden waren, die Augen aus. So übergab man sie einem Grönlandsfahrer, der sie hoch im Norden dem Meer überlieferte. Was geschah? Nach einigen Tagen hörten die Schiffersleute in tiefer Nacht ein Rutschen und ein Winseln vor ihrem Hause — und siehe! der geblendete Seehund lag, auf den Tod erschöpft, vor der Thür und starb, nachdem er noch einmal die Stimme seiner Freunde vernommen hatte

Bekanntlich wird dem Seehund wegen seines Fells und seines Fettes nachgestellt; aber er setzt sich tapfer mit scharfem Biß und Schwanzschlägen zur Wehre. Auf Wanger-Oge wird die Robbenjagd nur im Kleinen betrieben.

Zwei wohlbewaffnete Schützen besteigen mit einem Jungen ein Boot und fahren zur Ebbezeit nach den großen Sandbänken vor Spiker-Oge. In den tieferen Stellen des Watts, welche noch voll Wasser stehen, halten sich leicht Seehunde auf, die es versäumt haben, dem zurückgewichenen Meer zu folgen. Die Jäger legen sich nun vor dem Wasserbecken auf den Bauch, indem sie das Gewehr im Anschlag halten, während der Junge die Bewegungen eines auf dem Sande kriechenden Seehunds nachahmt. Die Arme kreuzend stützt er sich auf die Ellnbogen und rutscht so, den Kopf emporhaltend, auf den Ellnbogen und Knien hin und her. Die jungen Seehunde lassen sich durch diese Bewegungen, die man Huckseln nennt, leicht täuschen und kommen, aus dem Wasser emportauchend, heran; worauf dann die Jäger sie vor den Kopf schießen. Die älteren Seehunde, die schon mehr Erfahrung haben, können nicht leicht auf diese Weise berückt werden. Man beschleicht sie, wenn sie ihre Siesta auf dem Sande halten, und schlägt oder schießt die Schlafenden nieder.

Ich selbst habe eine kleine Seehundsjagd von Wanger-Oge aus mit gemacht. Wir waren sechs Personen: drei Badegäste, von denen zwei, als eifrige Weidmänner des Festlandes, Gewehr und Schießbedarf mit auf die Insel gebracht hatten, während ich, der dritte — ein Fremdling in den rauhen Freuden Dianas — als Dilettant mitging, und drei Insulaner, von denen einer als Seehundsjäger von Gewerbe unsere Unternehmung mit Rath und That unterstützte, die beiden andern aber das Boot leiteten. Unsere Fahrt ging nach den großen Sandbänken der Nachbarinsel Spiker-Oge: es waren also hannöverische Seehunde, denen wir Oldenburger nachstellten.

Noch lebt unter den Wanger-Ogern die Erinnerung, daß man von ihrer Insel aus die Hähne von Spiker-Oge habe krähen hören; jetzt sind die zwei „Augen" meilenweit auseinander, und nur ihre Sandbänke — durch einen tiefen Einschnitt des Meers, die Harle, getrennt — sind sich nahe geblieben. Der Schiffer, der am Steuer unseres Bootes saß, erzählte uns von Dörfern zwischen Spiker-Oge und dem Festland, die schon seit Hunderten von Jahren untergegangen seien; er wies nach einer Stelle hin, wo ein Dorf Otzum gelegen habe, dessen sechzig Schritt lange Kirche und daneben der aus rohen Steinen („Kieselsteinen") erbaute Thurm*) bei niedrigem Wasserstand noch lange hinterher sichtbar geblieben seien.

Auf der Sandbank angelangt, ließen wir den Steuermann bei dem Boote zurück; die Uebrigen zerstreuten sich über die weiten Flächen, um die Wasserbecken aufzusuchen. An einem derselben, aus dem ein junger Seehund mit neugierigen Augen eine Secunde lang aufgetaucht war, machte ich mit einem der Festlandjäger Halt. Der Vorschrift gemäß legten wir uns nieder in den

*) Kirche und Thurm sind im Oldenburgischen häufig getrennt.

feuchten Sand, und während er, auf den Bauch hingestreckt, sein Gewehr nach der Stelle richtete, übernahm ich, um mich doch auch nützlich zu machen, die bescheidene Rolle des Huckseljungens. Aber das Thier schien doch einige Zweifel zu hegen, ob ich mit meinen Brillengläser nvor den Augen ein Bruder Seehund sei; denn es tauchte noch einmal an einer andern Stelle auf, verschwand aber im Nu wieder, um uns auf immer Lebewohl zu sagen. Andere von der Gesellschaft versuchten anderswo ihr Glück, aber mit ebenso wenig Erfolg. Es fielen Schüsse; aber nur die Wasserfläche, keine Robbe wurde verwundet. Die Festlandjäger stießen einige Flüche über dies nasse Weidwerk aus.

Unterdessen begann das Meer in bedenklicher Weise zu steigen, und wir sammelten uns vor dem Boote, um nicht von der Flut überrascht zu werden. Nur der wangeroger Jäger, der sich zuletzt noch von den andern getrennt hatte und mit seiner langen rostigen Flinte am weitesten gegangen war, fehlte noch. Wir äußerten seinetwegen Besorgniß gegen unsern Steuermann; aber dieser gab lachend zur Antwort: das sei ein alter Praktikus, der gewiß zur rechten Zeit, und wahrscheinlich auch nicht mit leeren Händen kommen werde.

In der That sahen wir ihn jetzt in der Ferne auftauchen, beladen mit einem Thier, das so groß als er selber war. Einer der Schiffer eilte ihm entgegen, um die Last mit ihm zu theilen; denn es war die höchste Zeit, daß wir zu Schiffe gingen. Der von ihm erbeutete schöne, fette Seehund wurde in das Boot geworfen, und wir verließen den Strand, der sich nun schnell vor unsern Blicken in Meer verwandelte. Wir spannten das Segel, und mit reißender Geschwindigkeit durchschnitt das schiefliegende Fahrzeug die brausenden Wogen, welche schäumend an dessen Brust emporschlugen.

Als wir vor Wanger-Oge anlangten, war es Nacht geworden. Aus dem Dunkel tauchten hier und dort, wie Feuerwürmchen, die Lichter der Badeinsel hervor; die Laterne auf der dunklen Säule des Leuchtthurms begann auf einmal zu flammen, und über das Meer zu uns her lief in wunderbarer Schönheit eine goldene Straße, die mit den schwankenden Wellen auf und nieder zitterte.

Uebrigens hatte der Schluß unserer Jagdfahrt auch seine komische Seite. Da selbst die höheren Theile des Watts vor der Insel von der Flut überspült waren, aber noch nicht Fahrwasser genug für unser Boot hatten: so wurde dieses an einem eingerammten Pfahle festgekettet, wir Badegäste aber, d. h. die zwei Festlandjäger und ich, der Hucksler, bestiegen den Rücken der drei Wanger-Oger, welche ihre Beinkleider bis unter den Leib aufgerollt hatten. So langten wir rittlings in voller Nacht auf der Insel an, wo unsere Frauen nicht ohne große Besorgniß uns entgegenharrten. Auch Dr. Chemnitz, der Badearzt, stellte sich ein und sprach, indem er den Finger dräuend erhob:

„Ei, ei, meine Herrn, ist es auch recht, solche aufregende Strapazen während der Cur zu unternehmen?!"

Marie Seebach.

Um die Geschichte der dramatischen Kunst in ihrem innern Zusammenhang richtig zu übersehen, müßte man nicht nur die Stücke nach ihrer Zeitfolge im Auge behalten, sondern auch die Art und Weise ihrer Darstellung. Denn in jeder bedeutenden Periode des Theaters steht der Dichter mit dem Schauspieler in lebendiger Wechselwirkung, der eine wird durch den andern angeregt und zum Theil bestimmt, und wir würden manches Dichterwerk, für dessen Verständniß wir jetzt weitläufige philosophische Motive zu Hilfe nehmen, unbefangener würdigen, wenn wir uns ein bestimmtes Bild von den Künstlern machen könnten, deren Talent und Neigung den Dichtern vorschwebten. Aber ein solches Unternehmen ist ebenso schwer als wünschenswerth, und Schiller hatte nicht Unrecht, den Schauspieler zu beklagen, daß er nur für den Augenblick wirke, während der Dichter vor einem unverständigen Publicum sich auf eine einsichtsvollere Nachwelt berufen könne. Namen großer Künstler sind uns in hinlänglicher Zahl aufbewahrt, auch von ihren Liebesabenteuern hat uns die Geschichte und die Sage hinlänglich unterrichtet; aber was für uns die Hauptsache wäre, zu wissen, wie sie die Phantasiegemälde der Dichter in Fleisch und Blut verwandelten, davon erfahren wir nur sehr Weniges und Unzusammenhängendes. Diesen Mangel an bestimmten Nachrichten empfinden wir z. B. auch in dem besten Buch dieser Art, in Eduard Devrients Geschichte des deutschen Theaters. Was Fleiß, gesunde Schule, Scharfsinn und liebevolles Nachdenken aus dem Stoff machen konnten, ist hier geleistet; aber ein Bild, welches nur die Augen wirklich überliefern, kann das gelehrte Studium nicht ergänzen.

Zum Theil liegt dieser Mangel gleichzeitiger Nachrichten an der Gedankenlosigkeit der Berichterstatter, aber die Sache hat auch ihre innern Schwierigkeiten. So gewissenhaft man sich bemüht, den allgemeinen Eindruck wiederzugeben, den eine bedeutende künstlerische Persönlichkeit auf den Zuschauer macht, so ausführlich man beschreibt, so sorgfältig man analysirt: das Beste kann man doch nicht überliefern. Die technischen Hilfsmittel, die Einwirkung des Verstandes und was sonst der Analyse unterworfen ist, das läßt sich wol wiedergeben; aber den springenden Punkt, das eigentlich Geniale des Künstlers kann man nur empfinden, nicht zerlegen.

Wir sind uns dieser Schwierigkeiten wohl bewußt, indem wir den Versuch machen, von einer bedeutenden Künstlernatur einen Umriß zu geben. Diese Schwierigkeit wird noch dadurch vermehrt, daß wir Marie Seebach nur aus einem Gastspiel kennen, freilich aus einem sehr umfangreichen Gastspiel, welches ihre bedeutendsten Rollen enthielt: allein vollständig lernt man den Künstler doch nur in dem ruhigen Zusammenwirken mit der Bühne würdigen, zu der er gehört. Jedes Gastspiel, schon weil es das Ensemble unterbricht, hat etwas Unruhiges für den Darsteller wie für den Zuschauer; es ist doch in jeder Persönlichkeit irgend etwas, woran man sich erst gewöhnen muß, um den Kunstgenuß rein zu empfangen, und man hat alle Ursache vorsichtig zu sein, ehe man auch aus einem Cyklus von beiläufig zwanzig Vorstellungen allgemeine Schlüsse zieht.

Marie Seebach wird durch die öffentliche Stimme unter den jetzt lebenden und wirkenden Schauspielerinnen als die erste bezeichnet, und wir pflichten diesem Urtheil vollkommen bei. Es ist ein hoher Genuß, wenn man daran gewöhnt ist, Schauspielerinnen von mehr oder minder angenehmem Naturell unter den verschiedensten Masken ganz unbefangen sich in ihrem eigenen Wesen ergehen zu sehn, einmal im schroffen Gegensatz dazu eine echte Künstlernatur zu bewundern, die den ernsthaften Willen und die Kraft besitzt, aus ihrer eignen Individualität herauszugehn und sich in die Figur zu verwandeln, die der Dichter gewollt und gedacht hat. An jener Art von Schauspielerinnen fehlt es nicht, unsere jungen Damen sind heute so liebenswürdig wie vor funfzig, vor sechzig, vor hundert Jahren, und wenn man sich damals an den Gurlis, an den Johannen von Montfaucon u. s. w. erfreute, so haben wir in unsern Tagen das Lorle, die Grille und andere Rollen, zu deren Darstellung nur ein angenehmes Naturell gehört. Dazu kommt jetzt noch das große Hilfsmittel des Schwäbelns, das immer reizend klingt, namentlich aus dem Munde eines Nichtschwaben. Wenn sich Marie Seebach in diesem Genre oder in dem des Salonstücks versucht, so wird sie, so anerkennenswerth auch hier ihre Leistungen sein mögen, leicht zu übertreffen sein; in dem Charakterstück dagegen und namentlich in demjenigen, das eine tiefere Innigkeit der Seele erfordert, eine Innigkeit, die von der gemüthlich angenehmen Oberfläche wohl zu unterscheiden ist, wird sie nicht leicht ihres Gleichen finden.

Auch die bedeutendsten Künstler werden die Spuren ihrer Zeit an sich tragen, schon der Dichter, noch weit mehr der Schauspieler, dem der Stoff ja überliefert werden muß. Vor einigen Jahren erschien in diesen Blättern ein Porträt von Davison; so verschieden die Persönlichkeiten sind, so erinnert doch manches in dem Spiel der einen an die Art und Weise der andern und vielleicht prägt sich in ihnen beiden der Charakter der gegenwärtigen Kunstperiode am schärfsten aus. Beide werden nicht von dem allgemeinen Strom

einer mächtigen poetischen Bewegung leicht getragen, sie müssen sich mit Anstrengung das Poetische in einem im Ganzen unproductiven Zeitalter erkämpfen. Das ist nicht die Schuld des Künstlers, er wird von den positiven Bedingungen seines Zeitalters bestimmt und seine Aufgabe kann nicht weiter gestellt werden, als diese Bestimmungen in so idealer Form als möglich seiner Natur anzupassen.

Dreierlei Umstände charakterisiren in Bezug auf den Schauspieler die heutige Kunstperiode.

Einmal wird der Schauspieler von den Dichtern sehr wenig gefördert. Zwar ist die Periode von 1839—1848 auch in Bezug auf das Theater viel bedeutender als die von 1811—1839, und wenn die Stücke nur zum Lesen geschrieben wären, so würde man aus diesem kurzen Zeitraum vielleicht immer drei lesbare Stücke auf eines jener längern Periode rechnen können; ja auch das theatralische Geschick in der Entwicklung der Handlung hat zugenommen. Aber für den Charakterdarsteller ist sie entschieden ungünstiger, weil ihr Motiv (Ausnahmen natürlich abgerechnet) die geistreiche Willkür ist. Die Classe der Geistreichen, der Dilettanten, der Genies, der Künstler, der Literaten u. s. w., die vor funfzig Jahren doch immer nur eine kleine Colonie in der Masse des Philisteriums bildete, hat sich seitdem in sehr bedenklicher Weise ausgebreitet und die Dichter sind daher leicht versucht, alle ihre Figuren nach dem Schema geistreicher Dilettanten zu entwerfen. Grade die talentvollsten und beliebtesten unter unsern Theaterdichtern haben es namentlich in den Jahren 1839—48 so gemacht und dadurch im Anfang das Publicum sehr geblendet, aber doch keine dauernden und lebendigen Figuren geschaffen. Die Franzosen haben für den Schauspieler, der zuerst die Rolle eines Dichters aus dem geschriebenen Wort in Fleisch und Blut überträgt, den zweckmäßigen Ausdruck: er schafft die Rolle. Nun nenne man uns eine weibliche Figur von Gutzkow, Hebbel oder Laube, die von einer Schauspielerin auf diese Weise geschaffen wäre oder hätte geschaffen werden können. Und das sind die gefeiertsten Dichter dieser Periode. Bei männlichen Rollen geht es eher, denn Männer haben doch irgend eine andere Bestimmtheit; aber sobald Frauen überwiegend geistreich sind, was man so geistreich nennt, hört in der Regel alle Natur bei ihnen auf. Wie eine Schauspielerin eine geistreiche Frau darstellt, ist ganz gleichgiltig, denn es ist in ihr keine innere Bestimmtheit.

Der schönste Beruf des darstellenden Künstlers also, neue Gestalten zu schaffen, wird unsern heutigen Schauspielerinnen nur selten zu Theil. Der Ruf, den sie erwerben, liegt fast durchweg in den ältern classischen Stücken. Shakespeare, Goethe, Schiller, das ist die Welt unsrer heutigen Künstler, wenn nicht etwa noch ein Virtuosenstück von Scribe oder der Birchpfeiffer dazu kommt. Bei diesen classischen Rollen ist aber die Schauspielerin selten ganz

unbefangen, denn sie hat die ältern berühmten Vorbilder vor Augen, deren Art sich durch eine lange Tradition fortgepflanzt hat, und da die Freude an der Nachahmung nicht grade zu der Signatur unsrer Zeit gehört, so fühlt die Schauspielerin von Talent sich leicht versucht, ihre Vorgänger dadurch zu überbieten, daß sie die Rollen geistreich d. h. capriciös, allenfalls auch etwas barock auffaßt. Es ist ein sehr seltnes Verdienst, dieser Neigung des Zeitalters zum Subtilisiren gegenüber das starke Gefühl für Wahrheit festzuhalten, wie es bei Marie Seebach der Fall ist.

Mit den dramatischen Dichtungen gehn die Bühnen Hand in Hand; mehr und mehr verliert sich in ihnen, was man früher Schule nannte. Wir meinen damit nicht Schule in dem idealen Sinne, wie es Eduard Devrient versteht, sondern Schule in der Weise Schröders, Ifflands, auch Goethes, trotz der einseitigen Richtung des letzern. Die Schule besteht in der Disciplin, der eine mächtige künstlerische Persönlichkeit seine Bühne unterwirft. Lange nachdem jene drei Männer die Bühne aufgegeben hatten, wirkte ihre Schule durch ältere, tüchtige Schauspieler noch fort; sie ist jetzt, wenn nicht abgestorben, doch im schnellen Absterben begriffen; eine neue Schule ist nicht entstanden, und so hat jeder Einzelne im Nebel seinen Weg zu suchen. Das Gefühl der Achtung vor einer reifern Kunst verliert sich mehr und mehr; „dem genialen Geschlecht wird es im Traum bescheert;“ und immer seltner werden die Schauspieler, die auch nur die äußere Technik des Handwerks sich angeeignet haben.

Die Spitze erreicht diese Anarchie und dieser Individualismus in der Art und Weise unsrer Gastspiele. Man mag lächeln, wenn man liest, wie sorgfältig Goethe seine Schauspieler unter Schloß und Riegel hielt, wie sie trotz ihres kläglichen Gehalts sich nicht erlauben durften, irgend wo anders aufzutreten; aber die Heimathlosigkeit unsrer Tage ist ein noch viel ärgeres Extrem. Bald wird es Regel sein, daß Künstler von größerm Ruf gar kein festes Engagement mehr annehmen, daß sie nur auf den Eisenbahnen zu Hause sind, und Tag aus Tag ein aus einer Stadt in die andere sich hetzen lassen. Für das Publicum hat das manche Annehmlichkeit, denn fast jede Mittelstadt kann nun die größten Künstler Deutschlands mit eignen Augen anschauen; der Künstler selbst kann schnell reich werden und was ihm doch das Süßeste in seiner Laufbahn ist, der unmittelbare Erfolg, der Jubel und die Begeisterung der Menge, wird ihm reichlicher und brausender zu Theil. Aber er lebt auch viel schneller als sonst, und selbst wenn seine physische Kraft einer so aufreibenden Thätigkeit widersteht, so ist er doch der schweren Versuchung ausgesetzt, durch starkes Auftragen der Farben dem fremden Publicum rasch zu imponiren, aus Mangel an jener Sammlung, die für jeden Künstler nothwendig ist, das Mechanische der Kunstmittel überwuchern zu lassen, und endlich aus dem Künstler

zum Virtuosen herabzusinken. Daran ist z. B. in unglaublicher Schnelligkeit die Rachel künstlerisch und physisch zu Grunde gegangen.

Dies sind die allgemeinen Zeitverhältnisse, sehen wir nun zu, wie innerhalb derselben sich das Talent unsrer Künstlerin entfaltet hat.

Marie Seebach ist in den letzten zwanzigern; sie ist aus einer Schauspielerfamilie und auf dem Theater groß gewachsen. Mit seltenen Ausnahmen ist das bei allen darstellenden Künstlern der Fall, und es möchte im ganzen auch das naturgemäße sein: eine technische Vorbildung, deren Resultate allmälig so zur Natur werden, daß man sich ihrer mit genialer Bewußtlosigkeit bedienen kann, ist für die Kunst günstiger als eine specifisch literarische Vorbildung. Doch auch die letztere hat sie sich in einem nicht geringen Maß angeeignet, ob nachträglich aus eigner Kraft, oder durch die Sorgfalt ihrer Eltern, ist uns nicht bekannt. In ihrer frühsten Jugend wurde sie im ganzen wenig beachtet; sie trat im Soubrettenfach und als Localsängerin auf, und setzte verhältnißmäßig erst spät ihren Uebergang ins Tragische durch. In Hamburg kam sie zuerst zur Geltung und hier darf nicht unerwähnt bleiben, daß das hamburger Publicum durch warme und liebevolle Theilnahme so manches bedeutende Talent groß gezogen hat. Die münchner Vorstellungen, durch welche sich Dingelstedt das Verdienst erwarb, die bedeutendsten Kräfte Deutschlands zu einem lebendigen und fruchtbaren Wettstreit zu vereinigen, machten zuerst das größere Publicum mit diesem seltnen und bereits zu einer großen Reife entwickelten Talent bekannt. Seitdem stieg ihr Ruhm schnell durch Gastspiele, durch ihre Anstellung am wiener Hoftheater, später in Hannover; seit einigen Monaten ist sie mit dem Tenoristen Niemann verheirathet, der gegenwärtig durch Kraft und Wohlklang der Stimme wie durch vollendete Bildung zu den besten dieses Fachs gehört. Dies sind die äußern Umrisse eines Lebens, welches wol manche ernste Schicksale durchgemacht haben mag.

Um uns von ihrer Kunst ein Bild zu machen suchen wir uns zunächst ihre äußere Erscheinung zu versinnlichen. Ein ausdruckvolles und ausdruckfähiges Gesicht, ein Auge, das namentlich innige Gefühle schön und zuweilen hinreißend wiedergeben kann, eine durchaus nicht imposante, aber wohl gebaute Gestalt, die ihre Bewegungen mit vollkommener Sicherheit beherrscht, eine deutliche wohlklingende und von allen unreinen Elementen völlig befreite Stimme, die sich in einen bedeutenden Umfang der Tonlage sicher bewegt und sich ohne ängstliche Anstrengung zu großer Kraft steigern kann: endlich was für die ganze Erscheinung vielleicht das charakteristische ist: im Auge, in der Gesichtsbildung, in den Mienen, in der Stimme etwas eigenthümlich Geistiges, das den Zuschauer selbst da, wo sie nicht in lebhafterer Bewegung ist, aufmerksam macht, anzieht und fesselt. Dies sind die Elemente über die

sie verfügen kann. Stellt man sie z. B. mit einer Rachel zusammen, so steht sie dieser in mancher Beziehung nach, ihr sinniges und seelenvolles Auge hat nicht jene dämonische Kraft, die uns aus dem dunklen Auge der Rachel entgegenblitzte und uns gewissermaßen den Glauben an das Entsetzlichste ohne Anstrengung einjagte: der Versuch, mit einem bloßen Blicke eine gewaltige Herzensbewegung zu erzählen, wird von ihr nur mit äußerster Vorsicht gewagt werden dürfen. Ebenso ist es mit der Stimme. In dem tiefen Alt der Rachel hörte man schon von fern den Donner der innern Leidenschaften grollen, und wenn sie ihnen den Zügel ließ, so war kein Widerstand möglich; die ganze Erscheinung war ein Dämon geworden. Alle diese Naturwirkungen, die freilich einen außerordentlichen Zauber ausüben, darf unsere Künstlerin nur behutsam versuchen: es muß ihr, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, mehr daran liegen den Zuschauer zu überzeugen als ihn zu überraschen. Wenn also auch nicht die ganze Zeit einer gedankenvollen Auffassung der Kunst zustrebte, so würde unsere Künstlerin durch die Eigenthümlichkeit ihrer Naturanlagen dazu veranlaßt werden, ihren genialen Instinkt durch das Nachdenken zu leiten.

Hier muß auf ein Mißverständniß aufmerksam gemacht werden, das uns leicht begegnet, wenn wir die entgegengesetzten Pole, die aber zu einem Wesen gehören, von einander trennen. Die Bezeichnung eines denkenden Künstlers hat gewöhnlich etwas Geringschätzendes, man pflegt darunter denjenigen zu verstehn, der die fehlende Natur durch Kunst ersetzt, wobei man vergißt, daß so etwas im eigentlichen Sinn gar nicht möglich ist. Ein denkender Künstler ist vielmehr derjenige, der die Grenzen und den Umfang seiner Natur vollkommen kennt, die ersteren nie übertritt, und die letzteren zur vollen und harmonischen Geltung bringt. Ein denkender Künstler ist ferner derjenige, der ernsthaft in die Intentionen des Dichters eindringt und uns nicht blos die Stimmungen, sondern auch den Geist derselben zur Evidenz bringt.

Um nun aber diese allgemeinen Sätze, die für sich betrachtet etwas Abstractes und daher Undeutliches haben, an einem bestimmten Beispiel zu erläutern, wählen wir die Rolle der Julia. Der zweite Theil der Rolle, der in seiner Tendenz klar genug ist, wird von unsern bessern Schauspielerinnen durchweg mehr oder minder gut wiedergegeben; von dem ersten Theil haben wir aber jetzt zum ersten Mal eine ergreifende Anschauung gehabt. Es kommt hier darauf an, dem Zuschauer die plötzliche alle Schranken überfliegende Leidenschaft der Julia zu erklären d. h. in sinnlicher Klarheit darzustellen. Man kann sagen, daß Shakespeare in dieser Beziehung der Darstellerin wenig oder gar nicht vorgearbeitet hat, und so poetisch die erste Scene sich liest, so hat sie uns bei der Aufführung immer nur sehr wenig bewegt. Bei Marie Seebach fühlt man, wie der erste Kuß ihr ganzes Wesen im Innersten durchschauert, wie sie in der Mischung von

Jubel und vorgreifendem Schmerz, in der innern Trunkenheit, die ihr alles Bewußtsein raubt, die Worte hinredet, ohne im geringsten zu bedenken, was sie spricht, wie die kleinen Späße, die sie mit Romeo austauscht, ihr Herz gar nicht berühren. Das ist freilich zunächst geistreich gedacht, aber wäre es nicht zugleich innig und tief empfunden, so würde der bloße Geist keine erhebliche Wirkung ausüben, und was innige und tiefe Empfindung heißt, kann man vollständig bereits aus dieser Scene entnehmen. — Ein anderer Versuch, die plötzliche Leidenschaft zur Anschauung zu bringen, gelingt ihr nicht ganz: als Romeo eintritt, bleibt sie wie von einem Zauber getroffen gebannt stehn. Auch dies ist richtig gedacht, aber hier hat die Künstlerin zu wenig ihr Material erwogen, und es möchte überhaupt daran zu erinnern sein, daß solche Effecte nur in den äußersten Fällen gewagt werden dürfen, denn nichts führt leichter in Manier, wie wir bereits bei sehr bedeutenden Schauspielern und Schauspielerinnen beobachtet haben.

Wir sagten vorher, daß ihr Spiel zunächst den Eindruck des Durchdachten und Geistigen macht, und dies zeigt sich in zweierlei. Einmal sucht sie die tiefere Bedeutung jedes Satzes, ja man möchte sagen jedes Wortes in ihrer Rolle zu durchdringen und so weit es der Dichter gewollt zur Geltung zu bringen; sodann bemüht sie sich, ein deutliches in allen Punkten detaillirtes Bild von der Figur, die der Dichter im Sinne gehabt, in ihrer Seele gegenwärtig zu machen, und diesem Bilde gemäß jede Färbung, jeden Ton der ganzen Rolle zu moduliren; sie sucht sich mit einem Wort vollständig in die Figur zu verwandeln, die sie darstellt. Es ist ihr das in einem Grade gelungen, wie wir in Deutschland nichts Aehnliches gesehen haben. Mit einer Gewissenhaftigkeit, die gegen das Bemühen unsrer meisten jungen Schauspielerinnen, in jeder Rolle welcher Art sie auch sein mag, hauptsächlich ihre eigne Liebenswürdigkeit zur Geltung zu bringen, sehr vortheilhaft absticht, verschmäht sie auch die härtesten Mittel nicht, die Umrisse der Figur, die sie darstellt, deutlich hervortreten zu lassen. Und wenn sie es in einzelnen Fällen, z. B in Shakespeare's Zähmung der Widerspenstigen, ein wenig zu weit treibt, so ist die ganze Richtung doch im höchsten Grade anzuerkennen, und bei ihrem angebornen Sinne für Maß und Ordnung überschreitet sie die Grenzen nur selten. Bei der Hervorhebung ihres Verdienstes haben wir nicht blos den Vergleich mit den Duodezdamen des Theaters im Auge, bei denen ein hübsches Gesicht oft das einzige ist, was sie für die Kunst mitbringen, sondern sehr bedeutende Künstlerinnen, wie z. B. Frau Bayer-Bürk. Wie fein sie auch in solchen Rollen zu nüanciren versteht, die eine große Verwandschaft haben, zeigt z. B. der Vergleich ihres Klärchens und ihres Gretchens: es sind wirklich nicht blos zwei verschiedene Masken, sondern zwei verschiedene Personen, die uns gegenüberstehn.

Es versteht sich von selbst, daß auch das vielseitigste Talent in der Cha-

rakteristik seine Grenzen hat. Richtig angelegt war, so viel wir zu beobachten Gelegenheit hatten, jeder Charakter. Zur vollständigen künstlerischen Geltung kam das Fach von Klärchen, Gretchen, Julien (also wahrscheinlich auch Desdemona und die verwandten Rollen; Lady Macbeth haben wir nicht gesehn). Schon etwas ferner liegt ihr das Schillersche Drama, und das Lustspiel und das Salonstück bietet ihr keine Gelegenheit, ihre eigentliche tiefere Kraft zu entfalten.

Bei dieser Aufmerksamkeit sowol auf das Detail als das Ganze der Rolle haben wir zuweilen ein Mittleres vermißt, nämlich die Beachtung der Stimmung, die in jeder Scene herrscht. Zuweilen kommt es vor, daß sie einzelne Worte, einzelne Redenwendungen stark nüancirt, was zwar dem absoluten Wortsinn nach richtig ist, auch nicht der Rolle im Ganzen widerspricht, wol aber der Färbung der bestimmten Scene, gegen welche das einzelne Gefühl in Schatten treten sollte. Als z. B. Gretchen von ihrem todten Schwesterchen erzählt, läßt sie eine Trauer hervortreten, die hier nicht hingehört; in der Wahnsinnsscene nüancirt sie die Worte: durch das Brausen der Hölle u. s. w. „hört ich den süßen Ton" mit einer Innigkeit, die hier nicht blos gegen die reale, sondern auch gegen die künstlerische Farbe verstößt. Wir könnten noch einige Beispiele anmerken, glauben aber daran genug zu haben, um in dieser Hinsicht der von uns so hochgeehrten Künstlerin eine nochmalige Revision ihrer Rollen zu empfehlen. Seltener, aber doch einigemal begegnet uns ein anderer Fehler, daß der bürgerliche Ton, der Ton von Gretchen und Klärchen in freilich gleichgültigen Bemerkungen einer Rolle hervortrat, die diese Nüance eigentlich ausschließen sollte. Wenn wir dagegen über den Ausdruck einzelner Stellen mit ihr nicht ganz einig sind, so wollen wir dieses Urtheil nicht als maßgebend aufstellen, denn bei dem gewissenhaften Nachdenken unserer Künstlerin ist es möglich, daß wir bei einer zweiten Aufführung ihrer subjectiven Auffassung Recht geben würden. Ein anderer Fehler, den man ihr öfters vorwirft, daß sie übertreibt, ist in dieser Allgemeinheit zu unbestimmt und in besondern Anwendungen, die wir zuweilen gehört haben, durchaus unwahr. So finden wir z. B. ihr stummes Spiel höchst discret und maßvoll, namentlich auch in der Rolle Gretchens, wo wir andere berühmte und unberühmte Schauspielerinnen tausend Allotria haben treiben sehn (z. B. das beliebte Spiel mit dem Putz), die hier in der bescheidensten Weise nur angedeutet wurden. Wenn man nun gar behauptet, daß sie in der freilich furchtbaren Wahnsinnsscene am Schluß zu stark aufträgt, so ist uns vollkommen unverständlich, was man damit meint: man müßte etwa von einer Kindesmörderin, die ihre Hinrichtung erwartet, und im Gefühl ihrer Schuld in Raserei verfallen ist, verlangen, sie solle sich gebährden wie eine verliebte Schäferin.

Bekanntlich hat Marie Seebach für die Scene mit dem bösen Geist den

Ausweg gefunden, daß sie ihn selber spricht, was psychologisch vollkommen richtig, da der böse Geist doch nur die Stimme des Gewissens repräsentirt, theatralisch aber ein ungeheurer Fortschritt ist: denn der böse Geist von der schnarrenden Stimme einer Statistin gesprochen, wobei dann allenfalls noch eine Figur mit Eulenflügeln zum Vorschein kam, hat uns schon manchmal in Verzweiflung gesetzt.

Diese Scene, wie die vor dem Muttergottesbilde (daß ihr wankender Schritt nach diesem Bilde etwas länger dauerte als nöthig, ist im Grunde unwesentlich) quollen aus dem innersten Herzen hervor, und von der Gewalt dieser Empfindung wurde man fortgerissen, auch wo man mit einzelnen Ausdrücken nicht einverstanden war. Als die Krone dieser Leistungen möchten wir aber die ernsten Scenen in Klärchen bezeichnen, und der Ausdruck mit dem sie das bekannte Lied sang, war über alle Beschreibung ergreifend. Auch die Scene mit den Bürgern, obgleich hier einzelne Mißklänge vorkamen, war tief gedacht und empfunden, man sieht wie das feurige Mädchen, das mit der größten Zuversicht eintritt, immer hoffnungsloser wird, wie ihre letzten Kraftanstrengungen nur aus der Verzweiflung entspringen und wie ihr Tod sich als ein nothwendiger Naturproceß herausstellt.

Da wir mehre Scenen des Faust erwähnten, möge uns noch verstattet sein, über die Aufführung dieses Stücks einige Bemerkungen zu machen. Man hat den ersten Theil dieses Stücks (bis zur Hexenscene d. h. bis zur Verjüngung des Faust), der nach unsrer Ueberzeugung völlig undramatisch und untheatralisch ist, mit allerlei Hokus Pokus ausgestattet, man läßt z. B. die Träume des Faust wirklich aufführen, und da die schaulustige Menge sich an diesen bunten Geschichten sehr amüsirt, so ist ja auch dagegen nichts zu sagen. Dagegen sollte auf den zweiten Theil, der in gewisser Beziehung wirklich dramatisch ist, mehr Aufmerksamkeit verwendet werden. Das Stück zerfällt in eine Reihe von Tableaux, und da durch die artige Erfindung des Zwischenvorhangs das Mittel gegeben ist, jede einzelne Scene zu schließen, so sollte man nicht Scenen aneinanderfädeln, die nicht zusammengehören. Es ist z. B. völlig absurd, den Monolog „meine Ruhe ist hin" mit dem bekannten Religionsgespräch zusammenzubringen. Auch das letztere wird in der Regel nicht richtig aufgefaßt: man stellt es so vor, als ob Faust, um das gute Gänschen zu beschwichtigen, aus seinem Register ein Fach aufzieht und ihr daraus ein Credo vorliest, so gut oder schlecht es sein mag. So hat sich Goethe die Sache freilich nicht gedacht. Faust ist nicht ein Wagener, der seinen Glauben in Schubfächern registrirt hat, und sie nur aufzuziehn braucht, er ist ein Grübler, der mit Gott, dem Unbekannten ringt, und jene Frage des naiven Kindes erweckt in seiner Brust Empfindungen und Gedanken, die er nun vor sich hinspricht, ohne sich an die Person, die ihn anhört, zu erinnern. Auch das gute Gretchen mag

wol, während sie ihn anhört, durch diese Ideenreihe zu verwandten dunklen Ideen angeregt werden und erst nachdem sie sich gesammelt, fällt ihr natürlich der Herr Pastor ein. Die Bemerkung ist insofern nicht unwesentlich, als diese Stelle eine der wenigen ist, die Faust Gelegenheit gibt, sich von einem gewöhnlichen Don Juan zu unterscheiden, und wenn man diesen Unterschied ganz vergessen könnte, so verlöre das Stück doch jede Pointe.

Wir fühlen lebhaft, wie ungenügend diese Bemerkungen sind, von einer bedeutenden Natur ein vollständiges Bild zu geben; sie sollen auch nur einen Beitrag bilden, der anderweitig ergänzt werden möge. Ein geistvolles durchdachtes Spiel, ein wahrhaft künstlerischer Sinn, ein gewissenhaftes Streben nach dem Wahren, die Fähigkeit sich in die Tiefen des Gemüths hineinzudenken und ein reger Sinn für das wahrhaft Schöne und Poetische, das sind die hohen Vorzüge unsrer Künstlerin. Möge sie zum Schluß noch einen ernsthaften Rath beherzigen. Sie schafft, und das ist gerade das Schöne an ihr, aus dem Innern heraus, aber ein solches Schaffen reibt auf, und eine zu stark gespannte Anstrengung schadet nicht blos der physischen Kraft, sondern auch der künstlerischen Leistung. Auch der nachschaffende Künstler bedarf der Sammlung; eine so aufreibende unruhige Thätigkeit, wie sie ein fast Tag für Tag ununterbrochenes Gastspiel nöthig macht, läßt bedenkliche Spuren zurück. Die Rachel in ihren letzten Jahren ist ein warnendes Beispiel. Marie Seebach steht jetzt auf der Höhe ihres Rufs und ihrer Kraft: von dem Maß und der Grenze, die sie sich setzt, hängt es ab, ob sie die Abwege vermeiden wird, die ihr nur zu nahe liegen. J. S.

Die Idee der Nationalität.

Von der preußischen Grenze.

In einem Schriftchen, dessen ausführliche Erörterung ich mir vorbehalte (Deutschland und der Friede von Villafranca) bezeichnet J. Fröbel die „fixe Idee des Nationalitätsprincips" als eine der krankhaften Illusionen, die uns in unsrer Entwicklung zurückbringen. Er hat dabei theils Deutschland und Italien im Auge, die nach seiner Meinung die Fähigkeit, sich politisch (als Einheitsstaaten) zu constituiren, nicht besitzen, theils Oestreich, das, obgleich aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, unter allen Staaten Europas den größten und edelsten Beruf und die ge-

sichertste Existenz haben soll. Aber neben dieser endlichen Beziehung kommt es ihm — der fortwährend gegen alle Doctrinen declamirt — hauptsächlich darauf an, eine Doctrin festzustellen, dieselbe Doctrin, für welche A. Ruge seit 1843 gegen die Nationalen in die Schranken trat.

„Als historischer Vorgang ist die Richtung der Zeit auf Zersetzung größerer politischer Gebilde in ihre Racenbestandtheile, dieses Zurücksinken von einem sittlichen in ein naturhistorisches Verhältniß, eine Erscheinung des europäischen Verfalls, die zu den trübsten Gedanken veranlaßt. Das Nationalitätsprincip, von einem oberflächlichen Liberalismus als ein Pfand der Hoffnung auf bessere Tage begrüßt, ist in Wahrheit ein Gift, von welchem das europäische Abendland mit der Auflösung bei lebendigem Leibe bedroht wird." Und indem er die Anschauungen des seligen Diezel adoptirt, fährt er fort: „Die bloße Thatsache, nur einer einzigen Nationalität anzugehören, ist schon hinreichend, einen Staat vom eigentlich großstaatlichen Charakter auszuschließen. Der wahre Großstaat ist das, was wir ein Reich nennen. Nur Reiche zählen im Großen in der Culturgeschichte, und der Begriff eines Reichs schließt den der Einfachheit aus." Diese abstracte Doctrin zu illustriren, malt er in wohlfeiler Komik aus, was geschehn möchte, wenn z. B. Oestreich oder die Vereinigten Staaten sich in die kleinen Sprachgruppen auflösen wollten, aus denen sie zusammengesetzt sind.

Die Sophistik ist zwar ziemlich handgreiflich, aber es ist doch nothwendig, auf die Trugschlüsse aufmerksam zu machen, weil etwas von solchen Redensarten immer in der Vorstellung der Menge haften bleibt.

Wenn es wirklich Menschen gibt, die von der Berechtigung der Kaschuben, der Ruthenen, der Gorallen u. s. w. träumen, einen Staat zu bilden, so sind diese jedenfalls nicht zurechnungsfähig und einer Widerlegung nicht werth. Das Nationalitätsprincip — das wir für das höchste, das leitende der neuen Geschichte, für den einzigen Träger der Zukunft halten — sagt etwas ganz Anderes.

Die Nationalität ist nicht der Naturzustand, aus dem die Geschichte sich herausgearbeitet hat, sondern es ist der ideale sittliche Zustand, dem die Geschichte aus ihren elementaren Voraussetzungen entgegenstrebt. Stämme und Stammverbindungen hat es im Mittelalter gegeben, die Nationen sind ein Erzeugniß der neuen Geschichte; und zwischen beiden liegt ein gewaltiger Unterschied.

Aus der Anarchie der Völkerwanderung entwickelte sich allmälig eine Fülle privatrechtlicher Beziehungen, die nur den Einzelnen an den Einzelnen knüpften, jedes Ganze aber ausschlossen; bis allmälig die wachsende Macht der Könige dem Privatrecht eine untergeordnete Bedeutung gab. Das Streben der Könige ging dahin, ihre Besitzthümer zu erweitern und zu arrondiren und sich im Innern absolut zu machen. Aus diesem Streben erwuchsen die modernen Staaten — Frankreich, England, Oestreich, Spanien, Rußland, Preußen u. s. w.

Wenn zunächst ihre Unterthanen in keiner andern Gemeinschaft standen, als eben die Unterthanen des nämlichen Herrn zu sein, so gelang es den Königen, durch das von Montesquieu ganz richtig definirte Princip der Ehre, die Unterthanen an sich heranzuziehn und in ihnen das Gefühl zu erregen, daß sie an dem Staat betheiligt seien. Ruhmvolle Waffenthaten, der Amtsdienst, die Akademien, der Glanz der Höfe, das alles kam dazu. So entstand die Grundlage der Nation, das Ge-

meingefühl; und aus dem Bedürfniß der Gemeinsamkeit ging innerhalb des Staats — wie in Frankreich und England — die Ausgleichung der Dialekte hervor; die gemeinsame Sprache wurde das Kennzeichen der Nation. Ob einzelne eroberte Provinzen mit anderer Zunge dazukamen, war gleichgiltig; der Franzose, der Engländer, der Russe kannten sich an der Sprache.

Nun trat das Bedürfniß ein, diese zunächst nur ideale Einheit des Staats mit der Nation real zu machen, d. h. den Bürgern einen wirklichen Antheil am Staat zu geben. In England war das constitutionelle System naturwüchsig entstanden, die andern Staaten ahmten es seit der Revolution nach. Das Wohlthätige dieses Systems liegt nicht allein in der Controle der Regierung, sondern darin, daß es das gemeinsame nationale Bewußtsein wirklich constituirt.

Einer von diesen Nationalstaaten — der polnische — wurde zertrümmert; ein anderer — Deutschland — löste sich in verschiedene Staaten auf, doch erst nachdem die Gemeinsamkeit der Sprache befestigt war; Italien wurde die Beute des Auslands. Aber die einmal erwachte Völkerseele regte sich fort und fort, und ihr Trieb, sich einen Körper zu geben, wurde die Federkraft der neuen Zeit.

Nicht jede Kraft hat das Recht zum geschichtlichen Erfolg; nicht jede Nation die Möglichkeit einer staatlichen Existenz. Es gehören dazu manche andere Bedingungen: die Größe und innere Lebenskraft des Volks; ein ausgedehntes und zusammenhängendes Local; endlich der historische Organismus eines Staats, der sich allmälig zur Nation erweitern kann. Daß man noch nicht allgemein im Klaren ist, welcher von den historischen Staaten der Träger der deutschen Nation sein kann, hält die Constituirung Deutschlands auf, macht sie aber nicht unmöglich; die Klarheit wird kommen und es sind dazu schon gute Anfänge gemacht. Der Trieb der Nation, aus dem idealen Gebiet ins reale überzugehn, und auf der andern Seite der kraftvolle Organismus des Staats, der diesem Trieb Befriedigung bietet — sobald beides sich entgegenkommt, wird auch der Umschmelzungsproceß Deutschlands und Italiens nicht ausbleiben. Freilich muß man nicht damit anfangen, eine Sprachkarte zu entwerfen und danach seine politischen Einrichtungen zu treffen: nur diejenigen Länder können einem Staat angehören, die er beherrschen und sich assimiliren kann; die Träumerei von der Einverleibung Lieflands in ein deutsches Reich gehört in die politische Kinderstube.

Von diesem Standpunkt aus betrachten wir es als einen sehr erheblichen Gewinn, daß man jetzt, nach dem Frieden, die Bestrebungen Sardiniens richtiger würdigt als früher. Freilich haben die Italiener die rechte Feuerprobe noch nicht bestanden, aber ihre bisherige Haltung ist doch in hohem Grade geeignet, die überweisen Politiker zu beschämen, die ihnen die Fähigkeit der Organisation absprechen. Und daß jeder Fortschritt der nationalen Sache in Italien auch die deutsche fördert, das kann nur der leugnen, der die Macht der Ideen in der neuen Geschichte und ihre Fortpflanzung leugnet: d. h. der Doctrinär in der Maske des altklugen Empirikers, wie er uns in jenem Büchlein entgegentritt. ††

Kunstliteratur.

Die altchristlichen Kirchen nach den Baudenkmalen und älteren Beschreibungen und der Einfluß des altchristlichen Baustyls auf den Kirchenbau aller späteren Perioden. Dargestellt und herausgegeben für Architekten, Archäologen, Geistliche und Kunstfreunde von Dr. Hübsch. 1—3 Liefr. incl. Gr. Fol. 18 Tafeln Abbild. u. 9 Tafeln Beschreibung. Karlsruhe, 1858. —

Wir halten es für unsre Pflicht, das vorstehende Werk, in dessen Wesen und etwaige wissenschaftliche Bedeutung wir nach seiner Vollendung genauer einzugehen gedenken, vor der Hand wenigstens zur Anzeige zu bringen. Da bis jetzt von den zehn beabsichtigten Lieferungen nur drei und von den sechzig Platten des Ganzen nur achtzehn erschienen sind, überdies der bis jetzt gelieferte Text und die beigegebenen Platten sich nicht vollständig decken, so ist ein eingehendes Urtheil über die einzelnen Bauwerke, deren Beschreibung, Beurtheilung und Ergänzung noch unmöglich. Ein längeres Schweigen aber ist ebenso unthunlich, da der Verfasser es für gut befunden hat, dem Werke selbst den Zweck desselben in ziemlich anspruchsvoller Weise vorauszuschicken und da es nicht an Solchen gefehlt hat, die auf Treu und Glauben ohne die erforderlichen Kenntnisse seine Ansicht adoptirt und ohne weiteres in die Welt hinaustrompetet haben. Wir wollen mithin unsrerseits nur das prüfen, was wir bis jetzt haben.

Ueber den Zweck des Werkes klärt uns schon der Titel, noch mehr der Prospect und die Vorrede selbst auf. Der Verfasser hat sich zunächst zu viele Ziele gesteckt und wir besorgen um deswillen schon, daß er keines erreichen wird. Er will zunächst eine angebliche Lücke ausfüllen, die nach seiner Behauptung zwischen dem Zeitalter Konstantins und dem Karl des Großen in der Literatur der altchristlichen Baugeschichte vorhanden sein soll. Erst beweise er uns, daß das Werk von Quast über die altchristlichen Bauwerke Ravennas nicht ein in wissenschaftlicher Hinsicht fast unerreichbares Musterwerk ist, daß die Basiliken Roms von Gutensohn und Knappe, von dem Text reden wir nicht, keine genügende und wahrheitsgetreue Anschauung geben und daß Salzenbergs altchristliche Bauwerke Konstantinopels in jeder Hinsicht auch in der rein äußerlichen Ausstattung, auf die Hübsch besonderen Werth zu legen scheint, gerechte Ansprüche nicht befriedigen, daß endlich über die Katakomben von dazu Befugten und Unbefugten nicht mehr als erforderlich ist, zusammen geschrieben worden ist und wir wollen unsern Namen unter diesen ersten Theil seines Programms setzen.

Der Verfasser macht sich, und auch das flößt uns gerechte Besorgnisse ein, nicht etwa nur mit Liebe, sondern gradezu mit Enthusiasmus an seine Aufgabe. „Die kirchliche Poesie und die Musik der altchristlichen Periode gab die erhabensten Muster," sagt er und er geht daher jetzt darauf aus, uns auch die Großartigkeit, Mannigfaltigkeit der Anlage und Anordnung, die echte Originalität und den strengen Organismus der Grundformen nebst der glänzenden Pracht der inneren Ausschmückung der gleichzeitigen Bauwerke darzuthun. Was jene angestaunten Musterwerke der Poesie

und Musik betrifft, so wird das Organ für christliche Kunst ihm beistimmen, wir und manch anderer aber nicht; wenn wir in Hinsicht der Architektur dazu gezwungen werden sollen, so zeige uns Herr Hübsch, daß es ein künstlerisch genialer Einfall, nicht aber Mangel an Zeit, Geld und Geschicklichkeit war, welcher jene von ihm angestaunten Baumeister die Säulen und Architrave von altclassischen Werken stehlen ließ, statt sie selbst zu arbeiten, daß sich in der Durcheinanderwürfelung der verschiedenen Säulenordnungen das malerische Princip der Neuzeit, nicht aber grenzlose Geschmacklosigkeit darin zu erkennen gibt und daß endlich nur die christliche Bescheidenheit, nicht aber Mangel an eigner Erfindungsgabe Ursache ist, daß man die Muster der Alten in Rom wenigstens ganz ohne allen Verstand copirte. Sobald dies geschehen sein wird, klatschen auch wir ihm Beifall für den Gedanken, über dessen Originalität er selbst noch betreten zu sein scheint.

Der feine Takt, den Fortschritt in den Bauten Ravennas im Vergleich zu denen Roms und derer Ravennas wiederum im Vergleich zu denen Konstantinopels herauszufühlen, geht Herrn Hübsch vollkommen ab, denn er würfelt bis jetzt alle Bauwerke dieser drei Vororte bunt durcheinander. Ich meine, was Kugler, Kinkel und Quast gesichtet, sollte man einer Caprice zu Liebe nicht so rücksichtslos durcheinanderwerfen und das alles um des naiven Einfalles willen: „die romanische Bauart sei eigentlich nur eine Fortsetzung jener altchristlichen, keineswegs aber eine im Vergleich zu der letzteren gesteigerte und mehr organische Ausbildung der kirchlichen Baukunst.“ Daß heißt nun denn doch alle bisherigen Resultate unsrer Wissenschaft nicht widerlegen, sondern auf den Kopf stellen. Die Fortsetzung hat bis jetzt gar niemand in Abrede gestellt; aber es ist denn doch noch etwas mehr, meinen wir. Die romanische Zeit umfaßt jenen Gährungsproceß, in dem die abend- und morgenländischen Elemente, die Herr Hübsch bei seinem Mangel an historischem Sinn nicht zu scheiden im Stande ist, sich mischen und aus dem dann erst das geklärte Wunderwerk der gothischen Baukunst sich streng organisch in der Construction und phantasievoll in der Gliederung entwickelt. Das kann nun freilich der nicht herausfühlen, der geschmacklos und voreilig genug war, schon vor Jahren zu behaupten: die Gothik schaffe nur Glashäuser, gehe im Thurmbau auf und leiste in der Wölbekunst nicht das Höchste, Letzteres deshalb, weil einige Gewölbe italienischer Bauten 10—20' Raum mehr überspannen sollen, als die des kölner Doms. Daß übrigens die romanische Baukunst ein Culminationspunkt sei, hat bis jetzt kein bedeutender Kunsthistorker behauptet. Sie ist vielmehr und bleibt, was sie war, der Uebergang von den mühsam nachgeahmten Formen des classischen Alterthums zu den freien selbstständigen Schöpfungen der Blütezeit des christlichen Mittelalters.

Das Dritte, was der Verfasser seiner eigenen Aussage nach bezweckt, ist: durch sein Werk dem heutigen Kirchenbau von erheblichem Nutzen zu sein und der Gegenwart die würdigsten Vorbilder zu geben. Mit einem Wort, was die Praeraphaeliten für die Malerei sind, das will Herr Hübsch für die Baukunst werden. Wenn der Gedanke auch nur in seiner Art neu wäre, wir wollten ihn hingehen lassen und seine Richtigkeit durch Erfahrung erproben. Aber die auf diesem Grund errichteten armseligen neueren Kirchenbauten Berlins, die doch immer noch das haben, was die altchristlichen und Herrn Hübschs eigene Bauwerke nicht kennen, die reine und graziöse antike Gliederung, brechen dieser Richtung ein für alle Mal den Stab. Der ver-

hältnißmäßig glänzende Eindruck der Basilika Münchens wird, wer hat das bis jetzt in Abrede gestellt, nicht durch die Genialität und Gediegenheit der Construction, die Feinheit der Gliederung, sondern durch die Pracht des Materials, die Schönheit der Gemälde erzielt. Welchem Baumeister in der Welt stehen aber heutzutage solche Mittel zu Gebote wie Herrn Ziebland unter Ludwigs Regierung!

So viel über die allgemeinen Grundsätze des Werkes, die wir für falsch und zeitwidrig halten. Davon ganz unabhängig ist die Ausführung, die sich durch eine übertriebene Sauberkeit und Eleganz auszeichnet. Wenn wir die früher gelieferten Abbildungen der bereits publicirten Werke mit den jetzigen vergleichen, so ist uns beim ersten Anblick klar, daß der Zeichner darauf ausging, seine Lieblingskinder in möglichst günstigem Licht erscheinen zu lassen. Der Farbenton einzelner Platten war überflüssig, weil er nur dazu geeignet und da ist, das Auge durch den malerischen Reiz zu bestechen und die armselige Gliederung des Aeußeren zu verdecken. Diese Bauten kommen mir vor wie italienische Bettler und Banditen in ihren bunten malerischen Flicken: für den Menschenkenner bleiben sie deswegen doch Gesindel. Der große Schwarm der Romantiker wird sie vielleicht um deswillen günstiger beurtheilen; ein gewissenhafter Richter vergibt ihnen auch nicht einen ihrer vielen Diebstähle.

Auch mit den zahlreichen Restaurationen des Verfassers sind wir nicht einverstanden: ihre Richtigkeit zu prüfen, überlassen wir gediegenen Architekten. Dem großen Publicum hat Herr Hübsch damit einen Gefallen gethan, uns nicht. Der Forscher will die Ruine als Ruine haben; er läßt sie auch nicht einmal ausfegen, wenn er sie untersuchen will, wie Herr Hübsch gethan hat. Jeder Maßstab für vorurtheilsfreie Beurtheilung ist ihm dadurch entzogen. Wie viel Wesentliches kann die Hand des Restaurateurs vernichten!

Endlich vermissen wir in dem Werk bis jetzt die Ordnung, die Herr Hübsch hoffentlich wenigstens in dem allgemeinen Theil des Textes nicht ebenso sehr vernachlässigt haben wird wie in diesem, wir meinen die Anordnung nach der Localität. Die ältere Archäologie gibt sich jetzt Mühe, die Localität der Kunstwerke zu bestimmen; Herr Hübsch reißt die an den Boden gefesselten Monumente der Neuzeit aus demselben heraus, um uns zu zeigen, daß die Kirchen Roms, Ravennas und Konstantinopels genau genommen ein und dasselbe sind. Ich denke, man wird nicht unvorsichtig genug sein, sich Sand in die Augen streuen zu lassen. Fast ist uns diese Verblendung an einem im Uebrigen gebildeten Schriftsteller wie Herr Hübsch unerklärlich. Nur das ewige Herumbewegen in einem eng abgegrenzten Kreise kann zu solcher Kurzsichtigkeit führen. Gewissenhafte Sorgfalt, ein zeitweiliges Vertiefen in einzelne Gegenstände, aber dabei ein freier weiter Umblick, das sind die Haupterfordernisse eines Forschers; letzterer geht Herrn Hübsch gänzlich ab.

In Einzelheiten können und wollen wir noch nicht eingehen, wenn es aber mit der Kritik im Uebrigen so bestellt ist, wie auf den ersten vier Seiten, so haben wir wenig zu erwarten. Da lesen wir die alte zur Genüge widerlegte Behauptung „die Katakombenkapellen, in denen sich die geängstigten Christen Nachts zum Gottesdienst versammelten." Auch die nicht geängstigten Christen liebten bekanntlich des Nachts sich zu versammeln und der Zweck der Verbergung der Gemeinde war nicht der der Katakomben; man ist nach Konstantin dort mehr zusammengekommen als vor ihm; das beweisen die Gemälde derselben. Ein Riegel hätte hingereicht, Tau-

sende zu vernichten, das warf schon Förster ein. Die Malereien der Kapellen nennt Herr Hübsch roher und flüchtiger als die pompejanischen und das soll ein Beweis sein, daß sie vorkonstantinisch sind. Zum Beweise der Pracht der vorkonstantinischen Bauwerke muß wiederum die Kirche zu Nicomedien herhalten. Ist es denn Herrn Hübsch wirklich unbekannt oder will er es nicht wissen, daß die Prätorianer dieses angebliche Prachtwerk nach Lactantius Bericht „binnen wenigen Stunden" („paucis horis") mit Beilen und anderen eisernen Instrumenten dem Erdboden gleich machten? Wir bewilligen Herrn Hübsch Pulver dazu und er soll dies Kunststück an der ärmlichsten Basilika Roms in der gegebenen Zeit nachmachen.

Die Kirche Sant. Agostino del crocifisso zu Spoleto wird deshalb für vorkonstantinisch erklärt „weil die drei Thürgestelle und die Einfassungen der drei Fenster in der Vorderfacade so feine Laubornamente zeigen, wie sie in den späteren christlichen Perioden kaum mehr vorkommen." Wie wäre es, wenn, wie in hundert anderen Fällen, alte Baustücke hier benutzt wären? Alles übersteigt die Naivetät, als Beispiel von den wenigen mit Sicherheit „der vorkonstantinischen Incunableperiode angehörigen Denkmalen" den ältesten Theil des Domes in Trier als Muster zu geben und nun frisch drauf los zu ergänzen.

Wir haben uns nie durch Tagesstimmen und eine glänzende Außenseite bestechen lassen; das ist der Grund, der uns bewogen hat, die schwachen Seiten dieses Werkes aufzudecken, dessen Fortgang wir herzlich wünschen. Sein Werth beruht auf dem, was neu darin publicirt ist; nur muß es sich nicht herausnehmen, grade die gediegensten Forschungen der Vergangenheit auf den Kopf zu stellen und Architektendünkel wissenschaftlicher Kritik entgegenzusetzen. W. W.

Literatur.

Im Verlag von G. Westermann in Braunschweig ist soeben das erste Heft einer Monatsschrift ausgegeben worden, welche unter dem Titel „Unsre Tage" die seit 1845 erschienenen „Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexiken" fortsetzen soll. Das Heft enthält einen Ueberblick über die französische Geschichte seit Wiederherstellung des Kaiserthums, Abhandlungen über die Alpen und ihre Pässe, über den Krieg und das öffentliche Leben, über Opiumcultur und Opiumverbrauch bei den Völkern des Orients (letzteres doch wol keine der wichtigsten Tagesfragen), über die Verfassungsverhältnisse in Oestreich (unsrer Meinung nach zu hoffnungsreich), endlich kleine Aufsätze über den indischen Rebellen Tantia Topi, über Weden, die jetzt von den Russen eroberte Burg Schamyls, über den kürzlich verstorbenen

englischen Maler Leslie und über Lesseps, den Mann des Suezkanalhumbugs. Wir wünschen dem Unternehmen guten Erfolg, der nicht ausbleiben wird, wenn die Redaction ihre Stoffe noch mehr als hier nach den Bedürfnissen „unsrer Tage" wählt. —

Von E. A. Roßmäßlers neubegründetem naturwissenschaftlichen Volksblatt „Aus der Heimath" liegen uns jetzt die ersten sieben Hefte vor, und wir können darnach das Unternehmen unsern Lesern bestens empfehlen. Roßmäßler verbindet mit gründlicher Kenntniß der Natur die Gabe anschaulich und anmuthig zu schreiben, und von einigen seiner Mitarbeiter, z. B. von B. Siegesmund, der über „Winterschläfer, Winterflüchtlinge und Winterhelden" unter den Thieren berichtet, so wie von Dr. A. E. Brehm, der unter dem Titel „die schwarze Familie" das Leben der Raben schildert, gilt dasselbe. Die beigegebenen Holzschnitte sind gut geschnitten und sehr sorgfältig gedruckt. —

Wir knüpfen hieran die Bemerkung, daß die früher von uns angezeigten periodischen Blätter: „Der Compaß. Archiv für das gesammte Gebiet der Volkswirthschaft. Herausgegeben von H. Glogau" und „Des Knaben Lust und Lehre". Herausgegeben von Dr. H. Masius uns in ihren weiteren Heften zugegangen sind. Beide Unternehmungen fahren fort, die Empfehlung zu verdienen, die wir ihnen zu Theil werden ließen. Ferner ist zu erwähnen, daß neben dem „deutschen Wörterbuch" der Gebrüder Grimm, von dem eine neue Lieferung (die zweite des dritten Bandes: Einöde bis Engführung) die Presse verlassen hat, zwei andere zu erscheinen begonnen haben. Das eine, von Chr. F. L. Wurm herausgegeben, nennt sich: „Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage" und erscheint in der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.; das andere, von Dr. Daniel Sanders zusammengestellt, kommt unter dem Titel „Wörterbuch der deutschen Sprache" bei O. Wigand in Leipzig heraus. Da von dem einen wie von dem andern erst einige Lieferungen erschienen sind, müssen wir uns für jetzt auf diese Anzeige beschränken. Eine ausführliche Besprechung wird erfolgen, sobald wenigstens einige Buchstaben vollendet sind. Bu.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im October 1859.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Trias.

Von der preußischen Grenze.

Das Problem der deutschen Einheit ist bis jetzt an der Existenz der beiden deutschen Großmächte gescheitert, die in den seltensten Fällen, und eigentlich nur dann übereinstimmten, wenn es galt, den revolutionären Geist einzudämmen. Das alte Sprichwort: tres faciunt collegium, hat einen handgreiflichen Sinn: unter Dreien ist eine Abstimmung möglich, unter Zweien nicht. Aber auch jene Abstimmung hat nur dann ein wirkliches Resultat, wenn die beiden Uebereinstimmenden die Mittel haben, den Dritten zu zwingen, oder wenn die Gleichheit der Lage und der Principien so groß ist, ihn zu einer freiwilligen Unterwerfung zu veranlassen. So war es eine Zeit lang mit der heiligen Allianz; Rußland war der dritte Mann der deutschen Trias: der deutsche Bundestag hatte nicht viel Anderes thun, als den Inspirationen dieses Collegiums zu folgen. Der letzte Act der heiligen Allianz war die Einverleibung Krakaus; bald darauf erfolgte die Revolution, und mit ihr das vorläufige Ausscheiden Rußlands aus dem Herrschercollegium Deutschlands.

Das vorläufige: denn das Bedürfniß eines Dritten stellte sich immer lebhafter heraus. Zuerst suchte man ihn im Reichsverweser, dem provisorischen Lehnsherrn über die beiden Großmächte; dann bot sich die Krone Baiern an; das Resultat war die Bildung einer östreichischen und einer preußischen Partei, die beide die collegialische Form der Herrschaft durch eine einheitliche zu ersetzen trachteten.

Der Bürgerkrieg stand vor der Thür, da trat Rußland wieder ein. Schon hatte es den „phaetonischen Flug“ der preußischen Politik im dänischen Kriege aufgehalten; schon hatte es durch Niederwerfung der Ungarn Oestreich wieder hergestellt; jetzt erklärte es sich im Collisionsfall für Oestreich; die Folgen waren Ollmütz, die Restauration in Schleswig-Holstein und Kurhessen, der Bruch Preußens mit der Revolution, der Bundestag. Preußen hatte aufgehört, der Führer einer progressiven Partei zu sein.

Aber Rußland ging nicht so weit, als Oestreich wollte. Oestreich hatte die beste Absicht, jetzt die Rolle Preußens zu spielen, den nationalen Einheits-

gedanken für sich auszubeuten, und successiv das Kaiserthum wieder herzustellen. Die Mittelstaaten, noch im Verdruß und Schreck über die preußischen Vergrößerungspläne, gingen eine ziemliche Strecke mit, aber Rußland blieb kalt, und da dieser Druck aufhörte, sammelte auch Preußen so viel Widerstandskraft, daß die dresdner Conferenzen als schätzbares Material zu den Acten gelegt und die alten Rechtsverhältnisse wieder hergestellt wurden.

Oestreich fand bald Gelegenheit zur Rache. Man hat seine Haltung im orientalischen Krieg einfach als Undankbarkeit bezeichnet; das ist übertrieben. Rußland hatte nicht ganz gethan, was man gewollt, und es schien sich jetzt die Gelegenheit zu ergeben, die Hegemonie über Deutschland, die man von Rußland nicht erlangt, im Kampf gegen Rußland mit Hilfe der Westmächte zu erobern. Es war ein kühner, ein großer Gedanke; aber seine Ausführung erforderte eine heroische Entschlossenheit, und Oestreich handelte so, als ob ihm Europa die Kaiserwürde als Geschenk höflich entgegentragen würde. Das geschah nicht, und das Resultat war, daß nach dem Frieden Oestreich mit sämmtlichen Großmächten verfeindet war, daß man ihm zuerst in der türkischen Grenze, dann in der italienischen Verlegenheiten bereitete. Hätte hier nicht Preußen, trotz seines gerechten Grolls, die Bundestreue bewahrt, so wäre eine europäische Coalition gegen Oestreich und damit vielleicht eine gänzliche Umgestaltung der Weltkarte möglich gewesen.

Verfolgen wir in dieser Periode die Politik der Mittelstaaten. Hannover und Sachsen waren im ersten Schreck 1849, da Oestreich noch hilflos schien, dem allgemeinen Trieb der Fürsten gefolgt, die in Preußen ihre Stütze suchten. Dann verbanden sie sich mit den beiden südlichen Königreichen zu Bregenz, und einer nach dem andern der Kleinstaaten schloß sich an. Damals war Oestreich der mächtige Herr, und die Parole: Wenn mein Kaiser befiehlt, ziehe ich ins Feld. — Der Dritte schien gefunden: die Coalition von Bregenz; Herr v. d. Pfordten gab dieser Ansicht in den dresdner Conferenzen Ausdruck, indem er nach dem Fürsten Schwarzenberg und Herrn v. Manteuffel als Ebenbürtiger eine Rede hielt. Wie wir gesehen, war die Auffassung nicht ganz correct: Rußland war der echte Dritte.

Die Mittelstaaten begriffen es bald, als Rußland ausgeschieden werden sollte, als es einen Augenblick schien, als ob Preußen mit Oestreich im Einverständniß sei. Der bamberger Bund war gegen Oestreich und Preußen zugleich, für Rußland; später schloß sich Preußen in der Hauptsache an.

Die Politik der Mittelstaaten schien nun genau vorgezeichnet, und der geistvollste Staatsmann derselben hat sich in mehren Noten mit vollkommener Offenheit darüber ausgesprochen: balanciren zwischen Oestreich und Preußen; diejenige Macht bekämpfen, die aggressiv auftritt, diejenige stützen, die das Alte erhält.

Eine vollständige Neutralität ist dabei freilich nicht zu denken; denn von Oestreich, dem völlig arrondirten Staat, droht keine unmittelbare Gefahr, während Preußen, dessen Gebiet auf das wunderlichste mit den alten deutschen Staaten verschlungen ist, schon durch seine Existenz dem Besitzstand seiner Nachbarn gefährlich ist. Die Coalition der Mittelstaaten wird sich daher in gewöhnlichen Zeiten stets an Oestreich anschließen. Die Blätter der Coalition haben es in neuester Zeit zuweilen so dargestellt, als sei das neue Regiment in Preußen seiner politischen Färbung wegen bedenklich, aber das war ein Vorwand; die Feindseligkeit gegen Preußen war, als Manteuffel und Westphalen an der Spitze standen, ebenso groß als jetzt: wenn in Preußen das Junkerthum herrscht, wird man in Bamberg gegen die Reaction declamiren, und bei einem liberalen Gouvernement wird man vor demokratischen Umtrieben warnen. Jede Regierung Preußens wird den bamberger Blättern verdächtig sein.

In dieser Coalition lag für Deutschland noch eine andere Gefahr. Die Zeiten des Rheinbunds sind noch unvergessen, und es gaben sich in den letzten Jahren einige sehr bedenkliche Symptome kund, als wolle man wieder auf eigne Hand Politik machen. Zur Ehre Deutschlands erwies sich beim Ausbruch der italienischen Krisis diese Besorgniß als grundlos, die Volksstimme — freilich aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt — rief laut zum Krieg gegen Frankreich, und die Regierungen der Mittelstaaten schlossen sich ohne Zögern dieser Bewegung an. Freilich hörte man damals im bamberger Lager einige sehr bedenkliche Stimmen: Preußen wurde bedroht, daß im Fall es sich nicht fügte, alle conservativen Mächte sich Oestreich und Frankreich anschließen würden; doch wol gegen Preußen.

Die Bundesverfassung wurde im Lauf dieser Krisis anders interpretirt als gewöhnlich. Bisher hatte man — factisch — angenommen, ein durchgreifender Beschluß der auswärtigen Politik könne nur gefaßt werden, wenn die beiden Großmächte einig wären. In Frankfurt wurde nun der Versuch gemacht, durch Majoritätsbeschluß Preußen in einen Krieg zu votiren, der außerhalb des Bundesgebiets lag. Die Verhandlungen über diese Ansicht, die eine wesentliche Umgestaltung des „Staatenbundes" in einen Bundesstaat zur Folge haben würde, sind durch den Frieden von Villafranca unterbrochen.

Was nun die Staatsmänner der Mittelstaaten unter Trias verstehn, ist klar. Die Regierungen der Mittelstaaten haben wenigstens ein gemeinsames Interesse, zu verhüten, daß weder Oestreich noch Preußen zu mächtig werde, und namentlich den Vergrößerungsplänen des letztern zu widerstehn. Auf Grund dieser gemeinsamen Interessen haben sie sich miteinander zu verbinden, und [illegible] ihre Streitkraft zusammengenommen der jeder einzelnen Großmacht

annäherungsweise gleich ist, durch ihr Gewicht in allen Streitfragen, wo Oestreich gegen Preußen steht, den Ausschlag zu geben.

Ob der Plan den Wünschen und Hoffnungen der deutschen Nation gerecht wird, ist eine andere Frage; ob er durchführbar ist für eine aggressive Politik, muß sich erst in der Probe zeigen: aber eine Träumerei ist er nicht, und wo es sich blos um Erhaltung der bestehenden Zustände handelt, hat er sogar in den meisten Fällen die sichere Aussicht auf Erfolg. — Jetzt wird aber ein ganz andrer Triasplan aufgestellt, der noch das Pikante hat, von einem demokratischen Schriftsteller auszugehn.

Fröbels Broschüre ist schon im vorigen Heft erwähnt; von ihr ist heute die Rede.

Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn jemand mit dem sanften Ton einer durch langes und besonnenes Nachdenken gewonnenen ruhigen Ueberzeugung, mit dem stillen Lächeln eines über alle Widersprüche erhabenen praktischen Verstandes Excentricitäten vorbringt, denen man kaum mit der Phantasie folgen kann; wenn er in kühlem Geschäftston Dinge als unumstößlich wahr erzählt, deren Unwahrheit jedem Kinde bekannt ist. So hat es Fröbel während seines ganzen schriftstellerischen Auftretens gemacht, und sein milder, humaner Ton hat manchen betroffen gemacht, den von seinen Parteigenossen schon der Instinct zurückhielt. Mit dem aufrichtigen Wunsch, die Realität der Dinge zu sehn, verbindet er die absolute Unfähigkeit, die Augen aufzumachen; und die anscheinende Nüchternheit seiner Betrachtung wird durch eine Combinationsgabe paralysirt, die sich nicht selten zur wildesten Träumerei steigert. Mit einer hohen weltmännischen Verachtung aller Doctrinäre verbindet er einen doctrinären Sinn, der aus einigen wenigen speculativen Abstractionen ein ganzes Gewebe politischer Vorstellungen herausspinnt.

Er gehörte bekanntlich 1848 zu den Führern der demokratischen Partei, von der er heute sagt, „sie sei mit sehr mäßigem Verstande ausgerüstet und könne kaum Ansprüche darauf machen, über das A B C der Politik hinauszureichen." Er spricht (S. 24) von den wohlbegründeten historischen Ansprüchen der deutschen Kleinstaaten; wie er über das Nationalitätsprincip denkt, ist schon gesagt. Er spricht entschieden gegen die Wiederaufnahme der Reichsverfassung von 1849, gegen die Wiedereinberufung eines deutschen Parlaments. Ebenso energisch spricht er gegen die Hoffnungen, die sich auf eine Revolution richten. „Auch der fanatischeste Revolutionär wird mir zugeben, daß eine Politik, die keine andere Basis als die einer solchen Hoffnung hat, weniger Aussicht auf Erfolg haben kann, als ein ökonomisches Unternehmen, welches sich auf einen gehofften Lotteriegewinn gründet . . . Neubildungen freilich werden auf den Umsturz des Alten folgen; aber sie werden muthmaßlich etwas ganz Anderes darstellen, als die Umsturzpolitiker sich gedacht haben . . . Die Revolution ist die große

Mittel der Russificirung Europas, und das Heil der deutschen Nation beruht in der Vermeidung derselben."

Der leitende politische Grundgedanke, von dem er ausgeht, ist die Gefahr, die Europa von einer Coalition Rußlands und Frankreichs droht. Gegen diese Gefahr gibt es nur zwei Schutzwehren: Oestreich und die katholische Kirche. (Den letztern Gedanken läßt er wieder fallen; vielleicht kommt er später darauf zurück.) Oestreich zu schützen ist die Pflicht nicht blos jedes deutschen Patrioten, sondern eines jeden, der sich für die europäische Civilisation interessirt. Napoleon der Dritte erscheint ihm als der genialste Mann des Jahrhunderts; er traut ihm sogar äußerst menschenfreundliche Zwecke zu; aber — „sind wir Deutschen so tief herabgekommen, daß, sei es auch in bester Absicht, nur über uns verfügt werden darf? und könnte nicht die Rettung für uns so schlimm ausfallen als die Gefahr selbst?" Deutschland mußte um jeden Preis den östreichischen Besitzstand in Italien erhalten; und hier vergißt er plötzlich, was er von der Lächerlichkeit des Nationalitätsprincips gesagt. „Die deutsche Nation hatte eine Satisfaction zu fordern. Wo ein deutscher Staat über außerdeutsches Gebiet herrscht, da herrscht die deutsche Nation (!! glückseliger Rudolstädter! glückseliger Sondershäuser!) über eine andere Nationalität, und diese Herrschaft ist Nationalangelegenheit. Es war eine Angelegenheit verletzter Nationalehre, gefährdeter Nationalmacht, bedrohter Nationalexistenz," u. s. w. — Er tadelt „die sonderbare und zugleich unpolitische Einmischung Preußens in das östreichische Regierungssystem" —: „erinnert dieser Bekehrungsversuch nicht an den frommen Eifer, welcher einen Kranken in der Stunde der Noth mit der Zumuthung eines Religionswechsels quält?" — Wir wissen von diesem Bekehrungsversuch Preußens gegen Oestreich gar nichts, aber diese Gleichgiltigkeit gegen das östreichische Regierungssystem ist charakteristisch für den ehemaligen Collegen R. Blums. „Wer die Unentbehrlichkeit Oestreichs nicht anerkennt, ist entweder nicht zum Politiker geeignet, oder er ist im russischen Interesse und gehört zu den Feinden Europas." Die Gegner Oestreichs seien bestochen: „Ich wiederhole hier nicht etwa allgemeine und unbestimmte Vermuthungen, sondern ich spreche mit dem vollen Bewußtsein dessen, was die Worte bedeuten, ein Urtheil aus, welches auf Thatsachen beruht." „Einem meiner Freunde, der in Deutschland eine Zeitschrift herausgibt, bot man eine Summe an, die man ein Vermögen nennen kann, wenn er in seinem Blatt das „Nationalitätsprincip" verfechten wolle." — Warum werden diese interessanten Umstände nicht genauer mitgetheilt?

Bis dahin kann man indeß, auch wenn man die Ansichten des Verfassers nicht ganz theilt, die Berechtigung derselben nicht in Abrede stellen. Oestreichs Existenz ist jedenfalls wünschenswerth — sie für nothwendig zu erklären, heißt dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen — und der wünschenswertheste

Ausgang der deutschen Krisis — der wünschenswertheste und unwahrscheinlichste — eine Einigung zwischen Oestreich und Preußen. — Nun folgt aber die abenteuerliche Seite der Schrift, die Lösung der deutschen Frage, wie sie Fröbel sich denkt.

Fröbel ist nicht großdeutsch. „Die Vereinigung Deutschlands unter östreichischem Scepter — ein Gedanke, zu dem die Absicht gar nicht in Oestreichs Charakter liegt — ist eine Unmöglichkeit. Vorher müßte Preußen vernichtet, der Geist Norddeutschlands erdrückt, Rußland bis zur Ohnmacht gelähmt — kurz die übrige politische Welt auf die eine oder die andere Weise zur Unthätigkeit gezwungen sein."

Als „Realpolitiker" — denn so nennt sich heute jeder Doctrinär — prüft er zunächst das wirklich Bestehende. Der Unterschied von Nord- und Süddeutschland will nichts sagen: „ungleich bedeutungsvoller ist es, daß wir Oestreicher, Preußen und deutsche Kleinstaatler sind, und daß der, welchen das letzte trifft, sich dessen nicht zu schämen hat." Also das stolze Bewußtsein, einem Kleinstaat anzugehören, soll zwischen dem Oldenburger, Mecklenburger, Badenser und Baier eine engere Verwandtschaft hervorbringen, als der in der Sprache wie im Leben hervortretende Gegensatz zwischen Süd und Nord! „Die strategische Aufstellung unsrer geistigen Kräfte ist ein Dreieck, dessen Spitzen nicht nur auf die Hauptverhältnisse der europäischen Politik deuten (nach welcher Seite der Politik mag wol die Spitze der Staatengruppe Mecklenburg-Anhalt-Schwarzburg-Hessen-Sachsen-Baiern-Baden gerichtet sein?), sondern auch die großen Charakterzüge im deutschen Volksgeist bezeichnen." „Wir nehmen die Mittel- und Kleinstaaten als eine Gruppe, die den beiden großen gegenüber ein gemeinsames Interesse hat (die Bewohner dieser Länder? oder die Fürsten?), und im Gegensatz gegen bureaukratisch zugestutzte Einförmigkeit und centralisirten Staatsmechanismus das politische Leben nach der Seite des Volkes hin repräsentiren."

Dies ist wieder ein Punkt, in dem sich die Fröbelsche Beobachtungsgabe herrlich offenbart. Daß er sich im wirklichen Leben umsieht, und z. B. die bairischen oder rudolstädter Beamten mit den preußischen vergleicht, das wäre von einem Träumer zu viel verlangt; er durfte aber nur die „Fliegenden Blätter" aufschlagen, um sich über die Existenz von mittelstaatlichen „Staatshämorrhoidariern" zu unterrichten. Was aber die Kleinstaaten betrifft, so dürfte die Zahl der Bureaukraten die eines preußischen Kreises um das Dreifache übersteigen. Je kleiner der Staat, desto zahlreicher und unfähiger die Bureaukratie; desto eingeschränkter und dürftiger das wirkliche Leben des Volks, da der Hof alle Kräfte an sich zieht. Bierstuben, in denen man kannegießert, mögen in Kleinstaaten zahlreicher sein; ein wirklich „politisches Leben des Volks" findet in ihnen nicht statt. Auch wo constitutionelle Einrichtungen stattfinden, bringen

sie es doch nur zur Kirchthumspolitik. Danach ermißt sich der Werth der folgenden Bemerkung: „Weit entfernt, daß es wünschenswerth wäre, den bureaukratischen Centralismus des preußischen Systems über das übrige Deutschland auszubreiten, wird es vielmehr die Aufgabe der kleinern deutschen Staaten werden müssen, durch ihren Geist decentralisirend und örtliche Selbstregierung befördernd (örtliche Selbstregierung in Flachsenfingen!!), auf Preußen einzuwirken."

Aber die Aufgabe dieser Gruppe geht noch weiter. „Einzeln den beiden deutschen Großstaaten gegenübergestellt, machen die Mittel- und Kleinstaaten jede zweckmäßige Organisation des Ganzen unmöglich." „Für sie muß also eine andere Sicherung des Bestandes und der Unabhängigkeit gefunden werden, als die in der jetzigen Bundesverfassung enthalten, eine Sicherung, durch die sie in das richtige Verhältniß nicht nur des Rechtes, sondern auch der Macht mit den beiden deutschen Großstaaten treten. Dieser Zweck wird erreicht, wenn die deutschen Mittel- und Kleinstaaten (sammt und sonders) unter sich zu einem engern Bunde zusammentreten, der sich nach eignem Interesse und Gutdünken zur dritten deutschen Macht organisirt, und als solche mit Oestreich und Preußen ebenbürtig zu einer deutschen Dreiherrschaft zusammentritt. An diese dritte deutsche Macht dürfte von Seiten der beiden andern keine die innere Organisation beschränkende Anforderung gestellt werden, außer daß sie sich, in welcher Form es auch sei (vielleicht wieder ein Kleinkaiserthum?) eine die Einheit und Kraft der Action nach außen zulassende Bundesgewalt schaffen, die im Stande sei, den Souveränen von Oestreich und Preußen würdig an die Seite zu treten. Von abgesondertem Heerwesen und abgesondertem diplomatischem Verkehr der einzelnen Staaten im engern Bunde der kleinen dürfte nicht die Rede sein, aber der deutsche Kleinstaatenbund würde dadurch als Ganzes eine politische Stellung gewinnen, deren Ehre und Macht auf jedes, auch das kleinste seiner Glieder (Waldeck und Lippe-Detmold) zurückfiele." „Dem diplomatischen Verkehr — und dies wäre eine Lebensfrage — müßte eine Organisation gegeben werden, die eine gleiche und gemeinsame Betheiligung der drei Glieder der deutschen Dreiherrschaft bedingt und sicherte."

Zunächst fällt auf, daß die Schwierigkeiten, diesen engsten Bundesstaat zu gründen, nicht kleiner sein dürften als diejenigen, die der preußischen Union im Wege stehn. Vor allen Dingen wäre doch wol freiwillige Einstimmung der Betheiligten nöthig. Ob nun aber die vier Mittelstaaten sich dazu verstehn werden, einem unter ihnen oder einer andern durch Volksvertretung controlirten Centralgewalt ihre Armeen und ihre Diplomaten abzutreten? Wir meinen, das Fröbelsche Project wird niemand so lächerlich vorkommen, als den Regierungen der Mittelstaaten selbst, auch wenn sie es, um anderweitigen

Projecten ein Paroli zu bringen, in ihrer Presse protegiren sollten. Den Kleinstaaten wird vollends schwer deutlich zu machen sein, daß die Ehre und Macht des dritten deutschen Staats auf ihre Häupter zurückfällt. Preußen kann eine solche Conföderation nicht dulden, weil seinem an sich schon zerstückelten Gebiet dadurch der Lebensnerv abgeschnitten würde; es könnte eher ein östreichisch-deutsches Kaiserthum dulden. Oestreich wäre es fast ebenso nachtheilig als eine preußische Union. Rußland und Frankreich würden eine confédération rhénane allerdings gern sehen, und darin liegt der Kern der ganzen Sache: die Bildung eines solchen Bundes wäre der erste entscheidende Schritt zur Herrschaft des Auslandes.

Und nun denke man sich diesen dritten Staat wirklich gegründet, und — schlage die Landkarte auf! Mecklenburg! Anhalt! Baiern! Baden! Hannover! — Die Lächerlichkeit springt in die Augen.

Dieses ganze Nebelbild hätte eine eingehende Besprechung nicht verdient, wenn es nicht dazu beitrüge, die öffentliche Meinung weiter zu verwirren, durch abenteuerliche Einfälle den natürlichen Lauf der Entwickelung zu beeinträchtigen. Für jetzt sind wir der Meinung, daß weder ein Groß- noch ein Kleindeutschland zu Stande kommt; es wird vorläufig beim Alten bleiben, oder das Bedürfniß des Volks muß mehr und mehr ein bestimmtes Ziel suchen. Man tadelt Preußen seiner abwartenden Haltung wegen: sie ist aber die allein richtige. Je erwerbslüsterner sich Preußen zeigt, desto größeres Mißtrauen wird ihm entgegenkommen: befestigt es dagegen seine innern Institutionen, so daß man es als ein Glück empfindet ein Preuße zu sein; bewahrt es seine Unabhängigkeit von Oestreich, dessen Einfluß dreißig böse Jahre hindurch seine Kräfte paralysirt hat; und tritt es bei allen nationalen Angelegenheiten mit Offenheit hervor, so wird die reife Frucht ihm in den Schooß fallen, nach der es jetzt vergebens die Hände ausstrecken würde. „Moralische Eroberungen in Deutschland machen.“ Das drückt den Kern der Sache aus; moralische Eroberungen macht man nur dadurch, daß man das Gefühl erregt, es sei eine Ehre und ein Glück, der schwarzweißen Fahne zu folgen.

† †

Militärische Tagesfragen.

4. Die Bundeskriegsverfassung.

Da die deutsche Bundeskriegsverfassung infolge der preußischen Note vom 6. Juli dieses Jahres oft besprochen worden, gleichwol aber, wie wir uns überzeugt haben, selbst von denen, welche über sie reden, wenig gekannt ist, so werden die Leser dieser Blätter es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir sie mit diesem wichtigen Gesetz in seinen Grundzügen bekannt machen. Es werden sich daran gewissermaßen unwillkürlich die Fragen knüpfen, inwiefern die Bundeskriegsverfassung praktisch ausführbar oder nicht ausführbar sei und ob die Unausführbarkeit in ihr selbst oder vielmehr außer ihr liege, endlich wie dann, wenn eine neue zu schaffen wäre, diese etwa eingerichtet sein müßte, damit ihre Vorschriften für praktisch ausführbar gelten könnten.

Die Grundzüge der deutschen Bundeskriegsverfassung stellt das „organische Gesetz" vom 9. April 1821 in 24 Artikeln auf; „nähere Bestimmungen" in zehn Abschnitten, so wie besondere Beschlüsse über die Bundesfestungen regeln die Einzelheiten. Wir thun bei unserm Vorhaben am besten, den Artikeln des organischen Gesetzes Schritt für Schritt nachzugehn, jedem derselben eine kurze Uebersicht der auf ihn bezüglichen nähern Bestimmungen folgen zu lassen und dann unsere Bemerkungen beizufügen.

„1. Das Bundesheer ist aus den Contingenten aller Bundesstaaten zusammengesetzt, welche nach der jedesmaligen Bundesmatrikel gestellt werden."

Nach der Bundesmatrikel von 1842, welche, so viel uns bekannt, noch jetzt, oder besser gesagt, jetzt wieder giltig ist, stellt jeder Bundesstaat ein einfaches Contingent mit einem Procent der Bevölkerung, was nach den damals angenommenen Bevölkerungszahlen ein Gesammtheer von 238,776 Mann gibt dann eine Reserve mit $\frac{1}{6}$ Procent zehn Wochen nach der Mobilmachung oder einem bezüglichen Bundesbeschluß, endlich einen Ersatz mit $\frac{1}{6}$ Procent. Daß diese Heeresmacht für einen so großen politischen Körper wie der deutsche Bund ganz unzureichend wäre, wofern derselbe mit den seiner Größe entsprechenden Ansprüchen, d. h. als europäische Großmacht auftreten wollte, leuchtet sofort ein. Doch der Bund als solcher übt das Recht der Kriegserklärung nur zu Vertheidigungszwecken. Das heißt nichts Anderes, als daß er sich des Anspruches auf die Großmachtstellung begeben hat. Und dabei schließt er zwei europäische Großmächte lose in seinen Verband ein, welche als solche für allgemeine europäische Interessen, für ihren eignen Vortheil, um ihren Einfluß oder Besitz zu mehren, nicht blos um sich zu wehren, Krieg führen können, welche demgemäß jede einzeln viel bedeutendere Heereskräfte

halten, als der Bund von ihnen fordert, ja bedeutendere als die ganze normirte Bundesstreitmacht zusammengenommen. Nach den Ursachen der numerischen Schwäche des Bundesheeres braucht man nicht lange zu suchen. Sie liegen 1) darin, daß der deutsche Bund ein sehr loser Verein ist, dessen einzelne Glieder weit auseinandergehende Interessen haben dürfen, keine politische Einheit; kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund; 2) darin, daß er sich, was hiermit nahe zusammenhängt, gegenüber dem Ausland eine seiner Größe und materiellen Kraft durchaus unwürdige Stellung vorgeschrieben hat oder hat vorschreiben lassen. Wie wenig würdig diese Stellung ist, darüber ist erst neuerdings wol jeder Deutsche belehrt worden, dem die bekannten Noten Gortschakoffs Walewskis und Russells über das, was dem Bunde zu thun erlaubt sei, noch die Röthe der Scham und des Zornes ins Gesicht zu treiben vermochten. An der Schwäche des deutschen Bundesheeres trägt nicht die Kriegsverfassung, sondern die politische Verfassung des Bundes die Schuld — dieser Satz wird uns immer wieder begegnen. Als 1848 daran gedacht ward, Deutschland eine politische Verfassung zu geben, vermöge deren es eine seiner materiellen und geistigen Kraft würdige Stellung unter den Ländern Europas einnehmen könnte, war eine der ersten Forderungen, welche man aufstellte, die nach einer Verstärkung des Bundesheeres. Die Stärke des einfachen Contingents ward auf 1½, die der Reserve auf ½ Procent der Bevölkerung erhöht und das Bundesheer kam dadurch bei der Art, wie man damals zählte, auf 840,000 Mann. Die eintretende Reaction erstickte das Kind im Mutterleibe. Sobald der deutsche Bund zu einer wirklichen politischen Einheit würde, müßte auch für sein Heer der Grundsatz aufgestellt werden, daß es aus allen Streitkräften der Einzelstaaten zu bestehn habe. Naturgemäß dürfte dann auch kein einzelner Staat im Bunde das Recht der Kriegserklärung haben, sondern nur der Bund.

„2. Das Verhältniß der Waffengattungen wird nach den Grundsätzen der neuern Kriegführung festgesetzt."

Nach dem zweiten Abschnitt der nähern Bestimmungen soll $^1/_7$ des Contingents aus Reiterei bestehen; auf je 1000 Mann sollen zwei Geschütze ins Feld gestellt, eins im Depot gehalten werden; auf jedes Geschütz werden 36 Mann gerechnet. Ein Belagerungspark von 200 Stücken wird außerdem aufgebracht. Die Feldpionniere sollen $^1/_{100}$ des Heeres ausmachen; Sappeure und Mineure für den Festungskrieg geben Oestreich und Preußen. Jeder dieser Staaten stellt außerdem einen Brückentrain für große Ströme, jedes der nicht Preußen oder Oestreich angehörigen Armeecorps einen Brückentrain für 400 Fuß Flußbreite. Mindestens der zwanzigste Theil der Infanterie soll aus Scharfschützen bestehen. Diese Bestimmungen konnten selbstverständlich nicht ausnahmslos durchgeführt werden. Wenn z. B. ein Staat ein Contingent von 200 Mann stellt, wäre es unvernünftig, dabei nun 30 Reiter und ein

halbes Geschütz von ihm verlangen zu wollen. Außerdem kann man mehre dieser Bestimmungen heutzutage als veraltet betrachten. Aber die Aenderung ist ohne alle Schwierigkeit und die Bundeskriegsverfassung stipulirt sogar selbst von Zeit zu Zeit Aenderungen des Waffenverhältnisses, indem sie dasselbe nach den Grundsätzen der neuern Kriegsführung geregelt wissen will.

„3. Zur Bereithaltung für den Fall des Krieges wird das Bundesheer schon im Frieden gebildet und dessen Stärke, so wie die innere Eintheilung durch besondere Bundesbeschlüsse bestimmt."

Nach den „nähern Bestimmungen" soll das einfache Contingent so marsch- und schlagfertig erhalten werden, daß es vier Wochen nach erfolgter Aufforderung zur Verfügung des Oberfeldherrn stehen kann. Im Einzelnen wird festgesetzt, daß der volle Stand an Offizieren für das Contingent auch im Frieden stets präsent (im Dienst) gehalten werden soll; dasselbe gilt für ²/₃ des Kriegsfußes der Unteroffiziere und Spielleute und für ¹/₆ der bereits eingeübten Soldaten der Infanterie, also ohne Rücksicht auf die für die Ausbildung erst eingestellten und in dieser begriffenen Rekruten. Bei der Cavalerie sind Offiziere, Unteroffiziere und Trompeter auf vollem Stande, von der Mannschaft ⁵/₆ im Frieden präsent zu halten. Aehnliche Bestimmungen gelten für Artillerie und Genie in Hinsicht auf die Mannschaft, dann für die Pferde und das Kriegsmaterial. Die ununterbrochene erste Präsenz der Rekruten behufs ihrer Ausbildung ist auf ein halbes Jahr festgestellt, worauf zeitweise Beurlaubung eintreten kann. Die ganze Präsenzzeit für den Soldaten, also einschließlich der Einberufung zu Wiederholungsübungen soll nicht weniger als ein und ein halbes bis zwei Jahr betragen. In voller Stärke mit Einberufung aller Beurlaubten sollen die Contingente mindestens vier Wochen jährlich geübt werden. Zu größern Manövern sollen die Contingente der kleinern Staaten jährlich mindestens divisionsweise zusammengezogen werden. Von Zeit zu Zeit sollen auch Uebungen dieser Contingente in ganzen Armeecorps stattfinden, wie dies beim achten und zehnten Bundescorps wirklich schon zu mehren Malen der Fall gewesen ist. Ueber diese Vorschriften können wir uns der Anmerkungen enthalten, da im Wesentlichen nur Dinge zu sagen wären, die wir bereits im zweiten und dritten Artikel der „militärischen Tagesfragen" berührt haben.

„4. Das Bundesheer besteht aus vollständig gebildeten, theils ungemischten, theils zusammengesetzten Armeecorps, welche ihre Unterabtheilungen von Divisionen, Brigaden u. s. w. haben."

In Anwendung dieser Artikel ist das Bundesheer zunächst in zehn Armeecorps und eine Reserveinfanteriedivision eingetheilt. Das erste, zweite und dritte Armeecorps stellt Oestreich mit 94,822, das vierte, fünfte und sechste stellt Preußen mit 79,484, das siebente Baiern mit 35,600 Combattanten.

Dies sind die sogenannten ungemischten Corps, die übrigen drei sind gemischte oder zusammengesetzte. Das achte Corps wird von Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt gestellt und zählt 30,150 M.; das neunte, 21,718 M., wird von Sachsen, Hessen-Kassel, Nassau und Luxemburg-Limburg gegeben; das zehnte, 28,067 M., von Hannover, Braunschweig, Holstein-Lauenburg, den beiden Mecklenburg, Oldenburg, Lübeck, Bremen und Hamburg. Die Contingente aller bisher nicht erwähnten kleinen Staaten bilden die zur Besatzung der Bundesfestungen bestimmte, in dreizehn Bataillone formirte und 11,106 Combattanten zählende Reserveinfanteriedivision. Für die Untereintheilung der Armeecorps gilt, daß ein jedes derselben mindestens zwei Divisionen, eine Division mindestens zwei Brigaden, eine Brigade zwei Regimenter gleicher Waffe, ein Cavalerieregiment vier Escadrons, ein Infanterieregiment zwei Bataillone, ein Bataillon „in der Regel" nicht unter 800 M., eine Escadron durchschnittlich 150 M. und eine Batterie sechs oder acht Geschütze haben soll. Bei jedem Armeecorps soll auf die Bildung einer starken Cavalerie und Artilleriereserve Bedacht genommen werden. Obgleich die Bundeskriegsverfassung nur sagt, daß jedes Armeecorps mindestens zwei Divisionen, jede Division mindestens zwei Brigaden haben solle, ist doch in der Anwendung diese unzweckmäßige Zweitheilung die Regel, von welcher nur wenige Ausnahmen bestehen. Eine Aenderung dergestalt, daß jedes Armeecorps in vier bis fünf nächste Unterabtheilungen zerfiele, welche man dann entweder Brigaden oder Divisionen nennen möchte und welche nicht wieder in Brigaden einzutheilen wären, würde sehr wünschenswerth sein.

„5. Kein Bundesstaat, dessen Contingent ein oder mehre Armeecorps für sich allein bildet, darf Contingente andrer Bundesstaaten mit den seinigen in eine Abtheilung vereinigen."

Dieser Regel ist denn auch, wie schon aus dem Vorigen sich ergibt, getreulich nachgelebt worden. Eine der auffälligsten Erscheinungen an dem Bundesheer ist dessen Buntscheckigkeit in Bezug auf Ausrüstung, Bewaffnung, Uniformirung, Reglements, Commandoworte u. s. w. Allerdings wird gesagt, das schade ja nicht so viel, man solle nur an die bunte Napoleonische Armee von 1812 denken u. s. w. Indessen hat doch noch kein Mensch behauptet, daß diese Buntscheckigkeit ein großer Vortheil sei; im Gegentheil weist selbst die Bundeskriegsverfassung darauf hin, daß wenigstens in den einzelnen Armeecorps möglichste Gleichförmigkeit erzielt werden solle. Und mochte die Napoleonische Armee, bestehend aus einem Kern des herrschenden Volks und an dessen Triumphwagen mitgeschleppten oder auch vor ihn gespannten Sklaven, so buntscheckig sein, wie sie wollte — paßt dies für eine Vereinigung brüderlich zusammengehöriger Völkerschaften? Wir sagen aber ferner: diese Buntscheckigkeit ist das äußere Anzeichen, ist die Ausprägung vieler einzelner inner-

lich vollständig unberechtigter Souveränetätsgelüste, die der Imperator Napoleon allerdings niederzuhalten wußte, und nur so weit duldete, als sie sich in den Grenzen unschädlicher Spielerei bewegten, denen aber die politische Verfassung des deutschen Bundes einen großen Spielraum gewährt, sich auf störende Weise geltend zu machen. Artikel 5. des organischen Gesetzes ist der Vertreter dieser politischen Souveränetätsgelüste in der Kriegsverfassung des deutschen Bundes; er ist zugleich ein Zeuge der Eifersucht der großen und mittleren Bundesglieder untereinander, der Besorgniß, daß eins von ihnen auf Kosten des andern sich stärken könne. Ein mildes Mittel, zu der von uns für äußerst vortheilhaft gehaltenen Gleichförmigkeit im Bundesheerwesen zu gelangen, wäre es grade, wenn die Contingente der kleinen Staaten, die nicht einmal Armeedivisionen, geschweige denn Armeecorps bilden können, in die Armeecorps der großen Staaten hineingesteckt würden. Wenn Preußens Militärconventionen von 1849 dies anstrebten, so widersprachen sie allerdings dem Artikel 5. des organischen Gesetzes und wurden auch vom Standpunkt desselben aus und auf Grund desselben von der immer wachen Rivalität der übrigen Staaten angegriffen. Aehnliche Bestrebungen, nicht blos auf militärischem, auch auf dem im allgemeinern Verstand politischen Gebiet, werden immer auftauchen müssen, so lange nicht ein Gedanke die deutsche Nation ergreift und sie auf einen Schlag über kleinliche Hindernisse hinwegbringt, die sie sich selbst geschaffen hat. Hören wir Herrn von Schleinitz in der Circularnote vom 6. Juli dieses Jahres. Er findet darin: „namentlich in den frühern Besprechungen mit dem östreichischen Cabinet habe sich die Ueberzeugung nur fester stellen können, daß eine militärische Action Deutschlands sich immer am besten unter die militärisch am festesten organisirten Mächte des Bundes vertheilen und an dieselben anlehnen würde, so daß die südlichen Staaten ihre Streitkräfte unter Oestreichs, die nördlichen unter Preußens Führung stellten und auf beiden Kriegstheatern im Einzelnen selbstständig, aber unter gemeinsamer Verständigung operirten.“ Wir können gegen diese Ueberzeugung um so weniger etwas einwenden, als sie auch die unsere ist, — nämlich so lange es nur einen deutschen Bund gibt und die deutsche Nation noch kein Wort gesprochen und kein Wort mitzusprechen hat — um so weniger, als wir unter Voraussetzung dieser allerdings nicht erfreulichen Umstände diese Ansicht schon vor sechs Jahren *) des Weitern entwickelt haben.

Der schweizerische Bund besteht bekanntlich aus einer Anzahl souveräner Staaten (Cantone genannt), welche nicht weit hinter der Anzahl der deutschen Bundesstaaten zurückbleibt, aber er hat ein einheitliches Bundesheer. In dieser Beziehung, wie in einigen andern, ebenso nothwendigen, sind die souveränen Cantone „mediatisirt“. „Ja,“ sagt man, „solche republi-

*) Der Krieg von 1805 in Deutschland und Italien. Frauenfeld 1853. S. 422.

kanische und demokratische Cantonsregierungen kann man schon mediatisiren, aber souveräne Fürsten?“ Wir antworten: könnte etwa Sachsen an Rußland, Liechtenstein, oder was in diesem Zusammenhang dasselbe ist, Baiern an Frankreich den Krieg erklären?

„6. Bei den zusammengesetzten Armeecorps und Divisionen werden sich die Bundesstaaten, welche es betrifft, über die Bildung der erforderlichen Abtheilungen und deren vollständige Organisation untereinander vereinigen. Wenn dies nicht geschieht, wird die Bundesversammlung entscheiden.“

Der Forderung dieses Artikels ist durch die sogenannten Corpsacten, Uebereinkünfte zwischen den Staaten, welche ihre Contingente zu einem und demselben zusammengesetzten Armeecorps stellen, allerdings entsprochen worden; aber unzweifelhaft wäre es im Interesse gleichförmiger Organisation besser gewesen, wenn der Bund diese selbst festgestellt hätte, nur unter dem Vorbehalt von Reclamationen der betreffenden Staaten, deren Berechtigung er dann zu begutachten gehabt hätte.

„7. Bei der Organisation der Kriegsmacht des Bundes ist auf die aus besonderen Verhältnissen der einzelnen Staaten hervorgehenden Interessen derselben in so weit Rücksicht zu nehmen, als es mit den allgemeinen Zwecken vereinbar anerkannt wird.“

Dieser Artikel erscheint allerdings höchst unschuldig und billig; z. B. wenn man ihn dahin versteht, daß ein Staat, der eine wohlorganisirte Landwehr hat, diese zum Contingent stellen darf, daß von kleinen Contingenten die Stellung vou Cavalerie und Artillerie nicht verlangt wird, daß die Contingente von solchen Staaten zu größeren Truppenkörpern zusammengelegt werden, welche einander benachbart sind (was beim neunten Armeecorps bekanntlich nicht der Fall ist), und was dergleichen Dinge mehr sind. Aber man sieht leicht ein, daß sich am Ende jedes beliebige Gelüst irgend eines Potentaten betreffs Uniformirung und Zustutzung seiner Duodezarmee bis auf den Ludwigsschnitt oder Wilhelmsschnitt der Backen- und Schnauzbärte hinab auf Rechnung dieses Artikels nehmen läßt, daß es endlich nach ihm ganz in der Ordnung befunden werden kann, wenn Dänemark holsteinische Bataillone unter dänische Offiziere und dänisches Commando stellt und nach Kopenhagen in Garnison legt oder wenn Oestreich Kroaten und Italiener als Besatzungen in die Bundesfestungen schickt.

„8. Nach der grundgesetzlichen Gleichheit der Rechte und Pflichten soll selbst der Schein von Suprematie eines Bundesstaates über den andern vermieden werden.“

Artikel 8. und Artikel 5. fordern ziemlich die gleichen Betrachtungen heraus. Artikel 8. gehört nicht in die Kriegsverfassung, sondern in die politische Verfassung des Bundes. Er würde, wenn man die Stelle nicht wüßte, auf

welche der Ton zu legen ist, als ungeheurer Unsinn erscheinen. Denn es ist natürlich gar nicht möglich, daß Waldeck oder Liechtenstein dieselben Pflichten haben können, wie Oestreich oder Preußen. Der Kern der Sache ist der, daß die Fürsten von Waldeck oder Liechtenstein dieselben Rechte im Bunde haben sollen, wie die Regenten von Oestreich oder Preußen.

„9. In jedem Bundesstaat muß das Contingent immer in einem solchen Stande erhalten werden, daß es in kürzester Zeit nach der von dem Bunde erfolgten Aufforderung marsch- und schlagfertig und in allen seinen Theilen vollständig gerüstet ausrücken kann."

Vgl. hierzu die Bemerkungen zu Artikel 3.

„10. Die Stärke und Zusammenziehung des aufzustellenden Kriegsheeres werden (in jedem einzelnen Fall) durch besondere Bundesbeschlüsse bestimmt."

Durch einen Bundesbeschluß wird also in jedem Aufgebotsfall festgesetzt, ob das ganze einfache Contingent oder ob nur einzelne verhältnißmäßige Theile desselben aufzustellen sind und an welchen Punkten die Armeecorps oder die entsprechenden größeren Abtheilungen sich zu concentriren haben.

Der fünfte Abschnitt der näheren Bestimmungen: „Mobilmachung des Bundesheeres" enthält einige allgemeine Vorschriften über die mitzuführende Munition, das ärztliche Personal, das Material für den Gesundheitsdienst, die Bäckereien, die Transportmittel und die Rangverhältnisse der Offiziere verschiedener Contingente, die in demselben Corps vereinigt sind, Vorschriften, die wir hier nur summarisch anführen, weil sie einerseits manches zu wünschen übriglassen, weil aber andererseits, so lange die volle Souveränetät der deutschen Landesfürsten besteht, etwas Genaueres darüber kaum zu bestimmen wäre und weil wir drittens überzeugt sind, daß bei einer andern politischen Construction des Bundes die Feststellung verbesserter Vorschriften in diesen Beziehungen keine Schwierigkeit haben würde. Nur einer Vorschrift wollen wir bei dieser Gelegenheit, da sie sich in dem Abschnitt V. der nähern Bestimmungen befindet, ausdrücklich erwähnen. Sie ist im §. 36. enthalten und heißt wörtlich: „Wenn das Bundesheer ausrückt, wird von dem Oberfeldherrn für alle Contingente ein gemeinschaftliches Erkennungszeichen vorgeschrieben. Jeder Winkelstaat in Europa hat seine festen Farben, an denen seine Bürger sich erkennen, das große Deutschland, — der deutsche Bund mit seinen vierzig Millionen — hat nichts der Art. Ist das nicht bezeichnend? Ist §. 36 der nähern Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung nicht ein Paragraph, der alles aufwiegt, was wir bisher im Einzelnen schon gesagt haben oder noch sagen müssen?

Wird vielleicht der Oberfeldherr der Soldaten des deutschen Bundes grüne Zweiglein auf ihre sehr verschiedenartigen Kopfbedeckungen beordern? Oder wählt er schwarzgelbe oder schwarzweiße Cocarden und Bänder? Schwerlich!

Schwarzrothgold? Es würde ihn vor ein Kriegsgericht bringen, den Demagogen. Oder beliebt er Bändli in allen Farben des Regenbogens, damit kein souveräner Einzelstaat sich verletzt fühlen könne? oder graue Bändli, was ungefähr auf dasselbe hinauskäme?

„11. Die Anstalten müssen so getroffen sein, daß das Bundesheer vollzählig erhalten und im Fall der Nothwendigkeit verstärkt werden könne. Zu diesem Ende soll eine besondere Reserve bestehen."

Zur Deckung des eigentlichen Abgangs dient der Ersatz, welcher, wie wir bei Artikel 1. gesehn, in der Stärke von $^1/_6$ Procent sogleich nach dem Ausrücken des Heeres (einfachen Contingents) aufgestellt wird und in dieser Stärke beständig vollzählig erhalten werden soll. Sechs Wochen nach dem Ausrücken des Heeres wird ihm die Hälfte des Ersatzes (also $^1/_{12}$ Procent der Bevölkerung) zur Ergänzung nachgesendet und dafür ein neues $^1/_{12}$ Procent im Lande aufgestellt. Dann folgt immer von zwei zu zwei Monaten eine neue Hälfte des Ersatzes dem Heere nach. Doch soll der in einem Jahre aufgestellte (oder nachgesendete) Ersatz nicht $^1/_2$ Procent der Bevölkerung übersteigen, damit wenn einzelne Contingente außergewöhnliche Verluste erlitten haben, deren Staaten nicht außer Verhältniß angestrengt werden. Als Abgang beim Heere (welcher ersetzt werden muß), werden betrachtet alle Todte, Gefangene, Deserteure sofort, alle Vermißten nach einem Zeitraum von vier Wochen, alle im Spital befindlichen Kranken und Verwundeten, welche nach drei Monaten für nicht tauglich zum Felddienst erklärt werden. Die übrigen Verwundeten und Kranken — (deren möglicherweise eine sehr große Zahl sein kann) sollen nicht zum Abgang gerechnet werden; wenn sie aber den zehnten Theil eines Contingents übersteigen, sollen sie dennoch von ihrem Staate bis zu dem oben bezeichneten Maximum hinauf ersetzt werden, um eine zu große Schwächung des Heeres zu vermeiden. Die Reserve, für welche wenigstens die Cadres auch im Frieden vollständig unterhalten werden sollen, dient zu außerordentlichen Verstärkungen des Bundesheeres und rückt auf einen Bundesbeschluß hin aus. Die Einrichtungen müssen so getroffen sein, daß dies Ausrücken zehn Wochen nach dem betreffenden Bundesbeschluß stattfinden kann. Wir müssen noch bemerken, daß in den Erläuterungen und Ergänzungen zu der Bundeskriegsverfassung vom 24. Januar 1841 von der Bundesversammlung die Erwartung ausgesprochen ist, diejenigen Staaten, welche die Besatzungen der Bundesfestungen stellen, würden dieselben nicht in ihre Contingente einrechnen, sondern besonders liefern, damit die im freien Felde operirende Armee nicht zu sehr geschwächt werde.

Wir fassen nun diejenigen Artikel des organischen Gesetzes zusammen, welche von dem Oberfeldherrn handeln, nämlich:

„12. Das aufgestellte Kriegsheer des Bundes ist ein Heer und wird

von einem Feldherrn befehligt." „13. Der Oberfeldherr wird jedesmal, wenn die Aufstellung des Kriegsheeres beschlossen wird, von dem Bunde erwählt. Seine Stelle hört mit der Auflösung des Heeres wieder auf." — „14. Der Oberfeldherr wird von der Bundesversammlung, welche seine einzige Behörde ist, in Eid und Pflichten des Bundes genommen." — „15. Die Bestimmung und Ausführung des Operationsplanes wird ganz dem Ermessen des Oberfeldherrn überlassen. Derselbe ist dem Bunde persönlich verantwortlich und kann einem Kriegsgericht unterworfen werden." — „16. Der Oberfeldherr ist gehalten, alle Theile des Bundesheeres, so weit es von ihm abhängt, durchaus gleichmäßig zu behandeln. Er darf die festgesetzte Heereseintheilung nicht abändern; doch steht ihm frei, zeitliche Detachirungen zu verfügen."

Wie man sieht ist die Stellung des Oberfeldherrn schon in dem organischen Gesetze mit besonderer Weitläufigkeit festgesetzt. Die fünf Artikel desselben werden nun noch im sechsten Abschnitt der nähern Bestimmungen, welcher die §§. 45—66 der Bundeskriegsverfassung enthält, weiter erläutert, ohne daß indessen wesentlich etwas hinzugefügt wäre, es müßte denn sein, daß außer dem Bundesoberfeldherrn auch jedesmal noch ein „Generallieutenant des Bundes" gewählt werden soll, ein Stellvertreter also des Oberfeldherrn und zwar aus der Zahl der Corpscommandanten. Die Frage der Oberfeldherrnschaft hat, wie uns ja allen noch in frischem Gedanken, in neuester Zeit eine große Rolle gespielt. Als im Juli dieses Jahres das Bundesheer aufgestellt werden sollte, beantragte Preußen beim Bund, daß kein Bundesoberfeldherr gewählt werden, sondern Preußen, der Regierung von Preußen als solcher, die Leitung und Verwendung der Bundestruppen überlassen werden solle, und Oestreich stellte den Gegenantrag, daß allerdings ein Bundesoberfeldherr zu wählen sei, für welche Stelle es den Prinzregenten von Preußen vorschlug. Oestreich war im formellen Recht, es stützte sich auf §. 45 der Bundeskriegsverfassung (nähere Bestimmungen): „Der Oberfeldherr wird jedesmal, wenn die Aufstellung des Kriegsheeres beschlossen wird, von dem Bunde in der engern Versammlung gewählt." Dagegen sagte Preußen: „Preußen hat als eine europäische Großmacht eine vermittelnde Stellung angenommen; von diesem Standpunkt aus hält es nunmehr eine Truppenaufstellung für nöthig; es muß aber darauf bestehen, daß ihm die Contingente der übrigen deutschen Staaten als deutsche Auxiliartruppen gestellt werden. Andernfalls kann Preußen durch jeden Bundesbeschluß aus seiner vermittelnden Stellung herausgedrängt werden. Um so mehr würde das der Fall sein, wenn sein Regent zum verantwortlichen Bundesoberfeldherrn erwählt werden sollte." Uebrigens, ward noch hinzugefügt, könne man die Wahl eines Bundesoberfeldherrn immer umgehen, ohne damit aus den Schranken der Bundesverfassung herauszutreten. Denn §. 46 der Kriegsverfassung bestimme: „In Fällen, wo man nur einen

Theil des Bundesheeres zusammenzuziehen für nöthig erachtet, bleibt es der Beschlußnahme der Bundesversammlung vorbehalten, wegen des Oberbefehls besondere Verfügungen zu treffen." Dieser Paragraph traf zu. Preußen hatte in seinen Anträgen immer das östreichische Contingent aus dem Spiel gelassen und mit Recht konnte es davon reden, daß ja nur ein Theil des Bundesheeres aufgestellt sei oder aufgestellt werden solle. Aber wie wenn die Ereignisse sich weiter entwickelt hätten, wenn Oestreich seinen Antrag, das ganze Bundesheer aufzustellen, durchgesetzt, wenn es sein eignes Contingent gestellt hätte?

Man sieht, daß, wie die Sachen jetzt stehen, Conflicte nie ausbleiben werden, während man zugeben muß, daß die Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung in Bezug auf die Stellung des Oberfeldherrn in einem wohlgeordneten Staatswesen vollkommen in der Ordnung, ja die einzig möglichen wären.

Der §. 47 der nähern Bestimmungen präcisirt das Verhältniß so:

„Der Oberfeldherr verhält sich zum Bunde, wie jeder commandirende General zu seinem Souverän; die Bundesversammlung ist daher seine einzige Behörde, welche mit ihm durch einen aus ihr gewählten Ausschuß in Verbindung steht."

Es würde schwer sein, irgend eine andere Formel für das Verhältniß des Bundesoberfeldherrn zu finden. Der Mangel, die praktische Unausführbarkeit, liegt auch hier nicht in der Kriegsverfassung, sondern ganz einfach in der politischen Verfassung des Bundes, nämlich 1) darin, daß die Bundesversammlung kein wirklicher Souverän ist, der frei über dem Ganzen waltet, sondern ein stehender Congreß von Gesandten verschiedener Souveräne, der nach höchst verschiedenartigen Interessen und Instructionen beschließt und durch seine Abhängigkeit nach allen möglichen Richtungen hingezogen wird; 2) darin, daß der Bund eine Anzahl von Mächten einschließt, welche auch außerhalb des Bundes sich ausbreiten und ebenso wol durch ihre Interessen dem Bunde im einen Fall zugetrieben, als im andern von ihm entfernt werden können; daß in ihm selbst zwei europäische Großmächte stehen. Was den ersten Punkt betrifft, so zeigt schon der §. 47 die herrschende Unklarheit, indem der Bund als der Souverän, die Bundesversammlung die einzige Behörde des Oberfeldherrn genannt ist. Dies ist ganz richtig: die Bundesversammlung ist wirklich nicht in der Weise der Repräsentant des Bundes, daß man diese beiden Wörter beliebig miteinander vertauschen könnte. In Bezug auf den zweiten Punkt hat der neueste Zwiespalt die Sachen zu vollständiger Klarheit gebracht. Ein Bundesglied führte auf eigne Faust Krieg und durfte ihn führen, ohne den Bund zu fragen; ein anderes wollte vermittelnd auftreten zu gleicher Zeit und durfte dies wieder, ohne den Bund zu fragen. Aber man sage es doch nun grade heraus — nicht mehr sage man: die Bundeskriegsverfassung ist

unausführbar, sondern: die Bundesverfassung überhaupt ist unausführbar, ist eine große politische Unwahrheit. Sie muß zerbrochen, muß wenigstens abgeändert werden. Die Initiative hierzu gehört unsers Erachtens Preußen. Es ist am Ende, wenn es sich mit Kühnheit waffnet, groß genug, seinen Austritt aus dem Bunde zu erklären, zumal wenn es klug genug verfährt, sich neuer Bundesgenossen aus dem alten Bund und außerhalb des alten Bundes ohne Unterschied zu versichern.

In dem Folgenden können wir uns kurz fassen und auf wenige Bemerkungen beschränken.

„17. Die Befehlshaber der einzelnen Truppenabtheilungen werden von dem Staate, dessen Truppen sie befehligen sollen, ernannt. Für die Abtheilungen, welche aus mehren Contingenten zusammengesetzt sind, bleibt die Ernennung dieser Befehlshaber der Vereinbarung der betheiligten Regierungen überlassen."

„18. Die Pflichten und Rechte dieser Befehlshaber, welche aus ihren Verhältnissen zu dem Bunde hervorgehen, sind denen des Oberfeldherrn analog. Sie haben unbedingten Gehorsam von allen ihren Untergebenen zu fordern, so wie ihren Vorgesetzten zu leisten.

In dem VII. Abschnitt der nähern Bestimmungen sind die Pflichten und Befugnisse der Corpscommandanten noch weiter erörtert, ebenso wie im VI. Abschnitt diejenigen des Oberfeldherrn.

„19. Die Gerichtsbarkeit steht den Befehlshabern der Heeresabtheilungen zu, nach den von den Bundesstaaten denselben vorgeschriebenen Grenzen."

Die Erläuterung dieses Artikels enthält der X. Abschnitt der nähern Bestimmungen. Er beschäftigt sich wesentlich mit den Strafbefugnissen des Oberfeldherrn, da diejenigen der Corpsbefehlshaber u. s. w. theils durch die Bestimmungen der Corpsacten, theils durch die Strafgesetzgebungen der Staaten geregelt sind, welchen die betreffenden Contingente angehören. §. 93 im X. Abschnitt lautet: „Gegen das Verbrechen des Meineides, des Verraths, der Feldflüchtigkeit und der Insubordination werden im Bundesheere durch besondere Kriegsartikel Strafbestimmungen getroffen, welche dem gesammten Kriegsheer als gleichförmiges Gesetz gelten sollen." Dann §. 94. „Die in den (Bundes-) Kriegsartikeln nicht genannten Verbrechen und Vergehen werden nach den bei den Contingenten der einzelnen Staaten giltigen Gesetzen beurtheilt."

§. 94 würde im weitesten Maße zur Anwendung kommen müssen, da unsers Wissens jene verheißenen Bundeskriegsartikel noch nicht existiren.

Das Martialgesetz verkünden (den Belagerungsstand erklären) kann der Oberfeldherr im Feindesland ohne weiteres; auf Bundesgebiet aber nur im Einvernehmen mit den betreffenden Regierungen. Wir halten diese letztere

13*

Bestimmung für eine der unzweckmäßigsten der gesammten Bundeskriegsverfassung. Die Gründe sind leicht einzusehn.

„20. Die Verpflegung des Bundesheeres wird unter oberster Leitung des Oberfeldherrn durch Bevollmächtigte sämmtlicher Armeecorps besorgt und innerhalb der Bundesstaaten unter Mitwirkung derjenigen Landescommissarien, welche es betrifft." „21. Auf besondern Bundesbeschluß wird aus den matrikularmäßigen Beiträgen sämmtlicher Bundesglieder eine eigne Kriegskasse errichtet." „22. Die Vergütung von Durchmarsch- und Cantonnirungskosten, so wie die von andern allgemeinen Leistungen in den Bundesstaaten soll nach billig ermäßigten Preisen geschehen und den Landesunterthanen so schnell als möglich baare Bezahlung geleistet werden." „23. Allenthalben ist der Grundsatz einer gleichen Vertheilung der Lasten und Vortheile sowol rücksichtlich der Heeresabtheilungen als der Bundesstaaten zur steten Richtschnur zu nehmen."

Wir haben die vier Artikel 20—23 zusammengezogen, welche sich wesentlich auf den Unterhalt des Bundesheeres im Kriege beziehen, obgleich allerdings Artikel 23 noch eine allgemeinere Bedeutung hat. Der ganze Artikel 9 der nähern Bestimmungen über die Verpflegung besteht in einem einzigen Paragraphen 86: „Sobald die Contingente des Bundesheeres unter die Befehle des Oberfeldherrn treten, geschieht die Verpflegung derselben nach den Vorschriften des für das Bundesheer entworfenen Verpflegsreglements, welches zugleich die Instructionen für die verschiedenen Verpflegsbeamten enthält."

Dieses Bundesverpflegsreglement, welches allerdings höchst nothwendig wäre und nicht blos Verpflegungstarife aufstellen, sondern auch die Leistungspflichten der Einwohner und den Geschäftsgang diesen gegenüber feststellen müßte, scheint aber bis heute noch nicht zu Stande gekommen zu sein. Wie viel von einer guten Verpflegung abhängt, hat erst der letzte Krieg wieder bewiesen, und man sollte nach Friedrichs des Großen Grundsatz: daß man bei einem Heere mit dem Bauche anzufangen habe, das Verpflegsreglement bei der Kriegsverfassung eines neuen Bundes obenanstellen.

„24. Zwischen sämmtlichen Bundesstaaten soll ein allgemeines Cartell bestehen."

Alle Deserteure und militärischen Verbrecher also müssen von jedem Staat oder Contingent demjenigen ausgeliefert werden, welchem sie durchgegangen sind.

Bundesfestungen sind Mainz, Luxemburg, Landau, Ulm und Rastatt. Ueber dieselben gelten folgende Bestimmungen: die Kosten ihrer Errichtung, Unterhaltung und Armirung werden von sämmtlichen Bundesgliedern nach der Geldmatrikel bestritten und alle Bauwerke, die den betreffenden Platz zur Festung machen, so wie die zugehörigen liegenden Gründe sind Eigenthum des Bundes. Doch bleibt die Staatshoheit über eine Bundesfestung demjenigen Staat, dem sie angehört und wird nur besonders in Kriegszeiten durch die dem Bund

zustehenden Festungs- und Besatzungsrechte beschränkt. Nach dem Reglement von 1853 erhält Mainz eine Friedensbesatzung von 3000 Preußen und 3000 Oestreichern, wozu dann noch die hessen-darmstädtische Garnison tritt; Luxemburg von 4000 M. Preußen und Luxemburgern; Ulm von 5000 Würtembergern und Baiern und 300 M. östreichischer Artillerie; Rastatt von 2500 Badensern und 100 östreichischen Genietruppen.

Die Kriegsbesatzungen sind normirt für:

Mainz	auf 20,932	M.	Oestreicher, Preußen und Truppen der Reserveinfanteriedivision.
Luxemburg	„ 7000	„	Preußen, Luxemburger und Reservedivision.
Ulm	„ 20,000	„	Oestreicher, Baiern, Würtemberger.
Rastatt	„ 10,500	„	Oestreicher und Badenser.
Landau	„ 7200	„	Baiern und Reservedivision.

Im Ganzen also auf etwa 65,000 Mann.

Unsrer Meinung nach sollte es keine Festung auf deutschem Gebiet geben, welche nicht Bundesfestung wäre.

Die technische Behörde der Bundesversammlung für das Militärische ist die sogenannte Bundesmilitärcommission. Sie besteht aus sechs ersten Bevollmächtigten, welchen noch weitere Gehilfen beigegeben sind. Von diesen Bevollmächtigten stellen Oestreich, Preußen und Baiern je einen und die drei gemischten Armeecorps auch je einen. Der östreichische Bevollmächtigte führt in der Commission den Vorsitz; die Beschlüsse werden nach Stimmenmehrheit gefaßt. Die Commission hat über den Stand der Bundescontingente Buch zu führen, ferner die Aufsicht über die Bundesfestungen und den Dienst in ihnen, dann die besondern Aufgaben betreffs zu machender Vorschläge u. s. w. zu lösen, welche ihr von der Bundesversammlung gestellt werden. Die speciellen Geschäfte sind unter die Mitglieder vertheilt. Diese letztern aber sind — und hier zeigt sich einmal wieder der bekannte Pferdefuß — bezüglich der besondern Aufträge, die sie von ihren Regierungen erhalten, nur letztern verantwortlich.

Nach dem Gesagten hoffen wir, wird es wol allen Lesern ebenso gehn wie uns; sie werden die Bundeskriegsverfassung für ziemlich unschuldig an unsrer militärischen Schwäche erklären müssen, sie werden sich sagen, daß dieselbe bis auf einige Kleinigkeiten, betreffs deren man verschiedener Ansicht sein kann, so gut ist, als es nach den Umständen möglich. Sie werden mit uns übereinstimmen, wenn wir sagen: der Grundgedanke für die Schöpfung einer neuen Bundeskriegsverfassung muß eine politische Verfassung des Bundes sein, welche die Souveränetäten insoweit beschränkt, als es zur Herstellung einer einheitlichen Thätigkeit des Bundes nöthig ist. Das Militärische würde dann keine große Mühe machen. Wilhelm Rüstow.

Die Insel Wanger=Oge.

3.

Obschon auf Wanger-Oge Schule und Predigt hochdeutsch sind, so konnten wir uns doch nur mit denjenigen Insulanern verständigen, welche durch einen häufigeren Verkehr mit den Fremden sich deutlich zu machen gelernt hatten; denn die Mundart dieser Fischer ist ein friesisches Platt, das von dem Platt des benachbarten Festlandes wesentlich abweicht. Mit meiner Wirthin, der Schiffersfrau, konnte ich mich leidlich unterhalten; von den Gesprächen derselben mit ihren Kindern oder Nachbarn war es mir nicht möglich, Zusammenhängendes aufzufassen. Ich gebe hier ein kleines Gespräch mit einem Wanger-Oger Jungen, das ich mir aufgezeichnet habe, als Probe jener friesischen Sprache.

Wu hätzst du, Fenth? (Wie heißt du, Junge?)

Tiak.

Hätzst du nochj Allers? (Hast du noch Eltern?)

Ik habb no'nn Mäm. Min Pap is vertrunken int Sei, alls hi no Engellaun fahret is. (Ich habe noch eine Mutter. Mein Vater ist in der See ertrunken, als er nach England gefahren ist.)

Hätzst du nochj Brors unn Shwesters? (Hast du noch Brüder und Schwestern?)

Ik habb dree Brors unn swo Shwesters. (Ich habe drei Brüder und zwei Schwestern.)

Wollt du ok enn Shipper woirn? (Willst du auch ein Schiffer werden?)

Oi, Här, ik unn min Brors ok. Wi wollt âl Shippers woirn. (Ja, Herr, ich und meine Brüder auch. Wir wollen alle Schiffer werden.)

Wär lebbt jum von? (Wovon lebt ihr?)

Min Mäm is Bodwif; ik, fangh Fishk unn Rhab, unn min Shwesters friken Shilkhes. (Meine Mutter ist ein Badeweib; ich fange Fische und Krebse (Krabben) und meine Schwestern stricken Netze.)

Ein junges Mädchen nennen die Wanger-Oger Faun, ein Kind Boin, eine Stube Pissel, einen Schlüssel Kaui, einen Löffel Lätz, ein Messer Shake, einen Pfannkuchen Oiflater. Unter quiddern verstehen sie das Sprechen ihrer Mundart.

Ein sehr eigenthümliches Idiom hatte sich die Frau des Vogts auf Wanger-Oge gebildet. Da sie von Geburt eine Engländerin war, und nun seit einer Reihe von Jahren in Verkehr mit den Insulanern und Badegästen stand: hatte sie Englisch, Friesisch, Platt- und Hochdeutsch in einen Topf

geworfen und daraus ein Idiom zusammengebraut, das höchstens für ihren Mann genießbar war.

Im Winter 1838, als ich noch in Elberfeld wohnte, bekleidete der Dichter Freiligrath, dessen Poesie damals noch weit entfernt von jedem politischen Inhalt war, die Stelle eines Handelscorrespondenten in Barmen. Die beiden Städte grenzen zusammen und wir sahen uns oft. Eines Tages besuchte mich ein alter Freund, der bekannte Starklof, damals großherzoglich oldenburgischer Cabinetssecretär, der einigen Ruf als Novellist und Verfasser von Romanen besaß. „Führen Sie mich zu dem Dichter des Löwenritts!" so lautete seine Bitte, und wir machten uns Abends — denn nur um diese Zeit konnte man Freiligraths habhaft werden — auf den Weg. Ich stellte den Cabinetssecretär und geheimen Hofrath dem handelsbeflissenen Poeten vor; eine Flasche edlen Weins brachte das Gespräch bald in Fluß. Ich war damals noch unbekannt mit der Nordseeküste; um so aufmerksamer hörte ich Starklof zu, als er mit großer Lebhaftigkeit die Eigenthümlichkeiten seiner Heimat und insbesondere Wanger-Oges schilderte. Zufällig ließ er das Wort fallen: der Badecommissär sei ein bejahrter, für diese Stelle wenig geeigneter Mann.

Wir saßen — wie dies in der Gesellschaft des liebenswürdigen, gemüthlichen Dichters in der Regel der Fall war — bis nach Mitternacht zusammen. Am frühen Morgen, als der geheime Hofrath schon wieder abgereist war, stand Freiligrath vor meinem Bett. „Verzeihe, sagte er, daß ich dich im süßen Morgenschlummer störe. Ich habe den Rest der Nacht nicht mehr geschlafen; ein neuer Lebensplan ist mir durch den Kopf gegangen. Daß ich den Handelskram verabscheue, weißt du längst. Dieser Starklof hat mir, ohne es zu ahnen, die rechte Straße gewiesen: ich werde Badecommissär auf der Insel Wanger-Oge!"

Was der Brausekopf von mir verlangte, war: ich solle bei dem geheimen Hofrath wegen der Stelle „auf den Busch klopfen". Die Sache, meinte er, werde keine Schwierigkeiten haben, da doch sicher ein Cabinetssecretär bei seinem Großherzog vieles vermöge. Wie zu erwarten war, gab Starklof eine verneinende Antwort auf meinen Brief. Der Großherzog habe, so schrieb er, an einem Dichter — darunter verstand er sich selbst — schon genug; überdies sei die Stelle ja noch besetzt. Als ich nach Wanger-Oge kam, war derselbe Badecommissär — nun schon ein Siebziger — noch immer auf seinem Posten. Er war der größte Hypochonder, den man sehen mochte, und lebte der vollsten Ueberzeugung, daß in der See baden das unnützeste Ding von der Welt sei; daher er auch die neuangekommnen Kurgäste mit den Worten: „Was wollen Sie hier? Geld vertrödeln, Langeweile genießen und ungeheilt von dannen gehn?" oder mit ähnlichen Reden empfing. Was aber dieser gute Mann verbrach, das machte seine Gattin, die treffliche Wirthschafterin im

Conversationshause, die berühmte Kochkünstlerin und stattliche Dame reichlich wieder gut. An sie wandten sich auch die Fremden, mochten sie nun in dem Conversationshause oder sonst auf der Insel eine Unterkunft suchen.

Das von dem Landesfürsten erbaute und von ihm und seiner Familie häufig benutzte Conversationshaus diente einem dreifachen Zwecke: einmal war es das, was der Name ausdrückt, ein Sammelpunkt der auf der Insel zerstreut wohnenden Kurfremden, wo sie, wenn nicht täglich, so doch öfter in der Woche, sich zur Mahlzeit und zu geselligen Vergnügungen zusammenfanden; dann aber auch Gast- und Kurhaus, indem man daselbst nicht nur wohleingerichtete Quartiere, wenngleich in beschränkter Anzahl, sondern auch Bäder fand; denn schwächliche Personen, denen der Arzt das offne Meer untersagte, nahmen hier ihr Seewasserbad in der Wanne. Die in dem Conversationshause betriebene Wirthschaft, so wie die ganze Badeanstalt, gingen auf Staatskosten. Zu den geselligen Vergnügungen gehörten nicht allein Gesellschaftsspiele, kleine Bälle für Große und für Kinder, Bilderstellen u. s. w., sondern auch gemeinschaftliche Ausflüge in die Insel, z. B. die Spaziergänge in die Wanger-Oger Schweiz. Diesen kühnen Namen führte eine Gegend in den Dünen, wo man geschützt vor dem Winde, auf dem Rasen gelagert, Kaffee zu genießen pflegte.

Nur in den Bademonaten, also vom Juni bis in den September, gab es einen Fleischer auf Wanger-Oge; derselbe versorgte auch das in dieser Zeit bestehende Speisehaus, von welchem die Fremden, die nicht im Conversationshause aßen, ihre Kost bezogen. Nur dann gab es einen Arzt und einen Apotheker auf der Insel. Im Frühjahr, Herbst und Winter waren also die ständigen Bewohner Wanger-Oges auf ihre — natürlich oft sehr dürftigen — Vorräthe und auf die Sendungen, die mit dem Fährschiffe von dem Festlande kamen, angewiesen; aber das Fährschiff ging dann weit seltner und sah sich öfters in der Lage, seine Fahrten ganz auszusetzen. Man denke sich die Lage des Predigers auf Wanger-Oge! Die Einsamkeit und Verlassenheit, worin er dann lebte, war ungleich größer als die des Pfarrers in dem Hospiz auf dem Sanct-Gotthard, wo die Verbindung mit der Welt doch auch im Winter offen bleibt. Für die beste Badezeit gelten auf Wanger-Oge die Monate Juli und August; im Juni ist, wie Doctor Chemnitz zu sagen pflegte, „das Meer noch nicht reif". Da die Wirkung zum guten Theil von einem starken Wellenschlag abhängt, so wurde nur bei steigender Flut gebadet; daher die Badezeit mit der Flutzeit auf- und abrückte. Auch die Tafelstunde im Conversationshause mußte sich diesem Wechsel bequemen. Der Badestrand lag natürlich auf der Nordseite der Insel, von wo die großen Wellen, auch in weiter Ferne ungehemmt, in ungebrochener Kraft herankommen. Aus festem Seesand bestehend und sanft abhängig, zeigte sich dieser Ort ebenso sicher als

bequem. Dabei war das Ufer so günstig gestaltet, daß Herren und Damen ihren besondern Strand hatten, so daß kein Auge von dem einen zu dem andern gelangen konnte. Während sehr viele Seebäder an der Küste liegen, wo in der Regel eine Mischung der See mit süßem Wasser stattfindet: konnte das Meilen weit vom Festland entfernte Wanger-Oge sich rühmen, ein reines, ganz unverfälschtes, durch trefflichen Wellenschlag bewegtes Meer seinen Badegästen zu gewähren. Wie in andern Seebädern, wurde man in Badekutschen in das Wasser geschoben. Von dem Badekabinet, das sie enthielten, führte eine kleine Treppe in das offne Meer. Wenn wir auch am frühen Morgen und bei kühlem Wetter badeten, so erkälteten wir uns doch nicht, weil die salzige Flut einen zu starken Reiz auf den Körper ausübte. Ueberhaupt hörte man nicht über Schnupfen oder Katarrhe klagen, so viel auch die Badegäste im heftigen Winde gingen. Tritt man zum ersten Male, ein schwaches, nacktes Geschöpf, dem furchtbaren Elemente gegenüber; sieht man die weißen Wellenberge, die einen hinter den andern, auf sich zustürzen: so kann man sich schwerlich eines kleinen Grausens erwehren. Aber bald wird man mit dem anspringenden Ungeheuer vertraut, und man läßt jubelnd den brüllenden Löwen mit den weißen Mähnen über sich wegspringen. Verschwindet man auch einen Augenblick in der schäumenden Flut; wird man auch niedergeworfen, wie der Sklave vor seinem Gebieter niedersinkt: schnell richtet man sich wieder empor und dringt, die rechte Schulter vor, wie ein kampflustiger Ringer der nächsten Wellenbank entgegen. Siehe, da kommt es gegangen, das hohe krystallene Haus; oben wölbt es sich wie ein Dach, um dich einzuhegen; das Dach zerbricht über dir und löst sich in weißen Gischt, und die grüne Mauer stürmt weiter, um an dem aufsteigenden Ufer vollends zu zerschellen. Man badet natürlich diesseits der eigentlichen Brandung, da der erste, heftigste Anprall der See an der abfallenden Küste Gefahr bringen würde. Von Schwimmen kann hier nicht die Rede sein. Ein Bewohner der Ostseeküste, wo man bekanntlich den Wechsel von Ebbe und Flut nicht kennt, ein kühner Schwimmer, badete zu meiner Zeit auf Wanger-Oge. Seiner Kunst vertrauend wagte er es, sich durch die Brandung hindurchzuarbeiten, um sich jenseits auf den Wellenhügeln, wie er gewohnt war, zu wiegen. Allein der Rückschlag der Wogen in der Brandung war so groß, daß er trotz der äußersten Anstrengung nicht zurückzukehren im Stande war. Endlich warfen ihm die Badewärter — von denen keiner schwimmen konnte — indem sie, sich die Hände reichend, eine Kette bis in die Brandung bildeten, ein Tau zu, das glücklicherweise noch hatte beschafft werden können; halb bewußtlos faßte es der Untergehende und gelangte so endlich, mehr todt als lebendig, ans Ufer zurück.

Da wir Herren uns ziemlich weit von unsern Badekutschen entfernten, und oft nicht auf die Nummern, die sie trugen, achteten: so geschah es nicht selten,

daß dieser oder jener, zurückkehrend, in das falsche Fuhrwerk gerieth, was denn nach Umständen zu heiteren oder ärgerlichen Begrüßungen Veranlassung gab.

Ein Bekannter von mir erlebte einen komischen Auftritt andrer Art. Er hatte sich zu einer Zeit, wo nicht gebadet wurde, in eine Kutsche gesetzt, um, wie behauptet wurde, dem großartigen Meer gegenüber, in völliger Abgeschlossenheit an seine Geliebte zu schreiben. Plötzlich aber erfaßte ein heftiger Windstoß seinen leichten Wagen von hinten mit solcher Gewalt, daß derselbe mit seinem erschrockenen Insassen wie ein Pfeil in das Meer hineinschoß. Da kein Badewärter zugegen war, blieb unserm Liebesritter nichts Anderes übrig, als, seiner schönen Toilette zum Trotz, vor den Augen der lustwandelnden Badegäste an das Ufer zu waden.

Mitunter geschah es auch, daß, wenn die Wärter besonders beschäftigt waren, das Zurückziehen der Kutschen zu lang hinausgeschoben wurde. Dies hatte zur Folge, daß dieselben einsandeten und erst mit der Ebbezeit zurückgebracht werden konnten. Auf diese Weise wurde während meines Aufenthalts auf Wanger-Oge eine Dame mitten im Meer festgehalten. Vergebens war es, daß sie die Klingel der Kutsche erschallen ließ und durch die Brandung um Rettung rief. Als endlich die Hilfe kam, war es zum Fahren zu spät, und die Dame mußte von der Badewärterin auf dem Arm durch die Wellen getragen werden.

Diese Badeweiber waren mir eine merkwürdige Erscheinung. Ihre großen, magern, starkknochigen Gestalten, ihr struppiges Haar, die von der beständigen Arbeit in der Sonne braungeröstete Haut, die nackten, bronzefarbigen Arme, das zerfetzte, hochaufgeschürzte Kleid, womit sie ins Wasser gehen, theils um die Kutschen der Damen vor und zurückzuschieben, theils um ihnen selber nöthigenfalls im Kampfe mit den Wellen beizustehen, dies alles gibt ihnen ein entschieden hexenartiges Aussehen. Das Baden der kleinen Kinder, die nur eben untergetaucht werden und natürlich ein entsetzliches Geschrei erheben, gehört ebenfalls zu den Geschäften dieser Weiber auf dem Badestrande der Damen. Man erzählte uns von einer förmlichen Badeweiberempörung bei Gelegenheit eines Geschenks, das eine Prinzessin von Preußen zweien dieser Grazien mit Bernsteinschnüren gemacht hatte. Da das Trinkgeld, welches die Wärter und Wärterinnen üblicherweise nach dem letzten Bade von den Curgästen erhalten, in eine gemeinsame Kasse fällt, an welcher alle jene Leute in gleicher Weise Theil haben: so wollten die Weiber auch die beiden Bernsteinschnüre, die dazu noch silberne Schlösser hatten, Perle um Perle vertheilt wissen, und geriethen, als die Beschenkten, von ihren handfesten Ehemännern unterstützt, Widerstand erhoben, in förmliche Berserkerwuth. Nur nach langen Unterhandlungen und mit Hilfe einiger bis an die Zähne bewaffneten „Landdragoner“ — dergleichen für die Badezeit immer nach Wanger-

Oge beordert wurden — gelang es dem Vogte der Insel, vor dem die sämmtlichen Seeteufelinnen erscheinen mußten, den Aufstand zu dämpfen.

Da die mit Seewasser durchnäßten Haare nur schwer trocknen, so sind die Damen genöthigt, Stunden lang mit aufgelösten Haaren als ebenso viele Ophelien umherzuwandeln. Sie tragen dann ein Teller- oder Taschentuch über den Rücken und dazu den sogenannten helgolander Hut, der hinten ganz offen ist.

Obschon ich im Allgemeinen das Stillliegen und die Körperpflege in den Bädern hasse, so war mir doch der Aufenthalt auf Wanger-Oge im hohen Grade angenehm, nicht nur, weil mir die von Gästen aus nah und fern zusammengesetzte Gesellschaft wohlbehagte, sondern auch, und ganz besonders, weil der stete Verkehr mit dem Meere beim Baden und auf den Spaziergängen am Strande einen großen Reiz auf mich ausübte. Die chemische Mischung des Seewassers, die Vermengung desselben mit allerlei thierischen Stoffen, seine Bewegung durch Wellenschlag und Flut, dies alles sammt der eigenthümlichen Beschaffenheit der Luft wirkt auf den Körper als wunderkräftige Würze. Um so mehr ist man erstaunt zu erfahren, daß die Seebäder in Deutschland erst durch Lichtenbergs Empfehlung, nach dem Vorgange der Engländer in Gebrauch gekommen sind.

Der belebende Eindruck der Flut ist so groß, daß sogar — wie mir auf Wanger-Oge versichert wurde — Sterbende nicht leicht verscheiden, so lang die See im Steigen ist. Chemnitz erzählte uns von einem Arzte, der es gewagt habe, im vierten Paroxismus eines nervösen Tertiarfiebers, beim Eintritte der trockenen Hitze, sich ins brausende Meer zu stürzen. Der Erfolg war, daß die Krankheit wich, nachdem ihm den ganzen Tag über wie einem Lustigberauschten zu Muthe gewesen, und er auch von andern dafür gehalten worden war.

Wir hatten unsere Wohnung in einem Schifferhäuschen aufgeschlagen, wo uns zwei einfache, niedrige, aber reinliche Stübchen mit der Aussicht auf das brandende Meer eingeräumt worden waren. Rings auf dem Simse stand Geschirr, welches der Hausherr von mancherlei Seefahrten mitgebracht hatte: Theekannen, Tassen, Teller, Schüsseln, Krüge und Töpfe aus Amsterdam, London, Kopenhagen, Bergen und Petersburg: die Frau Schifferin wußte die Geschichte jedes Stücks zu erzählen. Federbetten mit einer Schütte Stroh darunter, welches, wenn man sich legte, auf allen Seiten hervorquoll; die Nachbarschaft des nur durch eine Bretterwand getrennten Stalls, wo der Trompeter des Morgens, der Hahn, und ein paar Schafe sich sehr vernehmbar machten, hinderten uns nicht, vortrefflich zu schlafen. Mancher hätte vielleicht die Einsiedelei, in die wir uns eingesponnen hatten, unbequem oder langweilig gefunden; uns sagte die völlige Zwanglosigkeit, die ja einen Hauptreiz des

Landlebens ausmacht, außerordentlich zu. Auch gewährte der nahe Verkehr mit meinen Schiffersleuten den schätzbaren Vortheil, vieles über die Insel in Erfahrung zu bringen. An Regentagen, deren es aber nicht viele gab, mußte ein mitgebrachtes Buch oder die kleine Leihbibliothek des Wanger-Oger Lehrers aushelfen. War aber das Wetter nur irgend leidlich, so wurden größere oder kleinere Streifzüge unternommen, indem ich bald die Dünen auf und ab stieg, bald, zur Ebbezeit, auf dem Watt umherstreifte. Stunden lang konnte ich, den Saum der Insel entlang, so dicht am Wasser gehen, daß die Wellen über meinen Fuß hinwegspülten, Stunden lang, auf einen Sandhügel gelagert, Auge und Seele an dem Anblick des wogenden Meeres weiden. Je ferner von Menschen die Gegend war, die ich betrat, je stiller und abgeschlossener von aller Welt: desto deutlicher glaubte ich das Wehen des Geistes zu vernehmen, der das All durchdringt. Ich hatte elf Jahre zuvor Monate lang auf einer der schönsten Inseln des Mittelmeers gelebt, wo unter dem blauen Himmel des Südens eine Gegend von wunderbarer Pracht ausgebreitet lag: wie kam es doch, daß ich nun auf der öden Düne Wanger-Oge so hohen Genuß fand? Weil die See überall ein gleich erhabenes Schauspiel bietet. Zeigt das Meer des Nordens nicht das durchsichtige Indigoblau des Golfs von Neapel, kleidet es sich vielmehr in weit ernstere Farben: so ist es desto gewaltiger in seinen Bewegungen, desto großartiger und grauenhafter in seinem Zorn. Nur die Majestät der Alpenwelt, der ewig ruhenden, läßt sich mit der Majestät des Meers, des ewig bewegten, vergleichen. Wer weder die eine noch das andere gesehen, weiß nicht, wie schön und groß die Welt ist.

Das Leuchten der See ist im Norden eine seltene Erscheinung. Nur einmal während meines Aufenthalts auf Wanger-Oge, als sich grade ein großer Theil der Curfremden Abends im Conversationshause eingefunden hatte, trat diese Erscheinung bei schwülem Wetter ein. Auf den Ruf eines Herrn, der mit den Worten: „Das Meer leuchtet!“ in den Saal gebrochen war, rannte alles hinaus. Aber die Wellen hatten einen nur sehr schwachen Schimmer; dagegen konnten wir dem mit Seewasser getränkten Strande durch Stampfen und Schlagen sprühendes Feuer entlocken. Man muß diese Erscheinung — um von den tropischen Gegenden gar nicht zu reden — am mittelländischen Meere beobachten, wenn in lauen Sommernächten die Wellen leuchtend zum Ufer wallen, wenn jedes fahrende Schiff eine lange tiefe Feuerspur hinter sich läßt; wenn ein Boot mit im Takte rudernden Matrosen bemannt, einem durchs Wasser schießenden Riesenkrebse mit goldenen Füßen gleicht; wenn du selbst, aus dem nächtlichen Bade steigend und das Wasser von dir abschüttelnd, von tausend Funken sprühst. Von furchtbarer Schönheit ist das stürmende Meer — ein Anblick, der übrigens in der Badezeit nur selten geboten ist. Fähr- und Dampfschiffe halten sich dann fern, und die Curgäste sind Gefangene der

Insel, ja bisweilen des Hauses; denn der Wind kann mit solcher Heftigkeit wehen, daß man nur liegend am Ufer zu verweilen vermag.

Am 18. und 19. August jenes Sommers, als ich auf Wanger-Oge verweilte, tobte zur Zeit der Springflut ein heftiger Sturm. Ich hatte den Tag zuvor mit einem älteren Freunde aus Oldenburg bei dem heitersten Wetter einen Gang um die Insel gemacht. Er hatte in Heidelberg studirt und bei Walch, dem Pandektisten, mit einigen Landsleuten ein Privatissimum gehört. Der Herr Professor, einer der gelehrtesten und wunderlichsten Männer seiner Zeit, war unglaublich unbekannt mit allem, was außerhalb seiner Wissenschaft lag, und ebenso ungeschickt es aufzufassen. In der Absicht, etwas über das Meer zu erfahren, welches er, der Göttinger, nie gesehen, richtete er an die oldenburger Studenten verschiedene Fragen. Es kam die Rede auf „lange Seen", d. h. auf Wellenbänke, die einander in gleicher Richtung folgen, ohne sich einzuholen, und auf „kurze Seen", welche dicht hintereinander laufen, übereinander fortrollen und sich brechen. Walch suchte sich dies nach seiner Art verständlich zu machen. „Bitte! sagte er zu meinem Freunde, lassen Sie uns die eine Wellenbank Cajus, die andere Sempronius nennen. Wie verhält es sich nun mit der verschiedenen Bewegung?" „„Bei den langen Seen, erwiederte mein Freund, folgt Cajus dem Sempronius, ohne ihn zu erreichen; bei den kurzen faßt er ihn beim Nacken und stürzt sich über ihn hinaus."" „Stürzt über ihn hinaus. Gut, jetzt verstehe ich."

Ich lachte über den Stockjuristen, der sich die Wellenbewegung nur dadurch zurecht legen konnte, daß er die Namen gebrauchte, womit die Rechtsgelehrten und Philosophen beliebige Personen zu bezeichnen pflegen. Jetzt war reichliche Gelegenheit zu sehen, wie Cajus den Sempronius überwältigte; aber wahrlich, die Lust zu lachen stand mir fern im Anschauen der Tragödie, die hier vor mir gespielt wurde. Die grauen Wolken hingen tief herab. Ein furchtbarer Orkan durchwühlte die See, welche in schwarzen, oft ganz von kochendem Schaume bedeckten Hügeln auf und nieder ging. Mit grauenhaftem Gebrüll rannte die Brandung wie Hunderttausende weißmähniger Rosse die Dünen hinan. Einige Herren, welche von dem auf einem höhern Theile des Ufers gelegenen Pavillon des Conversationshauses, an die Pfosten angeklammert, das erhabene Schauspiel genießen wollten, wurden dort bald von den anspritzenden See- und Schlammgüssen hinweggepeitscht. An dem äußersten Ufer tobte die Windsbraut so heftig, daß man dem höchsten Rande nur kriechend sich zu nahen und, durch den Damm oder die Düne bis zur Brust gedeckt, dem Sturm ins Antlitz zu schauen vermochte. Einen kläglichen Anblick gewährten die Weiber und Kinder derjenigen Schiffer, welche man um diese Zeit ausgelaufen oder heimkehrend wußte. Einige starrten in stummer, bewegungsloser Angst in die wildempörte Wasserwüste hinaus; andere irrten händeringend unter

Klagen und Wimmern umher; andere standen mit gefalteten Händen und murmelten Gebete. Fortwährend hörte man Nothschüsse; aber niemand konnte von der Insel aus Hilfe reichen, da Wanger-Oge nicht, wie Helgoland, Lootsenboote hat.

Am andern Morgen, da der Sturm sich gelegt hatte und die See nur noch hohl ging, gewahrten die Insulaner mit ihren Falkenaugen Schiffstrümmer in weiter Ferne. Es war, wie sich bald zeigte, ein Boot mit durchbrochenem Boden, dem gegen Mittag ein halbzertrümmerter Mast und ein „Stern" — so nennen sie den Spiegel oder das Hintertheil des Schiffes — folgten. Als der Stern näher kam, stieß eine der am Ufer umherirrenden Frauen ein herzzerschneidendes Geschrei aus. Sie hatte ihn erkannt und wußte nun, daß ihres Mannes Fahrzeug zertrümmert und sie selbst eine Wittwe war.

Die Badegäste sammelten für sie, so daß sie und ihre Kinder wenigstens vor der nächsten Noth geborgen waren.

Als ich am Abend des Tages mit meiner Wirthin, der Schiffersfrau, über den traurigen Vorfall sprach, erwiederte sie: „Ja, ja, wir Wanger-Ogerinnen müssen alle auf ein gleiches Schicksal gefaßt sein. Heute trifft es die, morgen jene. Manchmal geht es aber auch umgekehrt bei uns, und der Tod schafft Wittwer, statt Wittwen. Vor sieben Jahren wohnte in dem Häuschen neben der Schule ein Mädchen, das man seiner Schönheit wegen allgemein die Rose von Wanger-Oge hieß. Ein junger Schiffer, der Bruder meines Manns, gewann ihre Gunst, und heirathete sie. Sie gebar Zwillinge, aber die zwei Knäbchen und sie selber hatten den Tod davon. Am folgenden Tag kam der Mann von einer längeren Fahrt zurück und fand die drei Leichen in seinem Hause. — Der geheime Hofrath Starklof, den Sie kennen werden, hat die traurige Geschichte in Verse gebracht."

Das wettergebräunte Gesicht des Schiffers, unter dessen Dach wir hausten, kam uns nur einmal vor Augen. Es war eines Abends, als er von einer Fahrt nach Norwegen und Schweden heimkehrte: doch schon in derselben Nacht ging er wieder auf sein Schiff, auf dem er nur einen Jungen zurückgelassen hatte, besorgt gemacht durch einen Umschlag des Wetters, der sich anzukündigen schien. Am folgenden Tag erfuhren wir, daß er eine neue Fahrt angetreten hatte.

Wanger-Oge ist überhaupt sehr arm an Männern, nicht nur, weil dieselben durch ihr Gewerbe als Frachtschiffer nach außen gezogen werden, sondern auch weil die See so viele verschlingt. Auf dem kleinen Kirchhofe der Insel liest man fast nur Namen von Weibern und Kindern auf den Kreuzen. Dennoch fällt es einem jungen Menschen von gesunden Gliedern nicht ein, etwas Anderes zu treiben, als zu Schiffe zu gehen.

Welche große Anziehungskraft der Stand des Seemanns auf den Ol-

denburger ausübt, hab' ich dem Leser schon in meinem Aufsatze über Oldenburg auseinandergesetzt. In dem Häuschen neben uns auf Wanger-Oge wohnte der Sohn eines Beamten aus der Hauptstadt, ein junger Mann, der nach langem Körperleiden durch das Seebad sich kräftigen sollte. Derselbe war zwei Jahre zuvor aus der zweitobersten Classe des Gymnasiums ausgetreten, um — wie der Ausdruck immer lautet — Schiffer zu werden. Da der Seemannsdienst von unten auf erlernt werden muß, so war er zuerst als Schiffsjunge eingetreten und dann zum Lichtmatrosen aufgerückt. Als solcher machte der kühne, kräftige Jüngling mit einer bremer Kaufmannsfregatte eine Fahrt nach Rio Janeiro. Unterwegs fiel er aus dem Mastkorb, in den er während des Sturms hatte klettern müssen, auf das Verdeck und brach ein Bein. Der Capitän, der im Nothfall auch die Stelle eines Pfarrers, Doctors und Wundarztes, so gut es abgehen will, versieht, schindelte ihn. Das Bein war aber so schlecht eingerichtet, daß der arme Junge zu Rio Janeiro sich einer zweiten Cur unterwerfen mußte, wobei das Bein von neuem künstlich gebrochen wurde. Aber die brasilianischen Wundärzte schienen es nicht viel besser als unser Capitän zu verstehen; denn als der junge Mann nach Europa zurückkehrte, ging er mit der Krücke. Das gebrochene Bein war kürzer als das andere, und es eiterten noch fortwährend Knochensplitter heraus. Er trat wieder ins Gymnasium ein und setzte die alten Studien fort; aber bald wurde sein Zustand so unleidlich, daß er beschloß, sich einer neuen und gründlichen Cur zu unterwerfen. In dem großen Hospital zu Hannover wurde ihm das Bein zum zweiten Male künstlich gebrochen, und diesmal gelang eine vollständige Heilung, wenn auch das eine Bein etwas kürzer als das andere blieb. Wieder „Schiffer" zu werden, das mußte er sich ganz aus dem Sinne schlagen. Auch dachte ich mir, daß ihm die See nun gründlich verleidet sei. Aber ich irrte mich. Eines Tages fragte ich ihn auf Wanger-Oge: „Was denken Sie zu studiren?" „Die Heilkunde," gab er zur Antwort. „Mit meinem kurzen Bein kann ich doch noch immer Schiffsarzt werden."

Da das Baden, wie wir es im Binnenland gewöhnt sind, an den Küsten der Nordsee infolge der kühleren Temperatur und des veränderlichen Wasserstandes nur wenig betrieben wird, so findet man in jenen Gegenden wenig Schwimmer; auffallenderweise verstehen sich auch die meisten Schiffer nicht darauf. Wir würden uns, sagen sie, nur um so länger quälen, wenn wir von Bord geschlagen werden. Viele dieser friesischen Schiffer tragen einen silbernen Knopf am Hemde, damit, falls ihr Leichnam an einen bewohnten Strand geräth, ihre Bestattung damit bestritten werden kann.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts auf der Insel machte ich die Bekanntschaft eines alten verwachsenen Mannes, der die Lampen des Leuchtthurms besorgte, und sich daneben als ein Tausendkünstler von großem

Talent, der aber nie von seiner Insel hinweggekommen war und nichts, was ihn fördern konnte, gesehen hatte, mit allerlei sinnreichen Holz- und Metallarbeiten beschäftigte. Die Einsiedelei in dem Thurme, dessen unteres Stockwerk er bewohnte, sagte dem Humor des originellen Kauzes vortrefflich zu. Die Fremden, welche ihn besuchten, wurden nicht nur durch den Wunsch, die innere Einrichtung eines Leuchtthurms kennen zu lernen, herbeigeführt, sondern der alte Lampenwärter selber, der eine heitere Laune und eine nicht geringere natürliche Beredsamkeit mit einer feinen Beobachtungsgabe und einer sehr genauen Kenntniß der Insel verband, übte auf sie eine unverkennbare Anziehungskraft, und jedermann, den er auf seinen Thurm führte, pries ihn als vortrefflichen Cicerone. Eines Abens, als ich mit ihm auf der Gallerie seines Thurmes stand, kam, wie schon oft zuvor, die Rede auf das Seeleben, und der Kleine sprach: „Ein rechtes Männergeschlecht, diese Schiffer! Ihren Beruf, so gefährlich er auch sein mag, lieben sie über alles. Sogar die Weiber werden in der Seeluft zu Männern. Sehen Sie da unten das schwarze Kuffschiff, das eben seine Segel zum Trocknen aufspannt? Zwei Schifferburschen hängen in seinen Raaen. Die Kuff führt den Namen Eintracht, wie am Stern in goldener Schrift zu lesen steht. Der Schiffer, dem sie gehört, ist Hinrich Schwers aus Brake, und die zwei Bursche in den Raaen sind — seine Töchter. Ja, sehen Sie mich nur mit großen Augen an. Seine Töchter, sag' ich Ihnen. Voriges Jahr verlor Schwers die beiden Söhne, welche auf der Ueberfahrt von Blexen nach Bremerhafen mit einem Boot umschlugen und in der Weser ertranken. Schwers Haar wurde in einer Nacht schneeweiß vor Schreck und Gram. „„Meine zwei Arme sind mir abgeschlagen, sagte er; ich bin ein völlig zu Grunde gerichteter Mann."" Da traten seine zwei Töchter zu ihm und sprachen; „„Vater, wir sind groß und stark und wohl im Stande, Mannesarbeit zu thun. Du weißt auch, Schifferhanthierung war unsere Lust von Klein auf. Laß uns an die Stelle der Brüder treten."" „Anfangs schüttelte der Alte den Kopf zu dem Vorschlage, dann aber ließ er sich auf eine Probe ein. Die Mädchen legten Schifferkleidung an und erlernten mit Fleiß alles, was zum Geschäft gehört. Jetzt sind sie ganz so tüchtig, wie ihre Brüder waren, und Hinrich Schwers findet in allen Häfen der Nord- und Ostsee dasselbe Vertrauen wie zur Zeit, da seine Söhne noch lebten. Schade nur, daß es mit seinem Schiff auf die Neige geht. Aber der Großherzog, der ihn und die beiden Mädchen neulich zu Brake gesehen hat, will ihm mit ein paar hundert Pistolen unter die Arme greifen, und nun läßt sich Schwers, wie ich höre, eine neue Kuff bauen." Als der Lampenwärter diese Worte gesprochen hatte, schlüpfte er auf seinen weichen Pantoffeln aus Sahlleiste hinweg, und kam gleich darauf mit einem großen Fernrohr wieder. „Schauen Sie durch das Ding da die zwei fixen Dirnen an, sagte er. Sie

haben doch nur schwache Augen. Sind das nicht Blitzmädels, he?“ Was mir der kleine Mann auf dem Leuchtthurm erzählte, wurde mir am Abend desselben Tages von einem Beamten aus Brake, der auch auf Wanger-Oge badete, bestätigt.

Ueber das spätere Schicksal der Familie Schwers habe ich dem Leser nichts Gutes mitzutheilen. Der wackre Schiffer ist im Januar 1848 mit seinem neuerbauten Kuffschiff sammt seinen Töchtern in einem heftigen Sturme untergegangen.

In wenig Monaten werden es drei Jahre, daß die Zeitungen uns berichteten: Wanger-Oge sei von einem Sturme zerrissen worden. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen, haben allerdings die gewöhnlichen Decemberstürme die nördlichen Dünen in der Mitte der Insel durchbrochen und den Leuchtthurm unterwühlt, so daß derselbe abgerissen und durch einen neuen ersetzt werden mußte. Der Großherzog hat beschlossen, das unglückliche, vielleicht noch auf eine Reihe von Jahren haltbare Wanger-Oge fallen zu lassen. Das Conversationshaus wurde abgebrochen und der größte Theil der Einwohner vermocht, sich am Jahdebusen, wo sie eine bessere Zukunft erwartet, anzusiedeln.

Wie die Insel nur noch als Ruine besteht, so auch das Seebad, das gegenwärtig von einem Barbier aus Oldenburg kümmerlich unterhalten wird. Die geringe Zahl der Badegäste, welche sich aus der Umgegend einfinden, wohnen bei den wenigen Schiffern, die der Insel noch treu geblieben sind.

Bald wird das Auge der Wangrier, dem ich so werthe Erinnerungen verdanke, auf immer geschlossen sein. K. A. Mr.

Die italienische Frage.

Von der preußischen Grenze.

Es sind in Bezug auf die „Nationalpartei“ wiederum einige Actenstücke veröffentlicht, namentlich die Antworten der k. preußischen und der h. sächsischen Regierung an Oestreich. Außerdem hat man in einigen Staaten gerichtliche Verfolgungen gegen die Unterzeichner des eisenacher Programms eintreten lassen,

und zwischen den leitenden Ministern der Mittelstaaten finden Conferenzen statt, um, vielleicht in Uebereinstimmung mit Oestreich, anderweitige Projecte für eine Reform der deutschen Bundesverfassung zu ersinnen. Wie man auch über den Werth dieser verschiedenen Thatsachen denken mag, so viel stellt sich mit überwiegender Klarheit heraus, daß auf diesem Wege die deutsche Einheit wenigstens nicht schnell zu Stande kommt. Die beiden erstgenannten Noten setzen, wie billig, die freiwillige Einstimmung aller betheiligten Fürsten voraus, und es läßt sich erwarten, daß von der andern Seite dieselbe Voraussetzung stattfinden werde; mit einem Wort, es handelt sich wieder um Aufspeicherung schätzbaren Materials. Die Zeit drängt aber; die europäischen Verwicklungen werden vielleicht bald wieder eine Betheiligung Deutschlands in Anspruch nehmen, und wenn bis dahin die deutsche Einheit nicht zu Stande kommt, so muß man versuchen, wie es ohne deutsche Einheit gehn will.

In erster Linie steht noch immer die italienische Frage; an sie reiht sich vielleicht bald die orientalische, die mit ihr auf das genaueste zusammenhängt. Denn wie sich der europäische Areopag den Wünschen der Rumänen und der Serben gegenüber verhalten wird, das hängt doch zum großen Theil davon ab, wie sich Oestreich und Frankreich in Bezug auf die italienische Frage einigen. Daß sie sich bis jetzt noch nicht geeinigt haben, steht fest; der Kaiser Napoleon ist rasch in seinen Entschlüssen, und so kann die Entscheidung über Nacht kommen, um so mehr, da das unglückselige Ereigniß von Parma gezeigt hat, daß es mit dem bisherigen Provisorium so nicht fortgehn kann.

Die Entscheidung darf Preußen nicht unvorbereitet treffen, und es muß sich vorher klar machen, welche Partei es in dem zu erwartenden europäischen Congreß zu nehmen, ob es sich überhaupt an demselben zu betheiligen hat. Wartet es wieder ab, was ihm die Ereignisse bringen, so geräth es wieder in jene Politik des Zufalls und der einander paralysirenden Rechtsbedenken, die dem Frieden von Villafranca vorausging.

Zunächst liegt auf der Hand, daß von einem Rechtsverhältniß Preußens gegen eine der betheiligten Mächte nicht mehr die Rede ist. Oestreich hat über seinen Besitzstand mit Frankreich ohne Zuziehung eines dritten pacisciren, die ehemaligen Beherrscher von Toscana, Modena und Parma stehen in keinem Rechtsverhältniß zum deutschen Bunde. Preußen hat also nach dieser Seite vollkommen freie Hand.

Wenn man blos das Wohl der Italiener berücksichtigt, so ist es augenscheinlich, daß die Einverleibung jener Länder in das Königreich Sardinien für sie der günstigste Ausgang sein würde. Die allgemeine Stimme hat sich dafür ausgesprochen, Sardinien ist anerkannt der am besten verwaltete Staat Italiens, er würde als Träger der Nationalität noch schneller fortschreiten, und zugleich einen Umfang haben, der ihm verstattete, eine unabhängige

Politik gegen Frankreich, Oestreich und Rom zu treiben, ihn zugleich aber verpflichtete, stets auf die Wünsche der Bevölkerung Rücksicht zu nehmen, um gegen die übermächtigen Nachbarn gesichert zu sein. Auch für Oestreich, wenn es nicht mit drei Würfeln neunzehn Augen werfen will, wäre dieser Ausgang der erwünschteste, denn er befreit es aus einem Labyrinth von Verlegenheiten, aus denen es sonst keinen Ausgang gefunden hätte.

Freilich ist nicht zu erwarten, daß es zu dieser Einsicht kommt, die Leidenschaften sind immer mächtiger als die Ueberlegung. Es wird, so lange ihm eine Hoffnung bleibt, aus allen Kräften sich gegen einen solchen Ausgang sträuben. Aus demselben Grund wird Rußland für Sardinien sein; denn von der angeblichen Annäherung der beiden Großmächte läßt sich noch nichts spüren. England hat sich bereits so laut wie möglich für Sardinien erklärt. So bleibt noch Frankreich übrig, dessen Sprache in den letzten Monaten seltsam gewechselt hat.

Wahrscheinlich hat das darin seinen Grund, daß in der Seele des Kaisers der Entschluß noch nicht reif ist. Napoleon ist der Mann blitzschneller und entscheidender Entschüsse; aber dann bedarf er einer Pause, sich zu sammeln. In dieser Pause ruht sein Wille.

Es kämpfen in dieser Frage verschiedene Motive gegeneinander. Nicht gern würde er seine Protectorrolle aufgeben, nicht gern Sardinien zu groß werden lassen. Auf der andern Seite hat er wirklich einen gewissen Respect vor dem Nationalwillen, vielleicht auch einige Achtung vor Victor Emanuel. Es wird ihm schwer, gegen Rom aufzutreten, und doch hat ihn Rom in der letzten Zeit sehr verdrossen. Vielleicht ist nicht der kleinste Grund, der ihn vom endlichen Entschluß zurückhält, der Umstand, daß Preußen sich über die Rolle, die es spielen will, noch nicht ausgesprochen hat.

Vielleicht wäre es ihm am angenehmsten, mit England, Preußen und Rußland gemeinsam die bisherige Rolle auf friedlichem Wege fortzusetzen. Gelingt ihm das aber nicht, so wird er sich — das steht unerschütterlich fest — genöthigt sehn die Rolle des Eroberers zu versuchen. Erobern kann er nur in Rheinpreußen, Rheinbaiern, Belgien. Wenn ihm also eine liberale Coalition nicht gelingt, so wird er es mit einer absolutistischen versuchen.

Darum scheint es uns die Hauptfrage des Tages, daß Preußen sich selber klar macht, ob es unter keinen Umständen auf einem Congreß für Italien gegen die östreichischen Ansprüche aufzutreten gedenkt. Bei der Erwägung dieser Frage spielen zu viel Gefühlsrücksichten mit, als daß man sie durch einfache Logik entscheiden könnte. Ist es aber einmal entschlossen, so ist es auch dringend nothwendig, daß es dann mit Oestreich und den deutschen Mittelstaaten sich einigt, jeden Zwiespalt sorgfältig vermeidet, und den Bund befestigt,

der jeden Eroberungsplan Napoleons unmöglich macht. Sich unentschlossen zwischen beide zu stellen, wäre eine Politik, die sicheres Verderben nach sich zöge. ††

Literatur.

Geschichte des reichsfreiherrlichen v. Wolzogenschen Geschlechts. Von K. A. A. Frh. v. Wolzogen-Neuhaus. — 2 Bde., Leipzig, Brockhaus. — Eine musterhaft gearbeitete Monographie, trotz des starken und achtungswerthen Eifers des Verfassers für sein Geschlecht mit gewissenhafter historischer Kritik ausgearbeitet. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert haben sich die Wolzogen im Kriege wie im Gelehrtenstande ausgezeichnet; die mitgetheilten Actenstücke aus ihrem Leben geben zuweilen einen tiefen Einblick in die Sitten der Zeit. — Die Memoiren seines Vaters, des General Wolzogen, hat der Verfasser schon früher herausgegeben; einige Nachträge werden hier mitgetheilt. — Von den neuern Porträts interessirte uns am meisten Wilhelm v. Wolzogen (geb. 1762), Schillers Mitschüler auf der Militärakademie und späterer Schwager. Man hat neuerdings versucht, das Andenken des Stifters desselben, des Herzog Karl von Würtemberg, wieder zu Ehren zu bringen; durch die vorliegenden Mittheilungen fallen einige neue Streiflichter auf diesen Charakter. — Im April 1784 war Wolzogen aus der Akademie entlassen und Lieutenant geworden; im September 1788 wurde er nach Paris geschickt, um sich im Baufach auszubilden. Nach der Abreise zeichnete er in sein Tagebuch auf: „Es war Nachmittags vier Uhr, als ich Stuttgart verließ... Im Ganzen entfernte ich mich gern von einer Stadt, wo alles doch nur das Gepräge des Despotismus an sich trägt, wo sklavische Unterthänigkeit gegen den Fürsten und übermüthiger Mandarinenstolz gegen Untergebene jeden gesellschaftlichen Cirkel steif und unerquicklich macht. Das edle Gefühl von der Größe und Würde des Menschen ist hier durch morgenländische Regierungsfaçon ganz unterdrückt worden; auch die besten Menschen sind von diesem lieblosen Geist angesteckt, ob sie es gleich fühlen und sich deshalb beschämt zurückziehn, um in ihrer Familie das zu suchen, was sie außer ihrem Hause stets vermißten: Freiheit im Reden und Handeln. Daher der Mangel an Gesellschaftlichkeit in Stuttgart... Und doch besitzt die Stadt einen der brillantesten Höfe. Freilich aber kommt dazu der geringe Reichthum der Noblesse; die schlechten Gagen und die früher ganz exorbitanten Ausgaben, die das Hofleben verursachte, sind der Grund davon. Der Herzog war eben rechter Hand von der Chaussee, um ein Ma-

növer einzurichten. Ich sah einige Leute über das Feld kommen, retirirte mich also aus meinem Wagen, weil ich befürchtete, es sei der Herzog selbst. So weit ist es hier gediehen, daß man sich scheut, ihm auch nur zu begegnen; denn sicher sieht er sodann grade auf das, was entweder an Kleidung oder Ort des Aufenthalts nicht ganz ordonnanzmäßig an einem ist, und ebenso sicher rügt er es auf die empfindlichste Art. Ich ließ deshalb meinen Wagen fortfahren und nahm linker Hand einen Umweg... Indessen war mein Kutscher immer zugefahren, und ich fand mich genöthigt, gegen 1½ Stunde in der größten Hitze ihm nachzulaufen, ehe ich ihn wieder einholte. Der Bursch war infolge einiger frühern Erfahrungen von einem so panischen Schrecken vor dem Herzog besessen, daß er sich nur in weitester Entfernung vor ihm sicher glaubte." — Im Januar 1789 kam der Herzog mit seiner Gemahlin nach Paris. Wolzogen mußte sich seinem Gefolge anschließen und ihn überallhin zu Visiten beim hohen Adel, ins Theater u. s. w. begleiten, auch die Stelle eines Kammerherrn bei der Herzogin vertreten. Der Zweck dieses Ausflugs war, „lange Kerls" für die stuttgarter Gardelegion zu werben. Nebenbei kaufte Serenissimus Kunstgegenstände zum Schmuck seiner Residenz. Seinem Aerger, daß Paris so viel großartiger war als Stuttgart, machte er dadurch Luft, daß er gegen seine Umgebungen alle Herrlichkeiten von Paris herabsetzte, namentlich die Kunstproductionen. In die größte Wuth gerieth er, als er in der italienischen Oper, die auf seine Kosten ausgebildete und dann von Stuttgart fortgelaufene Sängerin Balletti mit dem größten Beifall auftreten sah. Sobald ein Acteur vermeintlich falsch sang, drehte er sich um und sagte zu seiner Begleitung: „wenn er mir so gesungen hätte, würde ich ihm eine Ohrfeige gegeben haben." — Wolzogen verlor öfters den Muth, Schiller hatte in seinen Briefen Gelegenheit, ihn zu trösten, und ihn von voreiligem Aufgeben des Dienstes zurückzuhalten. Ende 1792 erhielt er den gefährlichen Auftrag, ohne eigentlich officielle Stellung, die französischen Zustände zu beobachten; er führte darüber ein Journal, das bis zum 28. März 1793 reicht. 1794 kehrte er zurück, und heirathete 27. Sept. zu Bauerbach seine alte Jugendfreundin Caroline v. Beulwitz, sehr zum Verdruß Schillers, der 21. Nov. 1794 an seine Eltern schreibt: „Sie werden nun wol wissen, daß Wolzogen mein Schwager geworden ist. Ich wollte Ihnen von dieser Sache nicht schreiben, theils weil ich immer noch gehofft hatte, sie rückgängig zu machen, theils weil sie mir in vielem Betracht fatal ist. Nun ist es geschehn, und ich schlage sie mir aus dem Sinn, so gut ich kann. Diese zwei Leute schicken sich gar nicht zusammen und können einander nicht glücklich machen. Aber wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum. Diese Geschichte hat meine Schwägerin und mich ziemlich erkältet, und Sie werden Sich daher nicht wundern, wenn sie ihnen wenig Freundschaft bezeugt." Diese Stelle theilt der Verfasser zum ersten Mal mit; Boas hatte sie unterdrückt. Uebrigens stellte sich das gute Verhältniß bald wieder her, und daß Wolzogen Dec. 1796 als Kammerherr nach Weimar berufen wurde, geschah zum Theil durch Schillers Vermittlung. Er schreibt darüber an Goethe: „Ich lebe sehr gern mit meiner Schwägerin, und mein Schwager bringt durch seine mir heterogene Art zu sein, die doch wieder ein Ganzes für sich ist, eine interessante Verschiedenheit in meinen Cirkel." — Das Zusammenleben war in der That nach Carolinens Bericht für beide Theile sehr fruchtbar,

„Mein Mann hatte einen großen Sinn und sein Blick auf Welt und Menschen war hell. Der Kreis dessen, was zu erreichen möglich ist, lag in bestimmten Umrissen ihm vor Augen . . . Aus dem Unmuth, den verdrießliche Dienstgeschäfte erzeugten, flüchtete er sich zu Schiller, und in den originellsten Einfällen machte sich unsre innere Freiheit Luft. Schiller freute sich der Wirkung seiner Dichtung auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth . . . er pflegte zu sagen: wenn es bei dem durchdringt, dann ist es gewiß tüchtig." — Bei Hofe hatte er eine schwierige Stellung; die bedeutenden Geschäfte, die ihm anvertraut wurden, erregten nicht selten den Neid seiner Collegen: „er war eine „nörgelnde" Natur. Und zwar äußerte er diesen, mit seiner Kränklichkeit hinreichend erklärten Charakterzug häufig da, wo ein geschmeidigeres Eingehn auf unschuldige Capricen anderer nicht nur nichts geschadet, sondern ihm viel Verdruß hätte ersparen können. So war ihm z. B. stets die Forderung einiger Damen am Hofe, in einer Hofequipage abgeholt zu werden, ein Dorn im Auge; er schlug es entweder ab, oder schickte die schlechtesten Wagen, die aufzutreiben waren, und machte sich damit die einflußreichsten Damen zu Feinden. Auch gegen die Seinigen war er zuweilen übellaunig. Gelehrte Damen, die zugleich gute Hausfrauen sind, gehören zu den Seltenheiten. Caroline rechnete nicht, ihr Gemahl aber rechnete, rechnete zuweilen vielleicht zu ängstlich, in einzelnen Fällen für die Seinen verletzend." Frl. v. Knebel, deren böse Zunge uns in den Hofklatsch von Weimar zuweilen recht gründlich einführt, schreibt 3. Febr. 1803: „Wolzogen, dessen eigentlicher Charakter Schlauheit ist, doch nicht genug, um sich einem gewöhnlichen Blick, wie der meinige zu verstecken, ist für mich eine wahre italienische Maske aus der Komödie, und da kann er mich oft amüsiren. — 19. Febr.: Man sagt so viel Böses von diesem dicken Freund, daß ich fast Lust hätte, mich seiner anzunehmen — wenigstens aus Dankbarkeit, da er mich amüsirt, was hier zu Land schon etwas sagen will. So schlau er übrigens sein mag — denn er hat eine Falstaffische Natur — so hat er doch ein besonderes Zutrauen zu mir und unterrichtet mich immer genau von seinen Grundsätzen, die mich oft wegen ihrer Sonderbarkeit in Verwunderung setzen, die ich aber bei näherer Untersuchung doch richtig finden muß. Auf den hiesigen Boden paßt er aber wol schwerlich, und er wird zwar nicht verschlungen werden, aber er wird verschlingen. Gleichgiltig ist er darum gar nicht, und ich möchte ihn nicht gern zum Feind haben, denn bei seiner Weichheit und Faulheit hat er doch ein ewiges Treiben in sich und steckt voller Projecte, und ich habe ihn schon etliche Mal an die Magerkeit unsers Terrains erinnern müssen." — Sein tiefes Gefühl für Schiller verrieth sich beim Tode des letztern, wo die Trauer sich bei ihm in fast leidenschaftlichen Formen äußerte. — Kanzler Müller, freilich sein Rival in der Diplomatie, sagt von ihm: „er war einer von jenen Männern, die bei großem Verstand und vieler Schlauheit doch oft allzuviel berechnen, und aus angeborner Neigung, alle Lebensverhältnisse aufs feinste und umsichtigste zu behandeln, doch mitunter in den wichtigsten Fällen raschen Entschlusses ermangeln und von dem schnellen Wechsel der Umstände überflügelt werden. Dabei war er bequem und liebte selten seine Meinung entschieden herauszusagen, oder sich voranzustellen, um sich nirgend zu compromittiren." — Er starb 17. Dec. 1809, erst 47 Jahre alt, von seiner Gattin treulichst gepflegt. „Sie beträgt sich, schreibt Frl. v. Knebel, in den Leiden ihres Mannes so hübsch und vor-

nehm, daß man glaubt, daß der Verstand doch zu etwas gut ist. Er soll öfters, und besonders gegen sie, ganz unerträglich sein. Davon spricht sie aber nie, sondern sucht nur immer ihn zu erleichtern und zu helfen, doch auch so, daß sie nicht selbst untergeht. Ich hatte ihr wirklich so viel Kraft nicht zugetraut." — Caroline hat stets ihres Mannes in treuer Liebe gedacht und seinen Charakter und seine großen Verdienste richtig gewürdigt. —

Aus Weimars goldnen Tagen. Bibliographische Jubelfestgabe zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich von Schillers, dargebracht vom Regierungsrath Dr. C. G. Wenzel. — Dresden, Arnold. — Das Buch enthält die auf Goethe und Schiller bezügliche Bibliographie in einer Vollständigkeit, die noch sehr weit über die höchst verdienstvolle Arbeit Goedekes hinausgeht, namentlich in Bezug auf die Bücher, Zeitschriften und Programme, die über die beiden Dichter geschrieben sind. Außerdem das Bibliographische über die fürstlichen Personen von Weimar in der Zeit Carl Augusts. —

Die Cartons von Peter von Cornelius in den Sälen der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von Hermann Grimm. Berlin, W. Hertz. — Eine vortreffliche, historisch geordnete Beschreibung und Kritik dieser Kunstwerke. —

Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von Louis Curtze. 2 Bde., — Leipzig, Brockhaus. — Der tragische Tod der Charlotte Stieglitz hat auch auf ihren Mann eine größere Aufmerksamkeit gelenkt, als seinen dichterischen Leistungen zukam. Der Herausgeber veröffentlicht die Briefe an seine Braut von der Verlobung bis zur Hochzeit, 1823—1828. Stieglitz macht den Eindruck einer guten, anempfindenden, nicht bedeutenden Natur. In den Briefen herrscht lauter Liebe und Sonnenschein; der Umfang ist etwas zu groß. Man sieht ihn fortdauernd an seinen orientalischen Gedichten arbeiten; einiges erfährt man auch von jenen literarischen Zuständen in Berlin, als Heines Dichtungen zuerst auftauchten; aber nicht viel. Von der seltsamen Wendung, die Charlottens Charakter später nahm, zeigt sich keine Spur. —

Erzählungen von Otto Roquette. — Frankfurt a. M. — Unter einer großen Fülle belletristischer Leistungen, die uns vorliegen, heben wir diese vorläufig als die beste hervor. Es herrscht in den Erzählungen ein sehr gesunder Humor, und einzelne Einfälle (z. B. in der ersten: der Freiwerber) sind von einer überraschenden Wirkung. Hin und wieder muß der Verfasser die Neigung bekämpfen, einen guten Einfall zu Tode zu hetzen. —

Deutschlands Krieges- und Siegesjahre, 1809—1815, im Liede deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Klette. — Berlin, Springer. — Die bekannten Lieder von Arndt, Körner, Stägemann, Kleist u. s. w. in sehr verständiger Auswahl. —

Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgange seit dem Jahr 1775 bis auf die neuesten Zeiten. Von C. L. Michelet. 1. Bd. Berlin, Schneider. — Es sind Vorlesungen über die neuere Geschichte, in liberalem Sinn, der studirenden Jugend gewiß sehr nützlich; hin und wieder werden die Begebenheiten durch ein „philosophirendes" Arrangement in Verwirrung gebracht. Thatsächlich Neues ist nichts darin, die Reflexionen sind nicht grade aus der Tiefe geschöpft und über manche Behauptungen ließe sich streiten. Der anspruchsvolle Titel erregt Erwartungen, die

der Inhalt nicht befriedigt; selbst die benutzten Hilfsmittel sind die allerbekanntesten; von Tocqueville, Barante, Sybel u. s. w. ist keine Notiz genommen. Die amerikanischen Freistaaten erscheinen dem Verfasser auf der Höhe der Menschheit. Der erste Band enthält die Geschichte der französischen Revolution und der daraus hervorgegangenen Kriege bis zu Napoleons Sturz. — — t.

Aus dem Leben eines Musikers. Von J. C. Lobe. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1859. — Der Verfasser hat in der goldnen Zeit unsrer Literatur in Weimar gelebt und mit mehren der Größen dieser Periode gelegentlich verkehrt. Was er von seinen Gesprächen mit Hummel, Goethe und Zelter mittheilt, ist zwar nicht sehr bedeutend, aber immerhin von Werth, da wir auch für das kleinste Fünkchen, das uns von jenem Glanz aufbewahrt wurde, dankbar sind. Im Uebrigen enthält das Buch einige Jugendabenteuer des Verfassers, sein erstes Auftreten als Flötenvirtuos, die Aufführung seiner ersten Symphonie, welche in der Probe starb, die Aufführung seiner ersten Oper, die nur einmal über die Bühne ging, u. s. w., ferner eine Charakteristik Mendelsohn-Bartholdys und verschiedne kleine Aufsätze über musikalische Gegenstände. Die Manier, in welcher er erzählt, ist etwas weitschweifig, indeß ist einiges mit viel guter Laune geschildert. Ein Abenteuer, das Herr Lobe als junger Mann mit Goethe hatte, geben wir in abgekürzter Form in einer der nächsten Nummern. —

Deutsche Weihnachtslieder. Eine Festgabe von Karl Simrock. Leipzig, T. O. Weigel. 1859. — Das Hauptgewicht in dieser Sammlung ist auf das dem Volkslied verwandte Weihnachtslied der ältern, d. h. der katholischen Kirche gelegt, in welchem sich das Christfest mehr in seinem volksthümlichen Charakter (wir erinnern an die Krippen, das Kindelwiegen, die drei Könige mit ihrem Sterne) spiegelt, und das bis jetzt in Deutschland noch wenig erforscht und zugänglich gemacht ist. Dann folgen in einem zweiten Buch die ältern evangelischen Kirchenlieder, die sich auf das Weihnachtsfest beziehen, in einer Auswahl. Das dritte Buch endlich umfaßt die Advents-, Weihnachts- und Dreikönigslieder der modernen Dichter. Die Sammlung ist nicht für den Gelehrten bestimmt, und so ist es gerechtfertigt, wenn der Herausgeber die ältern Lieder durch Aenderungen in Sprache und Versbau theilweise umgedichtet hat. Dem Ganzen ist eine Einleitung über das in unsern Weihnachtsgebräuchen nachklingende altheidnische Julfest und die Weihnachtsfeier im Mittelalter vorausgeschickt. —

Das Boot und die Karavane. Eine Familienreise durch Aegypten, Palästina und Syrien. Nach dem Englischen von E. A. W. Himly, D. und Prof. Mit fünf Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. Schlicke. 1860. — Eine recht anschauliche Schilderung der genannten Länder des Orients zunächst für Kinder von etwa zwölf bis vierzehn Jahren bestimmt, aber auch für Erwachsene lesbar. Die Uebersetzung könnte besser deutsch sein. Die Abbildungen sind hübsch, nur sollten die Säulen des großen Saals von Karnak nicht aussehen, als ob sie aus Mauerwerk zusammengesetzt wären; sie bestehen wie die aller übrigen Prachtbauten Aegyptens aus mühlsteinartigen Säulentrommeln. — u —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Rationalismus.

Der Rationalismus. Von Prof. Rückert in Jena. Leipzig, Haynel.

Von der Wandelbarkeit der menschlichen Dinge gibt vielleicht keine historische Erscheinung einen so schlagenden Beleg als das Schicksal derjenigen Auffassung des Christenthums, die man mit dem Namen Rationalismus bezeichnet. Es ist kaum zwei Menschenalter her, daß sie die herrschende Ansicht aller Gebildeten und Ungebildeten war; nicht blos die Laien waren ihr ergeben, sondern die überwiegende Mehrzahl der Geistlichen; in den meisten Schulen wurde sie gelehrt, und vollends in der Literatur betrachtete man jede abweichende Stimme als einen wunderlichen Einfall, den man nur durch Achselzucken zu widerlegen habe. Seitdem ist ein vollständiger Umschwung eingetreten. Der Rationalismus hat nicht blos auf der Kanzel und den Lehrstühlen ein Terrain nach dem andern verloren, sondern er ist bei Dichtern und Philosophen, bei Freunden und Feinden des Christenthums in so schlechten Ruf gekommen, daß man sich fast schämt sich dazu zu bekennen. Man weiß nicht, wer weiter in den Invectiven gegen diese Glaubensform ging, die Rechtgläubigen oder die Atheisten.

Erklärungen finden sich freilich für jede historische Erscheinung. Zuerst empörte sich die junge aufkeimende Poesie gegen die Nüchternheit einer Weltanschauung, aus der sie keine Bilder und Symbole nehmen konnte, und diejenige Schule, in der sich die Velleitäten der neuen Kunst um so stärker regten, je geringer ihr wirkliches Vermögen war, brandmarkte die gesammte Aufklärung mit dem Stempel hoffnungslosen Stumpfsinns. Dann erhob sich die Speculation, die alle Geheimnisse der überirdischen Welt auf dem Wege des Syllogismus zu erschließen wähnte, und es dem alten Glaubenssystem sehr verargte, daß es diese Geheimnisse als etwas Gleichgiltiges bei Seite liegen ließ. In den französischen Kriegen erwachte im Volk ein tieferes religiöses Bedürfniß, man verlangte nach Thatsachen des göttlichen Mitgefühls, mit welchen der Rationalismus kargte. In der Wissenschaft trat ein strenger historischer Sinn, eine Kritik ein, der die wohlmeinende Voraussetzung, daß im Grund alle vernünftigen Menschen zu allen Zeiten dasselbe gemeint hätten,

ein Greuel war. Endlich und das ist von den mitwirkenden Ursachen doch nicht die kleinste, glaubte man sich an den Höfen überzeugt zu haben, daß die religiöse Freidenkerei sehr dazu geeignet sei, den Geist der Rebellion zu nähren. Man veranlaßte daher das geistliche Regiment, für die Abhilfe eines solchen Uebelstandes Sorge zu tragen. Und hier zeigte sich, daß es doch noch kräftigere Mittel gibt als die Scheiterhaufen, der Ketzerei zu steuern: man ließ einfach die Candidaten, die sich nicht zum rechten Glauben bekannten, im Examen durchfallen, und da die menschliche Natur keineswegs so taktfest ist, wie ihre Anwälte behaupten, so war die Folge, daß in nicht zu langer Zeit dem Bedürfniß einer rechtgläubigen Lehre in der Kirche und in der Schule vollständig abgeholfen war. Rationalistische Geistliche sind heute eine Seltenheit, dafür macht man im Glauben immer weitere Fortschritte, und wer nicht von der persönlichen und fleischlichen Allgegenwart des Teufels überzeugt ist, darf heute kaum mehr wagen, sich einen Christen zu nennen. Heute — morgen vielleicht nicht mehr; denn seitdem an höchster Stelle gesagt worden ist, daß eine gewisse Art der Orthodoxie geeignet sei, Heuchler zu machen, weht der Wind schon wieder aus einer andern Ecke.

Das alles sind wol Gründe, aber keine ausreichenden, und man wird über den sichern Fortschritt der Menschheit doch einigermaßen zweifelhaft, wenn man die Schriften des alten Kant in die Hand nimmt, und damit vergleicht, was unsere Weisen sagen. Freilich unterliegt es keinem Zweifel, daß der Rationalismus als historische Erscheinung betrachtet viele berechtigte Bedürfnisse des menschlichen Gemüths unbefriedigt ließ, und daß ihm auch in wissenschaftlicher Beziehung eine große Einseitigkeit anklebte; aber in seinem Princip enthält er doch lediglich die Anerkennung, daß der Mensch ein denkendes und zurechnungsfähiges Wesen ist; und daß man im Behagen über die Schwächen seiner historischen Erscheinung so weit gehn konnte, auch sein Princip zu leugnen, ist eins der bedenklichsten Symptome des neunzehnten Jahrhunderts. Mit großer Freude begrüßen wir daher Schriften wie die vorliegende, die sich einmal ganz unumwunden zu dem alten, angeblich überwundenen Standpunkt bekennen. Rückerts Buch ist nicht blos seiner Gesinnung nach, sondern auch wegen der gründlichen, besonnenen, leidenschaftslosen Arbeit im hohen Grade lesenswerth. Die einzige Schwäche scheint uns zu sein, daß er den begrifflichen Rationalismus nicht scharf genug von dem historischen scheidet, und von diesem Gesichtspunkt aus sei uns erlaubt ihn zu ergänzen.

Die allgemeine principielle Voraussetzung des Rationalismus ist, daß es in der Welt nur ein Denkgesetz gibt; nicht etwa zwei, die sich widersprechen; und zwar gilt diese Voraussetzung für die praktische wie für die theoretische Vernunft. Was heute Naturgesetz ist, kann nicht zu irgend einer Zeit willkürlich verändert worden sein. Die Gesetze der theoretischen Vernunft lehrt

uns das Denken und die Erfahrung, die Gesetze der praktischen Vernunft offenbart uns das Gewissen. Die Menschen können zu verschiedenen Zeiten gegen die einen wie gegen die andern Gesetze gefehlt haben; aber das Wesen, welches wir als den ewigen Träger der Weltvernunft betrachten, Gott, kann sich nicht widersprechen: er kann sein Gesetz nicht aufheben; er kann nicht in irgend einer Zeit als Recht offenbart haben, was er in seiner ewigen, jeden Tag erneuten Offenbarung, im Gewissen, als Unrecht brandmarkt.

Betrachtet man dieses Glaubenssystem im Interesse der Wissenschaft, so sieht man leicht, daß die eine mit dem andern steht oder fällt. Wären die Denkgesetze oder, was dasselbe heißt, die Naturgesetze nicht ewig unveränderlich, so wäre jede Wissenschaft eine armselige Spielerei, denn jede Wissenschaft hat es mit Gesetzen zu thun, und das Naturgesetz hört auf, sobald es auch nur eine einzige Ausnahme gestattet. Nicht besser wäre es mit der Sittlichkeit bestellt, denn sobald das Gewissen, welches mich mit untrüglicher Stimme gegen mein eigenes besseres Selbst und damit gegen Gott verpflichtet, aufhört das letzte entscheidende Wort zu führen, sobald eine äußere Autorität mir meine Pflichten auflegt, so ist das Motiv meines pflichtmäßigen Handelns nur noch Furcht vor einem stärkern, nicht mehr Glaube an ein höheres Wesen. Es mag klug und weise sein, wenn man aus Furcht vor den Höllenstrafen dies oder jenes unterläßt, aber von Sittlichkeit ist dabei keine Rede mehr, sobald man das zu Unterlassende nicht innerlich als ein Unrecht empfindet.

Die echten Supranaturalisten — d. h. die an ein ewiges Natur- und Sittengesetz nicht glauben — haben sich, wenn sie consequent waren, auch stets mit gründlicher Verachtung über die Wissenschaft und über die Sittlichkeit ausgesprochen. Freilich ist diese Consequenz in unsern Tagen selten, und das ist immer noch ein Trost: denn ein Mangel an Logik und Charakter ist noch erträglicher als eine völlige Verderbniß des Geistes und des Herzens.

Um nun sogleich den Grundirrthum zu bezeichnen, in welchen der historische Rationalismus im Gegensatz zum begrifflichen verfiel, nehmen wir seine Auffassung der Geschichte zur Hand. In der richtigen Ueberzeugung von der Ewigkeit und Unveränderlichkeit des objectiven Denkgesetzes war er leicht geneigt, den Wandel zu vergessen, dem das subjective Denken ausgesetzt ist. Indem es ihm zunächst darauf ankam, in Bezug auf das Christenthum die Einheit der Vernunft herzustellen, that er den christlichen Urkunden Gewalt an: er suchte in ihnen unsere eigne Empfindungs- und Anschauungsweise wiederzufinden. Es sind hier wirklich sehr arge Mißverständnisse vorgekommen, aber einmal trifft der Vorwurf nicht den gesammten Rationalismus. Man darf z. B. nicht Paulus mit Kant verwechseln. Paulus interpretirte im baaren Ernst die von der Bibel berichteten Wunder und die unserm Gefühl wider-

strebenden Sittensprüche so, daß die Wunder wegfielen und daß die Sittensprüche etwas ganz Argloses sagen sollten, und kam in diesem Bemühen nicht selten auf Trugschlüsse, die jedes Kind widerlegen kann. Kant dagegen behauptete nur, daß von der Bibel nur dasjenige verbindlich sein könne, was Maximen für unser Handeln enthielte, und zwar solche, die unserm Gewissen entsprächen. Er prüfte die Offenbarung an der Vernunft, und ohne weiter über den Ursprung derselben zu grübeln, ließ er nur dasjenige gelten, was durch die Vernunft bestätigt wurde.

Sodann wird die Haltung des historischen Rationalismus, die freilich wie alles Justemilieu eine sehr undankbare war, durch seine zeitlichen Voraussetzungen gerechtfertigt. Auf der einen Seite trat ihm die Lutherische Orthodoxie entgegen, die mit der aufkeimenden Bildung ungefähr so viel Zusammenhang hatte als der Buddhismus oder sonst ein ausländisches Religionssystem, auf der andern Seite der französische Deismus (Voltaire), der sich zwar durch den Glauben an Gott und an die Tugend sehr wesentlich von den Materialisten jener Zeit unterschied, der aber in seinem Haß gegen das Christenthum ebenso weit ging als diese. Freilich hatten die Franzosen unter dem Joch der Jesuiten schwer gelitten, aber der Fanatismus, mit dem Voltaire und seine Anhänger das Ecrasez l'Infame! d. h. zerstört das Christenthum! wiederholten, war doch nicht blos eine Versündigung an dem Fortschritt der Menschheit, sondern auch ein rasender historischer Irrthum. Voltaire besaß einen außerordentlichen Scharfsinn, alles aufzuspüren, was die Geschichte des Christenthums Häßliches und Lächerliches enthält, und einen ebenso außerordentlichen Witz, diese Entdeckungen geltend zu machen, aber damit brachte er doch nur eine schmähliche Caricatur des Christenthums zu Stande, und vergaß, daß seine eigne Naturreligion, so farblos sie aussah, zum Theil ihr Bestes eben den Einflüssen des so sehr geschmähten Christenthums verdankte.

Die deutschen Rationalisten gingen von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß ein religiöser Fortschritt nur möglich sei, wenn man an das Bestehende d. h. an den Glauben des Volks anknüpfe. Aber sie handelten zugleich im guten Gewissen; sie waren der festen Ueberzeugung, daß ihre Auslegung des Christenthums die richtige sei, daß sie den Kern der Sache träfe. Und hier mag man noch so stark ihre Irrthümer hervorheben, man mag z. B. die symbolische Auslegung, die Kant von der Messiaslehre gibt, noch so befremdlich finden: sie enthält doch in der That die Hauptpunkte derselben, und jeder Versuch, irgend ein beliebiges anderes Religionssystem ähnlich auszulegen, würde schmählich mißlingen. Außerdem konnten sich die deutschen Theologen auf die bessern ihrer Vorgänger selbst unter den Kirchenvätern berufen, bei denen das credo quia absurdum nur als Ausnahme vorkam; die sich vielmehr

ernstlich bemühten, die Dogmatik nach dem Maßstab ihrer Vernunft, so reif oder unreif er war, auszulegen.

Will man zugleich gegen den Rationalismus und seine Gegner gerecht sein, so muß man erwägen, daß er als historische Erscheinung nicht blos eine theologische Form, sondern ein Denk- und Empfindungssystem enthält, welches sich auf alle Kräfte der Seele, Verstand, Gefühl, Wille, Phantasie, gleichmäßig erstreckt, die einen mehr oder minder befriedigt und daher bei ihnen theils ein freudiges Entgegenkommen, theils eine heftige Reaction hervorrief. Vor dem Richterstuhl der theoretischen und praktischen Vernunft wird er den günstigsten Erfolg haben, dagegen das Gefühlsleben wenig in Anspruch nehmen und der Phantasie sogar fortwährenden Anstoß geben. Gleichviel ob man die Bedürfnisse, die er unbefriedigt läßt, für berechtigt hält oder nicht, sie sind vorhanden und verlangen ihre Befriedigung mit der Gewalt einer Naturkraft. Und grade die Religion ist dasjenige Gebiet, wo sich der Mensch mit seinen Bedürfnissen nicht abweisen läßt. In der Wissenschaft und Kunst, im Recht und im Staatsleben erkennt er seine Grenzen an, in der Religion verlangt er das Unbegrenzte. Eine Religionsform, die solchen Anliegen nur kalte Ablehnung entgegensetzt, zeigt eben dadurch, daß sie einer wesentlichen Ergänzung bedarf, wenn sie überhaupt fortdauern soll, und diese Probe hat auch der Rationalismus noch zu bestehn.

Die Feinde des Rationalismus, der von der Identität der Vernunft im Weltganzen ausgeht, sind in zwei entgegengesetzten Lagern zu suchen. Es sind die Supranaturalisten und die Atheisten. Beide Parteien, so stark sie sich dem Anschein nach widersprechen, kommen doch in einem Hauptpunkt überein. Der Supranaturalist, indem er die Ewigkeit und Ursprünglichkeit des Natur- und des Sittengesetzes leugnet, macht dadurch das wirkliche Leben zu einem leeren, inhaltlosen Traum, in dem das Licht der überirdischen Welt nur zuweilen blendend sich zeigt, wie das Leuchten eines fernen Gewitters. Die Welt ist ihm nur Erscheinung ohne ein Wesen, das zu ihr gehört; sie ist aus nichts geworden, sie fällt in nichts zurück, sie ist im Wesen nichts. Der Atheismus und Materialismus kommt im Ganzen zu demselben Resultat: ihm ist zwar die Erscheinungswelt als solche sammt ihren Gesetzen ewig, aber sie ist eben nur Erscheinung ohne Seele d. h. ein Räthsel ohne Sinn. Den Unterschied macht im Grunde nur die Stimmung; während der Supranaturalist in Seufzer und Wehklagen ausbricht über die Nichtigkeit dieser Welt, treibt der Atheist, wenn er consequent ist, seinen Spott damit. Beiden tritt der Rationalismus mit dem ernsten puritanischen Bestreben, die Erscheinung überall an das Wesen, den Geist an den Leib, Gott an die Welt, die Seele an ihre Bestimmung anzuknüpfen, in gleicher Schärfe entgegen. Sehen wir nun, wie

weit ihm das auf den verschiednen Gebieten der Seele gelingt. Zuerst auf dem Gebiet der reinen Vernunft.

Obgleich die Vernunft als universelle Macht auf die Stimmungen und Leidenschaften, die immer individueller Natur sind, keinen unmittelbaren Einfluß auszuüben scheint, so gibt es doch Zeiten, wo auch sie sich zur Leidenschaft steigert und die Führung der Geschichte übernimmt. Wenn auch Jahrhunderte lang ihre Ansprüche so weit zurücktreten, daß sich der Menge ein gewisser Haß der Vernunft bemächtigt, so wirkt sie doch im Stillen fort, bis in einer plötzlichen Explosion der Geist der Zeit seine Richtung verändert und seine bisherige Form von sich abstreift. Wenn in einer solchen Umwälzungsperiode keine Hoffnung vorhanden ist, die Ansprüche der Vernunft innerhalb der bestehenden Religion zu befriedigen, so wendet sie ihre zerstörende Kraft gegen dieselbe, wie es zum Theil schon im Zeitalter Macchiavellis in Italien, in viel höherm Grade durch die Encyklopädisten in Frankreich geschah. Durch die Reformation war nun in Deutschland der Weg gebahnt, innerhalb der Theologie selbst den Bedenken der Vernunft Gehör zu verschaffen, und was in der katholischen Kirche als Rebellion gegen das Christenthum aufgefaßt wurde, als Christenpflicht, ja als Beruf des Gotteslehrers auszuüben.

Wenn auch Luther seinem Glaubenssystem nach nicht im Geringsten mit dem modernen Rationalismus verwandt ist, so hat er ihn doch vorbereitet, indem er, um eine Stütze gegen das Papstthum zu finden, der traditionellen, d. h. wirklichen Kirche, das Bild einer idealen, ursprünglichen, entgegengesetzte und für die Rechtfertigung der letztern ausschließlich die heilige Schrift gelten ließ. Daß zwischen dem Inhalt der Bibel und zwischen dem Inhalt der Kirche, wie sie sich in der von ihm für kanonisch gehaltenen Zeit, d. h. im vierten Jahrhundert fixirt hatte, ein sehr erheblicher Unterschied stattfand, mochte er nicht zugeben, und wenn er den Gottesgelehrten wie den Laien die Pflicht auferlegte, fleißig in der Bibel zu forschen, so war er fest überzeugt, daß dadurch die Lehren des Katechismus nur immer tiefer begründet und befestigt werden müßten. Doch konnte bald, auch bei der größten Hingebung an die Kirche, die Wahrnehmung nicht ausbleiben, daß manche Punkte des Bekenntnisses in der Bibel entweder gar nicht vorkämen, oder wenigstens so unbestimmt ausgedrückt, daß eine andere Auslegung möglich sei, und so mußte schon das Bedürfniß einer kirchlichen Vertiefung darauf führen, nach dem innern Zusammenhang der biblischen Geschichte zu forschen, mit andern Worten: an sie den Maßstab der historischen Kritik zu legen.

Das Bedenkliche eines solchen Unternehmens hatten die Priester der alten Kirche sehr wohl begriffen und den Laien das Lesen der heiligen Schrift entweder ganz untersagt, oder es wenigstens nur in der von der Kirche festgestellten Auslegung erlaubt.

Wenn man im Anfang von der Ansicht ausging, die ganze Bibel sei vom heiligen Geist dictirt, so mußte man doch bald einzelne, wenn auch nur kleine Irrungen bemerken, die man unmöglich dem heiligen Geist zuschreiben, deren Schuld man vielmehr dem irdischen Verstand des Schreibers aufbürden mußte. Man mußte unterscheiden, was echt und was unecht war, d. h. was wirklich vom heiligen Geist herrührte und was von dem Schreiber aus eignen Kräften hinzugesetzt war. Auch dabei konnte man nicht stehn bleiben. Viele, ja die meisten von den Geschichten, die in den Evangelien erzählt werden, rühren, wenigstens der Form nach, von Augenzeugen her: hier hätte sich also der heilige Geist eine unfruchtbare Mühe gegeben, wenn er dem Schreiber hätte selbst dictiren sollen, was dieser mit angesehn. Sobald man es aber nicht mehr mit dem heiligen Geist zu thun hatte, mußte man die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriftsteller, ihre Einsicht und ihr Verständniß ebenso prüfen wie bei einem weltlichen Chronisten: werden doch in der Bibel selbst den nächsten Jüngern des Herrn zuweilen recht starke Vorwürfe gemacht. Wenn man also auch das Factum der Offenbarung als feststehend betrachtete, so sah man sich doch genöthigt zu untersuchen, wie weit die Berichterstatter geeignet waren, diese Offenbarung zu fassen und wiederzugeben. Auch das war noch nicht das Letzte. Denn man erinnerte sich, daß die Offenbarung in einer bestimmten historischen Zeit vorgefallen war, die in intellectueller und sittlicher Bildung noch keineswegs auf der Höhe der unsrigen stand, die im Gegentheil noch in die ärgsten Vorurtheile verstrickt war. Wenn sich nun, fuhr man weiter fort, Gott in seiner Offenbarung dieser Zeit verständlich machen wollte, so mußte er sich in der Sprache derselben ausdrücken, mit andern Worten: er mußte an ihre Vorurtheile anknüpfen. Hier war nun ein breiter Spielraum gewonnen für die Untersuchung, was von dem Inhalt der Offenbarung als ewig und unabänderlich gemeint war, und was sich nur auf die Voraussetzungen der damaligen Juden bezog. Hätte sich, dachte man im Stillen, Gott uns offenbart, so würde er sich viel offner und unbefangner haben ausdrücken können, während er unter diesen Umständen genöthigt war, sich der bildlichen und symbolischen Redeweise zu bedienen. So ergänzte man denn die Lehren des Evangeliums nach dem Maß des gebildeten Bewußtseins unsrer Zeit — und welches Maß hätte man auch sonst anwenden können?

Wenn diese Bemühungen mitunter einen fast komischen Eindruck machen, so kann man doch nicht leugnen, daß hier eine Logik der Thatsachen vorliegt, aus der sich kein Glied wegbringen läßt. Nun war noch ein Schritt übrig, der von Kant gethan wurde, mit einer Entschiedenheit, die nichts zu wünschen übrigläßt: er ließ das Factum der Offenbarung dahingestellt sein, behauptete aber, daß der Inhalt derselben in allen Theilen von der menschlichen Vernunft geprüft, und daß erst nach dieser Prüfung festgestellt werden müsse, was davon

wirklich zur Religion gehöre und was nicht. Wenn nun die rechtgläubigen Gegner des Rationalismus aus dieser Behauptung die letzte Consequenz zogen, daß unter diesen Umständen die Offenbarung überhaupt etwas Ueberflüssiges sei, so zuckte Kant die Achseln und hatte nichts dagegen einzuwenden.

Die größte Schwierigkeit bei dieser wohlmeinenden Auslegung, welche die Identität der Vernunft durch die Uebereinstimmung der Bibel mit dem gegenwärtigen gebildeten Bewußtsein nachweisen wollte, machten die zahlreichen Wunder. Hier kam den Rationalisten der Umstand zu Hilfe, daß Christus selbst auf die Wunder kein großes Gewicht legte, daß er vielmehr die Leute tadelte, wenn sie nicht glaubten ohne Zeichen und Wunder zu sehen. In der Zurückführung der Wunder auf Naturereignisse hat Paulus das Möglichste geleistet, der z. B. das Wandeln Jesu auf dem Meer als ein Wandeln am Meer interpretirte. Wenn Lavater diese Auslegung als dumm und frech bezeichnete, so kann man ihm, von seinem Standpunkt aus, nicht Unrecht geben. Andre gingen nicht so weit; sie betrachteten die damals geschehenen Wunder als eine Accommodation an den Zeitgeist, gleichsam als einen Hokuspokus, der dem rohen Volk der Hebräer vorgemacht werden mußte, um den höhern Wahrheiten der Offenbarung Eingang zu verschaffen. Uns gegenüber, setzten sie im Stillen hinzu, hätte Gott dergleichen nicht nöthig gehabt. Ueberhaupt mußte man bald zu der Untersuchung geführt werden, welche Beweiskraft denn eigentlich in einem Wunder liegen kann? Wenn man uns vor unsern Augen Holz in Eisen verwandelt oder einem Menschen den abgeschlagenen Kopf wieder ansetzt, so wird man uns zwar dadurch, vorausgesetzt, daß keine Taschenspielerei obwaltet, überführen, daß unsre bisherige Auffassung des Naturgesetzes auf schwachen Füßen steht; wenn man aber weiter gehn und uns dadurch beweisen will, daß unsre Rechtsbegriffe irrig sind, daß was wir bisher für böse gehalten gut sei oder umgekehrt, so werden wir diese Logik nicht gelten lassen. Und dieser Nachweis ist doch bei einer Offenbarung die Hauptsache. Nimmt man doch neben den göttlichen Wundern auch englische und teuflische an, „von welchen aber, setzt Kant hinzu, die letztern eigentlich nur in Nachfrage kommen, weil die guten Engel (ich weiß nicht warum) wenig oder gar nichts von sich zu reden geben." „Es mag sein, fährt er fort, daß die Person des Lehrers der alleinigen für alle Welten giltigen Religion ein Geheimniß, daß seine Erscheinung auf Erden so wie seine Entrückung von derselben, daß sein thatenvolles Leben und Leiden lauter Wunder, ja gar, daß die Geschichte, welche die Erzählung aller jener Wunder beglaubigen soll, selbst auch ein Wunder (übernatürliche Offenbarung) sei, so können wir sie insgesammt auf ihrem Werth beruhen lassen, ja auch die Hülle noch ehren, welche gedient hat, eine Lehre, die unauslöschlich in jeder Seele aufbehalten ist und keiner Wunder bedarf, öffentlich in Gang zu bringen; wenn wir nur, den Gebrauch dieser historischen

Nachrichten betreffend, es nicht zum Religionsstück machen, daß das Wissen, Glauben und Bekennen derselben für sich etwas sei, wodurch wir uns Gott wohlgefällig machen können." — „Was aber Wunder überhaupt betrifft, so findet sich, daß vernünftige Menschen den Glauben an dieselben, dem sie gleichwol nicht zu entsagen gemeint sind, doch niemals wollen praktisch aufkommen lassen, welches so viel sagen will, als: sie glauben zwar, was die Theorie betrifft, daß es dergleichen gebe, in Geschäften aber statuiren sie keine."

Untersuchen wir nun, in wie weit das Religionssystem des Rationalismus den Verstand befriedigen konnte, so werden wir die allgemeine Reaction gegen die oft kindischen Auslegungen, welche Paulus versuchte, sehr begreiflich finden. Anders verhält es sich mit Kant. Denn dieser suchte nur festzustellen, wie viel wir von Gott wissen können und wie viel uns für unsern praktischen Gebrauch von ihm zu wissen nöthig sei; was jenseit dieser Grenze lag, schob er als etwas, das man annehmen oder auch nicht annehmen könne, bei Seite. Gegen diese Scheidung hätte der schlichte Verstand an sich nichts einzuwenden gehabt, wol aber empörte sich der speculative Geist, stolz auf seine neuen Errungenschaften, gegen diese Resignation des Denkens, und Schelling und Hegel sagten von der überirdischen Welt eine große Menge von Dingen aus, die sich mehr oder minder auf den Katechismus bezogen oder die sie durch den Syllogismus festgestellt zu haben meinten. Da aber diese Fortschritte der Speculation im Bewußtsein der Gegenwart nicht gehaftet haben, so dürfen wir darüber wol zur Tagesordnung übergehn.

Was nun die von einer entgegengesetzten Seite angeregte Forderung betrifft, man solle den Verstand überhaupt zum Schweigen bringen, wo es sich um den Glauben handle, so können wir einen unverdächtigen Zeugen anführen, Gentz, der sich aus äußern und innern Gründen ernsthaft bemühte, jener Forderung gerecht zu werden. Er schreibt 6. April 1817 an Adam Müller: „Die Weltgesetze, werden Sie mir sagen, sind Offenbarungen Gottes, denen die Vernunft sich unterwerfen muß. Ich frage daher: sind sie Ihnen von Gott unmittelbar geoffenbart worden? Antworten Sie: ja, so erwiedre ich, ohne es weiter zu bezweifeln: desto besser für Sie! Mir wurde das Glück nicht zu Theil. Antworten Sie: nein! so ruht Ihre Ueberzeugung von jenen Offenbarungen nur auf dem Glauben an das, was andern offenbart wurde. Nun, dieser Glaube fehlt mir ebenfalls." — „Um auch nur zu erkennen, daß es Gesetze gibt, die höher als alle Vernunft sind, muß ich schlechterdings ein Medium haben, wodurch ich dies erkenne. Ist dies Medium die Vernunft, so tritt offenbar die Competenz der Vernunft wieder ein. Ist das Medium nicht die Vernunft, so muß ich wenigstens wissen, wo und was es ist. Erklären Sie es mir, wie Sie wollen — mein erstes Bedürfniß wird immer wieder das der Appellation an meine Vernunft sein; denn auf welchem an-

dern Wege soll ich mir sonst Rechenschaft geben, ob das Medium welches Sie mir anzeigen, zulässig sei oder nicht?"

Wie nun durch äußere Motive von Männern mit starker Vernunft die Ansprüche der Vernunft bei Seite gestellt wurden, zeigt am deutlichsten ein Brief desselben Gentz, der so kräftig die Sache der Vernunft in Glaubenssachen geführt, an A. Müller 19. April 1819, als ihn das Attentat gegen Kotzebue in Angst gejagt hatte. „Nie wird Religion wieder als Glaube hergestellt werden, wenn sie nicht zuvor als Gesetz wieder hergestellt wird. Denn nur als Gesetz kann sie einen Glauben des Gehorsams selbst in denjenigen begründen, die für den directen Glauben unempfänglich waren oder geworden sind . . . Ich weiß, daß keine moralische und folglich auch keine politische Weltordnung bestehn kann, wenn sich nicht Mittel finden, die Vernunft eines jeden zu bändigen, und wenn der unselige Anspruch, vermöge dessen jeder seine eigne Vernunft als gesetzgebend ansehen will, nicht aus der menschlichen Gesellschaft wieder zu verbannen ist . . . Das Gesetz kann nur in der Religion zu finden sein . . . Selbst hier aber kann es keine feste Wurzel schlagen, wenn es nicht von einer fortdauernden gesetzgebenden Macht regelmäßig verwaltet wird. Es muß folglich eine Kirche bestehn, und in dieser Kirche muß Einheit und Unwandelbarkeit in allem Wesentlichen das erste Princip sein. Sobald man einmal zugibt, daß die Vernunft des Einzelnen in Sachen der Religion, nicht blos unter der Hand rebelliren (welches sich nicht immer vermeiden läßt), sondern für sich selbst und gar für andere gesetzgebend werden kann, muß das Nämliche auch für alle Staatsverhältnisse gelten; und von dem Augenblick an fällt die Gesellschaft auseinander und alles sinkt in den wilden Naturzustand zurück. Kirche und Staat dürfen immer nur sich selbst reformiren, d. h., jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehn. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dies Geschäft eingreifen darf, ist keine Rettung mehr. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuern Uebel, unter welchen wir heute erliegen. Wäre er blos räsonnirend geblieben, so hätte man ihn, da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden müssen und können. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christenthums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu capituliren, ihm seine Stelle im Staat neben der eigentlichen wahren Kirche, wol gar auf den Trümmern derselben anzuweisen, war sofort die religiöse, moralische und politische Weltordnung aufgelöst. Was wir erlebt haben, war nur eine nothwendige Folge und die natürliche Entwicklung jenes ersten Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus derselben Quelle geflossen." — Seine religiöse Ueberzeugung ist nicht im mindesten geändert, er hat nur

einen andern politischen Gesichtspunkt gewonnen; und von hier aus erkennt er in der katholischen Kirche die einzige Bändigung der Revolution. So dachte bald die Mehrzahl der deutschen Staatslenker, und man brachte Kotzebue ein Todtenopfer, indem man die Vernunft in Banden schlug.

Der praktische Gesichtspunkt war für die Feinde des Rationalismus das Entscheidende, und damit trafen sie den Kern der Sache, denn in der That bezieht sich dieses Glaubenssystem weniger auf die theoretische als auf die praktische Vernunft, und seine Untersuchungen über die menschlichen Pflichten sind ungleich bedeutender als seine Methaphysik.

Fast allen Religionen liegt die uralte Vorstellung zu Grunde, der Zorn der Götter könne nur durch Opfer abgewandt werden. Am härtesten, wenn auch nur symbolisch, war diese Lehre im Christenthum ausgesprochen: der Mensch, ursprünglich nach Gottes Bild geschaffen, war durch eine geheimnißvolle Schuld entartet, und nur das ungeheuerste Opfer, das Opfer seines eingebornen Sohnes, der gewissermaßen als Repräsentant der ganzen Menschheit auftrat, konnte Gott versöhnen. Inwiefern nun diese stellvertretende Buße den einzelnen Menschen zu Gute kam, darüber war die Kirche seit den ältesten Zeiten getheilter Meinung, doch überwog in der Periode, die der Reformation vorherging, die Ansicht, daß man sich der göttlichen Begnadigung, im Sacrament bestätigt, hauptsächlich durch gute Werke d. h. durch Opfer, im Gehorsam gegen die unmittelbaren Diener Gottes gebracht, würdig machen könne. Bei seiner entschiedenen Auflehnung gegen diese Diener Gottes verwarf Luther diese Rechtfertigung durch gute Werke, und stellte statt dessen die Rechtfertigung durch den Glauben fest. Diese Theorie spaltete sich im folgenden Jahrhundert in zwei verschiedene Richtungen: die eigentliche Orthodoxie suchte den Glauben in der unbedingten Annahme aller Punkte des Katechismus; dagegen verlangten die Pietisten eine inbrünstige Vertiefung in das Leben Jesu, eine völlige Zerknirschung des Willens und das reuige Erfülltsein mit dem Bewußtsein der allgemeinen Sünde. Darin kamen sie überein, daß seit dem Sündenfall der Mensch von Natur böse sei.

Gegen diese Ansicht wandte sich das Bewußtsein der Gebildeten, die namentlich seitdem Rousseau ihnen Muth gemacht, von der Ueberzeugung ausgingen, daß Gott sich in der Natur offenbare, daß in der Natur alles gut sei, folglich auch der Mensch, so weit er der Natur folge. Wo denn doch das Böse herkäme, darüber dachten sie entweder nicht nach, oder sie leugneten die Existenz des absolut Bösen überhaupt und ließen nur ein relativ Böses d. h. unfertiges, unvollkommnes gelten, welches sich im natürlichen Verlauf schon von selbst corrigiren werde. Diese Lehre, die man wol als das eigentliche Kennzeichen des sogenannten Pantheismus auffassen kann, wurde in Deutschland von Dichtern und Philosophen wetteifernd verkündet, von niemand beredter

als von Goethe und Herder. Nach dieser Lehre war die Sehnsucht nach dem Göttlichen nicht der Ausdruck einer innern Entzweiung, sondern das freudige Erwarten eines letzten Schmucks, der zum ganzen Leben sich schicke.

Im harten Gegensatz gegen diese optimistische Ansicht begann der Philosoph von Königsberg seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" mit der Auseinandersetzung, daß dem Menschen ein radicales Böse bewohne, und daß eben dies Gefühl ihn zu Gott treibe, daß er aber zugleich durch das Gefühl des Erhabenen die Fähigkeit besitze, sich einen Gott, d. h. ein Ideal zu schaffen, und daß dieser ewige Kampf zwischen dem Ideal des Guten gegen die Existenz des Bösen, den Inhalt sowol der Geschichte als der echten Religion ausmache. Die Rechtfertigung des Menschen geschehe durch die unbedingte Unterwerfung seines Willens unter das Sittengesetz, das er aber aus seinem eignen Innern schöpfe. Das pflichtmäßige Handeln an sich genüge noch nicht, wenn nicht das wahre Motiv, die pflichtmäßige Gesinnung hinzukäme, und die letztere sei nur da, wo sie sich im Handeln zeige. In der Religion wie in der Philosophie habe der Mensch nichts Andres zu suchen, als die Läuterung und Erhebung seines Gemüths zur Kraft der pflichtmäßigen Gesinnung. Diese Lehre Kants wurde im Wesentlichen das Grundprincip des Rationalismus.

Wenn Kant in der Annahme eines radicalen Bösen mit der Orthodoxie übereinstimmte, so war seine Ansicht von der Rechtfertigung der ihrigen entgegengesetzt. Den Wortglauben stellte er nicht nur als etwas Gleichgiltiges, sondern als etwas Schädliches dar, so weit er nicht zur sittlichen Gesinnung führte; nicht die Gnade Gottes rief er an, sondern seine Gerechtigkeit, nicht aus der Schrift leitete er den Inhalt des Rechts her, sondern aus dem Gewissen, und ließ die Schrift nur gelten, insofern sie mit dem Gewissen übereinstimmte. — Noch lebhafter bekämpfte er den Pietismus. Das Festhalten der Reue und Zerknirschung erschien ihm als etwas Schädliches und Verächtliches, und er ließ das Gefühl der Reue nur als ein Uebergangsmoment gelten, in welchem sich der Wille entschließt, sich unbedingt dem Gesetz zu unterwerfen. Ueber die Versöhnung Gottes durch Stellvertretung vollends sprach er sich nur mit starkem Achselzucken aus.

Dabei darf man aber nicht übersehn, daß sein System dem herrschenden Pantheismus, dem Glauben an die unbedingte Güte der Natur, ebenso entgegengesetzt war. Seine Anforderungen an den Willen waren ebenso streng als die des Christenthums, und nicht blos Goethe und Herder sprachen sich zuweilen sehr bitter darüber aus, sondern auch Jakobi, der zwar den Glauben an die allgemeine Güte der menschlichen Natur nicht gelten ließ, wol aber für schöne Seelen eine Ausnahmestellung in Anspruch nahm und sie von dem Joch des Gesetzes befreien wollte. Schiller, den die Kraft dieses strengen Gesetzes sehr anzog,

nd der sich im Ganzen für Kant aussprach, milderte doch die Starrheit des Gesetzes insofern, als er behauptete, dasselbe müsse nach der Wiedergeburt in Fleisch und Blut übergehn und als Gesetz gar nicht mehr empfunden werden; rst dann sei die Rechtfertigung der Natur vollzogen.

Noch gegen eine dritte Seite richtete sich Kants Polemik, gegen den Illuminatismus, der von einem Zweckbegriff ausging, von dem Reich des Guten, as auf Erden herzustellen sei: dieser Zweck müsse das herrschende Motiv es menschlichen Handelns sein. Kant dagegen verwarf sowol die Träumerei ines zu erwartenden Reichs des Guten, als auch die blos aus dem Zweck ergeleiteten Maximen, und zeigte ganz richtig, daß es wieder der bekannte Grundsatz der Jesuiten sei. Es ist eigen, daß derjenige Schüler Kants, der den Begriff des kategorischen Imperativs auf die Spitze trieb, daß Fichte sich in seiner Gesinnung wieder den Illuminaten zuneigte. Freilich ist es schwer, bei einem Pflichtsystem, welches von allen idealen Zwecken abstrahirt, die Leerheit und Einförmigkeit zu vermeiden, und so wird auch der strengste und eifrigste Philosoph dazu getrieben werden, von der Resignation in den unerforschlichen Willen Gottes abzugehn und sich einen Plan der Weltregierung zu denken, dem der Einzelne, wenn auch mit seinen schwachen Kräften, zu Hilfe zu kommen habe.

Diese Abstraction von allen idealen Zwecken, diese Resignation in die zehn Gebote, wie sehr man sie auch erweitern mag, bleibt wol immer die schwächste Seite im Kantischen Moralsystem und im Rationalismus überhaupt. Es ist schon bedenklich für das Verständniß der Geschichte, daß alles, oder fast alles, was Großes in derselben geschehen, außerhalb dieses Moralsystems gestellt werden muß, weil in demselben die weltbewegenden Mächte nicht in Rechnung gezogen werden. In der bloßen Beobachtung des Gesetzes liegt wieder der Keim zu einem neuen Pharisäerthum, und während der heroischen Kraft des Einzelnen sehr viel zugemuthet wird, stellt man ihm nichts Andres in Aussicht als die Zufriedenheit des Gewissens, d. h. die an sich leere Uebereinstimmung mit sich selbst. Fichte hat allerdings versucht, die Seligkeit des wahrhaft Gläubigen, d. h. dessen, der sein Leben an eine Idee setzt, zu schildern, aber mit dieser Idee ist er nicht blos über den Kantischen Pflichtbegriff hinausgetreten, sondern mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Wie segensreich übrigens Kant durch seine Bekämpfung des moralischen Atomismus auf sein Zeitalter eingewirkt habe, ist vielfach auseinandergesetzt worden, am besten von Schiller in seiner Abhandlung über Anmuth und Würde.

Am deutlichsten zeigt sich die Einseitigkeit des Systems, wenn man es in seiner Beziehung auf das Gefühlsleben betrachtet; von dieser Seite sind ihm auch die meisten Widersacher erstanden. Historisch genommen kann man die Strenge des Philosophen gegen die Ueberschreitungen des Gefühlslebens

vollkommen begreifen, denn der Pietismus hatte das ganze Zeitalter vergiftet und der bei weitem größere Theil der Literatur war empfindsam, weibisch und weinerlich. Am deutlichsten zeigt uns das der Einblick in die massenhaften Correspondenzen jener Tage, wo die Seele in einer Weise verhätschelt wird, die alle Kraft in ihr erstickt. Aber indem Kant das Uebermaß der Empfindung bekämpfte, trug er dem tiefen Bedürfniß des Herzens zu wenig Rechnung. Das religiöse Gefühlsleben hat seinen kräftigsten Ausdruck im Gebet, und die Art, wie sich Kant in seiner Religionslehre über das Gebet ausspricht, ist von einer schneidenden Härte. Gegen seine Gründe läßt sich nichts einwenden, aber er verkenntden tiefern Sinn, der im Gebet liegt, und verschmäht es im Stolz seiner starren Gesetzlichkeit, dieser Tiefe einen andern angemessenen Ausdruck zu geben. Von dieser Seite haben zuerst Jakobi, dann aber namentlich Schleiermacher mit Erfolg gegen ihn angekämpft, und wenn auch bei dem letztern (wir meinen hauptsächlich seine Jugendschriften) die zerflossene, blos musikalische Sprache, die Weichheit und selbst Gegenstandlosigkeit der Empfindungen denjenigen abstößt, der an den kräftigen Knochenbau des Kantischen Stils gewöhnt ist, so hat er doch in der Religion ein Gebiet entdeckt, welches das Kantische System, welches der Rationalismus überhaupt nicht beachtet. Daß Schleiermacher auf diesem Gebiet alle Räthsel gelöst, alle Fragen beantwortet habe, wird schwer zu behaupten sein, aber er hat die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt, und das ist ein Verdienst, das später seine Früchte tragen wird. Fichte gab sich die Mühe, auch dem Gefühl eine Befriedigung zu verschaffen, aber er fand sie nur in der Form des Enthusiasmus, und dem größten Philosophen wird es nicht gelingen, den Enthusiasmus als die bleibende Stimmung des Menschen zu fixiren. Von den spätern speculativen Philosophen, von Schelling und Hegel, ist nach dieser Seite hin wenig geleistet; im Gegentheil haben sie durch ihre Bemühung, jede Lebensform als gleichberechtigt zu begreifen, die Kraft des Gefühls in einer sehr bedenklichen Weise abgeschwächt.

Es ist charakteristisch für Kants Religion und, setzen wir hinzu, es liegt im Wesen des Rationalismus, der Sektenbildung abhold zu sein. Während Schleiermacher von einer stillen Gemeinde ausging und sich im Grunde nach einer stillen Gemeinde zurücksehnte, war für Kant, so eifrig er das Pfaffenthum bekämpfte, die Organisation einer Kirche, die als Reich Gottes allmälig die ganze Menschheit einschließen sollte, das Hauptaugenmerk, wie er denn überhaupt nicht darauf ausging das Individuum frei zu lassen, sondern es in Zucht zu nehmen. Ueberhaupt ist der Rationalismus zwar ein Compromiß streitender Gegensätze und deshalb zu einem energischen Auftreten nicht recht geeignet, aber ihm liegt doch vielmehr daran was er vorbereitet, wirkt und schafft, als was er unmittelbar gibt.

Wenn das individuelle Gefühlsleben im Gebet seinen Mittelpunkt findet,

so drückt sich die Gemeinsamkeit der Kirche hauptsächlich im Cultus aus. Sich des Cultus anzunehmen wäre seiner allgemeinen Richtung nach die Hauptaufgabe des Rationalismus gewesen, aber hier konnte er grade am wenigsten leisten, weil er über die Phantasie keine Macht hatte.

Dieser Uebelstand liegt aber nicht ausschließlich im Rationalismus, die gesammte protestantische Kirche hat darunter zu leiden, und vielleicht in der altpuritanischen Form noch mehr als in dem modernen Kirchenwesen, das den Sinnen doch einige Concessionen macht. Wenn in sittlicher Beziehung, in der Ineinanderbildung des Heiligen und des Weltlichen, die Reformation durchaus ein segenbringendes Ereigniß war, so ist nicht zu leugnen, daß sie dafür ästhetisch manche Opfer gebracht hat. In sittlicher Beziehung hat sie die Trennung zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Recht aufgehoben, sie hat die Grundlage alles sittlichen Lebens, die Familie, auch dem Priesterstand geöffnet, sie hat sich in den Staat auf eine Weise eingelebt, daß eine Trennung, wie man sie zuweilen aus doctrinären Gründen anstrebt, schwer, ja unmöglich fallen möchte. Aber in anderm Sinn ist die Kirche dem Volk wieder fremder geworden, hauptsächlich durch die Aufhebung der Beichte und der Messe, durch die Einschränkung der Festtage und der Sacramente. Die Messe öffnete dem individuellen Bedürfniß täglich die Kirche, der Einzelne ging hinein, so oft er ein Bedürfniß fühlte. Bei uns stellt man sich dem Herrn nur im Sonntagsputz dar, man ist in der Kirche nicht mehr zu Hause, sondern betritt sie nur in erhöhter Stimmung. In der Ohrenbeichte trug man die geheime Geschichte seines Herzens dem Vertreter Gottes vor und gab ihr dadurch eine nicht geringe Wichtigkeit; bei uns hat die Beichte einen ganz allgemeinen abstracten Charakter: in der Vorbereitung auf das Versöhnungsmahl bekennt man seine Sündhaftigkeit im Allgemeinen, wobei sich im Grunde nicht viel Bestimmtes denken läßt.

In der alten Kirche wurde fast jede wichtige Handlung des Lebens zur Weihe des Sacraments erhoben, das Wunder umgab den Menschen täglich, er war zu Hause in dieser Wunderwelt. Die Reformation hat nur eins von diesen Sacramenten stehn lassen, an dem man sich wirklich betheiligt, das Abendmahl, und dieses ist so isolirt und der Lutherische Katechismus hat es so unbestimmt gelassen, wo eigentlich das Wunder anfängt, daß es schwer fällt, sich in die richtige Stimmung zu versetzen. Der consequentere Calvinismus, der in dem Abendmahl nur ein Erinnerungsfest feiert und das Wunder ganz beseitigt, ist in dieser Beziehung der erste Schritt zur rationalistischen Auffassung der Religion. Und wie mit den Sacramenten, so ist es auch mit den Festen; dem Katholiken, namentlich in den südlichen Ländern, werden die Feste zur Gewohnheit, bei uns weiß man sich grade ihrer Seltenheit wegen nicht darein zu finden, und wo man sich bemüht, einen größern Ernst hineinzulegen, wie

durch die strenge Sonntagsfeier in Schottland und Amerika, geschieht es auf Kosten der Gemüthlichkeit.

Diesen Mangel an Zusammenhang im protestantischen Cultus und die Uebelstände, die daraus hervorgehn, hat schon Goethe ganz richtig charakterisirt, dem man gewiß eine übertriebene Vorliebe für den Katholicismus nicht zuschreiben wird. Die höchst merkwürdige Stelle steht in Wahrheit und Dichtung im sechsten Buch, Seite 89 und folgende. Sie ist nur wenig Jahre nach dem Uebertritt Schlegels geschrieben, der Goethe im Anfang so sehr erzürnt hatte. Goethe schildert die Sache ganz objectiv und man kann gegen seine Gründe nichts einwenden, es ist nur so viel Ironie darin, als sich mit der humoristischen Auffassung des Lebens verträgt, welche dieses Buch überhaupt charakterisirt. Goethe sucht sich deutlich zu machen, was die Romantiker eigentlich im Katholicismus anzieht, und er, der keins von allen Bekenntnissen unterschrieben hätte, die man ihm vorlegte, findet die vollkommen sachgemäße Erklärung.

Der Unterschied liegt nicht blos in der Größe und Zahl der Feste und Sacramente, sondern auch in der Art und Weise ihrer Feier. In den Ländern, wo das katholische Leben wirklich blüht, namentlich im Süden, haben die Feste einen überwiegend frohen, ja man möchte sagen lustigen Charakter; sie erinnern an Correggios Madonnenbilder aus der spätern Periode, auf denen ein so übermüthiges, ausgelassenes Leben tobt, daß man in den Jubel mit einstimmen möchte. Der protestantische Gottesdienst beschränkt sich fast ausschließlich auf die Predigt, bei der man doch nur Zuhörer ist, und die Lieder, in denen die Gemeinde sich ausspricht, haben durchweg einen ernsten, ja zuweilen finstern Charakter. Die Freude des Festtags fängt erst außerhalb der Kirche an, in der Schenke. Man kann sagen, daß fast jede Bewegung bei den Katholiken einen sinnlich verständlichen Charakter trägt, bei den Protestanten eine Abstraction voraussetzt. Der Katholik wirft sich vor Gott oder seinen Heiligen nieder, was das heißen soll versteht jedermann; der Protestant dagegen, der die Pflicht hat, sich beim Eintritt in die Kirche im Gebet zu sammeln, drückt diese Sammlung dadurch aus, daß er in den Hut sieht. Die Symbolik dieses Verfahrens ist nur durch die Abstraction zu verstehn. Auch der bilderstürmende Geist der Reformation hat zu der abstracten Form des Gottesdienstes viel beigetragen, denn wenn wir auch froh sein können, die greulichen Märtyrerbilder los zu sein, so vermissen wir doch schmerzlich die Mutter mit dem Kind, die den gemüthlichen Zusammenhang zwischen Gott und den Menschen viel lebhafter versinnlicht als das Bild des Gekreuzigten, das wir ausschließlich haben stehn lassen.

Alle diese Veränderungen hat die Reformation aus sehr wohl erwogenen Gründen eingeführt, und was der ästhetische Sinn verlor, hat der sittliche Geist gewonnen. Aber ein Verlust bleibt es doch, und am auffallendsten zeigte er sich,

sobald der Rationalismus den dünnen Schleier wegzog, den die ältere Theologie über den, im Grunde nüchternen Cultus ausgebreitet hatte.

Diese Entdeckung mußte namentlich in einer Zeit Anstoß geben, wo die Phantasie nach einer freiern Bewegung strebte, wo die bildende Kunst aufblühte und mit ihr im Bunde das dichterische Vermögen auf plastische Gestalten ausging. In der Musik hatte das protestantische Bewußtsein sich einen ebenbürtigen Ausdruck gegeben, Sebastian Bach und Händel hatten das Gefühl in seinen Tiefen aufgewühlt; mit dem Wort wollte es nicht gelingen, und so sehr sich Klopstock bemühte, die alte rechtgläubige Dogmatik zu Ehren zu bringen, er war doch zu rationalistisch gebildet, um das Göttliche in wirklichen Gestalten auszuprägen. Die erste feurige Kriegserklärung gegen den bestehenden Cultus war Winckelmanns Kunstgeschichte. Goethe hat sehr richtig bemerkt, daß Winckelmann nur darum Katholik werden konnte, weil er eigentlich ein Heide war, es war der heidnische Sinn für plastische Schönheit, der an den nackten Wänden und der erbaulichen Predigt Anstoß nahm. In diesem Zusammenhang betrachtet erscheinen Schillers Götter Grichenlands nicht mehr wie ein vereinzelter Stoßseufzer; die Phantasie verlangte nach Nahrung und suchte sie vergebens bei der Lutherischen Orthodoxie, vergebens beim Rationalismus. In derselben Zeit beginnt die Reihe der Wunderthäter und Magnetiseurs; man war es müde, die geheimnißvolle Zauberwelt in der abgeschlossenen Vergangenheit zu suchen, man wollte sie im Leben gegenwärtig haben. Lavater durchstöberte das gesammte Leben nach Zeichen und Wundern, die alten Mystiker, namentlich Jacob Böhme, wurden wieder vorgesucht, wer die Mittel besaß, pilgerte nach Italien, und wenn man mit der Antike fertig war, so kamen die Madonnen an die Reihe.

Schillers vorübergehender Einfall, der aber, wie wir gezeigt, aus einem allgemeinen Bedürfniß der Zeit entsprang, wurde durch Friedrich Schlegel zu einer Doctrin abgerundet: die Dichtkunst oder die Kunst im Allgemeinen könne erst dann wieder aufblühn, wenn die Religion wieder mit einer umfangreichen Mythologie und Symbolik ausgestattet werde. Wie man nun diese Mythologie zu Stande bringen könne, darüber waren die Meinungen getheilt; einige traten zum Katholicismus über, namentlich unter den Malern, der ihnen eine ausgedehnte, wenn auch nicht sehr plastische Mythologie darbot; andre suchten Hilfe beim transscendentalen Idealismus oder bei der Mystik. Geschaffen wurde auf diese Weise nichts, aber durch die Ausdauer und den Zusammenhang in dem Ausdruck der Ideen entstand ein vollständiger Umschwung in der öffentlichen Meinung, und wer sich zu den wahrhaft Gebildeten zählen wollte, mußte den Rationalismus als eine ganz prosaische, nüchterne und unbefriedigende Glaubensform beachten.

Die Nachwirkungen dieser Stimmung bestehen noch heute fort, obgleich wir

dem Princip der Kunst, die nur sich selbst zum Zweck hat, längst entwachsen sind. Eben darum ist es nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß trotz aller Uebelstände, die ihm ankleben, in seinem innersten sittlichen Kern der Rationalismus ebenso im Recht ist gegen seine Gegner, die Orthodoxen und die Pantheisten, als die Reformation im Recht ist gegen die alte Kirchenform. Es ist nur eine Vernunft in der Welt, und das Wichtigste in der Religion ist ihr sittlicher Geist: dieses Glaubensbekenntniß des Rationalismus ist auch das Prinzip der neuen Zeit.

Zwar wissen wir sehr wohl, daß man durch ein bloßes Aussprechen der Bedürfnisse noch nichts schafft, daß die Einsicht in das Wesen der Kirche noch nicht die Fähigkeit gibt, die Kirche zu reformiren: wol aber ist es zur Vorbereitung einer Reformation, die nur von der Kirche selbst ausgehen kann, wichtig, die Ansprüche zu formuliren, die das Laienthum ihr entgegenzubringen berechtigt ist.

Erstens: Die Kirche muß neben sich und in sich die Wissenschaft ertragen können; kann sie das nicht, so setzt sie sich einem Kampf aus, der endlich zu ihrem Verderben führt.

Zweitens: die Kirche muß alle Anforderungen des sittlichen Geistes, so weit sie sich auf ihr Gebiet beziehn, befriedigen, sie darf keiner Anforderung des sittlichen Geistes, auch außerhalb ihres Gebiets, widersprechen. Mit der nothwendigen Tendenz, als Reich Gottes die allgemeine Kirche zu werden, muß sie die Fähigkeit verbinden, auf dem Boden des Rechts alle andern Glaubensformen, auch die sie innerlich verdammt, neben sich zu ertragen.

Drittens: wenn es auch eine unsinnige Anforderung wäre, für jedes Gefühl in ihr Befriedigung zu verlangen, so muß sie doch wenigstens dem individuellen Gefühl die Möglichkeit geben, sich geltend zu machen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß der Protestantismus, ohne von seinem Gehalt etwas einzubüßen, eine Reform des Cultus zuläßt, welche nicht blos eine größere, sondern auch eine gemüthlichere Theilnahme der Einzelnen ermöglicht. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, so wird man auch die schwierigste Frage über den innigern Zusammenhang der Kirche mit der Kunst nicht für unlösbar halten.

Es gibt kein kräftigeres, kein tiefer die Seele ergreifendes Mittel, den innern Zusammenhang der Seele darzustellen, als die Kirche. Daß dieser Zusammenhang in der Gegenwart äußerst wenig hervortritt, daran hat freilich die materialistische Richtung unsers Zeitalters einige Schuld, aber bei weitem nicht alle. Freilich war es früher eine bei weitem gemüthlichere Einrichtung, daß die Kirchhöfe zugleich die Friedhöfe waren und daß man sich bei jedem Eintritt in die Kirche der lieben Todten erinnerte; freilich hat der sanitätische Gesichtspunkt, der beide voneinander trennt, dieser Gemüthlichkeit vielen Abbruch gethan. Aber solche Außendinge sind doch nicht die Hauptsache. Die Haupt-

schuld der Trennung liegt in dem neumodischen, künstlich hervorgerufenen Supranaturalismus, welcher dem Verstand, dem Gefühl und den Sitten der Zeit mit Anforderungen entgegentritt, die das Leben des Jahrhunderts nicht mehr ertragen kann. Den Geist der Kirche mit dem Geist des Lebens zu versöhnen, ist die große Aufgabe unsrer Tage, und der Rationalismus, der dieses Ziel wenigstens ernsthaft im Auge hielt, soll in Ehren bleiben, auch wenn er es nicht ganz erreichte. J. S.

Die Entwickelung der italienischen Frage.

Als der Friede von Villafranca die Welt überraschte, klagte die allgemeine Stimme den Kaiser Napoleon der frevelhaftesten Inconsequenz an. Die Befreiung Italiens, welche mit so großen Worten angekündigt war, wurde nicht erreicht, Oestreich verlor zwar eine reiche Provinz, behielt aber seine offensive Stellung und blieb italienische Macht, die Fürsten, welche in seiner Armee gegen ihre Völker gefochten, sollten ihre Throne wieder einnehmen. Cavour, der Mann der nationalen Politik, trat zurück. In der That es schien ein verzagtes Aufgeben eines Werkes, das, wie der Kaiser eingestehen mußte, weit über die Kräfte selbst des modernen französischen Despotismus ging. Es schien, sagen wir, denn wir glauben, daß das beabsichtigte Ziel auf dem jetzt eingeschlagenen Wege sichrer erreicht werden wird, als je durch die Fortsetzung des Krieges geschehen konnte, die italienischen Verhältnisse werden weiter kommen, als wenn die französische Armee bis zur Adria vorgedrungen wäre. Napoleon führte seinen Plan bis zu dem Punkt, wo das Interesse seiner eignen Stellung ihm Halt geboten, und überließ dann den rollenden Fels seiner eigenen Schwerkraft, was er nicht selbst ausgeführt, wird die Revolution vollenden.

Vergegenwärtigen wir uns seine Lage und die Widersprüche der begonnenen Politik, welche mit jedem Schritt vorwärts für ihn unlösbarer werden mußten.

Als im vorigen Sommer Graf Cavour dem Kaiser in Plombières seine Pläne vorlegte und derselbe darauf einging, konnte er sich die großen Schwierigkeiten nicht verbergen, welche ihm aus einer solchen Politik erwachsen mußten. In Frankreich konnte bei aller Sympathie der liberalen Partei für Ita-

lien ein kostspieliger, blutiger und doch gewinnloser Krieg nicht populär sein, und mächtiger als alle liberalen Sympathien waren die Antipathien der klerikalen Partei, welche Italien in seiner gegenwärtigen Lage als ihren verletzlichsten Punkt betrachtet. Die größte Schwierigkeit aber blieb, den Krieg zu localisiren und Europa der Niederlage Oestreichs, auf die es vor allem ankam, ruhig zusehen zu lassen. Es lag keine Verletzung des Völkerrechts vor, wie 1853 der Einmarsch der Russen in die Donaufürstenthümer, an die sich eine Vertheidigung des Gleichgewichts hätte knüpfen lassen, die Aufgabe war also zunächst, eine Bewegung hervorzurufen, welche Oestreich verleitete, sich formell ins Unrecht zu setzen. Man weiß, wie verhängnißvoll dies gelang; das Ultimatum befreite den Kaiser aus der peinlichsten Lage, der officielle Vorwand zum Krieg war gefunden, die Proclamation vom 3. Mai ward erlassen, die Befreiung Italiens verkündigt, nacheinander schlossen sich Toscana, Parma, Modena und die Legationen der Bewegung an, siegreich drangen die Verbündeten bis zum Mincio vor.

In welcher Lage befand sich Napoleon nach der Schlacht von Solferino? Er hatte die Oestreicher geschlagen, aber mit großen Opfern und in einer Weise, daß eine Niederlage für ihn keineswegs in das Gebiet der Unmöglichkeiten gehörte. Sein Heer hatte stark von Krankheiten gelitten, in der heißesten Jahreszeit sollte es eine Belagerung in den Sümpfen Mantuas beginnen, dazu mußten nothwendig noch Truppen aus Frankreich gezogen werden und der Effectivbestand der Rheinarmee selbst war nur 90,000 Mann. Es hätte also eine starke Aushebung stattfinden müssen, welche große Unzufriedenheit erregt haben würde. In demselben Augenblick hatte Preußen seine Mobilmachung vollendet, forderte den Oberbefehl über ein Observationscorps im Westen und der Kaiser konnte sich nicht darüber täuschen, daß der Fortgang des Krieges die deutschen Heere unvermeidlich gegen ihn gewandt hätte; dem doppelten Kampf in Italien und am Rhein war er nicht gewachsen, die Nothwendigkeit dieses doppelten Krieges und das Unvermögen ihn aufzunehmen hat er selbst in seiner Rede und im Moniteurartikel vom 9. September offen zugegeben. Die ungarischen Revolutionäre drängten und forderten Erfüllung der gegebenen Zusagen; ließ Napoleon ihnen freies Spiel, so konnte Oestreich in Stücke gehen, aber die losgelassenen Wasser konnten auch den Mann des Staatsstreiches mit wegschwemmen. Endlich steigerten sich die Schwierigkeiten mit Rom täglich, die französischen Waffen mußten dort beschützen, was sie wenige Meilen nördlich vernichten halfen. Wie wenn sich die Ereignisse von Perugia in Rom wiederholten, sollte der General Goyon die Rolle des Obersten Schmidt spielen? Napoleons scharfer Blick übersah alles dies vollkommen, nur ein plötzlicher Friede konnte aus diesem Labyrinth führen, die Schwierigkeit war, den Kaiser von Oestreich dazu zu vermögen.

Daß ihm dies gelang bleibt ein Meisterstück seiner Machiavellistischen Politik. Die richtige Schätzung seiner Gegner ist eine der bedeutendsten Eigenschaften dieses merkwürdigen Mannes; so wie er seinen Kriegsplan darauf baute, daß man in der Hofburg nicht nachgeben werde, während ein weises Einlenken ihm das Schwert aus der Hand gewunden hätte, so war sein Friedensplan darauf berechnet, daß die Hartnäckigkeit nach den ersten Niederlagen in Kleinmuth umschlagen, und der Haß gegen Frankreich der Eifersucht gegen Preußen weichen werde, welches im Begriff stand eine selbstständigere Stellung einzunehmen. Wir wollen hier auf das Imbroglio des Vermittlungsprojectes nicht wieder eingehen, genug, Oestreich, das gleichzeitig in Berlin erklären ließ, es werde nicht weichen und wanken von seinen heiligen Rechten, schloß einen Frieden, der ihm eine reiche Provinz nahm.

Man wird sich nicht darüber wundern dürfen, daß dieses Werk der Noth und List viele Fragen ungelöst ließ, sondern wird zugeben, daß der Moniteur Recht hatte, wenn er später behauptete, der Kaiser habe durch den Frieden von Villafranca ebenso viel und vielleicht mehr erhalten als durch die Waffen. Eine nähere Betrachtung des Inhaltes und der Consequenzen jener Stipulation wird dies beweisen helfen.

Der einfachste Punkt ist die Abtretung der Lombardei, die Grenzregulirung und Uebernahme der Schuldenquote mögen den Commissarien die größten Schwierigkeiten bereitet haben, die Sache an sich ist klar. Oestreich tritt das Gebiet ab und Frankreich übergibt es Sardinien, die erste Bedingung, die völkerrechtliche Erwerbung des Eroberten war gelöst. Die zweite sollte die bisher hartnäckig verweigerte Anerkennung der italienischen Nationalität von Seiten Oestreichs sein; das Project eines italienischen Bundes sollte verwirklicht werden, und als Bürgschaft seiner Aufrichtigkeit versprach der Kaiser Franz Joseph für das ihm verbleibende Venetien die größten Concessionen, es sollte national organisirt ein Glied des Bundes werden, als conditio sine qua non ward dafür die Rückkehr der Erzherzöge aufgestellt. Es konnte scheinen, als ob dies ein Aequivalent für den Gebietsverlust sei; nahmen die geflohenen Fürsten ihre Throne wieder ein, so hatte Oestreich in der zu errichtenden Conföderation schon drei Stimmen, Venetien, Modena, Toscana. Dazu mußten sich der Natur der Dinge nach der Papst und Neapel zu ihm neigen und so schien es, daß sich dasselbe Uebergewicht des Einflusses im italienischen Bunde würde erreichen lassen, welches Oestreich in Deutschland übt; während früher die Staaten der Halbinsel durch specielle diplomatische und militärische Verträge vom Wiener Cabinet gefesselt werden mußten, war es künftig als Bundesglied berechtigt in allen Angelegenheiten mitzusprechen, und der Druck, welchen sein hinter Venetien liegendes Reich auf die italienischen Verhältnisse ausüben mußte, ließ gewiß keinen Vergleich mit dem Einfluß Hollands oder

Dänemarks im deutschen Bunde zu. Alles dies konnte indeß auch dem Scharfblick Napoleons nicht entgehen, er hat bekanntlich zuerst in der Laguerronière-schen Flugschrift die Idee der Conföderation aufgestellt, aber wir können uns nicht davon überzeugen, daß ein so eminent praktischer und kalt berechnender Kopf nicht von vorn herein das Chimärische eines solchen Projectes erkannt habe. Die unversöhnlichsten Gegensätze sollten in eine politische Corporation zusammengeschweißt werden und der Papst, der sich grundsätzlich von jedem Conflict fern halten muß, an die Spitze treten. Wir haben von jeher das Operiren mit dieser Verbrüderung nur für ein Kriegsmittel gehalten und glauben, daß sie bei Seite geworfen wird, wenn sie ihren Dienst gegen Oestreich gethan hat. Der Moniteur läßt das in seinem Artikel vom 9. September schon durchblicken, obwol er die Spitze gegen die Italiener richtet. Wenn ihr die Fürsten nicht wieder zurückkehren laßt, sagt er ihnen, so bekommt ihr keinen Bund, durch welchen Oestreich euch als Nationalität anerkennt. Desto besser, denken die Italiener, die wohl wissen was sie durch solche Anerkennung gewinnen würden, so werden wir den östreichischen Einfluß und die Fürsten los. Unter einer einzigen Bedingung hätte die französische scheinbare Concession einen Werth für das wiener Cabinet gehabt, nämlich wenn die Wiedereinsetzung der Erzherzöge nöthigenfalls mit bewaffneter Hand erzwungen werden sollte. Aber dies, setzte Napoleon seinem jugendlichen Gegner von Villafranca auseinander, sei unmöglich. Toscana sei sein Bundesgenosse geworden, ein kaiserlicher Prinz führe den Oberbefehl. Frankreich hatte die Verträge, welche Oestreich den Vorwand immer neuer militärischer Intervention gaben, vor aller Welt angeklagt, es konnte jetzt nicht selbst zu seinen Gunsten einrücken und seine eignen Verbündeten wieder unterwerfen oder sie durch östreichische Truppen unterjochen lassen. Mehr oder weniger unterstellte daher Napoleon die Ausführung der Bedingung, daß sich die betreffenden Länder der Restauration freiwillig fügen würden, er ging also die conditio sine qua non wie eine eventuelle Verpflichtung ein, er versprach nur seinen moralischen Einfluß für die Wiedereinsetzung, mit der, wie wir glauben, es ihm keinen Augenblick Ernst gewesen.

Die Ausführung dieses tief angelegten Planes entspricht ganz der Machiavellistischen Feinheit, mit welcher der Kaiser seine Unternehmungen zum Ziel zu führen weiß. Er nahm in seinen Reden und Proclamationen den Ton patriotischer Selbstbeschränkung an. „Glauben Sie, meine Herren, nicht, daß es mir viel gekostet, meine siegesmuthige Armee aufzuhalten, offen vor Europa von meinem Programm das Gebiet zwischen Mincio und Adria auszuschließen, so viele edle Illusionen und patriotische Hoffnungen rechtschaffener Herzen zerstört zu sehen? Aber, wenn ich um Italiens Unabhängigkeit zu dienen gegen den Willen Europas den Krieg geführt, mußte ich Friede machen, als die Ge-

chicke meines eignen Landes gefährdet wurden." So sprach er zu den großen Staatskörpern, er stellte das Heil der französischen Nation über seine Wünsche, und die gerührte Menge jubelte über den vaterlandsliebenden Kaiser, er gab vor Europa anscheinend seine Pläne auf und beschwichtigte so das eifersüchtige Mißtrauen der andern Mächte. Die Diplomaten wiegten ihre Häupter und sprachen, der Kaiser erkennt sein Mißlingen an, er fängt an abwärts zu gehen, Villafranca ist der Anfang des Endes und was dergleichen feine Dinge mehr waren. Alle Welt spottete über den Kaiser, nur die Italiener nicht.| Als sie sich vom ersten Erstaunen, welches der plötzliche Friede hervorrufen mußte, erholt hatten, gingen sie ebenso energisch als ruhig ans Werk, ihre Unabhängigkeit zu behaupten und die stipulirte Rückkehr der Fürsten zu verhindern. Die Proclamation von Mailand sagte ihnen: „die Vorsehung begünstigt bisweilen die Völker wie die Individuen, indem sie ihnen Gelegenheit gibt plötzlich zu wachsen, aber unter der Bedingung, daß sie dieselbe zu benutzen wissen." Die Italiener haben diese Lehre beherzigt und ihre Geschicke selbst in die Hand genommen. Nacheinander ist in Florenz, Parma, Modena und Bologna die Ausschließung der alten Dynastien ausgesprochen und die Vereinigung mit Sardinien beschlossen, nichts hat die Führer der Bewegung in ihrem ebenso umsichtigen als energischen Vorgehen aufgehalten. Sie zeigten Europa, daß sie seit 1848 gelernt hatten, das große Ziel der nationalen Einigung über alle provinziellen Sonderinteressen zu setzen, und dies war für Städte wie Florenz, Parma und Modena kein Geringes, die von der Residenz der Fürsten so sehr abhingen. König Victor Emanuel konnte natürlich nicht unbedingt die ihm angetragenen Kronen annehmen, aber die Zusage die Sache Mittelitaliens vor Europa vertreten zu wollen, war doch schon mehr als eine bedingte Annahme und wurde überall so aufgefaßt, indem die Verschmelzung mit Sardinien durch Hinwegräumung der legislativen und ökonomischen Schranken überall angebahnt war. England sprach sich immer offner, wenn auch nicht direct für Annexation an Piemont, doch für die Nichtrückkehr der Erzherzöge aus. Frankreich sandte den Fürsten Poniatowsky und Grafen Reiset, anscheinend um die Italiener zu überreden, daß sie besser thäten sich zu fügen, aber wir kennen diese Art doppelter diplomatischer Buchhaltung, welche Napoleon gewöhnlich führt. Der Moniteur hielt den Italienern ihre Undankbarkeit vor und schalt sie, daß sie ihr eigenes Wohl nicht erkennen wollten, aber fügte dabei sorgfältig hinzu: „Die Erzherzöge werden nicht durch fremde Gewalt wieder in ihre Staaten zurückgeführt werden", und wenn er sie etwas arg gezaust, kam sein offiziöser Bruder, der Constitutionel und sprach ihnen wieder Muth ein. Man wird sich erinnern, wie rauh die Schweizer oft während des neuenburger Streites von den französischen Diplomaten und Regierungsblättern angefahren wurden, während dieselben Preußen mit großer Schonung behandelten, und das

Ende war, daß die Schweiz ihren Proceß vollständig gewann. Hätte Napoleon Mittelitalien auch nur moralisch Zwang anthun wollen, so hätte dies offenbar sofort nach dem Waffenstillstand geschehen müssen; statt dessen ließ man die Ereignisse dort ruhig gehen und speiste Oestreich mit Versicherungen der Freundschaft und gewundenen Moniteurartikeln ab. Der Kaiser Franz Joseph hat schon Gelegenheit genug gehabt, über den Werth des hohen Alliirten bedenklich zu werden, dessen Freundschaft er mit den Zugeständnissen von Villafranca zu erkaufen dachte, und auch die Zukunft wird ihm zeigen, wie vollständig er sich verrechnet.

Nach dem Vorstehenden müssen wir glauben, daß die Aussicht auf die Restauration der Erzherzöge gering ist, und meinen, Deutschland habe wenig Ursache, sich darüber zu grämen. Der Friede von Zürich wird diese Fragen ganz unberührt lassen und nur die Abtretung der Lombardei regeln, ein Congreß, heißt es, soll die mittelitälische Verwicklung lösen. Wir zweifeln vorläufig noch an seinem Zustandekommen. (Die Aussichten auf einen Congreß sind in den letzten Tagen gestiegen. D. Red.) Napoleon wird ihn aus einem Grunde wünschen, nämlich die Verantwortlichkeit von sich auf die andern Großmächte zu wälzen, andrerseits wird er ihn aber nicht wünschen, wenn der Congreß seinen Ansichten entgegentreten sollte. Oestreich ist entschieden dagegen, Europa sich in seine Angelegenheiten mischen zu lassen, und kann von England, Rußland und Frankreich schwerlich eine Förderung seiner Interessen erwarten. Lord John Russell hat offen erklärt, sein Cabinet werde keinen Congreß beschicken, der nicht den Wünschen der Bevölkerung Rechnung trage, mehr als für alle andern scheint uns für Preußen daran gelegen, daß es sich vom Congreß fern halte. Einen irgend wie bedeutenden Einfluß dort zu üben kann es sich nicht schmeicheln, es hat seit Anfang des Krieges so gut wie ganz außerhalb der italienischen Angelegenheiten gestanden, stimmt es nun gegen die Restauration, so ist ein neuer Zwiespalt mit Oestreich da, spricht es sich für die Restauration aus, so verdirbt es nutzlos seine Stellung zu Sardinien und Mittelitalien, welche ihm unter Umständen doch sehr wichtige Bundesgenossen werden können. Anders denken freilich unsre Donquixotes der Legitimität, welche womöglich einen Kreuzzug predigen möchten, um jene Fürsten, die wie die französischen Emigrirten gegen ihr Volk die Waffen trugen, wieder einzusetzen. Es scheint, daß unsre Zeit sie grade am eindringlichsten über den relativen Werth oder Unwerth der Legitimität belehren sollte. Wenn Frankreich mit seinen Revolutionen laut predigt, welches Verderben es bringen muß, daß ein Land mit seiner Vergangenheit bricht und die Krone der Spielball der Prätendenten wird, so zeigt die neuere Geschichte in England, Schweden, Brasilien und Belgien, wie thöricht es ist, aus den menschlichen Rechten eines Hauses auf einen Thron ein göttliches Recht

zu machen, nicht theologisch, sondern nur historisch ist die Legitimität zu fassen. Die Kreuzzeitung mag es mit Recht preisen, daß Preußen sich mit seinen Hohenzollern so verwachsen fühlt, daß eine Trennung von Volk und Fürstenhaus rein undenklich ist, jenes Verwachsensein aber existirte eben nicht in Italien. Die Lombardei ward durch Willkür des wiener Congresses Oestreich gegeben, das dieselbe antinational regierte, die Fürsten von Toscana, Modena und Parma empfingen von Wien ihre Instructionen und machten dadurch sich und den deutschen Namen bei ihrem Volke verhaßt. Daher hat sich dasselbe vollständig von ihnen gelöst. Es kann schwerlich vergessen werden, daß der Großherzog von Toscana, obwol freiwillig von der Legislative ersucht zurückzukehren, die Oestreicher ins Land rief und die beschworne Verfassung zerstörte, und daß er im ersten Anfang der jetzigen Bewegung nicht vertrieben ward, sondern selbst nach Oestreich floh. Es ist daher keine Pöbelrevolution, welche seine Ausschließung vom Thron ausgesprochen, sondern hier wie in den Herzogthümern stehen die ersten Familien des Adels und Bürgerstandes an der Spitze; würden die Fürsten selbst durch einen Zauberstab wieder auf ihre Throne gesetzt, so wären sie in Verlegenheit Leute zu finden, mit denen sie regieren könnten, da alle Welt gegen sie compromittirt ist. Offenbar haben die Leiter der Bewegung auch sehr klug gethan, sich einem monarchisch organisirten Staat anzuschließen und die Schwerkraft der Verhältnisse wird dahin führen, daß Europa die Annexion als eine vollendete Thatsache annehmen muß. Preußen aber, sollten wir meinen, hätte am wenigsten Ursache, eine Vergrößerung Sardiniens zu verhindern, das, wie die Verhältnisse liegen, darauf angewiesen ist, seine Bundesgenossenschaft zu suchen. Wir sind keineswegs der Meinung, uns aus sentimentalem Liberalismus für die Freiheit anderer zu schlagen, aber da Italien sich jetzt wieder überlassen ist, so sollen wir sein Weiterkommen nicht hindern und anerkennen, daß eine gewisse Solidarität der liberalen Principien allerdings besteht, und daß es auf unser Fortschreiten nur günstig wirken kann, wenn freisinnige politische und religiöse Grundsätze in Italien Boden gewinnen. Das schwierigste Verhältniß bleibt das der Legationen, so wie es der offenbarste und doch kitzlichste Widerspruch war, daß Napoleon die schlimmste Mißregierung in Italien schützte, während er den Anschluß des verhältnißmäßig gut regierten Toscana zugab. Sicher that dies der älteste Sohn der Kirche nicht aus Pietät gegen das Oberhaupt, sondern weil er fürchtete in Conflict mit seinen Bischöfen zu Hause zu kommen. Er erreichte jedenfalls das, daß die Oestreicher aus den Legationen abziehen mußten, während die Franzosen in Rom blieben. Schwerlich aber wird er sich besonders darüber grämen, wenn durch die Gewalt der Verhältnisse des Papstes Recht Abbruch litte, denn gewiß ist das ultramontane Regiment ihm höchst unbequem in Frankreich; man hat gesehen, daß die Polizei Abouts

römische Frage erst dann verbot, nachdem man wohlweislich 8000 Exemplare davon hatte verkaufen lassen und daß der Verfasser gleichzeitig den Prinzen Napoleon als Privatsecretär begleitete. Es scheint also das Wahrscheinliche, daß der Kaiser die Bevölkerung auch in den Legationen gewähren lassen und dem Papst gegenüber die Unmöglichkeit zu interveniren vorschützen wird. Demselben bleibt es dann überlassen, in thränenreichen Reden über die Ungläubigen und Schänder des Besitzes des Stuhles Petri zu klagen, man weiß, daß die Legationen dem Kirchenstaat nicht etwa von Gott gegeben sind, sondern in blutigen Kriegen von Cesar Borgia erobert wurden, daß Papst Julius der Zweite Bologna beschoß und den Städten stückweise ihre municipalen Freiheiten genommen wurden. Pio Nono, sagt uns die weltliche Souveränetät sei zur Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt nöthig, uns scheint die Würde eines geistlichen Hauptes vielmehr darunter zu leiden, wenn die Interessen der Kirche denen der weltlichen Herrschaft geopfert werden und ein Regiment von Mißbräuchen erhalten bleibt, das seines gleichen nur in den orientalischen Despotien hat, alles in majorem Dei gloriam. Die Sage geht, Nono Pio werde der letzte Papst sein, der in Rom herrsche, wir wollen dies dahingestellt sein lassen, allein wie auch die Dinge sich in Mittelitalien wenden, eine Schwächung der päpstlichen Gewalt und des Absolutismus in Mittelitalien wird unvermeidlich sein. Man halte dies nicht deshalb für unmöglich, weil von dem Mann des Staatsstreiches diese große Bewegung ausgegangen, die Vorsehung wählt sich für ihre Zwecke oft sehr schuldige Werkzeuge und wir deutsche Protestanten werden keinen Grund haben, uns über das Ergebniß dieser Krisis zu beklagen.

B.

Ein deutscher Reisender über die Mormonenstadt in Utah.

Unter dem Titel „Reise durch die Felsengebirge und die Humboldtgebirge nach dem stillen Ocean" ist soeben im Verlag der Brodtmannschen Buchhandlung eine kleine Schrift von Dr. J. Schiel erschienen, die unter anderem Interessanten Mittheilungen über das Neujerusalem enthält, welches die Heiligen vom jüngsten Tag am Salzsee gegründet haben. Diese Mittheilungen sind das Ergebniß eines längern Aufenthalts unter den Mor-

monen von Utah, und sie gewinnen dadurch einen höhern Werth, daß es kein für oder wider Partei nehmender Amerikaner, sondern ein ruhig beobachtender und überdies gebildeter Deutscher ist, der uns in ihnen seine Ansichten über das merkwürdige Volk am Salzsee der Felsengebirge vorträgt. Wir haben früher ausführlich über die Mormonen berichtet. Der folgende Auszug aus Dr. Schiels Bemerkungen wird theilweise als Beleg, theilweise auch als Berichtigung jener Aufsätze dienen. Wir senden ihm nur noch voraus, daß der Verfasser die Gunnisonsche Expedition begleitete, welche vor nunmehr sechs Jahren Strecken von Utah im Auftrag der Centralregierung zu Washington zu untersuchen und zu vermessen hatte.

„Die große Salzseestadt liegt 16 Meilen vom Salzsee entfernt am westlichen Fuß des Wahsatschgebirges in 40° 45′ 30″ nördlicher Breite und in einer Höhe, die sich aus unsern sechsmonatlichen Barometerbeobachtungen zu 4350 Fuß über der Meeresfläche berechnet. Die Stadt ist sehr weit ausgedehnt, und wenn man sich ihr vom Süden nähert, auf eine große Entfernung sichtbar, doch macht sie durchaus keinen freundlichen Eindruck, denn obgleich die Straßen gerade und weit sind, und fast jedes Haus ein Stück oder ein Stückchen eingefriedigtes Land hat, so trägt doch alles noch zu sehr den Charakter der Armuth und des Nothbehelfs. Die Straßen haben zwar Trottoirs, d. h. Seitenwege, die durch Gräben von der Fahrstraße getrennt sind, aber diese sind bei schlechtem Wetter ebenso ungangbar wie die Straßen selbst, und in allen nicht centralen Theilen, vorzüglich aber im südlichen Theil der Stadt, haben Fußgänger, Reiter und Fuhrleute in der schlechten Jahreszeit ihre gleiche Noth, um sich durch den tief gelockerten, morastigen Boden durchzuarbeiten.

Die oben erwähnten Gräben dienen dazu, um das vortreffliche Wasser eines Baches, welcher aus dem nahen Gebirge kommt, durch die ganze Stadt zu führen — eine Einrichtung, die den Einwohnern viel Bequemlichkeit darbietet. Die Häuser sind meistens aus sogenanntem Adobe (Luftziegel) aufgeführt, einstöckig und mit Schindeln bedeckt. Blockhäuser sind verhältnißmäßig selten, da das Holz auf eine Entfernung von 30—40 Meilen aus dem Wahsatschgebirge geholt und daher sparsam verwendet werden muß. Im mittleren Theile der Stadt sind einige zweistöckige Häuser, darunter das neue Haus von Brigham Young, das Zehnthaus und das Statehouse, letzteres bis jetzt das einzige Haus in Utah, das ganz aus Stein erbaut ist. Auch das Tabernakel liegt hier, ein eigenthümliches Gebäude, dessen Dach fast bis zur Erde reicht, und das wie alle andern der Stadt aus Adobe gebaut ist. Da das Haus nur bis zur Vollendung des großen Tempels für den Gottesdienst dienen soll, fanden es die Heiligen praktisch, den unterirdischen Raum, der gewöhnlich zu Keller oder Souterrain verwendet wird, zu einer Art Hör-

saal einzurichten, in welchem die Bänke amphitheatralisch geordnet sind, so daß man den untenstehenden Redner von allen Seiten sehen und hören kann, und da die Decke dieses Saales, welche zugleich das Dach des Hauses ist, die Form eines einfachen Tonnengewölbes hat, so wurde dadurch die nöthige Höhe erreicht, und man brauchte den beiden überirdischen Seitenmauern des Hauses nicht mehr als etwa vier bis fünf Fuß Höhe zu geben.

Der Gottesdienst der Mormonen beginnt gewöhnlich mit einem Gebet des Oberpriesters, worauf ein Gesang der Gemeinde folgt, der in Ermangelung einer Orgel mit einem guten sechsoctavigen Melodion begleitet wird. Eine Engländerin, deren Mann auf dem Wege nach Californien starb, ist Organistin und spielt das Instrument ganz leidlich. Auf den Gesang folgt eine Rede, die ein vorher bestimmtes Mitglied des Vorstandes hält. Die Mormonen behaupten zwar, der Redner erfahre nur kurz vorher, daß er zu sprechen habe, die Reden würden ex tempore gehalten und ein jeder könne aufgerufen werden, um über einen gegebenen Gegenstand zu sprechen. Dies ist ein Kunstgriff, um das Volk in dem Glauben zu bestärken, Offenbarung und göttliche Inspiration sei fortwährend in den Auserwählten thätig. Nach dem Gottesdienst werden die Zehntarbeiten verkündet; denn jeder Mormone zahlt der Kirche nicht nur den zehnten Theil seiner Arbeit, sondern auch den zehnten Theil seiner Zeit; es wird indessen von der Verwendung des Zehnten der Gemeinde niemals eine Rechenschaft abgelegt. Als ich eines Tages dem Apostel Taylor, der als eine der gelehrtesten Stützen der Kirche angesehen wird, bemerkte, daß dies gegen den Geist der amerikanischen Institutionen wäre, suchte er mir auseinanderzusetzen, daß es am Ende besser wäre, die Klügeren und Gelehrteren besorgten die Angelegenheiten eines Volkes, als daß das Volk sich um alles zanke. Er wies dabei allen Ernstes auf China hin, als sein Ideal einer Regierungsform.

Es ist mehr ärgerlich als interessant zu beobachten, wie das arme und geistig verkommene, im Uebrigen meistentheils ganz ordentliche, arbeitsame Volk aus Wales, Dänemark und Norwegen, denn dieses bildet die Hauptbevölkerung des Thales, bearbeitet, fanatisirt und zu gefügigen Heiligen hergerichtet wird. Es ist eine zwar nicht neue, aber für den Philosophen wie für den Staatsmann immerhin eine belehrende Erscheinung, zu sehen, wie hier gleichsam unter seinen Augen eine angeblich geoffenbarte Religion entsteht und sich ausbildet, wie der krasseste Unsinn, der handgreiflichste Betrug dazu dient einen Staat zu gründen, einzurichten und für die Zwecke Weniger auszubeuten. Und doch kann man von den leitenden Männern in Utah nicht sagen, daß es besonders begabte oder auch nur talentvolle Männer wären; bei weitem die meisten unter ihnen sind sogar höchst unwissend und von beschränktem Verstande. Auch von religiösem Fanatismus, der sich wie ein Contagium überträgt, ist bei ihnen

durchaus nichts zu finden; sie besitzen höchstens den Fanatismus der Selbstsucht und des Ehrgeizes, des an der Spitze Stehens der beschränkten und unbeschränkten Köpfen eigen ist in Utah und außerhalb. Selbst Brigham Young ist nichts weniger als ein ungewöhnlicher Mensch. In einer stundenlangen Unterhaltung, die ich mit ihm hatte, fand ich in seinem Urtheil über die mannigfaltigsten Gegenstände weder Kenntnisse noch ungewöhnlichen Verstand, doch besitzt er großes administratives Talent, was in Amerika nicht grade eine Seltenheit ist, eine gute Portion shrewdness und kennt seine Herde vortrefflich. Zudem hat eine mystische Lehre mit hochklingenden Versprechungen zeitlicher und ewiger Wohlfahrt zu allen Zeiten den unwissenden, gedankenlosen Menschen gefesselt, und was dem gebildeten, denkenden Menschen als eine unverantwortliche Blasphemie erscheinen muß, ist der unklaren Anschauungs- und Denkweise des großen Haufens oft gradezu angepaßt und willkommen. Wie aber auch der thörichtste Glaube, wie religiöser Fanatismus vermag starke Leidenschaften in den Menschen zu unterdrücken oder wenigstens zurückzuhalten, davon kann man zahlreiche Beispiele unter der Frauenwelt Utahs finden. Im Allgemeinen sind die Frauen in Utah der Lehre von der Pluralität (plurality of wifes) entgegen, viele sind indessen ganz damit einverstanden, ich habe sogar mehre den Wunsch aussprechen hören, ihre Männer möchten noch einige Weiber mehr nehmen, denn „the more wifes the more salvation," sagten sie; das Weib kann nämlich der Lehre der Mormonen zufolge nur durch den Mann selig werden, und es ist daher die Pflicht des Mannes, so viele als möglich zu salviren. Der psychologisch merkwürdigste Fall von Bekehrung, welcher mir unter den Mormonen vorkam, war der einer englischen Familie, wovon die Frau und ihre zwei erwachsenen Töchter zur Religion der Mormonen übergingen, während der Vater unbekehrt blieb, aber aus Nachgiebigkeit und des lieben Friedens wegen mit nach Utah zog. Sind zwei Männer übereingekommen, daß sie die eine oder die andere ihrer Weiber vertauschen wollen, so erklären sie dem Propheten, oder einem seiner Stellvertreter, daß sie eine Offenbarung gehabt hätten, der zufolge sie ihre Weiber nicht salviren könnten, glaubten aber, daß der oder jener es thun könne. Der Betreffende hat natürlich ebenfalls eine Offenbarung gehabt, durch welche ihm kund wurde, daß er der wahre Salvator sei, und daß Ab- und Ansiegeln hat weiter keinen Anstand. Nur die erste Frau hat in dem Haushalt des Mormonen die Stellung einer Hausfrau, nur sie ordnet alles an, und commandirt die folgenden Nummern. Während sie den Namen ihres Mannes trägt, werden die andern Frauen nur mit dem Vornamen, höchstens gelegentlich „zweite, dritte u. s. w. Frau vom Bruder N." genannt, und während die Lady elect fortwährend in der unmittelbaren Nähe ihres Mannes lebt, leben die andern in besonderen Zimmern oder auch in Nebengebäuden

zusammengedrängt, verrichten die Arbeiten von Dienstboten und sehen ihren Herrn nur gelegentlich. Manche von den Aposteln haben sogar eine Anzahl Frauen auf den benachbarten Niederlassungen und besuchen dieselben nur zeitweise.

Die Heiligen rühmen sich, daß ihre Religion eine heitere, und daß ein trübwässeriges Muckerthum, wie es in Europa gefunden wird, bei ihnen unmöglich sei. Der Herr, sagen sie, wolle seine Kinder anständig, froh und glücklich sehen, und dies ist nicht grade die schlechteste Seite ihres Dogmas. Sie lieben die Musik und den Tanz, und ihre Tänze, bei denen Alt und Jung tanzt, werden gewöhnlich durch Gebet und Gesang eingeleitet. Da geistige Getränke nicht vorhanden sind, so findet bei ihren Festlichkeiten keinerlei Art von Excessen statt, höchstens nur excessives Tanzen. Im Winter ist außer den Bällen das Theater, natürlicherweise ein Liebhabertheater, den Heiligen eine ihrer Hauptvergnügungen, und ich muß es ihnen nachrühmen, obwol ich die zweifelhafte Natur dieses Lobes eingestehe, daß ihr Theaterpersonal ebenso gut und manchmal besser spielte, als man es auf den Bühnen der größern Städte des Westen sehen kann. Das Spiel einer Frau W. mußte in Betracht der Verhältnisse ganz vortrefflich genannt werden, sogar in tragischen Rollen. Auch begnügte man sich nicht mit kleineren Stücken, sondern spielte Stücke wie the lady of Lyons von Bulwer, Othello von Shakespeare, the honey moon ꝛc. Ein Lieblingsstück war Jngomar the barbarian, bekanntlich die englische Bearbeitung vom „Sohn der Wildniß". Die Bühne war enge und die Ausstattung sehr dürftig, dagegen verwendete man viel auf das Costüm, das freilich nicht immer der Zeit und dem Ort der Handlung des Dramas entsprach. So erschien der Pseudoprinz in der Lady of Lyons, einem Stück, dessen Handlung in die Zeit der französischen Revolution fällt, in dem kindischen Flitterstaat eines mittelalterlichen Stutzers. Nach dem Spiel gab es gewöhnlich noch einen Song, der unter allen Umständen ein comical song war oder wurde, zu welchem das Publicum im Parterre (und der ganze Zuschauerraum bestand nur aus Parterre) zuweilen Chor sang, namentlich wenn der beliebte Mormon song gesungen wurde. Um dem Leser einen Begriff von dieser transwahsatchian poëtry zu geben, will ich einen Vers dieses Liedes in dem Urtext beifügen:

A mormon father likes to see,
His mormon family agree,
The prattling baby on his knee,
Cries: Daddy, J am a mormon!
Eh! the merry, oh! the merry, Eh! the merry mormons!
J never knew what joy was before J came amongst the mormons!

Die beiden letzten Verse werden vom Chor wiederholt. Ich bedauere, daß ich

die Melodie dieses Sangs nicht beifügen kann, sie entspricht dem Inhalt des Lieds vollkommen. Das Theaterorchester, welches diese Gesänge begleitet und das auch zuweilen im Tabernakel thätig ist, besitzt eine Anzahl Saiten- und Blasinstrumente, und obgleich dieselben meistens sehr falsch gespielt werden und sich oft ganz unabhängig voneinander bewegen, so hindert dies die in musikalischer Beziehung nicht sehr verwöhnten Heiligen nicht, ihre Musik the sweetest music on earth zu nennen, eine Benennung, deren harmlosen Stolz man wol verzeihen kann. Es ist mit dieser sweetest music wie mit einer großen Bierbrauerei, von welcher man mir einst in Salt-Lake City sprach. Nachdem ich in Begleitung des Topographen unseres Corps das Etablissement nach langem Suchen gefunden hatte, fand ich in der Ecke einer Art Schuppen einen Braukessel, der ungefähr eine Ohm fassen konnte und ein Kühlschiff, das annähernd drei Fuß lang und nicht breiter war. Das Gebräu, welches aus dieser Anstalt hervorging, war eine bitterlich saure Satire auf die Kunst des Brauers. Die Beschreibungen der Mormonen sind in Beziehung auf ihr eigenes Land spanisch-hyperbolischer Art, und man darf ihren Schilderungen nur einen sehr bedingten Glauben schenken.

Auch die Schilderungen der klimatischen Verhältnisse ihres Landes werden von den Mormonen außerordentlich günstig und angenehm gehalten, und wenn man ihnen glauben dürfte, so wäre das Klima von Utah das schönste der Welt; Krankheiten kämen gar nicht vor und die wenigen Fälle, welche allenfalls vorkommen könnten, würden durch den Glauben, d. h. durch Auflegung der Hände von ihren Aposteln geheilt. Alles dieses ist natürlicherweise der reinste Humbug. Während unsers Aufenthaltes in der großen Salzseestadt herrschte daselbst eine Scharlach- und Masernepidemie, an welcher ziemlich viele Kinder starben. Mehre von den Mormonen waren sehr darauf versessen, die Arzneistoffe, welche ich entbehren konnte, zu kaufen, und einer ihrer Apostel, dessen Frau krank geworden war, war so weit entfernt, von dem Auflegen seiner Hände Heilung zu erwarten, daß er mir die Ehre anthat, mich zu einem Besuch an dem Bett der Kranken und um eine Ordination zu bitten.

Das Pluralitätssystem der Heiligen der jüngsten Tage ist bei ihnen keineswegs zu einer allgemeinen Anwendung gekommen; nicht jeder Mormone ist im Besitz von mehrern Frauen, bei weitem der größte Theil begnügt sich oder muß sich mit einer einzigen begnügen, da ihm die Mittel der Unterhaltung mehrer abgehn oder auch der besitzwürdige Theil der Frauen von den Würdeträgern der Kirche schon beansprucht worden ist. Dieser Umstand, verbunden mit der Einsicht mancher in die Mängel einer Verwaltung, wie man sie nur einer Herde Idioten aufdrängen kann, und die Agitation der Majoriät der Frauen gegen die Plualitätslehre hatte in den letzten Jahren zu Spaltungen in der Gemeinde und zur Vermehrung des Einflusses der bestehenden Sekten von

Dissenters geführt, die der Autorität des Propheten hätten gefährlich werden können, wenn er nicht durch eine Rebellion gegen die Centralregierung, die in dem vielfach genährten Groll der Mormonen eine Unterstützung fand, und durch die dadurch veranlaßte Absendung von Vereinigten-Staatentruppen dem Sturm vorläufig eine andere Richtung gegeben hätte. Das Pluralitätssystem ist offenbar nur zum Vortheil der Bevorzugten der Kirche erfunden, auch wird sich hierüber niemand wundern. Der Prophet allein besitzt das Vorrecht, demjenigen die Erlaubniß zur Vermehrung der Frauen zu ertheilen, den er für gläubig hält, und dieses Vorrecht kann er auf seine Delegaten übertragen. Das Weib, das ohne Erlaubniß außerhalb der Priesterschaft heirathet, heirathet die Hölle, und es mag wol vorkommen, daß die bei vielen Frauen so leicht anzuregende religiöse Schwärmerei es ihnen sicherer erscheinen läßt, in dem Gefolge eines Apostels oder Hohenpriesters ins Paradies einzugehn, als ihr Heil einem gewöhnlichen Heiligen anzuvertrauen, dessen eigne Ansprüche auf einen himmlischen Stuhl weniger sicher, ja vielleicht zweifelhaft sind; auch mag wol der weibliche Ehrgeiz, die weibliche Eitelkeit, die unter aller Schwärmerei fortlebt, dergleichen Gedanken unterstützen. Auch für diejenigen Frauen, deren weniger gefälliges Aeußere keinen Mann zu dem Glauben verleiten konnte, er könne sie erlösen, ist in Utah gesorgt. Eine jede Frau kann einen Mann verlangen, der sie erlöst: „on the ground of the right and privilege of salvation“, und der Prophet, der ihr Gesuch entgegennimmt, kann irgend einen Mann, den er im Stande glaubt sie zu unterhalten, beordern sie sich „anzusiegeln“, wo nicht, so muß auch er giltige Gründe der Weigerung vorbringen.

Da nach der Mormonenlehre der Inhalt der Bibel ganz buchstäblich genommen werden muß, denn „Gott ist redlich, wenn er zu den Menschen spricht, und gefällt sich nicht in Doppelzüngigkeit, sondern gebraucht die Worte in ihrem wahren Sinne“, so kommen sie zu einer ganz entsprechenden Vorstellung von dem Wesen und den Eigenschaften der Gottheit, und diese Vorstellung ist in den Predigten der Apostel und Hohenpriester manchmal mit einem Anstrich von Humor mitgetheilt. In einer Rede, die Brigham Young vor den Aeltesten und Hohenpriestern im Tabernakel hielt, sagte er: „Ihr erinnert Euch des ältesten Day (eines baptistischen Predigers auf dem Weg nach Californien), der uns so hübsch predigte. Ich predigte eines Tages, als er anwesend war, und leitete im Verlauf der Rede die Gedanken auf unsern Vater im Himmel, über dessen Natur er am wärmsten Aufklärung wünschte. Er aß mit mir zu Mittag, und als wir bei Tische saßen, sagte er: „Bruder Young, ich wartete mit bangem Herzen, und Mund, Augen und Ohren offen, etwas Glorioses zu hören.“ „Worüber, Bruder Day?“ „Als ihr die Gottheit beschriebet und grade an den eigentlichen Punkt gekommen waret, den ich so gern erklärt gehabt hätte, brachet Ihr ab und ginget auf etwas An-

deres über." Ich lachte und sagte: „Seid Ihr ein Prediger des Evangeliums, und habt zwanzig Jahre einen Gott gepredigt, von dem Ihr nichts wußtet?" „Ich kann Euch die Frage in ein paar Minuten beantworten." „Ich weiß Bruder," sagte er, „es ist ein mysteriöser Gegenstand für einen sterblichen Menschen." „Nun, so laßt mich fragen, könnt ihr mir sagen, wem unser Vater im Himmel ähnlich sieht?" „Bruder Young, ich maße mir nicht an, daß ich den Charakter der Gottheit beschreiben kann." Dies sagte er, während die Farbe seines Gesichts bald bleich und bald roth wurde. Ich lachte, und er glaubte, ich behandelte den Gegenstand leichtfertig. „Ich behandle den Gegenstand nicht leichtfertig, aber ich lache über Eure Thorheit, daß Ihr, ein Prediger in Israel, ein Mann, der zwischen den Lebendigen und den Todten stehen sollte, dennoch nichts wißt von unserm Vater und Gott. Wäre ich an eurer Stelle, ich würde niemals wieder eine Predigt halten, bis ich mehr von Gott wüßte. Glaubt Ihr an die Bibel?" „Ich glaube." „Welche Aehnlichkeit hatte Vater Adam mit Gott, als er in Eden war?" Ehe er antworten konnte, fragte ich ihn weiter: „Welche Aehnlichkeit hatte Jesus mit dem Menschen, als er Fleisch wurde?" und: „Glaubet Ihr Moses, wenn er sagt, Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn? Dies mag Euch sonderbar scheinen, aber seht Ihr nicht bona fide, daß der Herr Adam schuf wie er war, und daß der Erlöser, von dem wir lesen, das besondere Bild seiner Person war?" Er lachte nun selbst über seine Thorheit. „Nun," sagte er, „Bruder Young, ich habe mein Leben nicht hieran gedacht, und war ein Prediger zwanzig Jahre lang." Er hatte niemals den Charakter des Gottes erkannt, den er verehrte, sondern ähnlich den Athenern hatte er einen Altar errichtet mit der Ueberschrift: „Dem unbekannten Gotte".

Die Gabe in fremden Zungen zu reden, ohne vorher von einer Grammatik Gebrauch zu machen, ist in Utah eines der Lieblingsvorrechte. Wenn jemand fühlt, daß der Geist ihn treibt, so soll er „auf seine Füße stehen, sich gläubig an Christus lehnen, seine Lippen bewegen und einen Gesang in einem ihm beliebigen Takt hervorbringen, und der Herr wird ihm einen Dolmetscher erwecken und er wird eine Sprache machen", so lautet die Vorschrift. Daß aber trotz der doppelten Mühe, die sich der heilige Geist mit dem von ihm Bewegten gibt, diese Sprachübungen zu sehr komischen Scenen Anlaß geben, kann man sich leicht denken. Man denke sich eine Versammlung, in der sich plötzlich jemand erhebt und unter allerlei Grimassen Laute hervorbringt, wie: Tschinah, puh-vah, kaka limasche! Alles ist stille, aber nach einer kurzen Weile erhebt sich ein anderer und erklärt, der heilige Geist habe ihm verkündet was es bedeute; daß es irgend ein Indianerdialekt wäre, und hieße — folgt die Uebersetzung. Daß der Schalk bei solchen Gelegenheiten ~~nicht immer~~ fehlt, denn der stirbt in der Welt nirgend aus, und daß Griechisch, Lateinisch,

Deutsch, Französisch und Spanisch, oder irgend eine von den bekannten neuern oder alten Sprachen niemals zur Anwendung kommen und vom heiligen Geist der Mormonen verschmäht werden, geben auch die Gelehrtesten unter den Mormonen zu.

Wenn man sieht, was die Mormonen aus ihrem Land gemacht, seitdem sie es in Besitz genommen haben, so kann man ihrem Fleiß und ihrer Ausdauer ein Lob nicht versagen, aber die Bewunderung, die sie sich selbst zollen haben sie nicht verdient; und wenn man das Werk vergleicht mit dem, was in Californien in kürzerer Zeit durch die Ueberlandemigration geschehen ist, so erscheint es winzig, selbst dann noch, wenn man alle Unterschiede in Rechnung bringt. Wer den Schilderungen der Mormonen nicht als Uebertreibungen und absichtlichen Lügen mißtraut, der muß, wenn er sie liest, zur Ueberzeugung kommen, das Jordanthal wäre ein Paradies, in dem sich Wunder auf Wunder drängt. Wenn man von großartigen Nationalwerkstätten liest, in denen jeder so lange Beschäftigung findet, bis er sich selbstständig machen kann, so hat man sich einige Schuppen zu denken, in denen einige Hobelbänke, einige Circularsägen und einige Schraubstöcke und Drehbänke stehen, alles in ziemlich fötalem Zustand, und an denen, so viel ich sehen konnte, nicht ein Dutzend Menschen arbeiten; die Werkstätten scheinen sich selbst unter den Heiligen keines großen Credits zu erfreuen. Aehnlich verhält es sich mit ihren höhern Bildungsanstalten, sie existiren nur in der Idee; das Schulwesen ist in Utah noch nicht über die Elementarstufe hinausgekommen, was auch ganz begreiflich und in der Ordnung ist. Auch ihre große Baumwollspinnerei ist eine Chimäre. In einem Dachzimmer des Statehouse bewahren die Mormonen einige kostbare Instrumente, deren Gebrauch sie mir für die Zeit unseres Aufenthaltes in Salt Lake City anboten, da sie noch niemanden unter sich hätten, der Gebrauch davon zu machen verstände. Es war ein vortreffliches Roß'sches Mikroskop neuester Construction darunter, und das Erstaunen einiger Schriftgelehrten über die reelleren Wunder, die ihnen das kleine Instrument offenbarte, als ich ihnen einige Objecte unter die Augen brachte, war nicht gering. Sie besaßen nicht weniger als sechs Barometer für Höhenmessungen von dem bekannten englischen Mechaniker Troughton, aber alle hatten Luft in die Leere bekommen, oder waren durch unverständigen Transport sonst schadhaft geworden; nicht ein einziger war brauchbar. Ein chemischer Apparat in Form eines großen Reagenzkastens war ebenfalls vorhanden, ebenso ein Teleskop und kleinere Meßinstrumente. Ein Theil der Bibliothek, für deren Anschaffung der Congreß früher 5000 Dollars bewilligt hatte, und in welcher neben den großen englischen Encyklopädien die Rechtswissenschaft ziemlich gut repräsentirt war, ist vor kurzem in Feuer aufgegangen, und zwar wie man behauptet unter Vorwissen der Behörden der Mormonen, denen namentlich die Rechtswissenschaft unbequem war.

Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, die Versicherung geben zu können, daß ich in dem ganzen Territorium nicht mehr als drei Deutsche traf, die in die Gemeinschaft der Heiligen der jüngsten Tage eingetreten waren, und von dem einen darf ich behaupten, daß sein Glaube nicht auf einen Fels gebaut war. Der vornehmste dieser drei Würdigen war ein verkommener Student, der aus Noth das Buch der Mormonen ins Deutsche übersetzt und dem Missionär, für den er es bearbeitet hatte, von Hamburg aus nach Utah gefolgt war. Er war Stadtingenieur in Provo, der zweiten Stadt dem Range nach, und wartete mit Ungeduld, daß ihm der heilige Geist die Lehre von der Congruenz und der Aehnlichkeit der Dreiecke offenbare, da ihm ohne deren Kenntniß sein Geschäft sehr sauer wurde. Der zweite Landsmann war ein Barbier, der die Bärte aller Nationen nach ihrer Bekehrung zu scheeren hoffte, und einstweilen den hohen Preis der Bartseife beklagend in der großen Stadt etwas Doctorei trieb. Der dritte war ein gewöhnlicher Mensch.

Wenn ich in der vorliegenden Schilderung den Heiligen der jüngsten Tage irgend Unrecht gethan hätte, so würde ich dies um so mehr beklagen, als ich die Schilderung mit einer großen Ungezogenheit gegen die Frauen in Utah schließen muß. Ich nehme dieses Vergehen auf mich im Interesse und zum Troste derjenigen meiner Landsleute, welche auf die Vorrechte der Heiligen mit stillem Neid und vielleicht geheimen Wünschen blicken möchten. — In dem ganzen Thal habe ich kein auch nur annähernd schönes Weib gesehen.

Preußen und der Congreß.

Von der preußischen Grenze.

So voreilig es wäre, in dem labyrinthischen Gang der Diplomatie irgend ein festes Gesetz entdecken zu wollen, so sind diesmal die Symptome, die für das Zustandekommen eines europäischen Congresses sprechen, zu stark, als daß man sich durch die Warnung des Kaisers Napoleon an die Italiener: sie möchten sich von einem solchen Congreß nicht viel versprechen, — irremachen lassen sollte. Seltsam ist das Verhältniß in der That. Der Congreß kann doch nur von den beiden kriegführenden Mächten: Oestreich und Frankreich, einberufen werden; von diesen ist Oestreich entschieden gegen einen Congreß überhaupt, und der Kaiser Napoleon, sonst im Allgemeinen so sehr für Congresse eingenommen, äußert erhebliche Bedenken. Die drei andern Großmächte vollends scheinen nur mit äußerstem Sträuben einem

solchen Rufe Folge leisten zu wollen. Es sind, wie gesagt, die wunderlichsten Aspecten: aber grade darum, weil der Drang der Umstände stärker ist, als der Wille der Menschen, wird vielleicht diesmal der Congreß eine Wichtigkeit erlangen, wie keiner seiner Vorgänger.

Der Drang der Umstände ist in der That gebieterisch. Die Zustände Mittelitaliens können, so wie sie sind, nicht bleiben. Frankreich kann nicht wohl interveniren, es kann noch weniger dulden, daß Oestreich intervenirt. Einen Localkrieg zwischen den italienischen Mächten zuzulassen, ist aber noch mehr gegen das Interesse der Großmächte. Einseitig kann die Frage auf keine Weise gelöst werden, ganz Europa muß sich an der Lösung betheiligen.

Es handelt sich hier um eine ganz neue Auffassung des Begriffs von europäischem Gleichgewicht. Bisher datirte man die Legitimität der Staaten bis auf den wiener Congreß. Zwar war das Gleichgewicht, welches derselbe geschaffen, sehr sonderbarer Art, denn indem er gleichsam mit Vorbedacht überall Länder und Völker zusammenfügte, welche nicht zusammen gehörten, so war daraus eine beständige Unruhe hervorgegangen, die man als revolutionär bezeichnete, während es doch nichts Anderes war, als das Zucken und Streben der Nationalitäten, sich von den fremdartigen Elementen zu scheiden. Auch hatte man es mit dem Princip der Legitimität, wenn es darauf ankam den Umständen Rechnung zu tragen, nicht allzustreng genommen: das Königreich Polen war eine russische Provinz geworden, Krakau war von Oestreich einverleibt, beides ohne Congreß. An der Errichtung des Königreichs Belgien hatte Europa sich betheiligt, auch das Königreich Griechenland und das Fürstenthum Serbien kann man dahin ziehn. Neuerdings ist die Familie Bonaparte auf den französischen Thron erhoben, trotz der Bestimmungen des Congresses.

War man indessen auch vielfach vom Princip abgewichen, so war das Princip selbst doch geblieben, gleichsam als ein Schatten, hinter den man sich flüchten konnte, wenn es in der wirklichen Politik zu heiß wurde. Diesmal handelt es sich um mehr. Der Krieg hatte eingestandnermaßen den Zweck, eine Revision des wiener Congresses vorzunehmen, es ist also nicht mehr eine Abweichung vom Princip, sondern eine Aufhebung desselben.

Allein das Unglück ist bereits geschehn und nicht wieder gut zu machen. Wenn sich Europa an der Lösung dieses Conflicts betheiligt, so müßte eine einfache Rückkehr zum Princip der Legitimität auch den Frieden von Villafranca aufheben, was weder die neutralen Mächte, noch die beiden kriegführenden gewillt sind. Es kommt vielmehr darauf an, in Italien eine Ordnung herzustellen, die Europa Garantien der Dauer bietet, so weit überhaupt irdische Dinge garantirt werden können.

Glücklicherweise bietet sich die Lösung sehr einfach, und diesmal trifft der Gesammtwille der italienischen Nation mit den Interessen Europas zusammen. Die Vergrößerung Sardiniens durch Toscana, Modena und Parma, (von den Legationen reden wir hier nicht, weil hier noch ein viel bedenklicherer Conflict entsteht) bringt einen wahrhaft nationalen Staat zu Stande, der sich unabhängig vom Ausland halten und der Revolution kräftigen Widerstand leisten kann. Ein zugleich militärisch tüchtiges und im Sinn der bürgerlichen Ordnung verwaltetes Reich, das um seines eignen Bestehens willen sich wol hüten wird, unruhigen Velleitäten zu folgen, woher sie auch kommen mögen.

Für eine Einheit Italiens, gleichviel ob in monarchischer oder republikanischer Form, sind die Zustände nicht reif, wol aber ist der bestehende Organismus des piemontesischen Staats kräftig genug, die verwandten Elemente seiner Nachbarländer vollständig in sich zu absorbiren und so einen wahren Einheitsstaat hervorzubringen.

Einer solchen Lösung widersetzt sich eingestandenermaßen nur Oestreich, aus Principien des Rechts, gegen die man von seinem Standpunkt nichts einwenden kann, die aber höhern Rücksichten weichen müssen. Wir glauben gern, daß auch dem französischen Kaiser eine Lösung nicht ganz bequem sein wird, die statt eines Vasallenstaats einen unabhängigen Staat an seine Grenze setzt; aber ihm sind die Hände in einer Weise gebunden, daß er sich kaum dagegen aussprechen wird, wenn das übrige Europa den nationalen Willen Italiens begünstigt. England hat sich bereits ausgesprochen, von Rußland ist anzunehmen, daß es sich ebenfalls dahin neigt, wenn auch aus keinem andern Grunde, als um Oestreich einen vermeintlichen Nachtheil zuzufügen. Einen vermeintlichen: denn wir sind fest überzeugt, daß Oestreichs Staatsleben nur dann wahrhaft gesunden kann, wenn es aus den unseligen und unfruchtbaren italienischen Verwickelungen gelöst wird.

Preußens Stimme hat unter diesen Umständen eine sehr erhebliche Bedeutung, und darum wiederholen wir, daß es einen festen Entschluß fassen und sich über eine Parteinahme klar machen muß, die für die nächsten Jahre maßgebend sein wird. Seit einem Jahr ist die liberale und nationale Haltung für die preußische Regierung maßgebend: wahrhaft fruchtbar und segensreich für das Land wird sie aber erst dann sein, wenn sie nach innen und außen consequent gehandhabt wird. Ueber die Consequenz im Innern ein andermal: was aber die auswärtige Politik betrifft, so soll Preußen daran denken, daß es vielleicht bald in die Lage kommen kann, dem europäischen Congreß eine Frage vorzulegen, die mit der italienischen sehr verwandt ist.

Die Unterdrückung der deutschen Herzogthümer durch die Dänen wurde so lange ertragen, als man die Hoffnung hegen konnte, einmal auf gesetzlichem Wege davon befreit zu werden. Diese Hoffnung ist durch das von den Großmächten unterzeichnete londoner Protokoll, welches die Erbfolge in den Herzogthümern nach der dänischen Erbfolge modificirt, aufgehoben worden. An diesem Protokoll hat sich Oestreich betheiligt, und Preußen, das anfangs protestirte, hat sich leider unter Mitwirkung verschiedener Umstände verleiten lassen, nachträglich auch seine Unterschrift herzugeben. Es hat die Ehrenpflicht gegen Deutschland, dies dadurch wieder gut zu machen, daß es beim Congreß die Revision jenes Protokolls, d. h. die Wiederherstellung des alten Staatsrechts beantrage. Vielleicht ist keine Zeit dazu geeigneter als die gegenwärtige, wo die öffentliche Meinung, und nicht mit Unrecht, von Preußen eine kräftige Willensäußerung erwartet und wo die äußern Beziehungen wenigstens nicht unbedingt im Wege stehn. Wenn man sich der unterdrückten Italiener annimmt, so wird man die unterdrückten Holsteiner nicht vergessen dürfen.

Die Bemerkungen gelten nur unter der Bedingung, von welcher auch Lord John Russell die Betheiligung Englands am Congreß abhängig macht. Wenn es sich einfach um eine Sanction des Friedens von Villafranca handelt, so hat Preußen ebenso wenig dabei zu thun, als England. † †

Schillerliteratur.

Unter den Festgaben zum Andenken Schillers bleibt die bildende Kunst nicht zurück; wir wollen hier einige der wichtigsten Beiträge verzeichnen.

Als „Festgabe zu Schillers hundertjährigem Geburtstag" erscheint in Stuttgart bei Göpel, gestochen von Oertiger, ein Portrait des jugendlichen Schiller, angeblich von 1780, die Copie eines Originalgemäldes im Besitz des Hrn. Friedrich. Es wurde zuerst dem Historienmaler Nic. Guibal (gest. 1784) zugeschrieben; daß es von diesem nicht herrühren kann, ist jetzt nachgewiesen, und die Stimmen der meisten Kunstkenner sprechen sich für Ph. Fr. Hetsch aus, Schillers Mitschüler auf der Kunstakademie, später Galeriedirector in Stuttgart. Es wäre sehr erfreulich, wenn auch nur die Zeit genau bestimmt werden könnte; das Original kennen wir nicht; der (übrigens trefflich ausgeführte) Stich läßt kaum auf einen zwanzigjährigen Jüngling vermuthen. Das Gesicht ist sehr bedeutend: weicht aber nicht wenig von den bekannteren Portraits ab. —

Schillerfeier. Eine Sammlung von Portraits und Ansichten zu Schillers Leben und Werken. Leipzig, Baumgärtner. — Die Sammlung enthält (gestochen von A. Weger) die Portraits von Schiller, Schillers Vater, Mutter und Schwester Nanette — durchweg höchst interessante Physiognomien; Charlotte v. Kalb (das bekannte Miniaturbild, das ihr unmöglich ähnlich gesehn hat, wenn sie nicht etwa noch Kind gewesen ist); Körner (ein herrlicher Kopf, gemalt von Graff, gestochen von Sichling); die Herzogin Amalia (von Angelika Kauffmann) und Schillers Todtenmaske; außerdem eine Zahl von Schillerhäusern und einige hors d'oeuvres. Das Ganze ist eine schöne Festgabe. —

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schillers Werken, gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur v. Ramberg. In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rosdof, Schultheiß, Sichling u. a. — Mit erläuterndem Text von Fr. Pecht. Funfzig Blätter in Stahlstich nebst fünfundzwanzig Bogen Text. — Leipzig, Brockhaus. — Diese glänzend ausgestattete Festgabe trägt einen freien künstlerischen Charakter, auch die beiden Bildnisse, Schiller und Lotte, sind componirt, wenngleich nach Anleitung vorhandener Portraits. Die beiden Künstler haben sich bemüht, im Geist Schillers zu schaffen, und den Charakteren des Dichters einen plastischen Ausdruck zu geben. Wie weit ihnen das gelungen ist, darüber muß im einzelnen Fall die subjective Empfindung entscheiden: übt doch in Gedanken jeder Leser Schillers ein ähnliches Werk aus, und findet in der wirklichen Anschauung das Bild seiner Phantasie mehr oder minder befriedigt. Der eine der beiden Künstler hat es übernommen, ihre Auffassung auch durch Reflexion zu unterstützen, und sehr zum Vortheil der Sammlung; denn seine Reflexionen sind geistvoll, sie sprechen von aufrichtiger Wahrheitsliebe und tiefem Eindringen in den Sinn des Dichters, und versöhnen uns mit manchen malerischen Einfällen, an denen wir zuerst Anstoß nehmen. Nur gegen eins müssen wir protestiren: historische Portraits müssen der Geschichte entsprechen, der Dichter mag nach Gefallen idealisiren, der Maler darf es nicht, am wenigsten bei einer bekannten Figur wie Philipp der Zweite. — Ueberall empfindet man, daß man es mit echten Künstlern zu thun hat. — t

Literatur.

Cardinal Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock. Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl (Heinrich Förster). — Breslau, Hirt. — Ein kleines, aber anziehendes Büchlein; man hätte nur gewünscht, daß der geistvolle Verfasser etwas mehr ins Detail gegangen wäre, wo es sich um die geheimen Tiefen in einer reichbegabten Menschenseele handelte. Vielleicht legte ihm hin und wieder sein Amt Rücksichten auf. — Melchior v. Diepenbrock war 1798 zu Bocholt, im Fürstenthum Salm-Salm geboren. Die Neigung zog den feurigen Knaben schon früh zum Kriegsdienst; 1810 wurde er in das militärische Lyceum zu Bonn gebracht, aber einige Zeit darauf wegen Ungehorsam entlassen. In den Freiheitskriegen wurde er preußischer Offizier; leider zu spät, um an dem eigentlichen Kampf betheiligt zu sein. Im Garnisondienst begann für ihn jenes regellose Soldatenleben, das er mit manchen schönen Zügen, aber auch mit verwegenen Thaten und wilden Streichen reich gezeichnet hat, und das seinem braven Vater viel Geld, und seiner frommen Mutter viel Thränen kostete. Er wurde in Streitigkeiten und Duelle verwickelt, ließ sich verschiedene Excesse zu Schulden kommen, am meisten aber versündigte er sich gegen die Gesetze der Subordination, und eine dieser Vergehungen war so ernster Natur, daß sie, wäre nicht Gnade vor Recht ergangen, eine lange Festungsstrafe nach sich gezogen haben würde. Er nahm seinen Abschied mit so erbitterter Seele, daß er, bevor er sein Regiment verließ, in einem Anfall leidenschaftlicher Wuth seine Uniform zerriß und seinen Degen zerbrach. — Mit sich zerfallen — schon in seiner wilden Jugend lag die tiefe Sehnsucht nach einem Unbekannten — trug er sich eine Zeitlang mit Selbstmordgedanken. Auf dem Landgut seiner Eltern trieb er leidenschaftlich die Jagd: „Er war ohne Lebenszweck, und es schien ihm auch nicht der Mühe werth dergleichen zu suchen und zu verfolgen." — In dieser Periode 1817 wurde durch seinen Freund Clemens Brentano der Professor Sailer in seinem Hause eingeführt; auf einem halbstündigen Spaziergang wußte er so tief in Melchiors Seele einzugreifen, daß dieser fortan ein anderer Mensch wurde. Er ging zur Beichte und trat bald darauf — noch mehr durch die „gottbegnadigte" Catharina Emmerich in seinem Entschluß bestärkt — in den geistlichen Stand. Dec. 1823 erhielt er in Regensburg von Sailer, dessen demüthiger Secretär er nun wurde, die Subdiaconusweihe. Es soll ein rührendes Bild gewesen sein, wie der hochgewachsene, ritterliche, stolzblickende junge Mann — dessen feuriges Auge manchen zittern machte — sich zu dem kleinen Sailer herabbeugte, um ihm die Hand zu küssen. Zuweilen erwachte noch in ihm die Neigung zu Pferden, zur Jagd; doch unterdrückte er sie mit rücksichtsloser Entschiedenheit. — 1829 gab er, gemeinsam mit Görres, die Schriften des Mystikers Suso heraus; auch im Verein mit Schenk und Brentano einen „geistlichen Blumenstrauß". Nach einiger Zeit wurde er ins Domcapitel in Regensburg genommen; nach Sailers Tod 20. Mai 1832 verharrte er in seiner Stellung. Bei einer neuen Bischofswahl in Breslau August 1841 kam auch er in Vorschlag; ernste Hindernisse stellten sich damals dazwischen, aber 15. Jan. 1845 wurde er wirklich gewählt. Nach langem Sträuben nahm er die Wahl an, aber erst nachdem ihn der Papst un-

mittelbar dazu aufgefordert. Eben war (30. März 1845) Ronge excommunicirt; zugleich handelte es sich um einen Kampf gegen die Branntweinpest in Oberschlesien; der neue Bischof kam mitten in eine streitende Kirche, und wurde nicht selten von Sorge niedergedrückt. Alte Sehnsucht kam über ihn; seinen Freund Förster entließ er regelmäßig mit den Worten: möchte diese Nacht meine letzte sein! — Eifrig für das Leben der katholischen Kirche, entschlossen ihren Gegnern gegenüber, blieb er doch immer der geistvolle Mann, der für seine Dogmen gebildete, ja weltliche Gesichtspunkte zu finden wußte. — Im Nov. 1850 wurde er Cardinal; als einige Zeit darauf der Anfall eines wüthenden Ochsen sein Leben in Gefahr brachte, schrieb ihm der König: „Ei ei! Herr Cardinal! Sie haben doch nicht etwa Ihren Purpur irgendwo durchblicken lassen; das Geschlecht Ihres Gegners verträgt ihn nicht." „Der Purpur, erwiederte dieser, war ganz und gar aus dem Spiele, aber jenes Geschlecht verträgt auch die schwarzen Röcke nicht." — Im Januar 1853 starb er, von den Seinigen hochgeachtet und hochgeliebt.

Die Anne-Liese. Schauspiel in 5 A. von Hermann Hersch. Frankfurt a. M., Sauerländer. — Das Stück hat auf den Bühnen entschiednes Glück gemacht, weil es zwei dankbare Virtuosen enthält: den alten Dessauer als jugendlichen Enthusiasten und eine geborne Marketenderin als Fürstenbraut. Die Probe der ruhigen Lectüre hält es nicht aus: der Spaß wird durch sentimentale und moralische Anwendungen verkümmert, und wenn man sich diese Ehe als wirklich vollzogen denkt, so muß man den Kopf schütteln, auch wenn man zu keinem Hof gehört. — — t

Von Rüstows neuer Schrift „Der italienische Krieg" ist die zweite Abtheilung erschienen, welche die Ereignisse des letzten Kriegs in Oberitalien bis zum Rückzug der Oestreicher hinter den Mincio verfolgt. Der Schluß des Werkes soll in wenigen Tagen die Presse verlassen. — Von Lorcks „Zeitheften" liegt uns das neunte vor, welches eine Abhandlung über die westslawischen Völker, ihre Stellung in Europa und ihre Bestrebungen enthält, die lesenswerth ist. Wenn der Verfasser die Zahl der Sorbenwenden im Königreich Sachsen zu 60,000 annimmt, so ist das viel zu hoch gegriffen, man müßte dann Dörfer mit rechnen, die seit vielen Jahrzehnten nicht mehr Wendisch sprechen. — Auch von dem in gleichem Verlag erscheinenden biographischen Lexikon „Männer der Zeit" ist eine neue Lieferung ausgegeben worden. — u —

Notiz.

Zu dem, was im ersten Artikel über Wangeroge in Betreff der sogenannten goldnen Linie gesagt ist, wird uns bemerkt: „Die goldne Linie ist nicht ein Küstenpunkt, befindet sich auch nicht unmittelbar bei der ostfriesischen, also hannoverschen Friedrichsschleuße, sondern ist der Grenzgraben zwischen Ostfriesland und Jeverland, welchen man trifft, wenn man von Friedrichsschleuße oder Carolinensiel ein Stück Wegs nach Osten geht."

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur kurhessischen Verfassungsfrage.

Fragen wir uns einmal, was für ein Mann es war, mit dem sich die Bundesversammlung vereinigte, als es die Vernichtung der verfassungsmäßigen Rechte Hessens galt. Der Name Hassenpflug bedeutet langjährigen Vernichtungskampf gegen das Grundgesetz Kurhessens, und nicht blos gegen dieses, sondern gegen jede Freiheit, Selbstständigkeit, gesetzliche Ordnung, für bodenlose Willkür. Er hat diesen Kampf geführt mit so gänzlicher Gleichgiltigkeit gegen die Güte der Mittel, mit so cynischer Dreistigkeit, daß wir um der Ehre des deutschen Namens willen hoffen, er wird einzig dastehen in der deutschen Geschichte. Hassenpflug begann seine Laufbahn mit der Beiziehung der berüchtigten Bundesbeschlüsse von 1832, Auflösung der Kammer und Anfechtungen des bleibenden Ausschusses derselben, ja mit einem Verbot der Feier des Jahrestags der Verfassung. Aus der neuen Kammer suchte er die Beamten unter den seltsamsten Vorwänden zu entfernen, hinterzog den Beginn der Sitzungen, untersagte eine kirchliche Eröffnungsfeier und kam einer Anklage durch abermalige Kammerauflösung schnell zuvor. Die Chikanen gegen die gewählten Beamten wiederholten sich beim folgenden Landtag, es wurden demselben die sonderbarsten Zumuthungen gestellt. Mit der Kammer von 1836 ging er, nachdem er das Seinige gethan, um alle Mißliebigen fern zu halten, noch weiter; zuletzt entließ er sie ohne Abschied. Das Recht der Abgeordnetenversammlung zur Ausgabenbewilligung suchte er zu vereiteln, das Recht zur Initiative bei der Gesetzgebung zu bestreiten, ihr Recht zur Zustimmung bei Gesetzen durch „Verordnungen" zu umgehen, ja ohne diese Zustimmung eine Steuer einzuführen (die Wegegeldsabgabe). Die Presse hielt er nieder, indem er selbst censirte, manche Kammerverhandlung ließ er nicht veröffentlichen. Gegen Richter verfuhr er wegen von ihnen ausgesprochener richterlicher Ueberzeugungen mit Rügen und Versetzungen; politische Gegner wie den Professor Jordan ließ er auf die gehässigste Weise verfolgen. Manches despotische Regiment rühmt sich besonderer Fürsorge für die materielle Landeswohlfahrt und sucht sich wol damit zu rechtfertigen. Bei Hassenpflug war dies nicht der Fall, er setzte die öffentliche Wohlfahrt fast unverhüllt andern Inter-

essen nach, denen nämlich der privilegirten Adligen und Standesherren und des Regenten, dem er die rotenburger Quart zuwendete und dem er eine Ersparniß von 300,000 Thlr. etatswidrig zu militärischen Spielereien opferte. Man fragt umsonst nach den tieferen Zwecken einer solchen Politik, man müßte sie denn darin finden wollen, daß er schließlich den doppelten Ministergehalt bezog und sogar 8000 Thlr. nachgezahlt verlangte.

War es möglich, daß ein Land vor einem solchen Regierungshaupt Achtung oder Vertrauen zu ihm fühlte? Wäre es nicht vielmehr natürlich gewesen, wenn es den Widerwillen gegen einen solchen Minister auf denjenigen, der ihn berufen hatte, auf die Obrigkeit überhaupt, die er vertrat, übertragen hätte? Mußte nicht die dringendste Pflicht gebieten, dem vorzubeugen, den bösen Eindruck jenes Regiments durch einen anderen erfreulichen zu entkräften? Statt dessen wurde das Treiben Hassenpflugs auch nach seiner Entlassung bis 1848, zuletzt nur noch offener, man könnte beinahe sagen ehrlicher, aber auch fanatischer fortgesetzt. Es wäre nutzlos, diese Verwaltungsperiode im Einzelnen zu verfolgen, genug, ihr Charakter war die vollständige Verneinung jeder Bedeutung des Landtags, die offenbare Verhöhnung desselben und das allgemeine Bestreben, jedes verfassungsmäßige Recht der Kammer und der Einzelnen zu umgehen, zu verkürzen und illusorisch zu machen.

Man hätte erwarten sollen, daß 1848, als die Regierungen ohnmächtig und gelähmt waren, der Grimm der Kurhessen sich gewaltig erhoben, jeder Obrigkeit Anerkennung verweigert, denjenigen, die das Land so lange mißhandelt hatten, mit Schimpf und Gewalt vergolten hätte, daß der durch die Künste der Regierungen herabgewürdigte Constitutionalismus bei Seite geschoben worden wäre, um einer Republik, vielleicht wilder Anarchie Platz zu machen. Aber von alle dem geschah nichts. Nur in einer Stadt, in Hanau, wo sich auch aus den benachbarten Staaten bewaffnete Massen gesammelt hatten, schienen Excesse zu drohen, allein auch diese Stadt kehrte schnell zu vollständiger Ordnung zurück, als das Ministerium Eberhard an die Spitze trat. Selbst in jenen bewegten Tagen hatte das Volk in seinen Petitionen keine anderen Forderungen als: Entfernung der verhaßten Mitglieder der Regierung, Erlaß lange versprochener Gesetze, Sicherung des öffentlichen Rechts und der Einzelnen gegen die polizeiliche Willkür der eben vergangenen Jahre. In einer Ruhe und Loyalität, welche dem entsprach, wurden, fast wie im tiefsten Frieden, zahlreiche Gesetze berathen und erlassen, Gesetze so conservativ, wie sie in andern Staaten nicht einmal zur Zeit der blühenden Reaction erschienen sind, ein Ablösungsgesetz, das den Berechtigten die abzulösenden Leistungen zum zwanzigfachen Capitalbetrag vergütet, ja — das einzige der Art in ganz Deutschland! — ein Gesetz, durch welches den Jagdberechtigten für die wegfallende Jagd eine, wenn auch geringe Entschädigung zugesprochen wird.

Dem Kurfürsten selbst, der die Einkünfte der rotenburger Quart seit langen Jahren bezogen hatte, indem den Ständen das Gericht verweigert wurde und der von ihnen angerufene Bundestag sich für incompetent erklärte, wurden alle diejenigen Einkünfte, die er schon bezogen hatte, zum Opfer gebracht. So handelte das hessische Volk, obwol Nahrungslosigkeit überhand nahm, obwol die Verwirrung der deutschen Verhältnisse auf den Gipfel stieg und immer neuer Stoff zur Unzufriedenheit sich bot, obwol endlich das Haupt des Staates selbst zur Befestigung des Vertrauens nichts beitrug.

Da erscheint Hassenpflug, der Verhaßteste, der ausgemachteste Feind constitutioneller Ordnung. Daß er überhaupt erscheinen konnte und zu erscheinen wagte, beweist, wie der Kurfürst ebenso wie er selbst auf die Loyalität der Unterthanen baute; wahrhaftig, man wundert sich, wie es in jener aufgeregten Zeit möglich war, daß ein Hassenpflug über die Grenze hereinkommen und im Lande bleiben konnte! Er tritt auf mit vieldeutigen Erklärungen, verweigert alsbald einen bestimmten Nachweis über den Eid auf die Verfassung, verbietet dem Landtagscommissar, das fast einstimmige Mißtrauensvotum der Kammer an die Staatsregierung abzugeben, verlangt eine Geldbewilligung von 644,000 Thlr. aus unveräußerlichen, zu besondern Zwecken bestimmten, auch den Staatsgläubigern verpfändeten Geldern, den Laudemialgeldern; den Bedarf sucht er damit zu begründen, daß er den augenblicklichen Kassenbestand (ohne Rücksicht auf die noch zufließenden Einnahmen) als unzureichend für die bevorstehenden Ausgaben bezeichnet, während die Hauptstaatskasse selbst in ihren Berichten bemerkt, daß daraus kein Deficit folge, obgleich er selbst das Budget des Ministeriums Eberhard, das noch Einnahmen nachwies, nicht zurückzieht und obgleich der Etat der Ausgaben noch nicht festgestellt ist. Natürlich lehnt der Landtag, seiner Pflicht gemäß, die Forderung ab. Er wird vertagt. Als er wieder einberufen ist, verlangt man sofort, wiederum ohne Nachweis eines Deficits (das in der That nicht vorhanden war), ohne Zurücknahme des vom vorigen Ministerium vorgelegten Budgets, ohne Vorlegung eines andern und vor einer Feststellung der Etats, einen Credit von 760,000 Thlr. Der Landtag wendet sich sofort zur Prüfung des Budgets und lehnt die Proposition ab. Da mit demselben Monat (Juni 1850) die sechs Monate ablaufen, über die hinaus nach der Verfassung von 1831 die Steuern nicht forterhoben werden dürfen, fordert Hassenpflug die Genehmigung zur Forterhebung der Steuern. Die Ständeversammlung will darüber — von der Geschäftsordnung zu Gunsten der Regierung abweichend — sogleich in Berathung treten, sobald sie nur den eben im Druck befindlichen Bericht ihres Ausschusses gelesen hat, da — erfolgt die Auflösung. Nun hätten keine Steuern mehr erhoben werden können, bis die neue Kammer zusammentrat. Deshalb genehmigt der verfassungsmäßig bleibende ständische Ausschuß, obschon er dazu

besonderer Instruction durch den abtretenden Landtag bedurft hätte, zwei Ausschreiben, durch welche der Regierung wegen der „ohne Vorsorge für den Ablauf der Steuererhebungszeit erfolgten Auflösung der Ständeversammlung zum Zweck der einstweiligen Deposition gestattet wird, diejenigen Steuern und Abgaben fortzuerheben, die außerdem verloren gegangen wären. Im August tritt der neue Landtag zusammen, alsbald wird ihm die Genehmigung zur Forterhebung der Steuern und Abgaben bis Ende September ohne Prüfung des Staatsbedarfs angesonnen. Um Verluste zu vermeiden, ist die Majorität bereit, in die fernere Erhebung und Deposition der indirecten Abgaben zu willigen; die Regierung weist dies zurück; die Kammer bleibt dabei und lehnt die Regierungsproposition ab und wird sofort, am 1. September 1850, wieder aufgelöst. Nun soll der landständische Ausschuß ein Steuerausschreiben genehmigen, das der Landtag selbst nicht gebilligt hat; er wird aber nur eingeladen, einer Sitzung des Gesammtministeriums „beizuwohnen", in welcher außerordentliche Maßregeln in Betreff der Steuerfrage auf Grund des §. 95 der Verfassung*) ergriffen werden sollten, und bittet, um seine Zuständigkeit prüfen zu können, um nähere Auskunft über die beabsichtigten Maßregeln. Es wird ihm diese Auskunft nicht gegeben, sondern die Befugniß zur vorläufigen Prüfung seiner Zuständigkeit bestritten. Er antwortet, daß er, da seine Zuständigkeit auf §. 95 der Verfassung beruhe und die Erhebung und Verwendung von Steuern nicht umfasse, und da er über die „außerordentliche Begebenheit, für welche die vorhandenen Gesetze unzulänglich seien," keine Auskunft erhalten habe, die Voraussetzung seiner Mitwirkung nicht als gegeben betrachten könne. Das Ministerium erwiedert, der „Verfassungsbruch" der Ständeversammlung sei jene „außerordentliche" Begebenheit und verlegt die Sitzung. An einer Sitzung auf solcher Grund-

*) Der §. 95 lautet: „Ohne ihre (der Stände) Beistimmung kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentisch erklärt werden. Im Eingange eines jeden Gesetzes ist der landständischen Zustimmung ausdrücklich zu erwähnen. Verordnungen, welche die Handhabung oder Vollziehung bestehender Gesetze bezwecken, werden von der Staatsregierung allein erlassen. Auch kann, wenn die Landstände nicht versammelt sind, zu solchen ausnahmsweise erforderlichen Maßregeln, welche bei außerordentlichen Begebenheiten, wofür die vorhandenen Gesetze unzulänglich sind, von dem Staatsministerium unter Zuziehung des landständischen Ausschusses auf den Antrag der betreffenden Ministerialvorstände für wesentlich und unaufschieblich zur Sicherung des Staates oder zur Erhaltung der ernstlich bedrohten öffentlichen Ordnung erklärt werden sollten, ungesäumt geschritten werden. Hierauf aber wird, nach dem Antrag des Ausschusses, sobald als möglich die Einberufung der Landstände stattfinden, um deren Beistimmung zu den, in gedachten Fällen erlassenen Anordnungen zu erwirken." — Auf Steuerausschreiben bezieht sich dieser §., wie aus andern Bestimmungen der Verfassung unwiderleglich hervorgeht, durchaus nicht. Unter „Zuziehung" versteht er offenbar nicht die formelle Assistenz, das Zuhören des Ausschusses, sondern die Zustimmung, und es ist ein kostbares Stückchen rabulistischer Auslegung, durch die bloße „Beiwohnung" des Ausschusses willkürliche Acte der Regierung sanctioniren zu wollen.

lage soll der Ausschuß eben derjenigen Versammlung theilnehmen, welche die „Verfassung gebrochen“ hat! Er lehnt natürlich ab. Aber ohne das abzuwarten, hat Hassenpflug schon am Tage zuvor eine Verordnung erlassen, durch welche die Fort- und Nacherhebung aller Steuern und Abgaben befohlen wird. Der ständische Ausschuß remonstrirt, verlangt die Zurücknahme der Verordnung; die Behörden beschließen, ihr keine Folge zu geben; denn §. 146 der Verfassung bestimmt, daß die landständische Bewilligung in den Steuerausschreiben erwähnt werden soll, und ohne sie weder die Erheber zur Einforderung berechtigt, noch die Verpflichteten die Entrichtung schuldig sind, und §. 61 macht jeden Staatsdiener verantwortlich, der sich einer Verletzung der Verfassung, „namentlich auch durch Vollziehung einer nicht in der verfassungsmäßigen Form ergangenen Verfügung einer höchsten Staatsbehörde“ u. s. w. schuldig macht. Die Behörden stellen dies vor und bitten, sie der Nothwendigkeit zu entheben, den Gehorsam zu versagen. Die Regierung verhängt den Kriegszustand über das Land. Aber auch diese Maßregel scheitert an der Treue der auf die Verfassung beeidigten Offiziere. Die Minister und der Kurfürst entfernen sich, vor den Folgen der eignen Thaten fliehend, nach Wilhelmsbad. Bairische und östreichische Truppen ziehen ein, um „den Aufruhr“ in Hessen zu bewältigen, einen Aufruhr, den Hr. v. Manteuffel selbst eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln nannte, um damit auszusprechen, daß er das Gegentheil des Aufruhrs war, nämlich ein ernsthaftes Beharren auf dem Recht.

Es ist offenbar: Hassenpflugs Streben war, während er sonst sich darauf beschränkte, die Verfassung zu entkräften und zu untergraben, jetzt darauf gerichtet, sie bei Seite zu werfen. Er konnte dazu den Streit zwischen Preußen und Oestreich um die „Union“ wie einen Hebel benutzen; jeder Fortschritt Oestreichs und der Reactivirung des Bundestags bezeichnet daher auch einen weitern Schritt Hassenpflugs gegen die kurhessische Verfassung. Und wenn er selbst geflissentlich und muthwillig dem Landtag jede Möglichkeit entzieht, seine Forderungen zu prüfen und den Staatshaushalt festzusetzen, was die Voraussetzung jeder Steuerbewilligung bildet, insbesondere aber nach der kurhessischen Verfassung dafür vorausgesetzt wird, beschuldigt er, beschuldigen andere mit ihm die Landstände der Steuerverweigerung und des Verfassungsbruches! Und doch verlangt er alsbald und erreicht beim Bundestag die Aufhebung der Verfassung und erkennt damit an, daß nicht der Bruch derselben, sondern die Treue für die Verfassung ihm gegenübersteht.

Der Bundestag freilich, am 2. Septbr. ohne Preußen zusammengetreten, mußte damals die Wünsche Hassenpflugs erfüllen. Die Union zerfiel mehr und mehr, Preußen, den offnen Kampf gegen Deutsche scheuend, schwankte; Kurhessen mußte für den auflebenden Bundestag gewonnen werden. Grade

daß Preußen sich, so lange es an der Union festhielt, gegen die kurhessische Regierung zu kehren genöthigt war, mußte Preußens Gegner bestimmen, sich für dieselbe zu entscheiden, denn damit hatte Preußen ein Terrain erobert. Schritt aber der Bundestag als solcher in Kurhessen ein, so könnte er es nur wie gegen ein aufrührerisches Land; da das Land sich lediglich auf die Verfassung stützte, so war die Ursache dieses „Aufruhrs"; Hassenpflug konnte überhaupt nur um den Preis der Verfassung Kurhessens gewonnen werden. Mit Preußen also mußte diese fallen. Sie wurde durch die politische Weltlage erdrückt. Das war abgemacht, ehe es entschieden wurde.

Allein den armen Kurhessen, denen man diese Verfassung als einen Keil in die Wurzel der Monarchie nahm, so wie dem sonstigen profanum vulgus der Unterthanen konnte man doch nicht Gründe der äußern Politik bieten. Daß man sie ihnen aus angeblichen Gründen der innern Staatswohlfahrt und des Staatsrechts nahm, mußte auch mit solchen Gründen gerechtfertigt werden. Ja es ist ein allgemeiner Zug der menschlichen Natur, alles Sein und Werden als ein vernünftiges und harmonisches aufzufassen, das, was in Recht und Ordnung störend eingreift, mit Recht und Ordnung doch in Einklang zu bringen; es liegt in diesen Begriffen, daß wir sie nicht als unterbrochen denken können; deshalb wird jeder Staatsstreich und sonstige kühne Griff der Politik alsbald, wenn er gelingt, für viele zur Staatsaction, deshalb macht die „vollendete Thatsache" alsbald ein wohlerworbenes Recht. Das ist ein schöner Zug der Menschen und wir sind denen zu Dank verpflichtet, welche die Beseitigung der kurhessischen Verfassung aus Gründen des Rechts und des Staatswohls zu rechtfertigen suchten — je schwieriger die Aufgabe, desto verdienstlicher das Werk.*) Die Bundescommissare Graf Leiningen und Staatsminister Uhden haben es in den Denkschriften, die sie 1851 der Bundesversammlung überreichten, unternommen.

*) Der tapfre Oberbefehlshaber der Executionstruppen, Fürst Thurn und Taxis, vermochte sich sogar für seine Aufgabe wahrhaft zu begeistern. Er verabschiedete sich Anfangs 1851 von der Bundesversammlung (der damaligen) mit folgenden Worten: „Auch gegenüber der hohen Bundesversammlung ersuche ich meinen ehrfurchtsvollsten Dank zu erkennen zu geben, indem das mir bewiesene Vertrauen und Wohlwollen immer zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören werden. Nach den Befehlen unsers allergnädigsten Königs und Herrn sind die Baiern zu den Waffen geeilt, um das Ansehen des Bundes aufrecht zu erhalten, und haben die gestellte Aufgabe nicht nur allein der Form, sondern auch dem Wesen nach zu lösen das Glück gehabt. Die Weisheit der hohen Bundesversammlung war unsre Richtschnur und ich werde es mir zur besondern Ehre anrechnen, zu einem der Organe ihres Willens auserlesen gewesen zu sein. Ich verdanke es der Disciplin und vortrefflichen Haltung der Bundestruppen, daß ich mich innerhalb der von der hohen Bundesversammlung gesteckten Grenzen zu halten vermochte, und daß die Intentionen derselben unbedingt unter den schwierigsten Verhältnissen vollzogen werden konnten." Schwerlich beneidet irgend ein General der Welt den Herrn Fürsten um diese schönsten Erinnerungen.

Sie durften dabei nicht von demjenigen ausgehen, was für eine unparteiische Untersuchung den Ausgang bilden mußte, sie durften das Verhalten der Regierung nicht anfechten, den Gang der Verfassungsstreitigkeiten oder vielmehr — denn die Verfassung gab nur klare, unbestreitbare, lediglich von der Regierung verletzte Normen — den Verlauf der stufenweise fortschreitenden Kämpfe gegen die Verfassung nicht berühren, ja selbst die Abgeordnetenversammlung nicht zu sehr angreifen, da nicht sie, sondern die Verfassung am Unglück Schuld war. Sie mußten sogar, wo sie neue Gesetze berührten, die Unschicklichkeit begehen, die Sache so zu nehmen, als wäre der Kurfürst nicht ein Factor der Gesetzgebung gewesen, als hätte er dabei geschlummert oder der Menschenfurcht nachgegeben und nicht selbst die Ueberzeugungen in sich getragen, aus welchen jene Gesetze hervorgingen. Was sie beweisen mußten, war eigentlich keines Beweises fähig, ein bundestägliches Axiom, ein kategorischer Imperativ, eine Herzenssache: die kurhessische Verfassung taugt nichts. Freilich eine sehr fatale Situation für die Männer, die dazu ausersehen waren, von denen der eine derjenigen Schule angehörte, die sich die historische nennt! So ganz auf die wirkliche Geschichte verzichten und das Unwahre für wahr nehmen zu müssen!

Aber unsere Herren von der historischen Schule haben ihre Geschichte par excellence, in welcher das Lebendige nicht immer an die Stelle des Abgelebten tritt. So auch unsere Gutachter. Da sie vom eben Geschehenen nicht wohl reden durften, stürzten sie sich mit wahrer Wonne in die Tiefen der Vergangenheit und der staatsrechtlichen Forschung. Sie entwickelten zunächst, daß es kein Abstractum einer alleinseligmachenden Verfassung gebe — was freilich für die Staatsmänner am Bundestage kaum des Erwähnens bedurfte, hier um so weniger, weil die kurhessische Verfassung keineswegs ein Abstractum, sondern etwas unglaublich Concretes, auf alle hessischen Verhältnisse, namentlich gegen alle Tracasserien, welche den Unterthanen seit Jahrhunderten zu Theil wurden, höchst Passendes und Angemessenes ist. Sie gaben, um die wahre Verfassung für Kurhessen zu finden, eine Geschichte der Verfassungsverhältnisse seit den älteren Zeiten und mußten dabei leider zu dem Resultat gelangen, daß die Verfassung von 1831 auf dem förmlichsten Wege, durch Einberufung der früheren Landstände und mit ihrer und des Kurfürsten vollständiger Genehmigung, ohne Ausübung irgend eines Zwanges, zu Stande gekommen ist. Sie waren aber so glücklich, eine Rede Jordans aufzufinden, in welcher dieser dem Repräsentativsystem — natürlich dem „französischen", da ein „deutsches" von manchen Leuten nicht anerkannt wird, — huldigte, und daran die Bemerkung knüpfen zu können, daß diese Rede die Beseitigung der Regierungsproposition in den meisten Punkten zur Folge gehabt zu haben s c h e i n e. Sehr erklärlich drangen nun in die Verfassung die „verderblichsten

Grundsätze des modernen französischen Constitutionalismus" ein und folgeweise bot sie zu „destructiven Tendenzen" Halt dar. Die Commissare wiesen sehr einfach die verderbliche Wirkung der Verfassung nach, indem sie nur die letzten Ergebnisse der Verhandlungen der Landtage mit der Regierung, nicht aber, oder wenigstens äußerst unvollständig und unrichtig, den Hergang und die Ursachen der Ergebnisse schilderten und damit zugleich den Beweis lieferten, daß Oberflächlichkeit sich wohl verträgt mit absprechendem Urtheil. Nicht minder eifrig kritisirten sie die seit 1831 erlassenen Gesetze, in denen die Souveränetät des Volkswillens unverhüllt zum Durchbruch komme; sie erzählten von dem Unmaß der Petitionen, von der revolutionären Partei in der Ständeversammlung, verschmähten es nicht, die Anekdote mitzutheilen, wie damals etliche den Ausdruck: „Landesherr" als knechtisch abschaffen wollten, aber damit durchfielen, sprachen weislich nur im Allgemeinen von unverschleierten Angriffen auf die Person des Landesherrn, die sich damals wiederholt und gesteigert hätten, und hoben eine Reihe von Gesetzen heraus, welche das „monarchische Princip" beeinträchtigen sollen, und wußten dies mit Virtuosität zu entwickeln. So sagten sie über das Gesetz vom 17. Juni 1848, durch welches den Ständen bei der Besetzung des Oberappellationsgerichts, — das zugleich Staatsgerichtshof ist, — ein Präsentationsrecht und die Entscheidung über Einwände gegen ihre Präsentation eingeräumt wird, es hätte freilich, wenn erst auf diese Weise nach und nach der oberste Gerichtshof mit radicalen Mitgliedern besetzt gewesen sei, bald die ganze Handhabe der Justiz in den Händen der Umsturzpartei gelegen, auch die Mitglieder der übrigen Gerichtshöfe würden sich ihr bald zugewendet haben, da sie Aussicht auf Beförderung zum höchsten Gerichtshof nur durch Unterstützung der Machinationen der radicalen Versammlung erlangten und ihnen außerdem leicht eine Anklage wegen Verfassungsverletzung drohte; ein Gesichtspunkt, der um seines Gegensatzes willen doppelte Kraft hat, da aus den gleichen Gründen die vom Landesherrn besetzten Gerichte eine Art juristischer Leibwache desselben bilden mußten; sie hoben gegen das Gesetz, nach welchem die Staatsdiener, wenn sie zu Landtagsabgeordneten gewählt worden, zur Annahme der Wahl der Genehmigung der Regierung nicht bedürfen sollten, und durch welches der Streit über §. 71 der Verfassung [„sobald ein Staatsdiener ꝛc. gewählt ist, hat derselbe davon der vorgesetzten Behörde Anzeige zu machen, damit diese die Genehmigung, (welche nicht ohne erhebliche, der Ständeversammlung mitzutheilende Ursache zu versagen ist) ertheilen, auch wegen einstweiliger Versehung seines Amtes Vorsorge treffen könne"] beseitigt wurde, gegen dieses Gesetz hoben sie hervor, daß dadurch die Staatsdiener sich immer mehr zu einer selbstständigen Macht ihrer Regierung gegenüber ausbildeten, indem sie auf die späteren Vorgänge hindeuteten, bei welchen die nicht im Landtag be-

findlichen Beamten gegen die Regierung an der Verfassung festhielten; gegen das Gesetz, nach welchem auch das Kriegswesen nicht ausschließlich (ohne verantwortlichen Vertreter) unter den Landesherrn als Militärchef gehören soll, bemerkten sie, daß damit das Militär unter einen verantwortlichen Minister gestellt und dem unmittelbaren Einfluß des Landesherrn entrückt worden sei, ein Argument, welches zugleich jede Ministerverantwortlichkeit trifft, insofern nicht abzusehen ist, warum blos für das Militär kein verantwortlicher Minister sein soll. Sie mißbilligten das Gesetz wegen der Einführung von Bezirksräthen, durch welches in diesen aus vom Volk gewählten, noch dazu nach laxen Grundsätzen gewählten Personen verwaltende Behörden geschaffen worden seien und ein kräftiges Eingreifen der Regierung nach allen Seiten gehindert werde, und welches somit wahre Volksgewalten ins Leben rufe — ein Gesetz, welches Hassenpflug selbst (was indessen die Commissarien nicht erwähnten) erst 1850 durch Verkündigung des von seinen Vorgängern zu Stande gebrachten Bezirksrathswahlgesetzes vervollständigt hat, und welches in §. 2 mit klaren Worten anerkennt: daß dem Ministerium des Innern die obere Leitung und Aufsicht, wie überhaupt die höhere Entscheidung in allen Angelegenheiten der innern Landesverwaltung zustehe. Sie zählten ferner einige andere Gesetze als den Stempel der Zeit an sich tragende auf, ohne specieller auf ihren Inhalt einzugehen, darunter auch das oben erwähnte, für die damalige Zeit merkwürdig conservative Gesetz über Aufhebung der Jagdrechte, so wie das Gesetz, welches den Berechtigten für die aufhörenden und abzulösenden Grundlasten den zwanzigfachen Betrag gewährt, gewiß ein entschieden unbilliges Gesetz! Sie legten endlich die Grundsätze des neuen Wahlgesetzes dar und schlossen diese Darlegung mit dem gewichtigen Bemerken, daß die auf Grund dieses Gesetzes berufenen Versammlungen gar keine legislatorische Arbeit mehr zu Stande gebracht hätten, und daß mit ihnen kein Haushaltungsetat habe vereinbart werden können und selbst die liberalsten Ministerien bei den Finanzfragen in der Minderheit geblieben seien. Sie mochten dies alles selbst zu bestimmt erfahren haben und deshalb es nicht für nöthig halten, zu erwähnen, welche nothwendige legislatorische Arbeit von den Ständen verhindert worden sei, wie sehr die Vereinbarung des Haushaltungsetats hätte beschleunigt werden müssen, da das Ministerium Eberhard ihn erst im Decbr. 1849 vorlegen konnte, Hassenpflug aber im Febr. 1850 eintrat, alsbald jenen Credit von 644,000 Thlr. verlangte und die Stände nach dessen Verweigerung (15. März) vertagte, hierauf aber selbst die Berathung des Etats verhinderte, endlich bei welchen Finanzfragen selbst die liberalsten Ministerien in der Minderheit geblieben seien, da sich dies wol von selbst verstand und namentlich die wichtige Uebereinkunft wegen der rotenburger Quart, von der wir vorhin sprachen, keiner Erwähnung würdig war. Sie bezogen sich für diese Behauptungen auf die Denkschrift

Hassenpflugs, welche allerdings um so mehr Glauben verdiente, als ihre Wahrhaftigkeit allen Glauben noch überstieg. Die Herrn Commissare bewiesen sogar vielleicht mehr, als sie beweisen wollten, da sie zugleich bemüht waren darzuthun, daß das Gesetz über die Bildung des Oberappellationsgerichts und das Wahlgesetz, weil dabei gewisse conservative Bestimmungen der Verfassung von 1831 nicht beachtet worden, in der That nicht einmal gehörig zu Stande gekommen seien.

Von der höchsten Bedeutung mochte der Bundesversammlung die Kritik der kurhessischen Verfassung durch die Commissarien sein; denn es wurde ihr damit für ihre seitherige Praxis und deren vereinzelte und deshalb oft unzulängliche Bemühungen eine förmliche und systematische Theorie geliefert, die Entstehung der landesherrlichen Gewalt (natürlich mit Uebergehung der vier deutschen Republiken) historisch gegründet, das „monarchische Princip" in schwungvollen Worten entwickelt, die Idee, der Zweck und die Beschränkung der landständischen Verfassung auseinandergesetzt. Die Basis dieser Deduction bildeten nächst dem über die Bedeutung des monarchischen Princips Gesagten der Art. 57 der wiener Schlußacte, wonach die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staates vereinigt bleiben muß und der Souverän durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden kann, die, freilich sehr magern, Bestimmungen des Art. 13 der Bundesacte und der Art. 55 und 56 der wiener Schlußacte, und die Bundesbeschlüsse von 1832—1834. Das Resultat lief darauf hinaus, daß ein sogenanntes constitutionelles System, wie es sich in Frankreich ausbildete, abbrechend mit der Geschichte und willkürlich neue Staatsformen schaffend, nicht ins Leben gerufen werden sollte. Die Commissarien sprachen sich zwar nicht bestimmt darüber aus, ob ihr sogenanntes monarchisches System im Gegensatz gegen das sogenannte constitutionelle ewig für alle Zukunft bestehen soll, ob die Gegenwart nicht ebenso wie die Vergangenheit, von der sie es selbst beweisen, neue Zustände, Bedürfnisse, sittliche und rechtliche Forderungen aus sich gebären, folglich auch zu einer andern Form der Staatsverwaltung als jene vermeintlich κατ' ἐξοχὴν monarchische fortschreiten kann oder ob ihr ein solches Fortschreiten von Polizei- und Bundeswegen verboten und jene Form der Monarchie ungeachtet alles Fortgangs der Geschichte das höchste Ideal der Staatsverfassung und jedem Deutschen als das letzte aller Ziele vorgesteckt ist. Allein für den Moment wenigstens (wobei sie vielleicht das Jahr 1851 im Auge hatten) äußerten sie sich sehr entschieden gegen alle Theorien der Staatsrechtslehrer über sogenannte constitutionelle Verfassungen und für die Festhaltung des monarchischen Princips, wie es sich geschichtlich entwickelt habe. Sie meinten damit nicht die wirklich geschichtliche Entwicklung, die ja fast aller Orten zu „sogenannten" constitutionellen Ver-

fassungen geführt hat, sondern die von ihnen, den beiden Staatsmännern, selbst entwickelte, — und verdammten die kurhessische Verfassung als das gekünstelte Machwerk einer sogenannten constitutionellen Verfassung, indem sie bei der Darstellung ihrer Entstehung gewisse „rein persönliche Umstände", die dabei mitwirkten und die in den Augen mancher eben constitutionelle Schranken nöthig machen, wol aus Delicatesse übergehen zu dürfen meinten. Da nach der Ansicht der Commissarien „alle staatliche Gewalt und Obrigkeit" (sollte sich das auch auf gewisse constitutionelle staatliche Gewalten und auf gewisse richterliche Obrigkeiten beziehen?) „nur auf Gottes Anordnung beruht," „die Herrn von Gottes Gnaden als höchste obrigkeitliche Gewalt," „die hoch über das Volk hervorragt," „nur Gott für die Verwaltung dieses göttlichen Amtes verantwortlich" sind, so erachteten sie für nöthig Entfernung der Bestimmungen, durch welche dem Volk eine Mitwirkung bei der Regulirung der Thronfolge, bei der Anordnung einer Regentschaft, bei der Bestellung eines Regentschaftrathes gestattet, der Regierungsantritt des Nachfolgers vom Verfassungseid abhängig gemacht, dem Landesherrn eine Civilliste, die nichts Anderes als ein Gehalt sei, ausgesetzt wird — ohne Zweifel sehr umfassende und von seltener Logik zeugende Folgerungen! — Daraus, daß „der Staat sich erst in der Monarchie zu der bestimmten Persönlichkeit in dem einen Herrn ausgebildet hat, und durch diesen als dieses persönliche Individuum seinen Willen kund gibt," schlossen sie, daß dem Fürsten allein die oberste Entschließung, der letzte entscheidende Wille zustehe und ihm das Recht und die Macht zu regieren auf keine Weise verkümmert werden dürfe, daß eine Theilung der höchsten Gewalt an verschiedene sogenannte Factoren im absoluten Widerspruch mit dem monarchischen Princip stehe, und hieraus wieder, daß die unabhängige Stellung der Civil- und Militärbeamten das Anklagerecht der Stände gegen alle Beamte, die Ministerverantwortlichkeit, die Beschränkung der Regierung in der Verweigerung ihrer Genehmigung für den Eintritt gewählter Staatsdiener in den Landtag, die Bürgerwehr, die Initiative der Stände (die nur in der Gestalt der Petition auftreten dürfe), das Zustimmungsrecht derselben zu Verordnungen, welche die Handhabung oder Vollziehung bestehender Gesetze oder die Organisation, die Verwaltung und Polizei betreffen, ferner das Recht der Stände zur periodischen Steuerbewilligung und Feststellung des Staatsbedarfs, das zu den allerbedenklichsten Verwicklungen führe, ja die ganze Existenz des Staats in Frage stelle, wofür die neueste hessische Geschichte den Beweis liefere, und welches auf das Recht der Zustimmung zu Erhöhung bestehender und Einführung neuer Steuern beschränkt werden müsse, endlich die gemeinschaftliche Unterzeichnung der Landtagsabschiede durch Fürsten und Stände, daß alles dies verwerflich sei. Wer die Prämisse dieses Schlusses trotz ihres hohen und vielleicht auch etwas dunkel-hohlen Tones ge-

nau erwägt, wird sich wundern und dafür Dank wissen, daß nicht, um jede Theilung der monarchischen Gewalt zu hindern und dem Landesherrn überall die letzte Entschließung zu verschaffen und nie die Regierung zu verkümmern, gradezu die Cabinetsjustiz eingeführt und jede Vertretung des Volks beseitigt werden soll, obschon für Letzteres bei Vollziehung der nöthig befundenen Beschränkungen kein erhebliches Bedürfniß mehr sein möchte, daß nicht überhaupt der Staat in die Cultusformen der asiatischen Vorzeit, auf welche die erhabenen Phrasen der Herrn Commissarien vorzüglich und weit mehr als auf irgend ein modernes Staatswesen gepaßt hätten, zurückentwickelt werden soll! — Sodann wurde das Wahlgesetz der Verfassung von 1831 einer strengen Kritik unterzogen. Nach dieser Verfassung ist die Wahl der einen Hälfte der städtischen und ländlichen Abgeordneten nicht an Besitz, Stellung oder Stand gebunden, sondern fast ganz unbeschränkt. Dies mißbilligten die Commissarien als verderbliche Neuerung, nicht etwa deshalb, weil dadurch das Proletariat beigezogen und aufgerührt würde, sondern deshalb, weil bei den Ständen nicht wissenschaftliche Kenntniß und Bildung — den Rath der Wissenschaft verschaffe sich der Landesherr durch seine Beamten (auch wenn er ihn nicht hören will?) — sondern nur die Kenntniß der Zustände des Lebens und zwar der specifischen Verhältnisse, in denen sie leben, nöthig, folglich die Standesangehörigkeit die Grundbedingung der Wählbarkeit sei, weil man, wenn man nicht hiervon ausgehe, Literaten, Advocaten &c. Thür und Thor öffne, die nicht selbst Stände, auch in der Regel kein Interesse für das ständische Princip haben würden (ipsa verba), und, da sie nicht auf diesem festen Boden stehen, nicht diese individuelle Anschauung haben, selbst unbewußt durch die Macht der Umstände gezwungen, nur Staatsverbesserer nach abstracten theoretischen Ansichten werden und so nach und nach die ständische Verfassung untergraben. Wer wollte das Gewicht dieser Gründe verkennen? Wissenschaftliche Intelligenz war ja von je her der Feind des historisch Bestehenden. Die Intelligenz, die aus dem hessischen Landtag entfernt werden soll, war die Ursache, daß die Stände überall gegen die Kunstgriffe ministerieller Praxis das Recht, insbesondere die Verfassung zu wahren wußten, und daraus sind ja die hessischen Wirren entstanden! Nur ein solcher Landtag ist befähigt, für das Wohl eines Landes im Sinn gewisser Staatsmänner zu wirken, in welchem blos die nichtwissenschaftliche Intelligenz oder die wissenschaftliche Nichtintelligenz vertreten ist. Man sieht, die Herren Bundescommissare sind der offenbare Gegensatz der „Staatsverbesserer nach abstracten theoretischen Ansichten", da sie den kurhessischen Staat nur nach concreten praktischen Rücksichten verbessern! — Sie entwickelten ferner die Nothwendigkeit, aus der einen Versammlung der Stände in Kurhessen zwei Kammern zu bilden; denn das Zweikammersystem

hatte sich naturgemäß an das alte System der drei Curien angeschlossen, durch die Vereinigung in eine Versammlung wurden die Stände nivellirt, die Städte und Bauern hatten zusammen 32, die Aristokratie hatte höchstens 20 Stimmen, konnte gegen jene Majorität nichts ausrichten und verlor so den ihr gebührenden Einfluß, folglich aber entbehrte auch die Regierung der Wirksamkeit grade derjenigen Elemente, die vorzugsweise mit dem monarchischen Princip verwachsen sind. Wie sehr die Regierung in der That der Stärkung durch solche Elemente bedurfte, hat der inzwischen abgelaufene Zeitraum bewiesen, indem sie sogar troß dieser conservativen Zusammensetzung der ersten Kammer oft genug in der Minderheit geblieben ist und mithin das Wort der Commissare selbst Anwendung leidet, daß wenn die Regierung bei so conservativen Elementen dennoch in der Minderheit bleiben sollte, wol ihr die Schuld zugeschrieben werden müßte. Wir würden es nur consequent gefunden haben, wenn die Commissarien, um die Amalgamirung der Stände noch gründlicher zu verhindern, auch für jeden der einzelnen in der ersten und zweiten Kammer vertretenen Stände, z. B. für die größeren Gutsbesitzer, für die bäuerlichen Abgeordneten, für die städtischen, ja unter diesen für die Zunft- und Gildemeister und für die Großhändler und Fabrikbesitzer besondere Kammern gebildet hätten, damit wäre zugleich das divide et imperà auf eine wahrhaft vollendete Weise gesichert. Endlich wurde vorgeschlagen: die Abschaffung des ständischen Ausschusses, der eine fortdauernde ständische Gewalt der Regierung gegenüber, eine der Regierung gleichberechtigt zur Seite stehende Macht gebildet habe, was ebenso unvereinbar mit dem monarchischen Princip als mit dem ständischen Wesen sei, die Herstellung eines Gerichtshofs zur Entscheidung von Conflicten zwischen Justiz und Verwaltung, — weil sonst ein Uebergreifen der Gerichte in die Hoheitsrechte nur zu sehr zu befürchten sei, — die Entfernung jeder Verheißung von Gesetzen aus der Verfassung, die Aufnahme einer Bestimmung über die verbindliche Kraft aller Bundesgesetze (wir müssen uns freuen, hier eine Vorbereitung für die Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat zu finden) die Beseitigung der Anordnung eines Compromißgerichts zur Entscheidung von Zweifeln in der Verfassung, welche Entscheidung der Bundestag übernehmen solle.

Wie nach diesem Gutachten die neue hessische Verfassung im Einzelnen beschaffen sein mußte, das brauchen wir kaum noch darzulegen; es ergibt sich zum Theil auch aus dem, was kürzlich in diesen Blättern mitgetheilt worden ist.

Schon unsere kurze Darlegung der Gründe der Commissarien wird genügen, ihre überzeugende Kraft erkennen zu lassen und zu beweisen, daß die Bundesversammlung die kurhessische Verfassung für unzulänglich und antimonarchisch erachten mußte. Ihr Berichterstatter war der Gesandte von

Mecklenburg, Herr v. Oertzen. Er begründete zunächst die Pflicht zum Einschreiten des Bundes mit Art 26. der wiener Schlußacte („wenn in einem Bundesstaate durch Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit die innere Ruhe unmittelbar gefährdet und eine Verbreitung aufrührerischer Bewegungen zu fürchten oder ein wirklicher Aufruhr zum Ausbruch gekommen ist und die Regierung selbst, nach Erschöpfung der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel den Beistand des Bundes anruft, so liegt der Bundesversammlung ob, rc."), da es unbestritten feststehe, daß die kurfürstlich hessische Regierung bei einer aus Veranlassung von Streitigkeiten über die Auslegung und Anwendung der landständischen Verfassung entstandenen Widersetzlichkeit von Unterthanen gegen die Obrigkeit, namentlich bei Auflehnung der Behörden gegen die Anordnungen der höchsten Staatsgewalt, die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung „für erschöpft erklärt" und den Beistand des Bundes angerufen habe. Also die Widersetzlichkeit ist constatirt! Ob aber auch die Gefährdung der inneren Ordnung und die Befürchtung aufrührerischer Bewegungen, was noch außer der Widersetzlichkeit zur Voraussetzung des Einschreitens des Bundes gehört? Und deshalb sind die verfassungsmäßigen Mittel wirklich erschöpft, weil die Regierung, die eine Partei, sie für erschöpft erklärt? Diese Erklärung genügt zum Beweis? Und doch fuhr der Herr Berichterstatter selbst fort: die Frage, aus welcher der Streit in Kurhessen entsprungen, sei noch unentschieden! Diese Frage, deducirte er, den Ausgangspunkt des Streits, habe der Bund auch gar nicht zu untersuchen, weil unter allen Umständen in einem monarchischen deutschen Bundesstaat der Regierung das Recht und die Macht zustehen müsse, bei zweifelhaften Verfassungsbestimmungen — Herr v. Oertzen untersucht aber auch nicht einmal, ob die betreffenden Verfassungsbestimmungen nur im mindesten zweifelhaft sind — diejenige Auslegung, welche sie für richtig hält, so lange aufrecht zu halten, bis eine andere Auslegung auf verfassungsmäßigem oder bundesrechtlichem Wege zur Geltung gebracht worden, und daß ein factischer Widerstand der Unterthanen gegen die Obrigkeit unter keinen Umständen von Bundeswegen anzuerkennen sei. Das nenne ich doch probate Gründe, neben denen man anderer Gründe entbehren kann! Von den provisorischen Maßregeln der Commissarien kommt der Ausschuß auf die „Reform" der Verfassung und erklärt sich unter vollster Anerkennung der Gründlichkeit, Unparteilichkeit und Sachkunde, womit diese schwierige Frage von den Commissarien bearbeitet sei, sowol mit den wesentlichen Principien, die sie befolgt, als auch mit ihren hauptsächlichen Resultaten einverstanden. Nur in einigen Punkten tritt er entgegen. Denn es sei historisch unrichtig — gewiß! — daß z. B. beständige Ausschüsse mit landständischen Verfassungen

unvereinbar seien, nur durch Mißbrauch in der Repräsentativverfassung seien sie schädlich geworden, — eine feine Bemerkung! — auch könne es wol in der jetzigen Monarchie noch besondere vom Staatsoberhaupt nicht ausfließende ständische Rechte und eigene Machtberechtigungen geben, — o glückliches Mecklenburg, wo es möglich ist, daß die Stände noch ihr eigenes persönliches Recht üben! Man sieht, die Commissarien sind noch Neologen! gelten vielleicht selbst bei Herrn v. Oertzen für „Staatsverbesserer nach abstracten theoretischen Ansichten"! — Kein Zweifel war natürlich darüber, daß die kurhessische Verfassung in wesentlichen Punkten mit den Bundesgesetzen unvereinbar sei. Ueber die Frage, ob sie deshalb auch ganz beseitigt werden müsse, ging der Bericht mit leichter Mühe hinweg, der Bundesversammlung eine ins Einzelne gehende Prüfung ersparend; das minder Wesentliche hänge ja mit dem Wesentlichen zusammen und dieses Wesentliche charakterisire sich schon durch den Erfolg als unvereinbar mit den Bundesgesetzen. Ebenso glücklich wird das Bedenken entfernt, daß Art. 56 der wiener Schlußacte vorschreibt: „die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden;" denn es verstehe sich von selbst, daß das Bundesrecht von allen in einem einzelnen Staat getroffenen Anordnungen unabhängig sei und selbstständig gelte, die Verfassung eines Staates könne den Bund nicht fesseln, so lange er sie nicht selbst anerkannt habe, das Bundesrecht dürfe nicht „einer bloßen Thatsache (dem Bestehen einer einzelnen Verfassung in anerkannter Wirksamkeit)" — wieder eine gute Wendung! — untergeordnet werden. Da die neue Verfassung zur Beruhigung der kurhessischen Lande dienen solle, so müsse, ohne daß damit ihre rechtliche Giltigkeit in Zweifel gesetzt werde, den neu einzuberufenden Ständen Gelegenheit gegeben werden, sich über sie zu erklären. Zwei Differenzen der Commissarien mit der kurhessischen Regierung will er für diese letztere entschieden wissen: Kassel nämlich soll, gegen die Ansicht der Commissarien und gegen sein langjähriges Recht, blos einen Deputirten senden; die Ministerverantwortlichkeit wird gebilligt, weil es sich wol denken lasse, daß ein im ungeschmälerten Besitz der Landeshoheit befindlicher deutscher Landesherr den Landständen eine Zusicherung ertheile, durch welche die Minister für die Führung ihres Amtes besonders verantwortlich gemacht würden.

Am 27. März 1852 wurde von der Bundesversammlung über die Ausschußanträge abgestimmt. Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Großherzogthum Hessen, Dänemark für Holstein und Lauenburg, Nassau, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Liechtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe, Waldeck, Hessen-Homburg stimmten unumwunden dafür, daß die Verfassung von 1831 außer Wirksamkeit gesetzt und die kurhessische Regierung aufgefordert werde, die revidirte neue als Gesetz zu

publiciren u. s. w. Hannover und Baden erinnerten nur gegen die Aufforderung an die Regierung eine gewisse Verfassung zu publiciren. Baden stützte seine Abstimmung auf das fait accompli, das durch die früheren Bundesbeschlüsse ohne Badens Mitwirkung eingetreten sei. Königreich Sachsen stimmte mit dem Bemerken bei, daß die Regierung, wenn sie auch den zu Grunde liegenden Motiven nicht überall beizupflichten vermöge, die gestellten Anträge doch als in den Verhältnissen begründet erachte. Braunschweig wollte die Verfassung nur so weit, als sie bundeswidrig, außer Wirksamkeit gesetzt wissen. Würtemberg und die freien Stände waren so glücklich, ihre Gesandten nicht zeitig instruirt zu haben. Sehr klein war die Zahl der Gegner: die Niederlande für Luxemburg und Limburg, die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser, Oldenburg und Schwarzburg-Sondershausen. Oldenburg äußerte nur, es habe seine Bedenken gegen die Anträge nicht überwinden können; Schwarzburg-Sondershausen zaghaft: die Regierung habe zwar in der Voraussicht der Annahme durch die Majorität nicht gewünscht isolirt zu widersprechen, aber doch auch eine zustimmende Erklärung nicht für gerechtfertigt geachtet. Der Gesandte der Niederlande sprach aus: seine Regierung sei überzeugt, daß nicht die Art. 26 und 27, sondern lediglich der Art. 61 der wiener Schlußakte auf den vorliegenden Fall zur Anwendung komme. Die sächsischen Häuser erkennen überhaupt die Beschlüsse vor dem 12. Mai 1851 nicht als Bundesbeschlüsse an, wollen sich auf keine Weise bei der Ausführung dieses und des Beschlusses vom 11. Juni 1851, durch den das Commissorium für Oestreich und Preußen zum Einschreiten in Kurhessen weiter erstreckt wurde, betheiligen und verwahren sich ausdrücklich gegen jede Theilnahme an den Folgen. Und das war gut!

Die östreichischen Finanzen.

Die Uebersicht der Staatseinnahmen und Ausgaben der östreichischen Monarchie für das Verwaltungsjahr 1858, welche die Wiener Zeitung vom 11. Oct. veröffentlicht, hat einen höchst ungünstigen Eindruck hinterlassen müssen. Nicht nur, daß wiederum ein Deficit vorhanden von beiläufig 40½ Mill. Fl., sondern es ist auch in dürren Worten der Bruch eines feierlich gegebenen Versprechens eingeräumt, das Nationalanlehen von 1854 ist um 111½ Mill.

im Geheimen überschritten. Das Patent vom 26. Juni 1854 verordnete zur Deckung der außerordentlichen Kosten, welche der orientalische Krieg Oestreich auferlegte, die Auflage eines Anlehens auf dem Wege der öffentlichen Unterzeichnung von mindestens 350 und höchstens 500 Mill. Fl. Es wurden vom 20. Juli bis 19. August 506,788,477 Fl. gezeichnet, die Unterzeichnungen hätten also dem Patent zufolge um 6,788,477 Fl. reducirt werden müssen, wie dies bei den französischen Anlehen stets sofort geschehen; indeß nicht allein erfuhr man nichts hierüber, sondern unterm 10. October überrascht das Finanzministerium die Welt mit folgender Bekanntmachung:

„Nachdem am 24. August d. J. der letzte Zahlungstermin des freiwilligen Anlehens vom Jahre 1854 abgelaufen ist, und nur noch einzelne Posten nachträglich zur Zahlung gelangen werden, hat sich die Gesammtsumme der im Laufe dieser fünfjährigen Finanzperiode ausgegebenen Obligationen dieser Schuldgattung mit dem Betrage von 611,571,300 Fl. C. M. herausgestellt, von welchem aber 23,492,100 Fl. C. M. im Vermögen des Staatsschuldentilgungsfonds sich befinden, so daß die Summe der im Umlaufe befindlichen diesfälligen Obligationen 585,079,200 Fl. C. M. beträgt, womit nunmehr das freiwillige Anlehen vom Jahr 1854 seinen definitiven Abschluß erhält."

Das Aufsehen, welches diese lakonische Anzeige machte, war groß. Selbst die zahme wiener Presse vermochte nicht zu schweigen und gab ihr bestürztes Erstaunen kund. Desto schärfer wird begreiflich die Sache im Ausland beurtheilt, wo keine östreichische Censur herrscht. Man weiß wohl, daß Regierungen sich manche Operationen erlauben, welche die Gerichte bei Privaten strafen würden, aber ein so naives Eingeständniß, daß man sich an eingegangene Verpflichtungen nicht kehre, war selbst bei Oestreich neu, wenigstens seit 1811 nicht dagewesen, wo ein Patent Franz des Ersten im Februar das kaiserliche Wort verpfändete, daß die ausgegebenen Bankozettel nie im Nennwerth heruntergesetzt werden sollten, und sie gleichwol im März auf ⅕ ihres Werthes herabgesetzt wurden. — Wenn man solche Vorgänge mit dem „Noth hat kein Gebot" moralisch entschuldigen will, so wird man finanziell nicht weit damit kommen. Jeder private wie öffentliche Haushalt beruht auf Treu und Glauben, in dem Maße als man übernommene Verpflichtungen erfüllt, wird man Credit genießen; doppelt ist aber solche Gewissenhaftigkeit für jeden nothwendig, dessen Finanzen das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe verloren haben, und der daher für ihre Herstellung auf das Vertrauen seiner Gläubiger rechnen muß. In dieser Lage ist Oestreich in eminentem Grade, das Deficit ist in seinem Staatshaushalt trotz hoher Steuern permanent, der Verkehr mit Papiergeld überschwemmt, die Valuta kann nur durch Silberanlehen im Auslande wieder hergestellt werden, und man entmuthigt systema-

tisch die Capitalisten, indem man sich über alle Verpflichtungen hinwegsetzt. Die Entbindung der Bank von der Verbindlichkeit ihre Noten einzulösen, war eine Verletzung des gegebenen Wortes, denn auf jedem Schein steht die Verheißung, daß die Bank auf Verlangen seinen Nennwerth in Silber auszahle. Nachdem dieser Zustand zehn Jahre gedauert und um der durch den deutschen Münzvertrag übernommenen Verpflichtung nachzukommen eine schüchterne Aufnahme der Baarzahlungen kaum begonnen, hörte dieselbe Anfang dieses Jahres schon wieder auf. Bisher waren wenigstens die Zinsen der Staatsschuld vorschriftsmäßig gezahlt, die des Nationalanlehens sollten bekanntlich „mit fünf vom Hundert in klingender Münze" entrichtet werden, aber bald nach Ausbruch des Krieges ward verordnet, daß sie in Papier mit einem willkürlich gegriffenen und viel zu geringen Aufgeld zu zahlen seien und dies dauert nach dem Frieden fort. Aber die neueste Kundmachung des k. k. Finanzministeriums ist das Schlimmste, was man erwarten kann. Bei den vorerwähnten Maßregeln, die allerdings einen indirecten Bankrott einschließen, ging man wenigstens offen zu Werke, hier nimmt man gegen die feierliche Zusage des Staatsoberhauptes ein geheimes Anlehen auf. Ein Schuldner ist je nach der Größe seiner Verbindlichkeiten mehr oder weniger zahlungsfähig, ein Staat, der also statt 500 Mill. 611½ Mill. leiht, muß einen um so viel größern Theil seiner Einnahmen zur Verzinsung anwenden, ist also auch als weniger creditwürdig für Uebernahme fernerer Verpflichtungen zu erachten. Jede Ueberschreitung eines fixirten Anlehens ist schlimm, aber insgeheim ohne irgend eine Autorisation ⅕ mehr aufzunehmen und dies während fünf Jahren zu verschweigen, auch jetzt noch nichts darüber zu sagen, wie dies Geld aus dem Boden gestampft ist, da die Unterzeichnungen mit 506,788,477 Fl. als geschlossen erklärt wurden, das ist für die Finanzpflege gelind gesagt das, was für die Rechtspflege Cabinetsjustiz ist. Und hierzu hat der Reichsrath, die verantwortlichen Beamten, hat vor allem Herr v. Bruck geschwiegen, der doch von Anfang seiner Verwaltung an darum wissen mußte, da die Einzahlungen auf das Nationalanlehen auf vier Jahre vertheilt waren. Der Kaiser von Oestreich ist zwar ein absoluter Herrscher, aber wenn seine Regierung glaubt, ihre Gläubiger, die doch nicht blos aus ihren Unterthanen bestehen, beliebig behandeln zu können, so wird sie fühlen, daß der Spruch „Ehrlich währt am längsten" sich gegen sie in die Antithesis übersetzt.

Es liegt auf der Hand, daß nur durch einen vollständigen Bruch mit einem solchen System eine Rettung von dem vollständigen Bankrott und eine Heilung der tiefen wirthschaftlichen Schäden möglich ist. Wir wollen versuchen uns darüber zu orientiren, auf welchem Wege dies allein geschehen kann, und sehen, ob es wahrscheinlich ist, daß man ihn einschlägt.

Der Ruin der östreichischen Finanzen ist auf zwei Hauptgründe zurückzu-

führen, die fortwährende Ueberschreitung der Einnahmen durch die Ausgaben und die Entwerthung der Valuta. Die Regulirung der letztern muß nothwendig der Wiederherstellung des Gleichgewichts im Budget vorausgehen, weil sie alle Classen gleich drückt und sich bis in die kleinsten Geschäfte des täglichen Lebens fühlbar macht, vornehmlich aber weil sie durch den ungünstigen Cours zum Ausland, dem in Silber gezahlt werden muß, allen Handel lähmt.*)

Nur wenn die Bank ihre Baarzahlungen wieder aufgenommen und die Noten nicht etwa in schlechten Silbersechsern, sondern in Gulden ohne Einschränkung eingelöst werden, hat man einen festen Grund für die Restauration der Staatsfinanzen unter den Füßen.

Die östreichische Papiernoth ist ebenso sprichwörtlich geworden als seine Finanznoth. Die ganze Zeit von Maria Theresia bis zum wiener Congreß ist eine Reihe von Papiergeldemissionen, Entwerthungen und Einziehungen. 1811 betrug der Notenumlauf 1060,798,750 Fl. Diese wurden durch Patent vom 24. März d. J. auf $1/_5$ des Nennwerthes consolidirt (Realisationsscheine) und 1813 ein neues Papier, zwölfjährige Vorschußnahme auf künftig eingehende Steuern (Anticipationsscheine) creirt, dessen Betrag allmälig auf fünfhundert Mill. Fl. stieg. Der Staat konnte beide nach dem Frieden nicht einlösen, und so war es allerdings am besten, daß er dies eingestand und die Scheine abermals herabsetzte, indem 250 Fl. mit 100 Fl. C. M. eingelöst werden sollten. Wesentlich hierfür ward die östreichische Nationalbank geschaffen. Sie sollte den Austausch des Staatspapiergeldes gegen ihre jederzeit in Silber einlöslichen Noten vermitteln, der Staat lieferte ihr durch Anlehen und die französische Contribution einen Fond von Silber und verpflichtete sich, die gegen sie contrahirte Schuld in jährlichen Raten von 200,000 Fl. C. M. abzuzahlen.

Die Operation gelang, die Bank behauptete den Paricours und wurde, da das alte Staatspapiergeld einen festen Cours bei ihr hatte, auch von dessen Inhabern nicht gedrängt. Die erwähnte Maßregel aber machte die östreichische Finanzverwaltung activ und passiv von der Nationalbank abhängig, ihre Operationen zur Regelung der Staatsschuld führten auf diesem abschüssigen Wege weiter, und es sollte sich zeigen, daß die Hilfe, welche ein Staat von einer privilegirten Bank erhält, nur eine scheinbare ist, wenn nicht sein eigner Credit auf festem Grunde steht. Der wahre Werth der Banknoten hing doch wesentlich von der Zahlungsfähigkeit des Staates ab; denn sie beruhten zum großen Theil auf den hinterlegten Schuldverschreibungen und den

*) Man erwäge folgendes Beispiel: die östreichischen Buchhändler sollen nach Deutschland in Silber zahlen, müssen also ihren Kunden ein Agio berechnen, das aber beständig wechselt; am 1. Januar d. J. z. B. schrieben sie ihre Rechnung aus, wo der Cours sich dem Pari näherte, im Anfang Mai, wo er 30% war, mußten sie in Leipzig zahlen.

Schatzscheinen der schwebenden Schuld, welche die Bank zu discontiren übernommen. Dies ist aber grade das Verhängnißvolle jeder derartigen Verbindung zwischen einer privilegirten Bank und dem Staat, daß jene gern Vorschüsse gewährt, da letzterer ihr für den Betrag eine Vermehrung ihrer zinslosen Noten zugestehen muß und dies nur zu leicht thut, wenn er sich damit aus den augenblicklichen Verlegenheiten ziehen kann. Das war auch in Wien während einer Reihe von Jahren der Verlauf gewesen. Im Anfang 1848 hatte die Bank allein auf Schatzscheine 50 Mill. Fl. vorgeschossen und hatte im Ganzen vom Staate 130 Mill. zu fordern. Alles dies aber ward geheim betrieben, das Publicum erfuhr nichts davon; erst am 15. März 1848 veröffentlichte die Direction eine Bilanz, wonach der Baarschatz 66 Mill. und der Notenumlauf 214 Mill. Fl. war, ein Verhältniß von 1 : 3,29, immerhin noch nicht übermäßig ungünstig. Aber es beruhigte nicht in jener Zeit, wo ganz Europa in Flammen stand, jeder wollte baares Silber haben, und trotz der Ausfuhrverbote von Edelmetallen war am 25. Mai der Baarbestand auf 21 Mill. gesunken. Daß der Staat in solchem Augenblicke seine Schuld zurückzahle und so die Bank solvent erhalte war nicht möglich, dieselbe konnte auch nicht ihre Obligationen verkaufen, da sie fast um 50% gefallen waren und ein Massenverkauf sie noch mehr hätte sinken lassen, man entschloß sich also zu dem unheilvollen Auskunftsmittel, die Bank ihrer Einlösungsverbindlichkeit zu entheben. Diese Insolvenz dauert jetzt mit der kaum nennenswerthen und wesentlich illusorischen Unterbrechung der ersten Monate von 1859 elf Jahre. Gleichzeitig begannen die Vorschüsse der Bank an den Staat, der für seine ungeheuern außerordentlichen Ausgaben nirgend anders Geld fand. Nach Besiegung der Revolution traf man wol ernste Anstalten, um die Schuld des Staates an die Bank zurückzuzahlen, man machte ein Silberanlehen nach dem andern, aber hier griff das Deficit der Finanzen störend ein, das alle Anlehen verschlang, zum großen Theil auch das Nationalanlehen. Die verschiedenen Uebereinkünfte, welche die Finanzverwaltung mit der Bank schloß, kamen theils nicht zur Ausführung, theils konnten sie keine Hilfe bringen, weil letzterer schwer zu realisirende Werthe, wie Domainen für ihre Forderungen überwiesen wurden. Erst in den Jahren 1856—58 machte man Ernst, der Bank zur Solvenz zu verhelfen, wozu auch der mit dem 1. Januar 1859 in Kraft tretende deutsche Münzvertrag nöthigte. Indeß geschah dies in einer Weise, die uns bei der Mitwirkung eines Mannes wie Bruck unbegreiflich erscheint, man häufte das Silber, das man mit großen Opfern im Auslande aufkaufte, unproductiv in den Kellern der Bank auf, so daß es noch als ein sehr gutes Geschäft betrachtet werden muß, wenn die Bank ermächtigt ward, dem hamburgischen Staate auf kurze Zeit zehn Mill. Gulden zu leihen, wofür sie 6% erhielt. Die Aufnahme der Baarzahlungen begann theilweise Ende vorigen Jahres,

aber ihrer Wirksamkeit trat die alte, faule Praxis der Bank in den Weg. Sie hat nämlich durchgängig einen stabilen niedrigen Discont festgehalten, als wenn sie von den Bewegungen des Marktes unabhängig wäre und jeder billiges Geld fordern könne.

Vor zu großem Andrang schützte sie sich durch ein anderes mißbräuchliches System, nur großen Häusern so liberale Hilfe angedeihen zu lassen. Um den Andrang zur Baareinlösung zu vermeiden, hätte die Bank einen Uebergang vermitteln müssen durch Einschränkung ihres Credits und Erhöhung des Discontos, und hierin hätte man weit gehen können, da eine solche vollkommen legitime Erschwerung den Verkehr bewogen hätte, selbst noch auf andre Weise Silber heranzuziehen. Statt dessen fing man ganz unvermittelt an und hatte schon lange wieder ganz aufgehört, ehe die neue Suspension der Baarzahlungen dieses Frühjahrs und die neuen Vorschüsse der Bank decretirt waren.

Es liegt auf der Hand, daß ein andrer Weg eingeschlagen werden muß, wenn eine Herstellung der Valuta möglich sein soll. Der Betrag der Banknoten beläuft sich jetzt auf die enorme Summe von 478 Mill. Fl., während der der englischen Bank noch nicht halb so groß ist. Eine solche Masse von Papier muß nothwendig das Silber vollständig aus dem Verkehr verdrängen, besonders wenn die Noten bis zu einem Gulden heruntergehen, es muß also der größere Theil desselben eingezogen werden. Die Silbermittel hierzu wären vom Staate vornehmlich durch die von Piemont zu zahlende Entschädigung für die lombardische Schuld, so wie durch ein Metallanlehen, sei es im Ausland, sei es, wie Boccarelli vorgeschlagen, im Inland aufzunehmen, jedenfalls müßte die obenerwähnte Summe stufenweis auf ca. 200 Mill. herabgebracht werden, was gewiß ein mehr als ausreichender Notenumlauf für Oesterreichs sämmtliche Kronländer ist, anzufangen wäre mit Einziehung der kleinen Appoints, um das Silber recht eigentlich in die Adern des gesammten Verkehrs dringen zu lassen, von wo es von selbst immer zurückströmen würde.

Für die verbleibende Notenmasse von 200 Millionen müßte natürlich auch ein genügender Baarfonds erhalten werden. Es ist bekanntlich ein sehr streitiger Punkt, wie groß derselbe sein müsse, und wir wissen von volkswirthschaftlichem Gesichtspunkt nichts für den mechanischen Satz des beliebten $^1/_3$ zu sagen; ein richtiges Princip für Zettelausgabe vermögen wir, abgesehn von den schottischen Ioint Stock Banks nur in der Peelacte von 1844 zu finden, welche nur für die von der Bank früher dem Staate geliehenen 14 Mill. Pfd. St. Ausgabe von Noten gestattet, während für jede weitere Emission Gold hinterlegt werden muß. Indeß ein solches Princip ist vorläufig in Wien noch nicht durchzuführen, und wenn nur die Notenmasse auf 200 Mill. vermindert wird und die Bank sich ihrer eigentlichen Aufgabe des Privatdisconto und Depositengeschäfts in richtiger Weise annimmt, so wird wenigstens der wichtigste

Schritt zur Herstellung der Valuta gethan. Ohne dieselbe wird jeder Versuch zur Regelung der Staatsfinanzen vergeblich sein, welche wir jetzt betrachten wollen.

Es ist herkömmlich bei Oestreichs Verherrlichern geworden, von seinen unerschöpflichen Hilfsquellen zu reden. Wir sind nicht geneigt zu bestreiten, daß die Elemente des Wohlstandes in den verschiedenen Kronlanden, namentlich in Ungarn, Galizien und den slawischen Provinzen noch großer Entwicklung fähig sind, aber mit der Hoffnung auf künftige Steigerung der Einnahmen füllt man kein Deficit aus, und die Verwirklichung aller solcher Aussichten hängt durchaus von der vorgängigen Heilung der gegenwärtigen Gebrechen ab, nur diese kann das Vertrauen der Capitalisten und Arbeitskräfte beleben, um die schlummernden Schätze des Bodens zu wirthschaftlich productiven zu machen. Mit der Gegenwart also und ihrer Leistungsfähigkeit muß man rechnen, wenn man den Staatshaushalt ordnen will, das Budget der Friedensjahre 1856—58 aber weist ein eingestandnes Deficit von 40—56 Mill. Gulden auf, welches sich thatsächlich aber auf mehr als 70 Mill. beläuft. Es braucht keiner weitern Bemerkung, daß eine solche Finanzwirthschaft direct zum Bankrott führt; dem zu entgehen, müssen also die Einkünfte erhöht oder die Ausgaben vermindert werden.

Daß das Erstere sofort geschehen könne, bezweifeln wir entschieden. Das letzte Jahr, das ein Gleichgewicht der östreichischen Finanzen zeigt, war das von 1846, das Budget belief sich auf 163 Mill. Im Jahr 1858 waren nach Angabe der Wiener Zeitung die ordentlichen Einnahmen auf 274½ Mill. gestiegen und doch ein Deficit von 40½ Mill. da. Solche nackte Zahlen sprechen mehr als alle Auseinandersetzungen. Die außerordentliche Steigerung der Einnahme theilt sich in Erhöhung und Ausdehnung der Abgaben und Heranziehung neuer Steuersubjecte. Die letztere war vollkommen gerechtfertigt, vor 1848 hatten Ungarn und Siebenbürgen ein vollständig getrenntes Finanzsystem und trugen ganz unverhältnißmäßig wenig zu den allgemeinen Ausgaben bei, sie wurden bei der Reorganisation den übrigen Provinzen gleichgestellt, wodurch die Einnahme um nahe an 40 Mill. stieg; um 59 Mill. Fl. d. h. 41% aber wurde dieselbe durch neue und erhöhte Steuern gesteigert. Durch Gesetz vom 9. Febr. 1850 ward die Mutationsabgabe erhöht, das Enregistrement auf alles ausgedehnt und die Biersteuer eingeführt, das Gesetz vom 11. April 1851 erhöhte die Grundsteuer um ⅓, dehnte die Gewerbesteuer aus, führte die Einkommensteuer ein. Es ist wahr, daß Eisenbahnen, Verwaltungsreformen und namentlich die Grundentlastung die Steuerfähigkeit erhöhten, aber alle diese Maßregeln kosteten bei ihrer Einführung enorme Summen, wie wir beim Ausgabebudget sehen werden. Hier sei nur erwähnt, daß die Ablösungskosten, welche nicht im Budget stehen, trotz des Ab-

zugs des sogenannten Pauschaldrittels, sich auf ein Capital von 500 Mill. Fl. belaufen, die durch besondre Steuerzuschläge aufzubringen sind.

Bei einer solchen Anspannung der Steuerkräfte ist die Annahme gerechtfertigt, daß höchstens der jetzige Steuerstand aufrecht gehalten werden kann. Nun aber hat Oestreich durch den Frieden von Villafranca eine der reichsten und höchstbesteuerten Provinzen verloren, ihre Abgaben waren per Kopf höher als der Durchschnitt im Reiche überhaupt. Es betrugen die directen Steuern 2 Fl. 20 Kr. im Staate, 3 Fl. 47 Kr. in der Lombardei, die indirecten im Staate 5. Fl. 18 Kr., in der Lombardei 6 Fl. 33 Kr., die Grundsteuer, welche das am 10. Octbr. 1849 bestätigte Gesetz vom 23. December 1817 auf 6% für alle Theile der Monarchie festsetzte, betrug 1857 nebst Zuschlägen 38,38%, im ganzen Staate 21,33%. Es ist allerdings wahr, daß bei dem einmal angenommenen System ein ganz unverhältnißmäßiger Aufwand von Militär und Polizei erfordert ward, um die unruhigen Italiener in Schach zu halten, aber selbst nach den ihr wenigst geneigten Statistikern deckte die Lombardei doch ihre Ausgaben, während die andern Provinzen dies nicht thaten. Tritt demnach in jenem unproductivem Aufwand für bewaffnete Macht nicht eine entsprechende sehr erhebliche Verminderung ein, so wird die Abtretung der Provinz auch ein finanzieller Verlust werden.

Nach dem Vorhergehenden ist um so weniger auf eine Steigerung der Einnahmen zu rechnen, als Krieg und Valutaverhältnisse den Verkehr sehr gestört haben. Es bleibt also nur die Verminderung der Ausgaben, vor allem der unproductiven, wobei in erster Linie das Heer steht. Das Kriegsbudget war 1847: 61,200,000 Fl. und 1856: 123,330,000 Fl., also mehr als doppelt so groß, während die Gesammteinnahme, um gleichen Schritt zu halten, von 163 Mill. nicht blos auf 260½ Mill., sondern auf 326,000,000 hätte steigen müssen. Dabei ist der außerordentliche Etat noch nicht mitgerechnet, welcher in dem Jahrzehnt von 1848—57: 440 Mill. betrug und die Kosten des eben beendeten Krieges, welche sicher auf 150 Mill. sich belaufen werden.

Und wozu haben diese ungeheuern Ausgaben geführt? Ein in sich unhaltbares System der Unterdrückung der Nationalitäten zu fristen, das im Augenblick der Gefahr zusammenbrach, und nach zehnwöchentlichem Kriege einen traurigen Frieden zu schließen. Nachdem man zehn Jahr eine der größten europäischen Armeen als Schoßkind gepflegt, errang dieselbe im letzten Kampf keinen einzigen Sieg, und man entschuldigt sich, indem man sich auf das Ausbleiben der natürlichen Bundesgenossen beruft, als ob Oestreich ein Staat zweiten Ranges sei. Welche Früchte die offensive Stellung im orientalischen Kriege gebracht hat, ist bekannt: Rußland hat man sich gründlich verfeindet und die Donauprovinzen gegen sich gewandt, die Alliirten Oestreichs sind die Türkei, der Papst, der König von Neapel und einige deutsche Mittelstaaten,

die über sich nicht frei verfügen können. Die Finanzen werden gebieterisch eine umfassende Verminderung des Heeres fordern, aber wird der bewaffnete Friede, der Villafranca folgt, wird die Gährung im Innern es dazu kommen lassen? Bis zur Minciolinie wird ein großes Waffenlager bleiben und schon jetzt verlautet, daß Tirol als künftige Grenzprovinz gegen Italien stark befestigt werden soll, also neue außerordentliche Ausgaben, die ins Ungemessene steigen werden, wenn andre drohende politische Fragen herantreten.

Steht es nun vielleicht im Finanzministerium tröstlicher? Wir wollen es hier nicht zu hoch anschlagen, daß seine Verwaltungskosten um 72% gestiegen sind; denn viele derselben waren productive Auslagen, z. B. die Einrichtung der ungarischen Steuerbehörden, die Grundsteuerprovisorien, die neuorganisirte Finanzwacht. Dagegen sind sehr schlimm die Unkosten, welche die Beziehungen zwischen der Nationalbank und dem Fiscus, so wie die Unterbringung der Anlehen erheischten, selbst Czörnig berechnet diese Verluste von 1848—54 auf 83½ Mill. Fl. — Nun aber die Staatsschuld? Sie betrug 1846: 1037 Mill., 1856: 2417 Mill. — Mehrbetrag 1380 Mill.!!! —

Hiervon beträgt die Schuld an die Bank 411 Mill., die jetzt noch mindestens um 133 Mill. Fl. durch den Vorschuß auf das gescheiterte englische Anlehen erhöht ist. Eine Tilgung von Staatsschulden ist nur durch Amortisation kraft ordentlicher Einkünfte oder durch Ueberschüsse zu bewerkstelligen. Bei einem Deficit, wie Oestreich es hat, ist jede Tilgung illusorisch. Der Staat hat ferner bereits einen Theil seiner werthvollsten Domänen an die Bank cedirt, wodurch doch die beabsichtigte Herstellung der Valuta so wenig ausgeführt ward, als durch den Verkauf der Eisenbahnen. Auch hier ist also wenig Aussicht zur Erleichterung der Staatslasten.

Die Ministerien des Cultus, der Marine, des Aeußern werden schwerlich zu reduciren sein, da ihre Ausgaben die vollste Berechtigung haben und man vielmehr dem erstern noch eine gesteigerte Thätigkeit wünschen muß, denn die Verbreitung der Bildung ist die erste Bedingung für die wirthschaftliche Selbstständigkeit der Steuerzahlenden. Eine Summe von 5½ Mill. für die geistige Pflege der ganzen Monarchie wird gewiß nicht zu hoch scheinen. Ebenso wenig wird die große Steigerung der Ausgaben des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten zu tadeln sein. Wenn die Bodenreichthümer der östlichen Provinzen erschlossen werden sollen, so müssen zuerst Communicationswege geschaffen werden, die bisher fast ganz mangelten. Man hat im Wesentlichen hierfür das sehr praktische französische System angenommen, wonach der Staat die großen Hauptstraßen baut, während Provinzen und Gemeinden die kleinern Verbindungen ausführen, die Ausgaben hierfür waren productive Capitalanlagen. Daß im Wesentlichen auch die sehr starke Steigerung des Etats des Justizministeriums wohl angebracht ist, kann nicht bezwei-

kelt werden, die Aufhebung der Patrimonialgerichte, die Anlegung von Hypothekenbüchern, die theilweise Trennung der Justiz von der Verwaltung waren gewiß nothwendig und erforderten starken Mehraufwand, wobei wir dahingestellt lassen müssen, ob man nicht hier in der Centralisation zu weit ging.

Entschieden möchten wir dies vom Ministerium des Innern behaupten, dessen Etat nach dem des Kriegs und der öffentlichen Schuld der bedeutendste im Budget ist. Allerdings mußte eine neue Verwaltungsorganisation geschaffen werden, um das Reich, das 1848—50 auseinanderzufallen drohte, zusammenzuhalten, wobei eine Centralisation unvermeidlich war. Aber auf den Grad derselben kommt doch sehr viel an, es ist nicht richtig, wie Vertheidiger des französischen Systems sagen, daß die Decentralisation die Verwaltung nur in die Peripherie lege, aber an sich dasselbe bleibe, England beweist das Gegentheil. Eine englische Selbstverwaltung ist nun allerdings nicht in Oestreich einzuführen, weil alle unabhängigen Elemente dazu fehlen, aber wol darf man sagen, daß die Centralisation in Oestreich nur so weit geboten war, als die Reichseinheit sie forderte, die mechanische Nachahmung aber des französischen Einmischungs- und Bevormundungssystems konnte um so weniger gute Früchte tragen, als die Organe für eine solche Beamtenarmee sehr mangelten und daher vielfach nicht glücklich gewählt wurden. Auch der Polizeietat ist übermäßig hoch, wenn man selbst die kostspielige Gensdarmerie gelten läßt, welche unzweifelhaft viel zur Herstellung der Sicherheit und des Rechtsschutzes gethan hat; man erwäge nur, daß die Polizei im lombardisch-venetianischen Königreich allein 7 Mill. Fl. absorbirte!

Fassen wir kurz unser Ergebniß zusammen. Zur Herstellung der östreichischen Finanzen ist zuerst nothwendig Herstellung der Valuta, dann starke Verminderung des Armeebudgets, thunlichste Decentralisation und vor allem nach innen und außen eine Politik der Versöhnung und Gewissenhaftigkeit, welche es mit den bestehenden Verpflichtungen genau nimmt und die Ursachen der Conflicte beseitigt. Auch dann wird Oestreich der Anstrengung seiner besten Kräfte bedürfen, um wieder festen Boden zu gewinnen, geht es aber auf dem bisherigen Wege fort, so wird alle Phraseologie über seine unerschöpflichen Hilfsquellen den Bankrott nicht aufhalten, der diesmal vielleicht mit der Auflösung des Staates zusammenfallen könnte. B.

Militärische Tagesfragen.

5.

Das niederrheinische Kriegstheater.

a. Uebersicht der natürlichen Beschaffenheit.

Als wir die Möglichkeit eines französisch-preußischen Krieges am Rhein analysirten, (Milit. Tagesfr. 1. Art.) ergaben sich zwei Paare von Fällen und diesen entsprechend zwei Hauptkriegstheater, ein weiteres und ein engeres, je nachdem Süddeutschland am Kriege Theil nehmen würde oder nicht.

Heute wollen wir einige Blicke auf das engere Kriegstheater werfen, welches wir das niederrheinische nennen.

Dieses Kriegstheater breitet sich zu beiden Seiten des unteren Rheinlaufes aus. Nachdem dieser Strom den Main aufgenommen hat, biegt er in die Richtung des letztern Flusses westwärts ab und nimmt erst bei Bingen wieder die Hauptrichtung nach Norden, doch mit einiger Neigung nach Westen an; diese behält er auch nachdem er bei Köln aus dem Hügelland völlig in das Tiefland getreten ist, um erst unterhalb Wesel sich wieder gegen Westen zu wenden, bis er ins Meer fällt. Bei der Schenkenschanz an der holländisch-preußischen Grenze theilt sich der Strom in zwei Hauptarme. Der nördliche derselben behält zunächst bis Wyk by Duerstede den Namen Rhein; er hat bei Arnheim die Yssel nordwärts zum Zuydersee entsendet; bei Wyk by Duerstede theilt er sich wieder in zwei Arme, deren nördlicher als krummer Rhein bis Utrecht geht und hier wieder zwei Arme aussondert, die zur Zuydersee gehende Vechte und den dem Ocean zufließenden alten Rhein; der bei Wyk by Duerstede abgezweigte Südarm ist der Leck, welcher über Rotterdam zum Ocean geht.

Der südliche bei der Schenkenschanz abgesonderte Hauptarm ist die Waal; mit ihr verschlingt sich auf mehrfache Weise der untere Lauf der Maas. Dieser Fluß, welcher auf dem Plateau von Langres entspringt, tritt bei Mastricht aus dem Hügelland ins Tiefland; auch er behält wie der Rhein noch weit in das Tiefland hinein die nördliche Hauptrichtung; vermöge derselben nähert er sich dem westwärts abbiegenden Rhein schon bei Grave bis auf anderthalb deutsche Meilen und nimmt nun gleichfalls die Richtung nach Westen an. Beim Fort St. Andres sendet die Maas einen Arm zur Waal, während der Hauptarm sich mit der Waal erst bei Gorkum vereinigt; so schließen die beiden Flüsse die Insel ein, welche der bommeler Waard genannt wird. Unterhalb Gorkum sind Waal und Maas kaum noch zu unterscheiden. Gemeinsam theilen sie sich in eine Zahl von Armen, welche theils direct dem Meer zufließen

und mit ihren Mündungen viele Inseln einschließen, theils nordwärts mit dem Leck und südwärts mit der Elbe in Verbindung stehn.

Auf der ganzen Strecke, mit welcher wir es hier zu thun haben, ist der Rhein ein mächtiger Strom; bei Köln, wo er eine der schmaleren Stellen hat, ist er doch 1500, oberhalb der Schenkenschanz 2000 Fuß breit; die einzelnen Arme nach der Theilung sind zwar minder breit, von 350 bis zu 800 Fuß, aber ihre große Anzahl, zumal wenn man noch die Maas hinzunimmt, gleicht dies bei der Nähe aneinander völlig wieder aus. Die Tiefe des Rheins ist sehr verschieden, doch auf unsrer Strecke selten unter neun Fuß. Nur in der Gegend von Bingen erschweren Klippen die Schiffahrt.

So wenig ein Strom als politische oder als natürliche Grenze betrachtet werden kann, so sehr eignet er sich zu einer strategischen Grenze, in deren Idee ja die Möglichkeit einer Thätigkeit zu beiden Seiten liegt, während doch zugleich eine Trennung verlangt wird, die aber durchaus keine unüberwindliche zu sein braucht.

Man kann den Rhein zu einer Zerlegung seines Kriegstheaters in einen südwestlichen und einen nordöstlichen Theil benutzen, aber es versteht sich von selbst, daß man diese beiden Theile immer wieder in Gedanken zusammenfassen muß, wobei dann der Rhein selbst wieder das verbindende Glied wird.

Als südliche Grenze des niederrheinischen Kriegstheaters mag man auf dem rechten Rheinufer die Mainlinie ansehen, auf dem linken Rheinufer dagegen eine Linie von Mainz nach Paris, die von hier ab bis zum Meer dem Lauf der Seine folgt; die westliche und nördliche Grenze bildet das Meer, die östlich die Weser, oder noch besser eine Linie von Norden nach Süden, welche den Harz durchschneidet.

In dem linksrheinischen Gebiet haben wir eine Wasserscheide, welche durch die Nebenhöhen des Plateaus von Langres mit den Vogesen in Verbindung steht und sich etwa gegen Nordwesten über Cambray auf Boulogne dem Meer zuzieht.

Die Flüsse, welche von dieser Wasserscheide nordwärts abfließen, gehen theils dem Rhein, der Maas und der Schelde oder wie diese Hauptströme selbst, direct dem Meere zu; die südliche Abdachung führt ihre Gewässer dem Meer, der Seine und dem Gebiet der Rhone zu.

Die Berge und Hügel, welche die Wasserscheide bilden, hören an einer Linie auf, welche man von Dünkirchen über Mastricht nach Köln ziehen kann. Nördlich dieser Linie befindet man sich in der belgischen, holländischen und rheinpreußischen Tiefebene.

Einen Theil der Wasserscheide bildet die Kette der Argonnen zwischen den obern Läufen der Maas und der Aisne; zwischen den mittleren Läufen der Mosel und Maas und westwärts über letztere hinaus an der Sambre dehnen

sich die Ardennen aus, welche theils mit ihren nördlichen hügeligen Ausläufern das südliche Belgien bis zu der obengenannten Grenzlinie erfüllen, theils sich südwärts in Nordfrankreich hinein, theils westwärts gegen das Meer verzweigen. Nordostwärts der Ardennen zwischen Maas und Mosel, Ourthe und Sure, dem Rhein und den Quellen der Roer und Erft liegen die Eifel und die hohe Veen; zwischen der Mosel und der Nahe der Hundsrück, zwischen der Nahe und dem linken Rheinufer oberhalb der Mainmündung die letzten Ausläufer der Vogesen.

Dieses ganze Höhenland ist von geringer Erhebung, seine Bildung bald gruppen-, bald mehr kettenförmig. Seine höchsten Punkte liegen wenig über 2000 Fuß über dem Meer. Nichts desto weniger bietet es der Bewegung nicht geringe Schwierigkeiten. In den höhern Gegenden ist es schwach angebaut, oft stark bewaldet, moorig und sumpfig, dabei von vielen Bächen und Flüssen zerrissen, die meist auf sumpfigem Boden entspringen, sich dann aber in felsige schmale Betten tief einwühlen und diese Beschaffenheit behalten, bis sie sich im Niederland in größerer Breite entfalten.

Von den Nebenflüssen des Rheins nennen wir hier die durchschnittlich 100 Fuß breite, zwischen 2—12 Fuß tiefe Nahe, die Mosel, welche auf den Vogesen entspringt, von 100—600 Fuß breit ist, und nachdem sie bei Trier die Saar von rechts, die Sure von links aufgenommen hat, bei Koblenz mündet, und die Maas, insofern man diese als einen Nebenfluß des Rheins gelten lassen will. Sie entspringt auf dem Plateau von Langres und erreicht in ihrem untern Lauf eine Breite von 1000 bis zu 2000 Fuß. Rechts nimmt sie den Chiers, die Semoy, die Ourthe, die Roer auf, Flüßchen von 100—200 Fuß Breite, nicht schiffbar, mit Ausnahme der Ourthe; links fließen ihr die Sambre und die Dommel zu.

Die Schelde, welche auf den Ardennen entspringt, im obern Lauf 200, im untern bis 1600 Fuß breit ist, tritt in der Gegend von Gent aus dem Hügelland ins Tiefland, begrenzt nun dasselbe, sich ostwärts wendend, eine Strecke weit im Norden, fließt dann wieder anfangs nördlich, wendet sich unterhalb Antwerpen nordwestlich und theilt sich zugleich in die beiden Arme der Ooster und Wester Schelde, welche ihre Gewässer dem Meer zuführen. Sie nimmt rechts die Haine, die Dender und die in ihrem untern Laufe sehr bedeutende Rupel, links die Scarpe und Lys auf.

Von den französischen Flüssen auf dem südwestlichen Theil des Kriegstheaters erwähnen wir die Somme, welche unterhalb Abbeville in den Kanal fällt und die rechten Nebenflüsse der Seine, nämlich die Aube, die Marne, die Oise mit der Aisne.

Zieht man auf dem rechten Ufer des Rheins eine bogenförmige Linie, welche durch die Orte Mainz, Fulda, Eisenach, Nordhausen, Hannver, Osnabrück be-

zeichnet sein mag, so schneidet oder berührt dieselbe die bedeutendsten Gebirge und Höhen Norddeutschlands, nämlich den Taunus, den Vogelsberg, Spessart, die hohe Rhön, das Westende des thüringer Waldes, den Harz, das Wesergebirge und die mindensche Kette.

Man mag sich diesen Zug von ketten- und gruppenförmigen Gebirgen ganz wohl als die äußere Begrenzung eines Thalkessels denken, der zur Weser und dem Rheine hin, also westwärts, mit im Allgemeinen niedrigeren Bergen ausgefüllt ist.

Die Kette des Taunus liegt zwischen dem untern Main und dessen Fortsetzung, dem Rhein zwischen Mainz und Bingen einerseits, der Lahn andrerseits. Die Abfälle nach Süden sind steil, diejenigen zur Lahn hin sanft; die bedeutendste Höhe, der Feldberg, steigt 2600 Fuß über das Meer auf. Ebenso hoch steigen die Kuppen des gruppenförmigen Vogelsberges auf; die der hohen Rhön noch um 300 Fuß mehr; während der von ihr südwärts zum Main sich abzweigende Spessart wieder auf 2000 und 1600 Fuß hinabsinkt.

Vom thüringer Wald, der sich zu 3000 Fuß höchster Höhe erhebt, kommt hier nur der nordwestliche Theil in Betracht. Der Brocken, der höchste Punkt des Harzes, steigt 3560 Fuß über das Meer auf. Der höchste Punkt in dem Wesergebirge liegt auf dem Solling (1800 Fuß), während die mindensche Kette zur Hase hin abfallend, sich nur zu 900 Fuß erhebt.

Alle diese Gebirge sind bewaldet und trotz ihrer geringen Höhe rauh und unfruchtbar; am meisten gilt dies von der hohen Rhön.

Die gegen den Rhein hin in den Gebirgskranz eingelagerten Gruppen und Ketten sind der mit dem Vogelsberg verbundene Westerwald zwischen Lahn und Sieg, dessen höchster Punkt, der salzburger Kopf, 2600 Fuß über dem Meer liegt, mit dem Siebengebirge dicht am Rhein, — ferner das Sauerland mit dem Rothhaargebirge, in welchem der Ederkopf zu 2000 Fuß aufsteigt, zwischen Sieg und Ruhr, — endlich die Egge, welche sich mit ihrem Hauptzweig von den Quellen der Lippe längs der Weser und ziemlich parallel dem Wesergebirge und der mindenschen Kette erstreckt und im südlichen höchsten und bewaldetsten Theil der teutoburger Wald heißt, während ein Seitenzweig, der baumlose, 800 Fuß hohe Haarstrang, das rechte Ufer der Ruhr begleitet.

Eine Linie von Köln zur Lippe oberhalb Wesel, dann längs diesem Flusse über Paderborn, Detmold und Osnabrück nach Hannover scheidet auf dem rechten Ufer des Rheins das Bergland von dem nördlichen Tiefland.

Dieses Tiefland ist im Ganzen eine fruchtbare Ebne, in welcher vorzugsweise die Viehzucht gedeiht; wie fast ganz Holland, so ist auch an den Küsten Oldenburgs und Hannovers das Land vielfach dem Meer abgewonnen und durch Eindeichung geschützt. In solchen Gegenden finden sich überall zahlreiche Kanäle, welche große Hindernisse der Bewegung abgeben. Große Moore sind

in ganz Holland, dann auch in Oldenburg und Hannover, namentlich an der Vechte, an beiden Ufern der untern Ems und der Weser häufig.

Unter den Flüssen am rechten Rheinufer sind zunächst die Nebenflüsse des Rheins selbst nördlich der Mainmündung zu nennen, die Lahn, die Sieg, die Ruhr und die Lippe. Alle diese Flüsse fließen von Osten nach Westen, während die linken Nebenflüsse des Rheins eine vorherrschend nördliche oder nordöstliche Richtung haben, sie sind 100 bis höchstens 200 Fuß breit und ihre Ueberschreitung macht wenig Schwierigkeiten, ja sie sind an vielen Punkten zu durchwaten.

Rechte Zuflüsse des Mains, welche mit südlicher Richtung von der hohen Rhön und dem Taunus herabkommen, sind die fränkische Saale, Kinzig und Nidda.

Nordwärts dem Meere zu fließen die Ems und die Weser. Die erstere entspringt nördlich Paderborn in der Senne; hat im obern Lauf 100, im mittleren 400, im untern 1000 Fuß Breite und mündet in den Dollartbusen.

Die Weser entsteht aus der Vereinigung zweier Quellflüsse, der Werra und der Fulda; die Werra kommt vom thüringer Walde, die Fulda von der Rhön. Jeder der beiden Flüsse erreicht eine Breite von 200 Fuß; die Weser strömt nun als ein mächtiger Strom der Nordsee zu; bei der preußischen Festung Minden, wo die Weser in das Tiefland eintritt, ist ihr Bett noch einmal durch die dicht herantretenden Berge der Weser- und der mindenschen Kette stark eingeengt (Porta westphalica). Die Tiefe ist im obern und mittlern Lauf sehr wechselnd und sinkt mehrfach bei niedrigem Wasserstand auf 2 Fuß hinab.

Hiermit hätten wir nun ein übersichtliches Bild von der Naturbeschaffenheit des niederrheinischen Kriegstheaterts gegeben. Wir glauben, daß, wer unsre Darstellung mit der Karte in der Hand verfolgt, sich die Hauptzüge leicht so einprägen kann, daß sie ihm lebendig vor Augen stehen und auch nicht leicht wieder dem Gedächtniß verloren gehn. Absichtlich haben wir es daher vermieden, Detail einzumischen, welches nur zu leicht verwirrt, von dem Wesentlichen ablenkt oder es verwischt. Absichtlich halten wir auch diesen Artikel kurz, damit die Arbeit an ihm den Leser, der immerhin mit einer Menge Namen zu thun hat, nicht ermüde, und versparen die Betrachtung dessen, was die Cultur für dieses Kriegstheater gethan hat, auf den nächsten Artikel.

W. Rüstow.

Die nationale Bewegung.

Von der preußischen Grenze.

Wenn der Instinkt, welcher nach dem Abschluß des Waffenstillstandes von Villafranca einen Theil der liberalen Partei zu den bekannten Erklärungen von Eisenach, Göttingen und Frankfurt trieb, von uns als ein vollkommen richtiger anerkannt werden mußte, so haben wir sogleich hinzugesetzt, daß wir mit der weitern Ausführung des Grundgedankens nicht einverstanden sind. In dem an sich ganz gerechtfertigten Bestreben, die nationale Partei auf einer möglichst breiten Basis zu constituiren, haben die Führer dieser Bewegung Concessionen gemacht, die den Begriff einer Partei aufheben. Einer der Unterzeichner des Programms, Herr Jacob Venedey, hatte wenige Tage vorher ein offenes Sendschreiben erlassen, worin er mit ziemlich bittrer Polemik gegen die Einseitigkeit der Gothaer, d. h. der Anhänger der preußischen Hegemonie, sich seiner Gesinnung nach als einen Großdeutschen bekannte, zugleich aber vor der Bildung einer großdeutschen Partei warnte, weil die großdeutsche Gesinnung die ganze Nation umfassen müsse. Und ähnliche Gesinnungen haben noch andere Süddeutsche ausgesprochen, ohne sich dadurch von der Unterzeichnung eines Programms abhalten zu lassen, das sie so auslegten, als ob das an Preußen ertheilte Vertrauensvotum nur unter der Bedingung ertheilt sei, daß Preußen sich an die Spitze der großdeutschen Partei stelle, mit andern Worten, daß Preußen selber an der Uebertragung der Hegemonie an Oestreich arbeite. So klar ausgesprochen hat sich wol keiner der Unterzeichner die Sache gedacht; daß die Consequenz aber eine ganz nothwendige ist, dies zu zeigen ist die Aufgabe der folgenden Zeilen.

Die Bedeutung und der Einfluß einer Partei wird keineswegs durch die Zahl derer festgestellt, die mit Bewußtsein und Zusammenhang ihr Princip vertreten; die Zahl der Denkenden ist immer klein, es kommt nur auf die Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit der Ueberzeugung an, vorausgesetzt freilich, daß diese Ueberzeugung in den Thatsachen einen wirklichen Halt findet. Eine Abschwächung des Grundsatzes, um die Zahl der Bekenner zu erweitern, ist nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückschritt in der Parteibildung. Dazu kommt noch ein andrer Umstand, den wir Deutsche nicht außer Acht lassen dürfen. Ein solcher Compromiß, der widersprechende Ansichten hinter einem gemeinsamen Symbol versteckt, ist nie ganz aufrichtig gemeint; jeder behält sich seine eigne Auslegung als die allein legitime vor, und wenn es dann zur Entscheidung kommt, werden diejenigen, deren Auslegung sich als die schwächere erweist, sich dadurch entschädigen, daß sie die Andern Verräther schelten. So

geschah es 1848, blos weil man sich vorher nicht verständigt hatte, weil man glaubte einig zu sein, und doch grade in der Hauptsache uneins war. Die Hauptfrage war nämlich, ob die projectirte Staatsreform sich auf Oestreich ausdehnen solle oder nicht, und das ist auch heute noch die Hauptfrage.

Das frankfurter Programm hätte möglicherweise sehr bald einer ernsten Prüfung ausgesetzt werden können. Als die Conferenz zwischen drei Mittelstaaten, denen sich dann noch andere anschlossen, in München stattfand, hielten wir es nicht für unmöglich, daß sie die nationale Partei zu ihren Zwecken ausbeuten werde. Nach dem Programm der nationalen Partei sollte Preußen die Initiative in vielen Dingen übernehmen, unter andern Einheit Deutschlands durch Kräftigung der Centralgewalt und Volksvertretung am Bunde. Wie, wenn nun die Mittelstaaten in dieser Initiative Preußen den Rang abgelaufen hätten? Ihren Zwecken konnte es nicht zuwiderlaufen, denn unter der Centralgewalt, deren Macht den einzelnen Staaten gegenüber verstärkt werden sollte, verstanden sie natürlich den Bundestag, und was die Volksvertretung betrifft, so hätte sich schon ein Wahlmodus ausfindig machen lassen, der das Junkerthum als die echte Nation darstellte. Wenn sich Preußen dieser Art von Reform widersetzt hätte, so würde man es als den Gegner des Fortschritts, als den Gegner der nationalen Partei und ihres Programms haben anklagen können. Es hatten sich in der That einzelne Nachrichten verbreitet, die auf so etwas hindeuteten. Ersetzung der Stimmeneinheit am Bundestage durch Majorität; Ausdehnung der Gewalt des Bundestags über die materiellen Verhältnisse, Aufnahme des gesammten Oestreich in den Bund, Ernennung eines permanenten Oberfeldherrn auch für den Frieden: diese und andere Punkte bezeichnete man als das Programm der mittelstaatlichen Partei. Ein officielles Journal hat die Angaben als unwahr bezeichnet, und in der That scheint die Animosität gegen die Freunde Preußens zu groß zu sein, als daß man sich auch nur zum Schein auf ihre Wünsche einlassen könnte. Man scheint sich stark genug zu fühlen, um rücksichtslos mit den eignen Gedanken hervorzutreten.

In einer Zeit, wo man allgemein vom Bundestag erwartete, er werde die brennendste Rechtsfrage, die kurhessische, in Betracht ziehn, haben die Mittelstaaten den Antrag gestellt, die Bundeskriegsverfassung zu revidiren, um zu ermitteln, ob sie wirklich den Bedürfnissen nicht genüge, zugleich aber die Meinung hinzugefügt, daß wenn alle Bundesgenossen ihre Schuldigkeit thäten, eine Verbesserung der Form nicht nöthig sei. Die Anspielung war so einleuchtend, daß der preußische Bevollmächtigte einen Protest zu Protokoll gegeben hat. In der That wird durch diese Frage der Kern der Sache berührt.

Nach der Ansicht Metternichs und der meisten übrigen Unterzeichner der

Bundesacte hatte dieselbe den Zweck: 1) Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Bundesgliedern abzuschneiden; 2) das Bundesgebiet durch eine gemeinsame Wehrverfassung gegen auswärtige Angriffe zu sichern; 3) die regierenden Fürsten und bis auf einen gewissen Grad auch die Mediatisirten gegen die Uebergriffe des revolutionären Geistes zu schützen. Dies ist das wahre Sachverhältniß. Befriedigt hat es freilich niemanden und sobald einmal die Nation zu neuem Leben erwachte, mußte sie darnach streben, etwas Andres an die Stelle zu setzen. Darüber dürfen wir aber heute, wo wir politisch reifer sind als vor elf Jahren, nicht vergessen: 1) daß die Bundesverfassung manches Gute bewirkt hat, namentlich die Aufrechthaltung des Friedens in Deutschland und, was damit zusammenhängt, das materielle Gedeihn; 2) daß sie elastisch genug war, manches Gute, das sie selbst nicht schaffen konnte, wenigstens nicht auf die Dauer zu hindern, z. B. den Zollverein und das constitutionelle System, erst in den Mittelstaaten und dann in Preußen; 3) daß es leichter ist ihre Mängel zu entdecken, als eine Abhilfe, die allen Ansprüchen genügte. Bis 1848 klagte man ausschließlich die Regierungen an, durch ihren bösen Willen der Einheit Deutschlands zu widerstreben; seit 1848 ist diese Klage nicht mehr zulässig; denn damals tagten die Vertreter des gesammten Volks, und es ist ihnen ebenso wenig gelungen als den Fürsten, die ersehnte Einheit zu verwirklichen. Eine vollkommen friedliche Constituirung der Nation, ohne daß irgend ein Recht gekränkt würde, ist nur denkbar unter der Voraussetzung, daß alle Fürsten und Völker nicht nur den gleichen guten Willen, sondern auch die gleiche Verstandeseinsicht haben, und diese Voraussetzung drückt im Wesentlichen nichts Andres aus, als die Erwartung eines Wunders. Ja, man könnte sagen, sie macht die Reform, die sie herbeiführen sollte, überflüssig: denn vollkommne Menschen brauchen entweder gar keine Verfassung oder sie können sich mit jeder beliebigen zufrieden geben.

Die Schwierigkeiten liegen nicht in der Form, sondern in der Sache. Der deutsche Bund umfaßt zwei Großmächte, von denen jede zu stark ist, sich der andern zu fügen, keine stark genug, die andre zu unterwerfen. Von diesen Großmächten ist die eine, Oestreich, durch ihren außerdeutschen Länderbesitz in eine Menge von Conflicten verstrickt, welche den Interessen des deutschen Volks fremd sind; sie ist, weil sie widerstrebende Nationalitäten in sich vereinigt, auf militärischen Zwang angewiesen, einer freien Verfassung entweder gar nicht, oder nur unter Umständen fähig, die man wiederum ein Wunder nennen müßte; aus demselben Grunde finanziell fortwährend zerrüttet und nebenbei noch mit dem ultramontanen System verflochten.

Oestreich kann dem übrigen Deutschland nichts bieten, als militärischen Beistand, und diesen bedarf es seinerseits mehr, als es ihn gewähren kann, wie der gegenwärtige Krieg augenscheinlich gezeigt hat.

Während dieses Krieges waren sämmtliche deutsche Staaten darin einig, daß man Oestreich zu Hilfe kommen müßte; auch darin waren alle einig, daß ein Angriff auf die außerdeutschen Provinzen Oestreichs an sich den Bund zur unmittelbaren Betheiligung nicht verpflichte, wie ja auch die Bundesacte ausdrücklich besagt. Die Uneinigkeit zwischen Preußen und den Mittelstaaten bezog sich nur auf den Paragraphen, welcher die Frage: ob Gefahr für das Bundesgebiet vorhanden sei? der Bundesmajorität anheimgibt. Wenn Preußen damals erklärte, sich nicht majorisiren lassen zu wollen, so meinte es damit natürlich nur: die Gefahr für das Bundesgebiet muß wirklich vorhanden sein, nicht blos formell constatirt, sonst könnte ja einmal eine Majorität entscheiden, daß ein Krieg zwischen China und Japan eine Gefahr für das deutsche Bundesgebiet enthalte. Wenn also jetzt die Mittelstaaten darauf antragen, jenen bisher unbestimmten Paragraphen dahin auszulegen, daß die subjective Ansicht der einzelnen Bundesglieder, falls sie die Mehrheit gewinnen, aus dem nominellen Vertheidigungskrieg einen realen Angriffskrieg machen kann, so würde damit Preußen aufhören eine Großmacht zu sein, es könnte seine Diplomaten entlassen und sich von Wien aus Gesetze und Vorschriften erbitten.

Denn so steht die Sache: nicht in Frankfurt, sondern in Wien wird die Majorität gebildet; das wiener Cabinet kann nie und nimmermehr seine auswärtige Politik, die eine consequente Diplomatie und unter Umständen schnelle Entschlüsse erheischt, dem Bundestag zur Begutachtung unterbreiten. Welche Verfassung auch in Oestreich eingeführt werde, in seiner auswärtigen und innern Politik muß es souverän sein, wenn es nicht untergehn will. Wenn nun die Folgen dieser souveränen östreichischen Politik einen Krieg nach sich ziehn, und Oestreichs Freunde am Bundestag durch Majoritätsbeschluß Preußen zwingen können, an diesem Kriege Theil zu nehmen, so ist Preußen mediatisirt und ein östreichisches Nebenland geworden.

Wir bestreiten nicht die Berechtigung derer, die auf ein solches Resultat wirklich ausgehn und es als ein Heil für Deutschland betrachten; nur Aufrichtigkeit fordern wir von ihnen! Wir selber sind der entgegengesetzten Ueberzeugung. Wir halten einen Fortschritt Deutschlands nur dann für möglich, wenn es sich von Oestreichs auswärtiger und innerer Politik vollständig freimacht, und weil diese Befreiung nur unter der Führung Preußens geschehn kann, dessen Particularinteressen es ohnehin auf denselben Weg weisen, nur darum halten wir den innigen Anschluß aller Liberalen an Preußen für die Lebensfrage der Bewegung, für eine so wesentliche Frage, daß ihr gegenüber alle andern Interessen gar nicht in Betracht kommen.

Was aber die rechtliche Seite der Sache betrifft, so sind wir fest überzeugt, daß diese Tendenz mit der Bundesverfassung und mit dem Staatsrecht aller deutschen Länder vollkommen vereinbar ist, daß eine Bundesreform nach

dieser Seite hin in viel gelindern Formen zu bewerkstelligen wäre, als eine Bundesreform nach der entgegengesetzten Seite. Vorläufig handelt es sich überhaupt gar nicht um eine wirkliche Entscheidung, sondern nur, die öffentliche Meinung vorzubereiten: dies wird aber nicht gefördert, wenn man, um der lieben Einigkeit willen, Welfen und Waiblinger in einen Topf bunt durcheinanderwirft. † †

Ein Abenteuer mit Goethe.

Die folgende Anekdote ist aus dem soeben bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Buch Professor Lobes „Aus dem Leben eines Musikers“ entnommen. Lobe war in der Zeit, wo Goethe das Theater in Weimar leitete, ein junger Mann, der in sich den Beruf zu einem großen Tondichter empfand, eifrig componirte und studirte und sich lebhaft mit der Bühne beschäftigte. Da wollte sein Unstern, daß zu den Sorgen um verbotene Octaven und falsche Quinten und zu der Qual, die seinem jugendlichen Herzen der Generalbaß mit seinen Geheimnissen bereitete, noch die Liebe trat. Eine kleine Schauspielerin mit zweckmäßigem Gesicht wurde plötzlich der Gegenstand seiner Neigung, die er indeß nur durch Verfolgung der Angebeteten auf Schritt und Tritt zu äußern wagte. Gab sie ihm bei einer Begegnung Gelegenheit, seinen Gefühlen für sie Worte zu leihen, so verwandelte sich der angehende Don Juan sofort in den steinernen Gast. Es half nichts, daß sie geduldig auf eine Erklärung wartete, daß sie mit verschämt gesenkten Blicken stumm fragte, ob er ihr etwas zu sagen hätte. Er hatte ihr nichts zu sagen. So ging sie endlich sanft erröthend weiter. Da führte eines dunkeln Herbstabends ein böses Schicksal die Katastrophe in diesem zarten Verhältniß herbei.

Es war eine Theaterprobe von Turandot. Der Liebende hatte gehört, daß die Geliebte in diesem Stück zum ersten Mal auftreten werde. Er mußte der Probe beiwohnen. Durch ein Hinterfenster stieg er ins Orchester, von da über die Barriere ins Parterre, wo er geheimnißvoll hinter einem Pfeiler verschwand. Wir lassen nun ihn selbst erzählen:

Es war finster, und nur die großherzogliche Loge, auf der andern Seite des Hauses, der Bühne gegenüber, durch zwei matt flackernde Kerzen erhellt. Wir befanden uns nämlich damals noch in der vorhund-aubrischen Zeit, wo Goethe meist bei den Hauptproben zugegen zu sein pflegte.

Auch in dieser sollte er erscheinen; und bald machte sich ein leises fernes Rollen hörbar, welches in schnellem Crescendo rasselnd näher kam und schnell abbrach: Das mußte Goethes Wagen sein. Denn in den Gesprächen des Schauspielerpersonals, das sich nach und nach auf der Bühne eingefunden hatte, trat plötzlich eine Generalpause ein und die Mimen verzogen sich still in die Koulissen. Nur der alte Regisseur Genast, der Vater des jetzigen berühmten Künstlers, blieb auf der Bühne zurück. Kurz darauf trat Goethe in die Loge. Auf den ehrerbietigen Gruß und die Frage Genasts, ob Excellenz befehle, daß die Probe beginne, erwiederte Goethe mit seiner vollen sonoren Stimme freundlich: „Wenns beliebt.“ Er setzte sich, die Theaterklingel ertönte und die Probe begann.

In dem ersten Act von Turandot treten bekanntlich nur Männer und ein altes Weib auf. — Die gingen mich nichts an. Ich rührte mich daher auch nicht in meinem Versteck. Zwar klopfte mein Herz unaufhörlich höchst ungestüm in mir, aber ich blieb fest.

Im vierten Auftritt des zweiten Acts erschien endlich Turandot. Diese Rolle spielte die junge Theaternovize zwar noch nicht, aber eine der zwölf Sklavinnen der Prinzessin darzustellen, war ihrem Talente bereits anvertraut worden. So wie dieser Sklavinnenzug die Bühne betrat, wurde mein dramatisches Interesse augenblicklich rege und ich fühlte mich mächtig von der Handlung angezogen. Unglücklicherweise wurden die Sklavinnen, je sechs an beiden Seiten der Bühne, ganz nahe den Koulissen, aufgestellt und meine specielle Sklavin kam grade an die Seite, wo ich stand. Hierdurch wurde sie natürlich meinen Blicken gänzlich entzogen. Ich wollte aber sehen und nicht blos sie sehen, ich fühlte auch den unwiderstehlichen Drang, ihr meine Gegenwart bemerklich zu machen. Um beide Zwecke zu erreichen, mußte ich aus meinem Hinterhalt hervor. Ich versuchte es zunächst mit einem schüchternen Sch[illegible]er half nicht; ich wagte einen zweiten zuzugeben — die Mädchenreihe kam mir etwas ins Gesicht, aber die Eine und Einzige konnte mich noch immer nicht bemerken. So rückte ich denn allmälig in süßer Selbstvergessenheit, mein ganzes Wesen nur auf einen Punkt fixirend, weiter und weiter vor, bis ich endlich mitten im Parterre zu jedermanns Ansicht dastand! Wol erreichte ich meine Absicht, sie erblickte mich wirklich — sie neigte ihr reizendes Köpfchen mir alsobald leise grüßend zu, wurde aber auch gleich nach dieser schönen That mit Purpur ganz übergossen und stand, ihre langen, schwarzen Wimpern über ihre blitzenden schwarzen Aeuglein eilig herabfallen lassend, da, wie ein schlafendes, aber süß träumendes Kind.

Dies sehend vergaß ich den letzten Rest der Welt, den ich bis dahin, wenn auch wie von einem starken Nebel umhüllt, um mich herum bemerkt hatte, und ohne mich weiter an etwas zu kehren, begann ich ihr so oft und

lange gegengrüßend zuzuwinken, bis sie es unter ihren halbgeöffneten Wimpern hervorlugend mit zufriedener Miene bemerkte.

Nun denke man sich, wie mir zu Muthe wurde, als in diese zarte Situation, in diesen duftigen Zauber- und Liebestraum — aus der großherzoglichen Loge — Goethe — mit zürnender Stimme — plötzlich (ich erzähle historisch treu) donnernd und in majestätischem Rhythmus die Worte herabschmetterte:

„Schafft mir doch den Schweinhund aus den Augen!“

Wie ein tödtlich getroffener Hase that ich einige Sätze in die Luft, und dann hinter den Pfeiler. Aber auch dort mich nicht sicher fühlend, faßte ich in meiner totalen Geistesverwirrung den unglückseligsten Entschluß. Anstatt auf dem Wege, auf dem ich hereingekommen, unbemerkt wieder hinauszuflüchten, was das Leichteste und Vernünftigste gewesen wäre, setzte ich, mich meiner equilibristischen Künste erinnernd, die ich mehrern Bereitergesellschaften abgesehen und abgelernt hatte, mit beiden Händen auf der nächsten Bank an, und schwang mich in fünf bis sechs Absätzen über die Sitze des ganzen Parterre hinweg, nach der gegenüberstehenden Thür — vor den Augen aller auf der Bühne Anwesenden! — Der ganze chinesische Hof, selbst Kaiser Altoum nicht ausgenommen, brach bei dem Anblick meiner Bajazzosprünge in ein ganz gemeines deutsches Gelächter aus, und selbst Goethe soll sich eines Lächelns nicht haben enthalten können.

Ich stürzte schamglühend in die düstere Herbstnacht hinaus, jagte wie ein verfolgter Mörder meiner Wohnung zu und warf mich keuchend auf den ersten Stuhl, an den ich anrannte und auf dem ich nicht nur an dem Ende meiner Liebe, sondern auch an dem meines Lebens angelangt zu sein glaubte.

Und nun denke man sich, wie mir zu Muthe ward, als ich am andern Tag erfuhr [illegible] ich mich ganz umsonst so blamirt hatte!

Im zweiten Act von Turandot werden die zweite Scene, die vierte und der Ausgang dieses Actes mit Märschen begleitet. Diese Märsche hatte der damalige Correpetitor Eulenstein in der Probe einstweilen am Clavier zu spielen. Besagter Mann war zeitig an seinem Platze erschienen, hatte aber, um der Langeweile des Wartens zu entgehen — cantores amant humores — ein Fläschchen Branntwein mitgebracht, aus welchem er sich, von dem heiligen Dunkel des Orchesters schützend umhüllt, fleißig Bescheid that. Er erfüllte bei dem ersten Marsch seine Schuldigkeit vollkommen. Auch den zweiten, bei dem Auftritt der Turandot, führte er noch gut genug aus, nur daß er hier durch einiges Tempo rubato die wenig musikalisch ausgebildeten Beine der marschirenden Statisten einigermaßen wegen des Takthaltens in Verlegenheit brachte. Von da an aber gerieth er durch die letzten Züge aus seiner Flasche in jenen Zustand, in welchem der Mensch, nach Feuerbach unzurechnungsfähig wird, —

wo der Trunkene sich zwar jedes gegenwärtigen Momentes bewußt ist, von dem vorhergehenden aber schon nichts mehr weiß, und an den zunächstfolgenden durchaus nicht denkt. Als nun Turandot pathetisch zu declamiren begann:

Wer ists, der sich aufs Neu vermessen schmeichelt
Nach so viel kläglich warnender Erfahrung — —

fing unten der Marsch wieder an, denn daß er (Eulenstein) einen Marsch zu spielen habe, saß fest bei ihm, daß er es aber eben gethan, hatte er bereits wieder vergessen. Die erstaunte Prinzessin hielt natürlich mit ihrer Rede an. Genast, das tiefere Princip nicht ahnend, welches den Künstler unten belebte, raunte ihm leise hinab, daß der Marsch noch lange nicht, erst am Schlusse des Actes, zu wiederholen sei.

Das verstand nun Eulenstein im Augenblick vollkommen und hörte mit Spielen auf. Wäre Turandot, diese Zeit benutzend, gleich und eilig recitirend eingefallen, so hätte sie vielleicht diesmal ihre erste Rede, die ja nur aus fünf Zeilen besteht, ohne weiteres Hinderniß zu Ende gebracht, und das folgende Ungemach wäre über die stärkere Natur des Kaisers Altoum gekommen. Aber die Frauen lernen den Werth der Zeit nie schätzen! Die Künstlerin hielt sich durch Genasts Erklärung vor weiterm Eingriff in ihr Rederecht gesichert, und verlor durch einiges Räuspern und prinzeßliches Inpositursetzen mehre kostbare Minuten. Was war die natürliche Folge? Daß Turandot bei ihrem zweiten Versuch nicht einmal so weit wie beim ersten kam, daß der zudringliche Marsch ihr jetzt schon nach der ersten Zeile ins Wort fiel und sie wiederum zum Schweigen brachte.

Nunmehr stieg in Genast eine Ahnung auf. Er eilte abermals ans Proscenium vor, und rief jetzt mit stärker betonter Stimme hinunter, zuerst in Allegro-Tempo: „Um Gotteswillen, haben Sie nicht gehört?“ alsdann in Adagio-Tempo übergehend: „Der Marsch kommt erst am [illegible] des zweiten Actes!“ Er sprach die zweite Hälfte in lauter Spondeen, um den Gedanken gewichtiger zu machen und tiefer in Eulensteins Gedächtniß hineinzuschlagen.

Auch diesmal noch begriff Letzterer, was man von ihm begehre, und zog die Hände von dem Clavier zurück. Genast gab darauf der Prinzessin einen Wink, noch einmal anzufangen. In dieser war aber unterdessen eine große Veränderung vorgegangen, sie hatte einen tiefen Fall gethan, — aus ihrer Rolle nämlich heraus, — und zeigte nur noch die höchlichst gereizte Künstlerin. Mit hochrothem Gesicht, eingekniffenen Lippen und leidenschaftlich wogendem Busen dastehend, schien sie mit sich selbst zu kämpfen, ob sie dem Wink Genasts folgen und sich der Möglichkeit einer neuen Einsprache des schrecklichen Marsches aussetzen, oder gradezu von der Bühne gehen solle. Diese Ueberlegung und der Entschluß, es noch einmal zu wagen, nahm allerdings nicht so viel Zeit in Anspruch, als das Lesen hier in der Beschreibung erfordert.

aber der Leser wird bereits ahnen! — — kurz, diesmal war ihre erneute Anstrengung von noch geringerem Erfolg, denn kaum hatte sie mit grimmig blitzenden Augen ihre Worte unmittelbar an den Unheimlichen unten richtend begonnen:

Wer ists, der sich aufs Neu — —

als der unvermeidliche Marsch ihr auch aufs neue in die Rede fiel. Bebend, fast weinend vor Zorn, wollte sie diesmal nicht nachgeben, sondern suchte mit immer mehr verstärkter, zuletzt fast kreischender Stimme das schreckliche Tonstück zu übertönen. Aber auch der Spieler unten wollte seinen Marsch endlich einmal zu Ende bringen und trommelte ihn in wildem Sturmtempo, und noch dazu durch viele fehlgegriffene Tasten schrecklich zugerichtet und grausiger gemacht, fort und fort.

Goethe hatte wol die ersten Ausbrüche und Uebergriffe des Virtuosen nicht bemerken mögen. Jetzt aber wurde ihm die Sache doch zu arg, und nur derohalben jupiterte er die furchtbare Phrase herab, die ich so eitel war, auf mich zu beziehen: „Schafft mir doch den Schweinhund aus den Augen!“ Das Auge der „Sklavin“ hat mich niemals wiedergesehen!

Literatur.

Klänge aus der Zelle in die Heimath. 1849—1859. Von O. L. Heubner. — Dresden, Kunze. — Selten ist ein politischer Act mit so allgemeiner Freude und Dankbarkeit begrüßt worden, als die Begnadigung der Maigefangenen von 1849 nach zehnjähriger Haft. Ueber den Ereignissen jener unheilvollen Periode ist Gras gewachsen, kaum erinnert man sich noch daran, was damals erstrebt und gesündigt wurde. Es war nichts übriggeblieben als die menschliche Theilnahme an dem Schicksal der Unglücklichen, von deren Vergehen man sagen konnte: wer sich rein von Schuld fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie! keiner hatte sich durch die Tugenden seines Privatlebens eine so allgemeine Achtung erworben als Heubner. Die im Gefängniß gedichteten Lieder und Erinnerungsblätter, die er nun als Gruß nicht blos seinen Freunden, sondern allen zuschickt, die menschlich fühlen, lassen den edlen und gemüthlichen Kern seines Herzens noch deutlicher hervortreten. Möge es ihm vergönnt sein, mit uns eine Zeit zu erleben, wo die wahrhaft nationale Gesinnung sich bethätigen kann, ohne der Verführung ausgesetzt zu sein, freventlich in den Lauf des Gesetzes einzugreifen, wo der süße Name des Vaterlandes nicht blos einen idealen Fiebertraum, sondern eine lebensvolle Wirklichkeit ausdrückt. —

Charles Dickens: A Tale of two Cities. Vol. 1. (Collection of British Authors, Tauchnitz Edition). — Wie wenig auch die letzten Werke von Dickens geeignet waren, den Ruhm des Dichters zu fördern: seinen neuen Roman wird doch jeder lesen, und auch empfinden, daß es noch der alte Zauberer ist. Die Atmosphäre,

in der er sich bewegt, ist leider wieder so ungesund als in den letzten Werken: er spielt in den Zeiten vor dem Ausbruch der ersten französischen Revolution und schildert die Greuel der Aristokratie, die den Haß des Volks erregten. — Diesmal soll der Umfang des Ganzen nur die Hälfte von dem betragen, was Dickens sonst gibt, d. h. zwei Bände; nach dem Erscheinen des zweiten gehn wir ausführlich darauf ein. — — t.

Von Coburg, dem nunmehrigen Mittelpunkt des in Frankfurt begründeten Nationalvereins, geht uns Nachstehendes zur Veröffentlichung zu:

Aufforderung

zum Eintritt in den deutschen Nationalverein.

Da dem deutschen Nationalverein die nach den Gesetzen der freien Stadt Frankfurt zu dessen Eröffnung daselbst erforderliche polizeiliche Genehmigung versagt worden ist, so hat der gewählte Ausschuß der ihm im Statut ertheilten Befugniß gemäß den Sitz des Vereins in die Stadt Coburg verlegt und allen erforderlichen Formalitäten genügt.

Derselbe eröffnet daher seine Wirksamkeit mit dem heutigen Tage und hat zu seinem Vorstande den Gutsbesitzer von Bennigsen aus Hannover, als Vorsitzenden, den Rechtsanwalt Fries in Weimar und den Rechtsanwalt Streit in Coburg erwählt und dem Letztern die Geschäftsführung übertragen. Demnach sind alle Zuschriften und Zusendungen für den Verein an den genannten Geschäftsführer nach Coburg zu richten.

Die Beitrittserklärungen zu dem Verein erfolgen durch Unterzeichnung des Statuts. Exemplare des letztern, so wie der erforderlichen Instruction, sind bei sämmtlichen Ausschußmitgliedern niedergelegt, welche davon auf Erfordern jederzeit mittheilen.

Indem der Ausschuß bemüht sein wird, die nationale Bewegung in unserm Vaterlande, deren festen Kern zu bilden der Verein bestimmt ist, innerhalb der gesetzlichen Bahnen ihrem Ziele zuzuleiten, darf er sich bei dieser schwierigen, die größte Ausdauer und Hingebung erfordernden Aufgabe der offnen und mannhaften Mitwirkung aller Vaterlandsfreunde versichert halten. Denn das darf von jedem gefordert werden, dem es um die große Frage der nationalen Existenz wahrhaft Ernst ist, daß er den Muth habe, für dieselbe mit Entschiedenheit einzustehn und sich seines gesetzlichen Rechtes hierbei ohne Scheu zu bedienen.

In diesem Sinne wird das deutsche Volk — das hoffen wir mit Zuversicht — den Grad von sittlicher Kraft und politischer Reife bekunden, ohne welchen die ganze Bewegung der Berechtigung entbehrt und die hohen Güter der Ehre, Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes niemals errungen werden können.

Coburg, den 18. October 1859.

Der Ausschuß des deutschen Nationalvereins.

v. Bennigsen, Vorsitzender.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Steuerreform in Mecklenburg.*)

1.

Die bestehenden Abgabenverhältnisse.

Seit fast einem halben Jahrhundert schon hat sich das Bedürfniß einer Regelung des mecklenburgischen Abgabenwesens, welches noch zum größten Theil aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stammt, infolge des ungenügenden Betrags der Einkünfte in den regierenden Kreisen aufs äußerste fühlbar gemacht; und seit zwölf Jahren hat sich, durch die Reformen in den Nachbarstaaten, durch das Unzweckmäßige und die große Belästigung des herrschenden Systems aufgerüttelt auch die öffentliche Stimme der Sache bemächtigt. Schrift und Wort haben es erreicht, daß man über das an sich Nachtheilige der bestehenden Verhältnisse ziemlich allgemein die gleiche Ansicht hegt. Infolge dessen hat es denn auch seit 1849 an Vorschlägen zur Abhilfe nicht gefehlt und seit 1850 haben mannigfache Berathschlagungen derjenigen Staatsangehörigen, welche bei einer Aenderung zunächst Sitz und Stimme haben, stattgefunden. Diese und ähnliche Verhandlungen, welche noch kürzlich fortgesetzt wurden, sind zu einem Resultat nicht gekommen. Wie die Sachen stehen, können sie noch Jahre lang vergeblich geführt werden, ohne etwas anderes zu erzielen, als die Unmöglichkeit einer Einigung principiell entgegenstehender Ansichten und aus diesen consequent abgeleiteter widerstrebender Forderungen nur immer deutlicher ad oculos darzulegen. Theilweise ist die Ursache hiervon darin zu suchen, daß man weit mehr die einzelnen contribuirenden Classen der Staatsbürger, als den Staat und seine Bedürfnisse ins Auge faßte, theilweise darin, daß man, sich an die einzelnen Abgabenpositionen haltend, das System selbst im Großen und Ganzen einer Aenderung nicht unterziehen wollte.**) Man erkennt dies

*) Das Folgende bezieht sich auf beide Großh. Mecklenburg, auch wo es nicht ausdrücklich erwähnt ist, weil eine wesentliche Verschiedenheit der betreffenden Verhältnisse in ihnen nicht stattfindet. Wo Zahlen gegeben sind, betreffen sie nur Meckl.-Schwerin.

**) Die rechtlichen Verhältnisse, welche hier zur Frage stehen können, sind dargelegt in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" 1858, No. 82. S. 157 ff. und kann das hier Gesagte als Einleitung der folgenden Abhandlung betrachtet werden.

deutlich schon an dem meisten, was bisher in dieser Angelegenheit geschrieben ist; es läuft alles auf ein Flickwerk hinaus, was denn doch immer nur ein den Anforderungen der neuern Staatswissenschaft nicht Entsprechendes gegeben hätte. Wir wollen deshalb den Versuch machen, die bestehenden Verhältnisse im Ganzen zu schildern, dasjenige zu berücksichtigen, was die Verhandlungen bisher zu Tage gefördert haben, und schließlich die wahrscheinlichen Folgen eines Anschlusses der Großherzogthümer an den Zollverein hervorzuheben. Persönlich davon überzeugt, daß Mecklenburg nur durch den letztern in seinen Einnahmen dauernd geregelt und zu Fortschritten in staatlicher und ökonomischer Beziehung geführt werden kann, glauben wir auch darlegen zu können, daß die befürchteten Nachtheile, welche man sich von einem Anschlusse verspricht, in finanzieller Hinsicht sich nicht zeigen werden, sobald man nur den Zeitpunkt nicht verstreichen läßt, in welchem es noch möglich wird, ihn an billige und den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes angemessene Bedingungen zu knüpfen. Vereinbarungen irgend einer Art aber, welche nur eine augenblickliche Abhilfe gewähren, dürften das Land dem Zollverein zwingend in die Arme führen, und ob hiervon nicht ein unersetzlicher Verlust die Folge sein würde, geben wir wohl zu bedenken.

Es ist sehr schwierig, von dem mecklenburgischen Abgabenwesen ein klares und richtiges Bild zu entwerfen, wenn man die einzelnen Positionen nicht in ihrem Verhältniß zum Ganzen auffaßt. Für uns ist letzteres die Aufgabe, weshalb wir nur eine kurze Uebersicht der einzelnen Abgaben, deren Bedeutung sich meistentheils schon aus ihrer Benennung ergibt, aufstellen.*) Die sämmtlichen Abgaben bestehen in: 1) ordentlichen Steuern: a. des Domaniums: Hufen- und Neben- (eine Personal-) Steuer. b. der Ritterschaft: Hufen- und Nebensteuer. c. der Landstädte: Häuser-, Acker-, Vieh-, Nahrungs- (eine Personal-), Schlacht-, Mahl-, Handelssteuer. d. der Seestadt Rostock: Accise, d. i. Handels- (Getreide- und Waaren-), Schlacht- und Mahlsteuer. e. der Seestadt Wismar: Seezoll (Licent), Staatsgeld, Accise (eine Abgabe zu städtischen Zwecken). 2) Außerordentlichen Steuern (ein Aufschlag zu den ordentlichen): a. Die Landescontribution, umfassend: Hufen- und Personalsteuer der Landbewohner; Grund-, Vieh-, Handels-, Professions-, Nahrungs- und Personalsteuer der Stadtbewohner; Zins-, Pensions- und Gehaltssteuer; Personalsteuer charakterisirter Personen, der Advocaten, Aerzte und Notare; Pachtsteuer der doberaner Spielpächter und Gastwirthe. b. Prinzessinsteuer. c. Stempel- und Collateralerbsteuer. d. Probenreitersteuer. e. Branntweinimpost. 3. Zölle. a. Landzölle (dazu

*) Nähere Darlegung findet man in „Schultze, gedrängte Darstellung der Abgaben" u. s. w. und im „Archiv für Landeskunde" an mehrern Stellen.

der Transitozoll auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn). b. Damm- und Brückenzölle. c. Elbzölle (wozu auch die Elbbinnenzölle gehören). d. Sonstige Wasserzölle (der canalisirten Flüsse Elde und Stör.)

Dies sind die Abgaben des Landes, deren gesammte Aufkunft die einzelnen Bewohner durchschnittlich freilich nicht schwer zu treffen scheint, da sie, auf das Mittel repartirt, nur 2 Thlr. auf den Kopf beträgt. Aber in ihrer ungleichen Vertheilung, wonach z. B. in den Landstädten ein Betrag von 3 Thlr. 9 Pf., in der Stadt Wismar von 5 Thlr. 11 Sgr. 3 Pf., in der Stadt Rostock von 8 Thlr. 21 Sgr. 4 Pf. auf den Kopf fällt, in der Befreiung ganzer Classen von einzelnen Steuern, in der Belästigung des Verkehrs durch wiederholte Erhebung, in der Trennung der Seestadt von der Landstadt, bezüglich des Handels, in der Belastung ersterer dem Auslande gegenüber, in der Begünstigung der Defraude bietet das bestehende System eine Menge von Schäden, welche es drückend, für den Wohlstand nachtheilig und unhaltbar machen.

Von den genannten Abgaben finden zunächst Exemtionen statt, welche eine der Hauptbedingungen vernünftiger und zeitgemäßer Besteuerung (nämlich daß solche alle Staatsbürger möglichst nach dem Grade ihrer Leistungsfähigkeit treffe) nicht zur Geltung gelangen lassen. Die Ritterschaft ist für die Hälfte ihrer Hufen steuerfrei und genießt auch hinsichtlich der Nebensteuer erhebliche Vergünstigungen, desgleichen für ihre Fuhren Freiheit von den Landzöllen. Die Nahrungs-, Schlacht- und Mahlsteuern der Städtebewohner ferner werden principiell als Personalsteuern betrachtet, weshalb die betreffenden Personen auch nicht weiter besteuert sind. Deshalb sollen jene Abgaben der Tendenz nach die übrigen Bewohner der Städte nicht betreffen, obwol grade diese, da sie sich sofort in indirecte Steuern verwandeln, sie de facto bezahlen müssen. Wer übrigens in den Städten sein selbsterbautes Korn mahlen und sein eignes Vieh schlachten läßt, zahlt die Abgabe ebenfalls. Dagegen besteht dieselbe auf dem platten Lande überall nicht, weshalb auch geschlachtetes Vieh und Mehl nicht vom Lande in die Stadt gebracht werden darf. Professionisten (Handwerker) dürfen auf dem Lande nur wenige Gewerbe treiben und erlegen dann die Nebensteuer. In gleich irriger Ansicht wird die Handelssteuer als eine Personalsteuer der Kaufleute betrachtet, welche sie nur erlegen, insofern sie mit Waaren Handel treiben, und es haben alle Nichtkaufleute, jedoch mit Ausnahme der nichtadligen Bewohner Rostocks daher das Recht, für ihren eignen Bedarf und ihren Haushalt allein nach ihrem Belieben Waaren kommen zu lassen, ohne daß sie für diese eine Abgabe zu erlegen haben. Diese Befreiung von der Handelssteuer ist freilich dahin beschränkt, daß nicht mehre Familien zusammen für ihren Haushalt Waaren beziehen dürfen, aber — abgesehen davon, daß diese Beschränkung gar nicht controlirt wird, sich auch

gegenwärtig in der That nicht controliren, dagegen sehr leicht umgehen läßt — bleibt sie doch eine den Handel a priori sehr drückende Befreiung, da sie nur zum Bezuge größerer, die Transportkosten ausgleichender Waarenmengen auffordert. Und zwar werden diese aus Hamburg und Lübeck bezogen, wo man sie steuerfrei erhält, nicht von den Kaufleuten des eignen Landes, welche sie unter allen Umständen theuer versteuern mußten. Die Hintanstellung der einheimischen Kaufleute ist es eben, welche dem hiesigen Handel so tiefe Wunden geschlagen hat und noch schlägt, während man es doch nur billigen könnte, wenn er vornehmlich berücksichtigt und dem auswärtigen Handel mindestens gleichgestellt würde.

Aber der einheimische Handel wird in jeder Beziehung gedrückt und in seinen nächsten Interessen durch die Trennung der Landstädte von den Seestädten verletzt. Die Ursache dieses Mißverhältnisses ist für Rostock in der exclusiven Stellung zu suchen, welche es früher als Hansestadt behauptete und später, durch eigne Schuld freilich, beibehielt, für Wismar darin, daß es bis 1803 zu Schweden gehörte und sich auch jetzt nur noch im nominellen Pfandbesitz Mecklenburgs befindet. Dadurch haben sich Scheidewände zwischen den Seestädten und dem übrigen Lande gebildet, welche in einem dem Fortschritte und der Ausgleichung notorischer Mißstände mehr huldigenden Staate allerdings längst würden beseitigt sein, in Mecklenburg sich aber der Heiligkeit und Unantastbarkeit des „von Alters her" erfreuen und, trotzdem daß sie durchaus antiquirt sind, doch bis aufs Aeußerste „conservirt" werden müssen. Der Handel Mecklenburgs sollte, wenigstens in dem östlichen mittleren und nördlichen Theile des Landes, sich direct an die Seestädte schließen. Sie sind seine natürlichen Einfuhrplätze, und nicht nur durch eine zahlreiche und vortreffliche Rhederei von fast 400 Schiffen, sondern auch durch eine günstige Lage und gute Häfen vollkommen im Stande, unter gleichen Verhältnissen mit denjenigen Handelsstädten, welche ihnen in neuester Zeit einen sehr bedeutenden Verkehr entzogen haben, vornehmlich also mit Hamburg, zu concurriren. Sollte dies auch hinsichtlich einzelner Artikel nicht der Fall sein (es wird z. B. Hamburg bezüglich der Viehausfuhr aus Mecklenburg nach England wegen des schnellern Transportes immer, bezüglich mancher Colonialwaaren bedingungsweise im Vortheil sein), so bleibt doch eine unverhältnißmäßige Beschränkung der Landeshäfen absolut verwerflich, da sie diese hindert, zur Benutzung ihrer natürlichen Hilfsmittel die richtigen, eventuell neue Wege aufzusuchen und was auf der einen Seite ihnen etwa entgehen würde, durch mercantile Anstrengung auf der andern Seite wieder zu gewinnen. Diese Verhältnisse fordern ein etwas näheres Eingehn, zu welchem es auch einer Betrachtung der einheimischen Production, mit welcher der Handel im genauesten Zusammenhange steht, bedarf.

Die Ausfuhr Mecklenburgs beschränkt sich auf die Erzeugnisse seiner Landwirthschaft, und diese werden, bei dem Mangel an fast allen Fabriken im Lande (deren Entstehung ebenfalls durch das Abgabensystem behindert wird) zum bei weitem größten Theile roh exportirt. In den 20 Jahren von 1829 bis 1849 incl. wurden jährlich im Durchschnitte 24.138 Last 65 Schffl.*) Getreide ausgeführt, wovon auf Rostock 10,870 Last 73 Schffl., im Durchschnitte also etwas über 45% der Gesammtausfuhr fiel. Von der Totalausfuhr des Jahres 1856**) exportirte Rostock hingegen nur 22,8% und Wismar 6,7%, während nicht weniger als 58,9% nach und über Hamburg gingen. Das Ausfuhrgeschäft der hiesigen Seestädte stellt sich als ein allmälig sinkendes dar. Wenn nun die betreffenden Tabellen nicht die ganze Ausfuhr geben, da nicht mit verzeichnet ist, was vermittelst ritterschaftlicher Freipässe über die Grenze geführt wurde, so kommt die dadurch entstehende Differenz wahrscheinlich noch zum großen Theile Hamburg zu Gute, nicht aber Rostock, wo eine genaue Controle stattfindet. Fragt man nun, woher dies Sinken der Ausfuhr entstanden ist, so wird die Antwort sein müssen, daß es eine Folge von dem commerciellen Rückschritte Rostocks im Allgemeinen, von der durch die Eisenbahn erleichterten Verbindung mit Hamburg, vorzüglich aber von den durch die Steuerverhältnisse Rostocks erhöheten Exportkosten und in einigem Grade von der durch sie erschwerten Rückfracht aus der Stadt in die Güter sei. Wie mit dem Getreide verhält es sich mehr oder minder mit allen übrigen landwirthschaftlichen Producten, mit Ausnahme des Viehes, wie schon erwähnt wurde. Dennoch ist es nachweisbar, daß die Ausfuhrverhältnisse aus fast dem ganzen Lande, mit Ausschluß des westlichen Theiles etwa, für Rostock insofern günstig liegen, als die Eisenbahnfracht von Hagenow an billiger ist, als nach Hamburg, und als ebenfalls die Seefracht nach England nicht nur nicht theurer, sondern sogar etwas billiger ist, als von Hamburg aus. Dazu kommt, daß der rostocker Kaufmann augenblicklich noch etwas höhere Kornpreise in England erzielt, als der hamburger, weil ersterer das Korn einer ausgezeichneten Behandlung und Reinigung unterzieht, während letzterer mehr im einfachen Transito verkehrt. Dieser eben erwähnte Umstand hat, wie es scheinen möchte, die rostocker Ausfuhr bisher noch auf der Höhe erhalten, in der sie besteht; es ist jedoch klar, daß er eine dauernde Sicherheit nicht zu geben vermag. Denn alle natürlichen Vortheile werden durch die in Rostock (und Wismar) erhobene Getreidesteuer vernichtet. Während die gesammten Transitkosten für die Hamburger Last Getreide in Hamburg etwa 2½ Thlr. betragen, werden in Rostock für die mecklenburgische Last allein an Steuer

*) cf. Arch. f. Landesk. 1859. Heft 7/8. S. 443. — 1 Last meckl. = 96 Schffl. 7 Schffl. meckl. = 4 Schffl. preuß.

**) Beiträge des statistischen Büreaus 1859. Heft I.

$2^1/_3$, in Wismar über $2^2/_3$ Thlr. (nach dem Satze für Weizen, welcher den Hauptexportartikel ausmacht) entrichtet, wozu dann die Hafenkosten u. s. w. kommen. Nach genauester Berechnung ist der Getreidepreis in Rostock unter übrigens gleichen Verhältnissen etwas billiger, als in Hamburg, ein Abschlag, welcher besonders dadurch fühlbar wird, daß die vielen großen Güter so sehr bedeutende Massen (auch an andern Producten) fortsenden. Ist nun ferner dem Landmann in Hamburg die Gelegenheit gegeben, für seine Haushaltung steuerfrei Waaren einzukaufen und mitzunehmen, was er in Rostock nicht kann, weil er hier die vom Kaufmann erlegte Steuer mit zu bezahlen hat, so neigt sich die Chance unstreitig zu Gunsten Hamburgs.

Der Handelstand der Seestädte ist aber nicht nur in Hinsicht des Exports einheimischer Producte und des Wiederverkaufs fremder Waaren an die Producenten gedrückt, sondern auch in Hinsicht des Imports und des Verschleißes importirter Waaren an die Kaufleute der Landstädte. Will beispielsweise ein solcher Kaufmann der Landstadt für 100 Thlr. Waaren erstehen, so bereiten ihm diese, wurden sie zur See bezogen, in runder Summe

in Rostock	$4^{11}/_{12}$ Thlr.,	
in Wismar	$7^{23}/_{24}$ „	wurden sie aber zu Lande bezogen,
in Wismar	$4^7/_{15}$ „	dagegen
in Hamburg nur	$3^1/_{30}$ „	Steuerkosten.

Das macht zwischen Wismar zur See und Hamburg einen Steuerunterschied von 160 %. Das Sonderbare an der hierbei normirenden Steuerweise ist, daß die schon beim Importe in die Seestadt vorschriftsmäßig versteuerten und verzollten Waaren, wenn sie in den Besitz eines landstädtischen Kaufmannes übergehen, nochmals die sogenannte Landstadtnachsteuer und daneben die Landzölle 2c. der Hebestellen, welche sie passiren, zu tragen haben. Die Landstadtnachsteuer beträgt, wenn die Waare von Rostock bezogen wird, $^5/_8$ Pf., wenn von Wismar aus, $1^1/_4$ Pf. von jedem Thaler des Werthes und der schon in der Seestadt erlegten Steuer, so daß von letzterer sogar wieder eine Steuer erhoben wird. Ist nun dieser Betrag schon nicht gerade gering, so ist es nur um so natürlicher, daß der Kaufmann seine Waare gewöhnlich dort sucht, wo er sie mit den geringsten Kosten und möglichst frei von Vexationen haben kann, demnach Wismar und Rostock gegenüber in Hamburg. Der billigere Bezug aus letzterem Orte ist durchschnittlich auf $1^1/_2$ bis 3 Procent zu berechnen. Will nun ein Großhändler der Seestadt Commissionswaaren aus Hamburg beziehen, um sie gegen die Commission direct von dort an den kleinstädtischen Kaufmann zu überlassen, so kann er dies nur heimlich thun, weil er sonst für diese Waare in jedem Falle die Steuer bezahlen muß, welche sie, nach Rostock bezogen, hätte erlegen müssen. Hierdurch wird verhindert, daß der Credit des Großhändlers einen billigeren Waarenbezug von Seiten

des Kleinhändlers vermittelt, ein sehr gravirender Umstand. — Dem Gesagten gegenüber dürfen wir wol darauf hinweisen, daß möglichst freier Verkehr eine Lebensbedingung für gesunden Handel ist, und es wird sich wol ohne Weiteres ergeben haben, warum der Handel der mecklenburgischen Seestädte kränkelt und ihre Bedeutung für das Land jährlich sich mindert.

Diese Umstände werden dann weiter dadurch betrübend, daß sie auch die einheimische Rhederei in hohem Grade betreffen. Rostocks frühere sehr wichtige Handelsstellung gab die Veranlassung zum Wachsthume der Rhederei und es bildete sich dabei der Usus der sogenannten „Schiffsparten", eine Actienunternehmung, nach welcher eine Anzahl Privatpersonen (32, 64, 128 u. s. w.) das Geld gab und jede dafür einen Antheil an Gewinn und Verlust erhielt. Dieser im Ganzen löbliche Gebrauch erleichterte, in Verbindung mit billigen Holzpreisen, den Schiffsbau sehr; günstige Conjuncturen kamen früher häufiger hinzu und so ist noch heute der Schiffsbau, trotz des sinkenden Handels, ein bedeutender. Die natürliche Folge dieses verkehrten Verhältnisses ist nun, daß die Schiffe Mecklenburgs in allen Häfen und auf allen Meeren Fracht suchen und sich vom eigenen Lande entwöhnen. Die Rhederei ist auf diese Weise einer Treibhauspflanze gleich geworden; für den Augenblick noch am Leben, sogar blühend, liegt doch die Befürchtung nahe, daß ein unerwarteter Luftzug ihr sehr gefährlich werden könne. Die Handelsbedeutung der mecklenburgischen Häfen liegt nämlich ohne Zweifel mehr nach Skandinavien und Rußland, als nach der Nordsee hin, wenigstens ist in letzterer Richtung eine Concurrenz mit Hamburg nur dann möglich, wenn jene nicht überlastet sind. Der Schiffsverkehr mit den nordischen Reichen ist bedeutend, das Bedürfniß eines Landes wie Mecklenburg an den Producten derselben aber ist für die Zahl der Schiffe viel zu gering. Für die Hauptmasse der letzteren bleiben in Folge hiervon nur zwei Wege zur Beschäftigung: 1) daß sie für fremde Rechnung und 2) daß sie für die einheimischen Häfen zum Zwecke des Transithandels durch Mecklenburg fahren.

Das Erstere geschieht, wie erwähnt wurde, in großem Umfange. Es ist nun aber leider nur ein kleiner Theil der hiesigen Schiffe von solcher Größe, daß sie im Welthandel mit den Schiffen anderer Länder (Hamburg, Bremen u. s. w.) concurriren können, und in Folge dessen wirft diese Art des Verkehrs für fremde Rheder nur geringe Vortheile ab, während sie die Gefahr und die Assecuranzkosten (wegen der Kleinheit der Schiffe) vermehrt. Soweit irgend möglich, suchen deshalb die mecklenburgischen Schiffe für Rechnung der Ostseehäfen zu fahren und machen dabei auch ganz gute Geschäfte. Es ist aber nicht zu verkennen, daß dies wieder auf die Rhederei der Ostseehäfen (insbesondere Stettins) nachtheilig drückt, und es bedarf nur einer unbedeutenden Maßregel zu Gunsten dieser — wie sie schon in Rede gestanden hat und die

man Preußen gar nicht verargen kann und die zweifelsohne ins Leben treten wird, wenn Mecklenburg bei einer Reorganisation des Zollvereins (1866) seinen Beitritt hartnäckig verweigert um seiner Rhederei eine Wunde zu schlagen, deren Heilung gar nicht zu ersehen ist.

Unendlich besser wäre es für sie gewesen, wenn der einheimische Handel durch Beseitigung seiner Beschränkungen allmälig gehoben worden wäre; jetzt ist es dazu schon sehr spät, da der Handel sich seit längerer Zeit andere Wege gesucht hat, die er bekanntlich nur langsam verläßt. Uebrigens werden die Seestädte auch in Zukunft wol hauptsächlich die Anfuhr nordischer Producte und dessen, was die Schiffe als Rückfracht aus England importiren, besonders Salz, Steinkohlen u. s. w. zu vermitteln haben. Sie könnten aber zugleich für das nordwestliche Deutschland und weiter über Hamburg diese Zufuhr und die Durchfuhr nordischer Producte durch Mecklenburg leiten. Ob sich dies aber, wie jetzt vielfach behauptet wird, durch bloße Modification der hiesigen Abgaben und vor dem Beitritt Mecklenburgs zum Zollvereine realisiren läßt, ist uns sehr zweifelhaft. Durch den Beitritt hingegen würde dem Transito jener Producte sicherlich auch die Straße von Skandinavien und Ostrußland über Rostock oder Wismar auf Magdeburg und Leipzig nach Süddeutschland eröffnet werden, weil sie die geradeste und natürlichste ist; anderenfalls bleibt sie größtentheils verschlossen und der Handel den preußischen Häfen gewahrt. Wie dem aber auch sei, ein Transitohandel von der Bedeutung, daß er die Rhederei beschäftigt, ist für Mecklenburg nur dann möglich, wenn die ihn hemmenden Zollschranken fallen und dies führt uns wieder zur Betrachtung der letzteren. Außer den vielfachen Binnen- (23 Haupt- und 32 Neben-) Zöllen, welche die Freiheit des Verkehrs mit dem fremden Kaufmanne belästigen, vertheuern die Ein- und Ausfuhrabgaben, welche auch vom Transito erhoben werden, die Waaren und zwingen den Kaufmann, ihren anderweitigen Bezug zu suchen. Der Transito ist ein Verkehr, welcher unter Belästigungen nicht gedeiht; ein Austausch von Waaren gegen Waaren, seltener von Geld gegen Waaren, kann er nicht Im- und Exportabgaben zugleich tragen, viel weniger noch die Binnenzölle und sonstige Belästigungen des internen Verkehrs. Letztere müssen gänzlich, die nothwendigen Abgaben möglichst aufgehoben, die Erhebung erleichtert, zollfreie, unter Verschluß gelegte Entrepôts gestattet, die Steuerzahlung dem Kaufmann in dem Maaße, wie die Waaren in den Verkehr übergehen, ermöglicht sein. Von allem diesem leistet das bestehende Abgabensystem nichts; ein lebhafter Transito ist dem mecklenburgischen Großhändler unmöglich, die Beschäftigung der Rhederei für das eigene Land wird immer unbedeutender, der Verkehr mit Hamburg dagegen nimmt in hohem Grade zu — wir dürften wol sagen, daß die commercielle Bedeutung der hiesigen Seestädte leidet, der Handel überall bedrückt ist. Die Folge davon

war lange Zeit hindurch eine tiefe Erschlaffung des Handelsstrebens, welches sich jedoch neuerlichst zu kräftigen beginnt. Dampfschiffverbindungen mit Skandinavien und Rußland, die Bank in Rostock u. A. m. sind Zeugen hiervon. Aber alle diese Anstrengungen verschwinden unter dem Drucke der Verhältnisse, selbst die durch die Bank ermöglichte schnellere Circulation des Geldes vermag der Kaufmann nur in beschränkter Weise zu benutzen.

Nicht jedoch blos Hamburg gegenüber sind die Seestädte im Nachtheil, sie tragen auch Abgaben, welche in den Landstädten nicht statt finden. So sind letztere z. B. befugt, mit Korn und Oelfrüchten steuerfrei zu handeln, wenn diese Producte landwärts gehen, eine Bestimmung, welche sie zwingend von den Seestädten fortleitet. In den Seestädten sind die Materialien zur Fabrikation besteuert, in den Landstädten nicht; in ersteren wird das Rohmaterial dadurch vertheuert und wenn sie diesem durch billigeren Bezug zur See begegnen, so kann die Landstadt dies wieder nicht, weil sie dann obendrein wieder die Nachsteuer zu tragen hat. In den Landstätten allein ist ferner steuerfrei, was Künstler und Handwerker zum Betriebe ihres Geschäftes direct beziehen, alles Baumaterial, aller Trödelhandel, alle Importanda der Ritterschaft, die Fabrikate inländischer Wollfabriken, die Transito- und Speditionsgüter u. s. w.

Von den steuerpflichtigen Waaren wird die Abgabe meistentheils ad valorem *) erhalten, und zwar auf die bloße Declaration des Empfängers hin. In den Seestädten ist die Controle darüber sehr scharf; in den Landstädten, welche meistens von allen Seiten offen sind, sehr gemüthlich, sie geschieht nicht selten erst geraume Zeit nach dem Empfange der Waaren im Hause des Empfängers und da haben die Waaren oft die Zwischenzeit benutzt, um sich gründlich zu verwandeln. Aus Seidenzeugen werden grobe Tuche u. s. w., nebenbei wird auch, wenn man dem böswilligen Gerede trauen will, hier und da „geschmiert". Mit ritterschaftlichen Freipässen versehene Fuhren und Importartikel von Privatpersonen werden gar nicht controlirt, sondern seit der jüngsten Zeit nur einfach registrirt. Wie sehr Alles dies die Defrauden begünstigt, ist mehr als notorisch. Schlimm aber ist es, daß auf Treue und Rechtlichkeit gegründete Angaben mit solcher Gleichgiltigkeit gefälscht werden, wie es wirklich geschieht. Zum Beispiele wollen wir nach dem Arch. f. Landesk. 1859 S. 456 das Folgende anführen. Im Jahre 1856 wurden im Ganzen 2,671,060 Pfd. Kaffee als eingeführt declarirt, was bei der damaligen Bevölkerung von 542,064 Menschen**) in Mecklenburg-Schwerin und 99,628 Menschen in Meck-

*) Daily-News, welche neuerdings für die Steuerhebung ad valorem mächtig kämpft, möge sich nach Mecklenburg begeben, um Goethes Ausspruch: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie u. s. w. gründlich verstehen zu lernen.

**) Nach den Erhebungen des großhl. statistischen Büreaus.

lenburger Strelitz, von welcher Bevölkerung etwa 600,000 Consumenten für jenen Import zu rechnen sind, auf den Kopf etwa 4½ Pfd. beträgt. Nun verbraucht aber die Bevölkerung Hannovers pro Kopf über 7, diejenige von Schleswig-Holstein etwa 6⅔ Pfd. auf den Kopf, woraus Jeder, der die nahezu gleichen Verhältnisse dieser Länder mit Mecklenburg kennt, für dieses einen Verbrauch von 6 Pfd. pro Kopf wenigstens veranschlagen müßte. Es hätte demnach die wirkliche Einfuhr beiläufig 3,600,000 Pfd. betragen oder es wären ca. 930,000 Pfd. der Einfuhr nicht versteuert. Diese können aber nicht der gesetzlich steuerfreien Einfuhr der Privaten zugeschrieben werden, weil diese Befreiung in solchem Grade nicht benutzt wird und höchstens 250,000 Pfd. beträgt. Eine ansehnliche Menge wird demnach der Defraude zur Last fallen. Wer hieran zweifelt, der bedenke, daß Rostock bei einem natürlichen städtischen und ländlichen Handelsrayon von ca. 40,000 Menschen nur 221,840 Pfd. als eingeführt declarirt hat, also nur 5½ Pfd. für den Kopf. Wismar hat bei einem gleichen Rayon von etwa 20,000 Menschen gar nur 0,56 Pfd. pro Kopf versteuert. Daß nun hierbei der Verbrauch des Landes nicht zu hoch berechnet wurde, dafür kann derjenige des Zuckers und Syrups ein Beweis sein, welcher nach einer statistischen Erhebung von 1845 sich auf 10½ Pfd. pro Kopf, nach den Einfuhr-Registern von 1856 (also mit Ausschluß der jedenfalls sehr geringen Privateinfuhr) gar auf 13,6 Pfd. pro Kopf belief, während Hannover nach den sorgfältigsten Ermittelungen nur 8,29 Pfd. pro Kopf consumirt. Diese Zahlen geben keine statistisch durchaus sichere, aber eine moralische Ueberzeugung.

Betrachten wir nun die Nachtheile des bestehenden Abgabenwesens, namentlich der durch dasselbe bewirkten Abschließung des Landes, welche die hiesige Industrie treffen. Am klarsten treten jene hervor, wenn wir die vom statistischen Büreau veröffentlichten Ausfuhrregister durchsehen. Hier erkennen wir sofort, daß die Ausfuhr von allen solchen Fabrikaten, welche aus den natürlichen Producten des Landes ohne große Mühe bereitet werden können, Holz-, Sattler-, Bürsten-, Korbwaaren, dann Wagen, landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen u. dgl. eine sehr geringe ist. Es wird Niemand behaupten, daß dem Lande zu dieser Fabrikation die Vorbedingungen fehlen; es besitzt dieselben reichlich und ermöglicht nach seinen eigensten Verhältnissen, wie der oberflächlichste Blick lehren muß, eine nicht theure Fabrikation. Und wie viele andere Quellen zu Nutzen bringender Industrie besitzt das Land noch in seinen ausgezeichneten Thonlagern, Torfmooren, Braunkohlenlagern u. s. w. Der Betrieb letzterer kann weder leben noch sterben, die Bereitung des Torfes geschieht fast ausschließlich nach urväterlicher Methode, während z. B. durch Pressung bereiteter (comprimirter) Torf gewiß ein sicherer Ausfuhr-Artikel werden könnte. Jetzt genügt die Bereitung nicht dem eigenen Be-

darfe, die Waldungen werden nur mit Mühe zum Schutze der Agricultur erhalten und der Forstfrevel gibt es verhältnißmäßig zahlreiche. Die schönen Quarzsandlager werden zur Glasfabrikation selten oder gar nicht benutzt, die Lumpen geben fast unbenutzt nach auswärts, theils weil der gebotene Markt zu wenig umfangreich, theils weil die Bewegung gehemmt ist. Und doch muß man gestehen, daß Mecklenburg mit seinen billigen Wohnungen und Lebensmitteln, mit im Ganzen geringen Comunalabgaben und vielen kleinen Städten für die wohlfeile Fabrikation so günstig ist, wie irgend ein anderer Staat. Die Spiritus- und Brantweinbrennereien der Städte sinken jährlich, weil sie — selbst besteuert — die Concurrenz mit den steuerfreien Gutsbrennereien nicht aushalten können. (Das Fabrikat der letzteren soll zwar gesetzlich in die Städte nicht eingeführt werden, aber das ist eine Bestimmung auf dem Papiere, die Controle fehlt.) Die Brauereien, einst so schwunghaft, unter- und erliegen der drückenden Maischsteuer und anderen veralteten Bestimmungen. Die Leinenfabrikation und besonders die noch vor wenigen Jahrzehnten so blühende Tuchweberei kümmern dahin, weil sie, aller Concurrenz von Außen bloßgestellt, und nur den Absatz im eigenen kleinen Lande suchen können. Obwol die Tuchweberei so tüchtig ist, daß ihre sehr guten äußerst haltbaren Zeuge gewiß einen weiteren Markt fänden, nimmt doch die Zahl der Weber und und ihr Wohlstand jährlich ab, und nur die, in Mecklenburg einzige, Association derselben zum partiellen Maschinenbetriebe, so wie einzelne kleine Erleichterungen von Seiten des Landes fristen ihr Dasein. Sollen wir alle Gewerke einzeln durchgehen, die Verhältnisse drücken auf alle. Wohin soll der Lederfrabrikant mit der zubereiteten Haut, wohin der Hutmacher, wohin irgend ein Anderer, der nicht gerade einzig auf Bestellung arbeitet, vor den allell vertheuernden Steuern und Zöllen sich flüchten? — Man hört in der Gegenwart, angeregt durch das augenscheinliche Sinken der Gewerbe, die Frage aufwerfen, ob es von Nutzen sein würde, wenn dem Handwerke im Allgemeinen die Niederlassung auf dem flachen Lande eröffnet würde, die jetzt fast durchgängig verboten oder, wo sie gestattet, (z. B. beim Schmiede auf die Haltung Eines Gesellen) beschränkt ist? Darauf gibt es für den Augenblick nur eine Antwort: „Diese Erweiterung nützt auf die Dauer nichts, wenn nicht die übrigen Schranken zugleich mit fallen, würde sogar die Gewerke der Städte offenbar aufs Aeußerste beschädigen; fallen aber jene Schranken, so vermögen die Städte auch das Land zu versorgen." Auf die Handwerker derjenigen Städte, welche an der Grenze des Zollvereins liegen, wollen wir nur einfach hindeuten. Der Concurrenz zuerst bloßgestellt und auf einen um so kleineren Absatz beschränkt, führen sie ein klägliches Leben. Den Handeltreibenden dieser Städte, deren Zahl in beiden Großherzogthümern 27 beträgt, geht es ebenso, und daß, um

dem Nachtheile zu entgehen, gerade hier der Schmuggel in den Zollverein lebhaft betrieben wird, ist allgemein bekannt. Dem Daniederliegen der Industrie steht nun die bedeutende Auswanderung zur Seite — wahrlich, es ist ein trauriger Humor, der hier noch von dem „glücklichen Mecklenburg“ spricht und sich freuen kann, daß das Land Fabriken nicht besitze, auch nicht „nöthig habe!“

Schließlich müssen wir auch die Wirkung der bestehenden Verhältnisse auf die sehr zahlreiche Classe der um Tagelohn Arbeitenden berücksichtigen. Daß diese sich gar nicht oder doch nur mit äußerster Mühe aus ihrer Sphäre emporarbeiten können, liegt offen auf der Hand. Sie haben aber ferner, auf den allerkleinsten Detailhandel angewiesen, einen großen Theil der Handelssteuern allein zu tragen. Es ist dies freilich ein Umstand, der im Wesen indirecter Besteuerung liegt und sich auch in anderen Staaten geltend macht; in diesen aber steht ihm dann wenigstens keine gesetzliche Befreiung gegenüber, durch welche er erst doppelt fühlbar wird. Ein Tagelöhner zahlt an außerordentlicher Steuer $^1/_6$ Thlr. oder bei der seit Jahren stattfindenden dreifachen Erhebung jährlich $^1/_2$ Thlr. Dazu hat er, wenn im Domanium wohnhaft, nach dem Edict vom 4. October 1843 noch $1^1/_6$ Thlr., in den Städten noch $1^1/_2$ Thlr. an ordentlicher und erhöhter Steuer, in beiden Fällen endlich noch Comunalabgaben zu zahlen, die besonders im Domanium beträchtlich sind. Der ritterschaftliche Tagelöhner dagegen erlegt außer jenem $^1/_2$ Thlr. gar nichts, hat auch keine Schlacht-, Mahl-, Brenn- und Brauabgaben zu tragen, da solche auf dem Lande gar nicht bestehen. Die Prägravationen der übrigen Landestheile gegen die Ritterschaft zeigen sich in allen Verhältnissen und sind, selbst wenn man sie für rechtlich begründet halten dürfte, doch mit den Anforderungen der Gegenwart an ein gerechtes und zweckmäßiges Abgabensystem gewiß nicht in Einklang zu bringen. —

Hier wird nun die Frage Platz finden müssen, ob das Abgabensystem in Mecklenburg sich vielleicht durch die Geringfügigkeit der Erhebungskosten auszeichne und dadurch einen Theil seiner Last, zunächst die unzureichende Controle, ausgleiche? Auch dies muß entschieden verneint werden; denn es ist zur Erhebung der nachgewiesenen indirecten Steuern in den Landstädten des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, zur Erhebung einer Totalsumme von ca. 160,000 Thlr., ein Personal von fast 200 Beamten mit einem jährlichen Totalgehalte von fast 43,000 Thlr. erforderlich; ebenso kostet die Erhebung von 64,800 Thlr. aus der rostocker Accise jährlich ca. 12,000 Thlr. Die Erhebungskosten betragen also in den Landstädten fast 27, in Rostock 18,5%, während sie im deutschen Zollvereine sich auf wenig mehr als 5% belaufen. — —

Wir haben die bestehenden Verhältnisse hier in großen Zügen geschildert, ohne zu sehr auf das Specielle, welches schon zum großen Theile a. a. O.

nachgewiesen ist, einzugehen. Jenes soll zugleich als Vorbereitung auf den dritten Abschnitt dieser Abhandlung: „die wahrscheinlichen Folgen des Anschlusses Mecklenburgs an den Zollverein" vorbereiten und ist mit Rücksicht hierauf zu betrachten. Jedoch selbst wenn ein solcher Anschluß in längerer Zeit noch nicht zu realisiren wäre, wenn dem Lande zunächst (wie zu befürchten) nur ein für sich abgeschlossenes neues Abgabensystem zu Theil würde, so müßten doch die hier namentlich aufgeführten Abgaben in jedem Falle beseitigt oder gründlich modificirt werden. Solches würde demnach betreffen:

1. Die Schlacht- und Mahl-, Handels- und Professions- (Nahrungs-) Steuer der Landstädte, soweit erstere noch nicht fixirt sind.*) Reinertrag ca. 105,000 Thlr.

2. Die Accise in Rostock, zu 64,800 Thlr. veranschlagt, von welcher Summe jedoch 14000 Thlr. zu städtischen Zwecken abgegeben und 11800 Thlr. zu Erhebungskosten verwandt werden. Die Schlacht- und Mahlsteuer mußte Rostock, nach dem Vorgange der Landstädte, selbst ablösen. In Anschlag kommen ca. 39000 Thlr.

3. Staatsgeld und Seezoll in Wismar mit ca. 14500 Thlr.

4. Die Probenreitersteuer mit ca. 7500 Thlr.

5. Der Brantweinimpost mit ca. 1000 Thlr.

6. Alle Land- und Binnenzölle (Damm- und Brückengelder) mit einer reinen Einnahme von ca. 26500 Thlr.

7. Beim Anschlusse an den Zollverein den Transitozoll auf der berlin-hamburger Eisenbahn mit einem reinen Ertrag von ca. 70000 Thlr.

Daß ferner alle Exemtionen einzelner Personen oder Classen, alle ungleiche Belastung und ungleiche Controle, alle unzweckmäßige Erhebung und Vertheilung, namentlich alle Belästigungen des internen Verkehrs aufhören müßten, versteht sich von selbst.

Die aus den also fortfallenden Abgaben evenirende und demnächst zu ersetzende reine Einnahmesumme betrüge hiernach ca. 193,500 oder incl. pos. 7 ca. 263,500 Thlr., mit Einschluß der Erhebungskosten jedoch ca. 235,000 oder incl. pos. 7 ca. 325,000 Thlr.

Von den gegenwärtigen Abgaben würden ferner, eventuell modificirt, bei Bestande bleiben und mit sehr geringen Kosten sub. 2, 3 und 4 durch die Magistrate, sub. 1 durch die großh. Aemter erhoben werden können:

1. Die ordentlichen und außerordentlichen Steuern des Domaniums und der Ritterschaft, deren künftiger Ertrag sich nach dem Staatsbedürfnisse

*) Da aus Mangel veröffentlichter Etats die Erträge nicht genau festzustellen sind und einzelne zerstreute Angaben sehr von einander abweichen, sind hier runde Summen angesetzt. — Die Schlacht- und Mahlsteuern der meisten Landstädte sind gegenwärtig abgelöst.

und der Erhebungsweise verschieden herausstellen würde. Jetzt betragen sie zusammen ca. 304000 Thlr.

2. Die Häuser- Acker- und Viehsteuer der Landstädte mit einer reinen Einnahme von ca. 16000 Thlr.

3. Die Einkommensteuern für verschiedene Classen der Bevölkerung mit ca. 17000 Thlr.

4. Die Stempel- und Collateral-Erbsteuer mit 35—40000 Thlr.

5. Die Prinzessinsteuer, welche nur bei der Verheirathung einer Prinzessin aus beiden großh. Häusern zu 20000 Thlr. erhoben wird.

6. Die Wasserzölle, insoweit sie zur Instandhaltung 2c. der canalisirten Wasserstraßen bestimmt sind, mit ca. 4300 Thlr.

7. Die Elbzölle, sofern über diese eine Vereinbarung der Elbstaaten nicht anderes beschließt. —

Der Ausfall in den Staatseinnahmen kann gedeckt werden entweder durch directe oder durch indirecte Abgaben allein, oder, gemäß den richtigen Principien neuester Staatswissenschaft, durch beide gemeinsam. Welche man auch wähle, die schon oben angedeuteten Gesichtspunkte für eine gleichmäßige Besteuerung müssen maßgebend sein. Für die Anlage indirecter Abgaben gibt die Wissenschaft einige Grundregeln, welche alle neueren Staaten als giltig anerkennen und ohne Ausnahme zur Basis ihrer Abgabensysteme angenommen haben. Es sind dies kurz folgende:

1. Man verschone möglichst oder belaste leicht die allgemeine, auch dem Aermsten nothwendigen Lebensbedürfnisse (Brod, Fleisch, Brennmaterial, grobe Zeuge u. s. w.)

2. Man belaste vorzüglich solche Gegenstände, welche, weil allgemein gebraucht (ohne daß sie zum Leben unumgänglich nothwendig) schon bei geringem Tarife große Einnahme gewähren (Wein, Bier, Branntwein, Kaffee, Zucker, Thee, Taback 2c.)

3. Man belege keinen Artikel so hoch, daß in seinem Verbrauche eine wesentliche Veränderung eintrete oder der Schmuggel befördert werde.

4. Die Erhebung geschehe möglichst nach Raum und Gewicht, nicht nach der falsche Angaben befördernden Werthdeclarirung.

5. Erhebung und Controle seien leicht, möglichst billig, an die Grenzen, wie ins Innere des Landes gelegt. Die Aufsicht umgrenze möglichst die Gebiete großer Staatskörper oder Staatscomplexe und vermeide die Umgrenzung kleinerer Gebiete thunlichst.

Militärische Tagesfragen.

5.

Das niederrheinische Kriegstheater.

b. Culturverhältnisse. Einrichtungen für die Kriegsführung.

Die Länder, welche ganz oder theilweise dem niederrheinischen Kriegstheater angehören, sind: Frankreich, Belgien, Holland, Preußen, Hannover, Nassau, die drei Hessen, die beiden Lippe, Waldeck, Oldenburg, Braunschweig, die thüringischen und sächsischen Herzogthümer. Wir beschäftigen uns einstweilen nicht mit der Bestimmung der politischen Stellung dieser Länder, sondern untersuchen nur, welche Hilfsmittel sie durch ihre Cultur der Kriegführung auf dem niederrheinischen Kriegstheater bieten, welche Hindernisse sie ihr in den Weg legen können. Vorher erinnern wir nur kurz daran, daß bei einer solchen Betrachtung immer drei Dinge vorzugsweise ins Auge zu fassen sind: Ernährung der Truppen, Bewegung und Gefecht. Auf Alles, was dabei wesentlich ist, kommt man, wenn man nach dem Reichthum des Landes, der Art seines Reichthums, nach den Wegeverbindungen und den festen Plätzen fragt.

Belgien steht im Centrum des Kriegstheaters, nicht im geometrischen, aber im mechanischen. Nur bei regelmäßigen und ihrer Masse nach völlig gleichartig constituirten Körpern fallen geometrischer Mittelpunkt und Schwerpunkt zusammen. Bei Betrachtung kriegerischer Verhältnisse aber hat man es mit solcher Regelmäßigkeit nie zu thun, nur auf den Schwerpunkt, nicht auf den geometrischen Mittelpunkt kommt es bei ihnen an. Belgien bildet diesen Schwerpunkt als der classische Boden des Kampfes zwischen Kelten und Germanen, wie zwischen Romanen und Germanen. Noch der letzte Völkerkampf zwischen Keltoromanen und Germanen wurde dort ausgefochten, Franzosen auf der einen, Preußen, Engländer, Niederländer auf der andern Seite? Hier floß kein Slawenblut. Belgien bildet den Schwerpunkt als möglicher Zankapfel, und, weil seine Parteistellung der Natur der Sache nach nicht im Voraus bestimmt werden kann, das Eisengewicht kann noch in der Masse leichter im Flusse begriffener Metalle da- oder dorthin geschoben werden. Darum beginnen wir mit Belgien und reden von diesem ausführlicher, um den Dingen die rechte Haltung zu geben und Worte zu sparen. Belgien ist ein kleines Land von 536 Quadratmeilen, auf denen aber fast 4½ Million Menschen wohnen. Auf die Quadratmeile kommen also mehr als 8000 Bewohner. Wie raffinirt in einem solchem Lande immer die Landwirthschaft betrieben, wie sehr sie zur Gartenwirthschaft erhoben werden mag, sie kann die Bewohner nicht ernähren und man weiß ohne zu sehen, daß entweder der Handel oder die Industrie die Hauptbeschäftigung

der Einwohner sein muß. In Belgien ist es die Industrie, alt begründet wie seine Freiheit, begünstigt in neuerer Zeit durch die ausgedehnten und reichen Steinkohlenlager des Landes. Die Belgier bauen auf ihrem Boden nicht so viele Lebensmittel als sie verbrauchen. Da aber das Land reich ist und viele und gute Verbindungswege hat, da es außerdem im Kriege immer mit dem einen seiner Nachbarn in gutem Vernehmen stehen wird, so ist es leicht, das fehlende in rechter Zeit herbeizuschaffen, und seine reiche Bevölkerung sorgt dafür, daß auf einem kleinen Striche Landes immer eine verhältnißmäßig große Menge von Lebensmitteln concentrirt ist, die genügt, um auf einige Tage wenigstens auch einen bedeutenden Bevölkerungszuwachs, wie ihn eine einrückende Armee bringt, mitzuernähren. Wenn eine solche Armee den Krieg in Belgien stehenden Fußes führen will, so muß sie aus Magazinen leben, und diese müssen von außen her gefüllt werden; es werden deshalb von Seiten jenes Heeres besondere Anstalten zu treffen sein, die Magazine gefüllt zu erhalten. Dagegen wird die Armee, welche sich rasch in und durch Belgien bewegt, ohne sich über das vernünftige Maß zu zersplittern, leicht überall die nothwendigen Vorräthe an Ort und Stelle finden. Unter den Verbindungswegen nehmen jetzt die Eisenbahnen wegen der Schnelligkeit, mit welcher sie die Bewegung gestatten, den ersten Rang ein. Wenn auch oft mit Unrecht, werden sie doch sicherlich häufig die Richtungen der Operationen bestimmen. Belgien gehört zu den europäischen Ländern, welche am reichsten mit solchen ausgestattet sind. Als militärisches Centrum der belgischen Eisenbahnen muß Antwerpen betrachtet werden. Von dort aus hat man zunächst die Verbindungen mit Südholland auf Breda und Moerdyk; eine directe nahe Verbindung mit den übrigen holländischen Bahnen ist noch nicht hergestellt. Südwärts gehen die beiden Hauptbahnen über Gent, Lille, Amiens einerseits über Brüssel und St. Quentin andererseits nach Frankreich herein und nach Paris. Eine dritte Bahn geht von Brüssel über Namur nach Arlon, die Fortsetzungen dieser Bahn über Luxemburg nach Trier einerseits, nach Thionville andererseits sind noch nicht hergestellt. Die Hauptverbindung mit Deutschland geht über Mecheln, Löwen und Leyden, von dort mit zwei Zweigen über Mastricht und Lüttich nach Aachen und von Aachen wieder in zwei Armen nach Düsseldorf und nach Köln. Die beiden nach Frankreich hineinführenden zur Grenze senkrechten Bahnen, sind einerseits von Parallelbahnen gekreuzt, andererseits haben sie zahlreiche Abzweigungen, insbesondere nach der Meeresküste hin. Als hauptsächlichste Parallelbahnen kann man diejenige von Charleroi über Mons, Ath, Tournay und diejenige von Namur über Brüssel, Gent, Brügge, Ostende bezeichnen. Das Stück Lüttich-Mecheln von der Verbindung mit Deutschland bildet außerdem auch noch eine Parallelbahn gegen die französische Grenze. Bei der großen Anzahl der Eisenbahnen ergibt es

sich von selbst, daß ihre Richtungen vielfach mit denjenigen der andern Hauptstraßen zusammenfallen werden. Wo das nicht der Fall ist, bilden die größeren Kunststraßen gute Verbindungen zwischen den einzelnen Eisenbahnzweigen. Die große Bevölkerung des Landes hat zur Folge, daß auch Kreis- und Gemeindestraßen in großer Zahl vorhanden und gut unterhalten sind; in dem nördlichen niederen Theile laufen die Straßen meist auf den Deichen entlang, welche die Kanäle begleiten, wie es auch in Holland der Fall ist.

Keine natürliche Grenze scheidet Belgien von Frankreich; im Gegentheil haben wir gesehen, daß die Wasserscheide, welche Belgien ihre Flüsse zusendet, in Frankreich selbst liegt, so daß das nördliche Frankreich und das südliche Belgien auch in der natürlichen Beschaffenheit des Terrains und der Cultur große Aehnlichkeit mit einander haben. Zahlreiche Festungen liegen dagegen der französischen Grenze zu; in erster Linie Nieuport, Tournay, Mons, Charleroi und Marienbourg, in zweiter Linie Ostende, Oudenaerden, Gent, Namur uud Lüttich; in dritter Linie Antwerpen und Hasselt. Nieuport und Ostende sind zugleich Seeplätze. Die Mehrzahl dieser Festungen sind unbedeutend in Bezug auf ihre Stärke. Bedenkt man, daß ihre Unterhaltung sehr bedeutende Kosten erfordern, daß ihre Herstellung auf einen gehörigen Fuß noch mehr Kosten machen, ihre Besetzung im Kriege sehr bedeutende Theile der mobilen Streitkräfte Belgiens verschlingen würde, so scheint es, daß diese Menge von Festungen der Vertheidigung des Landes eher Schaden als Nutzen bringen müsse. In der That hat man auch in neuerer Zeit allmälig manche Plätze — denn ihre ursprüngliche Zahl war noch weit größer, als die oben angeführte — gänzlich aufgegeben; aber erst seit kurzem ist man auf die Idee gekommen, die ganze Vertheidigung des Landes auf einen Centralplatz zu basiren. Man hat für diesen Antwerpen gewählt. Die reguläre belgische Armee, welche in ihren wesentlichen Einrichtungen dem französischen Muster nachgebildet ist, soll auf dem Kriegsfuße 100,000 Mann zählen. Man rechnet, daß davon 40000 Mann verwendet werden müssen, um in Verbindung mit der Nationalgarde die festen Plätze des Landes zu besetzen. Es bleiben dann noch 60000 Mann für die Verwendung im freien Felde übrig. 60000 Soldaten sind eine schöne Verstärkung für ein größeres Heer, welches Belgien zur Hülfe gesendet würde; aber sie können sich unmöglich allein einer überlegenen Armee gegenüber im freien Felde behaupten, wie sie z. B. Frankreich ohne Mühe in kurzer Zeit gegen Belgien aussenden könnte, zumal, wie wir sahen, kein großes natürliches Hinderniß die belgische Grenze verstärkt, vielmehr im Gegentheil Belgien nur als die natürliche Fortsetzung des nördlichen Frankreichs erscheint. Die verfügbare Feldarmee würde daher das freie Feld bald räumen müssen. Sie könnte sich dann in die einzelnen Plätze der Grenze

vertheilen, um die Hülfsarmee derjenigen Verbündeten zu erwarten, auf welche Belgien, von Frankreich angegriffen, wohl stets wird zählen können. Indeß bei dieser Zersplitterung würde es schwierig sein, im rechten Augenblick die Armee dann wieder zu concentriren, um in wirksamer Weise ihre Thätigkeit mit der des erwarteten Verbündeten zu vereinigen. Man hat es deshalb vorgezogen, einen einzigen Platz auszuwählen und diesen durch Anlage eines verschanzten Lagers und Fürsorge für Magazine so einzurichten, daß die ganze verfügbare Feldarmee — nach Abzug der Besatzungen für die Grenzfestungen — sich in ihn zurückziehen und die weitern Unternehmungen des Feindes sowol als der Verbündeten hier erwarten kann. Antwerpen, welches dazu bestimmt wurde, liegt in der gleichnamigen Provinz, am rechten Ufer der Schelde. Die reiche Handelsstadt, welche 90000 Einwohner zählt hat eine bastionirte Umfassung, welche, unter Karl dem Fünften erbaut, durch ihre langen Curtinen und kleinen Bastionen schon unserm alten deutschen Kriegsbaumeister Daniel Speckle Anlaß zu nützlichen Betrachtungen gab. Die Citadelle von Antwerpen wurde 1567 auf Befehl des Herzogs von Alba durch Paciotto von Urbino nach neuer italienischer Manier erbaut. Sie ist ein bastionirtes Fünfeck und liegt oberhalb der Stadt, welche im Zaum zu halten, ihre ursprüngliche Bestimmung war. An der Schelde unterhalb der Stadt liegen noch mehrere Forts, um die Verbindung mit dem Meere offen zu erhalten, von denen wir nur die beiden hauptsächlichsten: Lillo am rechten und Liefkenshoek am linken Ufer erwähnen wollen. In der berühmten Vertheidigung gegen den Angriff des Herzogs von Parma 1584 erprobte Antwerpen mehr die Kraft und den Freiheitssinn seiner Bürger als die Stärke seiner Befestigungen. 1746 nahmen die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen die Citadelle in sieben Tagen; 1821 hielt sich dieselbe unter Chassé gegen die Franzosen vier Wochen. Seitdem ist Antwerpen eine belgische Stadt. Die Neubauten, durch welche es für seine neue Bestimmung geeignet gemacht werden soll, müssen in detachirten Forts bestehen, welche die Stadt umgeben und nicht blos am rechten Scheldeufer, sondern auch am linken sich ausdehnen, um der Besatzung oder der in und um Antwerpen aufgestellten belgischen Armee die Verbindung mit dem linken Ufer zu sichern; so daß dieselbe ihre Kräfte, je nach Bedarf, auf der einen oder der andern Seite des Stromes concentriren und in Folge der Möglichkeit, das Ufer zu wechseln, von allen Vortheilen Gebrauch machen kann, welche zu ergreifen der Feind, der sich rings um die Stadt ausbreitet, ihr Gelegenheit gibt. Es ist — in und außer Belgien — viel darüber gestritten worden, ob Antwerpen für den Zweck, den man dabei im Auge hatte, der rechte Punkt sei. Da die Erörterung dieser Frage uns Gelegenheit bietet, Manches, was für unsere gegenwärtige Aufgabe von großem Belang ist, näher zu erläutern, so scheint es passend, auf sie des Weiteren einzutreten.

„Wenn eine schwache Armee, in Erwartung äußerer Hülfe sich mit Aufgebung von Terrain vor dem übermächtigen Feinde zurückzieht, so muß sie sich — sagt man — demjenigen Punkte zu nähern suchen, von welchem her die Hülf erwartet wird.“ Von diesem Gesichtspunkte aus ist es klar, daß die Belgier von Süden her, von Frankreich, ihren Feind erwarten, wenn sie Antwerpen zu ihrem centralen Rückzugspunkte wählen. Jedenfalls nähern sie sich dabei Frankreich nicht. Aber wem nähern sie sich am meisten? England offenbar. Der Deputirte Hymans sagte dies auch gradezu in der belgischen Kammer. „Suche ich nach dem entscheidenden Punkte der Discussion — sagte er — so finde ich, abgesehen von den strategischen Fragen, einen politischen Grund, Antwerpen zum Rückzugsplatz zu wählen. Es ist dieser: England hat niemals Belgien angegriffen, es ist für alle frei regierten Staaten gut gestimmt, es hat in diesem Sinne in Holland, der Schweiz, Sardinien gearbeitet, und wenn wir Antwerpen wählen, nähern wir uns also soweit möglich unserem wahren Verbündeten. Belgien hat das Interesse, daß die Politik Frankreichs nicht Herr über die Politik Englands wird.“ Dies ist sehr verständlich. Bekanntlich haben in neuerer Zeit die französischen offiziellen und offiziösen Blätter die Antwerpenfrage eifrig studirt. Dieselben geben nicht undeutlich zu verstehen, daß Belgien bei der Wahl eines Rückzugplatzes für seine Armee besser gethan hätte, statt Antwerpen und die Annäherung an England, einen andern Platz und die Annäherung an Preußen zu suchen. Angenommen, daß dies sich so verhält, so hatten unseres Erachtens die Belgier nur die Wahl zwischen zwei Plätzen, Lüttich und Namur. Namur ist eine Stadt von nur 22000 Einwohnern, außerdem der französischen Grenze einen starken Tagemarsch nahe. Man würde also wohl Lüttich vorziehen müssen, welches 70000 Einwohner hat, wie Namur an der nächsten Eisenbahnverbindung zwischen Belgien und Preußen liegt, ja letzterem noch näher ist, und außerdem in Bezug auf die taktischen Verhältnisse der Befestigung bei seiner Lage an der Mündung der Ourthe in die Maas nicht geringere Vortheile bietet als Namur an der Mündung der Sambre in die Maas. Wir gestehen, wenn wir annehmen dürften, daß Preußen niemals einen Angriff auf Belgien dulden würde ohne einzuschreiten, selbst in dem Falle, daß es Belgiens einziger Bundesgenosse wäre, und auf Hollands Beitritt zum Bündnisse nicht gerechnet werden könnte, vielmehr dessen Neutralbleiben gefürchtet werden müßte, wir würden unbedingt Lüttich den Vorzug vor Antwerpen geben. Indessen scheint jene Annahme uns unerlaubt, und wir werden wol endlich dahin kommen, den gesunden practischen Sinn der Belgier anerkennen zu müssen, wenn wir Alles zusammenstellen, was für Antwerpen spricht. Die Franzosen haben hie und da die Meinung geäußert, die Belgier hätten besser gethan, Brüssel zum Centralplatz zu wählen; es sei die Hauptstadt des Landes, und habe außerdem eine viel centralere Lage als Antwer-

pen. Wir denken, dies sei eben eine französische Ansicht: die Franzosen haben Paris befestigt, folglich sollen die Belgier Brüssel befestigen. Aber Antwerpen ist in der That ebenso gut als eine Hauptstadt Belgiens anzusehen, wie Brüssel. Freilich liegt letzteres näher dem geometrischen Mittelpunkt des Landes, aber die geometrischen Verhältnisse geben im Kriege keine Entscheidung, und überdies liegt Antwerpen, wenn auch zwei Tagemärsche nördlicher als Brüssel, doch ebenso gut als dieses auf der meridianen Mittellinie des Landes. Antwerpen ist taktisch viel zweckmäßiger gelegen als Brüssel, welches letztere von keinem großen Strome, sondern nur von dem Flüßchen Senne durchflossen wird. Antwerpen hat auch bereits Befestigungen, welche einen Kern für das zu errichtende verschanzte Lager abgeben. Bei Brüssel fehlt so etwas ganz; hier müßte durchaus aus dem Rohen heraus gearbeitet werden. Außerdem ist nun wohl zu beachten, daß, wenn Frankreich einen Krieg gegen Belgien beginnt, die Hauptursache desselben, möge sie genannt werden oder nicht, der Wunsch sein wird, sich Antwerpens zu bemächtigen. Insofern fällt es in sich zusammen, wenn die Franzosen meinen, das befestigte Antwerpen könnte leicht den Dienst eines schlechten Blitzableiters versehen, den Blitz auf das Dach ziehen, welches es beschützen soll. Wenn die Franzosen Belgien nicht angreifen wollen, so kann es ihnen gleich sein, ob Antwerpen befestigt ist oder nicht; wollen sie es aber angreifen und es kommt ihnen nur auf einen Vorwand an, so werden sie ihn finden, mag Antwerpen befestigt und mit einem verschanzten Lager versehen sein, oder nicht, — aber bei einem solchen Kampfe wird Antwerpen, nicht Brüssel ihr Hauptobject sein und die starken Befestigungen und die starke Besatzung grade dieses Hauptobjectes können dann den Franzosen allerdings sehr unbequem werden. Hinc illae lacrimae! Daher die eigenthümlichen Studien der Franzosen über die Antwerpenfrage — im wohlverstandenen Interesse Belgiens!

So Vieles den Franzosen unter der Leitung Napoleons des Dritten schon gelungen ist darf man doch wol kaum voraussetzen, daß England einem Angriffe auf Belgien ruhig zusehen würde. England müßte dann, wenn es nicht völlig blind wäre, seine Flotte zu Gunsten Belgiens aufbrechen lassen, es müßte auf die nächstbetheiligten Mächte, Holland und Preußen, einwirken, um diese zur Thätigkeit für Belgien zu bestimmen, es müßte endlich selbst Landtruppen zur Unterstützung senden. In dieser letzteren Beziehung kann England niemals viel thun, in unserer Zeit aber weniger als früher, da es bei dem Aufschwunge, den die französische Flotte jetzt genommen hat, keineswegs mehr unbedingte Beherrscherin der Meere ist und eine Landung in England, ein unlösbares Problem für Napoleon den Ersten, für Napoleon den Dritten eine verhältnißmäßig leichte Sache ist, deren Schwierigkeiten, wie es uns scheint, immer noch übertrieben werden, obgleich wir keineswegs leugnen wollen, daß

auch heute noch Schwierigkeiten existiren. Nun könnte man sich denken, daß sich zu Antwerpen eine combinirte Armee von Belgiern, Holländern und Engländern versammelt, deren Ansammlung die Lage Antwerpens am meisten begünstigen würde, während dabei auch die englische Flotte in eine unmittelbar nützliche Thätigkeit treten könnte, da natürlich eine etwa von den Franzosen beabsichtigte Einschließung Antwerpens nur unter Mitwirkung der französischen Flotte zu bewerkstelligen wäre. Die gesammte combinirte Landarmee, welche mit Wahrscheinlichkeit von England, Belgien und Holland in Antwerpen zu concentriren wäre, darf man unter den obwaltenden Umständen schwerlich auf mehr als 120000 M. anschlagen. Die Hauptaufgabe zu Lande bliebe demnach Preußen aufbehalten. Für jede preußische Armee, welche in Belgien zur Unterstützung dieses Landes einrückt, führt der Weg über Lüttich und Namur. Sobald die preußische Armee Lüttich gewonnen hätte, würden die Franzosen mit zwei verbündeten Heeren zu thun haben: dem alliirten bei Antwerpen, dem preußischen bei Lüttich; eines ist von dem andern vierzehn Meilen, also nur drei bis vier Stunden Eisenbahnfahrt entfernt; eine gegenseitige Verstärkung ist daher vollkommen möglich und kann in ziemlich kurzer Zeit bewerkstelligt werden. Es kommt hierbei nur eins in Betracht. Sobald es den Franzosen gelingt, vor der Ankunft der Preußen bei Lüttich die Eisenbahn zwischen diesem und Mecheln zu gewinnen, können sie diese unterbrechen und damit die Verbindung zwischen den beiden Armeen wenigstens sehr erschweren. Daraus folgt für die preußische Armee, daß sie Lüttich und mit der Avantgarde Namur so rasch als möglich gewinnen muß und daß die belgische Feldarmee nicht von Anbeginn sich bei Antwerpen, sondern an der Südgrenze etwa bei Mons zu concentriren hat, um sich von dort erst allmälig auf Antwerpen zurückzuziehen und dabei den Franzosen soviel Aufenthalt als möglich zu bereiten, während die Holländer und Engländer Antwerpen, die Preußen Lüttich gewinnen. Die beiden verbündeten Heere, das combinirte und das preußische, würden schließlich in dasselbe Verhältniß zu einander treten, wie 1815 die Armee Wellingtons und Blüchers. Daß sie einem gemeinsamen Oberbefehl untergeordnet würden, wäre im höchsten Maße wünschenswerth. Dieser Oberbefehl fiele von Rechtswegen Preußen zu, als dem Staate, der die meiste Truppenkraft herbeibrächte. Da man aber weiß, wie schwer dergleichen Verhältnisse sich im Augenblick reguliren lassen, so sieht man auch ein, daß eine Vorbereitung auf die Sache durch Abschlüsse von Bündnissen mit Belgien und Holland sehr nützlich wäre. England würde in diesem Falle gezwungen sein, sich in das Unvermeidliche zu fügen und könnte dies um so mehr, da ihm der Oberbefehl zur See unbestritten bliebe. Unter den wahrscheinlichen Verhältnissen und bei vernünftiger Benutzung derselben ist daher Antwerpen sicher kein übel gewählter Punkt für den Rückzug der belgischen Armee. Sehr zu wün-

schen aber wäre nun eine Vervollständigung der directen Verbindung von Antwerpen mit den holländischen Eisenbahnen über Breda auf Utrecht oder Arnheim, damit die im ersten Acte des Feldzuges etwa mißlungene Vereinigung der verbündeten Armee immer noch im zweiten Acte am rechten Ufer des Rheines bewerkstelligt werden könnte. Was die Verhältnisse für das Gefecht auf dem belgischen Kriegstheater betrifft, so genügt die Bemerkung, daß dieselben sich in Folge des Anbaues und der Wegsamkeit ganz ähnlich gestalten wie in Italien. Wir können hier im Wesentlichen auf unsere Betrachtungen über die preußische Infanterie (militärische Tagesfragen, Art. 3) verweisen, werden übrigens noch Gelegenheit haben, auf verschiedene Einzelheiten des Weiteren zurückzukommen.

Der westliche Theil von Preußen, welcher zu dem niederrheinischen Kriegstheater gehört, besteht aus den beiden Provinzen Rheinpreußen und Westphalen. Rheinpreußen hat 487 Quadratmeilen mit 2,811,000 Einwohnern. Es wohnen also hier auf der Quadratmeile gegen 5800 Menschen, während in Westphalen mit 367 Quadratmeilen und 1,465,000 Einwohner nur etwa 4000 auf die Quadratmeile kommen. Obgleich daher diese Gebiete in Bezug auf die Bevölkerung Belgien nicht gleichstehen, gehören sie doch, insbesondere Rheinpreußen, zu den bevölkertsten Theilen Europas. In den gebirgigen Gegenden des Landes herrscht die Industrie in Eisen, Stahl, Seide, Tuch, Leinwand vor, in den niedrigeren Strichen Ackerbau und Viehzucht, welche letztere besonders in Westphalen blüht. Am Rhein und der Mosel nährt der Weinbau viele Menschen. In den industriellen Bezirken wird die Durchschnittszahl der Bevölkerung oft weit überschritten. In den drei Kreisen Elberfeld, Lennep und Solingen wohnen auf 16 Quadratmeilen 234,000 Menschen, also fast 15,000 auf einer Quadratmeile. Die Haupteisenbahnverbindungen des westlichen Preußen sind die Bahn am linken Rheinufer von Coblenz über Bonn Cöln, — Verbindung mit Düsseldorf, — Crefeld Hornberg, — die Bahn am rechten Rheinufer von Cöln über Düsseldorf, Oberhaus, Wesel, Emmerich, dann nach Holland hinein über Arnheim nach Utrecht, welches endlich mit Amsterdam, Haarlem, Leyden, dem Haag und Rotterdam in Verbindung steht. Die Bahnen von Cöln und Düsseldorf auf Aachen haben wir schon bei Belgien erwähnt. Gegen Osten haben wir die Bahnen von Oberhaus und Düsseldorf auf Dortmund, von dort einerseits über Hanau und Bielefeld nach Hannover, andrerseits über Soest und Paderborn nach Cassel. Hamm steht durch die Bahn über Münster mit Emden, also mit dem Norden in Verbindung. Nach Süden und Südosten ist die Verbindung noch mangelhaft. Zwischen Coblenz und Mainz besteht noch keine fertige Bahn, ebenso sind diejenigen von Coblenz und Cöln nach Wetzlar und dann zur Frankfurt-Casseler noch nicht vollendet.

Festungen hat Preußen am Laufe des Rheines selbst drei: Coblenz, Cöln und Wesel. Coblenz mit 14,000 Einwohnern liegt am Einflusse der Mosel in den Rhein, und zwar mit der eigentlichen Stadt in der Ecke zwischen dem linken Rhein- und dem rechten Moselufer. Detachirte Forts, Alexander, Constantin, Carthause decken diese Seite, andere sichern die Verbindung mit dem linken Moselufer — Franzensveste und Petersberg — und mit dem rechten Rheinufer, — Ehrenbreitenstein und pfaffendorfer Höhe. Ein bei Coblenz concentrirtes Truppencorps kann demnach, wie es die Umstände verlangen, auf beiden Seiten der Mosel und auf beiden Seiten des Rheins manövriren. Cöln, eine Stadt von mehr als 100,000 Einwohnern, ist wie Coblenz nach dem neudeutschen System mit detachirten Forts und zahlreichen Casemattirungen befestigt. Es hat in neuerer Zeit eine erhöhte Wichtigkeit durch die Anlage der stehenden Eisenbahnbrücke über den Rhein anstatt der frühern Schiffbrücke erlangt. Die Stadt liegt in der weiten Thalebne des linken Rheinufers, während die Verbindung mit dem rechten Ufer das befestigte Deutz deckt. Wesel mit nur 10,000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer des Rheins und der Lippe nächst der Mündung des letztern Flusses; die Citadelle, ein bastionirtes Fünfeck, bildet den südlichsten Theil der Befestigung an der Lippe. Die Verbindung mit dem linken Rheinufer deckt das Fort Blücher, unterstützt von einem Werke auf einer Insel im Strom vor der Lippemündung. Wesel ist die einzige Rheinfestung Preußens, welche als solche eine Geschichte hat. Schon 1586 ward es von den Spaniern unter Alexander von Parma vergeblich belagert, ebenso 1598 von Mendoza. Spinola nahm es 1614 ein, ein Ereigniß, welches große Sensation in Europa machte. Doch gewannen schon 1629 die Holländer den Platz zurück und übergaben ihn den Brandenburgern. Diesen blieb Wesel bis 1672, in welchem Jahre es von dem Commandanten den Franzosen überliefert ward. 1679 kam es an Brandenburg zurück und blieb bei diesem, bis es im siebenjährigen Kriege 1757 wieder den Franzosen in die Hände fiel. Die Belagerung von 1760 durch den Erbprinzen von Braunschweig blieb ohne Erfolg, und erst im hubertusburger Frieden erhielt Preußen die Festung wieder, welche es dann 1807 an das Großherzogthum Berg abtreten mußte. Im Spätherbst 1813 ward sie von den Preußen eingeschlossen, aber von dem französischen Commandanten ihnen erst am 6. Mai 1814 durch Capitulation übergeben. Als Vorposten der preußischen Rheinlinie können die beiden Plätze Saarlouis und Jülich betrachtet werden. Saarlouis mit seinen 4000 Einwohnern ist nicht blos wegen seiner Kleinheit, sondern auch wegen seiner Lage ohne Bedeutung, namentlich, wenn es sich um das niederrheinische Kriegstheater allein handelt, während es allerdings einen gewissen Grad von Wichtigkeit erlangen kann, wenn das oberrheinische Kriegstheater mit der bairischen Pfalz hinzutritt und es wünschenswerth sein kann, einige Verbin-

dungsposten zwischen diesen beiden Manövrirgebieten zu behaupten. Die Hauptfestung, ein bastionirtes Sechseck, liegt am linken Ufer der Saar, ein Brückenkopf am rechten. Die Befestigung, der in neuerer Zeit allerdings einige Theile hinzugefügt sind, ward 1681 von Vauban bewerkstelligt. 1814 ward die Festung von den Preußen eingeschlossen und ihnen übergeben und kam 1815 in ihren definitiven Besitz. Viel wichtiger als Saarlouis ist in neuerer Zeit Jülich, nicht durch seine Größe, denn es zählt kaum 4000 Einwohner, sondern durch seine Lage. Jülich liegt am rechten Ufer der Roer mit einem Brückenkopfe am linken, an der großen Straße von Aachen und dem Verzweigungspunkt derselben nach Düsseldorf und Cöln, gegenwärtig aber inmitten zwischen den beiden Eisenbahnen, welche von Aachen nach Düsseldorf und nach Cöln führen, von keiner derselben mehr als zwei kleine Meilen entfernt. Es stark zu besetzen, wäre nicht rathsam, aber ihm eine qualitativ auserlesene Besatzung und einen eher waghalsigen als bedächtigen Commandanten zu geben, sehr nützlich. Jülichs Aufgabe ist, ein verlorner Posten zu sein für den Fall, daß die Franzosen glücklich bis an das linke Rheinufer vordringen. Dann muß sein Commandant seine ganze Kraft darauf wenden, die Verbindungen des glücklichen Feindes nach rückwärts, eben mittels jener erwähnten Eisenbahnen zu unterbrechen oder wenigstens zu erschweren. In Westphalen gibt es nur eine einzige Festung, Minden am linken Ufer der Weser mit einem Brückenkopf am rechten Ufer, unterhalb der Porta Westphalica. Die Stadt, welche nur 9000 Einwohner hat, ist historische bekannt durch die Schlacht vom 1. August 1759. Einige Bedeutung kann die Festung als Depotplatz vermöge ihrer Lage in der Nähe der großen nördlichen Eisenbahn und ihrer Abzweigungen gegen das Meer hin nicht blos für die Vertheidigung der Rheinlinie, sondern auch der Nordseeküste erlangen.

Die Betrachtung der rheinpreußischen Festungen führt uns dazu, hier sogleich noch von Holland und von Hessen-Darmstadt zu reden, deren Festungssysteme mit dem rheinpreußischen in engem Zusammenhang stehen. Das Königreich der Niederlande hat mit dem zum deutschen Bunde gehörigen Limburg und Luxemburg 640 Quadratmeilen mit 3,363,000 Einwohnern, so daß über 5000 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Diese Durchschnittsbevölkerung wird von einzelnen Punkten weit übertroffen, während weite Moorflächen einen großen Theil des Gebietes einnehmen. Handel und Viehzucht sind die vorherrschenden Erwerbszweige der Bevölkerung. Mit Ausnahme von Luxemburg, welches dem Ardennengebiet angehört und dessen Charakter trägt, fällt ganz Holland in die große nördliche Tiefebene; die Natur und Cultur des Landes gleichen denen des nördlichen Belgiens, nur daß die Eigenthümlichkeiten, welche natürliche und künstliche Gewässer in Bezug auf Transportverhältnisse, als Wegverbindungen und als Bewegungshindernisse einem Lande verleihen, in Holland noch schärfer hervor-

treten. Holland ist äußerst reich an Festungen und befestigten Städten. Wirkliche Festungen sind: Mastricht, Venloo, Grave, Herzogenbusch, Breda, Bergen op Zoom, Vließingen; kleinere Plätze und bloße Forts: Sluys, Briel, Helvoetsluys, Sas van Gent, Coevorden, Neue Schanz, Schoonhoven, Ter Neuve, Burtanger Schanz. Die Städte Gröningen, Naarden, Enkhuyzen, Gorkum mit Workum, Haarlingen, Delfzyl, Arnheim, Zütphen, Nimwegen, Zwoll, Hasselt, Middelburg, Veere, Ysendik, Hulst, Axel, Goes haben sämmtlich noch alte Befestigungen nach der sogenannten holländischen Manier, in Erde mit Wassergräben. Bei der tiefen Lage des Landes, welche gestattet, fast alle Theile desselben unter Wasser zu setzen, bieten diese befestigten Städte, so lange kein Frost eintritt, für kleinere Abtheilungen stets ausreichende Zufluchtsorte, von denen aus sie den Bewegungen des Feindes große Hindernisse bereiten können. Die meisten wirklichen Festungen des eigentlichen Holland liegen südlich des Rheins und bilden bei einem Kriege mit Belgien gegen Frankreich eine hintere Linie der belgischen Plätze. Venloo, Mastricht und Luxemburg sind vermöge ihrer Lage als erste Linie für das System der rheinpreußischen Festungen anzusehn. Obgleich diese Plätze alle drei auf deutschem Bundesgebiet liegen, sind doch Mastricht und Venloo ausdrücklich von der Eigenschaft als Bundesfestungen ausgeschlossen und nur Luxemburg ist zu einer solchen bestimmt worden. Mastricht mit 30,000 Einwohnern liegt mit seinem Haupttheile am linken Ufer der Maas, mit einer befestigten Vorstadt, der Wyk, am rechten Ufer; nördlich der Stadt liegt das Fort König Wilhelm, südlich S. Pieter. Mastricht hat eine äußerst reiche Kriegsgeschichte; 1576 und 1579 ward es von den Spaniern genommen, 1673 nahmen es die Franzosen unter der eignen Führung Ludwig des Vierzehnten. Vauban gab darauf dem Platz im Wesentlichen seine heutige Gestalt. Die Niederländer belagerten ihn nun 1676 vergeblich; erhielten ihn aber im Frieden von Nymwegen zurück. 1748 eroberten ihn die Franzosen von Neuem, mußten ihn aber schon im folgenden Jahre im aachener Frieden herausgeben. Als 1792 die Oestreicher die Niederlande räumten, ließen sie in Mastricht eine Besatzung zurück; diese ward hier von den Franzosen blokirt. Das Wiedervorgehen der Oestreicher im März 1793 zwang aber die Franzosen die Blokade aufzuheben; am 17. September 1794 kam es bei Mastricht zu einem Gefecht, durch welches Jourdan seinen Uebergang auf das rechte Maasufer maskirte; nach dem Rückzug der Oestreicher hinter den Rhein ward dann die Festung von den Franzosen belagert, und am 4. November durch Capitulation genommen. Der Platz blieb darauf ungestört in den Händen der Franzosen, bis ihn dieselben nach dem ersten pariser Frieden 1814 wieder an Holland ausliefern mußten. Venloo, ein unbedeutender Ort von 6000 Einwohnern, liegt wie ein Vorposten von Wesel nördlich von Mastricht am rechten Ufer der Maas; es theilte 1794 das Schicksal Mastrichts,

wurde wie dieses von den Franzosen eingeschlossen und capitulirte bereits am 26. October. Schon die obengegebenen historischen Daten zeigen, daß Mastricht fast nicht verfehlen kann, bei einem Vordringen der Franzosen durch Belgien gegen die Rheingrenze eine Rolle zu spielen, jetzt ist es, an der großen Eisenbahnstraße über Aachen auf Cöln und Düsseldorf gelegen, in dieser Beziehung fast noch bedeutender geworden. Die Felsenfestung Luxemburg an der Alzig oder Alzette mit 12,000 Einwohnern verbindet die erste Linie der belgischen Plätze mit dem preußischen Festungssystem und kann unter Umständen als ein Vorposten von Coblenz angesehen werden. Auch Luxemburg ward 1794 von den Franzosen eingeschlossen, ihnen aber erst am 7. Juli 1795 übergeben. Wenn seine Besatzung und Einwohnerschaft gut verproviantirt ist, kann man es dreist als uneinnehmbar bezeichnen. Da Preußen den Haupttheil der Bundesbesatzung von Luxemburg stellt, kann es sich dieses Platzes vorkommenden Falles stets mit Leichtigkeit versichern.

Das Großherzogthum Hessen hat auf 153 Quadratmeilen 854,311 Einwohner, also auf der Quadratmeile über 5500 Seelen. Es zerfällt in zwei getrennte Haupttheile, von denen der südliche dem Gebiet des Rhein- und Mainthals, der letzten Ausläufer der Vogesen und des Odenwaldes, der nördliche (Oberhessen) dagegen dem Gebiet des Vogelsberges angehört. Der südliche Theil ist wohl angebaut und am stärksten bevölkert, die Industrie ist mäßig. Auf hessischem Gebiet liegt nun die Bundesfestung Mainz mit 37,000 Einwohnern. Der Haupttheil der Stadt mit der Citadelle, und einer Anzahl detachirter Forts liegt am linken Ufer des Rheins, während das rechte von der befestigten Vorstadt Castel mit den Forts Montebello und Mars festgehalten wird. Mainz, auf der Grenzscheide zwischen dem niederrheinischen und oberrheinischen Kriegstheater, würde wenig ins Gewicht fallen, wenn der Kampf sich den Verhältnissen nach durchaus auf den niederrheinischen Schauplatz beschränken müßte. Indessen eben als Grenzpunkt kann es von Einfluß auf die Entscheidung sein, inwiefern an einer solchen Localisirung des Krieges festgehalten werde. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dieses hier nach allen Einzelheiten erörtern, ohne daß uns bereits ein bestimmt gegebenes politisches Lagenverhältniß vorliegt. Wir begnügen uns mit den Bemerkungen, daß in der Bundesbesatzung von Mainz der deutsche Dualismus sehr stark repräsentirt ist, da das Gros der Kriegsbesatzung zur Hälfte aus Preußen, zur Hälfte aus Oestreichern besteht.

Das Königreich der Niederlande kann auf dem Kriegsfuß eine reguläre Armee von 57,569 M. in Europa aufstellen. Durch das Aufgebot der Schuttery (Schützencorps), einer Art mobiler Nationalgarde, die aber nur in den größern Gemeinden besteht, kann die Streitmacht auf 100,000 M. gebracht werden. An Truppen wird Holland, sobald es als Verbündeter andrer

Mächte und einer großen Macht wie Frankreich gegenüber auftritt, schwerlich mehr als 30,000 bis höchstens 40,000 M. für die Operationen im freien Felde verfügbar machen können, da unter solchen Umständen die Besatzungen der zahlreichen Festungen nothwendig sehr bedeutende Kräfte in Anspruch nehmen müßten. Die holländische Flotte zählt 92 Fahrzeuge, worunter 36 Schiffe (Linienschiffe, Fregatten und Corvetten), der Rest kleinere Fahrzeuge sind. Das Großherzogthum Hessen stellt auf dem Kriegsstande 9500 Combattanten auf, wovon 6195 das Bundescontingent bilden. Da die obenerwähnten 9500 M. wenig mehr als ein Procent der wirklichen gegenwärtigen Bevölkerung bilden, so ist Hessen im Nothfall ohne Zweifel größerer Anstrengungen fähig.

Wir überschauen nur noch kurz die Kräfte der übrigen deutschen Länder, welche dem niederrheinischen Kriegstheater angehören. Nassau, im Gebiet des Taunus und des Westerwaldes, hat auf 84 Quadratmeilen 420,000 Einwohner (5000 auf die Meile); in den Thälern ist das Land wohl angebaut, Getreide wird zwar verhältnißmäßig wenig gebaut dagegen Obst und Wein, und die Viehzucht wird hier schwungvoll betrieben. In den Berggegenden ist die hauptsächlichste Industrie der Bergbau und das Hüttenwesen. Im Allgemeinen ist das Land nicht so wohlhabend als es sein könnte, eine Bemerkung, die sich übrigens fast auf alle kleinen deutschen Staaten anwenden läßt. Die Truppenmacht Nassaus beträgt auf dem Kriegsfuße 5385 M., wovon 4039 das Bundescontingent bilden. Das Kurfürstenthum Hessen im Gebiet der Abfälle der Rhön, des Vogelsberges und des thüringer Waldes mit 208 Quadratmeilen und 754,000 Einwohnern (3600 auf die Meile) verarmt von Jahr zu Jahr, trotz des Fleißes seiner Bewohner, mehr, was bekanntlich nicht sowol der Ungunst seiner Bodenverhältnisse als der traurigen Mißregierung zuzuschreiben ist. Auf dem Kriegsfuße stellt Kurhessen 9466 M. auf, während es nur 5976 M. zum Bundescontingent zu stellen hat. Die Landgrafschaft Hessen-Homburg, obwol sie nur 5 Quadratmeilen mit 25,000 Einwohnern zählt, besteht doch aus zwei ziemlich weit voneinander getrennten Landtheilen, deren einer in der Wetterau, der andere — Meisenheim — an der Nahe liegt. Hessen-Homburg hat auf Kriegsfuß 350 M. und stellt zum Bundescontingent 200 M. Waldeck, gleichfalls aus zwei getrennten Theilen bestehend, in deren nördlichem Pyrmont liegt, hat auf 21 Quadratmeilen 60,000 Einwohner; es stellt 519 M. zum einfachen Bundescontingent. Lippe-Detmold mit 107,000 Einwohnern auf 20 Quadratmeilen hat 1096 M. und stellt 731 zum Bundescontingent; Lippe-Schaumburg mit 9½ Quadratmeilen und 30,300 Einwohnern hat 576 M. Truppen und stellt als einfaches Bundescontingent 245 M. Das Herzogthum Braunschweig im Gebiet des Harzes und der Wesergebirge schließt in seinem mehrfach zerstückelten Gebiete 72 Quadratmeilen ein, auf denen

268,000 Menschen leben (3700 auf der Quadratmeile). Die Braunschweiger sind ein sehr betriebsames Völkchen, Ackerbau, Viehzucht, so wie Bergbau und Hüttenwesen stehen in gleicher Blüte. Die Truppen sind auf dem Kriegsfuße 5359 M. stark, das einfache Bundescontingent beträgt 2096 M. In allen diesen zwischen die beiden Hauptheile der preußischen Monarchie eng eingeklemmten Ländchen sind Festungen nicht zu finden; was man wol bisweilen so nennt, sind schlecht ummauerte Städte oder alte Schlösser ohne irgend welchen militärischen Werth. Die Festung Wilhelmsstein in dem Landsee, welcher den stolzen Namen des steinhuder Meeres trägt, zu Lippe-Schaumburg gehörig, ist eine Spielerei im fortificatorischen Sinne, wenn sie auch in der Kriegsgeschichte in andrer Weise keine unwichtige Rolle spielte. Der bekannte Graf Wilhelm baute sich, wie er sich eine Duodezarmee von 1200 Mann schuf, auch diese Duodezfestung 1763, in welcher er dann seine Kriegsschule begründete, wo außer andern tüchtigen Offizieren auch Scharnhorst seine erste militärische Bildung erhielt. Auf solche Art ist nun Minden die einzige wirkliche Festung an der Weserlinie, und die nächste, von welcher man allenfalls sagen könnte, daß sie mit Minden auf einer Höhe stände und mit diesem eine Vertheidigungslinie constituirte, wäre Erfurt, welches doch schon 16 Meilen hinter der Weser liegt. Festungen sind es also wenigstens nicht, welche in dem Lande zwischen Rhein und Elbe irgend einen ausreichenden Stützpunkt gewähren, — eine der vielen Folgen nicht sehr angenehmer Art, welche die Zerstückelung Deutschlands in viele kleine Herrschaften hat, denen alle Fähigkeit selbstständigen Auftretens abgeht und welche dennoch auf Selbstständigkeit Anspruch erheben.

Wenn eine Neutralität aller der Länder zwischen den beiden Hauptgebieten der preußischen Monarchie in einem Kriege derselben mit Frankreich fast undenkbar ist, will man nicht von vornherein annehmen, daß der Krieg am Rhein stehen bleiben müsse, so verhält es sich anders mit Hannover und Oldenburg. Zwar ragt auch Hannover in das naturgemäß von Preußen zu beherrschende Gebiet hinein, doch ist es groß genug, um nicht gradezu mit fortgerissen zu werden, und seine Regierung hat Neigung genug, nicht mit Preußen zu gehen. Hannover könnte möglicherweise seine Neutralität aufrecht erhalten wollen und Preußen könnte Gründe haben, dieselbe zu achten, bis es durch die Noth selbst, bei einem Rückzuge vom Rhein gegen Weser und Elbe, gezwungen würde davon abzugehen. Hannover, welches mit seinem größten Theile dem Gebiete der nördlichen Tiefebne angehört und nur mit dem südöstlichsten in den Strich des Harzes und der Wesergebirge fällt, hat auf 700 Quadratmeilen 1,800,000 Einwohner (2500 bis 2600 auf die Meile). Das niedere Land nächst den Flüssen ist wol angebaut, im Uebrigen ist die Hauptnahrungsquelle im Norden die Viehzucht. Im Südosten giebt es Bergbau und Hüttenwesen. Die Industrie ist gering. Einzelne Striche im niedern

Lande widerstreben dem Anbau gänzlich, sind Moore und Haiden, unter letztem verdient die bekanntlich theilweise angebaute Lüneburger Haide besonders erwähnt zu werden. Außer den Eisenbahnen, durch welche Hannover auf der einen Seite mit dem westlichen Theile Preußens, auf der andern mit dem östlichen in Verbindung steht, sendet es Zweige nach Norden an die Meeresküste, außer dem bereits früher aufgeführten von Hamm nach Emden an der Ems, einen zweiten von Hannover nach Bremen am rechten Weserufer, einen dritten von Hannover über Celle nach Harburg an die Elbe. Die hannoversche Streitmacht zählt auf dem Kriegsfuß in runder Summe 22000 M., zum Bundescontingent stellt es 13054 M. Wenn es im Nothfall auch nur über zwei Procent der Bevölkerung für das Heer verfügen wollte, könnte es schon 36000 M. auf die Beine bringen. Als Festungen Hannovers werden Stade mit 7000 Einwohnern an der Schwinge, zu dessen Befestigungen man das von Schwinge abwärts gelegene Schwinger Fort zählt, und Harburg mit 6000 Einwohnern, welches eine Citadelle hat, betrachtet. Sie sind ohne alle militärische Bedeutung. Gäbe es einen wirklichen deutschen Bundesstaat, so müßte Hannover ausschließlich die Sicherung der Einfahrten in die Ströme und Flüsse Ems, Weser, Oste und Elbe gegen feindliche Landungsversuche übertragen werden, falls nicht die Centralgewalt des Bundes dieselbe ihrerseits übernehmen wollte. Das Großherzogthum Oldenburg besteht aus drei weit von einander getrennten Theilen. Der Haupttheil, ganz von Hannover eingeschlossen, gehört vollständig der nördlichen Tiefebne an; das Fürstenthum Eutin (oder Lübeck) bildet zwei unbedeutende Enclaven im Holsteinischen, und die Herrschaft Birkenfeld am Hundsrück ist eine Enclave der preußischen Rheinprovinz. Oldenburg hat auf 113 Quadratmeilen 278,000 Einwohner (2400 auf die Meile), welche in dem Haupttheile vorzüglich von Viehzucht leben. Oldenburg stellt zum Hauptbundescontingent 2986 M. Auf seinem Gebiete, am westlichen Ufer des Jahdebusens, liegt das Dorf Heppens, bei welchem Preußen einen Strich Landes käuflich erworben hat, um einen Kriegshafen für die Nordsee anzulegen. Es wäre zu wünschen, daß die Ausführung dieser möglicherweise sehr folgenreichen Idee mit größerer Energie betrieben würde, wozu dann freilich gehört, daß die klugen Leute par excellence nicht mehr beweisen, Preußen brauche keine Marine, sondern thue statt dessen besser, dreitausend Officiere der Landarmee mehr als jetzt stehend anzustellen und zu besolden.

W. Rüstow.

Neue Arbeiten auf dem Gebiet der deutschen Geschichte.

Von den höchst ehrenwerthen Bestrebungen des Königs von Bayern, deutsche Wissenschaft und Kunst zu pflegen, werden wol diejenigen den nachhaltigsten Erfolg haben, die sich auf die Forschungen in deutscher Geschichte beziehen. Die bedeutendsten Kräfte des Vaterlandes sind zu schönem Wetteifer versammelt, die Leitung ist in den besten Händen, und, was die Hauptsache ist, das Unternehmen ist von der Art, daß es nur durch Concentration von Kräften und durch Methode in der Arbeit gedeihen kann. Alles was sich auf die Sammlung und Anordnung des Materials bezieht, verlangt das Ineinandergreifen aller monographischen Beschäftigungen; verlangt jene Aufsicht, die nur von den höchsten Kennern ausgehn kann. Sybel's „historische Zeitschrift" wird es, gerade weil sie sich in der Mitte zwischen strenger Forschung und Darstellung hält, gelingen, auch den größeren Kreis des „gebildeten Publicums" für diese Unternehmungen zu gewinnen, und ihm Respect vor einer Gelehrsamkeit einzuflößen, die ihm in so stattlicher und doch zugleich so anziehender Erscheinung entgegentritt.

Die Forschung verlangt schulmäßige Arbeit, anders ist es mit der Geschichtschreibung beschaffen, insofern man sie vom künstlerischen Standpunkt betrachtet. Die Kunst gedeiht in allen Zweigen nur durch individuelle Thätigkeit, und nicht immer sind diejenigen Perioden, die sich durch den Ernst und die Folgerichtigkeit der Arbeit auszeichnen, reich an eigentlichen Schöpfungen.

Auf dem Gebiet der deutschen Geschichte ist die Geschichte der preußischen Politik von J. G. Droysen (Zweiter Theil, die territoriale Zeit. Zweite Abtheilung, Leipzig, Veit) die hervorragendste Leistung. Die Berufung des Verfassers nach Berlin ist wieder eines von den erfreulichen Zeichen, daß die neue Regierung ihren Beruf nicht bloß in politischer Beziehung, sondern auch in Rücksicht auf das allgemeine geistige Leben richtig ins Auge faßt. Zwar ist eine Centralisation, wie sie in Frankreich stattfindet, bei uns weder denkbar noch wünschenswerth. Der rühmliche Wetteifer zwischen den verschiedenen Universitäten und Höfen, soviel als möglich von den geistigen Kräften an sich zu ziehen, hat in unsrer Literatur sehr viel Gutes gewirkt und namentlich dazu beigetragen, daß in allen Theilen des Vaterlandes sich ein unabhängiges geistiges Leben erhielt. Aber diese Selbstständigkeit der Provinzen ist keineswegs unvereinbar mit dem Aufblühen einer Hauptstadt, in welcher sich gleichsam die Strahlen der verschiedenen Richtungen begegnen. Etwas der Art faßte die preußische Regierung bereits ins Auge, als sie vor nun beinahe 50 Jahren die Berliner Universität gründete, damals ein höchst gewagtes Unternehmen, weil sogar die Existenz Preußens in Frage zu stehn

schien; aber schon hatten die Verhältnisse vorgearbeitet und gleich zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich, ohne Mitwirken der Regierung, das junge Leben der Literatur mehr und mehr nach Berlin gezogen. Seitdem haben sich fast aus allen Wissenschaften die Sommitäten hier zusammengefunden, und wenn sie einige Jahrzehnte hindurch auf das geistige Leben Deutschlands nicht den Einfluß ausübten, der ihnen eigentlich zukam, so lag das hauptsächlich in der politischen Lethargie, in welche der Staat versunken war, und, was damit zusammenhängt, in dem Druck, den er auf die Literatur ausübte. Das ist nun anders geworden, und wie in politischer Beziehung alle Theile unsers gemeinsamen Vaterlandes ihre hauptsächliche Aufmerksamkeit nach Berlin richten, so kann es auch in literarischer geschehn, wenn die Regierung ihr Augenmerk nicht blos auf das stille Reich der Gelehrsamkeit, sondern auch auf die productiven Talente richtet. München ist Berlin darin mit gutem Beispiel vorangegangen, und troß des undankbaren Bodens hat diese Bemühung bereits gute Früchte getragen.

Die Universitäten haben nach dieser Seite hin um so freiern Spielraum, da die Gabe der Darstellung auch bei unsern strengern Gelehrten sich mehr und mehr einfindet. Während früher Beides scharf von einander gesondert war, wodurch die Entwickelung einer wirklichen Nationalliteratur nicht wenig gehemmt wurde, können wir jeßt schon mehrere Namen zählen, die nach beiden Seiten hin in den ersten Rang gehören.

An Vielseitigkeit des Talents sind wenige unsrer Gelehrten mit Droysen zu vergleichen. Die Art wie er in seinen historischen Werken durch das empirische Material die allgemeine Idee durchschimmern läßt, verräth einen reich ausgestatteten speculativen Geist, seine Nachbildungen des Aristophanes und Aeschylus zeigen von einem nicht unbedeutenden poetischen Talent, wenigstens von einem ungewöhnlich reichen Sinn für das Schöne in allen Gestalten. Dabei schöpft er durchweg aus der Tiefe der historischen Forschung und seine Forschung erstreckt sich über alle Gebiete der Geschichte. Mit diesen Vorzügen ist freilich der Fehler verbunden, daß sein Geist in seiner lebhaften Thätigkeit mit der Construction des historischen Ganzen aus der Idee heraus zuweilen der Forschung voraneilt; aber diesen Fehler hat er mit großem Erfolg zu überwinden gesucht.

Droysen gehört um so mehr nach Berlin, da das Gefühl für den deutschen und europäischen Beruf des preußischen Staats vielleicht bei keinem Schriftsteller mit so klarem Bewußtsein hervortritt, als bei ihm. Dies Bewußtsein sprach sich, nachdem er die Forschungen auf dem Gebiet des Alterthums beendigt, zuerst am Vernehmlichsten in seiner Geschichte der Freiheitskriege aus, einem Abriß der modernen Weltgeschichte nach idealen Gesichtspunkten, welche die Bedeutung Preußens in sehr deutlichen Umrissen hervor-

hoben und daher nicht wenig auf die allgemeine Stimmung des Publicums einwirkten.

Dieselbe Idee bestimmte bald darauf sein Wirken in Frankfurt und sie bildet gleichfalls den rothen Faden in seiner Lebensbeschreibung Yorks, einer der besten Monographieen, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, und die lebhaft bedauern läßt, daß der Verfasser nicht in ähnlicher Weise die Papiere Schöns bearbeitet hat.

Aus dem Bedürfniß, diese vereinzelten Studien über die Bedeutung Preußens zu einem organischen Ganzen zu verbinden, ist das gegenwärtige Buch hervorgegangen. Im Allgemeinen richtet sich die Sympathie der Völker mehr nach dem Eindruck, den große Persönlichkeiten auf die Phantasie ausüben, als nach der Erwägung der Zustände, die mit innerer Naturnothwendigkeit wirken, unabhängig von dem Willen der Einzelnen. So steigt oder fällt das Ansehen Preußens in Deutschland, je nachdem man von den regierenden Persönlichkeiten des Staats befriedigt ist oder nicht; und viele ehrliche Vaterlandsfreunde glauben etwas Erhebliches gesagt zu haben, wenn sie sich einen neuen Friedrich den Großen wünschen, der mit der überlegnen Macht des Genies die Thatsachen zurecht macht, die sich von selbst nicht fügen wollen. Zu erklären ist diese Gesinnung wol, denn das Ansehen Preußens im Ausland und die gute Meinung, die man davon hegt, rührt ausschließlich von zwei bedeutenden Persönlichkeiten her: dem großen Churfürsten und dem großen Könige. Aber es stünde sehr kläglich um Preußens Beruf, wenn auch sein innres Gewicht sich ausschließlich auf diese Erinnerungen gründete, denn Preußen hat ebensowenig ein Privilegium auf große Regenten als irgend ein andrer Staat, und wenn nicht der innere Zusammenhang seiner Geschichte und seiner Einrichtungen, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, die schöpferische Thätigkeit ersetzte, so wäre kein Grund vorhanden, warum Deutschland grade hier seinen Helfer suchen sollte.

In der innern Naturbestimmtheit Preußens seine Zukunft zu begreifen ist die Idee, von welcher Droysen ausging. Die meisten Leser werden beim ersten Ansehn des Buchs enttäuscht worden sein, denn wo man ein allgemeines geistvolles Resumé erwartete, findet man eine strenge monographische Forschung. In dem Bedürfniß, überall auf die letzten Quellen zurückzugehn und jede Behauptung zu vermeiden, die nur auf oberflächlicher Anschauung beruhte, hat Droysen in der That etwas anders hervorgebracht, als er ursprünglich beabsichtigte, und wenn er die folgende Periode in gleicher Ausführlichkeit behandeln wollte, so könnte leicht das Buch zu einem riesenmäßigen Umfang anschwellen. Der Titel gibt ebensowenig von diesem Buche eine klare Vorstellung, als der Titel eines frühern, der Geschichte der Freiheitskriege.

Schon über die Wahl des Moments, mit dem er sein Werk beginnt,

konnte man mit dem Geschichtschreiber rechten. In die Weltgeschichte tritt Preußen erst mit dem großen Kurfürsten; vor dieser Periode hätte man ein mit übernatürlichen Kräften ausgestatteter Prophet sein müssen, um dem beginnenden Staat seine Zukunft voraussagen zu können. Bei der allgemeinen Zerrüttung Deutschlands, der Brandenburg ebenso anheim gefallen war, wie alle übrigen Territorien, und bei der schwachen und widerspruchsvollen Regierung der letzten Jahrzehnte hätte dieser Staat weltgeschichtlich ebensogut untergehn können, als seine Rivalen. Erst der große Kurfürst hat den Organismus aufgebaut, welcher den großen König möglich machte. Darum gibt Stenzel in seiner preußischen Geschichte die Periode, die dem großen Kurfürsten vorangeht, nur ganz übersichtlich und wird immer ausführlicher, je näher er der Gegenwart kommt, wobei er freilich die Grenzen des künstlerisch erlaubten mitunter um ein Erhebliches überschreitet.

Freilich hätte auch der große Kurfürst, trotz seiner mächtigen Persönlichkeit, aus dem Nichts einen Staat nicht schaffen können; es mußte in den historischen Voraussetzungen etwas vorhanden sein, was ihn zu seinem Unternehmen berechtigte und befähigte, und dieses quellenmäßig festzustellen, war es gerade, was Droysen reizte.

Es war kein Zufall, daß grade die beiden Ostmarken, die nördliche und südliche, die hauptsächlichen Träger des modernen Staatslebens wurden, denn von ihren Nachbarn unaufhörlich bedroht und, bei der allgemeinen Anarchie, von dem Reichsoberhaupt wenig gefördert, mußten sie auf eine selbstständige und konsequente Politik nach Außen und Innen bedacht sein. Es war mehr als ein bloßer Zufall, wenn die äußerste deutsche Kolonie im Osten mit der Mark Brandenburg unter demselben Herrscherhause vereinigt wurde; denn wenn man sie nicht in derselben Weise verloren geben wollte, wie Liefland, so mußte sie durch Verbindnng mit einer benachbarten und militärischen Regierung gekräftigt werden. In demselben Jahrzehnt, wo die Mark Brandenburg an Hohenzollern fällt, beginnt der Verzweiflungskampf des Ordenslandes gegen Polen; ein Brandenburger secularisirt den Orden, und bald darauf nimmt auch die Mark die Reformation an. Gemeinschaftlichkeit der Interessen, des Bekenntnisses, geographischer Zusammenhang, Verwandtschaft des Herrscherhauses, das Alles bereitet die vollständige Vereinigung vor. Wenn das neue Königthum den Namen Preußen empfängt, so ist auch das kein bloßer Zufall; denn wenn die eigentliche Kraft des Staats aus der Mark hervorgeht, so ist der vornehmste Schauplatz seiner Thätigkeit das Ordensland. Hier, bald in dem Kampf, bald in den diplomatischen Beziehungen zu den übermächtigen slavischen Nachbarn, ist der Punkt, wo sich entscheidet, ob aus der Markgrafschaft, aus dem Kurfürstenthum ein freies Königreich sich erheben soll.

Begrifflich ist dieser Zusammenhang nicht schwer darzustellen; der künst-

lerischen Ausführung der Aufgabe stellen sich aber unübersehbare Schwierigkeiten entgegen. Die Geschichte der Hohenzollern ist nicht bloß mit der allgemeinen Reichsgeschichte, sondern mit der Specialgeschichte aller möglichen Territorien so enge verflochten, daß sie kaum davon gelöst werden kann; der Staat wird aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, bei deren jedem man eine neue Erzählung anfangen möchte. Freilich, wer nur auf eine Familienchronik des Hauses Hohenzollern ausgeht, hat es bequemer; aber so hat Droysen seine Aufgabe nicht gefaßt, er geht vom kultur-historischen Standpunkte aus, nicht eine Familie, sondern ein Volk will er individualisiren.

Künstlerisch ist ihm diese Aufgabe nicht ganz gelungen; sie konnte nicht ganz gelingen. Selbst die Eigenthümlichkeit seines Talents erschwerte ihm diese Aufgabe: auf der einen Seite bemüht er sich, die ideelle Bewegung so tief und allgemein zu begründen als möglich, auf der andern Seite vertieft er sich so sehr in's Detail, daß man mitunter den Faden verliert.

Seine unglaublich umfangreiche Quellenkenntniß benutzt er häufig zu einer Wendung, die eher geistreich als korrect genannt werden könnte: er läßt nämlich seine eignen Ideen über den Fortschritt der Handlung von den Zeitgenossen vortragen, deren Worte er freilich treu anführt, doch so, daß die Auswahl derselben mehr nach seinem eignen Begriff, als nach der innern Wichtigkeit der Urkunde bestimmt wird. Auf der andern Seite charakterisirt er die große Culturbewegung, z. B. der Reformation, nicht bloß nach der individuellen Eigenthümlichkeit des Landes, das sein Gegenstand ist, oder seiner Helden, sondern in ihren allgemeinsten Beziehungen und nach der ganzen ethischen Tiefe, die unser modernes Bewußtsein durchforscht hat. Jede einzelne seiner Deductionen ist voller Gehalt, aber trotz der Bewunderung des geistvollen Schriftstellers kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß er nicht selten aus seinem Rahmen heraustritt, und daß seine Reflexionen das voraussetzen, was er doch erst geben sollte, nämlich die Erzählung der Thatsachen. Denn man darf sich durch den Anschein der Chronik, durch die zahlreichen Details und durch die Lokalfarbe nicht täuschen lassen: sein Buch ist nichts weniger als eine Chronik, und um es richtig zu verstehen, müßte man eigentlich eine andere Geschichte, die denselben Gegenstand behandelt, bei der Hand haben. Auch die Deutlichkeit der Portraits leidet nicht wenig unter der Vielseitigkeit des Gesichtspunktes, und mitunter wechselt das Licht so schnell und blendend, daß man wenig oder nichts sieht.

Eine gewisse Verwandtschaft mit Ranke stellt sich augenscheinlich heraus, obgleich die ganze Gemüthsanlage der beiden Schriftsteller eher einen Contrast bildet. Gemeinsam haben sie das Pointirte und Springende der Darstellung, die glänzende Virtuosität in den Farben und die Unruhe in der Zeichnung; aber Droysen ist durchweg auf das Allgemeine und Bleibende, auf den eth-

ischen Gehalt, auf den spekulativen Zusammenhang der Thatsachen gerichtet, während Ranke viel mehr Sinn für das Eigenthümliche und Individuelle, man möchte sagen für das Anekdotische hat, und trotz des pathetischen Tons, den er zuweilen mit großem Erfolg anzuwenden weiß und der nicht etwa bloß gemacht ist, sich im Grunde des Herzens gegen seine Gestalten ironisch verhält. Mit dieser Anschauung verträgt sich der Ton freilich viel besser, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Kunstform einheitlicher aussieht.

Alle diese Bemerkungen sollen nur darauf aufmerksam machen, daß die Lektüre des Buchs nicht bequem ist, man muß den Schriftsteller zuweilen ergänzen, auch wohl übersetzen; aber diese Anstrengung belohnt sich reichlich, nicht bloß durch die Vertiefung des Wissens, sondern auch durch die Läuterung und Erhöhung des nationalen Gefühls. Was Droysen noch weiter zu behandeln übrig bleibt, ist für die Darstelluung ungleich günstiger; denn nun tritt wirklich ein einheitlicher Staatsorganismus und damit eine auf sich selbst beruhende preußische Geschichte hervor.

Daß Droysen nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Universitätslehrer einen höchst segensreichen Einfluß ausübt, ist in Kiel und Jena allgemein bekannt; die gelehrte Welt hat vor Kurzem ein sehr günstiges Zeugniß davon erhalten in der musterhaft ausgeführten Monographie eines seiner Schüler, Wilhelm Pückert: „Die churfürstliche Neutralitäk während des baseler Consils; ein Beitrag zur deutschen Geschichte von 1438—1448" (Leipzig, Teubner).

Zwei vor kurzem vollendete Werke: Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg von Wilhelm Havemann, 3 Bde., Göttingen, Dieterich, 1853—1857; und Geschichte Ostfrieslands von Onno Klopp, 3 Bde., Hannover, Rümpler, 1854—1858, behalten wir uns für eine ausführliche Besprechung vor; es ist höchst lehrreich zu verfolgen, wie hier die naturwüchsige Grundlage eines deutschen Staats, die sächsische Stammgenossenschaft, wie das Herrscherhaus der Welfen, das zuerst die Unabhängigkeit Norddeutschlands von dem römisch-deutschen Kaiserreich zu erringen gesucht, durch die Macht der Umstände und eigne Schuld aus der ersten Reihe zurückgedrängt, seinen Beruf an Preußen überlassen mußte, dem es nun wieder auf eine bedenkliche Weise im Wege steht.

Wilhelm Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" hat eine neue Auflage erlebt. (1. Bd., Gründung des Kaiserthums, mit einer Uebersichtskarte von H. Kiepert. Braunschweig, Schwetschke und Sohn.) Daß trotz der Einwendungen, die man gegen die Form der Darstellung machen kann, dieses Werk zu den hervorragendsten Leistungen unserer historischen Literatur gehört, hat das Publicum richtig gewürdigt. Ueber die Umarbeitung spricht sich der Verfasser dahin aus: „Vornehmlich ist er bedacht gewesen, der

Anordnung des Rests größere Klarheit, dem Ausdruck mehr Gleichmäßigkeit und Harmonie zu geben. Aber auch in dem Thatsächlichen schienen manche Aenderungen geboten, zumal einige werthvolle Arbeiten der letzten Zeit unmittelbar oder mittelbar die Kaisergeschichte berühren. Mancher Irrthum ist beseitigt, schwankende Angaben sind näher bestimmt worden, die Anmerkungen haben eine solche Umgestaltung erfahren, daß sie den augenblicklichen Stand der Forschung darlegen". Der Verfasser verspricht im Lauf eines Jahres das Erscheinen eines dritten Bands, welcher die Geschichte des Investiturstreits umfassen soll.

In der Form der Darstellung wie in der ganzen Anlage sehr verwandt mit dem vorigen Werk ist F. W. Schirrmachers Monographie „Kaiser Friedrich der Zweite" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht). Es ist bis jetzt nur der erste Band erschienen; wir behalten eine eingehende Besprechung nach dem Schluß des Werkes vor. Ebenso bei der „Geschichte der Völkerwanderung" von Eduard v. Wietersheim (Leipzig, T. O. Weigel), deren erster Band eigentlich nur die Einleitung, einen Abriß der römischen Kaisergeschichte bis auf die Antonine und die germanischen Zustände bis auf die Varusschlacht enthält. K.

Von der preußischen Grenze.

Nur ungern und mit äußerstem Widerstreben berühre ich heute einen Gegenstand, den ich ganz unbeachtet würde gelassen haben, wenn nicht die großdeutschen Blätter sich seiner bereits bemächtigt hätten, um in der herkömmlichen Weise gegen Preußen zu deklamiren, und wenn uns — der Partei — nicht alles daran gelegen sein müßte, jede Solidarität mit den einzelnen Handlungen einer Regierung, in der wir im Allgemeinen die Hoffnung Deutschlands sehen, entschieden abzulehnen.

Am 10. November feiert ganz Deutschland den hundertjährigen Geburtstag Schillers. Ganz Deutschland: nicht etwa blos das Gebiet des deutschen Bundes, sondern ebenso die Deutschen in Rußland, Amerika, Australien; es ist eine nationale Feierstimmung, die ohne alle Uebertreibung sich über den gesammten Erdkreis verbreitet. In vielen der wichtigsten Fragen uneins, hat hier einmal das deutsche Volk einen sympathischen Punkt gefunden, der alle Herzen gleichmäßig berührt.

Wenn ein solcher Punkt nicht in der Wirklichkeit vorhanden, nicht vom Zufall dargeboten wäre, so hätte man ihn, scheint es uns, mit unablässiger Anstrengung

suchen müssen. „Was ist des Deutschen Vaterland?“ hat man oft gefragt, ohne eine erschöpfende Antwort zu finden. Das Schillerfest ist eine Antwort.

Es handelt sich hier gar nicht um ein ästhetisches Urtheil. Warum grade Schiller zum Symbol der deutschen Einheit gewählt wird, darüber zu grübeln ist für die Hauptsache durchaus müßig. Ob Goethe größer war als Schiller, ob noch andere Dichter mit dem letztern wetteifern können — gleichviel! Schiller war ein großer Dichter, er war derjenige Dichter, welcher das edle Streben unserer classischen Periode zuerst der großen Menge zugänglich machte; er verklärte den widerstrebenden Stoff im Feuer des Ideals; er zeigte die Sittlichkeit in schönen Formen und lehrte die Vaterlandsliebe vom allgemein menschlichen Standpunkt; er war ein voller, ganzer Mann, ein Sohn des Volks, der durch seine Poesie sich einen höhern Adel verschaffte, als den Fürsten verleihen, der das Gepräge dieses Adels der ganzen Nation aufdrückte. Indem sie ihn ehrt, ehrt sie sich selber.

Wer sollte gegen eine solche Feier Einspruch thun? Im Heerlager der modernen Orthodoxie — diesseits und jenseits der Berge — haben sich zwar Stimmen genug erhoben, die an die „Götter Griechenlands“ erinnern; die gegen den Cultus des Heidenthums predigen, die unsere classische Dichtung als eine Julianische Empörung gegen Christus verunglimpfen.

Aber die Partei ist klein, und selbst sie hat diesmal keine Ursache, ein Freudengefühl zu verketzern, das nicht den Göttern Grichenlands gilt, sondern den Liedern, die im Munde des Volks leben — den Worten des Glaubens, der Glocke, Wallenstein, Tell.

Die Regierungen haben im Allgemeinen den Drang der gesammten Nation, sich einmal als Nation öffentlich zu bekennen, und dazu eine Veranlassung zu benutzen, die in der That unser Stolz sein kann — unsere Poesie — richtig gewürdigt; fast überall wird das Schillerfest ein Landesfest. Selbst in Oestreich, dem Lande des Concordats, bringt man dem Dichter Tells, dem Dichter Wallensteins, dem Geschichtschreiber des dreißigjährigen Kriegs und der Befreiung der Niederlande einen Fackelzug, man tauft Hauptplätze der Residenz mit seinem Namen, die Schulen verkündigen sein Lob, die Begeisterung der Menge hat die officielle Weihe. Und so ist es fast durchweg.

Nur in Preußen — in dem Lande, das mehr als ein anderes Veranlassung hätte, den Dichter zu ehren — in Preußen schließt man die Feier auf die Stuben ein; die Polizei von Berlin findet eine lärmende Begeisterung auf den Straßen unschicklich, die Polizei andrer Städte folgt dem guten Beispiel, und der Minister des Innern, Graf Schwerin, bis dahin der Führer unsrer Partei, bestätigt dieses Verbot.

Freilich sind Gründe vorhanden. Es ist während der Krankheit des Königs dem preußischen Gefühl peinlich, daß eine laute Lust aufkommen soll; obgleich bei andern Gelegenheiten diese Stimmung überwunden wurde. Es mag sein, daß die beabsichtigten Demonstrationen nicht grade zu den zweckmäßigsten gehörten; obgleich man durch ganz Deutschland ungefähr das nämliche vorhat. Es kommt mehr darauf an, zu handeln, zu arbeiten, als zu declamiren und zu jubeln. Das ist richtig, aber —

Es ist doch ein Unglück, daß grade in Preußen diese Bedenken aufgetaucht sind.

Wäre es noch vor zwei Jahren geschehen! — Leider hat man in Preußen fast zu allen Zeiten vergessen, daß der Schein auch zum Wesen gehört; daß man durch nichts so viel Unmuth hervorbringen kann, als durch Belästigung der öffentlichen Stimmung, die sich in harmlosen und im Ganzen edlen Demonstrationen kundgibt. Das vorige Ministerium hat weniger durch seine allgemeine Politik, als durch seine Belästigung der individuellen Freiheit, durch seine Paßschererereien u. s. w. in Deutschland Anstoß gegeben.

Aber fast noch mehr als das Verbot selbst müssen wir die Art und Weise bedauern, wie der Minister dieses Verbot bestätigt hat. Er hat die allgemeine Frage auf einen Competenzconflict verschiedener Behörden zurückgeführt. Die berliner Schillerfeier ist eine berliner Localsache, sie ressortirt von der berliner Polizei. So die königsberger, die breslauer u. s. w. u. s. w. Das Ministerium hat nur dann einzugreifen, wenn in der ersten Instanz eine offne Gesetzwidrigkeit vorgekommen ist.

Wären wir wirklich so weit? Hieße wirklich „Autonomie der Gemeinden" so viel als Autonomie der localen Polizei? — Wir haben zwar früher von Competenzconflicten zwischen H. v. Westphalen und Hrn. v. Hinkeldey gehört, aber wir glaubten, das sei eben ein Ausnahmezustand, dem abgeholfen werden solle. Wir glaubten, eine allgemeine Angelegenheit, d. h. eine Angelegenheit, die alle Preußen angeht, könne nicht in eine Reihe localer Angelegenheiten zersplittert werden, da freilich jeder Preuße irgendwo wohnen, also einer localen Polizei untergeben sein muß. Ja wir halten die Einheit der Verwaltung gradezu für die Kernfrage, wo es sich um Preußens Gedeihen und Fortschritt handelt; und sollte diese Einheit nicht hergestellt werden; sollte es bei der „Autonomie" der verschiedenen Verwaltungsbehörden sein Bewenden haben, so würden wir, so tief wir die gegenwärtigen Rathgeber des Regenten verehren, so viel im Einzelnen durch sie erreicht werden mag, im Interesse des Staats an der neuen Wendung nur eine bedingte Freude haben.

Wol wissen wir, daß eine solche Reform unter allen die schwerste ist, daß die Administration, die im alten Geleise geht, auch von energischen Ministern nur allmälig in eine neue Richtung gebracht werden kann; aber nun, dünkt uns, wäre endlich Zeit, den Anfang zu machen; und daß man diese Gelegenheit versäumt, darüber sprechen wir noch einmal unser lebhaftes Bedauern aus.

Aber die Gegner mögen darüber nicht frohlocken. Es ist ungeschickt, der allgemeinen Stimmung nicht nachzukommen; wichtiger ist es, den allgemeinen Interessen und dem allgemeinen Recht zu huldigen. Die Entscheidung der kurhessischen Frage steht vor der Thür, hier wird sich zeigen, wer wahrhaft Deutschlands Freund ist.

Von Preußen werden die besten Absichten in dieser Beziehung berichtet; es wird darauf ankommen, inwieweit es dieselben durchsetzt. Das führt uns auf die allgemeinen Combinationen der europäischen Politik, in denen, wie wir bereits angedeutet, diese Periode vielleicht einen entscheidenden Wendepunkt hervorzubringen berufen ist. Zwar wissen wir ebenso wenig, was in Breslau verhandelt ist, als was in Villafranca, aber die Thatsache steht fest: zwischen Rußland und Preußen findet eine sehr bemerkliche Annäherung statt, eine Annäherung, die sich zunächst auf die wichtigste allgemeine Frage, die italienische bezieht. Ueber diese Thatsache ist es Zeit unsere Empfindung aufzuklären.

Wollten wir dem ersten, unmittelbaren Gefühl folgen, so würden wir in jener Annäherung etwas Unheimliches finden. Den Druck, den Rußland auf Preußen dreißig unheilvolle Jahre hindurch ausgeübt, war zuletzt so unerträglich geworden, daß als die Krisis über Rußland einbrach, ein allgemeines Jubelgeschrei sich erhob, und alle Welt sich an dem Kreuzzug gegen den übermächtigen Nachbarstaat betheiligen wollte. Das Gefühl war damals ganz auf dem richtigen Wege; und es wird über kurz oder lang wieder dahin kommen. Vielleicht ist das Jahrhundert nicht mehr fern, wo der Kampf zwischen Deutschland und Rußland an der Weichsel über das Schicksal des Erdtheils entscheiden wird. Der aufrichtige Freund Preußens ist Rußland nie gewesen, konnte es nie sein; ein mächtiges Preußen wäre sein gefährlichster Nebenbuhler, und wenn ein Bündniß stattfindet, so ist es stets ein Bund des Mißtrauens, ein Bund auf Kündigung, in dem beide Theile erwarten müssen, den Bundesgenossen plötzlich sich in einen entschiednen Gegner verwandeln zu sehen.

Aber es gibt vorübergehende Perioden, wo ein solches Bündniß für endliche Zwecke möglich und wünschenswerth ist. Die schlimmste Gefahr ist wohl beseitigt: der Absolutismus wird unter russischem Einfluß nicht wieder in Preußen hergestellt werden, und augenblicklich ist die innere Lage Rußlands nicht von der Art, eine societas leonina befurchten zu lassen.

Preußen aber darf in der isolirten Lage, in der es seit 1848 verharrt, nicht bleiben. Wie Friedrich der Große nach den Anstrengungen des siebenjährigen Krieges sich nach einem fremden Bündniß umsah, und von diesem Bündniß, man darf es nicht leugnen, wirklichen Nutzen zog, so ist es heute wieder der Fall. Jeden Augenblick ist ein neuer europäischer Conflict zu erwarten, und dieser darf Preußen nicht wieder überraschen.

Der erste natürliche Bundesgenosse Preußens ist Deutschland; und wir hoffen, es wird es in Zukunft wirklich sein. Im gegenwärtigen Augenblick wäre diese Hoffnung eitel. Im gegenwärtigen Augenblick folgen die deutschen Staaten dem östreichischen Impuls, und Oestreich hat Preußen nicht nur eine schwere Beleidigung zugefügt, die trotz der spätern thatsächlichen Berichtigung noch nicht zurückgenommen ist, es verfolgt noch heute Zwecke, denen Preußen sich entgegensetzen muß, wenn es sich nicht selbst aufgeben will.

Der zweite natürliche Bundesgenosse wäre England. Ganz Preußen hat die Verschwägerung der beiden Häuser mit Freuden begrüßt. Die beiden Völker sind stammverwandt, die Principien der Regierungsform nähern sich mehr und mehr, und die natürlichen Interessen der beiden Staaten stehen sich nirgend ernstlich gegenüber. Aber England ist keine sichere Stütze. Der ungeheure Horizont, den seine Interessen umfassen, fängt an, für die Mittel des Staats zu groß zu werden. Indien, China, Japan, das Mittelmeer, Gibraltar — überall Conflicte, die sich der Berechnung entziehn; jetzt sogar Conflict mit Spanien, dessen Expedition gegen Marokko doch der zweckmäßigste Ausgang aus einem fast dreißigjährigen Bürgerkriege zu sein scheint; überall so verwickelte Beziehungen, daß persönliche Sympathien und Leidenschaften nicht selten den Ausschlag geben. Wir halten die Carricaturen, die man in deutschen Blättern von Lord Palmerston gibt, für das, was sie sind. Lord Palmerston ist einer der wenigen europäischen Staatsmänner, die neben Napoleon dem Dritten noch eine eigne Politik verfolgen; aber es ist eine incommensurable Politik, wenigstens

für unsere Interessen. Außerdem ist die Lage jetzt so, daß die drei Staaten Rußland, England und Preußen in Beziehung auf Italien das gleiche Interesse haben: sowol den östreichischen als den französischen Einfluß, sowol das Papstthum als die Revolution zu bekämpfen, und für die Aufrichtung eines unabhängigen italienischen Königthums zu arbeiten.

Einigen sich die drei Staaten in diesem Princip, so kommt der Congreß unter haltbaren Bedingungen zu Stande, der Friede wird erhalten, dem Uebergewicht der beiden kriegführenden Mächte ein Ziel gesetzt, und Deutschland wird erkennen, daß sein Gewinn durch diese Combination der größte ist.

Aber was wir schon in der vorigen Woche hervorhoben: aus dieser wie aus jeder andern Combination wird Preußen nur dann gekräftigt hervorgehen, wenn es vorher eine einheitliche innete, eine einheitliche äußere Politik bei sich feststellt, und darum haben wir die Betrachtungen über zwei so weit voneinanderliegende Gegenstände, Schiller und Rußland, aneinander gereiht. Preußen ist seiner geographischen Lage und seiner Geschichte nach ein Staat des Lagers, der nur dann gedeiht, wenn die Regierung wirklich regiert, d. h. von einem wirklichen Gedanken getragen wird.

† †

Literatur.

Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland. Von Hofrath L. Preller. — Weimar, Böhlau. — Die würdige Feier einer edlen Frau, der Tochter Pauls des Ersten, die, geb. 1786, 1804 als Schwiegertochter Karl Augusts in den Kreis von Weimar eingeführt wurde, durch Schillers „Huldigung der Künste" freudig begrüßt, und die bis an ihren kürzlich erfolgten Tod allem Schönen und Edlen die wärmste liebevollste Theilnahme gewidmet, alles Gute gepflegt und beschützt hat. Mit ihrer Schwiegermutter Louise und ihrer Großmutter Amalie wird ihr Name unsterblich bleiben. — Und hier ist der Ort, einer Verwandten zu gedenken, die dieses edlen Hauses würdig war: der verstorbenen Herzogin Helene von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. (Ihre Biographie ist in deutscher Uebersetzung in Leipzig, bei Lehmann, von Leuter, und in Berlin bei Springer erschienen). Hätten sämmtliche Glieder des Hauses Orleans einen so energischen, pflichtgetreuen Willen gezeigt als diese Frau, vielleicht hätte das Unheil der Februarrevolution vermieden werden können. An ihre Söhne knüpfen sich alle Hoffnungen derer, die Frankreich noch für fähig halten, ohne Einbuße an Kraft freisinnige und volksthümliche Einrichtungen zu ertragen. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der 10. November 1859.

Was Schiller war, wird heute so vielseitig erörtert werden, daß wir unsre Aufmerksamkeit auf eine andre Frage richten: was bedeutet für uns das heutige Fest? Die Feier eines großen Todten gilt immer den Lebendigen, sie ehren sich selber, sie sprechen ihre eignen Bedürfnisse und ihren eignen Besitzstand aus. Schiller ist ein großer Dichter, dem nie Ehre genug angethan werden kann, aber die Aufregung, die heute wie ein elektrischer Funken über den gesammten Erdkreis zuckt, muß doch noch einen andern Sinn haben.

Zunächst feiern wir in Schiller den Vertreter unsres goldenen Zeitalters, jenes Zeitalters, welches die griechische Einheit von Denken und Empfinden durch Kunst und Philosophie wieder herzustellen trachtete. Von diesem allgemeinen Streben ist keiner unsrer Dichter so tief durchdrungen gewesen als Schiller, der zwischen Kant und Goethe vermittelt, dessen philosophische Studien der Kunst gedient haben und dessen Poesie die Welt der Ideen verkörpert hat. Dieses goldne Zeitalter ist nur scheinbar ein vergangenes. Man ist zuweilen daran irre geworden: in unserm Dichten und Trachten nimmt die Politik einen breiten Raum ein, die materiellen Interessen haben einen gedeihlichern Boden gefunden, in der Religion hat man andere Pfade gesucht. Es ist aber ein ganz falsches Vorurtheil, als ob ein großes geistiges Interesse das andre verdrängen müßte, im Gegentheil fördert jedes aufrichtige, hingebende Streben nach einer bestimmten Seite hin, das verwandte Streben nach der andern, und wir, die wir allerdings mit Staatsrecht, Gemeindeordnung, mit den positiven Wissenschaften und mit der materiellen Seite des Lebens viel mehr zu thun haben als unsre Großväter, wir hegen zugleich mit einer viel wärmern Andacht die Schätze einer schönen Vergangenheit. Wie unendlich seit den letzten sechzig Jahren die Theilnahme für Schiller und

Goethe gewachsen ist, darüber kann der Baron Cotta die beste Auskunft geben. Vor sechzig Jahren bildeten die Freunde der schönen Literatur eine exklusive Gesellschaft, heute gehört dazu das ganze Volk. Und man begnügt sich nicht, die unsterblichen Dichtungen jener Tage zu studiren und sie dem Gedächtniß einzuprägen, man verräth auch ein menschliches Interesse für die Poeten und ihre Schicksale. Wer irgend im Stande ist, uns über ihr Leben, ihre Verhältnisse, ihre Ideen einen neuen Aufschluß zu geben, der wird mit dem lebhaftesten Danke begrüßt, und der Eifer geht so weit, daß wir in dem kleinen Leben jener Tage beinahe mehr zu Hause sind, als in den unsrigen. Das ist keine Romantik, sondern nur die gerechte Anerkennung, daß jene Periode für unsre Bildung die wichtigste war.

Unsrer schönen Literatur verdanken wir zuerst die Anerkennung des Auslandes. So gleichgiltig sich der patriotische Stolz über diese Anerkennung der Fremden aussprechen mag, es ist doch von der höchsten Wichtigkeit, denn das gesunde Selbstgefühl einer Nation, wie eines Individuums, ist nicht ganz unabhängig von dem Umstand, daß sie nicht erst nöthig hat andern gegenüber ihren Werth zu erweisen. Der Credit hat auch in der moralischen Welt seine volle Geltung. Im letzten Heft der revue de deux mondes gesteht ein geistvoller Kritiker zu, die Deutschen hätten in allen wahrhaft geistigen Dingen die Initiative gehabt. Das ist sogar zu viel gesagt, aber es ist nicht etwa eine vereinzelte Stimme, sondern eine Meinung, die mehr und mehr Boden gewinnt. Es ist eben ein Adels- oder Creditbrief.

Die schöne Literatur des vorigen Jahrhunderts hat unter allen geistigen Bewegungen, welche unser Selbstgefühl und unsre äußere Anerkennung gesteigert haben, den ungeheuern Vorzug, daß sie vereinigt, anstatt zu trennen. Das ist z. B. ein Vorzug vor der Reformation, die im übrigen den Segen der spätesten Enkel verdient. Und gerade in ihrer Ferne liegt jetzt ihre versöhnende Kraft. Als Schiller und Goethe noch lebten, gab es im Lager der Heiligen Hader und Zwiespalt genug; jetzt steht uns das ganze Zeitalter wie ein wundervoll einheitliches Gemälde in glänzenden Farben gegenüber. In politischer wie in religiöser Hinsicht sind wir leider noch getrennt wie früher, aber von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, durch alle fünf Welttheile, so weit der uralte germanische Wandertrieb unsre Landsleute zerstreut hat, fühlt jeder Deutsche sich stolz gehoben, wenn man den Namen Goethes

und Schillers nennt. Verfeindet mit der Obrigkeit, unzufrieden mit der Menge, aus der Heimat verbannt, ohne äußern Schutz gegen die Anmaßungen des Ausländers: ich bin ein Landsmann Goethes und Schillers, das ist mein Adelsbrief! Man sieht, daß die Freudenfeuer diesseit und jenseit des Oceans kein bloßes Kinderspiel sind.

Was war der wahre Inhalt des Zeitalters, als dessen Repräsentanten wir Schiller verehren? — Es war der Begriff der Humanität, der Glaube an die Wirklichkeit und an die Einheit des Guten und Schönen, die Ueberzeugung, daß die Erde eine Wahrheit ist, daß die Ideale auf ihr wachsen, wie die Blumen des Frühlings, daß der Himmel über ihr steht, aber nicht außer ihr; daß die Menschen, nach Gottes Ebenbild geschaffen, das Recht und die Fähigkeit haben, das Göttliche aus der eignen Brust zu schöpfen. Dies war der Glaube, dem unsre Dichter und Denker ein reiches und schönes Leben weihten, der ihnen Kraft gab, immer neu zu schaffen, der ihr Leben beseeligte und ihre Werke verklärte. — Diesen Glauben hat man uns zu verkümmern gesucht, man hat, um den Himmel zu bereichern, die Erde wieder arm machen wollen, man hat das Göttliche dem Menschlichen entgegengesetzt, den unbekannten Gott in ein finstres Dunkel verbannt, und die höchsten, ja die heiligsten Erregungen des Herzens gebrandmarkt. Gegen diese Anmaßungen einer lichtscheuen Zunft ist das Schillerfest ein lebendiger Protest des deutschen Volks.

Warum ist Schiller von unsern Dichtern der populärste? Auch seine Feinde, die Romantiker, haben es sehr gut gewußt und ihn deswegen grimmig gehaßt: weil er den sittlichen Kern des deutsche Volkslebens zu treffen und mächtig zu erregen wußte. Er selbst verstand sich nicht immer, er bemühte sich zuweilen, wetteifernd mit Jenen Kunststücke zu machen in der Weise der Griechen oder Spanier; aber was von ihm fortlebt in dem Herzen des Volks, das hat er aus dem Herzen des Volks geschöpft. Andre Nationen, z. B. alle romanischen, haben ihre Freude am Klang, am bloßen Spiel der Phantasie, am Witz: der Deutsche wird wahrhaft nur dann erregt, wenn sein Gemüth ins Spiel kommt, und zwar sein Gemüth in den allgemeinen Beziehungen des wirklichen Lebens. Niemand wird leugnen, daß die individuellen subjectiven Regungen des Gemüths bei Göthe eine viel reichere Nahrung finden als bei Schiller, daß sein Lied der Liebe, selbst sein Lied der Freiheit in viel

reicheren Modulationen spielt: aber das Gemüth objectiv in die wirkliche Welt des Lebens zu projiciren, hat er nur selten versucht. Daß er es freilich vermochte, zeigt „Herrmann und Dorothea". Das deutsche Gemüth ist, wo es nicht irre geleitet wird, ernst bis zum Argwohn, nur dem Gläubigen gibt es sich hin, aber diesem unbedingt. Freilich war Schiller nicht blos ein Gläubiger im vollsten Sinne des Worts, sondern auch ein großer Dichter, der Glaube allein würde es nicht thun.

Der nationalste Dichter der Deutschen ist nicht derjenige, der die mittelalterlichen Rüstungen am deutlichsten malt, sondern derjenige, der den ethischen Kern des Volkslebens am kräftigsten berührt. Man hat den Deutschen die Fähigkeit zur Politik abgesprochen und bis jetzt haben sie sich freilich ungeschickt genug auf diesem Felde bewegt; sie können nicht anders handeln, als aus vollem Gemüth heraus, im Zwange des Glaubens. Sich schnell in die Zustände zu finden und nach ihnen das Maaß des Handelns zu nehmen, ist ihre Sache nicht. Aber stellt ihrem Gemüth das Verhältniß des Guten zum Bösen sinnlich, handgreiflich vor, daß sie sehen und glauben; schlagt die Saite an, die in dem ganzen Pulsschlag ihres Herzens widerklingt, so wird es an Muth, an Aufopferung und an Entschlossenheit nicht fehlen und es wird, im Gegensatz zu den romanischen Völkern, die heute ein Haus aufrichten, um es morgen einzureißen, jene zähe Ausdauer der bürgerlichen Arbeit hinzukommen, die bereits Welttheile für die Kultur erobert hat. Auch dieser Gedanke, der kein flüchtiger Traum, sondern ein unerschütterlicher Glaube ist, möge das Schillerfest beleben.

J. S.

Huttens Schriften.

Ulrichs von Hutten Schriften herausgegeben von Eduard Böcking. Zweiter Band. Briefe von 1521 bis 1525. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1859.

Kaum ist es ein halbes Jahr her, daß das Erscheinen des ersten Bandes der Böcking'schen Ausgabe von Huttens Werken uns erfreute, so beruhigt uns schon die rasche Nachfolge des zweiten über den Fortgang des verdienstlichen Unternehmens. Von dem Herausgeber wußten wir wol, daß er durch langsam gereifte Vorarbeiten zu ununterbrochener Fortsetzung desselben gerüstet war: um so löblicher ist es, daß auch der Verleger durch die für den Buchhandel nicht am wenigsten bedrohlichen Kriegs-Aspecten des vergangenen Sommers sich nicht hat entmuthigen oder aufhalten lassen.

Wir erhalten nun in diesem zweiten Bande den Rest der Briefe von, an und über Hutten, vom Jahr 1521 bis zu seinem Tode und beziehungsweise noch über denselben hinaus; worunter bei dem weiten Sinne, in welchem der Herausgeber den Begriff des Briefes faßt, mehrere ziemlich umfangreiche Sendschreiben, Streit- und Schutzschriften, wie Huttens Entschuldigung (S. 130—149) und Expostulatio mit Erasmus (S. 180—248 mit der deutschen Uebersetzung), nebst des letzteren Spongia (S. 265—324) enthalten sind. Ueber Huttens Tod hinaus theilt uns Böcking noch mit, was von namhaften Zeitgenossen, einem Luther, Melanchthon, Erasmus, Justus Menius, Otto Brunfels, Eppendorf u. A. in verschiedenem Sinne über den Verstorbenen geurtheilt und verhandelt worden ist; wozu endlich allerlei, zum Theil spätere Grabschriften, Epigramme und sonstige Notizen, nebst etlichen neueren Erkundigungen nach Huttenschen Reliquien, kommen.

Die Einrichtung des Werkes ist dieselbe geblieben wie wir sie zum vorigen Bande beschrieben haben, und unsrer dort ausgesprochenen Voraussetzung gemäß macht eine chronologische Tabelle sämmtlicher in beiden Bänden enthaltenen Stücke, mit Angabe des Schreibers, des Adressaten, des Ortes und Datums (bei Briefen; bei Schriften des Titels) und der Anfangsworte, den Beschluß. Ein außerdem beigegebenes alphabetisches Register sämmtlicher im Index bibliographicus verzeichneten Schriften und Sammlungen gehört theils zu diesem Index, theils gibt es zum Voraus an, in welchem Theile der Böcking-schen Ausgabe eine jede der dort aufgeführten Schriften zu finden sein wird. Wie den ersten Band ein Bildniß Huttens, so ziert diesen zweiten ein Facsimile seiner schönen und ausdrucksvollen Handschrift: ein längerer Brief an Beatus Rhenanus, in der frischen Siegesfreude unmittelbar nach dem Würtembergischen Feldzuge geschrieben.

Ist in allen diesen Stücken die von Böcking getroffene Einrichtung geradezu als Muster zu empfehlen, so wollen wir doch einer kleinen Unbequemlichkeit, die uns zufällig bei diesem Bande fühlbarer als bei dem früheren geworden ist, hier zu gedenken um so weniger unterlassen, als es dem Herausgeber ein Leichtes sein wird, sie bei den folgenden Bänden aus dem Wege zu räumen. Die verschiedenen von ihm benützten Ausgaben, beziehungsweise Handschriften der hier gesammelten Werke werden unter dem Texte, wo ihre Varianten angeführt sind, in herkömmlicher Weise durch Buchstaben und Zahlen bezeichnet, und dabei auf den Index bibliographicus verwiesen, wo dieselben des Näheren beschrieben und gleichfalls nach Buchstaben und Zahlen geordnet sind. Will ich also ein Stück in der Böckingschen Ausgabe mit Bedacht lesen, so schlage ich die betreffende Nummer des bibliographischen Index nach, um mich über die Quellen zu unterrichten, aus denen der Herausgeber seinen Text hergestellt hat; und da wäre es nun eine große Erleichterung für das Gedächtniß, wenn Zahlen und Buchstaben auf beiden Seiten dieselben wären. Z. B. wenn im Index eine Handschrift unter A, eine Abschrift unter B, die ältesten Drucke unter 1, 2, 3, mehrere späteren Ausgaben unter 4—6, die Abdrücke bei Wagenseil und Münch endlich unter 7 und 8 angeführt sind, so müßten sie unter dem Text durch dieselben Ziffern bezeichnet sein. Nun findet es aber der Herausgeber mit Recht nicht von allen Ausgaben der Mühe werth, ihre Varianten in den Noten zu berücksichtigen, und wenn auf diese Weise z. B. die Nummern 4—6 ausfallen, so läßt er 7 und 8 vorrücken, so daß es kommen kann, daß etwa Münch, der im Index unter 8 stand, unter dem Text durch 5 bezeichnet ist. Das, wie gesagt, ist ebenso störend, als es leicht zu beseitigen sein wird.

Manches Neue, das bisher entweder ungedruckt, oder an Orten gedruckt war, wo es nicht leicht Jemand suchte, hat Böcking auch in diesem Bande wieder ans Licht gebracht. Leicht das Merkwürdigste darunter dürften die aus einer Mecklenburgischen Urkundensammlung entlehnten Actenstücke über Franz des I. Bewerbung um die deutsche Krone sein, eröffnet durch ein Schreiben, das Hutten von dem Augsburger Reichstage des Jahres 1518 aus im Auftrage seines Herrn, des Kurfürsten von Mainz, an den französischen Geschäftsträger, einen märkischen Edelmann, richtete (S. 477 ff.). Hier sehen wir recht in das schmähliche Treiben deutscher Fürsten hinein, bei denen die Krone und das Wohl des Vaterlandes zur käuflichen Waare geworden waren. 8000 Livres jährlich war die Taxe für einen Kurfürsten, wofür mehrere derselben sich dem Könige des feindlichen Nachbarvolkes ordentlich vermiethet hatten. Unsere Fürsten waren es wahrhaftig nicht, durch welche das deutsche Reich noch beinahe drei Jahrhunderte lang zusammengehalten worden ist. — In dem Briefe Veit Werlers an Pirckheimer, den Böcking aus Heumanns

Sammlung einrückt (S. 150), muß man sich wundern, wie er den gemüthlichen Nachruf an den todtgesagten Hutten um den schönen Schluß verkürzen mochte: Utcunque sit, umbris illius tenuem ac sine pondere terram opto, spirantesque crocos et reliqua quae sequuntur. Nämlich bei Juvenal, Sat. VII, V. 207 f.:

Di majorum umbris tenuem et sine pondere terram
Spirantesque crocos et in urna perpetuum ver.

Wie in der Zweckmäßigkeit der äußern Einrichtung, so steht auch in Absicht auf die innere Gediegenheit der Arbeit dieser Band seinem Vorgänger vollkommen gleich; ja er zeigt, wie uns bedünken will, des Herausgebers Kenntniß noch erweitert, seine Sorgfalt geschärft, so daß dem Recensenten nur eine magere Nachlese übrig geblieben ist.

Auch diesmal, wie schon zum vorigen Bande, möchte sich dieser an verschiedenen Stellen der Lesart der ältesten Drucke gegen Aenderungen des Herausgebers annehmen. So lesen in Huttens Invective gegen die Cardinäle und Bischöfe zu Worms die beiden ältesten Ausgaben: at jam et docere vos si sciatis etiam, pudet, et pessime vivere non pudet. Eine Abschrift unter den Spalatinschen Papieren (in der Note bei Böcking unbequem durch 3 bezeichnet, während sie im Index bibliographicus unter B stand) läßt das zweite et hinweg, und der Herausgeber folgt ihr, oder schlägt vor, et in at zu verwandeln (S. 25, Z. 1. 2 und die Note). Allein ein Thun das ein Lassen, und ein Lassen das ein Thun sein sollte, als gleich verkehrt durch ein doppeltes et zusammenzurücken, ist grade ächt lateinischer Sprachgebrauch, und so scheint auch Hutten in dem von ihm selbst durchcorrigirten Exemplar der Invectiven sich wol gehütet zu haben, sie zu streichen; denn wenn das zweite, dann müßte auch das erste et getilgt werden, wodurch die Lesart der Spalatinschen Abschrift sich schon zum Voraus als Fehler verräth. Etwas weiter unten in derselben Schrift, wo des Apostels Paulus Verhalten zu Thessalonich den jetzigen Priestern als Muster vorgehalten wird, hat die älteste Ausgabe: (der Apostel versichere, evangelium praedicantem se) nihil studio, avaritia, vel inani gloria admisisse. Spätere Ausgaben, und mit ihnen Böcking, lesen: studio avaritiae vel inanis gloriae. Allein vergleichen wir die Stelle 1 (diese Zahl fehlt bei B.) Thess. II. 5, so finden wir hier wie dort eine Dreitheilung: 1) οὔτε ἐν λόγῳ κολακείας ἐγενήθημεν (bei Hutten kurz: nihil studio se admisisse; studio, wie in dem Taciteischen sine ira et studio); 2) οὔτε ἐν προφάσει πλεονεξίας (Hutten: avaritia); 3) οὔτε ζητοῦντες ἐξ ἀνθρώπων δόξαν (Hutten: vel inani gloria). Diese Lesart würden wir selbst gegen eine eigne spätere Correctur Huttens festhalten, dem dann offenbar die ursprüngliche Beziehung auf die apostolische Stelle entfallen gewesen sein müßte. — In seinem Sendschreiben an Karl V. tadelt Hutten den Kaiser, daß er sich, statt mit

Kriegsmännern, mit Pfaffen umgebe. Er könnte, sagt er ihm, nahe gelegene Beispiele davon beibringen, in welches Unheil diese Menschen oft unsere früheren Fürsten hineingeführt haben, et ostendere, quam debeat optimo jure suspecta esse vobis horum consuetudo. Hier liest Böcking gegen die beiden ältesten Ausgaben nobis; da doch vobis, sc. principibus, einen ganz schicklichen Sinn gibt. — So sehe ich auch keinen Grund, in der Stelle des Huttenschen Briefs an Prugner (255, 16): literas hisce perferendas trade, statt hisce huc zu vermuthen, da jenes die Ueberbringer zu bezeichnen scheint, denen die Briefe gleich mit auf den Rückweg gegeben werden sollten. — In seinem Sendschreiben an Crotus führt Justus Menius dem ehemaligen Freunde zu Gemüthe, es scheine ihm nicht wohlgethan, quod ejusmodi libellis abs te editis, .. in praefationem amarulentam, in criminatores Cardinalis tui, aulicis fucum facere studes. In den Worten: in praefationem am. vermuthet der Herausgeber einen Schreib- oder Druckfehler und schlägt versuchsweise per praefationem vor (S. 459). Allein die bittre Vorrede hatte ja nicht Crotus geschrieben, sondern über die von Luther zu Croßners Predigten geschriebene hatte er sich in seiner Apologia beschwert: diese war ein libellus editus in praefationem amarulentam (Lutheri), in criminatores Cardinalis (Alberti). — Der lange Brief des Erasmus an Botzheim vom 1. Februar 1528 ist freilich in der Goldastischen Ausgabe von Pirckheimers Werken, wo er sich meines Wissens zum erstenmale findet, höchst fehlerhaft abgedruckt. Gleichwol möchte ich in dem Satze, S. 432, Z. 26 bei B., die Lesart bei Goldast weniger unrichtig als die Böckingsche nennen. Eppendorf, heißt es hier, auf seine Entschuldigung bei Erasmus wegen des Drucks der Expostulatio bedacht, habe von Hutten ein Schreiben beigebracht, in welchem dieser erklärte, libellum nunquam exiturum fuisse, si Epph. paruisset consiliis. Das abgekürzte Wort ergänzt Böcking zu Epphendorpius: allein es muß vielmehr Epphendorpii heißen: die Schrift würde nie herausgekommen sein, wenn er (Hutten) Eppendorfs Rathschlägen gefolgt wäre. Nur so war Huttens Brief ein Entlastungszeugniß für Eppendorf; da das Andere: wenn Eppendorf seinen (Huttens) Rathschlägen gefolgt wäre, jenen vielmehr belastet haben würde. Den Satz zu Anfang derselben Seite bezeichnet Böcking als laus non sanus, und vermuthet insbesondere statt tetigit animum, amicum. Allein die Stelle ist vollkommen heil bis auf etliche ungeschickte Interpunktionen. Man lese: Paulo post Jo. Botzemus.. saevo rumore territus huc accurrebat e Constantia; ilico tetigit animum [sc. meum], hoc agi [um die Abkaufung der Huttenschen Expostulatio]; simulatque licuit seorsum colloqui (nam Epphendorpius . . nusquam non aderat Corycaeum agens) rogo, num ea de causa venisset etc.

Umgekehrt würde ich aber auch an verschiedenen Stellen die Lesart ändern, wo Böcking nicht geändert, oder anders ändern als er geändert hat.

In Huttens Brief an Joachim von Maltzan (S. 478, 9) würde ich statt illud adiutaris ut literae reddantur unbedenklich adnitaris lesen; in seinem Brief an Luther (58, 19) statt sic me respondisse, te wenigstens vermuthen; S. 481, 34 statt vindictam exportare deberent, wo Böcking reportare bessert, expectare in den Text setzen, während ich S. 153, 12 den falschen Accent χαριείς aus der Schuler-Schultheßschen Ausgabe von Zwinglis Werken nicht herübergenommen haben würde. In dem Sendschreiben des Justus Menius an Crotus war des Olearius Verbesserung (S. 458, 19 B.): quantum novarum artium invexerint Lutherani, statt innexerint dankbar anzunehmen, da für Einführung neuer Sitten u. dgl. inveho ebenso das solenne Wort wie innecto, einflechten, seltsam und unpassend ist; und wie leicht war die Verwechslung! S. 30, 24 pertinacia necessariae statt -a, S. 479, 12 ut .. perducere statt -res und Aehnliches sind ohne Zweifel Druckfehler.

Auch seiner Pflicht als Erklärer ist der Herausgeber in diesem Bande wo möglich mit noch mehr Emsigkeit und Genauigkeit als in dem vorigen nachgekommen. Kein geschichtlicher Punkt von Erheblichkeit ist ohne Erläuterung, kaum eine Anführung oder Anspielung ohne Nachweisung geblieben. Indeß, wenn in Eobans Brief an Draco über Huttens Streit mit Erasmus bei den Worten: nam undique bella, horrida bella, et Geram multo spumantem sanguine cerno (254, 5 f.), wenn hier Böcking unter dem Texte bemerkt, Letzteres sei ein Hexameter, so hätte er immerhin auch hinzusetzen mögen, woher derselbe und der halbe vorher genommen sind, nämlich aus Virgil. Aen. VI, 86 f., wo die Sibylle sagt:

. . . . bella, horrida bella,
Et Thybrim multo spumantem sanguine cerno.

Ebenso war zu den Worten des Menius (458, 22): antequam hoc Lutherano phyramate sic fermentaretur Germania, auf das Paulinische: μικρὰ ζύμη ὅλον τὸ φύραμα ζυμοῖ, 1 Kor. V, 6. Galat. V, 9, und auf die dem Schreiber widerfahrene Verwechslung der Brodmasse mit dem Sauerteig aufmerksam zu machen.

Zu Gerbels Worten: Hessenus Scoto nostro etc. (S. 379) würde der Herausgeber schwerlich fragweise: Eobanus Hessus? in die Note gesetzt haben, wenn ihm gegenwärtig gewesen wäre, daß ja Hessenus eben jenes ἑσσήν ist, durch welches einst Reuchlin den Beinamen Hessus gräcisirt, und woraus dann Eobans Freunde dessen poetisches Königthum, die Quelle so vieler Scherze, hergeleitet hatten. — Unter dem Romanus Pasquillus, dessen Freimüthigkeit in Deutschland zur Verspottung der Geistlichkeit nachzuahmen, Crotus seinen Freund Hutten veranlaßt haben soll (Sendschreiben des J. Menius, S. 461, 10), möchten wir nicht mit Böcking den Dialog Pasquillus, sondern die Pasquino genannte Bildsäule in Rom, an welche Spottschriften angeheftet zu werden

pflegten, als Unterredner und wol auch Verfasser von Satiren gedacht, verstehen. — An einer andern Stelle müssen wir den Herausgeber der Verwechslung des Gartens Gethsemane mit dem Paradiesgarten beschuldigen. Et tu secutus es praedicatorem evangelicum, schreibt Hutten an Justus Jonas nach Worms, ut in horto sis cum illo (56, 8), und Böcking setzt in die Note: horto, i.e. paradiso cf. Luc. XXIII, 43 (die Worte Christi zum Schächer: Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn). Allein, wenn noch in demselben Briefe Hutten bedauert, daß den Crotus sein unseliges Erfurter Rectorat abgehalten habe, quo minus et ipse conjiceret se in optabile discrimen, und wenn Eoban in einer Elegie, die uns der Herausgeber gleich auf der folgenden Seite zu lesen gibt, den Jonas um eben jener Begleitung willen anredet:

Ause parata sequi velut in sua fata ruentem,

so ist klar, daß jener Garten, in welchem Jonas dem Herolde des Evangeliums zur Seite sein wollte, kein Paradies, sondern ein recht ausgesetzter, lebensgefährlicher Posten war. So hat es auch der alte Uebersetzer in der Walchischen Ausgabe von Luthers Werken, Th. XV, S. 1951, Johann Frick, gefaßt, wenn er übersetzte: daß ihr mit ihm im Rosengarten euch befindet. Allein solche Anspielung auf ein Glied der deutschen Heldensage wäre bei Hutten ungewöhnlich, dessen Phantasie vielmehr in den Vorstellungen und Bildern der classischen Welt, und soweit er mit der Reformation in Berührung kam, der Bibel, sich bewegte. Als Luther gen Worms zog, um sich vor Kaiser und Reich zu stellen, war die allgemeine Befürchtung seiner Anhänger, dort werde der weltliche Arm sich seiner bemächtigen, gleichwie einst im Garten Gethsemane des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet ward: und dahin dem Nachfolger Christi gefolgt zu sein, hier ihn nicht, wie dort die Jünger den Herrn, verlassen zu haben, das rechnet Hutten dem Jonas als pietatem omni amore dignam an.

Schon in unsrer Anzeige des ersten Bandes haben wir den Feuereifer bemerklich gemacht, mit welchem Böcking für seinen Ritter an allen Widersachern desselben zum Ritter wird. Schon dort ahnten wir aus verschiedenen Wetterzeichen insbesondere für Erasmus den Ausbruch eines bösen Hagelwetters in diesem zweiten Bande, der ja nun die Actenstücke des zwischen ihm und Hutten geführten Streits enthält. Doch auch hierin, wie in manchen andern Stücken, hat der Herausgeber unsre Erwartung übertroffen. Es ist nichts Geringeres als ein moralischer Vernichtungskrieg, den er in diesem Bande gegen Erasmus führt. Er stellt ihn als einen Menschen dar, dem seine Gemächlichkeit und Eitelkeit über alles ging, der niemals Jemand geliebt und verehrt hat als sich selbst, dem Lüge Gewohnheit, Falschheit andere Natur war. Die mancherlei Schwächen und bedenklichen Fehler des Erasmus verkenne ich schon deswegen nicht, weil sie unmöglich zu verkennen sind; aber

der Herausgeber möge sich einmal die Aufgabe stellen, aus den moralischen Factoren, die er an demselben übrig läßt (mag er an Talent so viel hinzuthun als ihm beliebt), zu erklären, was Erasmus gewesen ist und geleistet hat, ob die Rechnung herauskommen wird. Indeß, in eine Würdigung des Charakters von Erasmus einzugehen und die Einseitigkeit der Böckingschen Betrachtungsweise aufzuzeigen, ist hier unsres Amtes nicht; wol aber das, zur überflüssigen Bestätigung des Satzes, daß Leidenschaft nie gut thut, nachzuweisen, wie den Herausgeber sein Widerwille gegen Erasmus mehrfach in seinem eigenen Berufe als Erklärer irre geführt, gegen den zu Tage liegenden Sinn mancher Stellen verblendet hat. Erasmus schreibt einmal an Pirckheimer: Durero nostro gratulor ex animo: dignus est artifex, qui nunquam moriatur. . . Nos eodem in statu fuimus, malo ex re nihili nato: persentiebam animo voluptatem quandam, quod ex hoc turbulentissimo seculo migraturus essem ad Christum (S. 251 f.). Diese Stelle findet Böcking wo nicht verdorben, doch dunkel, und mag dem Erasmischen Hohn oder Selbstruhm, der darin stecke, gar nicht weiter nachgehen. Und nun, was ist es? Erasmus wünscht dem großen Maler, einem Künstler, der billig gar nicht sterblich sein sollte, Glück zur Wiederherstellung seiner Gesundheit; er selbst habe einst an dem gleichen Uebel gelitten, das aus einem geringfügigen Anlaß entstanden gewesen und lebensmüde, wie er längst sei, habe er sich schon seiner bevorstehenden Auflösung gefreut. In der That, hier ist nirgends ein Dunkel, außer im Auge des Herausgebers, und nirgends ein Uebelwollen als in seiner Gesinnung gegen Erasmus.

Besonders in der Spongia unterbricht der Herausgeber den Schriftsteller alle Augenblicke mit feindseligen Zwischenreden. „Wahrhaft Erasmisch, aber nicht wahr! Boshafte Verdrehung von Huttens Worten! Schon wieder Selbstlob! So einfältig bist du nicht, Erasmus, daß das dein Ernst sein könnte!" so geht es fort bis zu dem Nachruf am Schlusse: Bene vale, niger Erasme! Leider geschieht diesem hiermit nicht selten nur sein Recht. Bisweilen aber doch auch das Gegentheil. Einmal erinnert er Hutten an seinen Brief für den Kurfürsten von Mainz, den er ihm einst als Einschluß geschickt, und den Hutten, statt denselben, wie ihm freigestellt war, entweder zu übergeben oder zu cassiren, indiscreterweise hatte drucken lassen (S. meine Biogr. Huttens II, S. 280 f.). Dabei bedient er sich des Ausdrucks: er habe den Brief an Jemanden geschickt, qui nulli notior est quam Hutteno. Und in dieser Wendung, die in ironischer Rede so natürlich als alltäglich ist, findet Böcking eine eigenthümlich Erasmische Malice (Erasmice non dicis: ad ipsum Huttenum S. 311). Wo der bekanntlich früh gealterte Erasmus von der seinen grauen Haaren schuldigen Ehrfurcht spricht, wirft Böcking ein, er sei doch damals erst 56 Jahr alt gewesen (S. 273); ein andermal berechnet er,

er selbst, der Herausgeber, sei jetzt grade so alt wie Erasmus als er seine Spongia schrieb, ohne sich darum, wie dieser, einzubilden, daß das bloße Alter auch jammernde alte Weiber ehrwürdig mache (S. 316 f.). Kaum hat Erasmus in dem famosen Brief an Laurinus ausgerufen: O plus quam Phalarides ac Mezentios! (158, 27) als schon der Herausgeber in der Note murrt, in ähnlicher Art winsele Erasmus wegen seiner Steinschmerzen auch in einem Brief an den Papst Adrian. Hier hatte er nämlich den calculus einen Tyrannus longe Mezentio et Phalaride crudelior genennt. Allein in der Stelle des Briefs an Laurin ist vom Stein gar nicht die Rede, noch wird überhaupt über Krankheit geklagt. Im Gegentheil, Erasmus sagt, in einer Zeit, da er so gesund wie lange nicht gewesen, haben seine Feinde ihn bald an unheilbarem Fieber darniederliegen, bald vom Pferde stürzen und am Schlagflusse sterben lassen, kurz ihm mehr und grausamere Todesarten angethan als ein Phalaris und Mezentius ihm hätten anthun können. Und auf diese Worte hin, die an eine ihm widerwärtige Stelle eines andern Briefs anklingen, meint Böcking auch jetzt den Erasmus wieder über jene Krankheit lamentiren zu hören.

Doch nicht allein von Seiten des Charakters tritt er diesem zu nahe, auch als Gelehrten und Schriftsteller sucht er ihn möglichst herabzusetzen. Sein Stil möge anmuthig sein, aber lateinisch sei er nicht (286); die Mangelhaftigkeit seines geographischen Wissens eine bekannte Sache. Letzteres aus Anlaß der allerdings irrigen Notiz, die Erasmus beibringt, Constanz habe ehedem Bregantum geheißen; wo indessen, wenn ihm dies zur Last geschrieben wurde, die Billigkeit erforderte, die anmuthige Schilderung der Bodenseelandschaft, die sich an derselben Stelle findet*), ihm gut zu schreiben: mit seinem Verhalten gegen Hutten hängt ja Eines so wenig wie das Andere zusammen.

*) S. 165, 33 ff. bei B. Ich will die hübsche Stelle übersetzt in die Anmerkung bringen. Nachdem Erasmus von den guten Tagen gesprochen, die er zu Constanz als Gast seines Freundes, des Domherrn Joh. v. Botzheim, verlebt hatte, fährt er also fort: „Auch die Lage des Ortes sagte mir zu; denn vor Constanz liegt ein großer See, der sich in die Länge wie in die Breite viele Meilen weit erstreckt, und dabei äußerst lieblich ist. Seine Anmuth erhöhen waldige Berge, die sich von allen Seiten zeigen, einige aus der Ferne, andere von Nahem; es ist, als wollte der Rhein, nachdem er sich in den Schluchten und Klippen der Alpen abgemüdet, hier als in einer freundlichen Herberge sich gütlich thun; gemächlich fließt er mitten durch, um sich bei Constanz wieder in sein Bett zusammenzuziehen, wo er dann auch seinen Namen wieder annimmt, während der See sich immer lieber nach einem anliegenden Orte nennen ließ. . . Auch sehr fischreich soll dieser sein und von kaum glaublicher Tiefe, so daß an manchen Stellen die Entfernung der Oberfläche vom Grunde 100 Ellen betrage; man sagt nämlich, seine Gewässer decken ungeheure Gebirgsmassen zu. . . Nachdem der Rhein den See rechts gelassen und an Constanz vorübergeflossen, macht er wie in muthwilligem Spiel eine Insel, auf welcher ein berühmtes Jungfrauenkloster steht; bald jedoch vereinigt er sich wieder und bildet einen kleineren See. . . Von da strömt er in ordentlichem Bette weiter, das zwar viele Wirbel hat, doch immer noch einigermaßen schiffbar ist, bis zu dem Städtchen Schaff-

Was übrigens die Geographie der Vorzeit betrifft, so hatte wenige Seiten vorher Böcking selbst den Beweis geliefert, wie in diesem Felde auch der Gelehrteste leicht irre gehen kann. Er nennt dort Wiesensteig, woher ein Brief Veit Werlers datirt ist, ein Städtchen im Ulmischen Territorium (S. 151). Allein Wiesensteig gehörte niemals zum Ulmischem Gebiete, sondern um jene Zeit den Grafen von Helfenstein, mit deren einem wahrscheinlich ebendamals Werler jene Jagdritte in den Waldgebirgen umher machte, die er in dem Brief an Pirckheimer so launig schildert.

Zum Schlusse kann ich dem Leser die angenehme Mittheilung machen, daß bereits am vierten Bande von Huttens Werken gedruckt wird, und daß in diesem für die deutschen Bestandtheile die allzu kleine Frakturschrift mit einer größern vertauscht sein wird. Der vierte Theil wurde nämlich vor dem dritten in Angriff genommen, um nach den Briefen, als nach der biographischen Einleitung, die Leser gleich zu den Dialogen, und damit in den Mittelpunkt und Kern von Huttens schriftstellerischer Thätigkeit einzuführen. Von den Huttenschen Dialogen wird gleichzeitig mit dem Original eine neue Uebersetzung erscheinen, mit deren Ausarbeitung ich so eben beschäftigt bin. Der Deutsche soll seinen Hutten lesen können, wie er seinen Luther und seinen Schiller liest.

D. F. Strauß.

Die Steuerreform in Mecklenburg.

2.

Der Stand der Steuerverhandlungen.

Wenn man das ziemlich umfangreiche Material unbefangen prüft, welches die commissarisch-deputatischen und andern Verhandlungen (erstere zwischen Verordneten der Ritterschaft, der Binnenstädte [der Landschaft] und der Stadt Rostock angestellt) zu Tage gefördert haben, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß eine Einigung hauptsächlich deshalb gescheitert ist, weil die Participienten durchaus das Problem lösen wollten, eine Besteuerung aufzufinden, die für die Betheiligten eine möglichst geringe Last sei und die zugleich möglichst auf dem von den Contrahenten vertretenen Principe hier der directen,

---

hausen; unfern von hier sind dann die Wasserfälle, über welche sich der Rhein mit großem Getöse hinunterstürzt, wiewol er auch sonst öfters von Stromschnellen unterbrochen und durch Klippen gehemmt, daher auch wenig zur Schifffahrt geeignet ist bis nach Basel".

dort der indirecten Besteuerung allein beruhe. Der erste Wunsch ist allerdings ein sehr berechtigter, der zweite beruht auf den innersten Verhältnissen des Landes. Man erkennt aber doch, daß bei jenen Verhandlungen weit mehr das Interesse der Verpflichteten, als das staatliche berücksichtigt wurde, wenigstens daß eine Unterordnung des ersteren unter das letztere nicht stattfand, ferner daß bei der Wahrung des principiellen Standpunktes ohne wesentliche Zugeständnisse ein Conflict mit den Grundbedingungen einer vernünftigen, zeitgemäßen Besteuerung stattfinden mußte. Als diese Grundbedingungen wurden schon erwähnt einmal das Verschmelzen der verschiedenen persönlichen Interessen zum Gesammtinteresse des Landes, sodann die Vereinigung directer und indirecter Erhebungen zum geordneten Systeme.

Die Ritterschaft Mecklenburgs nun ist unbedingt für rein directe Besteuerung, hat sich der indirecten von jeher lebhaft widersetzt und ist deshalb zwar der Aufhebung oder Umänderung aller jetzt bestehenden indirecten Abgaben nicht entgegen, will dieselben aber nicht durch neue indirecte Abgaben, am wenigsten wenn sie von größerer Ausdehnung als bisher sein sollen, ersetzt haben. Es streitet hiergegen theils ihr eigenes Interesse, da, wie wir gezeigt haben, dasselbe bei dem bestehenden Abgabensysteme eine, nach ihrer Ansicht natürlich berechtigte Berücksichtigung erfährt. Ferner glaubt sie auch im Interesse ihrer Untergebenen zu handeln, welche nach unserer Darlegung ebenfalls beziehungsweise gering belastet sind, und es ist nicht zu leugnen, daß die Rücksicht auf letztere einen gewissen Zwang auf die Ritterschaft ausüben muß. Endlich ist auch nicht selten eine wahre und aufrichtige Ueberzeugung von dem Vortheile rein directer Abgaben mit im Spiele. Dagegen ist sie durchaus im Irrthum, wenn sie behauptet, daß eine rein directe Besteuerung den Staatsbedürfnissen genüge, ja daß sie überhaupt consequent durchzuführen sei; denn es wird hierbei übersehen, daß jede directe Besteuerung derjenigen Personen, welche irgend einen Handel treiben oder irgend ein Handwerk üben, factisch immer und ewig eine indirecte sein wird und muß. Das Princip directer Besteuerung aller Staatsbürger ist thatsächlich unmöglich, oder man erkenne von Anfang an allerlei Exemtionen als nothwendig an. Wie soll z. B. die reine Einkommensteuer, dem Principe nach eine treffliche Abgabe, den Reichen richtig treffen, dessen Einkommen nicht zu controliren ist? Wie soll die gleichfalls principiell richtige Abgabe vom Grundbesitze, von Gärten, Aeckern, Vieh u. s. w. in der Weise auferlegt werden, daß sie den Steuernden genügend trifft, da sie sich unmöglich dem wirklichen Ertrage, vielmehr immer nur einer äußeren Schätzung anpassen kann? Annähernde Steuern sind hier aber nicht genügend und indirecte Abgaben werden zu einer möglichst gleichmäßigen Belastung immer nothwendig sein.

Die directe Besteuerung wahrt allerdings ganz besonders den Vortheil

des wohlhabenderen Theiles der ländlichen Bevölkerung, zumal der Landwirthe. Der Gutsbesitzer, der Pächter fühlt sich nur leicht belastet, besonders wenn ihm, wie gegenwärtig, eine von Abgaben freie Einfuhr seiner Consumtionsartikel gestattet ist. Erstreckt sich diese auch auf solche Gegenstände, welche ihm zum guten Betriebe der Landwirthschaft förderlich oder nothwendig sind (Eisen, Salz, Guano u. s. w.), so muß diese Erleichterung nothwendig auf die Untergebenen zurückwirken, sei es direct durch höhere Lohnzahlung, sei es indirect durch vermehrte Arbeit und Verbesserung des Grundbesitzes. Dagegen wird schon eine leichte Belastung sich fühlbar machen, ja, eine hohe Belastung kann, bei dem gewöhnlich großen Umfange der hiesigen Güter, in Zeiten des Geldmangels sehr drückend, sogar gefährlich werden.

Die letztere Betrachtung ist geeignet, den Gedanken eines Anschlusses an den Zollverein entschieden von der Hand weisen zu lassen, da in diesem die erwähnten Artikel für Mecklenburg durchaus zu hoch belastet sind. Das so entstehende Mißverhältniß läßt sich zwar wahrscheinlich auflösen, aber es wirkt doch für den Augenblick feindlich durch die Bevölkerung des Landes, welche in der Landwirthschaft ihren allgemeinen Mittelpunkt hat. Und so wird denn auch von Seiten der an die Landwirthschaft zunächst gebundenen Ritterschaft der Widerstand gegen indirecte Abgaben von irgend erheblicher Bedeutung erklärlich; denn darüber darf man sich keinen illusorischen Ansichten hingeben, es ist gewiß, daß die Folge derselben und ihrer gleichmäßigen Vertheilung zuerst eine beiweitem größere Belastung aller dem ritterschaftlichen Theile des Landes zugehörigen Personen sein wird. Wir wollen indessen hiermit nicht behauptet haben, daß diese materielle Seite aus der Einführung bedeutenderer indirecter Abgaben die Ritterschaft (Gutsbesitzer) zum Widerstande gegen solche hauptsächlich oder gar allein führe. Die Bereitwilligkeit zu größeren persönlichen Leistungen herrscht gerade zumeist in diesen Kreisen, ebenso der Wunsch und die Bereitwilligkeit, die Härten und Unbilligkeiten der bestehenden Verhältnisse zu mildern und zu beseitigen.

Der Widerstand gegen indirecte Steuern und demnächst gegen den Anschluß Mecklenburgs an den deutschen Zollverein geht von Seiten der Ritterschaft hauptsächlich aus ganz anderen Gründen hervor, und diese Gründe widersprechen auch Allem, was einen späteren Anschluß allmälig anzubahnen geignet sein könnte. Das Zollvereinssystem würde unserer Ansicht nach dem Wohle des Landes dann erst angemessen sein, wenn der hiesigen Landwirthschaft zu einem sicheren Betriebe diejenigen Erleichterungen zu Theil würden, welche ihr nothwendig sind. Dahin gehören u. A. erleichterte Einfuhr von Eisen, Wegfall der Salzsteuer u. A., worauf wir später zurückkommen werden. Wir betrachten die ganze finanzielle Frage, welche obschwebt, aber von einem gänzlich parteilosen Standpunkte aus, wie es sich gebührt, wenn sie endlich ein-

mal zu voller Klarheit gebracht werden soll. Nicht so die Ritterschaft; sie sieht — wie wir zugestehen können, von ihrem Standpunkte aus mit Recht — durch solchen Anschluß ihre Stellung, ihre staatliche Bedeutung in hohem Grade afficirt. Theils würden, indem sich ohne Zweifel Fabriken bildeten, die ländlichen, wie alle Arbeiter des Landes in einigem Maße selbstständiger werden, das „patriarchalische Verhältniß zwischen Herrn und Leuten“, worauf man so großes Gewicht legt, sich lockern, theils würden die Gutsbesitzer selbst, indem sie zur Anlage von Fabriken verschiedener Art schritten, einer Staatscontrole unterliegen, kurz, das alte „heilige“, „von Alters her“ bestehende Patrimonialwesen würde einen bedeutenden Bruch erleiden und — hic Rhodus, hic salta! Die Ritterschaft in ihrem adeligen Theile, (auch einige bürgerliche Individuen) in ihr wird dem Anschlusse Mecklenburgs an den Zollvereine niemals freiwillig zustimmen, weil sie dadurch den ersten Schritt zu ihrer factischen Auflösung thun würde. Das ist unvermeidlich, das muß sich jeder Freund des Zollvereins und Jeder, welcher die Einführung eines parlamentarischen Systems wünscht, klar machen, wie es die Ritterschaft thut, und das zeigt dem liberalen Theile der Gutsbesitzer, beiläufig gesagt, den Weg zur Erreichung ihres Zieles. „Die mecklenburgische Verfassung ist mit dem principialiter geltenden sogenannten directen Abgabensysteme auf das Innigste verwachsen“, so daß sie durch die Einführung eines indirecten Systems geschwächt resp. aufgelöst würde. Denn ihre Kraft beruht „auf der immer neu zu gewährenden Bewilligung genau zu berechnender Steuern“, d. h. mit anderen Worten darauf, daß die Ritter- und Landschaft dem Staate die jedesmal nöthigen Summen immer erst bewilligen muß und ihn so von sich in Abhängigkeit erhält.

Handelt es sich um eine Reform der mecklenburgischen Abgaben, so liegt dem Blicke der Anschluß an den Zollverein selbstverständlich am nächsten. Deshalb mußten wir hier zeigen, wie die Ritterschaft während sie die Pflicht gegen das Land zu jener treibt, durch die Rücksicht der Selbsterhaltung von diesem abgemahnt wird. Dadurch entsteht natürlich ein Conflict und die Frage: Quid nunc? Diese aber hat man nun aus der Mitte der Ritterschaft durch den Entwurf eines Erhebungssystems zu lösen versucht, welchen man ohne unsere vorgängige Darlegung jedenfalls mißverstehn würde, wie sofort gezeigt werden soll. Man hat nämlich vorgeschlagen, „die bisherigen directen Abgaben (Personal-, Grund-, Einkommen-, Häusersteuer) beizubehalten, die bisherigen indirecten aber wegfallen zu lassen und dafür einen Grenzzoll einzurichten, dessen Höhe so gering sei, daß sie nicht zur Defraude locke, aber doch die erforderliche Aufkunft decke“. Dies Project liegt nun seit fast einem Decennium als offene Frage da. Ueber seinen ersten Theil, die Beibehaltung der directen Abgaben, einigten sich die Commissarien leicht, ebenso über die Nothwendigkeit des Wegfalles der indirecten Abgaben. Der Grenzzoll aber, dessen Höhe anfänglich zu $^{1}/_{12}$ Thlr. von je-

dem Centner der Einfuhr vorgeschlagen war, machte Schwierigkeiten, da sich die Auskunft aus ihm als viel zu gering erwies. Die Ritterschaft gab demzufolge zu einem Zolle von ⅙ Thlr. pro Centner, neben welchem die Kaufmannschaft des ganzen Landes eine Klassensteuer von 100—120,000 Thlr. aufbringen solle, ihre Zustimmung; aber auch dieser schien den Deputirten der Städte zu gering, die Last für die Kaufmannschaft daneben zu bedeutend, und so beantragten sie ¼ Thlr. pro Centner bei freier Einfuhr solcher Waaren, welche diese Summe nicht würden tragen können, dazu Wegfall jener Klassensteuer der Kaufleute. Hierüber ist nun bis heute eine Einigung nicht erzielt, da die ritterschaftlichen Commissarien ihre weitere Betheiligung ablehnten. Sie erblickten, wie das Diarium der betreffenden Verhandlungen sagt, in dem Vorschlage von ¼ Thlr. pro Centner das Bestreben, diesen Eingangszoll nicht sowol zu einem Mittel zur Aushülfe, als vielmehr zu einem Mittel zur Ablösung aller bisherigen Zölle und Steuern, auch der directen, zu machen."

Betrachtet man nun dies Project genauer, bedenkt man die Controle, welche durch solchen Eingangszoll, sollte er nicht völlig illusorisch bleiben, nothwendig wäre; berücksichtigt man die dadurch dauernd geschaffene Absperrung eines kleinen Staates, wie Mecklenburg, und die ungeheure Gefahr, im Falle irgend welche eintretende Verhältnisse eine Störung des Handels zur Folge haben würden, so muß man gestehen, daß das Scheitern des vorgelegten Projectes nicht zu bedauern ist. Wir sagen, es sei nicht zu bedauern, weil die Befürchtung nahe liegt, daß eine so kostspielige, in sich unhaltbare Absperrung des Landes dies dem Zollvereine zwingend in die Arme führen muß. Trotz aller Wünsche für den Anschluß aber kann man nicht einem solchen das Wort reden, der bedingungslos und ohne die für Mecklenburg wünschenswerthen Rücksichten geschehen würde. Einer der tüchtigsten Staatsmänner sagt von diesem Projecte: „Die Absperrung Mecklenburgs durch eine eigene Zollgrenze würde so viele und so große Uebelstände in ihrem Gefolge haben, ohne wesentlichen Nutzen zu leisten, daß sie auf irgend eine Weise bald wieder würde beseitigt werden müssen."

Bei dem Vorschlage zur Einführung des Grenzzolles handelte es sich, wie wir oben gezeigt, um eine Aufbringung von ca 193,000 Thlr.*) Ein Zoll von 12 ß.**) pro Centner würde, wenn die Gesammteinfuhr, mit Ausschluß einiger nothwendig freien Gegenstände (Eisen, Bauholz, Salz u. s. w.) und mit Einschluß der jetzt defraudirten Einfuhr, so wie der von Zoll befreiten Einfuhr

*) Diese Summe ergibt sich, wenn der Transitozoll auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn beibehalten wird. — Die Einfuhrsumme pro 1856 ergibt aus den Tabellen des statistischen Büreaus, bei Abrechnung von Heu, Stroh, Baumaterialien, Brennmaterialien, Dünger, Erde, Thon, Salz, Roheisen aller Art u. dgl. m. 901,000 Centn.

**) 48 ß. (Schillinge) = 30 Sgr. = 1 Thlr. preuß. Cour.

der Nichtkaufleute ꝛc., in ungefährer Schätzung zu höchstens 1,200,000 Centn. veranschlagt würde, den Betrag ergeben von 300,000 Thlr.

Davon ab die Erhebungskosten mit ca 25%	75,000 „
bliebe reiner Ertrag	225,000 Thlr.
Ein Zoll von 8 ſh. pro Centn. würde bei einer gleichen Einfuhr, weil in diesem Fall keine Waaren mehr besteuert werden könnten, ergeben	200,000 Thlr.
Davon ab die Erhebungskosten mit 25%	50,000 „
bliebe reiner Ertrag	150,000 Thlr.

Hierzu würde die Classensteuer der Kaufleute zu rechnen sein, welche aber mit 100 bis 120,000 Thlr. zu hochgegriffen ist. In beiden Fällen würde die Aufkunft, wenn sie sich in der berechneten Weise gestalten würde, (s. u.) freilich genügen, und dieser Umstand erweckt dem betreffenden Projecte mehr Freunde als wünschenswerth ist. Hinsichtlich der Ansätze ist zu bemerken, daß die Einfuhrsumme sehr hoch ist, daß dagegen die Erhebungskosten bisher, so weit nicht die Magistrate die Aufkunft leiten, 27% betragen, und infolge der Beibehaltung oder Pensionirung jetziger, so wie der Anstellung neuer Beamten einen höhern Betrag für die erste Zeit gewiß machen. Uebrigens ist es auch eine allgemeine Ansicht, daß die Bewachung der verhältnißmäßig sehr langen Grenze von fast 50, mit Einschluß von M. Strelitz von 60 Meilen, sehr theuer sein werde.

Der Handelsstand wünscht in seinem Interesse einen möglichst freien innern Verkehr, ein möglichst indirectes Abgabensystem und Zollerhebung an der Grenze. Daß er diesen Weg einschlagen muß, um sich mit Erfolg zu kräftigen und einem fernern Sinken vorzubeugen, hat sich aus dem ersten Theil dieser Abhandlung ergeben. Seine nächste Aufgabe ist dahin zu streben, daß die Zollerhebung an der Grenze und in solcher Höhe stattfinde, daß einer weitern Einführung directer Steuern vorgebeugt werde. Er muß auf Befreiung des innern und Transitoverkehrs dringen, dahingegen die ihm von den ritterschaftlichen Commissarien zugewiesene Classensteuer von 100—120,000 Thlr. gänzlich ablehnen. Es würde, wie sich aus dem Diarium der commissarischen Verhandlungen ergibt, eine solche die bedeutendsten Handlungshäuser Rostocks mit einer Summe von 1600 Thlr. jährlich belasten. Daß diese ihnen aber nicht angesonnen werden kann, liegt auf der Hand, und geschähe es, so würde die Folge sein, daß einzelne Firmen ihre Handlungen niederlegten, andere sich vereinigten u. s. w. Dadurch würde die Aufkunft der Steuer gleich wieder in Frage gestellt; es entstände ein Ausfall, der entweder zur Wiedereinführung eben beseitigter Steuern oder zur Erhöhung der Grenzzölle führte, also das nach sich zöge, was man grade vermeiden wollte. Man erkennt, daß jede Aenderung der bestehenden Verhältnisse, welche nicht zur radicalen Abhilfe der

Beschwerungen führt, mindestens für die Dauer ohne Vortheil ist. Wir glauben auch, daß sich aus dem bisher Gesagten von selbst ergibt, wie das Project eines Grenzzolles von höchstens ¼ Thlr. pro Centn. für Mecklenburg in sich unhaltbar sein müsse.

Legte man dagegen, unter Beibehaltung der obengenannten directen Steuern, dem Lande einen Grenzzoll von ¼ Thlr. pro Centn. auf, so würde der innere Verkehr wahrscheinlich den hiesigen Seehäfen fast gänzlich zufallen und eine Befreiung desselben möglich sein. Hierdurch würde Hamburg einen sehr bedeutenden Markt verlieren, den an andrer Stelle wieder zu gewinnen, es mit Sicherheit dem Zollverein sich anschließen würde. Geschähe aber dies, so würde Mecklenburg auf jeglichen Durchfuhrhandel von nennenswerther Erheblichkeit verzichten müssen, und doch hofft man und strebt man nach einem solchen mit aller Kraft. Aber das isolirte Mecklenburg würde bald in eine Lage gerathen, deren Schilderung wir nicht zu geben brauchen, da es nur zu ersichtlich ist, daß die Consumtion des kleinen Landes für den Handel mit immer noch bedeutenden disponiblen Capitalien für die Rhederei, für die Industriellen aller Art u. s. w. nicht genügt. Ob man das Land von einer Seite dahin führen möchte, bleibe dahingestellt; wenn aber der Verfasser bei häufiger persönlicher Rücksprache mit rostocker Kaufleuten die Behauptung aussprechen hörte, daß bei der Einrichtung eines Grenzzolles von ¼ Thlr. pro Centn. ein Anschluß an den Zollverein „nicht nöthig sei, weil Mecklenburg für sich bestehen könne," so läßt sich das nur dadurch erklären, daß man die wahrscheinlichen Folgen hiervon nicht genügend erwogen hat oder, verzweifelnd unter dem Druck des Bestehenden, nach der ersten besten Abhilfe greift. Dazu kommt dann, daß das Grenzzollproject auf dem Papier doch immer die erforderliche Summe nachweist, und vielleicht hegt man auch die Hoffnung, daß es nur ein Uebergang sein werde. Und ein solcher könnte es ganz entschieden nur sein; denn Mecklenburg kann eben nicht für sich bestehn. Schon der Connex mit Hamburg weist dies nach, wenn man erwägt, daß letzteres seinen Anschluß an den Zollverein bisher deshalb ablehnte, weil es Rücksicht auf Mecklenburg nehmen mußte. — Lübeck ist jetzt in Allem so ziemlich mit Wismar und Rostock in gleicher Lage, seine Kaufleute sind hinsichtlich der Steuer im Lande den mecklenburgischen gleichgestellt, während auswärtige Kaufleute sonst eine höhere Steuer entrichten; durch die Einführung eines Grenzzolles kommt es in die Lage Hamburgs.

Wir haben bei der Besprechung dieses Grenzzollprojectes länger verweilt, theils weil dasselbe mit allerlei Modificationen immer von Neuem wieder auftaucht und dadurch die bestehenden Zustände in die Länge zieht (welche wir — beiläufig erwähnt — jenem durchaus vorziehen, weil sie endlich und in nicht langer Zeit doch Besserem weichen müssen), theils weil wir fürchten, daß auf

seiner Basis demnächst eine Vereinbarung zu Stande kommt. Hat doch kürzlich sogar ein hoher Steuerbeamter dasselbe vertheidigt, womit er freilich nur bewies, daß er nicht über die Einnahmesummen auf dem Papier hinaus zu sehen vermag, aber dennoch ein verführendes Beispiel gab. Wenn nun weiter ein förmlicher Grenzzolltarif für Mecklenburg ausgearbeitet ist (aus welchem wir einzelne Ansätze nach dem Arch. f. Landesk. 1859 S. 469 hier geben: pro Zollcentn. von 100 Pfd. entrichten: Kaffee 36 ßh., Raffinade 24 ßh., Rohzucker 8 ßh., Syrup 4 ßh., fabric. Rauchtabak 2 Thlr., Blättertabak 1 Thlr., Cigarren und Schnupftabak 4 Thlr., Reis 4 ßh., Stangeneisen 2 ßh., Talg 12 ßh., Salz 2 ßh., Bier 12 ßh., Glaswaaren 2 Thlr. Seiden- und Wollenwaaren 4 Thlr. u. s. w.), so ist in dieser Abgabe in rein fiscalischer Hinsicht — abgesehen also von den Verfassungsverhältnissen — doch nichts anderes zu erkennen, als eine Modification des Zollvereinstarifs, der, wenn man das Präcipuum und die jetzt wahrscheinlich zu erreichenden Erleichterungen in der Einfuhr bestimmter Artikel mit veranschlagt, annähernd das gleiche Resultat geben würde. Aber dies annähernd gleiche Resultat würde Mecklenburg in diesem Fall nur durch eine theure Grenzbewachung, durch seine Isolirung und deren Folgen erreichen, wofür man dann freilich die Genugthuung hätte, die Verfassung für den Augenblick gerettet zu haben. — Es ist uns gradezu unbegreiflich, wie der auf einer trefflichen Basis, Capital und Rhederei, ruhende Handel den Gedanken eines Grenzabschlusses zu fassen vermag in einer Zeit, wo überall der Handel seine Netze über die ganze Welt zu spinnen strebt. Er dürfte solches bald bitter bereuen. —

Die Reform der mecklenburgischen Abgabenverhältnisse dreht sich um die Punkte, welche wir hier hervorgehoben haben. Gegenwärtig steht demnach Dreierlei zur Frage, nämlich

1) Die Beibehaltung des Bestehenden, welches drückend und unzweckmäßig ist,

2. die Modification desselben vermittelst eines fiscalischen Grenzzolles, dessen Höhe noch unentschieden ist, und

3. Der Anschluß an den deutschen Zollverein.

Ein Viertes ist nicht wohl denkbar. Wir haben die ersten beiden Punkte der Betrachtung unterzogen und werden jetzt auch die Eventualitäten des letztern berücksichtigen müssen. Dies soll im Nachstehenden geschehen, wobei wir vorläufig das noch hervorheben, daß bei unsrer Untersuchung einzig die finanziellen Verhältnisse berücksichtigt werden sollen, um welche es sich hier allein handeln kann.

Militärische Tagesfragen.

7.

Das niederrheinische Kriegstheater.

c. Geschichtliches.

Als am 20. April 1792 Ludwig der Sechzehnte an Oestreich hatte den Krieg erklären müssen, machten die Franzosen mit der Armee Rochambeau's einen Einfall in das heutige Belgien (welches bekanntlich damals Oestreich gehörte), um dem Angriffe der Coalition zuvorzukommen. Dieser Einfall ward von den Oestreichern unter dem Herzog von Sachsen-Teschen ohne Mühe abgewiesen. Bei Valenciennes wurden die Trümmer der französischen Armee gesammelt und nun ernstere Anstalten getroffen, um sich dem Angriffe der Coalition, welcher sich schon vorbereitete, zu widersetzen. Die Alliirten hatten, um die Entscheidung gegen das revolutionäre Frankreich zu suchen, das niederrheinische Kriegstheater gewählt. Die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig, 64000 Mann stark, sollte von Coblenz über Thionville, Verdun, Chalons direct auf Paris losgehen; ihre rechte Flanke sollten 15000 Oestreicher unter Clerfayt, gleichzeitig von Luxemburg vorrückend decken; auf dem äußersten rechten Flügel sollte der Herzog von Sachsen-Teschen von Mons aus mit 25000 Mann die französische Nordgrenze überschreiten, um hier französische Streitkräfte festzuhalten und zu beschäftigen, ebenso sollte auf dem linken Flügel der Fürst Hohenlohe über Germersheim mit 18000 Mann auf Landau gehen. Dieses letztere Corps was das einzige, welches auf dem oberrheinischen Kriegstheater wenigstens seine Operationen beginnen sollte. Nachdem es aber Landau eingeschlossen hätte, sollte es mit seinem Gros gleichfalls auf das niederrheinische Kriegstheater zur Hauptarmee rechts abmarschiren. Von französischer Seite konnten diesem Angriffe begegnen: erstens die Armee des Centrums unter Luckner, welche das Elsaß auf dem rechten Flügel besetzt hielt und auf dem linken im Lager von Fontoy bei Thionville etwa 20,000 Mann zusammen hatte, also grade auf der Operationslinie des Herzogs von Braunschweig; dann die Nordarmee, von welcher 25,000 Mann unter Lafayette bei Sedan, 8000 unter Dubouquet bei Maubeuge und 10,000 unter Beurnonville bei Lille standen. Vorausgesetzt, daß der Herzog von Braunschweig schnell vordrang, brauchte er nur Luckner bei Fontoy entschieden zu schlagen und sich dann sofort rechts zu wenden, um auch die einzelnen bei Sedan, Maubeuge, Lille aufgestellten Corps eines nach dem andern zu schlagen und dann auf Paris zu marschiren. Aber ein rasches Vordringen war allerdings bei dem alten Verpflegungswesen und bei den überdies noch schlecht getroffenen

Anstalten schwierig. Die für die Hauptarmee gewählte Operationslinie, welche blos geometrisch betrachtet höchst vortheilhaft erscheint, hatte übrigens bei jeder Art der Verpflegung den großen und sehr zu beachtenden Nachtheil, daß sie durch wenig fruchtbares und reiches Land führte. Der Herzog von Braunschweig brach am 15. Juli 1792 von Coblenz auf, erreichte am 25 Juli die französische Grenze, erließ hier sein berüchtigtes Manifest und vertrieb am 19. August Luckner, der sich auf Metz zurückzog, aus dem Lager von Fontoy. Von Coblenz bis Fontoy sind in grader Linie zwanzig Meilen, vom 15. Juli bis 19. August 35 Tage — die Franzosen hatten alle Aussicht Zeit zu gewinnen. In der That machte der Herzog von Braunschweig nun erst Halt, um die Festung Longwy auf seiner rechten Flanke wegzunehmen, welche am 24. August capitulirte, darauf marschirte er auf Verdun, das er am 2. September nahm. Der Fürst Hohenlohe hatte am 8. August Landau eingeschlossen und ward nun mit seinem Corps nach Thionville herangezogen, um diesen Platz zu belagern. Clerfayt, der mit dem Vorrücken Braunschweigs gleichzeitig aus dem Luxemburgischen vorgegangen war, schloß mit einem Theil seines Corps Montmedy ein, ging mit dem Rest nach Stenay vor und schob seine Avantgarde ans linke Maasufer. Am 2. September waren also nicht blos Clerfayt, sondern auch der Herzog von Braunschweig mit der Hauptarmee solide an der Maas postirt. Doch vom 15. Juli bis zum 2. September sind schon 49 Tage. In der französischen Armee hatten die ersten Schritte der Alliirten eine ziemliche Desorganisation hervorgebracht; doch der Zeitgewinn hatte Gelegenheit gegeben, diese in ihren schädlichsten Wirkungen zu überwinden. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig hatte zu Paris am 10. August den Sturm der Tuilerien und den Beschluß der Suspension des Königs zur Folge. Der unbedeutende Lafayette, der immer nur daran dachte, eine Rolle zu spielen, und den seine Eitelkeit trotz tausend Enttäuschungen immer wieder verführte, zu glauben, daß er es auf jede ihm beliebige Weise könne, verließ darauf seine Armee, um in Paris für Ludwig den Sechzehnten zu wirken, und floh, da ihm dies nicht gelang, zu den Verbündeten. Vom 10. August ab waren daher die Truppen bei Sedan und mit ihnen die andern Corps der Nordarmee ohne Oberbefehl. Als Clerfayt bei Stenay erschien verließ das Corps von Sedan nach dem Rufe: wir sind umgangen! der allen jungen Truppen geläufig und gefährlich ist, seine Stellung und war am 20. August nicht blos in vollem Rückzug, sondern in wahrer Flucht auf den Straßen nach Rheims und Chalons, als Dumouriez, an Lafayettes Stelle zum Oberbefehlshaber der Nordarmee und sämmtlicher Streitkräfte an der Nordostgrenze ernannt, von Paris aus ihm begegnete, es sammelte und nach Sedan zurückführte, wo er am 25. August eintraf. Hier kam bald die Nachricht von dem Vorgehen des Herzogs von Braunschweig auf Verdun an und bestimmte Du-

mouriez, durch einen Rechtsabmarsch die Stellung in den Argonnen, an der Aire, zwischen Clermont und Croix aux Bois zu gewinnen, um sich in diesem schwierigen Terrain dem Herzog von Braunschweig direct gegenüberzustellen. Am 31. August ließ er deßhalb die Vortruppen Clerfayts bei Stenay hinter die Maas zurückwerfen und stand am 4. September in seiner neuen Stellung.

Um sich in dieser möglichst zu verstärken hatte er an seine detachirten Unterbefehlshaber verschiedene Befehle erlassen. Dubouquet und Beurnonville sollten dem Herzog von Sachsen-Teschen das Feld an der Nordgrenze bis auf die Festungsbesatzungen frei geben. Dubouquet mußte mit seiner verfügbaren Mannschaft nach le Chêne populeux marschiren, um hier den äußersten linken Flügel der Argonnenstellung einzunehmen. Beurnonville ward nach Chalons an der Marne berufen, um hier den Kern einer Reserve für die Argonnenstellung zu bilden. Kellermann, der 25,000 Mann der Armee des Centrums bei Toul gesammelt hatte, mußte, um diese Reserve zu verstärken, nach Vitry an der Marne zurückgehen. Da der Herzog von Braunschweig nach der Einnahme von Verdun noch mehrere Tage mit Recognoscirungen hinbrachte, durch welche er absolut nichts Neues erfuhr, so konnten die Franzosen ihre neuen Stellungen ganz ungehindert einnehmen. Endlich entschloß sich der Herzog von Braunschweig die linke Flanke der Argonnenstellung Dumouriezs, welche schwach besetzt war, zu umgehen. Clerfayt mußte demgemäß von Stenay vorrücken und bemächtigte sich am 13. September des Postens Croix aux bois. Nun ließ der Herzog von Braunschweig der Front von Dumouriezs Argonnenstellung nur 6000 Hessen bei Verdun gegenüber und marschirte mit seiner Hauptmacht über Grand Pré auf Vouziers an der Aisne. Er vereinigte sich auf diese Weise mit Clerfayt und stand nun mit bedeutenden Kräften in der linken Flanke der Macht Dumouriezs. Dubouquet, der sich bei le Chêne populeux durch den Verlust des Postens von Croix aux bois vollständig von Dumouriez isolirt sah, ging sofort gegen Chalons zurück. Am 18. und 19. September marschirte der Herzog von Braunschweig von Vouziers auf Somme Tourbe und Somme Vionne. Nach seinen Erfahrungen bis jetzt mochte er annehmen, daß dieser Marsch Dumouriez zum sofortigen Aufgeben der Argonnenstellung, die ja durch ihn umgangen war, bestimmen werde. Indessen beschloß Dumouriez in der Argonnenstellung zu bleiben und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Er concentrirte vom 14. bis 16. September nicht blos die Truppen, über welche er unmittelbar verfügte, bei St. Menehould, er rief auch Beurnonville von Chalons und Kellermann von Vitry eben dahin. Braunschweig gewann mit seinem äußersten rechten Flügel am 20. September Morgens von Somme Vionne und Somme Tourbe aus die Straße von St. Menehould nach Chalons und nahm den Anlauf zu einem Angriffe, bei welchem er zwischen der französischen Armee und Paris

stand. Wäre dieser Angriff entschieden durchgeführt worden und wäre er geglückt, so würde die französische Armee, von ihren natürlichen Rückzugspunkten abgedrängt, gegen den Rhein hin getrieben und völliger Vernichtung Preis gegeben worden sein. Indessen blieb es bei dem Anlauf. Die strategische Umgebung hatte das Resultat, welches man von ihr erwartete, Rückzug Dumouriezs auf Chalons und Paris nicht gehabt; die Schlacht, welche nun das gründlichere Resultat: Zurückdrängen der Franzosen gegen den Rhein, haben konnte, ward nicht geliefert, sie blieb in dem Stadium einer unfruchtbaren Kanonade, welche in der Kriegsgeschichte unter dem Namen der Kanonade von Valmy bekannt ist. Nach derselben blieb alles vorerst beim Alten. Doch gab der Nichterfolg dem französischen Oberbefehlshaber das Recht, Unterhandlungen anzuknüpfen, welche die Wiederherstellung der königlichen Macht im Hintergrunde sehen ließen, mit denen es ihm aber jetzt sicherlich nicht Ernst war, welche indessen der Zwiespalt zwischen den östreichischen und preußischen Führern, Repräsentanten des politischen Dualismus, zu einem vortrefflichen Resultate führte. Als Custine, der am Oberrhein 15,000 Mann gesammelt hatte, mit diesen Landau entsetzte, am 30. September Speyer nahm und nun den Rhein abwärts auf Mainz vordrang, da schloß der Herzog von Braunschweig alsbald mit dem Revolutionsgeneral eine Convention ab, welche ihm gestattete, wenigstens unbelästigt von feindlichen Truppen, wenn auch nicht von Hunger und Krankheiten, von letzteren namentlich in Folge der miserabeln Bekleidung der Soldaten, an den Rhein auf Coblenz zurückzugehen.

Dieser Feldzug von 1792 spiegelt alle spätern wieder ab, welche die Deutschen gegen Frankreich führten, sofern sie dabei nicht entschieden glücklich waren. Er sollte einmal der heute lebenden Generation genauer und mit besonderer Berücksichtigung des damaligen Verhältnisses zwischen Preußen und Oestreich vorgeführt werden. Am 20. September 1792 war der Nationalconvent zu Paris zusammengetreten. Er traf seine Maßregeln sogleich mit jener Kraft und mit jenem instinktiven Scharfblick, den nur Thoren ihm absprechen können. Nur Kellermann mit der sogenannten Moselarmee sollte den Preußen folgen, um sie, die vorerst ungefährlichen, zu beobachten; dagegen wurden drei Armeen gegen die östreichischen Niederlande in Bewegung gesetzt. Labourdonnaye, der im Verein mit dem von Dumouriez entsendeten Beurnonville am 8. October Lille, welches der Herzog von Sachsen-Teschen seit dem 29. September belagerte, entsetzt, sollte mit 18000 Mann der Nordarmee, an der Schelde abwärts operiren; Dumouriez mit der Armee von Belgien, 45,000 Mann, an der Sambre, Valence mit der Ardennenarmee, 15,000 Mann, an der Maas vorgehen. Die eigenthümliche Stellung der beiden deutschen Großmächte hatte es schon jetzt den Franzosen möglich gemacht, den Kampf der Hauptsache nach zu ihren Gunsten zu localisiren. Das Zersplitterungssystem der östreichischen Gene-

rale, welche, wie gewöhnlich, alles festhalten wollten, um dann alles zu verlieren, bewirkte, daß die Oestreicher bei Jemappes vor Mons am 6. November der Armee von Dumouriez nicht mehr als 14000 M. entgegenstellen konnten. Nach Verlust der Schlacht von Jemappes wichen die Oestreicher hinter die Roer und Erft, gegen Cöln zurück, mit ihrem äußersten linken Flügel unter dem Fürsten Hohenlohe von Thionville hinter die Saar. Dumouriez folgte der östreichischen Hauptarmee bis an die Roer, auf dem rechten Flügel der Franzosen ging Beurnonville, nunmehr Chef der Moselarmee, Hohenlohe folgend gegen die Saar vor. Custine drang über Speier weiter nordwärts und besetzte die Bischofsstadt Mainz, welche ihm ohne Widerstand überliefert ward, am 22. October; von dort warf er ein Detachement nach Frankfurt. Dumouriez getraute sich, insbesondere im Winter, nicht, seinen Sieg über die Roer hinaus gegen den Rhein hin und vielleicht im Glücksfalle über diesen Fluß zu verfolgen, da der Feind zumal noch immer die Linie des unteren Rheins — Holland — besaß, von wo er in die linke Flanke und den Rücken der französischen Armee auf deren Verbindungen vorbrechen konnte. Dagegen schien es nützlich, daß sich die Franzosen selbst Hollands bemächtigten, um jene mögliche Operationslinie dem Gegner zu nehmen und ihre eigne Basis gegen Deutschland zu erweitern, — und der Winter mit seinem Froste, welcher die Wasserhindernisse des Landes aufhob, schien gerade die rechte Zeit zu einem solchen Unternehmen. Dumouriez ließ daher unter Valence an der Roer und unter Miranda vor Mastricht zusammen 60000 M. stehn und brach mit 20000 M. in Holland ein, — am 17. Februar 1739. Da sich die Holländer den Franzosen nicht abgeneigt zeigten, drang er glücklich vor.

Nun aber hatte die am 21. Januar 1793 stattgefundene Hinrichtung Ludwig des Sechzehnten der bereits gelockerten Coalition neue Kraft gegeben und die Regierungen des ganzen übrigen Europa gegen Frankreich zu den Waffen gerufen. Die alliirte Armee an der Erft, jetzt unter Coburg, ward auf 70000 M. gebracht; die preußische Armee unter dem Herzog von Braunschweig, welche bei Coblenz ans rechte Rheinufer zurückgegangen war und schon am 2. Dez. 1792 die Franzosen wieder aus Frankfurt vertrieben hatte, concentrirte sich bei Bacharach; eine dritte Armee unter Wurmser, 30000 M. stark, ward auf dem oberrheinischen Kriegstheater bei Heidelberg zusammengezogen. Holländer und Engländer schickten sich an, etwaige glückliche Operationen der Armee Coburgs zu unterstützen und an der Seeküste entlang in Frankreich einzufallen. Anfangs März eröffnete Coburg seine Operationen von der Erft her. Die Franzosen unter Valence räumten ihre Stellungen an der Roer, ohne auch nur Widerstand zu versuchen, und flohen in einem Striche bis nach Löwen; da mußte Dumouriez sein glücklich begonnenes Unternehmen gegen Holland aufgeben. Er eilte zur Armee, sammelte von dieser wieder

47000 M. und führte sie von Neuem vorwärts dem langsam nachgerückten Coburg entgegen. Am 18. März kam es zur Schlacht von Neerwinden an der Gerte. Dieselbe blieb unentschieden, doch war bei den Franzosen eine solche Indisciplin eingerissen, daß dies Dumouriez zum Rückzuge bestimmte, den er zuerst auf Brüssel, dann aber, von den sich bei Antwerpen concentrirenden Niederländern in der linken Flanke bedroht, auf Ath und Condé antrat. Der Herzog von Braunschweig war unterdessen am 16. März aufs linke Rheinufer bei Bacharach übergegangen und zog den Strom aufwärts, während er zugleich durch ein rechtes Seitencorps unter Hohenlohe, die jetzt unter Ligneville stehende französische Moselarmee an der Saar im Schach halten ließ. Braunschweig vertrieb Custine von der Nahe, hinderte ihn die Besatzung von Mainz an sich zu ziehen und schloß diese Festung, welche auf dem rechten Rheinufer schon blockirt war, nun auch auf dem linken ein. Während seines Rückzuges nach der Schlacht von Neerwinden hatte Dumouriez mit dem Herzog von Coburg Unterhandlungen angeknüpft, welche wol zuerst nur darauf berechnet waren, diesen aufzuhalten, aber den französischen General immer weiter führten, so daß er schließlich daran dachte, die Armee für die Wiederherstellung des französischen Königthums zu bestimmen. Das mißlang und Dumouriez konnte sich persönlich nur durch die Flucht in Coburgs Lager retten. An seiner Stelle erhielt Dampierre das Commando über die gänzlich desorganisirte Armee an der Nordgrenze, welche im freien Felde kaum 40000 M. zählte, die überdies an der Grenze entlang in vier Lager zersplittert waren. Die Langsamkeit der Verbündeten gab Dampierre Zeit, die Armee einigermaßen zu organisiren. Die Armee unter Coburg an der französischen Nordgrenze zählte nach dem Einrücken der Holländer und Engländer in die Linie über 140000 M. Trotz ihrer Ueberlegenheit beschlossen die Verbündeten nur mit der höchsten Vorsicht zu Werke zu gehen. Das Centrum unter Coburg sollte zuerst die Festungen Condé, Valenciennes, le Quesnoy, Landrecies und Maubeuge erobern, während der rechte Flügel unter dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien seine rechte Flanke an der Schelde gegen Lille und 20000 M. unter Beaulieu an der Maas seine linke Flanke deckten. Coburg belagerte zuerst Condé und deckte die Belagerung durch eine Stellung südwärts Condé gegen Valenciennes. Dampierre machte am 30. April einen Entsatzversuch; dieser ward abgeschlagen und Coburg ging nun selbst gegen das Lager von Famars vor, wo es am 7. und 8. Mai zu Gefechten kam, die siegreich für die Verbündeten ausfielen und in denen Dampierre blieb. Die Franzosen flohen in das Cäsarslager zwischen Bouchain und Cambray, wo sich 20000 M. versammelten, deren Commando, sowie das der übrigen Truppen an der Nordgrenze Custine übernahm. Coburg ließ nun auch Valenciennes einschließen. Am 10. Juni fiel Condé, am 28 Valenciennes; Custine der

nichts gethan hatte, dies zu hindern, es freilich auch nicht gekonnt hatte, ward abberufen, guillotinirt und durch Kilmaine ersetzt. Coburg wollte nunmehr le Quesnoy und Cambray belagern; dazu mußte er erst Kilmaine aus dem Cäsarslager vertreiben. Dies sollte am 8. August geschehen. Aber Kilmaine wich aus und marschirte nach dem Lager von Gaverelle bei Arras ab. Coburg folgte ihm nicht und begnügte sich le Quesnoy einzuschließen. Da Coburgs Fortschritte, wie man sieht, nicht sehr reißend waren und der ganze rechte Flügel unter York während jener Zeit der Belagerungen eigentlich gar nichts zu thun hatte, so beschloß die englische Regierung, sich bei dieser Gelegenheit Dünkirchen von ihm erobern zu lassen. Dahin rückte York nun in der letzten Hälfte des August ab. Oranien erhielt dessen Verbindung mit Coburg. Die Operationen des Herzogs von Braunschweig und Wurmsers, welche wesentlich nicht mehr dem niederrheinischen Kriegstheater angehören, stehn auch so wenig mit denen Coburgs in Verbindung, daß es hier genügt, zu bemerken, wie am 22. Juli Mainz capitulirte und darauf Wurmser zur Einschließung Landaus schritt, während der Herzog von Braunschweig mit der durch den Abzug von Truppen nach Polen erheblich geschwächten preußischen Armee rechts von Wurmser zwischen der Glau und den Vogesen Stellung nahm. Le Quesnoy fiel am 10. September und Coburg ließ nun Maubeuge einschließen.

Unterdessen hatte sich im August der französische Nationalconvent zu dem Beschlusse des Aufgebots in Masse aufgeschwungen und Carnot war an die Spitze der Kriegsverwaltung getreten. Der Umschwung begann. Zuerst erhielt Houchard das Commando über die Nordarmee und den Befehl mit concentrirter Macht die Abtheilungen der längs der ganzen Grenze zersplitterten Verbündeten eine nach der andern anzugreifen. Houchard warf sich zuerst auf Wallmoden, der bei Wormhoot die Belagerung von Dünkirchen deckte, zwang ihn am 6. September zum Rückzug, schlug ihn dann am 7. bei Hondscoote, veranlaßte dadurch York die Belagerung Dünkirchens aufzuheben, konnte ihn aber nicht verhindern, dies in aller Ordnung zu thun. Nun wendete sich Houchard gegen Oranien und schlug diesen am 13. bei Menin, ward aber am 15. darauf von Beaulieu, der neuerdings von Coburg zur Verbindung zwischen ihm und Oranien aufgestellt war, unvermuthet bei Courtray angefallen und in wilde Flucht geschlagen, die erst bei Lille eine Grenze fand. Houchard wurde abberufen und durch Jourdan ersetzt. Letzterer erhielt Befehl zum Entsatz von Maubeuge. Nachdem Jourdan bei Gaverelle die entmuthigten Truppen gesammelt hatte, marschirte er auf Avesnes, wo er 40000 M. sammelte, und von wo er am 15. und 16. October die Stellung von Wattignies angriff, welche Coburg zur Deckung der Belagerung südwärts Maubeuge genommen hatte. Carnot erscheint persönlich bei der Armee Jourdans

und entscheidet durch seine Anordnungen die Schlacht von Wattignies für die Franzosen. Maubeuge war entsetzt; aber freilich war weiter nichts erreicht, da Jourdan bei seiner Schwäche sich außer Stande sah, seinen Sieg zu verfolgen und schlechtes Wetter außerdem bald jede Operation unmöglich machte. Im Jahre 1794 machte sich Coburg nun zunächst daran, die Belagerung der Festungen fortzusetzen. Zuerst kam diesmal die Reihe an Landrecies, welches am 17. April der Prinz von Oranien mit 35000 M. einschloß, während York mit 35000 M. an der Selle und Coburg mit 33000 M. an der Sambre und Helpe die Belagerung deckten. Clerfayt bei Tournay sicherte mit 30000 die rechte, Kaunitz mit 25000 M. bei Grandreuz an der Sambre zur Beobachtung von Maubeuge die linke Flanke. Französischer Seits commandirte Pichegru alle Truppen an der Nordgrenze, 180000 M. Sein rechter Flügel unter Charbonnier, einschließlich der Besatzung von Maubeuge 50000 M. stark, die sogenannte Ardennenarmee, stand Kaunitz und Coburg beobachtend gegenüber, das Centrum 65000 M. zwischen Bouchain und Guise, der linke Flügel unter Souham und Moreau zwischen Lille und Dünkirchen. Die Franzosen hatten Befehl zum Angriff; die Versuche der Ardennenarmee und des Centrums auf die Observationsstellung Coburgs vor Landrecies Ende April waren nicht glücklich, Landrecies capitulirte am 30. April.

Aber unterdessen war Pichegrus linker Flügel unter Moreau und Souham mit Erfolg gegen Clerfayt aufgetreten und dieser verlangte Verstärkungen. Coburg sendete nach und nach solche ab, da er Landrecies genommen hatte, und folgte ihnen selbst an die Schelde und Scarpe. Am 17. Mai sollte hier eine Entscheidungsschlacht gegen den linken französischen Flügel geliefert werden. Allein auch Pichegru hatte Zeit gewonnen, seinen linken Flügel zu verstärken, der Plan der Verbündeten war ein sehr weitausholendes Umfassen, und die französischen Generale wußten seiner Ausführung zuvorzukommen. So verlief sich die Schlacht von Tourcoing in eine Anzahl kleiner Gefechte, in denen allen die Franzosen die Oberhand behielten, wodurch Coburg bestimmt ward, sich in die verschanzte Stellung von Tournay zurückzuziehen. Der hierdurch kühn gewordene Pichegru versuchte nun einen Sturm auf das Lager von Tournay. Dieser, am 22 Mai unternommen, ward allerdings von den Verbündeten erfolgreich abgeschlagen; indessen da Coburg einmal auf jenem gefährlichen Wege war, auf welchem man sich die Gesetze vom Feinde geben läßt, sie ihm nicht selber giebt, so wurde der Sieg nicht ausgenützt, und Coburg folgte vielmehr dem Rufe um Hülfe, der ihm jetzt wieder von seinem linken Flügel zuging. Hier hatte, nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Charbonniers, sich am linken Ufer der Sambre festzusetzen und das in den Händen der Verbündeten befindliche Charleroi einzuschließen, Jourdan, mit einem Theile der Moselarmee von der Mosel herbeigerufen, wo seine Gegen-

wart in Folge der Unthätigkeit der Preußen nicht nöthig schien, den Oberbefehl erhalten. Am 18. Juni erst gelang es Jourdan das linke Sambreufer zu gewinnen und Charleroi einzuschließen; zur Deckung der Belagerung nahm er eine weitläufige Stellung mit fast 70000 M. am linken Sambreufer ein. Coburg ließ Clerfayt und York bei Tournay stehen. Er führt auf Kaunitzens Hülferuf selbst ein Corps zu dessen Verstärkung, er vereinigt bei Nivelles 46000 M. und schreitet damit zum Angriffe auf Jourdan in einer Zersplitterung, die derjenigen Jourdans vor Charleroi völlig gleichkommt. Am 26 Juni kommt es nun zur Schlacht von Fleurus (oder Charleroi); die überlegne Zahl entscheidet unter den erwähnten Umständen natürlich für die Franzosen. Während des Gefechtes erfährt Coburg überdies, daß schon am 25. Charleroi zu den Franzosen übergegangen ist. Er ordnet nun den Rückzug seiner ganzen Armee auf Brüssel und Löwen an. Hier theilt sich dieselbe in ihre Elemente. Coburg mit 70000 M. geht aufs rechte Maasufer zwischen Roermonde und Sprimont zurück, legt den Oberbefehl nieder und übergibt ihn Clerfayt, der Prinz von Oranien mit den Niederländern geht nach Gorkum, der Herzog von York mit den englischen Truppen nach Herzogenbusch. Jourdan folgt Coburg aufs rechte Maasufer, Pichegru rückt nach Turnhout, um Oranien und York zu beobachten, Scheerer belagert die von den Verbündeten besetzten und eingenommenen Festungen an der französischen Nordgrenze. Erst als diese zurückerobert sind, führt er Jourdan seine Truppen zu. Nun beginnt dieser die Fortsetzung seines Angriffs; am 18. September zwingt er Clerfayt aus seiner Cordonstellung an der Maas und Ourthe hinter die Roer zurückzugehen, indem er sich mit seiner Hauptmacht auf dessen äußerste linke Flanke wirft. Am 2. October greift er dann Clerfayts neue Cordonstellung hinter der Roer an. Ohne eigentliche Noth räumt Clerfayt in Folge der einzelnen hier gelieferten Gefechte, die sehr mit Unrecht unter den Namen Schlacht von Aldenhoven zusammengefaßt werden, auch die Roerstellung und geht aufs rechte Rheinufer bei Cöln und Bonn zurück. Gleichzeitig mit Jourdan hat auch Pichegru die Operationen wieder aufgenommen. Der Herzog von York wird gezwungen auf Grave zurückzuweichen und zieht sich nach Nymwegen zurück, als Clerfayt seine Roerstellung aufgibt. Moreau, in Vertretung Pichegrus ließ am 9. November Nymwegen stürmen; der Herzog von York verlor dadurch die Armee und übergab das Commando an Wallmoden. Der harte Winter begünstigte die Fortschritte der Franzosen, Wallmoden ging nach Hannover zurück, der Prinz von Oranien nach dem Haag und am 17. Januar 1795 legte der Erbstatthalter seine Würde nieder und schiffte sich nach England ein.

Der Erfolg der Franzosen auf dem niederrheinischen Kriegstheater entschied zugleich über das oberrheinische. Ende 1795 waren die Franzosen vollständig im Besitz des linken Rheinufers.

Im Anfange des Jahres 1794 schied Preußen durch den Baseler Frieden aus der Coalition wider Frankreich aus. Die Eintracht Deutschlands, — oder vielmehr die der souveränen Regierungen seiner Länder; denn an den Völkerschaften hat es nie gelegen, — strahlte in unvergleichlichem Lichte. Durch eine Demarcationslinie von Ostfriesland nach Duisburg, dann an dem obern Main um Ansbach und Baireuth herum, das Erzgebirge entlang bis zur Südostspitze Schlesiens ward Norddeutschland von Süddeutschland getrennt. Mit jenem sollte Frieden sein; die Franzosen hatten es also erreicht, den Krieg gegen Deutschland zu localisiren. Oestreich und Süddeutschland hatten eine Armee von 97000 M. unter Clerfayt am Niederrhein von der Ruhr bis zum Neckar, 87000 M. am Oberrhein. Gegenüber Clerfayt stand Jourdan mit der Sambre- und Masarmee, 97000 M., von Crefeld bis auf die Höhe von Neuwied, gegenüber der Oberrheinarmee unter Pichegru die Mosel- und Rheinarmee, 87000 M. Erst im Herbst wurden die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Jourdan ließ am 6. und 7. September seinen linken Flügel bei Uerdingen aufs rechte Rheinufer übergehen, den rechten Flügel Clerfayts den Rhein abwärts hinter die Sieg zurückdrängen, nun auch seine Hauptmacht bei Cöln übergehen und mit seinem linken Flügel vereint die Oestreicher weiter hinter die Lahn werfen. Als nun auch Jourdans rechter Flügel über den Rhein gegangen war, wichen Clerfayts Untergenerale selbst hinter den Main zurück. Da kam Clerfayt selbst mit seinem rechten Flügel vom Neckar herbei und bestimmte, indem er Jourdans linke Flanke und seinen Rücken bedrohte, diesen seine Hauptmacht aufs linke Rheinufer zurückzuziehen. Jetzt ließ Clerfayt das Gros seiner Armee an der Sieg stehen, marschirte selbst nach Mainz, ging hier in der Nacht vom 28. auf den 29. October auf's linke Rheinufer über, griff das französische Belagerungscorps vor Mainz an (von Pichegrus Armee) und schlug es glänzend. Pichegrus Armee war durch diesen Erfolg auseinandergerissen. Clerfayt wollte nun zuerst mit Wurmser vereint Pichegru gänzlich vernichten, indessen war er durch Jourdan, welcher Clerfayts an der Nahe aufgestelltes Observationscorps angriff, festgehalten und mußte an die Nahe noch Verstärkung entsenden. Wurmser kam überdies erst am 22. November so weit, um den Rhein überschreiten zu können. Unterdessen aber hatte Jourdan beträchtliche Kräfte an der Mosel entwickelt und Clerfayt warf sich zuerst auf diese. Indem er Jourdans rechten Flügel angriff, drohte er diesen gegen den Rhein hinzudrängen. Indessen gelang es den Franzosen, die Verbündeten aufzuhalten und am 21 December endete vorerst ein Waffenstillstand die Feindseligkeiten.

Im Jahre 1796 äußert sich der Einfluß der Localisirung des Krieges schon sehr entschieden zum Vortheile der Franzosen. Die französische Sambre- und Maaßarmee unter Jourdan, 87,000 Mann, steht im Beginn des Jahres am linken Ufer des Rheins und an der Nahe, von diesem Flusse abwärts

bis Düsseldorf; die Rhein- und Moselarme unter Moreau, 77,000 Mann von Speier bis Straßburg. Zwischen beiden steht, nunmehr unter dem Erzherzog Carl, die östreichische Niederrheinarmee, einschließlich der Besatzungen von Mainz und Ehrenbreitenstein 90,000 Mann stark mit ihrem Haupttheil am linken Rheinufer zwischen der Nahe und dem Speyerbach, auf Mainz gestützt. Am Oberrhein commandirt Wurmser zwischen Mannheim und Basel 80,000 Mann. Ehe am Rhein die Feindseligkeiten beginnen, muß Wurmser mit 30,000 Mann nach Italien abmarschiren, um dort Bonapartes Fortschritten Einhalt zu thun, und läßt nur 50,000 Mann unter Latour zurück. Nun erst beginnen Jourdan und Moreau die Operationen. Jourdan geht wieder aufs rechte Rheinufer, gerade wie früher, indem er mit dem linken Flügel bei Düsseldorf den Anfang macht und den rechten Flügel des Erzherzogs Carl hinter die Lahn treibt. Der Erzherzog geht darauf sogleich aufs rechte Rheinufer zurück und wie Clerfayt im vorigen Jahre zwingt er Jourdan zum Rückzug. Unterdessen aber hat Moreau bei Straßburg den Rhein überschritten und breitet sich zwischen diesem und dem Schwarzwald aus. Der Erzherzog läßt 40,000 Mann unter Wartensleben an der Sieg und Lahn gegen Jourdan stehen und eilt mit einem Corps Latour zu Hülfe. Am 10. Juli liefert er Moreau die Schlacht vor Ettlingen oder Malsch. Er verliert sie und weicht jetzt an die obere Donau. Während dieser Zeit hat Jourdan wieder die Offensive gegen Wartensleben ergriffen unb drängt denselben über Würzburg gegen die Naab zurück. Der Erzherzog liefert Moreau, der ihm gefolgt ist, die Schlacht von Nevesheim am 11. August. Diese entscheidet nichts, macht aber Moreau stutzig. Der Erzherzog läßt ihm nur 18,000 Mann unter Latour gegenüber und zieht mit dem Rest nordwärts Wartensleben zu Hülfe. Diese Operation bestimmt Jourdan zu sofortigem Rückzug. Indessen macht er doch bei Würzburg Halt und weicht erst weiter an die Lahn, nachdem er bei Würzburg am 3. September vom Erzherzog geschlagen ist. Auch von der Lahn vertrieben, muß Jourdan am 20. September hinter den Rhein bei Düsseldorf zurückgehen. Auf die Nachricht von der Schlacht von Würzburg tritt auch Moreau, obgleich er Latour geschlagen und hinter die Isar getrieben hat, den Rückzug gegen den Schwarzwald an. Latour folgt ihm trotz seiner Schwäche; bei Biberach macht Moreau Halt, bringt am 2. October seinem schwachen Verfolger eine totale Niederlage bei, setzt dann aber den Rückzug fort. Der Erzherzog eilt nach Jourdans Rückzug den Rhein aufwärts, vermag aber nichts weiter zu bewirken, als daß er nach dem unentschiedenen Treffen von Emmendingen und Schlingen Moreau zum Rückzug aufs linke Rheinufer bestimmt.

Spielt schon 1796 das niederrheinische Kriegstheater eine sehr untergeordnete Rolle, so verwaiset es nun während der folgenden 14 Jahre fast

ganz. Immer entschiedener concentrirt sich der Kampf südwärts, dann unter Napoleons Herrschaft über Frankreich, soweit er noch in Deutschland geführt wird, mitten in dessen Herzen. Erst nach den Schlachten von Leipzig und Hanau gelangte das niederrheinische Kriegstheater zu einer Bedeutung. In der Verfolgung Napoleons, welcher mit geringer Streitmacht auf das linke Rheinufer zurückgelangte und sich darauf angewiesen sah, sein Heer ganz neu zu organisiren, hatten die Verbündeten schon im November 1813 das rechte Ufer des Stromes erreicht, es trat aber in der weiteren Fortsetzung der Operationen ein Verzug ein und erst mit Beginn des Jahres 1814 wurden dieselben auf allen Punkten wieder kräftig aufgenommen. Nur im Norden sah das Jahr 1813 noch ein Vorspiel. Bülow, dessen Armeecorps von der Nordarmee Bernadottes in Hannover abgetrennt war, brach aus Hannover an den Rhein auf, nahm am 22. November Duisburg, ließ Wesel einschließen und rückte nun den Rhein am rechten Ufer abwärts in Holland ein. Er stürmte Zütphen und Arnheim, drang bis Utrecht vor und bemächtigte sich am 3. und 4. December des Bommeler Waard und der Waallinie, worauf er Gorkum und Herzogenbusch einschließen ließ. Die schwachen französischen Besatzungen hatten ihn um so weniger aufhalten können, als die Bevölkerung, der französischen Herrschaft müde, die Preußen mit offenen Armen aufnahm. Auch Breda, Willemstadt und Gertruidenburg, welche die Franzosen beim Erscheinen eines Streifcorps räumten, konnte Bülow schon in der ersten Hälfte Decembers besetzen. Am 1. Januar 1814 standen 30,000 Mann unter Bülow in Holland; 30,000 Russen waren unter Winzingerode eben dahin im Marsch und zwei neuorganisirte Bundescorps sollten nachfolgen. Die schlesische Armee unter Blücher, welche durch nachrückende Truppen auf 137,000 Mann gebracht werden sollte, war in der Nacht zum 1. Januar bei Lahnstein, Caub und Mannheim über den Rhein gegangen, er marschirte mit Zurücklassung von Corps vor Mainz, gegen Luxemburg, Thionville, Metz an die Saar und auf Nancy, von dort an die Aube nach Brienne, wo er am 26. Januar, doch nur mit 28,000 Mann ankam. Die große böhmische Armee unter Schwarzenberg, welche bis Ende Januar auf 262,000 Mann gebracht werden sollte, ging schon vom 20. December 1813 ab zwischen Selz und Schaffhausen über den Rhein und schwenkte um ihre rechte Flanke nach Frankreich ein. Um die Mitte des Januars hatte der verfügbare Haupttheil der böhmischen Armee das Plateau von Langres erreicht. Die Rücksicht auf ein beabsichtigtes vereintes Handeln der schlesischen und böhmischen Armee entfernte auch die erstere vorläufig von dem niederrheinischen Kriegstheater, noch ehe der Feldzug eigentlich begonnen hatte. Denn Napoleons schwache Armeecorps konnten an den Grenzen den weitüberlegnen Verbündeten keinen Widerstand leisten, und Napoleon mußte sich beeilen seine ganze Kraft im Herzen des Landes zu

concentriren, um hier vielleicht durch Ausschlagen nach verschiedenen Seiten den Sieg noch an sich zu reißen.

Der Dualismus Oestreichs und Preußens trennte aber während des kurzen Feldzugs wiederholt die beiden Armeen und näherte die schlesische dem niederrheinischen Kriegstheater. So zuerst nach der Schlacht von Brienne, als Blücher seine Operation an der Marne abwärts eröffnete. In seinen einzelnen Corps von dem gegen ihn ausfallenden Napoleon geschlagen, mußte diesmal Blücher auf Chalons zurückweichen. Als sich nun Napoleon gegen Schwarzenberg wendete und dieser sich trotz seiner großen Armee nicht stark genug fühlte, an der Seine allein den Franzosen zu stehen, folglich Blücher herbeirief, vereinigte sich derselbe wirklich am 21. Februar wieder mit Schwarzenberg bei Mery, doch nur um ihn sogleich wieder zu verlassen, da trotz seiner Ankunft nichts gethan werden sollte. An der untern Marne, wohin Blücher wieder vorgedrungen war, konnte er sich nicht halten, zumal Napoleon seine Hauptmacht wiederum gegen ihn heranführte. Er wich hinter die Aisne zurück und vereinigte sich hier mit den aus Holland herangekommenen Corps von Bülow und Wintzingerode. Bülow sammelte in den ersten Tagen des Januar sein Corps bei Breda. Er hatte zu dieser Zeit zwei schwache französische Corps gegen sich, dasjenige von Maison bei Mecheln und das von Macdonald. Letzterer, der beim Rückzuge Napoleons hinter den Rhein den Befehl erhalten hatte, aus Besatzungen, Versprengten, Recruten ein Corps zu bilden, dessen Formation indessen keine raschen Fortschritte machte, ward bei Bülows glücklichem Vorgehen in Holland gleichfalls berufen, sich diesem gegenüberzustellen. Ehe sich aber Macdonald mit Maison vereinigen konnte, wurde dieser von Bülow am 11. Januar bei Hoogstraten geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. Bülow rückte darauf gegen das von Carnot vertheidigte Antwerpen vor, welches er anfangs Februar vergeblich bombardirte. Von hier aus marschirte er, durch nachrückende Bundestruppen abgelöst, auf Brüssel, wo er am 13. Februar einzog, und setzte sich dann zur Vereinigung mit Blücher in Bewegung nach Frankreich, wo er am 3. März durch die Einnahme von Soissons dem Napoleon ausweichenden Blücher den Weg über die Aisne öffnete. Als nach den Schlachten von Craonne und Laon Napoleon sich noch einmal gegen Schwarzenberg wendete, zog Blücher wiederum an die Marne, wo dann der Entschluß des Marsches der vereinigten Armeen auf Paris ohne Rücksicht auf die Diversion in ihrem Rücken, welche Napoleon versuchte zur Reife gedieh und von Erfolg gekrönt ward.

Während im Jahre 1814 das niederrheinische Kriegstheater solcher Gestalt nur eine untergeordnete Rolle spielt und vorherrschend nur einleitende Bewegungen auf dasselbe fallen, wird im Jahre 1815 auf ihm die Entscheidung gegeben. Denn alle Truppen, die am Oberrhein oder von diesem aus

operiren sollen, kommen erst an, als das Beste gethan ist. Nächst den Jahren der ersten Revolutionsfeldzüge gehört daher das Jahr 1815 zu den wichtigsten für die Geschichte dieses Kriegsschauplatzes: Auf die Kunde von Napoleons Rückkehr nach Frankreich trafen die verbündeten Mächte sofort Anstalten, ihn anzugreifen. Eine Armee von 100,000 Engländern und Niederländern unter Wellington sollte sich in Belgien sammeln, eine solche von 110,000 Preußen und deutschen Bundestruppen unter Blücher am Niederrhein zwischen Mosel und Maas; 380,000 Russen, Oestreicher und Deutsche waren für den Mittel- und Oberrhein, 60,000 Oestreicher und Piemontesen für Italien bestimmt. Bis Ende Juni dachte man die Aufstellungen eingenommen zu haben, vom 1. Juni ab sollte sich dann alles concentrisch auf Paris in Bewegung setzen. Jedoch war man nicht ohne Besorgniß, daß Napoleon dem Angriff zuvorkommen werde. Im April sammelte Wellington seine Armee in den Niederlanden, Blücher am Niederrhein. Anfangs Mai war die Armee Wellingtons noch so schwach, daß sie unmöglich einem Stoße Napoleons allein widerstehen konnte, und es ward daher auf Ansuchen der niederländischen Regierung der Einmarsch Blüchers in das östliche Belgien beschlossen, während Wellington sich in dem westlichen Theil von Ostende bis Mons concentrirte. Links von Wellington stand im Juni Blücher auf der Front von Charleroi bis Ciney. Für den Fall, daß Napoleon früher zum Angriff schritte als die Verbündeten, war die Abrede getroffen, daß Blücher sich bei Sombreffe, Wellington bei Ath, Mons oder Braine le Comte concentrire, von welchen Concentrirungspunkten aus sie sich dann gegenseitig, der nicht Angegriffene dem Angegriffenen, der schwächer Angegriffene dem stärker Angegriffenen beispringen wollten. Napoleon hatte es wirklich auf Blücher und Wellington zuerst abgesehen und dachte auch ihnen im Angriff zuvorzukommen. Er sammelte deshalb seine Hauptarmee anfangs Juni zwischen Maubeuge und Philippeville, etwa 110,000 M. Zunächst warf er sich nun am 15. Juni Morgens auf die Vorposten Blüchers an der Sambre. Blücher concentrirte so viel von seiner Armee als er konnte bei Sombreffe und Ligny. Napoleon folgte dahin mit seiner Hauptmacht und am 16. kam es zur Schlacht von Ligny. Die Preußen wurden geschlagen und Napoleon ordnete zu ihrer Verfolgung erst am 17. Grouchy mit 30,000 M. ab. Indessen in einer falschen Richtung. Die wahrscheinliche Rückzugslinie für die Preußen, wenn man sie sich allein denkt, war allerdings über die Maas an den Rhein über Lüttich und Mastricht. Allein Blücher hatte keinen andern Gedanken als die Vereinigung mit Wellington, um mit diesem zusammen eine Schlacht zu gewinnen, welche doch endlich entscheiden mußte und deren Verlust immer noch im schlimmsten Fall den Rückzug an die untere Maas und den untern Rhein offen ließ. Deshalb zog er sich nicht auf Mastricht und Lüttich, sondern auf Wawre an der Dyle zurück.

Grouchy, über Gembloux dirigirt, bemerkte erst am 18., daß er auf der falschen Fährte sei, er kehrte nun sogleich gegen Wawre um, kam aber zu spät für die Entscheidung. Wellington hatte am 15. auf die ersten Nachrichten von Napoleons Vorgehen zuerst die Concentrirung der Armee bei Braine le Comte angeordnet, auf weitere Nachrichten befahl er dann den Linksabmarsch der Armee nach Nivelles, und der Herzog von Sachsen-Weimar ging aus eignem Antriebe nach Quatrebras und von da nach Frasne vor, um erstern Straßenknoten zu decken, über welchen die nächste Verbindung zwischen Nivelles und Sombreffe geht. Am 15. Abends von der Avantgarde des linken französischen Flügels, der im Lauf des Tags unter Ney gestellt war, bei Frasne angegriffen, mußte der Herzog von Sachsen-Weimar auf Quatrebras zurückweichen. Am 16. aber hielten hier die Verbündeten unter dem Prinzen von Oranien mit ihrer Avantgarde den linken französischen Flügel den ganzen Tag auf; so daß Wellington seine Armee bei Genappe concentriren konnte. Als derselbe aber die Nachricht vom Verlust der Schlacht von Ligny erhielt, trat er noch in der Nacht vom 16. auf den 17. den Rückzug an und nahm erst bei Mont St. Jean von neuem Stellung. Napoleon, nachdem er Grouchy detachirt hatte, marschirte am 17. Mittags zur Unterstützung Neys von Ligny nach Quatrebras ab und folgte hierauf Wellington auf Mont St. Jean. Am 18. griff er dann die Stellung Wellingtons an, konnte ihrer aber bis zum Abend nicht Herr werden. Blücher hatte unterdessen am 18. Morgens 3 Armeecorps in zwei Colonnen von Wawre auf Planchenoit und Mt. St. Jean zur Unterstützung Wellingtons aufbrechen lassen, während nur ein Corps bei Wawre zurückblieb, um Grouchy, falls dieser umkehrte, aufzuhalten. Die linke preußische Colonne unter Bülow erschien zuerst in Napoleons rechter Flanke und griff von 4 Uhr Nachmittags ab in den Kampf ein; von 6 Uhr ab konnte sie zum entscheidenden Angriff schreiten. Um 7 Uhr erschien auch die Spitze der rechten preußischen Colonne unter Ziethen auf dem Schlachtfelde und setzte sich auf Wellingtons linken Flügel. Napoleon, in der Front von überlegnen Massen bedroht, von Bülow in der rechten Flanke und im Rücken kräftig angepackt, konnte nicht länger widerstehen. Die energische Verfolgung der Preußen verwandelte den Rückzug vom Schlachtfeld von Belleallіance vollends in eine wilde Flucht. Grouchy hatte zwar am 18. und 19. das preußische Corps bei Wawre zum Rückzug gezwungen, aber die Kunde von der Niederlage Napoleons zwang ihn seinerseits zu weichen. Er ging über Namur nach Soissons an die Linie der Aisne zurück, um hier mit 50,000 M., die man etwa zu sammeln dachte, neuen Widerstand zu versuchen. Blücher, von Wellington gefolgt, zog über St. Quentin am rechten Ufer der Oise abwärts, umging am 27. Juni die Aisnelinie über Compiegne, ehe der Widerstand hier organisirt war, und folgte nun dem weichenden Grouchy auf Paris, welches am

3. Juli capitulirte. Vor den Festungen an der Nordgrenze hatten sich die Verbündeten nicht aufhalten lassen; sie ließen nur einzelne Abtheilungen zu deren Beobachtung und schließlicher Belagerung zurück, während sie zu gleicher Zeit die Entscheidung auf dem Punkte suchten, wo sie lag. Hiermit schließt die neuere Geschichte des niederrheinischen Kriegstheaters wenigstens für die Verhältnisse ab, welche wir im Auge haben. Der Befreiungskampf der Belgier und der mit ihnen verbündeten Franzosen gegen Holland kommt für uns nicht in Betracht. Wir werden im Folgenden mehrfache Gelegenheit haben, uns auf die vorstehende historische Zusammenstellung zu beziehen.

Wilhelm Rüstow.

Von der preußischen Grenze.

Nachdem die Frage der deutschen Einheit einmal wieder vor das Forum der öffentlichen Meinung getreten ist, versteht es sich von selbst, daß es an wohlmeinenden Rathgebern nicht fehlt, die nach ihrem besten Wissen ein allgemeines Heilmittel für die Schäden Deutschlands ersinnen und zu der schleunigen Anwendung desselben rathen. So viel wir bemerkt, gehen in der letzten Zeit diese Rathgeber hauptsächlich aus der großdeutschen Partei hervor. Einer derselben („Reformen der deutschen Bundesacte" vom Notar Schübler, Stuttgart bei Neff), der weiter nichts ist als ein Echo der süddeutschen Antipathie gegen Preußen, spricht sich kurz und resolut aus: Einführung der absoluten Majorität im Bundestage, Vertretung der einzelnen Landstände bei demselben, da Oestreich doch wol die Gefälligkeit haben wird, zum Behuf derselben Landstände einzuführen, und Ausdehnung der Befugnisse des Bundes über alle möglichen Dinge. Ein anonymer Schriftsteller („Ausführbare Vorschläge zu einer Reform der deutschen Bundesverfassung", Leipzig, J. J. Weber), der, wenn man nach seiner Vorliebe für die bayrische Großmacht urtheilen darf, ein Bayer ist, geht gründlicher zu Werke. Er vermeidet außerdem jede gehässige Polemik und macht den Eindruck eines Mannes, dem es ernsthaft um die Sache zu thun ist. Er beginnt mit einer wissenschaftlichen Untersuchung über die Natur der deutschen Bundesacte, und kommt zu dem Resultat, daß der deutsche Bund nicht ein Staatenbund, sondern ein Bundesstaat ist. So interessant diese Untersuchung in wissenschaftlicher Beziehung sein mag, für die practische Anwendung wäre sie allenfalls zu umgehen, um so mehr, da der Verfasser, der die Form des Bundesstaats beizubehalten gedenkt, dessen ungeachtet sehr weitgreifende Veränderungen sowohl in Bezug auf den Territorialbestand als auf die Bundesverfassung in Aussicht stellt. Was den ersten Punkt betrifft, so

verlangt er vor allen Dingen die Aufnahme sämmtlicher Besitzungen Oestreichs und Preußens in den deutschen Bund, ebenso die Einverleibung Schleswigs; dagegen will er Limburg und Baduz als zweideutige oder unnütze Bundesglieder aus dem Bunde entfernen. Ueber alle übrigen Punkte ließe sich streiten, die Hauptsache ist die Aufnahme der östreichischen Länder. „Der Einwand, daß Deutschland dann in alle östreichischen Händel und Verwickelungen mit hineingezogen werden würde, wiederlegt sich dadurch, daß es factisch schon der Fall ist. Wir haben nicht mehr zu fürchten, in die östreichischen Händel verwickelt zu werden, sondern wir sind es, wie dies schon die bloße Kriegserklärung Oestreichs an Sardinien Ende April dieses Jahres bewiesen hat, wo die Erklärung mit einem Schlag Tausende ihres Vermögens beraubte, ein Bankrott dem andern folgte, Industrie und Handel stille standen. Ja nicht blos Deutschland, sondern ganz Europa wurde dadurch in die größte Unruhe und Aufregung versetzt; so sehr sind jetzt die Interessen aller Länder durch Industrie, Handel, Staatspapiere, Credit, Eisenbahnen und Telegraphen verschlungen und namentlich mit Oestreich verflochten."

Das heißt freilich den Knoten nicht lösen, sondern zerhauen, obgleich der Punkt, auf den es ankommt, richtig berührt ist. Wenn Deutschland eine selbstständige Politik verfolgen will, so muß es sich zunächst darüber klar machen, wie es sich zu den orientalischen und italienischen Conflicten zu verhalten hat, die sich aus dem östreichischen Länderverband ergeben. Könnte der Kaiser von Oestreich sich dazu verstehen, die Leitung seiner auswärtigen Politik vollständig aufzugeben und sie nicht blos nominell, sondern wirklich der Bundescentralgewalt anzuvertraun, so daß sie von dieser lediglich im deutschen Interesse geführt würde, so wäre das ein Aequivalent, welches man sich wenigstens näher überlegen könnte. Der Gedanke ist aber geradezu absurd, so absurd wie keine andere von den politischen Ideen, die seit elf Jahren aufgetaucht sind. Wenn aber der Kaiser von Oestreich in der Leitung seiner auswärtigen Angelegenheiten souverän, und der deutsche Bund dennoch verpflichtet sein soll, jeder Wendung derselben zu folgen, so wird Deutschland damit eine östreichische Provinz. Und hier möge man wohl überlegen, was man thut. Die Parteigänger Oestreichs sind gerade jetzt, wo ihre Sache nicht zum besten steht, in einer Aufregung, aus der leicht unüberlegte Schritte hervorgehen könnten. Es handelt sich um nichts weniger, als Preußen aus dem deutschen Bunde herauszudrängen. Sollte Preußen in die Lage versetzt werden, darauf eingehen zu müssen, so wäre vielleicht nicht Preußen der verlierende Theil. Man wirft den Anhängern Preußens immer vor, sie wollten Oestreich aus dem Bunde drängen. Wenn wir aber gern zugeben, daß manche von diesen Anhängern zu weit gehen und dem Unmöglichen nachstreben, so ist der eigentliche Sinn dieser Richtung doch nur gesetzlich zu fixiren, was factisch bereits besteht. Der Zusammenhang Deutsch-Oestreichs mit dem Reich ist so lose, daß er durch die projectirte Bundesreform, wenn sie sich innerhalb vernünftiger Grenzen hält, nicht im mindesten alterirt werden darf.

Auf die weitern Vorschläge des Verfassers einzugehen, ist insofern nicht nöthig, als sie mit diesem Princip stehen oder fallen. Sie kommen alle darauf hinaus, die Befugniß der Bundesgewalt aufs äußerste zu vergrößern, die Einstimmigkeit durch Majorität zu ersetzen und diese Majorität so zu construiren, daß sie unter allen Umständen Oestreich zufallen muß. Der Vorschlag, das Präsidium des Bundes zwischen

Oestreich und Preußen wechseln zu lassen, ist unter diesen Umständen blos ein Köder, auf den der Verfasser selbst kein Gewicht legt.

Ein andrer Bayer („Das Heil kommt nicht von Oestreich; eine Stimme aus Bayern von Dr. Ph. S. von der Aurach; Berlin, Riegel) sucht im Gegentheil nachzuweisen, daß Bayern von Oestreich nur Schaden erlitten habe, und daß jeder echte Bayer ein Gegner des Kaiserstaats sein müsse. Ein Urtheil über diesen Punkt steht uns nicht zu.

Mit großem Beifall zeichnen wir eine russische Stimme auf: Une voix d'Alemagne par le comte Dmitry-Tolstoy (Leipzig, Muquardt). Gleichviel ob der Verfasser im russischen Interesse oder welchem andern schreibt, seine Analyse der Zustände ist scharfsinnig und vollkommen richtig, und wir weichen nur in einem Punkt von ihm ab. Er bezeichnet die preußische Mobilisirung als einen Fehler und leitet sie lediglich von dem Eindruck her, den die süddeutsche Agitation in Berlin hervorgebracht. Wenigstens das letztere ist ein Irrthum; die Mobilisirung entsprang lediglich aus der deutschen Regierung des Prinzregenten, der es für eine Ehrenpflicht hielt, dem alten Waffenbruder in seiner Gefahr beizuspringen, so weit es ohne die Verletzung höherer Pflichten möglich war. Dagegen treten wir dem Verfasser in seinem Urtheil über die gegenwärtige nationale Bewegung vollkommen bei. Ein unmittelbares Resultat wird dieselbe nicht haben. Die politische Constituirung Deutschlands setzt einen Bürgerkrieg voraus; es ist möglich, daß es einmal dazu kommt, aber ihn absichtlich herbeiführen zu wollen, wäre ruchlos, und auf den Ausgang desselben würde die jetzige mehr theoretische Bewegung gar keinen Einfluß haben. Indirect dagegen kann die Bewegung sehr wichtig und sehr segensreich sein. Wenn die deutschen Patrioten der verschiedenen Staaten sich untereinander verständigen, so werden sie zunächst jeder in seiner Heimat dahin zu wirken haben, daß hier auf gesetzlichem Wege ihre Principien zur Geltung kommen, d. h., daß ihre Partei allmälig die Majorität des Landtags bildet. Geschieht das allenthalben, so werden sich auch die Regierungen auf die Länge diesem Einfluß nicht entziehen, und wenn man in allen einzelnen Staaten dasselbe will, so wird ohne äußere künstliche Constituirung die Einheit sich von selbst ergeben. So urtheilt ein besonnener Ausländer, und in demselben Sinn wiederholen wir: die deutsche Reform muß nicht von der Spitze, sondern von der Basis ausgehen; nicht vom Bundestag, sondern von den einzelnen Staaten; doch so, daß die Freunde der Reform sich untereinander zu gemeinsamen oder wenigstens ähnlichem Wirken verständigen.

Glücklicherweise hat die preußische Regierung den Weg betreten, der allein zum Ziel führt. Ihre Denkschrift vom 10. Oct. in Bezug auf die kurhessische Angelegenheit ist, abgesehen von der Entlassung des Herrn von Westphalen, das folgenreichste und erfreulichste Ereigniß seit den letzten zehn Jahren. Nicht blos in Bezug auf ihren Inhalt, indem sie auf den unerschütterlichen Boden des Rechts und der Vernunft zurückgeht; sie ist auch in der Form ein Meisterstück. Zugleich entschieden und mit weiser Besonnenheit, wie es einer Großmacht ziemt, gesteht sie ohne Ostentation und ohne unnöthige Klage freimüthig die Fehler ein, an denen 1852 leider auch Preußen Theil genommen hat; sie predigt nicht eine unfruchtbare Buße, sondern sie ermahnt, aus Gründen der Klugheit, die jedem Unbefangenen einleuchten

müssen, den natürlichen Weg wieder einzuschlagen, der wie gewöhnlich auch der Weg des Rechts ist. Ein allgemeiner Jubel wird dieser Denkschrift folgen; aber damit ist es noch nicht genug, es muß womöglich auch dahin gewirkt werden, daß diese Ansicht Folge hat, und dies kann nur dadurch geschehen, daß endlich einmal in einer Frage, die an sich vollkommen klar ist, sich eine öffentliche Meinung bildet. Weder das großdeutsche noch das kleindeutsche Programm kann das von sich rühmen; und daß eine bestimmte Frage so angethan sein mußte, daß das allgemeine Urtheil nicht irren konnte und daß es noch dazu durch den Beistand einer mächtigen Regierung getragen wurde, war ein kaum zu hoffender Glücksfall.

Mit einer viel geringern Befriedigung haben wir den offenen Brief des Kaisers Napoleon an den König von Sardinien vom 20. Oct. gelesen. Da in demselben alles räthselhaft ist, wollen wir auf die fruchtlose Mühe verzichten, einen Zusammenhang aufzufinden, und es bei der Hervorhebung einiger wichtigen Punkte bewenden lassen.

Von dem Princip der Legitimität ist nicht die Rede; denn der Herzog von Modena soll vertrieben und Parma mit Piemont vereinigt werden, aus rein strategischen Gründen. Wenn also Gründe vorliegen, den Wünschen der Einwohner von Toscana und Modena keine Folge zu geben, so sind es wenigstens keine principiellen Gründe.

Bei der Constituirung des italienischen Bundes nach der Analogie des deutschen wird vorausgesetzt: einmal, daß der Papst liberale Reformen einführt, vielleicht auch die Legationen an den Großherzog von Toskana abtritt. In das erste wird er schwerlich, in das zweite gewiß nicht willigen. Es wird zweitens vorausgesetzt, daß die Bundestagsgesandten nicht lediglich von den des östreichischen Interesses verdächtigen Souveränen, sondern nach den Vorschlägen der Kammern ernannt werden, d. h. mit andern Worten die gesetzlich fixirte Anarchie. Es wird endlich vorausgesetzt, daß Oestreich im venetianischen Gebiet nicht blos ein italienisches Heer und eine italienische Verwaltung constituire, sondern auch die Festungen Mantua und Peschiera (im Gegensatz zu Verona) als Bundesfestungen anerkenne, d. h. die freie Disposition darüber aus den Händen gebe. Wie Oestreich auf diese Forderungen eingehen kann ist uns unverständlich.

Mit dem in diesem Brief vorgelegten Entwurf ist also die Sache noch keineswegs erledigt, denn er ist voll innerer Widersprüche, unhaltbar in seinen Voraussetzungen und, da zugleich jede Intervention ausgeschlossen wird, auch unausführbar. Es ist also auf dem Congreß den drei Mächten England, Rußland und Preußen ein sehr bedeutender Spielraum gegeben, wenn sie an dem Gedanken festhalten, daß, da das positive Recht doch einmal verletzt ist, ein Zustand, der Europa für seine Dauer Garantien gibt, nur dadurch herbeigeführt werden kann, daß man den Wünschen der Bevölkerung Gehör gibt, die nicht blos von den Sympathien der ganzen gebildeten Welt getragen werden, sondern die auch den realen Verhältnissen, den Interessen Italiens, den Interessen des monarchischen Princips und den Interessen des europäischen Gleichgewichtes vollständig entsprechen. † †

Literatur.

Chalef Elahmars Qasside. Berichtigter arabischer Text, Uebersetzung und Commentar mit Benutzung vieler handschriftlichen Quellen. Nebst einer Würdigung Josefs v. Hammer als Arabisten. Von W. Ahlwardt, Privatdocenten in Greifswald. Greifswald, C. A. Koch. 1859. — Diese Schrift gehört in das Bereich unsrer Besprechung nur insofern, als der Verfasser dabei zugleich sich die Aufgabe gestellt hat, die Art und Weise, in welcher der vielgefeierte Josef v. Hammer arbeitete, an einem eclatanten Beispiel darzustellen. Herr Ahlwardt kommt nach sorgfältiger Vergleichung der v. Hammerschen Uebersetzung mit dem Original, so wie nach verschiedenen andern Erörterungen sehr gründlicher Art zu dem Schluß, daß v. Hammer zwar einen außerordentlichen Arbeitstrieb besessen habe, daß derselbe aber nur in die Breite, nicht in die Tiefe gegangen sei, daß sein Mangel an philologischer Gründlichkeit nur von seinem Mangel an Geschmack übertroffen werde. Unter solchen Umständen sei seine Geschichte der arabischen Literatur ein durchaus unbrauchbares Werk geworden, und Aehnliches gelte von fast allen seinen übrigen Arbeiten auf dem Gebiet des Arabischen. Sie seien nicht einmal als schätzbares Material anzusehn, sondern Alles müsse von vorn angefangen werden. Wenn man dieses Urtheil über die Kenntnisse des betreffenden Orientalisten und über seine Bedeutung für den arabischen Zweig der morgenländischen Literatur mit dem vergleicht, was andere urtheilsfähige Gelehrte über seine Leistungen auf dem Gebiet des Persischen und Türkischen in den letzten Jahren gesagt haben, so bleibt von dem Ruhm, den er mit seiner nie rastenden, Band auf Band häufenden Emsigkeit sich erworben, wenig mehr als der Schein übrig, und wenn der Redner, der ihm in der k. k. Akademie der Wissenschaften die Gedächtnißrede hielt, in derselben sagte, Hammer habe „nicht wenig beigetragen, der deutschen Literatur den Charakter einer Weltliteratur zu geben," und seine Uebersetzungen und Nachahmungen der Werke islamitischer Geistescultur trügen, „so sehr das Gepräge ihrer Originale und Quellen, daß sie selbst mehr Producte des Ostens als des Westens zu sein scheinen" — so muß derselbe entweder wenig von der Sache verstanden oder absichtlich die Wahrheit verkannt haben. Hammer ist berühmt geworden, weil er der erste in Deutschland war, der dies Gebiet anbaute. Er ist es geblieben, weil bei der schweren Zugänglichkeit der Quellen, die er benutzte, eine Controle seiner Leistungen schwierig war. Wir fügen hinzu, daß Chalef Elahmar etwa in den Jahren 110 bis 190 der Hedschra (730 bis 810 n. Chr.) in Elkufe und Elbassra als Dichter und Recitirer älterer Poesien lebte. Sein Gedicht, anfangs eine Elegie auf die Trennung von der Geliebten, geht dann zu Erinnerungen an ein frisches fröhliches Jagd- und Reiterleben über und enthält mehre sehr anschauliche Bilder aus dem Naturleben in der Wüste. — u —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus unsern vier Wänden.

Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben von Rudolph Reichenau Leipzig, F. L. Herbig. —

Nicht ohne Grund weisen wir der Besprechung dieses kleinen Büchleins eine bevorzugte Stelle ein; es gehört nach unserer Ueberzeugung zu dem Schönsten, was seit längerer Zeit in der belletristischen Literatur erschienen ist; ja es ist eine Perle, die viele anscheinend glänzende Leistungen der Gegenwart überdauern wird.

Der Stoff ist kein neuer; das deutsche Gemüth hat sich stets mit Innigkeit den Bildern des Kinderlebens zugewandt, die unsere Nachbarn, die Franzosen, die Zöglinge der Akademie, auch noch neuerdings mehr mit Spott als mit herzlicher Theilnahme betrachtet haben. Gavarni's Les enfans terribles sind ein glänzendes Werk, fein gedacht und mit künstlerischer Virtuosität ausgeführt; aber dem Deutschen wird nicht wohl dabei, denn sie enthalten doch nur die Kehrseite der Kindheit. Für uns hat diese Unfähigkeit, den Gefühlen, die im Keime, gleichsam unbewußt, und doch mit lebendiger Kraft in den Tiefen des kleinen Herzens schlummern, einen verständlichen Ausdruck zu geben, etwas unendlich Rührendes. Die meisten unserer großen Dichter waren erklärte Kinderfreunde; Goethe hat im Werther diesen echt menschlichen Zug verherrlicht; wie sehr der Held des Dichters eignes Bild war, lesen wir aus den Briefen an Kestners. Schiller hat in seiner Abhandlung über das Naive dieses gemischte Gefühl, „in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen," mit philosophischem Tiefsinn zerlegt. Man hat ihm seitdem oftmals, mit mehr aber minder Glück, nachgesprochen; wenn wir aber die Natur jenes Gefühls vollständig ergründet haben, so ist es uns seltener gelungen, ihm einen künstlerischen Ausdruck zu geben; eher noch den Malern, die viel Sinniges in diesem Felde geschaffen haben, so Ludwig Richter.

Die meisten Poeten gingen mehr darauf aus, ihr eigenes Gefühl über die Kindheit recht warm auszusprechen, als durch Bild und Darstellung dies Gefühl bei Andern hervorzurufen. Dazu gehört Bogumil Goltz. Sein „Buch der Kindheit" enhält einige sehr glücklich aufgefundene Züge und feine Be-

merkungen, das Ganze ist aber in einem so überschwenglichen unkindlichen Ton geschrieben, daß es den Eindruck macht, als käme die Begeisterung aus der zweiten Hand. Die Schuld liegt nicht im Menschen, der gewiß seinen Gegenstand sehr warm empfindet, sondern im Dichter, der die Anschauung nicht gibt, sondern voraussetzt.

In Reichenaus Büchlein ist kein Pathos, keine Deklamation: er gibt eine Reihe kleiner Bilder, in denen jeder Leser die Portraits — freilich auch das Typische — sofort erkennen wird. Die Bilder hat jeder schon gesehen, jeder hat seine Freude daran gehabt: aber sie in so reinen bestimmten Umrissen wiederzugeben, als hier geschehen, dazu gehört ein ungewöhnlicher poetischer Sinn. Aber der Verfasser hat mehr gethan: er schlägt zugleich die Stimmung an, die er bei andern hervorrufen will, und in dem leichten, humoristischen Ton des Ganzen fühlt man zugleich die herzliche Freude des Darstellers heraus. Er gibt nicht den Leib, sondern die Seele des Kinderlebens; jene Seele, die keines Schmucks bedarf, um in ihrer ursprünglichen Reinheit jedes Gemüth zu bewegen.

Das Buch ist nicht für Kinder, es ist von der Stimmung des Contrastes gefärbt; aber jede Mutter wird ihre Lust daran haben, denn ihr eigenes Bild — das Bild jeder wahren Mutter — tritt noch deutlicher darin hervor als das ihrer kleinen Lieblinge. Es ist ein rechtes Buch fürs Haus: vorzulesen, und immer von neuem wieder vorzulesen; denn das echt menschliche Wahre hat den Vorzug, daß man seiner nie müde wird. Es ist eine schöne Weihnachtsgabe.

Weil wir es als solche gern betrachten möchten, heben wir das Bild der „Weihnachtsfrühfeier" hier heraus, setzen aber hinzu, daß an poetischem Werth sämmtliche 26 Bilder diesem einen ebenbürtig sind.

Wie lange diese Nacht währet! „Noch nicht Morgen?" „Nein," sagt das matte Licht der Nachtlampe und weis't, indem die Uhr Elf schlägt, nach dem leeren, frisch aufgemacht stehenden großen Himmelbett der Eltern hin. Die Eisblumen am Fenster, die sich immer dichter mit wunderbar verschlungenen Ranken und Blättern überziehen, gestatten dem Sterne, der mit so eigenem Funkeln vom Himmel sieht, kaum noch den Einblick ins Zimmer. Draußen aber knistert der Schnee unter dem Tritte des Wächters, oder knirscht laut vor Entsetzen über die frevelhafte Entweihung, wenn ein verspäteter Frachtschlitten die Gleise befährt, die der Frost nicht für irdische Fuhren so spiegelblank geputzt.

Horch! Schon wieder dies geheimnißvolle Regen! Und immer lebendiger wird es. Bald ist es wie behutsame Gewichtigkeit einer Männersohle.

die sich Mühe gibt, leise zu treten, bald wie Rauschen von Frauengewändern; bald knacken verrätherische Treppenstufen, bald klingt es wie klappende Schrankthüren oder wie Schiebladen, die auf- und zugehen, bald wie ein Flüstern und Räuspern im Flurgang; jetzt stößt es an, wie wenn große schwere Kisten getragen werden, oder es fällt gar zu Boden, und rollt die Diele entlang, ganz so wie ein Schachteldeckel. Dabei steht das Himmelbett noch unberührt, Vater und Mutter sind also auch jetzt noch nicht schlafen gegangen.

„Wenn die Auguste Rademacher doch Recht hätte! Wenn es doch die Eltern selbst wären, und nicht der Engel die Bescherung brächte!"

Furchtbarer junger Zweifel im Ausschiebebettstellchen, vermessener kleiner Fibelfaust, verzehre dich nicht in vergeblichem Grübeln über das Unfaßbare, von dem wir einmal nichts wissen sollen und nichts wissen können. Wenn dir der Friede deiner Seele lieb ist, lege dich ruhig wieder hin und schlummere den Schlummer gläubiger Unschuld wie dein Schwesterchen, dem das große Geheimniß der Nacht keine andere Unruhe verursacht, als daß es wie ein Fragezeichen sein Beinchen zwanglos über das Deckbett streckt.

Mitternacht ist vorüber, vom Thurme haben Choralklänge die alte Himmelsbotschaft verkündet: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Der Nachtlampe Docht fängt an zu verkohlen, das Oel wird knapp, und das Wasser auf dem dieses schwimmt, ist ein schlechter Feuerwerker; prasselnd, zischend, spritzend fährt das Flämmchen noch einmal auf, grade hell genug, erkennen zu lassen, daß nun auf den Stühlen an dem Himmelbett Kleider liegen; dann ist Alles finster und still.

„Noch immer nicht Morgen?" „Noch lange nicht. Soll ich dir meine Hand geben? Willst du ein Schlückchen Wasser? — So, nun lege dich auf die andere Seite und schlafe weiter." „Auch jetzt noch nicht?" „Nein. Schlafe nur ganz ruhig, du wirst schon geweckt werden."

Die Sonne wußte recht gut, weshalb sie gestern Abend so frühzeitig in die entlegenste Südwestecke hinabsank, sie hat einen weiten Weg unten um die ganze Erde herum, ehe sie wieder aufsteigt im Osten. Der Zeit aber ist es ganz recht, sie will wieder einbringen, was in den übergeschäftigen letzten Tagen an rennender Hast zu viel geschah, oder will sie gar, im demüthigen Gefühl ihrer Endlichkeit, ganz und gar vom Posten gehen und der Ewigkeit selbst die Ehrenwache bei den hochheiligen Mysterien überlassen?"

Dennoch schwingt der Pendel, die Zeiger rücken, der Glockenhammer hebt sich, wenn die schleichenden Stunden endlich vollbracht sind. Der Hahn wird unruhig auf seiner Latte, obwol er weder selbst Bescheerung erwartet, noch für seine Familie heimlich aufgebaut hat. Er krähte schon mehrmals und läßt sich nicht länger irre dadurch führen, daß noch Mond und Sterne scheinen, er hat die Uhr im Kopfe. Die Hofthüre wird geöffnet, der Widerhall des

Hauses erwacht vom Scharren des Kehrbesens, benutzt aber, verschlafen wie es Alle sind, nach den vielen Störungen in der Nacht jede kleine Pause, abermals einzunicken zur köstlichen Nachruhe.

Es poltert im Ofen, Kleider werden geklopft, der wache Morgen schreitet immer dreister einher, dringt immer weiter vor in das Gebiet der Träume und ruft endlich, das blendende Licht in der Hand: „Kinder steht auf!"

Endlich, endlich ist es Morgen, Morgen, der aber doch immer noch Nacht ist, der einzige Morgen des ganzen Jahres, an dem auch die kleinsten der kleinen Leute bei Lichte aufstehen — dies allein schon ein Ereigniß, eine That, ein Wunder und Glück — das reine Märchen! Nicht selten müssen sehr kräftige Erweckungsmittel angewandt werden, um die fesselnde Kraft der „himmlisch" warmen Bettchen zu überwinden. Heute fährt das gesammte Aufgebot der Kinderbeine beim ersten Anruf zugleich heraus — wie ein Bein, und die Schnelligkeit des Ankleidens wird nur von der fröhlichen Verwirrung, die sie erzeugt, übertroffen.

Endlich trotz aller Confusion fertig gekleidet, fügen sich die Kleinen, die doch sonst nicht genöthigt zu werden brauchen, nur der kategorisch festgehaltenen Weisung, erst noch ruhig zu frühstücken.

Welch ein Zauber für die Kinderseele, eben wieder erstanden aus dem Schlummer, rein und klar wie der sternhelle Morgen, in der ganzen, unberührten Frische eines neuen Tageslebens, an dem noch keine prosaische Erinnerung der Gewöhnlichkeit haftet, das noch kein, wenn auch nur in unbewußter Trübung des Behagens nachwirkender, schnellvergessener Streit, keine paradiesaustreibende Unart entstellte — der höchsten Freude des Jahres entgegen zu gehen! Welch ein Zauber in dieser Verschmelzung der Reize aller Tageszeiten, und der entgegengesetztesten Stimmungen, in dieser Nachtdunkel, strahlendes Kerzenlicht und Morgenweihe, Entzücken und Andacht in Eins verwebenden zeitlos ideellen Wunderwelt! Welch ein Zauber, wenn beim wohlbekannten Klange des Silberglöckchens die Thürflügel aufgehen von unsichtbarer Hand bewegt, als wären es wirklich geflügelte Thüren, und die stürmisch Herbeigeeilten, geblendet von all dem Glanze, nun doch im ersten Augenblick wie erstarrt auf der Schwelle stehen bleiben, bis der Eltern ermunternder Zuruf zum Nähertreten auffordert — welch ein Zauber, wenn nach der süßen Betäubung erster allgemeiner Freude die jubelnde Besitzergreifung der köstlichen Gaben folgt, wenn ein jeder gerade das findet, was er „sich am meisten gewünscht". — Die Mädchen ihre Puppen, die sie gar nicht mehr aus dem Arme lassen, die Knaben Trommeln und Trompetchen, deren lustiger Schall dem Feste so wesentlich ist wie der Glockenklang des Frühgottesdienstes — welch ein Zauber, wenn den Zweigen des Christbaumes jener eigenthümlich würzige Duft entströmt, der, mit keinem andern Wohlgeruch vergleichbar, noch

in der Erinnerung so magisch wirkt, daß die Kinder schon wochenlang vor dem nächsten Feste jeden verlöschenden Wachsstock, von Wonneschauern der Vorahnung durchrieselt, begrüßen: „es riecht nach Weihnachten!" Welch ein Zauber, wenn endlich die letzten herabgebrannten Lichtchen im Tannengrün zwischen den zurückgeschlagenen Fenstervorhängen noch die Rosen des Osthimmels aufglühen sehen, den goldigen Alpenschnee der Morgenwolken über den Häusern, die wallenden Rauchsäulen, purpurdurchleuchtet, nicht als stiegen sie aus Schornsteinröhren empor, von Feuerstätten, auf denen klafterweise gekaufte Birken- und Kiefernkloben gebrannt werden, sondern wie Opferdampf flammender Cederscheite, der auf seinen Schwingen die Andacht heiliger Beter emporträgt. — Und dann von der Höhe dieses Morgens die Aussicht, nicht wie bei der Abendfeier auf das immer zu frühe Zubettgestecktwerden, sondern auf einen ganzen langen Tag, dessen frommes Gebet festlicher Muße die Spiel- und Naschfreuden zu einer Gewissenspflicht macht! J. S.

Die Steuerreform in Mecklenburg.

2.

Die wahrscheinlichen Folgen des Anschlusses Mecklenburgs an den Zollverein.

Es gibt kaum einen Gegenstand, der für die Großherzogthümer Mecklenburg von solcher Wichtigkeit wäre, wie eine erschöpfende Besprechung des hier beregten Themas. Deshalb ist es sehr zu bedauern, daß die vom großh. statistischen Bureau, zuletzt für 1856, veröffentlichten Ein- und Ausfuhrtabellen nicht vollständig sind, insoweit sie wegen mangelnder Registrirung den Privat- und den Verkehr mit eignen Fuhren und Freipässen nicht mit umfassen konnten. Ferner beziehen sich jene Tabellen leider nur auf Schwerin und fehlen für Strelitz gänzlich, weshalb auch die Zahlennachweise, welche wir beibringen werden, nur für das erstere Land Giltigkeit haben. Da indessen die Verhältnisse beider Staaten fast die gleichen sein werden, so wird man die Schlüsse, welche sich aus jenen Zahlen ergeben, auch auf Strelitz mit übertragen dürfen. —

Wenn die Stellung Mecklenburgs dem Zollverein gegenüber geprüft werden soll, so verlangt man durchaus auf Zahlen begründete Berechnungen. Auch wir werden solche beibringen, mit Rücksicht auf den Raum dieser Zeitschrift jedoch nur in den mittleren Hauptsummen, und bemerken deshalb vorweg, daß diese aus den Jahrgängen von 1852—1859 incl. berechnet sind, und zwar überall unter genauester Berücksichtigung aller in den Listen aufgeführten Positionen. Indem wir somit willkürliche Zahlenangaben vermeiden, und für die unsrigen die Voraussetzung der Wahrheit beanspruchen müssen, wird es dennoch nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß diese Zahlen nur von zweiter Wichtigkeit sein können. Abgesehen von der unvollständigen Erhebung, ergibt es sich aus der Sache selbst, daß die jetzige Ein- oder Ausfuhr Mecklenburgs keinen Maßstab für diejenige abgeben kann, welche nach dem Beitritte des Landes züm deutschen Zollverein stattfinden wird. Da es Hauptaufgabe des letztern ist, die Selbstproduction und Fabrikation in den von ihm umschlossenen Staaten möglichst und nach möglichst vielen Richtungen hin zu erregen und zu fördern; da aber in Mecklenburg die Production beschränkt ist, eine Fabrikation eigentlich gar nicht stattfindet: so ergibt sich schon hieraus, daß nach dem Anschlusse desselben Veränderungen eintreten müssen, welche durch alle Verhältnisse greifen und vieles neu gestalten sollen. Wie demnach im ersten und zweiten Theil dieser Abhandlung die jetzt bestehenden Verhältnisse dargestellt wurden, so wird es hier von besonderer Wichtigkeit sein, die wahrscheinlich eintretenden Veränderungen u. s. w. hervorzuheben, und in diesen, nicht in den aus der Gegenwart geschöpften Zahlen, liegt der Maßstab, nach welchem die Frage eines etwaigen Anschlusses an den Zollverein bemessen werden muß. Die Zahlen aus den Ein- und Ausfuhrlisten dienen dazu, daß aus ihnen, verglichen mit den frühern und spätern, vor und nach dem Anschlusse erhobenen, gleichen Ergebnissen solcher Staaten, die in den meisten Beziehungen Aehnlichkeit mit Mecklenburg haben, Schlüsse abstrahirt werden, von denen man wol sagen kann, daß sie eine der Wahrheit nahestehende Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen dürfen. Was wir hier gesagt haben, liegt klar auf der Hand und wird doch fast immer unberücksichtigt gelassen; man hält sich an die gegenwärtigen Verhältnisse und leitet aus ihnen Zahlen her, die in ihrer ungerechtfertigten Höhe allerdings bedenklich machen müssen. Es ist dies ein Uebelstand, welcher uns nöthigt, diese Zahlen in unsre Darstellung mit aufzunehmen und sie näher zu betrachten. Das soll, so weit eine Trennung möglich ist, in Beihalt der frühern Abtheilungen, zunächst rücksichtlich der einzelnen Hauptbetriebe der Staatsangehörigen (Landwirthschaft, Handel, Industrie u. s. w.) geschehen; darauf werden wir die Berechnungen und Betrachtungen zusammenfassen und vom allgemeinen Standpunkte aus kurz beleuchten. Hieraus wird sich die Beantwortung der Frage: „Ob der Anschluß an den Zollverein für

Mecklenburg finanziell vortheilhaft oder nachtheilig sein wird?" leicht ergeben.

Die mecklenburgische Landwirthschaft, welche während langer Jahre ihre Producte zum bei weitem größten Theile den Häfen Rostock und Wismar zuführte, hat seit den letzten Decennien infolge des durch Eisenbahnen und Kanalisirungen erleichterten Verkehrs, zum großen Theil ganz entgegengesetzte Wege eingeschlagen. Sehr beträchtliche Mengen gehen theils nach Hamburg, theils in den Zollverein, nach Berlin und Magdeburg. Da dies geschehen ist, während und obgleich die frühern Wege offen standen, so müssen wir ohne Bedenken zugestehen, daß diese Veränderung der Ausfuhr im pecuniären Interesse der Producenten gelegen habe; wir werden später zeigen, ob eine größere Zurückleitung der Ausfuhr in die Seehäfen wahrscheinlich ist, falls die Abgaben für den Kornexport hier wegfallen. Zunächst wird es zweckmäßig sein, eine Uebersicht in der Vertheilung der hauptsächlichsten landwirthschaftlichen Ausfuhrartikel zu geben. Die Schlachtviehausfuhr ist seit den letzten Jahren in fortwährendem Steigen begriffen und vertheilt sich ausschließlich auf die Richtungen nach Hamburg und Berlin. Wenn auch auf beiden Märkten die Preise jetzt ziemlich gleich sind, finden doch einzelne Schwankungen statt, und es ergibt sich leicht, daß es für Mecklenburg von großer Bedeutung ist, beide sich offen zu erhalten, damit die Preise sich infolge der Concurrenz gegenseitig auszugleichen vermögen. Mit den Producten der Viehzucht ist es der gleiche Fall. Gespinnstpflanzen und eigentliche sogenannte Handelsgewächse werden augenblicklich nur in sehr geringem Umfange angebaut. — Die vorzüglichsten landwirthschaftlichen Ausfuhrartikel sind:

	Gesammtausfuhr	Davon: nach Rostock ꝛc.	nach Hamburg ꝛc.	in den Zollv.
	Cntn.	Cntn.	Cntn.	Cntn.
Getreide	1,210,000	30%	59%	11%
Sämereien	100,000	3,200	46,000	52,000
Kartoffeln	65,000	1,100	61,000	1,400
Wolle	37,000	—	13,000	25,000
Butter	50,000	—	47,000	2,400
Felle	6,500	—	3,700	2,500
Häute	2,300	—	1,450	530
Haare, Borsten	700	—	470	210
Hörner ꝛc.	12	—	11	1
Federn	85	—	76	6
Flachs, Heede	7,020	—	6,900	70
Hanf	71	—	12	5
	Stück	Stück	Stück	Stück
Pferde	2,100	—	230	1,460
Rindvieh	2,660	—	1,400	1,110
Kälber	730	—	310	410
Schaafe	42,000	—	13,000	27,500
Schweine	38,000	—	29,400	8,600
Ziegen	50	—	50	—
Federvieh	1,700	—	1,100	600

Die Ausfuhr an vorstehenden Artikeln nach Lübeck hin ist unter derjenigen nach Hamburg mit begriffen. Der Vergleich dieser Ausfuhr mit der in den Zollverein stattfindenden wird die Wichtigkeit des letztern als Absatzortes beweisen können. — Die Ausfuhr nach Hamburg und Lübeck hin ist nämlich ganz abgabenfrei; insofern aber die Producte beim Ueberschreiten der Zollvereinsgrenze den tarifirten Zoll zu erlegen haben, liegt gewiß die Betrachtung nahe, daß der Verkehr ein viel bedeutenderer werden muß, sobald durch den Anschluß Mecklenburgs die Zollgrenze fortfällt. Und wir können, ohne zu irren, schließen, daß, wenn bei der freien Wahl des Exportweges zwischen den einheimischen Seehäfen und Hamburg und dem Zollvereine eine so große Menge von Producten trotz des Grenzzolles in den letzteren geht, dann der Verkehr mit diesem für einen nicht unbedeutenden Theil der Producenten der wünschenswertheste und zweckmäßigste ist. Ist dies der Fall, so müssen diese Producenten den Wegfall des Grenzzolles, welchen sie jetzt zu bezahlen haben, wünschen. Man glaube indessen nicht, daß hierzu blos die der preußischen Grenze zunächst wohnenden Landleute contribuiren; selbst die Kornhändler aus Rostock und anderen mecklenburgischen Städten expediren Lieferungen in den Zollverein, und dies eben macht die Aufhebung des Grenzzolles um so wünschenswerther, weil er offenbar die Handelsspeculation dieser Kornhändler, die gewinnreiche Wahrnehmung günstiger Chancen erschwert. Dadurch auch fällt die Abgabe, welche von landwirthschaftlichen Producten an den Zollverein jährlich entrichtet wird, nicht sowol auf einen Theil der Producenten, sondern auf das ganze Land zurück, und selbst die Aufhebung des rostocker Kornausfuhrzolles allein würde nicht bedeutend genug sein, um die Versendung zur See gewinnreicher zu machen, so lange für den Export in den Zollverein der Preis des Korns, der Fracht und der Zölle besteht. Andrerseits aber muß offenbar eine größere Absperrung, wie sie infolge des projectirten Grenzzolles für Mecklenburg unvermeidlich sein würde, zumal wenn sich auch Hamburg dem Zollverein anschlösse, der Landwirthschaft einen noch weit größeren Baarverlust verursachen und die Preise der Producte sinken machen. Es wäre nach unsrer Ansicht ein sehr gefährlicher Versuch, wenn man die Thore nach Hamburg und in den Zollverein dergestalt schlösse, daß alsdann die rostocker Kaufleute die Bestimmung der Preise behielten. Denn bei einem Grenzzolle solcher Art darf man nicht weiter auf den hamburger Markt rechnen, wenigstens nicht auf die Dauer, da Hamburg natürlich — wie wir schon erwähnt haben — den für seine Einfuhr in Mecklenburg durch solchen Grenzzoll hervorgehenden Verlust anderwärts zu ersetzen genöthigt sein wird, d. h. durch den Anschluß an den Zollverein, der ihm dann allein bleibt.

Richten wir den Blick auf alle die Ausfuhrgegenstände, welche die Seehäfen nordwärts nicht vermitteln, für welche also nur zwei Märkte, Hamburg

und der Zollverein, bleiben, so wird es doch auf der Stelle klar, daß durch den Beitritt Mecklenburgs zu letzterem eine große Abgabensumme erspart wird. Das würde in natürlicher Folge die Preise, selbst auch in Hamburg, heben. Vornehmlich die Erzeugnisse der Viehzucht sind es, um welche es sich hierbei handelt, und man kann an Schleswig-Holstein, wo die Nordseehäfen Husum, Glückstadt und Tönningen durch ihren directen Verkehr mit England die Concurrenz gegen Hamburg unterhalten, sehr genau wahrnehmen, wie durch solche Concurrenz immer höhere Preise erzielt werden. Das wirkt natürlich wohlthätig auf die Production zurück, und für Mecklenburg zumal, welches in dieser Hinsicht erst am Anfange steht, welches erst den Grund zu einer nachhaltigen Verbesserung des Viehes und zur Erhöhung der Viehproduction gelegt hat und noch legt, ist es gradezu eine Lebensbedingung, daß seine Producte den günstigsten, einen der Concurrenz und Speculation offenstehenden Markt finden und nicht an die nothdürftigst gebotenen Preise gebunden werden.

Ein Vergleich Mecklenburgs mit Schleswig-Holstein kann nur dazu treiben, daß die Producenten einen größern Absatzrayon zu erzielen streben. Man kann ferner an Hannover wahrnehmen, daß durch den Anschluß an den Zollverein ein solcher dargeboten wird; denn nicht nur ist das Fettvieh der hannoverschen Marschen in der letzteren Zeit ansehnlich im Preise gestiegen, sondern es hat dies auch auf die Viehzucht, dadurch mittelbar auf die ganze Landwirthschaft höchst wohlthätig zurückgewirkt. Mecklenburg würde in dieser Beziehung gleichen Vortheil erringen können, weil es den bedeutenden Markt Berlin's mehr hat. Dieser Markt ist nun zwar für den Augenblick noch nicht so reichlich versorgt, daß die Preise nicht etwas über dem Mittel ständen; aber berücksichtigt man die wachsende Cultur in Ostpreußen und Polen, die erleichterte Heranziehung dieser Gegenden durch die Ostbahn, die Anstrengungen, mit welchen die großen Brüche der Spree, Oder, Netze, Warthe &c. für die Viehzucht cultivirt worden, so muß man befürchten, daß sich für die Zukunft Preise herausstellen, welche für ein isolirtes Mecklenburg nicht günstig sind. Denn ein Fortschritt der Viehzucht und mit ihr der Landwirthschaft ist nur bei steigenden Preisen denkbar und dauernd. Man muß es nun aber wenigstens nicht vorsorgend nennen, wenn für die Erweiterung der Märkte nichts gethan wird zu einer Zeit, wo eins der bedeutendsten Absatzländer (England) mit allen Kräften die Production seiner Kolonien zu heben und die Zufuhr aus ihnen zu erleichtern strebt, wo es große Massen schon aus Amerika bezieht und die Klage, daß es mit dem Absatze dahin von den mecklenburgischen Ostseehäfen aus nicht mehr so gut gehe, wie früher, häufig genug vernommen wird. Dies letztere mögen denn auch Diejenigen beherzigen, welche Alles abgethan glauben, sobald jenen Ostseehäfen eine erleichterte Ein- und Ausfuhr ermöglicht ist.

Außer der Getreide- und Viehausfuhr wird eine beträchtliche Menge an Sämereien, worunter nach den Handelstabellen hauptsächlich Oelsämereien zu verstehen sind, an Wolle, Fellen und Butter in den Zollverein geliefert. Es sind dies Alles Producte, auf welche ein größerer Markt nur vortheilhaft wirken kann, wie es z. B. Schleswig-Holstein hinsichtlich der Butter wieder klar beweist. Dem gegenüber muß aber auch entschieden die Ansicht festgehalten werden, daß Alles, was einen größeren Abschluß des Landes nach Außen hin verursacht, das Sinken der landwirthschaftlichen Productionen zur Folge haben wird.

Ist nun in Betreff dieser ein sehr wahrscheinlicher Gewinn aus einem Anschlusse Mecklenburgs an den Zollverein dargelegt, so darf auch andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß die Eingangszölle des Vereins, in unveränderter Gestalt an die mecklenburgische Ostseegrenze verlegt, Waaren in hohem Grade treffen würden, die der Landwirthschaft nothwendig sind, und daß der letzteren hierdurch eine allen erwarteten Gewinn illusorisch machende Abgabe auferlegt würde. Diese durch die Zölle vornehmlich getroffenen Gegenstände sind Eisen und Salz. Der jährliche Bedarf des Landes an Eisen ist bedeutend, die Landwirthschaft allein verbraucht eine große Menge. Die Einfuhr ist durchschnittlich zu veranschlagen

an altem und Roheisen auf 12,500 Centner
an Stangeneisen ꝛc. „ 92,500 „

Hiernach würde die Abgabe für Eisen jährlich sich auf 150—160,000 Thlr. belaufen. Diese Abgabe ließe sich bei dem Anschluß Mecklenburgs an den Zollverein nicht wol umgehen, da die Eisenhütten des Vereins zu fern liegen, als daß von ihnen ein Ersatz sich beziehen ließe. Auch ist die Eiseneinfuhr zur See für den Verkehr mit England, Schweden und Norwegen nothwendig. Einzelne Modificationen würden sich nur darin ergeben, daß der Bezug an Roheisen sich vermehrte, an Stangeneisen dagegen verminderte und die Abgabe durch den größeren Bezug des ersteren zu 10 Sgr. nach dem Tarif gegen das letztere zu $1\frac{1}{2}$ und $2\frac{1}{2}$ Thlr. tarifirte Eisen die Abgabensumme etwas ermäßigte. Indessen wäre die letztere verhältnißmäßig immer noch zu hoch, und es ist vorgeschlagen, auch wol in Aussicht gestellt worden, daß für den eigenen Bedarf des Landes an Eisen bei der Einfuhr zur See eine Rückvergütung geleistet werden oder für eine bestimmte Anzahl von Centnern, die dem jährlichen nothwendigen Bedarfe entspräche, zollfreie Einfuhr gestattet sein solle. Als diesen jährlichen Bedarf hat man die Summe von 40,000 Centner genannt, welche wir jedoch mit Rücksicht auf die vielen Eisenwaaren, die besonders zum Schiffbau fertig eingeführt werden und an der Zollermäßigung Theil nehmen müßten, für zu niedrig halten. Wir glauben 60—70,000 Centner unbedenklich veranschlagen zu dürfen. Ob für diese

Menge eine Zollermäßigung zu erreichen sein dürfte, bezweifeln Viele. Wir möchten anderer Meinung sein, zumal wenn das Land seinen Anschluß rechtzeitig betriebe; denn theils ist es zulässig, daß Mecklenburg bei der starken Consumtion seiner Bevölkerung Rücksichten zu Theil werden, theils aber auch gewinnt der Zollverein indirect durch den Wegfall einer 60 Meilen langen schwer zu bewachenden Grenze nicht unerheblich, während die Bewachung der See- und der westlichen Grenzen leicht geübt werden kann. Wie dem aber auch sei, in dem Eisenzolle ist jedenfalls kein Grund gegeben, der auch die Verhandlungen über den Anschluß Mecklenburgs mit den Zollvereinsstaaten unzulässig machte. Will man sich diesem widersetzen, so müssen die Eisenzölle nur als ein vorgeschobener Grund betrachtet werden.

Die Salzeinfuhr ist nicht weniger umfassend und durchschnittlich auf 70—80,000 Centner zu berechnen, von denen jedoch nur 47 % aus England, 1 % aus Hamburg, die übrigen aus Hannover kommen. Die 34—38,000 Centner, um welche es sich hier handelt, würden gänzlich wegfallen und die Schiffe, welche jetzt das Salz oft — besonders aus Liverpool — als Rückfracht mitbrachten, unbedingt einen anderen Artikel hierfür suchen müssen. Sie werden einen solchen in der alsdann voraussichtlich sehr steigenden Einfuhr von Steinkohlen finden können. Es dürfte überhaupt aus dem Salzzolle kein großer Verlust für das Land entstehen; der Verbrauch wird sich durch sorgsamere Sparsamkeit etwas vermindern, die Zufuhr aus Lüneburg etwas steigen und die Preise werden sich um ein Geringes heben. Letzteres wird jedoch in nicht hohem Grade stattfinden, da die einheimische Saline zu Sülz ihren Betrieb noch ziemlich erweitern kann, wodurch denn auch ein Theil des jetzt außer Landes gehenden Geldes diesem erhalten bleibt. Die Salzsteuer würde, wie es auch Hannover lehrt, weder auf das Land im Allgemeinen, noch auf die Landwirthschaft im Besonderen einen Druck üben, der den Anschluß an den Zollverein widerriethe. Betreffs der Saline zu Sülz ist es höchst wahrscheinlich, daß sie, gerade an der Landesgrenze liegend, noch einen nicht unbedeutenden Theil von Pommern mit in ihren Rayon zieht und daß dadurch eine Ausgleichung stattfindet. —

Wenn wir nun oben behaupteten, daß es für die landwirthschaftliche Production von Nutzen sei, falls ihr Markt erweitert und der Verkehr über die Grenzen erleichtert werde; wenn wir aus diesem Grunde dem Zollverbande das Wort redeten, so strebten wir ja dahin, den mecklenburgischen Ostseehäfen einen Theil der Landesproduction zu entziehen und ihnen dadurch eine beträchtliche Einbuße zuzufügen? Wir halten das allerdings für eins der wichtigsten Resultate des Zollverbandes, daß durch ihn die zahlreichen Grenzen der Kleinstaaten im Binnenverkehr fallen und den Handels- und Fabrikorten nicht ein nach der Landesgrenze, sondern nach ihrer natürlichen

Bedeutung bemessener Rayon gegeben werde. Es ist eine aus der Vorzeit überkommene ungerechtfertigte und unhaltbare Ansicht, welche die natürlichen Handelsgrenzen mit den Landesgrenzen zusammenfallen läßt, und es ist wider alle Vernunft, wenn man z. B. dahin strebt, den Ostseehäfen Mecklenburgs das ganze Land bis zur äußersten Ecke tributär zu erhalten. Von diesem Vorwurfe ist das Project eines fiscalischen Grenzzolles nicht frei; jene Ansicht findet sich in Mecklenburg noch viel häufiger, als gut ist, zumal bei den Bewohnern Rostocks, und kann diesen noch einst unermeßlichen Schaden thun. Vernünftiger Weise können die Ostseehäfen nur auf die Zufuhr von denjenigen Orten, welche bis zu ihnen hin den billigsten Transport haben, rechnen; was darüber hinaus liegt, was sie nicht haben können, sollten sie in Ruhe fahren lassen und dafür erstreben, was ihnen die Lage des Verkehrs im Allgemeinen bietet. Wenn es auch jetzt gelänge, zum Nachtheile der Production die Grenzen zu schließen und den größten Theil des Verkehrs innerhalb der Landesproduction dadurch an sich heranzuziehen, so ist hieraus doch ein dauernder Gewinn nicht möglich, der auswärtige Verkehr dadurch gehemmt, fast alle Durchfuhr aufgehoben. Der Anschluß an den Zollverein aber erhält, indem er die Production fördert, den Seehäfen den fruchtbarsten nördlichen Theil des Landes, Rostock speciell auch den ganzen östlichen Theil, fügt diesem, da die Zollschranken fallen, einen großen Theil Vorpommerns hinzu, macht den Verkehr im Innern des Landes und auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn frei von allen Fesseln und öffnet dadurch eben dem Durchfuhrhandel die skandinavisch-mitteldeutsche Route. Seit Jahren klagt der Handelsstand, daß ihm die Gelegenheit zu günstigem Transitohandel entzogen sei; wie kann er da den Gedanken fassen, den Verkehr durch neue Grenzfesseln zu binden, wo durch den Anschluß an den Zollverein die Möglichkeit seiner Befreiung in Aussicht gestellt ist? Auch in letzterem Falle werden die Seestädte, da alsdann die Getreidesteuer für die Ausfuhr aufhört, für die zur Verschiffung aus ihnen geeigneten Producte höhere Preise bezahlen und eine größere Zufuhr an sich ziehen können, als sie jetzt vermögen. Die höheren Zollsätze des Vereins für einzelne Eingangswaaren schaden ihnen gar nicht, wenn zugleich ihr Markt sich weitet und sie ihren Blick von dem eigenen Lande dahin richten, wo der Schwerpunkt für ihren zukünftigen Handel liegt.

Bisher hat England, zumal in früheren Zeiten, diesen Punkt gebildet; derselbe wendet sich aber mehr nach Skandinavien und dem östlichen Rußland hin. Denn der Handel Englands mit Deutschland durch die Ostsee wird jährlich geringer, zieht sich jährlich mehr — und besonders für alle werthvolleren Waaren — in die deutschen Nordseehäfen, von hieraus das fast vollendete norddeutsche Schienensystem einschlagend statt des langwierigen und gefahrvollen, deshalb auch durch höhere Assecuranzprämien vertheuerten Weges durch

den Sund und die Ostsee. Diese neue Richtung des englischen Handels, welche übrigens schon sehr bestimmt hervortritt, wird sich mehr und mehr befestigen, weil sie die natürliche ist; schon jetzt ist der Handel zwischen England und den mecklenburgischen Ostseehäfen gegen früher sehr vermindert und letztere werden eine starke Einbuße erleiden müssen, wenn sie nicht ihr Augenmerk scharf auf die skandinavischen Länder richten. In diesem Falle werden sie, wenn die Zollschranken fallen und die projectirte Eisenbahn*) von Güstrow nach Stettin zu Stande kommt, gewinnen, anstatt zu verlieren. Durch die Oeffnung der Zollvereinsgrenzen wird Mecklenburg einen großen Durchgangs-Verkehr mit Rußland und Schweden einerseits, mit Mitteldeutschland und bis nach Frankreich hinein andererseits anbahnen können, wie er beispielsweise von Stettin aus betrieben wird. Welch' große Ausfuhr allein nach Rußland hin wird Rostock zufallen, zu welchen Unternehmungen wird Gelegenheit geboten! Und dazu wird ihm sein natürlicher Handelsrayon im eigenen Lande sich niemals entfremden, wenn der Handel in ihm steigt. Es werden im Lande Fabriken entstehen, nach England wird ferner Korn aller Art gehen, die Schiffe bringen dafür Steinkohlen als Rückfracht mit, deren Bedarf sich jährlich steigern wird. So bahnen sich neue Wege, während die alten nicht verlassen, wenn auch auf das Natürliche, und deshalb allein Nützliche und Wünschenswerthe, beschränkt werden. Kommen dann noch Verkehrserleichterungen im eigenen Lande hinzu, die gar nicht ausbleiben können, sobald die Bahn erst gebrochen ist; wird der südöstliche Theil Mecklenburgs durch Kanalisirung der Flüsse (Warnow, Nebel, Havel), durch die Ostbahn und Chausseen dem Norden möglichst nahe gebracht, so wird auch die Production in ihm ihren natürlichen Absatz mehr und mehr in Rostock finden. Wismar ist in seinem Productionsrayon beschränkter, aber im überseeischen Handels- und dem Transitoverkehr wird es sich Rostock verhältnißmäßig gleichstellen können.

Man hört nun vielfach die Behauptung aussprechen, daß der Beitritt Mecklenburgs zum Zollvereine den Schiffsbau vertheuern und dadurch indirect den Handel mit belasten würde. Hinsichtlich des zum Schiffsbaue nöthigen Eisens verweisen wir auf das schon oben Gesagte; es ist ein ersichtlicher Vortheil, wenn Modificationen des Eisenzolles gelingen, obwol es uns sehr wahrscheinlich ist, daß auch ohne dieselben der Bau im Allgemeinen nicht eben sehr vertheuert wird. Wir müssen diese Frage sachverständiger Beurtheilung anheimgeben, können aber auch ohne solche der gegentheiligen Ansicht kein weiteres

*) Möchte der bevorstehende Landtag den Bau dieser Verbindungsbahn definitiv beschließen! Sie ist ein wahres Lebensbedürfniß für den Handel und die Industrie Mecklenburgs, sie ist allein geeignet beide einigermaßen zu schützen und zu fördern, falls sich eine Regelung des Abgabenwesens, wie nur zu sehr zu befürchten steht, noch weiter hinausziehen sollte.

Vertrauen schenken. Soviel ist aber wol Allen unzweifelhaft, daß, abgesehen vom Eisenzolle, der Schiffsbau nach dem Anschlusse an den Zollverein nicht um einen Heller vertheuert wird.

Für die Rhederei wäre es ein unabsehbarer und dem Handel durch billigere Frachtsätze nebst verminderter Seegefahr wieder zu Gute kommender Vortheil, wenn sie mehr und mehr am Welthandel Theil nähme, wenn Schiffe von größerer Tragfähigkeit erbaut würden, wenn diese unter der Flagge eines mehr als 30 Mill. Menschen repräsentirenden Vereins führen, wenn sie alle Häfen des Zollvereins befahren dürften, ohne irgend eine Belästigung befürchten zu müssen. Alles dies wird die Schiffahrt durch den Anschluß an den Zollverein gewinnen, und eine solche Hebung derselben wiegt gewiß manchen kleinen etwaigen Nachtheil, vielleicht selbst denjenigen der Eisenzölle auf. — Wenn die Fahrten nach und von England in noch größerem Maße aufhörten, als bisher, fänden sich der neuen Wege genug, welche die jetzigen, für Fahrten über das Weltmeer zu kleinen Schiffe im günstigsten Falle immer nur vereinzelt aufsuchen könnten. Und daß Letzteres überhaupt noch der Fall ist, beruht auf der Tüchtigkeit der mecklenburgischen Seeleute, welche sich später noch ganz anders erweisen könnte, zumal nun auch aus den Navigationsschulen wissenschaftlich gebildete Steuerleute und Capitäne hervorgehen, die sich wahrlich nur ungern mit Fahrten in der Ostsee begnügen. Der Unterschied, welcher sich daraus ergeben wird, daß die hiesigen Schiffe und durch sie der hiesige Handel an dem ganzen maritimen und Binnenverkehre des Zollvereins Theil nehmen können, einem Verkehre, welcher jährlich steigt und schon jetzt eine nie geahnte Höhe erreicht hat, dieser Unterschied muß dem Kurzsichtigsten in die Augen springen. Und welche Veränderungen auch der Zollverein bald oder in späterer Zukunft erleiden mag, das schon bestehende und gefesselte gemeinsame Interesse an ihm als einem Ganzen ist doch ein Kitt, der dauernd binden wird. Hat man sich diese Ueberzeugung nur erst errungen und sieht im Zollvereine eine nationale Schöpfung, welche etwas mehr bezweckt, als die Ordnung der Finanzwirthschaft in den deutschen Staaten allein; so wird man auch nicht mehr auf die für 1860 bevorstehende Zollconferenz hinweisen, von ihr eine Vernichtung des ganzen Vereines nicht mehr erwarten und von ihren etwaigen Resultaten nicht mehr, wie jetzt häufig geschieht, den Beitritt eines in Rücksicht auf das ganze Deutschland so unbedeutenden Gebietes, wie es die beiden Großherzogthümer Mecklenburg mit 600,000 Consumenten besitzen, abhängig machen wollen.

Wir gehen jetzt zu der Betrachtung der Veränderungen über, welche die hiesige Industrie durch den Anschluß an den Zollverein etwa erleiden wird. Ihr gegenwärtiger Zustand wurde schon geschildert und darauf hingewiesen, daß sie auch durch die Einrichtung eines mecklenburgischen Grenzzolles nicht

könne gehoben werden. Es ist nun zunächst natürlich, daß wenn ein Land dem Zollvereine mit weit höher ausgebildeter Industrie beitritt, die Industrie des ersteren auf eine Zeitlang etwas mehr herabgedrückt werden muß. Die nicht naturwüchsige Industrie wird mehr oder minder eingehen. Dies beruht auf der natürlichen Ausgleichung, welcher zumal in größeren Ländercomplexen die bürgerlichen Beschäftigungen unterliegen müssen. Wir leugnen deshalb nicht, daß man mit Recht sagen könne, einzelne Industriezweige werden durch jenen Schritt benachtheiligt werden. Darin aber kann man keinen Grund gegen den Anschluß an den Zollverein sehen, wenn man erwägt, daß Mecklenburg der Einfuhr aus diesem schon jetzt so gut wie offen ist, wenn man die vom statistischen Büreau veröffentlichten Tabellen durchsieht und die sehr große Einfuhr von auswärts überhaupt berechnet. Man behauptet und sucht diese Behauptung absichtlich zu verbreiten, daß mit dem Zollvereine sofort eine wahre Ueberfluthung des Landes mit Fabriken kommen würde. Das ist eine gänzlich falsche Vorstellung, und thöricht ist es, daneben auf die reinen Fabrikdistrikte Sachsens und Schlesiens, auf die Armuth ihrer Bewohner zu verweisen und sie dem Mecklenburger als Schreckbild vor die Augen zu halten. Fabriken werden allerdings und hoffentlich entstehen; der speculative Landwirth z. B. wird Rübenzucker bereiten, es werden Glashütten, Tuchwebereien, Mehl-, Papier-, Farbe-Fabriken, größere Destillationen, Brauereien, Maschinenbauereien u. s. w. entstehen, kurz, die Betriebsamkeit wird sich auf die zu lange vernachlässigte Verarbeitung der Rohproducte des Landes legen und auch einzelne Artikel zum Zwecke der Fabrikation von auswärts beziehen. Die Grundbesitzer werden zu sofortiger Verarbeitung geeignete Pflanzen bauen und dadurch ihre Grundstücke im Ertrage und Werthe erhöhen. Vielleicht werden sich auch einzelne auswärtige Industrielle finden, die Etablissements in Mecklenburg anlegen, indem sie theils von der günstigen Lage der Häfen, theils von den billigen Arbeits- und Consumtionspreisen ihren Vortheil suchen. Letzteres wird sich aber bald genug ausgleichen. Die Folge von diesem Allem jedoch wird sein, daß Arbeit und Geld ins Land kommt, daß die naturwüchsigen Gewerbe zu Anstrengungen geleitet werden und sich emporheben, die übrigen freilich, um welche es jedenfalls nicht Schade ist, erliegen. Werden dadurch Menschen brodlos, so ist ihnen ja eben Gelegenheit gegeben, statt des kümmerlich betriebenen eigenen Gewerbes alsdann in den Fabriken thätig zu werden. Wer die hiesigen Gewerbetreibenden der letzteren Art kennt, der kann nur aus falscher Humanität oder bewußter Absicht den Verlust ihrer Selbstständigkeit bedauern; sie sind als Fabrikarbeiter in einer viel besseren Lage. Für Mecklenburg mit seinen großen Gütern und umfangreichen Domainen wird aber trotz aller Fabriken die Landwirthschaft und zwar der Kornbau, selbst bei einem sehr bedeutenden Anbaue von Han-

delsgewächsen, immer die Hauptsache bleiben. Es ist gar nicht anders möglich, theils weil der Umfang dieser Güter für jeden anderen als den Kornbau auf großer Fläche viel zu bedeutend ist, theils weil das Land so schöne und zahlreiche Wiesenflächen besitzt, daß sie absolut zum Betriebe der Viehzucht (wo diese ist, muß auch Kornbau getrieben werden) zwingen. Und selbst wenn der gänzlich undenkbare Fall eintreten sollte, daß die Güter in zu großem Maaße der Kultur von Handelsgewächsen anheimfielen, so blieben immer noch die Pachtdomainen, welche eine einfache regiminelle Verordnung dem Kornbaue erhalten könnte. Preußen kann es aufs Klarste beweisen, daß alle Befürchtungen in dieser Hinsicht unbegründet sind.

Wir müssen die eben erwähnten Umstände deshalb so scharf betonen, weil man nicht selten die Befürchtung vernimmt, daß der für den Kornbau erzogene Arbeiter durch den Anschluß Mecklenburgs an den Zollverein nach allen Richtungen hin leiden würde. Was die Löhnung betrifft, so ist dies mit Sicherheit nicht zu erwarten; denn gerade da pflegt dieselbe gering und stabil zu sein, wo sich nur eine Art der Beschäftigung findet, wo der Arbeiter keine Wahl hat und sich seiner Stellung nicht entziehen kann. Dies zeigt Mecklenburg gegenwärtig sehr klar. Dabei wird ferner eine sehr große Abhängigkeit des Arbeiters vom Arbeitgeber unvermeidlich, wie es Mecklenburg ebenfalls beweist. Giebt es im Lande dagegen Fabriken neben der Landwirthschaft, so regeln jene hinsichtlich der Lohnsätze diese, und umgekehrt; es wird eine Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter sehr wahrscheinlich sein. — Man behauptet nun, die Landwirthschaft könne die vorräthigen Arbeitshände nicht entbehren. Dies ist geradezu nicht wahr; in den Städten gibt es zahlreiche Arbeiter, welche nicht immer Beschäftigung finden, vom Lande aus hat man Tausende nach Amerika wandern lassen. Ferner wird gesagt, durch die Fabrikbeschäftigung werde der Arbeiter demoralisirt. Es ist darauf zu entgegnen, daß nach Ausweise der Kirchenbücher u. s. w. auch der Ackerbau-Arbeiter nicht sonderlich sittlich ist, es sei denn, daß man unter moralischem Verhalten vornehmlich die Unterthänigkeit gegen den Arbeitgeber versteht, welche allerdings in Zukunft nicht so bleiben würde, wie sie jetzt ist. Daß die Fabrikarbeit das Heirathen erleichtert, ist für Mecklenburg sehr gut. Alle üblen Folgen des engen Zusammenlebens finden sich auch auf den Gütern, sind übrigens nur bedingungsweise mit der Fabrik-Industrie verbunden. — Die Nachtheile, deren Entstehen man so leicht behauptet, ohne sich die Verhältnisse allemal klar gemacht zu haben, sind zum größten Theile imaginair; die Folgen des Anschlusses Mecklenburgs an den Zollverein werden sich anfänglich etwas scharf und hie und da drückend herausstellen, sich aber sehr bald ausgleichen. Die Güter haben und behalten es sehr wol in ihrer Macht, durch feste Accorde Arbeiter an sich zu fesseln; selbstständiger werden diese zwar sehr wahrscheinlich, wer

aber solche Selbstständigkeit nicht wünscht, der suche den Grund dafür in sich und seinem Egoismus. Ein durchschnittlich etwas höherer Lohnsatz als der gegenwärtige ist wünschenswerth und nothwendig, und es ist nur in der Ordnung, daß auch der Arbeiter besser gestellt werde, wenn die Einnahme des Arbeitgebers auf dem oben nachgewiesenen Wege steigt. Dann würde es auch gar nicht schaden, wenn durch den Anschluß an den Zollverein einzelne Lebensbedürfnisse etwas im Preise steigen sollten, worauf wir jetzt zu sprechen kommen. Bis hieher war der Beweis zu führen, daß die Folgen aus ihm sich in wohlthätiger Weise über alle Classen der Staatsbürger erstrecken und sie eventuell zu etwas höheren Leistungen an den Staat befähigen würden. Ob und inwiefern letztere stattfinden, ob sie jene aus dem Anschlusse wahrscheinlich hervorgehenden Vortheile aufheben würden, werden wir zunächst darzulegen haben.

Es ist in Mecklenburg eine allgemeine Annahme, daß, da der Zollverein einzelne nothwendige, zum täglichen Leben nöthige Artikel mit hohen Abgaben belastet, nur die fabricirenden und in einigem Grade die producirenden Classen von ihm Gewinn haben, die consumirenden Classen hingegen leiden. Obwohl der Unterschied zwischen den hier genannten Classen kein so scharfer ist, daß man sie wirklich ohne Weiteres trennen darf, möge er bestehen bleiben, da er die Meinung der Gegner des Zollvereins ziemlich klar andeutet. Die letztere Classe ist hier, wie in Hannover und Pommern, sehr zahlreich; aber schon der Umstand, daß diese beiden Länder den befürchteten Nachtheil bisher nicht erfahren haben, sollte zur Vorsicht gegen solche Behauptungen mahnen. Was durch den Zollvereinstarif mit höheren Abgaben belegt und, weil es nicht aus den Vereinsstaaten selbst bezogen werden kann, für die Consumtion vertheuert wird, muß hier im großen Ganzen und in abgerundeten Summen zur Berücksichtigung gelangen. Es lassen sich die Zahlen, welche auf solche Weise gefunden werden, auf den Kopf der Bevölkerung repartiren und gestatten alsdann eine Vergleichung mit den Staaten des Zollvereins, in denen diese Repartitionen schon seit längerer Zeit vorgenommen sind und einen sicheren Nachweis für die durchschnittliche jährliche Consumtion pro Kopf der Bevölkerung geben.

Mecklenburg-Schwerin führt durchschnittlich jährlich 25600 Centner Kaffee und 200 Centn. Kaffee-Surrogate ein, letztere hauptsächlich aus dem Zollverein. Rechnet man dazu, was dem Schmuggel und der zollfreien Einfuhr zur Last fällt, so ist die jährliche Einfuhr auf 32000 Centn. Kaffee zu veranschlagen, und dieser Anschlag würde, bei der Bevölkerung Mecklenburgs von 540000 Seelen, mit der genau berechneten Consumtion Hannovers von 6 Pfd. pro Kopf jährlich übereinstimmen. Hierfür würden an die Zollvereinscasse jährlich à Centn. 5 Thlr. Eingangszoll, circa 160,000 Thlr. zu zahlen sein.

An Zucker werden durchschnittlich 50000, an Syrup 28600 Centn. einge-

führt, was zusammen auf den Kopf 14,6 Pfd. betragen würde. Diese Einfuhr aber übersteigt unbedingt den wirklichen Verbrauch, welcher auf Veranlassung der Regierung im Jahre 1845 auf 10,5 Pfd. berechnet wurde, in Hannover aber nur 8,29 Pfd. beträgt. Nimmt man demnach für Mecklenburg 9 Pfd. an, eine Summe, die sich im Zollverein noch verringern würde, so beträgt die Gesammtconsumtion 48,600 Centn. oder, nach den Verhältnißzahlen der Einfuhr berechnet, 30,700 Centn. Zucker und 17,900 Centn. Syrup. Nach dem Zollsatze von 10 Thlr. für den Zucker und 2 Thlr. für den Syrup würde sich die beträchtliche Zahlung von 342,800 Thlr. jährlich ergeben und eine solche Summe wird auch oft in Rechnung gestellt. Das ist aber sehr unrichtig; denn dieser Zoll wird theils durch Anbau und Verarbeitung von Zuckerrüben im eigenen Lande, theils durch vermehrten Verbrauch von Syrup, welchen sich im Zollvereine sehr viele Haushaltungen selbst bereiten, vorzüglich aber durch zollfreie Einfuhr aus den preußischen Zuckerfabriken fast ganz wegfallen. Auch ist anzunehmen, daß das Land den ganzen Zoll, welchen es jetzt für seinen eignen Zuckerverbrauch bezahlt, allmälig ersparen würde. Indessen solche Rechnungen sind unzweckmäßig und unzuverläßig. Am sichersten würde es sein, hier auf Hannover zurückzublicken, und da scheint sich herausgestellt zu haben, daß durch den Anschluß an den Zollverein für die ersten Jahre eine Vertheuerung des Zuckers und des Syrups, mit Rücksicht auf Qualität, von 1, resp. ½ sgr. pro Pfd. eingetreten sei. Nach dieser Annahme werden wir für Mecklenburg, mindestens für die erste Zeit nach dem Anschlusse, eine vermehrte Zahlung im Ganzen 150 bis 160,000 Thlr. nicht von der Hand weisen können.

Die Einfuhr von Gewürzen ist nicht unbedeutend und wegen ihres hohen Preises wird die bestehende ad valorem Abgabe von 1¼ Schilling vom Thaler grade vielfach umgangen, sowie auch das zollfreie Einfuhrrecht der Privaten hier am meisten ausgeübt werden dürfte. Laut den Zollregistern würde die demnächstige Erhebung nach dem Zollvereins-Tarife circa 9000 Thlr. betragen; man darf sie aus den angeführten Gründen aber wol unbedenklich auf 10000 Thlr. jährlich veranschlagen.

Von Heringen werden durchschnittlich 13300 Tonnen eingeführt, der Zoll beträgt pro Tonne 1 Thlr.

Die Einfuhr von Reis beträgt 21500 Centn., der Zoll 1 Thlr. pro Centner.

Die Zollerhebung von Thee, Chocolade und Cacao würde sich nach den Registern auf zusammen 3800 Thlr. belaufen, mit Rücksicht auf Defraude und zollfreie Einfuhr veranschlagen wir 4500 Thlr.

Der Bedarf von Südfrüchten u. s. w. würde, nach den Tarifsätzen 2,4 und 11 Thlr. speciell berechnet, im Ganzen jährlich circa 15000 Thlr. an Zoll erfordern.

Die Einfuhr von Rum, Cognac u. s. w. beträgt jährlich durchschnittlich 9300 Centn., was nach den Zollsätzen von 8 Thlr. pro Centn. 74400 Thlr. ergibt. Ein Theil hievon wird später, wie schon jetzt, aus Kartoffeln innerhalb des Zollvereins selbst bereitet werden.

Der Verbrauch an Wein ist in Mecklenburg sehr bedeutend, und die Zolllisten weisen eine jährliche Einfuhr von 35000 Ankern nach, davon etwa 2000 Anker aus dem Zollvereine. Dies ist jedoch beiweitem nicht der ganze Verbrauch, da eine sehr große Anzahl von Privatleuten (bis nach Rostock östlich und Warne südöstlich hin) ihren Wein von den im ganzen Lande reisenden, besonders Lübecker Weinhändlern direct und steuerfrei bezieht. Diese Umstände machen alle Weinhändler des Landes dem Anschlusse an den Zollverein geneigt, denn da sie selbst den Wein nur gegen Abgaben beziehen können, so sind sie durch dies offene Mißverhältniß auf das äußerste gekränkt. Andererseits ist auch eine allgemeine Besteuerung des Weines (mit Rum u. s. w. ist es derselbe Fall) nur nothwendig. Mag sich die Weinconsumtion dadurch etwas verringern, so wird gewiß der Bierconsum steigen und — zumal wenn statt der jetzigen die preußische Maischsteuer eingeführt wird — der Brauereibetrieb im Lande sich vervollkommnen und erweitern. Diese höchst wichtigen und auf eine große Anzahl Menschen zurückwirkenden Verhältnisse lassen sich freilich nur annähernd darstellen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß der Wein- und Rum ꝛc. Verbrauch sich allmälig bis auf die Hälfte des jetzigen verringern würde. Das würde für die Zukunft einen Zoll von circa 150,000 Thlr. geben, wir nehmen jedoch hier, um den Gegnern des Anschlusses gerecht zu werden, eine Jahreszahlung von 250,000 Thlr. an.

Ein sehr ähnliches Verhältniß besteht hinsichtlich des Tabaks, man kann nur wünschen, daß dessen Einfuhr sich mindere und der Betrieb im Lande selbst, auch hinsichtlich des Anbaues geringerer Sorten sich erhöhe. Dies wäre für kleinere Grundbesitzer sehr vortheilhaft, wie schon jetzt einige Orte in Mecklenburg-Strelitz beweisen. Die Tabak-Einfuhr beträgt jährlich 20000 Centn. und 30000 Kisten Cigarren im Gewichte zu 5000 Centn. und ist die Abgabe, nach den Tarifsätzen von 2, 4, 11 und 20 Thlr. einzeln berechnet, auf circa 160,000 Thlr. zu veranschlagen.

Ueber die Salz- und Eisen-Einfuhr ist schon gesprochen; der Gesammtzoll für die letztere würde höchstens 180,000 Thlr. betragen. Hiebei sind die sehr vielen fertigen Eisenwaaren, welche jetzt eingeführt werden, nicht berücksichtigt, theils weil die feineren schon jetzt größtentheils aus dem Zollverein kommen, theils weil die gröbern später mit Vortheil von der einheimischen Bevölkerung, die eine sehr gute Anlage zu Eisenarbeiten besitzt, verfertigt werden können. Die Summe von 180,000 Thlr. würde sich eventuell, wie schon ausgeführt wurde, auf 75 bis 85000 Thlr. ermäßigen.

Was sonst noch an s. g. Kurzwaaren eingeführt wird, möchte später einen Zoll von 10—15000 Thlr. abwerfen, es ist ebensowenig genau zu berechnen, wie die Einfuhr von Manufacturwaaren. Die letzteren werden indessen schon jetzt in sehr großer Menge aus dem Zollvereine ausgeführt, später auch im Lande selbst bereitet werden. Was noch an Luxus- und Modewaaren erforderlich wäre, ließe sich zu einer Abgabe von 80 bis 100,000 Thlr. veranschlagen. Nach einer sehr genauen Berechnung aus fünf Jahrgängen der Einfuhrlisten fanden wir für diese Waaren, soweit sie nicht im Zollverein bereitet und später zollfrei eingeführt werden, den Gesammtzoll von 55,000 Thlr.

Die vorstehenden Positionen ergeben eine jährliche Gesammtabgabe an die Zollvereinscasse von in runder Summe 1,200,000 Thlr als Maximum. In dem ersten Jahre nach dem Anschlusse würde diese Summe aber wahrscheinlich nicht genügen, theils weil die bisherigen Handelsbeziehungen sich nicht sofort abbrechen lassen, theils weil die zu erwartende Hebung der Industrie im eigenen Lande auch zu dem geringen hier berücksichtigten Betriebe doch immer einiger Zeit bedarf. Deshalb ist es vorsichtig, die jährliche Gesammtzahlung auf die Summe von 1,500,000 Thlr. zu erhöhen, doch darf bei dieser Erhöhung nicht außer Acht gelassen werden, daß der Unterschied von 300,000 Thlr. nicht nur, sondern auch noch einzelne bei den obigen Positionen erwähnte Unterschiede, im Gesammtbetrage von mindestens 500,000 Thlr später durch die einheimische Betriebsamkeit selbst verdient, also erspart werden können. Wer sich die Mühe geben will, aus den betreffenden Einfuhrtabellen nachzurechnen, der wird leicht erkennen, daß unsre Schätzung zu Gunsten Mecklenburgs mäßig und deshalb um so wahrscheinlicher ist. Alle, welche vom Anschlusse an den Zollverein Verarmung, Hunger und Elend befürchten, verweisen wir darauf. — Ausgangszölle sind im vorstehenden nicht berechnet, weil die Waaren, welche solche zahlen würden, z. B. Schaafwolle, später im Lande verarbeitet oder frei im Zollvereine versandt werden könnten.

Die vorstehende Summe, welche auf 1,500,000 Thlr. veranschlagt wurde, gibt nun diejenige ganze Zahlung, welche das Land an den Zollverein wird zu leisten haben, falls die jetzige Einfuhr für die Zukunft die gleiche bliebe, und für solche Waaren, welche nicht zollfrei aus dem Vereine zu beziehen sind. Man mag sie immerhin die Einbuße Mecklenburgs aus dem Anschlusse an den Zollverein nennen; wir wollen sehen, ob das Land in seinen Handelsbeziehungen jetzt besser gestellt ist. Zuvor ist jedoch das Präcipuum für eine Einwohnerzahl von 540,000 Menschen mit 20 Sgr. auf den Kopf zum Betrage von 360,000 Thlr. abzurechnen, wonach sich die Gesammtzahlung reducirt auf . . . . 1,140,000 Thlr.

Gegenwärtig hat Mecklenburg zu zahlen*):

*) Vgl. Arch. f. Landesk. 1859 S. 474.

1) die Steuer für die in den Zollverein gehende Ausfuhr, berechnet zu . . 150,000 Thlr.
2) den Zoll für die bisherige Einfuhr aus dem Zollvereine . . . . 270,000 „
3) die im Lande selbst erhobene Handelssteuer, die Zölle und Waarencontribution, zusammen ca. . . . . . . 250,000 „
4) Defraude und zollfreie Einfuhr ca. . 40,000 „
5) die Waarenzahlung aus dem Verkehr mit Hamburg, berechnet zu . . . 430,000 „

im Ganzen ca. 1,140,000 Thlr.

Es beweist diese Zusammenstellung, daß Mecklenburg schon jetzt ungefähr dieselbe Summe zu zahlen hat, welche ihm der Anschluß an den Zollverein abnöthigen würde. Der Unterschied ist nur, daß die jetzigen Zahlungen nach mehreren Seiten hin zersplittert sind und nicht in der gleichen Weise zum Bewußtsein kommen, wie die Zahlung an die Zollvereinscasse. Sie zeigt weiter, daß beim Anschlusse an den Zollverein eine Ersparung allmälig zu erwarten ist, welche man durch die Conservirung der bestehenden Verhältnisse so wenig hoffen darf, wie durch die projectirte Einführung eines Grenzzolles. Den Anspruch auf ein Präcipuum darf es nicht benachtheiligen, wenn durch den Anschluß eine finanzielle Verbesserung eintritt; dies braucht nicht weiter dargestellt zu werden.

Für die Landesverwaltung würde der Anschluß an den Zollverein folgende Resultate ergeben:

Das Präcipuum für Mecklenburg beträgt, wie oben . 360,000 Thlr.
Die Brutto-Einnahme aus dem Zollverbande mit 25 Sgr. für den Kopf ergibt . . . . 450,000 „

Summa 810,000 Thlr.

Davon gehen ab:

Für Ermäßigung des Eisenzolles . . . 80,000 Thlr.
Für Grenzbewachung, Pensionirung jetziger Beamten 2c. im Ganzen 15 % der Einnahme . . . . 121,000 „

Summa . . . . 201,000 „

Es bleiben 613,500 Thlr.

oder in runder Summe 600,000 Thlr.

Diejenigen jetzt bestehenden indirecten Abgaben Mecklenburgs, um deren Umgestaltung es sich zunächst handelte, und welche im Ganzen auf circa 400,000 Thlr. zu berechnen waren, werden durch diese Auffunft demnach reichlich ersetzt, und es wird vielleicht möglich werden, noch andere Abgaben, z. B.

die ländliche Nebensteuer, auf eine gleichmäßige Weise zu ordnen oder ganz zu beseitigen. Nach dem Dargestellten aber, was man immerhin auf einige Weise modificiren mag (bedeutend darf das mit Recht nimmer geschehen), kann nicht behauptet werden, daß die jährliche Auffunftssumme, im Vergleiche zu den jetzigen Verhältnissen zu hoch sei. Man betrachte die Fortschritte, welche Landwirthschaft, Handel, Industrie, ja, auch die Klasse der Tagelöhner machen können und werden, man erwäge die freie Entwickelung aller natürlichen Güter des Landes und aller Kräfte seiner Bewohner, welche der Anschluß an den Zollverein erregt und fördert. —

Abgesehen von den bevorstehenden Verhältnissen und in Verbindung mit den directen Abgaben, welche erhalten werden sollen, ist die Aufbringung einer Summe von 600,000 resp. 800,000 Thlr. für ein Land, wie Mecklenburg, bedeutend und geht aus seiner verhältnißmäßig starken Consumtion hervor. Daß eine solche Summe, die auf ganz neuen Wegen herangeholt werden soll, durchgreifende Veränderungen verursachen muß, ist klar und von uns sofort zugestanden. Es werden auch einzelne derjenigen Einfuhrartikel, welche, wie Kaffee, Tabak u. s. w., zu den nothwendigen Bedürfnissen gerechnet werden müssen, unzweifelhaft etwas vertheuert. Aber diese Vertheuerung wird die ärmeren Klassen nicht in höherem Grade treffen, als die jetzigen, auf den Detailverkehr so schwer drückenden indirecten Abgaben, sondern sie wird diejenigen reicheren Klassen nur in höherem Grade heranziehen, welche gegenwärtig verhältnißmäßig zu gering besteuert erscheinen, weil sie theils von einzelnen Abgaben frei, theils mit anderen relativ zu leicht belastet sind. Wir behaupten nicht, daß die ärmeren Klassen nach dem Anschlusse Mecklenburgs an den Zollverein billiger, wir leugnen aber, daß sie theurer leben werden. Es läßt sich diese Sache nicht sowol aus Zahlen beweisen, als sie sich aus dem Zusammenhalte der Verhältnisse und dem Vergleiche mit anderen Staaten ergibt. —

Prinzipiell sind wir keine Freunde des Schutzzolles, aber der freie Binnenverkehr im Gebiete des Zollvereins ist und bleibt doch eine große Errungenschaft, die derjenige um so leichter würdigen wird, welcher das hiesige System, das sich ein Freihandelsystem zu sein schmeichelt, näher betrachtet hat. Und blicken wir über das Band des Zolltarifs hinaus auf die Vereinigung deutscher Staaten, welche durch jenes umfaßt werden zu einem gleiche Interessen verfolgenden Ganzen, so müssen wir noch aus diesem Grunde den Beitritt Mecklenburgs so lebhaft wünschen, wie wir seine bisherige isolirte Stellung bedauerten.

F.

Militärische Tagesfragen.

8.

Das niederrheinische Kriegstheater.

d. Ueber Kriegs- und Operationspläne im Allgemeinen und solche für das niederrheinische Kriegstheater insbesondere.

Es scheint uns, als ob die Worte Kriegsplan und Operationsplan allzuoft ziemlich gleichbedeutend gebraucht und daß sie dann, wie die Begriffe, die sie darstellen, auch mit einander verwechselt werden, daß auch in dieser Beziehung die alte gute Regel der Logik, vor allen Dingen wol zu unterscheiden, nicht genügend beachtet werde, — und nie ohne Strafe; insofern man von einem Kriegsplan verlangt, was er nicht leisten kann, und einen Operationsplan entschuldigt, weil man nur die Forderungen, wie an einen Kriegsplan, an ihn stellt.

Der Kriegsplan ist das Allgemeinere, Umfassende, der Operationsplan das Speciellere, enger Begrenzte. Der Plan der Aufstellung der verbündeten Heere gegen Napoleon 1815 mit der ausgesprochenen Absicht, concentrisch auf das allgemeine Centrum Paris vorzugehn, umfaßte mehrere Kriegstheater und war der eigentliche Kriegsplan. Die Verabredungen Blüchers und Wellingtons über gegenseitige Unterstützung, welche sich lediglich auf das niederrheinische Kriegstheater bezogen, constituirten für dieses den Operationsplan. Wir haben gerade dieses Beispiel nicht ohne Grund zur Erläuterung der Sache beigezogen. Wenn man eine Angriffsrichtung feststellt, so stellt man damit im Großen immer auch eine Rückzugslinie hin. Ist nicht etwas Besonderes bestimmt, so fallen Angriffslinie und Rückzugslinie zusammen, nur hat die Rückzugslinie gerade die entgegengesetzte Richtung der Angriffslinie. Der Kriegsplan wies Blücher die Aufstellung zwischen Maas und Mosel und damit etwa die Angriffsrichtung über Sedan auf Paris, also die Rückzugsrichtung auf Coblenz und Aachen an; jedenfalls gegen den Rhein hin, während Wellington dann etwa die Angriffsrichtung über Mons oder Ath auf Paris, die Rückzugsrichtung über Brüssel auf Antwerpen hatte. Als Blücher im Mai nach Belgien einmarschirte, änderte sich im Wesentlichen in dieser Beziehung nichts. Aber wol änderte sich etwas darin durch die Verabredung Blüchers und Wellingtons über gegenseitige Unterstützung in der Schlacht; also durch die Aufstellung des Operationsplans. Demnach verstand es sich nämlich gewissermaßen von selbst, daß jeder der beiden Feldherrn, der zum Rückzuge gezwungen ward, diesen in einer Richtung antrat, in welcher er sich dem andern näherte, nicht

von ihm entfernte. Man braucht durchaus nicht Blüchers und seines Stabes Verdienst zu verkleinern, daß sie statt auf Lüttich und Mastricht ihre Truppen auf Wawre zurückzogen, und kann dennoch einsehen und zugeben, daß durch den speciellen Operationsplan für das niederrheinische Kriegstheater die Geister in der preußischen Armee schon wesentlich auf den Rückzug nach Wawre vorbereitet waren. Angenommen aber, Wellington ward bei Belleallıance geschlagen, ehe Blücher ihm beispringen konnte, und setzte nun seinen Rückzug auf Brüssel und Antwerpen fort, würde auch in diesem Falle Blücher unter allen Umständen derselben Richtung gefolgt sein? oder muß man nicht vielmehr voraussetzen, daß er nun daran gedacht haben würde, den Rhein, wenn auch nur bei Düsseldorf und Cöln, zu erreichen, um hier zugleich sicherere Verstärkungen zu gewinnen, als dies auf dem westlichen Theile des Kriegstheaters zu hoffen war, und um sich seiner ursprünglichen, ihm durch den Kriegsplan angewiesenen Angriffs-, wie Rückzugslinie wieder zu nähern?

Daraus ergibt sich nun, daß schon im Kriegsplan eine Grundbestimmung für die möglichen Operationspläne liegt, daß er aber diese niemals so schroff bestimmen darf, um nur noch einen einzigen in jedem Falle übrig zu lassen. Mit andern Worten: es ist ein Unsinn, einen Operationsplan Monate lang im Voraus festsetzen zu wollen, und sich unabänderlich an ihn zu binden oder sich einzubilden, daß dies ohne Gefahr möglich sei. Vielmehr kann innerhalb des Kriegsplanes an einem bestimmten Punkte der von ihm vorgezeichneten Linien in einer Stunde der Entschluß zu einer Operation, ein Operationsplan also, reifen, welcher scheinbar und wenn man nur die kleinen Verhältnisse ins Auge faßt, auf drei Tage, auf acht Tage, auf noch länger, ein Heer von jenen Linien entfernt. Und so muß es sein. Sagt man nicht, die Kriege werden durch die Bewegung gewonnen? Sollte man darunter etwa blos die physische, nicht auch die geistige Bewegung verstehen, welche ja jene erst erzeugt? Und doch haben wir erst noch in neuester Zeit vernehmen müssen, daß in Wien Operationspläne discutirt wurden, die am Tessin ausgeführt werden sollten und die wo möglich jede Etappe des Heeres vorschreiben. Warum? weil man den Operationsplan mit dem Kriegsplan verwechselt, was dann aber nicht blos den Operationen, die in dem Schraubstock völlig unbeweglich festgeklemmt werden, sondern auch der Kriegführung, diese von einem höheren Standpunkte betrachtet, Schaden bringt, da der Kriegsplan eingeengt wird, da man bei ihm nur auf gewisse Operationen denkt, die sich einfach geometrisch darstellen lassen und darüber vielleicht das Verhältniß der Kräfte, die diplomatischen Mittel, durch welche man fremde Kräfte seinem Dienst unterwerfen, dem feindlichen entziehen kann, vergißt, mit den diplomatischen also auch die militärischen Mittel, welche jene unterstützen können.

Es gibt ein Gesetz des freien Vorbehaltes in der Kriegführung, wie

für jede Aeußerung geistigen Lebens. Aber eben weil dies ein Gesetz ist, ist der freie Vorbehalt auch in gewisse Grenzen eingeschlossen. Der freie Vorbehalt für die Ordnung der Operationen bleibt trotz allen Scheins des Gegentheils in dem Kriegsplan beschlossen, der freie Vorbehalt für die Schlacht in dem Operationsplan, der freie Vorbehalt für die Ordnung des Gefechts in dem Schlachtplan. Weil diese einfachen und fruchtbaren Wahrheiten oft nicht begriffen werden, müssen wir so viele Faseleien in sogenannten Lehrbüchern der Kriegskunst, die besonders practisch sein wollen, über den Aufschwung des Genies, über die Regellosigkeit und Gesetzlosigkeit der Kriegskunst lesen, so viele Faseleien in der Ausführung — wahrscheinlich in Folge dieser eingebildeten Regellosigkeit — sehen. Als ob die Regel aufhörte, wo die Regula de tri aufhört!! Mancher wird vielleicht unser Gesetz des freien Vorbehaltes für eine unpractische „philosophische" Quengelei erklären. Indessen, wir wollen an einem Beispiel, welches sich auf engern Raum concentrirt, welches außerdem unter unser Aller Augen aufgeführt wurde, einmal zeigen, daß die Sache nicht blos, wie ein höflicher Mann sagen würde, ihre sehr practischen Seiten hat, sondern daß sie durch und durch und nur practisch ist.

In Folge der Note Preußens vom 14. Juni, welche die Garantieübernahme für die Erhaltung der Lombardei bei Oestreich ablehnte, ward im Kriegsrath im kaiserlichen Hauptquartier beschlossen, wieder über den Mincio vorzugehen und am Chiese die Franzosen und Sardinier aufzusuchen*). Heß war dagegen, er wollte verschanzt hinter dem Mincio stehen bleiben und abwarten. Doch, überstimmt, machte er seine Meinung nicht weiter geltend; er ist eben auch angefressen von dem Krebs allerunterthänigster Ergebenheit. Er ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, und kümmerte sich um gar nichts mehr. Ramming übernahm die ganze Anordnung der Operationen. Der Plan zum Marsch über den Mincio und an den Chiese ward entworfen, das Gesetz des freien Vorbehaltes aber gar nicht beachtet. Es ward keine Rücksicht darauf genommen, daß man unterwegs mit dem Feinde zusammenstoßen könnte, und Ramming war noch am hellen Vormittag des 24. Juni, mitten in der Schlacht von Solferino — unseres Wissens mindestens noch nach 10 Uhr, möglicher Weise noch eine Stunde später — völlig überzeugt, daß es blos ein Vorpostengefecht gebe und an eine Schlacht nicht zu denken sei. — Man wird vielleicht einsehen, daß nur hieraus das späte Vorwärtskommen der Reserven des Centrums vom ersten und vom siebenten Armeecorps zu erklären ist und das Uebrige kann sich dann jeder selbst nach Belieben ausmalen und entwickeln.

Das Gesetz des freien Vorbehaltes in der Kriegskunst ist von wenigen

*) Alles, was wir hier anführen, sind allerdings noch wenig bekannte, aber vollständig richtige Thatsachen. Man wird noch manches zu hören bekommen.

mit Klarheit aufgefaßt worden, wie es täglich die Erfahrung zeigt. In der Wissenschaft hat ihm unseres Wissens zuerst Jomini Rechnung getragen durch die Unterscheidung von definitiven und beiläufigen (accidentiellen) Operationslinien und strategischen Manövrirlinien. Man kann unmöglich den Plan zu einer Handlung entwerfen, ohne sich eine Vorstellung von den Kräften zu machen, mit welchen man es dabei zu thun hat. Wir wollen daher damit anfangen, uns für das niederrheinische Kriegstheater einen Kräfteüberschlag zu machen. Gemäß unseren früheren Annahmen haben wir es hier mit den beiden Hauptmächten Frankreich und Preußen zu thun, und stellen daher Preußen in das Centrum der Untersuchung. Nach früher in diesen Blättern von uns beigebrachten Erörterungen ist die preußische Armee auf höchstens 550,000 Mann auf dem Kriegsstande zu berechnen, wovon höchstens 350,000 für den Dienst im freien Felde verfügbar gemacht werden können. Es wäre denkbar, daß Preußen diese ganze Macht auf sein niederrheinisches Kriegstheater werfen könnte. Dies setzt aber voraus, daß Frankreich sein einziger Feind wäre, und daß dieses ihm gegenübergedachte Frankreich nur in einer Art, nur zu Lande, gegen Preußen auftreten könnte, nicht zugleich zur See.

Wie sieht es nun mit den Grenzmächten Preußens aus? Rußland hat während des Feldzugs in Italien Preußen und den deutschen Bund mit dem Heraustreten aus seiner Neutralität bedroht, falls diese für Oestreich Partei ergriffen. Wenn Preußen von Frankreich angegriffen wird, hat Rußland schwerlich ein Interesse dabei, an einem solchen Angriffe theilzunehmen, es kann vielmehr seine Zeit unter solchen Umständen besser, nämlich gegen Oestreich und an der untern Donau verwenden. Oestreich würde schwerlich Neigung haben, Preußen zu unterstützen; angenommen aber, es wollte dieses thun, so wären sicherlich Rußland und die Italiener da, um es an einer Unterstützung zu verhindern. Daß Oestreich an einem Kampfe gegen Preußen im Bunde mit Frankreich theilnehmen, wenigstens Neigung dazu zeigen könnte, läge durchaus nicht außer den Grenzen der Möglichkeit. Indessen ein Bund mit Oestreich könnte in diesem Sinne Frankreich und Rußland nicht entsprechen. Es kann diesen Staaten nicht daran liegen, daß sich Oestreich in Deutschland auf Kosten Preußens vergrößere. Und doch, wenn in Preußen Eroberungen von der öſtreichischen Seite her gemacht würden, wäre Oestreich die einzige Macht, welcher man diese übergeben könnte. Wie gering nun auch der Schritt wäre, der damit im Sinne einer Einigung Deutschlands gethan wäre, wie schwer er wahrscheinlich von den Deutschen selbst getragen werden würde, es wäre dennoch möglicher Weise ein Schritt, und davon wollen eben Frankreich und Rußland durchaus nichts wissen. Ihnen muß es daher darauf ankommen, Oestreich vom preußischen Kriege ganz fern zu halten in der vollsten Neutralität nach dieser Seite hin, und sie haben die Mittel, es in jedem

Falle in dieser Stellung zu erhalten, auch ohne daß Frankreich aus seiner neuen freundlichen Stellung zu Oestreich herauszutreten gezwungen wäre, da es ja im Stande ist, im letzten Nothfall den Oestreichern durch Rußland und Italien zu thun zu geben. Frankreich würde selbst dieser Mittel wahrscheinlich nicht bedürfen, indem es z. B. die vollständige Neutralität Oestreichs in einem Preußenkriege schon dadurch erreichte, daß es dafür die Neutralität der ganzen deutschen Oberrheingrenze verspräche und Oestreich mit dem neuen verstärkten Einfluß in Süddeutschland köderte, welchen dasselbe gewinnen müßte, indem es eben für Baden, Württemberg, Baiern rc. die Neutralität durch seine Unterhandlungen und seine Stellung zu Frankreich erwirkte. Wir vermuthen also, daß weder Oestreich noch Rußland von Seiten Preußens in einem beginnenden Kriege gegen Frankreich besondere militärische Aufmerksamkeit verdienen würden. Dennoch würde es fast nicht zu vermeiden sein, für den östlichen Landestheil eine Observationsarmee gegen diese beiden Staaten zu stellen. (Dies wurde vor der Zusammenkunft in Breslau geschrieben. Anm. der Red.) Nun hat aber Frankreich eine Flotte. Es kann vermöge derselben Truppen an die deutsche Ostsee- und Nordseeküste werfen und mindestens durch Landungen das nichtvertheidigte Land aussaugen und beunruhigen. Die deutschen Nord- und Ostseeküsten gehören außer Preußen noch Hannover, Oldenburg, Dänemark (Holstein) und Mecklenburg. Dänemark ist für Preußen ein gefährlicher Punkt. Denkt man es sich im Bunde mit Frankreich, so könnte hier möglicher Weise eine dänisch-französische starke Armee formirt werden, welche auf dem kürzesten Wege, von der Eider auf Berlin losgehend (40 Meilen), dort die Entscheidung suchte. Dergleichen Dinge sind keineswegs unmöglich, und man muß sich nothwendig auf sie vorbereiten. Welcher Art aber die Vorbereitung sein müsse, ist nicht schwer zu sagen. Frankreich kann den Gedanken, eine starke, für den Zweck, in Berlin den Frieden zu dictiren, ausreichende Armee nach Dänemark zu werfen und von dort aus ins Herz Preußens operiren zu lassen, nur dann fassen und ausführen, wenn es Belgien und Holland für sich hat, wenn es also, durch deren Armeen verstärkt, nur eine verhältnißmäßig geringe französische Streitmacht gegen den Rhein stehn zu lassen braucht, welche mindestens genügt, ein etwa beabsichtigtes Vordringen der Preußen so lange aufzuhalten, bis auf dem andern Punkte die Entscheidung in einem Frankreich günstigen Sinne erzielt ist.

Was sich für Preußen hieraus ergibt, ist, daß es den Bund mit Holland und mit Belgien suche, und zwar nicht in der Weise gemüthlicher Unterhaltungen, welche mit ihren Wenn und Aber alles in der Schwebe lassen. Ebenso nothwendig oder wünschenswerth ist es dann, daß Preußen und England sich auf eine vernünftige Weise zusammenschließen, dergestalt, daß England sich wirklich auf

Preußen verlassen kann. England allein kann für Preußen die Flotte stellen, welche nicht blos einem so großartigen französischen Plane, wie es der wäre, von der Eider aus die Rheingrenze zu erobern, ein Paroli zu biegen vermag, sondern auch im Stande ist, beunruhigende Landungsversuche an den norddeutschen Küsten in der Ausführung zu beeinträchtigen und zu schwächen. Dadurch würde Preußen immer noch nicht davon dispensirt sein, Truppen zur Vertheidigung an der Ostseeküste aufzustellen. Wenn sonst für Preußen gar keine Hoffnung wäre, sich Rußlands in einer zweckmäßigen und günstigen Weise zu bedienen, so könnte doch vielleicht eine Versicherung Preußens an Rußland, daß es während des Krieges mit Frankreich nicht angriffsweise gegen Dänemark auftreten werde, selbst dann nicht, wenn dieses den Franzosen Flottenstationen an seinen Küsten einräumte — was fast nicht ausbleiben kann —, insofern nützlich wirken, als der Einfluß des verbündeten Rußlands Frankreich bestimmte, von allen Seeoperationen zu abstrahiren, welche über das gewöhnliche Blokadeverhältniß und die Beunruhigung der Küsten durch einzelne schwache Landungsversuche hinausgehen.

Wenn man sehr mäßig rechnet, indem man auf das Eisenbahnnetz des östlichen Preußen und eine vernünftige Benutzung desselben Rücksicht nimmt, so würde in diesem Landestheil über die Festungsbesatzungen hinaus, also von den 350,000 Mann verfügbaren Feldtruppen aufzustellen sein: 1) ein Observationscorps gegen Rußland 30,000 bis 40,000 Mann; 2) ein Observationscorps gegen Oestreich 30,000 bis 40,000 Mann; 3) zur Bewachung der Ostseeküste und Beobachtung Dänemarks 50,000 bis 70,000 Mann; d. h. zusammen mindestens 110,000, höchstens 150,000 Mann. Auf diese höchste Zahl würde man wol für den Anfang Bedacht nehmen müssen, während späterhin bei mehrerer Klärung der Verhältnisse vielleicht von ihr noch ein Nachschub in die westlichen Provinzen angeordnet werden könnte.

Wir kommen also zu dem Resultat, daß vier preußische Armeecorps anfangs in dem östlichen Landestheil zurückzubehalten wären und 5 für den westlichen oder das niederrheinische Kriegstheater verfügbar gemacht werden könnten. Dazu träten dann noch die Landwehren des 2. Aufgebots aus Rheinpreußen und Westphalen als Festungsbesatzungen. Es wird angemessen sein, hier über die Zusammensetzung eines preußischen Armeecorps das nothwendigste einzuschalten. Ein preußisches Armeecorps, so weit es im freien Felde activ auftreten kann, zählt in der Regel 4 Regimenter Linieninfanterie zu 3 Bataillonen, 4 Regimenter Landwehrinfanterie 1. Aufgebots zu 3 Bat., 4 Regimenter Liniencavallerie à 4 Escadr., 4 Regimenter Landwehrcavallerie 1. Aufgebots à 4 Escadr., 1 Jägerbataillon. 12 Batterien zu 8 Geschützen, endlich 1 Pionnirabtheilung von zwei Compagnien. Also: 25 Bataillone Infanterie, 32 Escadrons Cavallerie, 96 Geschütze und 2 Compagnien Pionnire, oder etwa

33,500 M. Dazu kommen an Stäben, Stabswachen, Ordonnanzreitern, Sanitätstruppen, Administration und Train etwa 5000 M., so daß der ganze Stab des mobilen Armeecorps für den Feldkrieg sich auf 39,000 M. beläuft. Wir haben also in fünf mobilen Feldarmeecorps wenig unter 200,000 M. Außerdem aber würde Preußen für die Rheinprovinzen an Festungsbesatzungen folgendes aufstellen können: Die sämmtlichen Provinzialreserveinfanterieregimenter der acht Armeecorps nebst ihren Landwehrbataillonen ersten Aufgebots, also 24 Bat. à 1000 M.; 8 Provinziallandwehrregimenter zweiten Aufgebots, also 24 Bat. à 800 M.; 2 Landwehrbataillone der Reserveregimenter 2. Aufgebots à 800 M.; 26 Landwehrescadrons 2. Aufgebots à 120 Pferde; 8 Ersatzinfanteriebataillone; 2 Ersatzjägercompagnien à 169 M.; 4 Ersatzescadrons à 200 Pf.; Festungsartillerie aus der Linie und Landwehr ersten und zweiten Aufgebots mindestens 24 Compagnien à 200 M.; Ersatz- (Ausfalls-) bataillone zu 8 Geschützen und 200 M. 6 Bat.; Pionniercompagnien der Linie (Reservecompagnien) der Landwehr 6 Comp. Diese 68,000 M. würden die Festungen Luxemburg, Mainz, Coblenz, Köln, Saarlouis, Wesel, Jülich und Minden besetzen müssen, so daß im Durchschnitt auf jede 8000 bis 9000 M. kämen, was nothdürftig ausreicht, da für die kleineren Plätze eine vorläufige Besetzung mit 3000 bis 4000 M. genügend ist, während die größeren allerdings von vornherein mehr consumiren.

Sehen wir uns die deutschen Ländchen an, welche Preußen mit aller Wahrscheinlichkeit, ja fast mit Sicherheit, in den Kriegswirbel mit hineinreißen müßte und deren Streitkräfte innerhalb der Feldarmee am Rhein verwendet werden könnten, so finden wir da Hessen-Darmstadt, H.-Kassel, H.-Homburg, Waldeck, die beiden Lippe, Braunschweig und Nassau. Die ganze Streitkraft, welche diese Ländchen zusammen für die Feldarmee am Rhein verfügbar machen können, darf man mit Stäben, Train und allem Zubehör für den Anfang ganz gewiß nicht auf mehr als 25,000 M. anschlagen. Man würde wahrscheinlich sehr zufrieden sein müssen, wenn im Laufe des Krieges diese Truppenzahl auf dem benannten Stande erhalten würde, und würde es wahrhaft glorreich finden müssen, wenn sie bei den Kosten, die diesen kleinen Ländchen ihre großen Civillisten machen, allenfalls auf 30,000 M. gebracht würden. Hannover, Oldenburg, Mecklenburg rechnen wir hier gar nicht; bleiben sie nicht neutral, so reichen ihre Truppen ungefähr aus, die Küsten der Nordsee und Ostsee zu bewachen. Sobald nicht mehr von Deutschland contra Frankreich, sondern nur von Preußen contra Frankreich die Rede ist, mag die Neutralität dieser Staaten vielleicht eher als ein Vortheil, denn als ein Schaden betrachtet werden können, nur vorausgesetzt, daß der Gegner diese Neutralität achten wollte, was allerdings nicht absolut sicher, aber doch keineswegs unwahrscheinlich ist. Darüber muß man, wenn die Stunde kommt, sich die rich-

tige Ansicht zu bilden suchen. Im Voraus ist über das Fallen so leichter Würfel wie diese, deren Schwerpunkt man gar nicht kennen kann, weil sie keinen bestimmten haben, gar nicht zu urtheilen. Aber bei diesen Dingen ist auch ein etwas verspätetes Urtheil nicht von so unendlichem Gewicht, wenn man sich eben nur, sobald man erkannt hat, auch zu entschließen weiß.

Die preußische Feldarmee am Rhein mit ihrem wahrscheinlichen Anhange kann man nunmehr auf ungefähr 220,000 M. berechnen. Ein preußisches Armeecorps wird nach dem Herkommen in zwei Infanteriedivisionen, eine Cavalleriedivision und eine Geschützreserve eingetheilt. Die Infanteriedivision besteht aus zwei Brigaden Infanterie zu sechs (oder sieben) Bataillonen, aus einem Regiment Cavallerie und zwei Batterien (16 Geschützen); die Cavalleriedivision aus 6 Regimentern in 2 Brigaden und einer oder zwei Batterien, die Geschützreserve aus 6 (oder sieben) Batterien. Wie unzweckmäßig die Eintheilung in zwei Divisionen ist, kann man schon daraus erkennen, daß sie von Anfang an auseinandergerissen werden muß, um nur eine einigermaßen zweckentsprechende Ordre de bataille zu bilden. 1848 und 1849 ging man auch wirklich von dieser unverständigen Eintheilung ab, 1859 ist dies, so viel uns bekannt, nicht beabsichtigt worden.

Will man das preußische Corps in seiner Integrität belassen, so würde sich die Eintheilung direct in 4 Infanteriebrigaden und eine Cavalleriedivision von selbst darbieten. Noch besser aber möchte es sein, aus den Bestandtheilen eines Armeecorps fünf Infanteriebrigaden, jede von fünf Bataillonen und davon 4 mit je 2 Escadrons und 1 Batterie, die fünfte aber mit zwei Regimentern Cavallerie und zwei Batterien zu versehen. Diese fünften Brigaden würden von den Corps zu einem Zweck, den wir sogleich kennen lernen werden, abgetrennt. Das Corps behielte dann: 4 Brigaden Infanterie: 20 Bataillone, 2 Regimenter Cavallerie, 4 Batterien; Cavalleriereserve: 4 Regimenter Cavallerie, 2 Batterien; Reserveartillerie: 4 Batterien. Total 20 Bataillone, 24 Escadrons, 10 Batterien. Die fünf fünften Brigaden von den 5 Armeecorps gäben zusammen 25 Bataillone, 40 Escadrons und 10 Batterien. Daraus könnte man nun entweder ein neues Armeecorps oder noch besser zwei solche bilden, deren jedes man aber durch einen Theil der Contingente der kleinen Staaten verstärkte. Auf diese Weise erhielte man statt der ursprünglich verfügbaren fünf preußischen Armeecorps, deren sieben und man wird nicht leugnen wollen, daß für ein so ausgedehntes Kriegstheater, wie das niederrheinische, und bei einer Feldarmee von 220,000 M. die Zahl von fünf Armeecorps noch sehr gering und ungeschickt ist. Durch eine noch weitere Anwendnng desselben Verfahrens könnte man leicht auch noch ein achtes Armeecorps gewinnen.

Bei der normalen preußischen Eintheilung kommt die Reserveartillerie des Corps auf eine sehr bedeutende Stärke, auf die Hälfte oder selbst mehr als

die Hälfte der verfügbaren Batterien. Wir wollen nun durchaus nicht leugnen, daß eine starke Reserveartillerie ihre sehr namhaften Vortheile habe. Indessen damit diese wirklich zum Vorschein kommen, muß die Reserveartillerie im höchsten Maße geschickt benutzt werden. Trauen sich die preußischen Generale diese geschickte Benutzung zu? Wir sind dessen nicht ganz sicher. Wir machen speciell darauf aufmerksam, daß ein sehr durchschnittenes Kriegstheater — und ein solches ist, wenn auch in etwas andrer Art, das niederrheinische ebensowol als das italienische — eine geschickte kräftige Verwendung der Reserveartillerie sehr erschwert. So kam es denn z. B. bei Solferino vor, daß die Oestreicher, welche auch eine sehr starke Reserveartillerie haben, von den hundert und zwei Batterien, über welche sie verfügten, nur 45, — schreibe vierzig und fünf — ernstlich ins Feuer brachten, also im Wesentlichen nur ihre Brigadebatterien, während die Reserveartillerie fast auf allen Punkten zu spät kam und höchstens ein Paar Schüsse thun konnte, um dann wieder zurückzugehen, da sie, stets schon von allen Seiten überflügelt, in Gefahr gerieth, gänzlich abgeschnitten zu werden. Die Franzosen, welche eine verhältnißmäßig schwächere Reserveartillerie und dafür mehr Batterien bei den Truppen in erster Linie haben, kamen in Italien schon hierdurch allein in Vortheil.

Die Feldarmee, welche England, Belgien und Holland vereint aufstellen können, haben wir früher auf 120,000 M. veranschlagt. Davon kommen auf Belgien 60,000, auf Holland 30 bis 40,000, auf England 20 bis 30,000. Manchem wird es vielleicht nicht recht einleuchten, wenn wir die englische Landstreitmacht so gering anschlagen. Indessen erwäge man, daß England immer, wenn es beträchtliche Streitkräfte für den Continent aufbringen wollte, zu Werbungen auf diesem seine Zuflucht nehmen mußte, daß diese Werbungen aber durch die neueren Verhältnisse im Allgemeinen sehr erschwert sind, und unter den Umständen, die wir hier voraussetzen, noch mehr erschwert sein würden. Die gesammte Landstreitmacht der Alliirten, wenn wir die Alliance Preußens mit Holland, Belgien und England voraussetzen, beliefe sich dann für das niederrheinische Kriegstheater auf 340,000 M. in freien Felde. Jene Alliance müßte zu Stande gebracht werden können; aber wird von Preußen auch nur ernstlich an ihr gearbeitet? Wir möchten daran zweifeln, wenn wir von den Annäherungen zwischen Preußen und Rußland in neuester Zeit hören, welche von Seiten Rußlands (und Frankreichs) sicher auf nichts anderes berechnet sind und sein können, als Preußen bis zum richtigen Zeitpunkt zu dupiren (? d. Red.) und eine Wiederannäherung an Oestreich, die im Ausland immer noch gefürchtet wird, obgleich sie, wie die Dinge einmal gekommen sind, uns unmöglich scheint, zu hintertreiben. Man sieht, daß wir uns von der gewöhnlichen Art, Heeresstärken herauszurechnen, bei welcher es ohne Millionen einmal nicht abgeht, gehütet haben. Wir halten die Aufstellung von Truppen,

zu welcher wir gelangt sind, für eine mögliche, welche man aber auch suchen müßte, herauszubringen.

England als Verbündeter Preußens gibt nun aber noch eine Streitkraft, welche für letzteres in einem Kampfe gegen Frankreich unschätzbar ist, seine Seemacht. Die englische Flotte würde die Aufgabe haben, die französische aufzusuchen und anzugreifen, wenn sie eben die Häfen verließe, oder, wenn es dazu zu spät wäre, ihre Operationen an den Nord- und Ostseeküsten, Transporte dorthin 2c. unmöglich zu machen, eine Blokade des obersten Waffenplatzes Belgiens und überhaupt der Seefestungen dieses Landes sowie Hollands zu verhindern. Dies wären ihre Hauptaufgaben; sie enthalten alle Nebenaufgaben, zu denen wir auch die Mitwirkung bei einer etwa nöthig werdenden Vertheidigung von Englands Küsten oder ein Auftreten gegen die russische und dänische Flotte rechnen, in sich. Wie weit die englische Flotte ausreichend sein würde, diesen Forderungen zu genügen, mit welchem Erfolge sie gegen die französische Flotte aufzutreten Aussicht hätte, darüber sind einige Andeutungen bereits in diesen Blättern (s. No. 38) gefallen. Die Frage scheint uns dort nur angeregt, keineswegs entschieden. Was das Schießen zur See betrifft, so theilen wir auch für heute noch Nelsons Meinung, daß man zur See auch mit der großen Pistole, welche Kanone heißt, auf die Schußweite einer kleinen Pistole herausgehen müsse und daß man dann das Geschütz so tief richten müsse und könne, um dem Feind Grundschüsse zu geben. Dies wird namentlich in der rangirten Seeschlacht, wo nicht mehr ein Schiff, sondern eine größere Anzahl von Schiffen im Zusammenhang agiren soll, für alle Zeiten wahr bleiben, trotz aller Armstrongkanonen und wie die Mordinstrumente sonst heißen mögen, die man erfindet und ausposaunt. So, scheint es, kommt es im Seekrieg vornehmlich immer noch mehr auf das Manövriren, welches aus der Ferne sicher in die wirkungsreiche Nähe bringt, als auf das feine Schießen an. Die amerikanische Idee, kleinere Fahrzeuge zu bauen, jedes mit nur wenigen, dafür aber sehr weittragenden und schweren Kanonen auszurüsten, die aus der Ferne die stark armirten Fahrzeuge und Schiffe des Feindes in den Grund bohren sollen, hat in Europa noch keinen Boden finden wollen und, wir glauben, mit Recht. Unter vielen Schüssen sind mehr Treffer als unter wenigen, und die Feinheit des wirkenden Instrumentes kann nur unvollkommen die Menge der wirkenden Instrumente ersetzen. Was nun die richtige Einsicht in die Natur des Seekrieges betrifft, so sind vielleicht die Franzosen weiter als die Engländer. Wir können nicht ohne Mißtrauen mit ansehen, wie die Engländer so übertriebenen Werth auf die Erfindung neuer Kriegsmaschinen legen, welche doch immer Maschinen bleiben müssen. Es scheint uns dort in Dingen des Krieges eine Greisenhaftigkeit zu liegen, welche nichts Gutes verspricht. Man kann uns allerdings

entgegnen, daß eine ähnliche Greisenhaftigkeit sich auch in Frankreich finde. Körperlich ist diese sicher vorhanden; mancher Zahlenmensch würde sogar aus der Abnahme der Körperlänge und Körperkraft ausrechnen können, daß in so und so viel Jahrhunderten die Franzosen völlig ausgestorben sein müßten. Indessen, wenn ihr jugendliches Auftreten in der Politik und im Kriege auch wirklich nur ein letztes Aufflackern des Greisengeistes ist, solches Aufflackern dauert, wo es sich um die Geschichte der Menschheit handelt, bisweilen ziemlich lange, und wer steht uns dafür, daß der keltische Greis in den letzten Augenblicken, in den gierigen Anstrengungen, sein Leben noch zu erhalten, es nicht mit germanischem Blute verjüngt und auf Kosten des germanischen Lebens wieder aufersteht! Es wäre dies nicht einmal eine neue Erscheinung. In den Augen der Franzosen, welche überhaupt von diesen Leuten etwas wissen (eine nicht sehr zahlreiche Classe), sind Clodwig und Carl der Große eben auch Franzosen.

Frankreich kann an Landmacht ohne Beschwerde in wenigen Wochen aufstellen 300000 M. Infanterie, 40000 M. Cavallerie, 30000 M. Artillerie, also im Ganzen 370000 M. und, wenn man den Train, die Stäbe und Stabstruppen hinzurechnet in runder Summe 400000 M. Dazu kommen dann im Laufe von höchstens drei Monaten als feldtüchtige Truppeu etwa 100000 M. vierte Bataillone der Infanterieregimenter und ähnliche Organisationen. Endlich kann durch die Einziehung der nächst fälligen Recrutencontingente und Reorganisation der Nationalgarden im Sinne des neuen Kaiserreichs und auf den Punkten, wo dieses sie braucht, ein weiteres Material von mindestens 200000 M. binnen einem halben Jahre gewonnen werden.

Von den 400000 M., welche in erster Linie aufgestellt werden können, würden 70000 von vornherein für Algier und die übrigen Colonien abzurechnen sein; für die Festungen, wenn wir fünfzig Plätze in dem heutigen Frankreich als solche rechnen und auf jeden als Durchschnittsbesatzung nur 3000 M., müßte doch wenigstens das Drittel dieser Mannschaft sogleich von der Linie abgegeben werden, also 50000 M. Es blieben daher für die erste Aufstellung im freien Felde 280000 M. übrig. Wenn nun England nicht ruhig bleibt, sondern sich für Preußen betheiligt, so ist eine Küstenbewachung unerläßlich, und wir rechnen auf diese mindestens 60000 M., wobei wir darauf Rücksicht nehmen, daß die Besatzung der Seefestungen und der dem Meere zunächst gelegnen Plätze Aushilfe gewähren müsse. Dergestalt blieben für die Operationen im freien Felde 220000 M. übrig. Dem verbündeten Preußen mit seinen deutschen Hilfsländern, England, Holland und Belgien wäre diese Macht nicht ebenbürtig, wie der erste Blick zeigt. Indessen ist anzunehmen, daß im Lauf der Dinge Frankreich seine Feldarmee beträchtlich, in größerem Umfange und schneller verstärken könne als die Verbündeten. Nehmen wir

aber diese Verstärkung, den Abgang, der zugleich ersetzt werden muß, nicht berechnet, auf 120000 bis 140000 M. an, so scheint dies wol viel gesagt. Es ist dann etwa das Gleichgewicht hergestellt.

Dürfen Belgien, Holland und England für Frankreich nicht in Rechnung gestellt werden, so bleibt als einzige Macht, welche Frankreich eine directe Unterstützung liefern könnte, Spanien. Denn Italien wird schwer im Stande sein, irgend etwas von seinen Kräften abzugeben. Spanien scheint allerdings keine naheliegende Veranlassung zu haben, dem Kaiser der Franzosen ein Hülfscorps zu stellen. Indessen wenn man sich die innere Lage der pyrenäischen Halbinsel vergegenwärtigt, welche es der Königin wol wünschenswerth machen kann, einen Theil ihrer Heeresmacht in der Ferne zu beschäftigen, wenn man an Piemont während des Krimkrieges, an das romanische Bündniß gegen die Germanen denkt und etwa noch eine Erinnerung an die ehemahligen „spanischen Niederlande“, wie vage immer, hinzunimmt, so rückt eine Unterstützung der Franzosen durch ein spanisches Hülfscorps ganz und gar in das Gebiet der Möglichkeiten; von den Verwicklungen Spaniens mit Afrika und dem Wunsch, dort mit Frankreich einig zu gehen, ganz abgesehen. Die Stärke eines spanischen Hülfscorps für Frankreich und den Kampf auf dem niederrheinischen Kriegstheater kann man allerhöchstens auf 20000 M. anschlagen. Dagegen könnte nun möglicher Weise die Aufstellung eines französischen Observationscorps gegen die deutsche Oberrheingrenze für nothwendig gehalten werden. Obwohl dergleichen Observationscorps häufig ein entschiedener Luxus sind, so wird doch dieser Luxus getrieben, und es möchte bei einigem Geschick der preußischen Regierung nicht so ganz schwierig sein, die Dinge in Süddeutschland, also am Oberrhein so unsicher und zweifelhaft erscheinen zu lassen, daß Frankreich ohne den Willen, hier anzugreifen, doch zu größeren Ausgaben an Kraft sich bestimmen lassen würde, als bei Lichte und in aller Ruhe besehen nöthig wären.

Ziehen wir nun alle Factoren mit gehöriger Rücksicht zusammen, so findet sich, daß Preußen es ohne Scheu mit Frankreich am Rhein aufnehmen kann, wenn es England, Belgien und Holland zu Verbündeten hat. Viel schlechter stehen die Chancen schon, wenn nur Belgien für Preußen wäre und England und Holland zusehen wollten. Tritt nun noch Belgien zu Frankreich über, so kommt Preußen entschieden in Nachtheil. Wir brauchen die Steigerung nicht weiter zu verfolgen.

Man glaube ja nicht, daß wir einen Sieg der materiellen Mindermacht, über die materielle Uebermacht für unmöglich halten. Wir haben ja im Gegentheil die Möglichkeit eines solchen Sieges immer und überall vertheidigt. Aber allerdings existirt sie nur unter der Voraussetzung geistiger Ueberlegenheit auf derjenigen Seite, auf welcher die materielle Mindermacht ist. Und

wir sind der Meinung, daß die geistige Ueberlegenheit sich schon vor dem Kriege in der Gewinnung sicherer Bundesgenossen documentirt haben müsse, wenn man während des Krieges auf sie soll rechnen können. Der diplomatische Sieg bereitet so sicher den Sieg auf dem Kriegsschauplatz vor, als ein General kein Feldherr ist, der kein Staatsmann ist. Wilhelm Rüstow.

Von der preußischen Grenze.

Man würde die Irrgänge der „öffentlichen Meinung“ viel leichter entfädeln, wenn man von vornherein eine größere Aufmerksamkeit auf die geheimen Manoeuver der Parteien richtete, welche diese Meinung zu ihren Zwecken ausbeuten. Im Laufe dieses Jahres tauchten eine Menge von Gerüchten und Vermuthungen auf, welche von der „öffentlichen Meinung“ zu feststehenden Thatsachen gestempelt wurden; auf ihren Ursprung hatte Niemand geachtet, sie waren aber von so verschiedenen Seiten fortwährend wiederholt worden, daß es zuletzt damit ging, wie mit der Mißgeburt in Gellerts Fabel: alle Welt war bereit, die Wahrhaftigkeit derselben mit einem körperlichen Eid zu erhärten. Das leitende Dogma des Jahres war die Absicht des Kaiser Napoleon, durch seinen Bund mit Sardinien den Rhein zu erobern; wer an dieses Dogma nicht glaubte, galt als ein von den Franzosen erkaufter Verräther.

Jetzt ist ein neues Dogma im Werk: Napoleon will vorläufig nicht den Rhein erobern, sondern England; zu diesem Zweck hat sein Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland den Prinzen von Preußen in Breslau bestimmt, in dem bevorstehenden Kriege neutral zu bleiben. Die Sinnlosigkeit dieses Gerüchts springt in die Augen, schon wegen der Beziehungen des preußischen zum englischen Hof; was die beiden Fürsten mit einander zu verhandeln haben, da der italienische Congreß vor der Thür ist, kann jedes Kind an den Fingern abzählen, und wenn das bisherige Organ der preußischen Regierung, nicht in diplomatischen Formeln, sondern in schlichtem Deutsch dies Gerücht für eine nichtswürdige Lüge und die Urheber desselben für nichtswürdige Lügner erklärt hätte, so würde der ganze Spuk bald verschwunden sein.

So aber treten zuerst die Parteiblätter auf, mit Andeutungen, Winken, auch wol mit Versicherungen. Wie weit das Recht eines Parteiblattes gehen soll, haben wir in dem Prozeß des Professor Vogt gegen die Allgemeine Zeitung von einer Redaction erfahren, von der wir es doch nicht erwarteten; von der Kreuzzeitung wäre es uns begreiflicher gewesen. Nach den Parteiblättern kommt eine andere Klasse von Zeitungen, die von der Wahrheit sehr wohl unterrichtet sein könnten, ja unterrichtet sein müßten. Diese Klasse führt die Aussage der Parteiblätter blos an, doch nicht, ohne hinzuzusetzen, daß jene Blätter in der Regel gut unterrichtet seien. Dann folgt eine dritte Klasse: diejenigen liberalen Zeitschriften, die durchaus wohlmeinend sind, aber den Wald vor Bäumen nicht sehen; diese raisonniren folgendermaßen: es wäre von der zweiten Klasse, die in der Lage ist, sich von der Wahrheit jener Thatsachen vollständig zu unterrichten, eine grenzenlose Frechheit, wider beßres

Wissen ein solches Gerücht zu sanctioniren; es ist vielmehr anzunehmen, daß sie sogar mehr weiß, als sie aussagt. Hat nun gar die Geschichte ihren Weg in die kleinen Localblätter gefunden, die es aufnehmen, weil sie doch ihrem Publicum irgend etwas neues erzählen müssen, so ist dem Uebel nicht mehr zu helfen; und wenn dann endlich die thatsächliche Widerlegung eintritt, so hat die Sage ihre Wirkung gethan und wird mit voller Anerkennung ihrer Verdienste in den Ruhestand versetzt. Glücklicher Weise steht in diesem Augenblick nicht viel auf dem Spiel: Rußland und Preußen werden bald Gelegenheit haben, ihre Ansichten öffentlich auszusprechen, und wir hoffen, daß das nicht im Gegensatz, sondern im engsten Verein mit England geschehn wird. Wenn ein leidenschaftlicher Tory zu Gewehren für Garibaldi unterschreibt, so ist das ein nicht zu verachtendes Symptom, daß auch in conservativen Kreisen die Ueberzeugung mehr und mehr Raum gewinnt: das europäische Gleichgewicht und das monarchische Princip fordern gleichmäßig eine kräftige Unterstützung der sardinischen Politik.

Ein noch glücklicherer Umstand für die Aufhellung des deutschen Parteiwesens ist die jetzige Wendung der kurhessischen Angelegenheit. Während des italienischen Krieges konnten wahrhaft liberale Männer erklären, sie seien für Oestreich gegen Italien, nicht obgleich, sondern weil sie liberal seien; dasselbe konnte bei der Eisenacher Bewegung geschehen. Es konnte geschehen, weil weder die Voraussetzungen, noch der letzte Zweck, noch die Mittel klar hingestellt waren. Die kurhessische Frage dagegen ist recht dazu angethan, die Spreu vom Weizen zu sondern, und wenn auch diesmal der Ultramontanismus sich in ein liberales Gewand einhüllt, so kann auch diese Maske wenigstens Niemand mehr täuschen, der nicht vorsätzlich seine Augen verschließt.

Zwar fehlt es an Vorwänden auch diesmal nicht. Schon haben wir von östreichischen Blättern vernommen, es handle sich nicht um Recht oder Unrecht in Kurhessen, sondern um östreichische oder preußische Hegemonie. Insofern kann man ihnen beipflichten, als die Tragweite der jetzigen Entscheidung weit über das Hessenland hinausgeht; auch der Einfluß Oestreichs und Preußens ist enge damit verflochten; aber es gilt viel mehr, es gilt die Frage, ob der Bundestag, d. h. die Gesammtheit der deutschen Regierungen, auf dem Wege, den sie 1852 eingeschlagen hat, fortgehen oder einen andern aufsuchen will.

In dem Protest gegen die Motivirung des Antrags der Mittelstaaten über die Bundeskriegsverfassung hat Preußen erklärt, das Ansehen des Bundestags werde um so fester stehen, je weniger er seine Befugnisse überschreite. Dieses Princip hat es auch bei seiner Denkschrift in der kurhessischen Sache im Auge behalten. Der Bundestag hat bei seiner Einwirkung auf die Verfassungen der einzelnen Staaten nur zweierlei im Auge zu halten: erstens die Uebereinstimmung derselben mit dem Bundesrecht; zweitens die formelle Legalität derselben. Der Bundestag hat das Recht, diejenigen Bestimmungen einer Einzel-Verfassung zu bezeichnen, welche dem Staate die Erfüllung seiner Bundespflichten unmöglich machen, auf die Abstellung derselben zu dringen und wenn diese auf legalem Wege nicht möglich ist, Zwang eintreten zu lassen; das ist die Grenze seines Rechts.

Der Bundestag ist 1852 weiter gegangen, er hat, ohne den Rechtsweg zu versuchen, die kurhessische Verfassung, welche 21 Jahre bestand, einzelner Bestimmungen

wegen außer Wirksamkeit gesetzt und einen provisorischen Verfassungsentwurf sanctionirt, gegen den sich nicht nur das gesammte „Volk", sondern sämmtliche Behörden, die militärischen mit einbegriffen erklärten. Die kurhessische Regierung hat die alte Verfassung gestürzt und zuerst mit direkter, dann mit indirekter Unterstützung des Bundes mit der neuen zu regieren versucht. Es war nicht eine einzelne rettende That, sondern eine unendliche Reihe rettender Thaten, deren jede durch die vorhergehende nothwendig gemacht wurde. Das letzte Resultat dieser ganzen Reihe ist, daß die nach dem gegenwärtigen System zu Stande gekommene und zehnfach gemaßregelte Kammer mit einer an Einstimmigkeit gränzenden Majorität die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 fordert, d. h. sich selbst für inkompetent erklärt, mit der Regierung einen neuen Rechtszustand zu vereinbaren.

Dieses letzte entscheidende Resultat war freilich der östreichischen und hessischen Regierung unbekannt, als sie ihre Denkschriften gegen Preußen veröffentlichten, und mit ihm fallen ihre hauptsächlichen Argumente zu Boden. Dennoch ist der principielle Gegensatz wichtig genug, um hier im deutschen Interesse mit Beseitigung aller Nebensachen hervorgehoben zu werden.

Die östreichische Denkschrift, deren höfliche, ja in gewissem Sinne geistreiche Form wir gern anerkennen, gesteht der preußischen Vieles zu: sie erklärt sich zu größern Concessionen an die Wünsche des hessischen Volks bereit, sie läßt sich, ebenso wie die preußische, auf die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Verfahrens von 1852 wenig oder gar nicht ein, aber sie argumentirt folgendermaßen: der Bundesbeschluß von 1852 ist einmal erfolgt; die Zurücknahme desselben (und daß es sich um eine Zurücknahme handelt, geben wir der östreichischen Denkschrift zu) würde erstens das Ansehen des deutschen Bundestags vor dem deutschen Volk kompromittiren, zweitens die hessische Regierung in Verlegenheit setzen, die im Vertrauen auf die Hilfe des Bundes gehandelt hat.

Den ersten Punkt bestreiten wir unbedingt und behaupten das Gegentheil. Man denke daran, daß hier nicht von einem äußern Druck die Rede ist. Wenn der Bundestag aus eignem freien Entschluß einen Schritt, der nicht aus Rechtsgründen, sondern aus Gründen der Zweckmäßigkeit geschah, in Folge einer siebenjährigen Erfahrung, daß dadurch nichts erreicht werden kann, zurücknimmt, so wird sein Ansehen im Volk sich nicht vermindern, sondern auf eine unglaubliche Weise vermehren, und das deutsche Volk, stets zum Vertrauen geneigt, wird alle seine Hoffnungen wieder auf dieses Institut setzen. Zudem hat die preußische Denkschrift ganz richtig auseinander gesetzt, daß die Form des Bundesbeschlusses von 1852 in ihrer Dehnbarkeit eine formelle Zurücknahme desselben unnöthig macht.

Die kurhessische Denkschrift weist nach, daß die Verfassung von 1831 mit dem hassenpflugschen System unvereinbar ist; dagegen hat sie den Nachweis von der Nothwendigkeit des hassenpflugschen Systems nicht geführt. Da dies System im Lande selbst alle Klassen gegen sich und in Deutschland keinen Credit hat, so wäre seine Beseitigung schon im deutschen Interesse wünschenswerth, und wenn die Wiedereinführung der Verfassung von 1831 dazu beitragen könnte, so wäre das viel mehr ein Grund, dafür als dagegen zu sein.

Wie kam der Bundesbeschluß von 1852 zu Stande? Weder bei Oestreich noch bei Baiern noch bei einem andern der verbündeten Staaten ist ein positives In-

teresse für Hassenpflug vorauszusetzen: sie schätzten in ihm nur einen der thätigsten Vorkämpfer gegen die Union. Herr von Manteuffel, der in Olmütz gezwungen wurde die Union aufzugeben, suchte sich dadurch zu entschädigen, daß er sich gemeinschaftlich mit seinen bisherigen Widersachern an seinen bisherigen Freunden rieb; er opferte die deutsche Sache in Schleswig-Holstein, in Hessen, überall, machte die berühmte Bemerkung über die „Revolution im Schlafrock und Pantoffeln," und ließ sich die innere Politik des Herrn von Westphalen gefallen, die freilich dem hassenpflugschen System nichts vorzuwerfen hatte.

Mit dem System Olmütz hat Preußen nun definitiv gebrochen; es hängt nur von Oestreich und den Mittelstaaten ab, ihm darin treulich beizustehen, so kommt dadurch eine Einigkeit Deutschlands zu Stande, die einer straffern Einheitsform nicht bedarf. Wenn das deutsche Volk im Bundestag, wie er jetzt besteht, den Pfleger seiner Rechte sieht, so wird die Idee einer Bundesreform keinen Anklang finden; sucht man dagegen die alten Parteizwistigkeiten wieder hervor und lenkt, wie es jetzt bereits geschehen, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hin, so wird damit Preußen mit Gewalt in jene Unions-Politik getrieben, für welche die Chancen jetzt günstiger sind als 1849.

Nachtrag. Das Rundschreiben des Grafen Walewski vom 9. Nov. enthält gegen den Brief des Kaiser Napoleon an Victor Emanuel nichts Neues — abgesehen von den 60 Mill. Fr., die sich Frankreich von Sardinien als Entschädigung auszahlen läßt. Es constatirt, daß über die Angelegenheiten Mittelitaliens in Zürich nichts weiter ausgemacht ist, als die Feststellung der gegenseitigen Wünsche, Ansichten und Ansprüche. Von den Anforderungen Frankreichs sind drei diesmal nicht erwähnt: die Einsetzung der Herzogin von Parma in Modena, die Einverleibung von Parma in Sardinien, die Verwandlung von Mantua und Peschiera in italienische Bundesfestungen. Ueber die Mittel, die Herzogthümer in Ordnung zu bringen, ist nichts vereinbart worden. Dem Congreß ist also ein sehr breiter Raum gelassen, und Preußen und Rußland — die einzigen Mächte, deren Ansichten noch nicht bekannt sind — werden auf die Entscheidung, da die drei übrigen Großmächte divergiren, einen sehr bedeutenden Druck ausüben können; sie werden es namentlich, wenn sie sich unbedingt mit England vereinigen. — Was im entgegengesetzten Fall, was überhaupt bis dahin geschehen soll, ist schwer zu sagen. Kaiser Napoleon hat seinem bisherigen Alliirten, wie es scheint, in sehr bedrohlicher Weise, abgerathen, die Regentschaft des Prinzen von Carignan zuzulassen. Die englische Presse wetteifert in guten Rathschlägen an Victor Emanuel, auf diese Warnung nicht zu achten; ein Volk müsse sich die Freiheit selbst erkämpfen u. s. w.: Rathschläge, die äußerst wohlfeil sind, da immer sofort hinzugefügt wird, England dürfe sich nicht einmischen. Jene Redensarten werden so lange lächerlich sein, als man nicht den Beweis führt, daß 80,000 M. halb disciplinirter Truppen mit Erfolg einem Heer von 800,000 M. disciplinirter Truppen widerstehn können. Bleibt Napoleon bei seinem Vorsatz, und wird er von Rußland und Preußen darin bestärkt, so versteht es sich von selbst, daß Victor Emanuel sich fügen und bessere Zeiten erwarten muß: gewonnen hat er — und mit ihm die Sache Italiens — durch den Frieden genug, wenn er die neuen Provinzen mit den alten wirklich militärisch, administrativ und parlamentarisch zusammenschmilzt. Freilich bleibt dann

die Wunde Italiens in einer für Frankreich vielleicht bequemen, für Europa aber sehr gefährlichen Weise offen, und darum können wir noch immer nicht der Hoffnung entsagen, daß die drei bisher unbetheiligten Mächte sich über eine Entscheidung einigen werden, die größere Dauer verspricht. ††

Literatur.

Friedrich der Große und Katharina die Zweite. Von Kurd von Schlözer. — Berlin, Hertz. — Ein sehr bedeutender Beitrag für das Verständniß jener Zeit (1740—72), namentlich für die Umstände, welche die erste Theilung Polens herbeigeführt haben. — Ueber das Verhältniß Rußlands zu Preußen zeichnen wir zunächst ein bemerkenswerthes Wort des großen Königs auf, das noch jetzt Anwendung findet: La Russie ne doit point se compter parmi nos véritables ennemis: elle n'a rien à démêler avec la Prusse; c'est un ennemi accidentel. Die Interessen Rußlands sind den preußischen nicht unbedingt entgegengesetzt. Dazu kommt der zweite Umstand: à d'autres ennemis on peut rendre le mal pour le mal, ce qui devient impossible envers la Russie, à moins d'avoir une flotte considérable pour protéger et nourrir l'armée qui dirigerait ses opérations sur St. Pétersbourg même. — Die beiden Wahrheiten sind zu bedenken. Freilich muß man die dritte hinzufügen: wenn Preußen sich mit Rußland in ein Bündniß einläßt, so muß es mit all den Vorsichtsmaßregeln und der Wachsamkeit geschehn, als ob der Freund sich über Nacht in den tödtlichsten Feind verwandeln könnte. — Auch Rußlands Politik ist dadurch merkwürdig, daß sie im Großen und Ganzen betrachtet, wie von einer unbezwinglichen Naturkraft geleitet, einen zusammenhängenden, einheitlichen Gang verfolgt; daß sie aber im Einzelnen, eben der despotischen Regierungsform wegen, mehr als in irgend einem andern Reich von Laune und Willkür bestimmt wird. Das eine darf man nicht aus den Augen lassen, wenn man das andere in Rechnung zieht. Auf welche Weise die Willkür von Zeit zu Zeit aufgehoben, die absolute Regierungsform „temperirt" wird, ist bekannt: will man eine augenblickliche Stimmung Rußlands ausbeuten, so muß es mit der Schnelligkeit des Blitzes geschehn; denn nur zu bald tritt jenes Walten der Naturkraft wieder ein. — Ueber die Hofgeschichten und ihren Einfluß auf die Politik haben die vor kurzem veröffentlichten Denkwürdigkeiten von Sievers und Suworow ein dankenswerthes Licht verbreitet; durch das vorliegende Büchlein wird die Helle um ein Bedeutendes vermehrt; auch lernt man daraus richtiger erkennen, was Diplomatie heißt. Diplomatie ist etwas Wichtiges, als geschicktes Werkzeug eines eisernen Willens; Diplomatie ist ein Kinderspiel, wo dieser leitende Wille fehlt. Das mag trivial klingen, aber es wird zu leicht vergessen. Die Diplomatie unter Friedrich dem Zweiten hat viel gewirkt; sie hatte eben einen Mann hinter sich. Die Diplomaten der folgenden Zeit haben eine nicht beneidenswerthe Rolle gespielt. — Was nun die Theilung Polens be-

trifft, so stellt sich als unwiderleglich heraus, daß der gute Ruf, den sich Oestreich zu erwerben wußte, als habe es nur mit blutendem Herzen in jenes „politische Verbrechen" gewilligt, ein unverdienter ist. Daß Preußen sich vergrößerte, war freilich sehr gegen die Absicht des Kaiserstaats, aber es waren ausschließlich die östreichischen Gewaltthaten, die Preußen in diese bedenkliche Politik trieben. Zwischen beiden Mächten hat Katharina sehr geschickt lavirt, von moralischen Rücksichten wußte sie nichts, und ihr gegenüber konnte man nur Gesichtspunkte der Klugheit walten lassen. Der Hauptpunkt bleibt immer: zum Eingriff in das polnische Gebiet war Preußen durch seine zerstückelte Lage genöthigt; früher oder später mußte es dahin kommen, daß entweder das ganze Ordensland — das Stammland der Monarchie — an Polen oder Rußland verloren ging, oder daß Preußen die dazwischen liegenden Gebiete an sich riß. Wo die Lebensfrage so bestimmt gestellt ist, handelt es sich nur um die Wahl des richtigen Moments. — Dankenswerth ist noch in diesem Buch, daß Schlözer den engen Zusammenhang zwischen der türkischen und polnischen Frage in ein klares Licht gesetzt hat.

Christian Markgraf zu Brandenburg-Culmbach, 1603—1655. — Auf Grund der vorhandenen und neuen Quellen bearbeitet und seinen Zeitgenossen erzählt von Hartwig Paatz, Mitglied des historischen Vereins von Oberfranken. — Baireuth, Gießel. — Gegen den historischen Roman, wie er von W. Scott erfunden und ausgebildet wurde, sind in neuester Zeit, sowol vom künstlerischen wie vom wissenschaftlichen Standpunkt sehr erhebliche Einwendungen gemacht worden: durch die Mischung von Wahrheit und Dichtung soll das eine wie das andere beeinträchtigt, durch die Modernisirung der Sprache die Localfarbe verwischt werden. Wir haben schon mehrmals ausgesprochen, daß wir diesen Vorwürfen, so weit sie sich auf W. Scott beziehen, nicht beipflichten können, daß er nach unserm Gefühl fast durchweg das richtige Maß gehalten hat. — Diese Ansicht schließt aber den Versuch keineswegs aus, in der historischen Farbe gewissenhafter zu sein. Thackerays Henry Esmond bleibt immer ein sehr bedeutendes Werk, wenn uns auch zuweilen die Form der Chronik sehr ermüdet, und dasselbe läßt sich von Kingsleys Westward Ho! sagen, welcher Roman uns freilich die Zeit der Königin Elisabeth viel sinnlicher vorführt als W. Scotts Kenilworth. Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift hat äußerst gründliche historische Studien gemacht, und in Bezug auf die Sittengeschichte des dreißigjährigen Kriegs läßt sich sehr viel aus ihm lernen; wir hätten aber gewünscht, daß er seinen Forschungen die Form gegeben hätte, die sich dafür eignet, die streng historische; seine künstlerischen Zuthaten sind ohne Werth, und in der Nachahmung des Jargons aus dem siebzehnten Jahrhundert sieht man eben stets die Nachahmung heraus, so daß man keine Freude daran hat. Will man jene Sprache versinnlichen, so muß man treu ausschreiben: in jener Weise erfinden kann nur der echte Dichter, und der kann etwas Besseres thun. — — t.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur russischen Finanzpolitik und Finanzlage.

Unmittelbar nach dem Präliminarfrieden von Villafranca ist Rußland mit einer Reihe überaus bedeutsamer Finanzmaßregeln hervorgetreten. Die Durchführung derselben läßt sich nur unter unmittelbarer oder mittelbarer Mithülfe der außerrussischen Finanzkräfte Europas denken. Grade jene beiden, welche die größten Geldmassen in der kürzesten Zeit in Anspruch nehmen, sind sogar fast ausschließlich darauf berechnet, daß die großen außerrussischen Geldmärkte das Material, d. h. die Geldmittel dafür stellen. Denn die Wiederaufnahme des Anlehns von 12,000,000 Pfd (d. i. in runder Summe 140. Mill. fl.) bei Thomson, Bonar und Comp. konnte natürlich nur unternommen werden, nachdem die Gründe nicht mehr vorhanden waren, mit denen man (im Anfang des April) die vorläufige Rückgängigmachung des Geschäftes motivirt hatte. In der offiziellen Erläuterung zu dem betreffenden Ukase hatte es nämlich ausdrücklich geheißen: „der Termin für die Subscription auf diese Anleihe in London und Berlin war auf den 28. April (10. Mai) bestimmt; unterdessen verursachte der in Italien zwischen Oestreich und Sardinien ausgebrochene Krieg und die ganz unbegründeten Gerüchte von einer Theilnahme Rußlands an demselben den europäischen Börsen einen panischen Schrecken, und die Staatspapiere sind überall im Werthe gesunken, woher die Anleihe nicht mehr zu den früheren vortheilhaften Bedingungen möglich wird.“ Ebenso gründet die „Petersburger Bank- und Handelsgesellschaft,“ zu welcher die Herrn Hansemann, M. v. Haber und v. Mülhens concessionirt wurden, die Möglichkeit der Beschaffung eines Kapitals von 200 Mill. Fr., wobei die Gründer sich verpflichten, „im Laufe eines Jahrs wenigstens ein Viertheil des Kapitals herbeizuschaffen,“ offenbar vorzugsweise auf die Spekulationslust ausländischer Kapitalisten. Denn abgesehen davon, daß das russische Kapital von den Actien der Grande société des chemins de fer russes (Stammkapital 270 Mill. Thaler) wesentlich in Anspruch genommen wird, darf man nicht vergessen, daß dasselbe auch durch tausendfache Industrieprojecte gleichzeitig absorbirt ist, so daß selbst die innere vier und einhalb prozentige Anleihe von 40 Mill. Silberrubel,

welche bereits im Sommer vorigen Jahres zu den günstigsten Bedingungen emittirt wurde, nicht effectuirt werden konnte. Nunmehr ist jedoch auch diese innere Anleihe soeben wieder aufgenommen worden. Dazu trat gleichzeitig die Concessionirung der Moskau-Saratow-Eisenbahn, welche ein Baukapital von 45 Mill. SR. fordert, wofür der Staat allerdings vier und einhalb Prozent Zinsen auf 80 Jahre garantirt, im Uebrigen aber nicht so günstige Bedingungen gewährt, als sie die große Eisenbahngesellschaft besitzt, welcher z. B. eine fünfprozentige Verzinsung auf 85 Jahr gewährleistet wurde. Die Actionäre der Staatsbahnen werden sich also schwerlich in größerer Zahl an der Moskau-Saratowbahn betheiligen; die Actionäre anderer Privatunternehmen sind gleichfalls bezüglich der Zinsen meistens besser gestellt, und diejenigen, welche bei unsichern Projecten bereits Verluste erlitten, werden sicherlich ebenfalls nicht geneigt sein, ihre Gelder in einem Schienenweg anzulegen, welcher allerdings unzweifelhaft eine außerordentlich große Zukunft besitzt, jedoch unmöglich eher zu diesem Ziele gelangt, als bis die Hauptlinien des großen Staatsbahnnetzes nicht blos vollendet sind, sondern auch längs ihrer Schienenstränge bereits eine wirkliche Industrieentwicklung ins Leben gerufen haben. Dies aber ist kaum denkbar, so lang die Emanzipation der Leibeignen nicht blos selber hergestellt ist, sondern ihrerseits auch die Umgestaltung der materiellen Verhältnisse vollzogen hat, welche von der sozialen Reform erhofft wird. Auch die Moskau-Saratowbahn wird also ihre Actien vorzugsweise außerhalb Rußlands an den Mann bringen müssen, um an den Börsen zwar nicht als Speculationseffect, wohl aber als Anlage von Privatkapitalien eine Rolle zu spielen. Ja, es scheint beinahe, als ob die russische Finanzpolitik etwas derartiges gradezu in Aussicht genommen habe. Denn in demselben Momente, in welchem die Petersburger Handels- und Bankgesellschaft, sowie die Moskau-Saratow-Bahn concessionirt, die ausländische und die innere Anleihe aber zur Verbesserung der Valutaverhältnissen wieder aufgenommen wurde — in diesem selben Momente bestimmte ein Ukas, daß „alle Kapitalien, welche sich thatsächlich in den verschiedenen Creditanstalten befinden und dort von öffentlichen Verwaltungsbehörden, Wohlthätigkeitsinstituten, Kirchen und Stiftungen jeder Art deponirt, desgleichen alle Kapitalien, welche prozessirenden Parteien angehören und entweder freiwillig oder auf richterlichen Befehl dort niedergelegt worden sind oder in Zukunft eingezahlt werden, von jetzt ab zur Verfügung des Finanzministers gestellt sind.“ Daß auf solche Weise diese großen Kapitalien der Theilnahme an der industriellen Speculation vollkommen entzogen sind, ist selbstverständlich. Ihre volle Beleuchtung erhält aber diese Maßregel erst dann, wenn man sich zugleich erinnert, daß auch die freiwilligen Einlagen der Privatkapitalisten bei den Creditbanken bereits seit dem März laufenden Jahres in vierprozentige Renten verwandelt wurden, also fer-

nerhin nur mit vieler Schwierigkeit von den Besitzern der dafür ausgegebenen Reichsbillets" (in Appoints von 250 bis 100,000 SR.) als roulirendes Geld zu Industriezwecken verwendet werden können. Daß die Regierung damit direct das Ziel verfolgte, den ferneren Abfluß der Einlagen bei den Reichscreditanstalten zu gewerblichen Zwecken zu stopfen, war überdies in dem betreffenden Ukas vom 13/25 März ganz unverhohlen ausgesprochen. Wir werden weiter ausführlicher darauf zurückkommen.

Faßt man das Gesammtziel der Finanzmaßregeln vom Juli zusammen, so erhellt deutlich, daß das außerrussische Europa eine Summe von 240 bis 300 Mill. Gulden für die Beförderung der russischen Industrie-, Handels- und Eisenbahnzwecke einzahlen, ferner mit Rußland etwa 80 Mill. zur Verbesserung der Valuta beschaffen soll, während die in den Reichscreditanstalten niedergelegten Gelder, deren statutarische Bestimmung die Unterstützung der privaten landwirthschaftlichen, industriellen und merkantilen Thätigkeit ist, für Staatsbedürfnisse und Regierungszwecke zur Disposition gestellt werden. Unter solchen Verhältnissen erscheint die Frage nach dem Stande der russischen Staatsfinanzen und der seit dem Regierungsantritt des Kaisers Alexander des Zweiten befolgten finanziellen Politik jedenfalls keine müßige. Dies um so mehr, als trotz der vielen Reformen in den verschiedensten Sphären des Staatslebens das Finanzwesen und die Finanzzustände noch immer ein siebenfach versiegeltes Buch sind. Es kann uns nicht sowohl darauf ankommen, eine Kritik dieser Verhältnisse zu versuchen, als vielmehr einfach darauf, eine Uebersicht der hierher gehörigen, obschon jedenfalls blos lückenhaft bekannt gewordenen Thatsachen zusammenzustellen. Wir müssen zu dem Zwecke einige allgemeine Notizen über die Finanzlage im letzten Jahrzehnt der Regierung des Kaisers Nikolaus voranschicken.

Daß keine authentische Veröffentlichung des Budgets in Rußland existirt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Auch die etwa hier und da, unregelmäßig, stets bloß fragmentarisch an die Oeffentlichkeit getretenen Jahresabrechnungen sind kaum offiziösen Ursprungs gewesen und jedenfalls niemals ohne ganz bestimmte Tendenzen dem Publikum zum Besten gegeben worden. Daß fernerhin eine authentische Veröffentlichung der Voranschläge oder Staatsabrechnungen erfolgen werde, steht eben so wenig zu hoffen, da der diesfallsige Vorschlag des jetzigen Finanzministers Kniajewitsch (seit dem 4/10 April 1858 im Amt) am Widerspruch des Reichsraths- und Ministerconseils gescheitert ist. In den letzten Friedensjahren der Regierung des Kaisers Nikolaus wurden nun die jährlichen Staatsausgaben Rußlands von den besten Statistikern auf 275 bis 280,000,000 SR. berechnet. Bei weitem schwankender waren die Angaben über die Staatseinnahmen und nur darin übereinstimmend, daß sie die Ausgaben niemals erreichten, ja selbst unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen ein

Jahresdefizit von 4 bis 8 Mill. SR. übrig ließen. Unter solchen Umständen stieg die Gesammtschuld — innere wie äußere unaufkündbare und Terminschuld — in dem Jahrzehnt 1844—54 um mehr als 300 Mill. SR., während sich die äußere Terminschuld bloß um etwa 18 Mill SR. verminderte. Von jenem Zuwachs kommen jedoch allerdings etwa 150 Mill. SR. auf das Finanzjahr 1853—54, also auf die Vorbereitungen und Einleitungen zum orientalischen Krieg. Rühmend ist dabei hervorzuheben, daß auch die Finanzminister Wrontschenko und Brock den praktischen Grundsatz ihres Vorgängers Kankrin consequent festhielten, nämlich die peinlichst gewissenhafte Erfüllung aller äußeren Verpflichtungen. Dadurch erhielt sich Rußlands Credit an den europäischen Börsen unter den wechselndsten politischen Verhältnissen fortwährend unverändert, und selbst bei ungünstigen Lagen des Geldmarktes vermochte das Kaiserreich seine Anleihe unter keineswegs ungünstigen Bedingungen zu effectuiren. Dies hätte nun freilich nicht ermöglicht werden können, ohne das Kankrinsche System auch nach seiner verderblichen Seite fortzusetzen, indem die Gelder der Reichscreditanstalten vollkommen wie Staatsgelder gehandhabt wurden. Landwirthschaft und Gewerbthätigkeit entbehrten dadurch der Unterstützung durch die von ihnen selber eingelegten Kapitalien. Während zugleich durch eine vollkommen unzulängliche Creditgesetzgebung der Privatcredit zu Gunsten des Staatscredits herabgedrückt wurde, operirte der Staat auch als Bankier mit seinen Reichscreditkassen beinahe monopolistisch. So war es eine natürliche Folge des ganzen Systems, daß die aus der productiven Volkswirthschaft entspringenden Quellen der Wohlhabenheit des Staats allmälig immer sparsamer flossen. So geschickt dies auch durch allerlei täuschende Operationen und finanzielle Kunststücke verhüllt, so tief verschleiert auch das ganze Finanzwesen erhalten wurde, so verlockend auch die kolossalen Baarmassen des Reichsschatzes in den Gewölben der Peterpaulscitadelle bei der jährlichen Revisionsceremonie erklangen, so transigirte dennoch eine Ahnung der wahren Verhältnisse allmälig in der Finanzwelt. Es wäre sonst nicht wol zu erklären, warum die Anleihen des genannten Jahrzehnts zu immer niedrigerem Cours emittirt werden mußten, obwol der Zinsfuß unverändert blieb.

Am 1. Jan. 1854 wurde nun die Gesammtschuld Rußlands in folgender Weise specificirt:

1. fundirt:	Auswärtige Terminschuld	55,332,000	holl. Gulden.
	Innere „	131,578,375	Silberrubel.
	Unkündbare Schuld	221,093,494	Silberrubel.
	„ Eisenbahnschuld	5,170,000	Pfd. Sterl.
2. unfundirt:	Assignaten in Bankorubeln	252,000.	
	Reichscreditkassenscheine	333,443,008	Siberrubel.
Gesammtschuld auf Silberrubel reducirt		751,441,253	

Mit dem Beginn des Kriegs entzog sich das Verhältniß zwischen Ausgabe und Einnahme selbst jeder annähernden Berechnung. Jetzt mißlangen auch verschiedene Versuche zu ausländischen Anleihen, und erst 1857 ward in folgender Weise der Stand der Gesammtschuld vom 1. Jan. 1855 veröffentlicht:

1. fundirt:	Auswärtige Terminschuld	53,448,000 holl. Guld.	(Verminderung	1,884,000 fl.)
	Innere „	145,338,045 SR.	(Vermehrung	3,759,670 SR.)
	Unkündbare Schuld	267,990,012 SR.	(Vermehrung	46,897,518 SR.)
	„ Eisenbsch.	5,060,000 Pfd.	(Verminderung	110,000 Pfd.)
2. unfundirt:	Assignaten in BR.	252,000	(unverändert)	
	Reichscreditkassenscheine	356,337,021 SR.	(Vermehrung	22,894,013 SR.)
Gesammtsch. auf Silberrubel reducirt		833,204,060	(Vermehrung	81,762,807 SR.)

Bis zu diesem Momente hatte die Geschäftswelt die umlaufende Masse der aufnotirten Werthzeichen wenigstens ungefähr überblicken können; mit dem Beginn des Jahres 1855 aber hörte diese Möglichkeit auf. Denn ein Ukas vom Januar ermächtigte den Finanzminister „alle außerordentlichen Kriegskosten" durch temporäre Emission von Reichskreditbillets zu decken, während auch die Creirung neuer Schatzscheinserien à vier Millionen SR. fortdauerte. Die Papierausgabe fand also prinzipiell von diesem Moment an ihre einzige Begrenzung in der Befriedigung der momentanen Bedürfnisse des Staates; die einzige Verpflichtung, welche dieser übernahm, bestand in dem Versprechen, das jetzt ausgegebene Papier „drei Jahre nach Abschluß des Friedens und wo möglich früher" allmälig wieder einziehen zu wollen. Die Finanzwirthschaft befand sich demzufolge wieder genau auf demselben abschüssigen Wege, welcher unter Alexander dem Ersten mit der großen Assignatenkalamität geendet hatte. Damals hatte die Ausgabe von etwa fünfhundert Millionen Rubel hingereicht, sie zum Ausbruche zu bringen. Jetzt war dies allerdings zunächst nicht zu fürchten; aber man darf nicht vergessen, daß das System der unbeschränkten Ausgabe von Reichscreditbillets seitdem consequent fortbesteht, während die materiellen Garantien, auf denen der Credit des Papiergeldes beruht, sich nach verschiedenen Richtungen hin vermindert haben.

Die Erbschaft, welche Alexander der Zweite auch in dieser Beziehung bei seiner Thronbesteigung im März 1855 übernahm, und zwar nothwendig ohne das Benefiz des Inventars übernehmen mußte, war allerdings die schwierigste, welche sich nur denken läßt. Fast schon auf dem Sterbebett hatte Kaiser Nikolaus in politischer Hinsicht das Kaiserreich vollends isolirt und jenes Volksbewaffnungsmanifest erlassen, welches auch die letzten Kreise der productiven Friedensarbeit im Innern auflöste, um den gesammten Staat im Kriegszweck aufgehen zu lassen. Das Kriegsjahr 1855—1856 rief mehr als zwei Prozent der Gesammtbevölkerung des Reichs und mehr als zehn Prozent der

männlichen in dem lebenskräftigsten Alter stehenden Bevölkerung unter die Waffen, während Industrie, Ackerbau und Handel vollständig brach lagen. Die Reichscreditbanken garantirten nun ihre Billets durch die bei ihnen verpfändeten Güter, hauptsächlich durch den Privatgrundbesitz. Dieser besteht nur zum geringsten Theil in städtischen Liegenschaften, zum größten Theil in adeligem Grundeigenthum (Landgüter nebst den Leibeigenen). Der Gesammtwerth des letzteren wurde unmittelbar vor dem Kriege nach ungefährer Schätzung auf etwa eintausenddreihundert Millionen SR. gewürdigt, wovon etwa die Hälfte, sechshundertfunfzig Millionen SR., bei den Reichscreditbanken verpfändet war. Rechnet man dazu die übrigen Pfandobjecte (obschon jedenfalls zu hoch, nur um der runden Summe willen) zum Werth von fünfzig Millionen SR., so ergab dies zu Anfang des orientalischen Krieges einen materiellen Fundirungswerth für die Reichscreditbillets von siebenhundert Millionen SR.*) Aber nachdem der Krieg ein Jahr lang fortgeführt worden war und mit seinen Recrutirungen die Leibeignen decimirt, die productiven Thätigkeiten suspendirt, den Grundbesitz entwerthet hatte, konnte schon beim Regierungsantritte des Kaisers Alexander des Zweiten von diesem positiven Werthe der materiellen Garantien für die ausgegebenen Reichscreditbillets keine Rede mehr sein. Im weiteren Verlaufe des Krieges entwertheten sich natürlich die materiellen Fonds dieses Papiergeldes noch mehr, während seine umlaufende Gesammtsumme am 1. Jan. 1856 auf 509,181,397 SR. gestiegen war.

Die Wiederkehr des Friedens hätte nun allerdings unter gewöhnlichen Verhältnissen den Werth des Substrates der Reichscreditbillets wohl wieder heben können, wenn es auch einiger Jahre bedurft hätte, um die von Krieg und Seuchen positiv verminderte Anzahl der Bevölkerung, beziehentlich der Leibeigenen, wieder zu completiren. Allein jetzt trat eine ideelle Werthverminderung an die Stelle der positiven, indem die bevorstehende Bauernemancipation und die dem Grundadel damit drohenden materiellen Opfer den Grundbesitz im Geschäftsverkehr um die Hälfte herabsetzte. Mit andern Worten ausgedrückt: ein Grundbesitz, dessen Boden- und Bauernwerth bis dahin im Geschäftsverkehr zwanzigtausend Rubel gegolten hatte, ließ sich jetzt nur mit zehntausend verwerthen. Blieb also auch die bei den Reichscreditbanken verpfändete Gesammtmasse mit siebenhundert Million SR. in den Büchern eingetragen, so galt sie doch der Geschäftswelt jetzt höchstens dreihundertundfunfzig Millionen an positivem Werth. Natürlich verfuhren nun auch die

---

*) Man hat für die ungefähre Richtigkeit dieser Rechnung auch eine ungefähre Probe. Als Nikolaus den wegen seiner Unausführbarkeit bald wieder zurückgenommenen Befehl erlassen hatte, sämmtliche Hypotheken der Reichscreditanstalten zu kündigen, berechneten die offiziösen russischen Publizisten in verschiedenen öffentlichen Blättern, daß die Regierung durch Ausführung des Ukases vierhundertfunfzig bis fünfhundert Millionen SR. zu ihrer Verfügung bekommen werde.

Creditbanken bei Ausleihungen unter dem Eindrucke dieser veränderten und unsicheren Verhältnisse; sie wurden mit Darlehen außerordentlich zurückhaltend und forderten große Hypothekobjecte für relativ geringe Summen. Baargeld fehlte aber bereits, die Creditanstalten zahlten also mit Billets, und das Publikum begann Agio für Silber zu geben, im Handelsverkehr das Agio auf die Waaren zu schlagen. Im Ganzen bestehen diese Verhältnisse auch noch heute und zwar selbst gesteigerten Maßes. Im Reiche selber gesteht man dem Silber ein Agio von 20—25% zu, d. h. der Rubel des Reichscreditbillets gilt anstatt 100 bloß 80—75, oder umgekehrt der harte Silberrubel 120—125 Kopeken. Das grobe Silbergeld ist dabei beinahe vollkommen aus dem Verkehr verschwunden und neuestens selbst der Mangel an baarem Theilgeld so groß geworden, daß die Regierung in einzelnen Handelsemporien (z. B. Riga) den Kaufleuten die Erlaubniß ertheilte, kleine Appoints au porteur auf den Namen und Credit ihrer Firmen in Form von Papiergeld circuliren zu lassen.

Am 1. Januar 1857 repräsentirten nun die umlaufenden Reichscreditbillets die Summe von 689,267,844 SR., also 322,930,823 SR. mehr als zwei Jahre vorher. Neuere authentische Nachweise fehlen noch; allein die Annahme hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß diese Summe bis zum Beginne des laufenden Jahres noch um mindestens hundert Millionen zugenommen habe. Es wird demnach schwerlich zu hoch gegriffen sein, wenn man die Gesammtmasse der gegenwärtig in Rußland circulirenden Reichscreditbillets auf einen Nominalwerth von 800,000,000 Silberrubel schätzt.

Obgleich nun diese Papiergeldmasse den Verkehr mit Appoints aller möglichen Größen alleinherrschend durchströmt, so hat sich doch auch die Menge der auf den Reichsschatz fundirten Werthzeichen keineswegs vermindert. Nachdem die Convertirung des kleinen Restes von Assignaten in Schatzscheine während des begonnenen Krieges vollendet worden war, betrug die Gesammtsumme der letzteren 93,000,000 SR. Die Einlösung der (gewöhnlich acht Jahre laufenden) Serien aus früherer Zeit ist nicht erfolgt, vielmehr wurden die verfallenden Serien einfach durch die Ausgabe neuer ersetzt. Inwieweit aber diese Schatzscheine durch die Baarfonds des Kriegsschatzes gedeckt werden, ist unbekannt, da in den letzten Jahren selbst die früher gewöhnliche Veröffentlichung der Ergebnisse der Revisionsceremonie in den Gewölben der Peterpaulscitadelle nicht stattgefunden hat. Alles in Allem ist man, wie vorstehend genügend nachgewiesen wurde, sicherlich berechtigt, die Gesammtsumme der unfundirten Schuld Rußlands gegenwärtig in runder Summe auf eintausend Millionen SR. anzunehmen. Diese schwebende Schuld ist zugleich eine ausschließlich innere, da der Import von russischem Papiergeld aufs strengste verpönt ist und controllirt wird, wodurch sich der Export ganz natürlich von selbst verbietet. Dem Ausland gegenüber befindet sich dadurch der russische

Geschäftsmann in sehr großer Verlegenheit. Denn natürlich wächst im internationalen Verkehr das Disagio an russischen Zahlungsmitteln ins Ungemessene, und bereits ist es im laufenden Jahre dahin gekommen, daß vollkommen solvente russische Häuser, so z. B. auch die große Mehrzahl der russischen Buchhändler, ihren Zahlungsverpflichtungen nicht vollständig, nicht rechtzeitig oder auch gar nicht genügten.

Während Rußlands schwebende Schuld seit 1854 bis jetzt um etwa 700 Mill. Silberrubel gewachsen ist, zeigt auch die fundirte Schuld eine Vergrößerung wie kein andrer europäischer Staat sie im gleichen Zeitraum aufzuweisen hat. So weit die authentischen Veröffentlichungen reichen, 1854—1857, specificiren sich ihre Bestandtheile in folgender Weise:

	1854	1855	1856	1857
Ausw. Terminschuld	55,332,000 h. fl.	53,448,000 h. fl.	51,495,000 h. fl.	49,470,000 h. fl.
Innere Terminschuld	131,578,375 SR.	145,335,045 SR.	156,817,244 SR.	150,074,672 SR.
Unkündbare Schuld	221,093,494 SR.	267,990,012 SR.	314,996,280 SR.	312,220,643 SR.
Unkb. Eisenbahnsch.	5,170,000 Pf.St.	5,060,000 Pfd.	4,950,000 Pfd.	4,840,000 Pfd.

Die Vermehrung der innern Terminschuld betrug demnach in 1854—57 18,496,297 SR. und die der innern unkündbaren Schuld 91,127,149 SR., dagegen die Verminderung der auswärtigen Terminschuld 5,862,000 holl. Gulden und die der unkündbaren (Eisenbahn-) Schuld 330,000 Pfd. St. Die Gesammtsumme der fundirten Schuld ergibt nun, auf Silberrubel reducirt für die vorbezeichneten Jahre:

417,746,245 SR.; 476,615,039 SR.; 533,273,782 SR.; 521,987,810 SR.

Sie wuchs demnach in 1854—57 um 104,241,565 SR. (Für den 1. Jan. 1858 finden wir ihren Bestand, doch ohne weitere Specification, auf 518,334,007 SR. angegeben, wonach ihre Verminderung in diesem Finanzjahr, dessen schwebende Schuld noch unbekannt ist, 3,653,803 SR. betragen würde.)

Nach diesen Zusammenstellungen muß es beinahe scheinen, als ob die russische Finanzverwaltung einerseits danach strebe, die Terminschulden möglichst in unkündbare zu verwandeln, andrerseits, ihre auswärtigen Verpflichtungen möglichst abzustoßen. Würde sich dieses Verfahren als Princip nachweisen lassen, so läge darin sicherlich der Beweis für ein außerordentlich starkes Vertrauen der Regierung auf ihre innern Hilfsquellen, so wie auf den festen Credit, welchen sie bei ihren Unterthanen genießt. Das Bestreben Rußlands, sich ausschließlich auf sich selber zu stellen, hätte damit zugleich einen höchst bedeutsamen Fortschritt nach seinem Ziele gemacht. Inwieweit dies jedoch wirklich oder nur scheinbar gelang, wird sich schwer entscheiden lassen. Erwähnt ist bereits, daß schon bei Lebzeiten des Kaisers Nikolaus mehrere Versuche zu ausländischen Anleihen gescheitert waren. Indessen werden die Gründe dafür schwerlich, wie es doch oftmals geschieht, vorzugsweise in einem zu

großen Mißtrauen der ausländischen Finanzwelt gegen Rußlands materielle Garantien, sondern mehr in den damaligen politischen Verhältnissen und Stimmungen zu suchen sein. Erst im Spätjahr 1855, als der Frieden nur noch eine Frage der Zeit war, gelang der Abschluß dieses Anlehens von 50 Mill. SR. à 5% durch Vermittelung des Hauses Stieglitz und Comp. in Petersburg. Es war das sechste fünfprocentige und wurde in Inscriptionen auf 500 SR. emittirt; seine Amortisation begann im Jahr 1858 aus einem Specialfond, „welcher mit dem der andern Anleihen nicht verschmolzen und jährlich vom Nominalcapital der Anleihe zwei von Hundert löschen wird." Da diese Anleihe zu einem sehr niedrigen Cours ausgegeben wurde, so betheiligten sich daran vornehmlich die englischen Bankhäuser, obschon dieselbe nicht in den londoner Courszettel aufgenommen wurde.

In den beiden folgenden Jahren scheinen die Staatsanleihen, deren Contrahirung die Bestände der fundirten Schuld nachweisen, den Fonds der Reichscreditanstalten fast ausschließlich entnommen worden zu sein. Gleichzeitig fand aber auch die außerordentlich vermehrte Ausgabe von Reichscreditbillets in den früher bezeichneten Progressionen statt. Das Jahr 1856 hatte nun bei Gelegenheit der Krönung eine Schenkung von Steuer- und Strafgelderresten gebracht, deren Gesammtbetrag offiziell mit 25 Mill. SR. beziffert wurde; dazu war im Frühjahr 1856 die Revision des Zolltarifs, die Aufhebung der Paßsteuer, so wie der Abschluß des Handels- und Schiffahrtsvertrages mit Frankreich getreten — lauter Maßregeln, welche, mindestens vorläufig, die Staatseinkünfte verminderten. Wenn auch gleichzeitig die Pächter mehrerer Monopole, . B. des Branntweins und Tabaks höhere Pachtsumen als früher zahlten; o können doch diese Steigerungen die erwähnten Verminderungen nicht ausgleichen. Um so auffälliger mußte es erscheinen, daß in demselben Moment 20. Juli 1857) auch eine Herabsetzung des Zinsfußes der Reichscreditanstalten ecretirt und den Bankgläubigern, welche darauf nicht eingehen mochten, die Zurückziehung ihrer Einlagen innerhalb gewisser Fristen freigestellt wurde. Freilich ist dabei nicht gesagt, ob deren Auszahlung in Baarem oder abermals in Reichscreditbillets zu geschehen habe. Als Grund der Maßregeln vurde indessen angegeben, daß die Capitale von den Creditanstalten nicht erwendet werden könnten, und zugleich wurde auch die Errichtung von Comnunalbanken für örtliche Handels- und Industriezwecke concessionirt, so daß s in der That den Anschein gewann, als beabsichtige der Staat das biserige Monopol der Reichscreditanstalten principiell zu beseitigen und die dort egenden Capitalien der Gewerbsthätigkeit zukommen zu lassen. Momentan atte die Maßregel den moralischen Erfolg, in die schon begonnene Entwerthung der Reichscreditbillets einen Stillstand zu bringen, beziehentlich die alutaverhältnisse zu verbessern. Allein diese Wirkung blieb eben blos momen-

tan, während die noch immer fortdauernde Unzulänglichkeit der Creditgesetze auch den Capitalisten die Zurückziehung ihrer Einlagen aus den Reichscreditanstalten nicht vortheilhaft erscheinen lassen mochte. Die Errichtung von Communalbanken machte gleichfalls nur äußerst zaghafte und langsame Fortschritte und am Schlusse des Jahres erschien der große Mangel an Baargeld, so wie die fortschreitende Verschlechterung der Valutaverhältnisse abermals als die der Abhilfe am dringendsten bedürftige Verlegenheit.

Im April 1858 trat der Senator Kniajewitsch als Finanzminister an die Stelle des Hrn. v. Brock. Man versicherte, er werde sofort die gewaltigsten Reformen des ganzen Finanzsystems ins Leben treten lassen. Sein Amtsantritt wurde auch wirklich durch einen kaiserlichen Ukas inaugurirt, welcher die sofortige Zurückziehung von 60 Mill. SR. in Reichscreditbillets aus dem Verkehr anordnete. Es hieß darin: „In der Absicht, so schnell als möglich zur Verminderung der Zahl der Reichscreditbillets zu schreiten, befehlen Wir, ohne den dreijährigen Termin abzuwarten, von den verschiedenen uns nachgewiesenen, der Staatskasse gehörenden Capitalien 60 Mill. Silberrubel zu entnehmen und zur Tilgung der Reichscreditbillete der Expedition der Reichscreditbillete zu übermachen.“ Schon wenige Wochen später (Juni) wurde eine innere Subscriptionsanleihe, auf 30—40 Mill. SR. berechnet, à $4^1/_2$% Zinsen und mit einer Einzahlung von 82% des Nominalwerthes, al pari rückzahlbar emittirt, als deren Bestimmung abermals jene Verminderung der Reichscreditbillets angegeben wurde. Entweder waren also jene nachgewiesenen Fonds der Staatskasse unzureichend oder sie bestanden gleichfalls aus Reichscreditbillets oder aber sie waren von laufenden Bedürfnissen unter der Hand aufgezehrt worden. Vielleicht machte diese Erwägung, vielleicht auch der Argwohn, daß es dieser Anleihe ebenso ergehen könne, die Capitalisten zurückhaltend, vielleicht war der Mangel an disponiblem Geld auch wirklich so groß — kurz, trotz aller Gunst der gebotenen Bedingungen ergaben die Subscriptionen ein so geringfügiges Resultat, daß nach kurzer Zeit die auswärtigen Blätter der russischen Inspiration für gut fanden, die ganze Existenz dieser mißglückten inneren Anleihe in Abrede zu stellen.

Im März 1859 schloß aber der dreijährige Termin, nach dessen Ablauf der Ukas vom Jan. 1855 die allmälige Zurückziehung der für die außerordentlichen Kriegsbedürfnisse ausgegebenen Reichscreditbillets verheißen hatte. Schon seit dem Winter pflog nun die Regierung verschiedene Verhandlungen wegen einer großen fundirten Anleihe. Allein die gewohnten Vermittler derselben mochten sich entweder überhaupt oder unter dem Eindrucke des drohenden europäischen Krieges schwierig gezeigt, oder zu ungünstige Bedingungen geboten haben — genug, zu allgemeiner Ueberraschung erschien endlich ein bei derartigen Geschäften noch wenig genanntes Consortium (Thomson, Bona

und Comp. in Petersburg und London nebst F. Magnus in Berlin) als Unternehmer. Die Anleihe wurde mit 12 Mill. Pfd. St. zu 3% Verzinsung und 57% Einzahlung abgeschlossen, zahlbar in sechs Raten. Sie sollte in Inscriptionen von 100 bis 1000 Pfd. St. emittirt, auf das große Buch der öffentlichen Schuld eingeschrieben und — wie das letzte fünfprocentige Anlehen bei Stieglitz — durch einen speciellen Amortisationsfond eingelöst werden, welcher, mit 1½% sogleich aus dem Anleihekapital selbst gebildet, später aber durch die den amortisirten Billets zufallenden Zinsen verstärkt würde. Die Subscriptionen sollten am 10. Mai (28. April) beginnen. Die außerordentlich günstigen Verhältnisse, welche somit den Subscribenten geboten waren, erregten wol auch bei vielen Gläubigern der Reichscreditbanken, welchen, wie erwähnt, die Zurückziehung ihrer Einlage bei der Herabsetzung des Zinsfußes freigestellt worden war, den Gedanken, ihre Kapitale bei dieser Gelegenheit nutzbringender und eben so sicher als dort anzulegen. Andere, bei denen der Termin für ihre diesfallsige Erklärung bereits verstrichen war, erhoben laute Klage, daß ihre dem Staate in bedrängter Zeit dargeliehenen Kapitale jetzt gebunden seien, während den neuen Staatsgläubigern bessere Bedingungen geboten würden. Die Regierung hatte also zu befürchten, daß ihr einestheils liquide Gelder entzogen, anderntheils, daß ihr überhaupt die Reichscreditbanken fortan nicht sowohl als feste Anlageplätze für Kapitale, sondern mehr als Contocurrentbanken benutzt werden möchten. Sie mochte außerdem überhaupt nicht wünschen, daß die neue Anleihe aus russischen Säckeln flösse, sondern dem Ausland deren Beschaffung zuschieben wollen. So erschien noch vor dem Subscriptionstermin ein Ukas (13/25 März), welcher voranstellte, daß der vom Ukas vom 20. Juli 1857 beabsichtigte Zweck, den in den Reichscreditbanken „müssig" liegenden Kapitalen „eine dem Reichsinteresse entsprechende Richtung zu geben," durch deren Abfluß zu industriellen Unternehmungen erreicht sei. Dann fuhr er fort: „Indessen sind viele Besitzer von Bankeinschüssen, welche dieselben nicht zurückziehen wollten und demnach ihre Zinsen um ein volles Viertel vermindert sehen, in eine gedrückte Lage gerathen. Indem wir den Besitzern von Bankeinschüssen demnach die Möglichkeit einer vortheilhafteren und eben so sicheren Kapitalanlage zu gewähren wünschen, haben wir die Vorstellung unseres Finanzministers über die Ausgabe vierprocentiger, ununterbrochen verzinslicher Reichsbillete bestätigt. Auf Grundlage dieses kann demnach Jeder, der vier Procent jährlicher Zinsen auf sein Kapital sicher zu empfangen wünscht, diese Billete sowohl für baares Geld, als für Reichscreditbillete erwerben." In gewisser Art war diese Creirung von Reichsbillets eine jener beabsichtigten äußeren Anleihe concurirende innere Anleihe. Denn nicht blos wurde zur Erwerbung der neuen Reichsbillets eine Subscriptionsfrist von sechs Monaten festgesetzt, es wurden also nicht etwa alle Bankein-

schüsse eo ipso vierprozentig, sondern es wurde auch keine Gesammtsumme der solchermaßen zu creirenden Appoints à 350, 500, 1000, 5000, 10,000 100,000 SR. normirt, dagegen aber festgesetzt, daß erst in zwanzig Jahren ein Einlösungsstatut erscheinen, und die Zinsenzahlung halbjährig, doch bloß in Rußland selbst stattfinden solle.

Welchen Erfolg diese Operation für die Creditkassen gehabt hat, ist nicht bekannt. Dagegen konnte die ausländische Anleihe, da unterdessen der italienische Krieg ausbrach, nicht effectuirt werden. Dies erscheint allerdings nicht besonders schmeichelhaft für Rußlands auswärtigen Credit, wenn man damit zusammenhält, daß in demselben Momente fast alle europäischen Staaten Aufnahmen für Kriegszwecke zu Stande brachten, ohne wie Rußland den Gläubigern so vortheilhafte Bedingungen gewähren zu müssen. Freilich behauptet man auch, daß die Vermittler der Anleihe kontraktlich ausbedungen hätten, zur Einzahlung der Raten nur so lang verpflichtet zu sein, als kein Krieg ausbreche, welcher Rußlands Betheiligung in Aussicht stelle. Eine gewisse Bestätigung erhielt die Existenz dieser Clausel allerdings durch die Art, wie die offizielle russische Presse die vorläufige Rückgängigmachung dieses Geschäfts motivirte. Der ausgebrochene Krieg — sagte sie — „und die ganz unbegründeten Gerüchte von einer Theilnahme Rußlands an demselben" haben den europäischen Börsen einen panischen Schrecken eingejagt, weshalb „die Anleihe gegenwärtig nicht mehr zu den früheren vortheilhaften Bedingungen möglich wird." Für den Reichsschatz, liege „keine besondere Nothwendigkeit vor, um die Anleihe aufrecht zu erhalten, nur die Absicht, die Metallfonds der Expedition der Reichscreditbillete zu verstärken." Deshalb habe der Finanzminister „die Anleihe auf eine gelegenere Zeit vertagt" und alle Subscribenten von ihren übernommenen Verpflichtungen befreit, denen aber, welche bereits Einzahlungen geleistet, bekannt geben lassen, „daß sie dieselben auf ihren Wunsch zurückerhalten können.

Ob wirklich Subscribenten oder Einzahler vorhanden waren, welche von diesen Vergünstigungen profitiren konnten, ist nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die „gelegenere Zeit", um die vertagte Anleihe wieder aufzunehmen, fand der Minister bereits im Juli, als die Tinte der Unterschriften des Präliminarfriedens von Villafranca noch feucht und die allgemeine Befürchtung eines gesammteuropäischen Krieges fast lebhafter und allgemeiner war, als beim Ausbruche des italienischen Kampfes. Dies gestattet einige bescheidene Zweifel an der stolzen Behauptung, daß für den Reichsschatz „keine besondere Nothwendigkeit" zur Aufrechthaltung der Anleihe vorgelegen habe, wenn dieselbe auch wirklich blos dazu dienen sollte „die Metallfonds der Expedition der Reichscreditbillets zu verstärken." Jedenfalls bildet die gleichzeitige (im Eingange dieser Darstellung ausführlicher angeführte) Anordnung, welche eine

ganze Reihe der wichtigsten in den Reichscreditkassen deponirten Kapitalien ohne vorgängige Einwilligung ihrer Besitzer „von jetzt ab zur Verfügung des Finanzministers stellt", einen der eigenthümlichsten Commentare zu dieser Absicht. War die Creirung der „Reichsbillete" im Momente des ersten Abschlusses der Thomson-Bonarschen Anleihe noch eine freiwillige innere Anleihe gewesen, so hat die jetzige Maßregel bei ihrer Wiederaufnahme eine täuschende Familienähnlichkeit mit einem Zwangsanlehen. Wollte aber vielleicht die Regierung ihre Unterthanen indirekt von der Betheiligung am Bonarschen Anlehen abhalten, so scheint sie allerdings diese Absicht ziemlich vollständig erreicht zu haben. Denn nach den meisten Berichten sind in der Nevahauptstadt blos 575,000 Pfd. St. gezeichnet worden, von denen 500,000 Pfd. St. auf das Haus Stieglitz kommen. Die Beschaffung des Restes bleibt also dem Ausland überlassen.

Die Maßregel, durch welche alle nicht in direktem Privatbesitze befindlichen Kapitaldeposite bei den Reichscreditbanken, „zur Verfügung des Finanzministers gestellt sind", also als Zwangsanleihe in Anspruch genommen wurden, ließ bereits keinen Zweifel darüber, daß die mit so viel Emphase angekündigte neue Finanzpolitik sich von dem berufenen Kankrinschen System in Bezug auf die Operationen mit den Geldern der Creditinstitute durchaus nicht emanzipirt hat. Im Gegentheil; unter Kankrin, Wrontschenko und Brock hatte man sich stets bemüht, die Verwendung der zur Unterstützung der Industrie, des Ackerbaues und der Handelsthätigkeit bestimmten Kapitalien für die eigentlichen Budgetbedürfnisse zu bemänteln, wo dies unmöglich war, dieselbe nur als momentanen Nothbehelf einzugestehen. Jetzt dagegen trat dieselbe offenbar als gesetzliches Prinzip in Kraft. Hatte bei dem früheren Wechselverhältniß zwischen der Regierung und den Creditbanken im Interesse beider gelegen, namentlich zur Erhaltung der Vollgeltung ihrer Werthzeichen, ihren innern Verpflichtungen zu jeder Stunde nachkommen zu können, so haben dagegen die Gläubiger der Banken jetzt, nach solchen Maßregeln, mindestens blos eine sehr geringe Garantie. Wenn aber Landwirthschaft, Industrie und Handel bisher an den Reichscreditbanken Unterstützungsinstitute besessen hatten, aus denen sie gegen starke Pfänder doch stets Kapitale zu mäßigem Zins erhalten konnten, so müssen sie jetzt in der Hauptsache darauf verzichten. Der Staat hat sich mit ihnen dadurch abgefunden, daß er die Anlegung von Communalbanken (doch unter örtlicher Beschränkung ihrer Geschäftsthätigkeit) gestattete, daß er vermöge der Zinsreduction (aber ohne gleichzeitige Verbesserung der Creditgesetzgebung) den Abfluß einiger Privatkapitale aus den Reichscreditbanken begünstigte, und daß er endlich neuestens die Petersburger Bank- und Handelsgesellschaft entstehen ließ. Jene Communalbanken existiren noch höchst sporadisch, die Petersburger Gesellschaft ist soeben erst im Entstehen begriffen,

der größte Theil der aus den Reichscreditbanken abgeflossenen Kapitale hat seine Anlage nachweislich in Eisenbahnactien gefunden, deren Zinsen der Staat garantirt hat.

Man könnte nun glauben, die öffentlichen Verwaltungsbehörden, Wohlthätigkeitsinstitute, Kirchen, Stiftungen ꝛc., deren „thatsächlich in den verschiedenen Creditanstalten“ jetzt oder zukünftig deponirte Kapitale „zur Verfügung des Finanzministers gestellt“ sind, würden fernerhin ihre Gelder so anlegen, daß ihnen die ungenirte Gebahrung damit möglich bleibe. Dem steht aber die gesetzliche Bestimmung der meisten derselben entgegen, wonach ihnen eben blos die zinstragende Deponirung in die Reichscreditanstalten gestattet ist. Dem Handel und der Gewerbthätigkeit kommen sie fortan nicht mehr zu gut. Aber wenn früher der Finanzminister mehreren Creditanstalten gegenüber noch kein wirkliches Verfügungsrecht besaß, so ist auch dieses durch den neuesten Ukas vom 16. September hergestellt. Denn dieser vereinigt sämmtliche Creditanstalten unter denselben. Zugleich wurde die Verzinsung der in der Reichscreditbank deponirten Gelder und Kapitalien auf zwei Prozent herabgesetzt. Der zur Verfügung des Finanzministers gestellte Theil derselben, also sämmtliche Kapitalien der todten Hand, kann jedoch natürlich nicht zurückgezogen werden. Der größte Theil der Privatkapitalien ist aber durch die oben erwähnte Verwandlung derselben in Renten (Reichsbillets) ebenfalls an die Creditanstalten gefesselt. Zur Beschwichtigung ihrer Misstimmung wurde ihr Zinsfuß auf 5% erhöht. So bleibt nur die Rückkehr jener wenigen Privatanlagen, welche noch seit der ersten Zinsreduction weder zurückgezogen, noch in unkündbare Reichsbillets verwandelt sind, in den allgemeinen Verkehr zu erwarten. Aber auf diesem Wege steht bereits die innere Anleihe zur Verminderung der Papiergeldmassen mit ihren vortheilhaften Anerbietungen, um sie in Anspruch zu nehmen. So gelangt man denn im Ueberblicke aller dieser Operationen immer von Neuem zu dem Ergebniß, daß Europa nicht blos die neue ausländische Anleihe von 140 Mill. Fl., sondern auch das Stammkapital der Petersburger Bank- und Handelsgesellschaft von 200 Mill. Fr., sowie das Baukapital der Moskau-Saratow-Bahn von 45 Mill. Silberrubel in der Hauptsache beschaffen soll. Welche Garantien ihm dafür gewährt sind, erhellt aus der vorstehenden Uebersicht wol ziemlich deutlich.

Militärische Tagesfragen.

9.

Das niederrheinische Kriegstheater.

e. Ueber Kriegs- und Operationspläne im Allgemeinen und solche für das niederrheinische Kriegstheater insbesondere.

Nachdem man sich über die Stärke der Parteien in Bezug auf das bestimmte Kriegstheater unterrichtet und sie abgewogen hat, kommt es darauf an, die ersten Sammelpunkte für die Armeen aufzusuchen und damit zugleich über die Operationslinien zu entscheiden. Wir halten für jetzt die Voraussetzung fest, daß Preußen mit Belgien, Holland und England im Bunde gegen Frankreich stehe. Für eine preußische Armee ist unter solchen Umständen die Linie, auf welcher sie sich zu sammeln hat, durch den Rhein gegeben; der Rhein wird durch mehrere Straßen geschnitten, welche Deutschland mit Frankreich verbinden. An einem dieser Schnittpunkte würde der Hauptsammelplatz oder das Centrum des Concentrirungsgebietes zu suchen sein, und diese Straße selbst würde als die Hauptoperationslinie betrachtet werden müssen. Die drei Punkte Berlin, Cöln und Paris liegen nahezu auf derselben geraden Linie. Da Frankreich darauf gefaßt sein müßten, den Frieden in Berlin, und die Verbündeten, ihren Frieden in Paris zu suchen, so bietet sich diese Linie für beide Theile als die natürlichste Operationslinie dar. In der That läßt sich auch geschichtlich nachweisen, daß sie von deutschen Heeren, die auf dem niederrheinischen Kriegstheater operirten, vorherrschend als solche benutzt worden ist. 1792 brach der Herzog von Braunschweig allerdings von Coblenz über Thionville in Frankreich ein; der Erfolg war kein günstiger, und wenn auch andere Gründe allerdings stark mitspielen, war doch die Unfruchtbarkeit des durchzogenen Landes eine der Ursachen, welche das Unternehmen scheitern machten. Als die Franzosen unter Dumouriez ihre Hauptarmee in demselben Jahre auf Belgien warfen, thaten sie dies auf der oben bezeichneten Hauptlinie Paris, Mons, Cöln; auf derselben Linie brach im Frühjahr 1793 Coburg wieder gegen die Franzosen vor, und die Schmach vom Mißerfolg der Alliirten in diesem und dem folgenden Jahre lag keineswegs in der falschen Wahl der Operationslinie, sondern in der sogenannten methodischen Kriegsführung, der zufolge man glaubte, zuerst ein Loch in den Festungsgürtel der französischen Nordgrenze durch successive Eroberung einer Anzahl von Plätzen bohren zu müssen, ehe man einen Schritt weiter vorwärts thäte, während der Stillstand, der hierdurch eintrat, zu gleicher Zeit die Veranlassung zu einer weitgedehnten Cordonstellung der

Alliirten an der Grenze gab, durch welche die Franzosen, die auch nicht immer am ausgezeichnetsten geführt wurden, Gelegenheit erhielten, einen Theil der Verbündeten nach dem Andern zu schlagen. Als 1794 die Alliirten den Rückzug antraten und Jourdan ihnen an die Maas folgte, bewegten sich die Hauptoperationen wieder an derselben Linie; wieder an ihr überschritt sowohl 1795 als 1796 Jourdan zuerst den Rhein. Im Jahre 1814 war die Bewegung der schlesischen Armee auf der Linie Coblenz-Nancy lediglich durch die Rücksicht auf die zu suchende Verbindung mit der böhmischen Armee bedingt; aber es ist doch eine Erscheinung, welche gewiß die größte Aufmerksamkeit verdient, daß, so oft die böhmische und schlesische Armee sich trennen, die letztere immer unwillkührlich auf die Linie Paris-Cöln gezogen wird, wie dies am deutlichsten in der Periode der Schlachten von Craonne und Laon hervortritt. Im Jahre 1815 endlich, in welchem die preußische Armee sich ursprünglich zwischen Maas und Mosel sammeln sollte, zeigte sich die Gewalt der allgemeinen Verhältnisse wieder so deutlich, daß Blücher alsbald an die Linie Cöln-Paris oder die mit ihr zusammenfallende Maasstrecke zwischen Lüttich und Namur gezogen ward. Diese centrale Linie erscheint somit sehr deutlich als die Operationslinie für beide Theile, wenn das niederrheinische Kriegstheater allein in Betracht kommt, und für die auf diesem Kriegstheater kämpfenden Truppen selbst dann noch, wenn zugleich das oberrheinische Kriegstheater in Mitleidenschaft gezogen wird. Zeigte sich aber jene Linie schon früher als die bedeutendste auf dem ganzen niederrheinischen Kriegstheater, so erhält sie eine noch höhere Wichtigkeit in unseren Tagen, als diejenige, welche zugleich die Haupteisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Norddeutschland enthält, die ihrerseits in dem nunmehr stark befestigten Cöln einen Stützpunkt für die Preußen bekommen hat.

Die Gegend zwischen Aachen, Cöln und Düsseldorf wird daher wohl als das Gebiet zu betrachten sein, auf welchem eine preußische Armee sich für den Feldzug zu concentriren hätte. Man kann diese Armee hier mit der größten Leichtigkeit eng zusammenhalten, da durch den Eisenbahnverkehr alle Verpflegungsschwierigkeiten leicht zu überwinden wären.

Was die belgische Armee betrifft, so haben wir schon früher darauf hingewiesen, daß diese anfänglich sicher eine Stellung an der Grenze nehmen müßte, um die Franzosen zu beobachten und ihnen bei etwaigem Vordringen auf Antwerpen und bei der Absicht gegen Lüttich vorzudringen, Schwierigkeiten zu bereiten. Der Rückzugspunkt für die belgische Armee ist im wesentlichen, so lange nicht die Rücksicht auf ein directes und zeitweises Zusammenwirken mit der preußischen Armee alles andere überwiegt, Antwerpen. Die Hauptverbindungen zwischen Antwerpen und Paris (große Eisenbahnlinien) gehen über Courtray und Lille einerseits und über Mons-Maubeuge andrerseits.

Die Hauptaufstellung der belgischen Armee ist bei Mons, wegen der größern Nähe seiner Verbindung mit Preußen, eine Nebenaufstellung in der rechten Flanke bei Courtray, um ein etwaiges Manöver der französischen Armee über Lille auf Brüssel zur Abdrängung der belgischen Armee von Antwerpen rechtzeitig entdecken und ihm sofort die erforderlichen Schwierigkeiten entgegensetzen zu können. Antwerpen ist der natürliche Sammelort für die Holländer, welche eine erste Reserve der Belgier abgeben, und für die englischen Landtruppen.

Wenn schon auf dem italienischen Kriegstheater in diesem Jahre die Eisenbahnen über Novara nach Mailand eine solche Anziehungskraft ausübten, daß sie die franco-sardische Armee entschieden auf eine falsche Operationslinie zogen, so wird der Einfluß der Lage der Eisenbahnen auf dem niederrheinischen Kriegstheater, wo es keinen einzigen Fluß gibt, der in ähnlicher Weise wie der Po bestimmend auf die Richtung der Operationen einwirken kann, ein noch viel entschiedenerer sein.

Werfen wir jetzt die Frage auf, sollen die Verbündeten auf dem niederrheinischen Kriegstheater angreifen oder vertheidigungsweise verfahren? sollen sie in Frankreich einbrechen und auf Paris losgehen, oder sollen sie abwarten? Wir müssen im Voraus bemerken, daß wir unter Abwarten nicht das Abwarten des Einbruches der Franzosen in Belgien verstehen. Sobald das französische Heer seine Bewegungen zum Angriff beginnt und wenn auch noch auf französischem Boden, kann das Abwarten von Seiten der Verbündeten schon sein Ende finden. Nur in diesem Sinne entscheiden wir uns für das Abwarten. Den Verbündeten muß es nothwendig darauf ankommen, einen ersten glänzenden Erfolg zu erringen. Ihre Kraft ist nach unsrer Berechnung keineswegs der französischen so überlegen, daß dieser Erfolg ohne Klugheit zu erlangen wäre. Es ist selten, daß ein großer Erfolg demjenigen, der ihn gewinnt, nicht Bundesgenossen zuführe, oder, was dieselbe Wirkung hat, dem Feinde nicht Bundesgenossen nehme. Da die Kraft der Verbündeten keine sehr überlegene ist, kann ihnen die Gewinnung von Bundesgenossen für sich — wir denken hier z. B. an Süddeutschland — keineswegs gleichgiltig sein, wie auch nicht, dem Feinde Bundesgenossen abwendig zu machen. Was wären nun die Chancen des Erfolges bei einem Angriff, d. h. bei einem Einbruch in Frankreich? Gestehen wir es, sie wären äußerst gering. Wenn Frankreich nur eine ziemlich genau zu bemessende Macht über seine Grenzen hinauswerfen kann, so gestaltet sich das ganz anders, da es den Feind dann in seiner Mitte hat. Da wachsen seine Streitmittel in steigender Progression, namentlich wenn den Franzosen der Einbruch, wie das so leicht ist, nicht als militärischer Angriff des politischen Defensors, sondern als politischer Angriff, als Barbareninvasion dargestellt wird. Paris liegt nur 30 Meilen von der belgischen Grenze. Zieht sich die französische Feldarmee vor den Verbündeten zurück, so können diese es

in vierzehn Tagen erreichen. Aber, sind sie vor der französischen Hauptstadt angekommen, so beginnt erst ihre Aufgabe. Es ist schwer zu sagen, was eine Armee vor diesem großen Platze, seit er befestigt ist, beginnen sollte, wenn sie zugleich ein ziemlich ihr gewachsenes französisches Heer im freien Felde sich gegenüber hat. Einen Platz einzuschließen, dessen Werke einen Umfang von 8 geographischen Meilen haben, und der in seiner Mitte, abgesehen von der Besatzung an regulären Truppen 200,000 waffenfähige Männer hat, ihn auszuhungern, ist selbst für eine Armee von 300,000 M. eine unlösbare Aufgabe. Sollen aber auf einem Punkte die Durchbruchsoperationen begonnen werden, so gehören dazu mindestens 50,000 M., und außerdem 100,000 M., um diese gegen unausgesetzte Störungen durch Ausfälle der Besatzung auch nur einigermaßen zu sichern. Selbst von einer 300,000 M. starken Armee bleiben somit nicht mehr als 150,000 M. übrig, um den Angriffen der französischen Feldarmee die Spitze zu bieten, die hier, mitten im Lande mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit auf das Doppelte gebracht werden kann. Aber es ist fast unmöglich, daß die Verbündeten bei den von uns herausgefundenen Stärkeverhältnissen 300,000 M. bis vor Paris brächten. Wenn man auch annehmen will, daß die Festungen an der Nordgrenze so wenig als möglich beachtet würden, muß man doch mindestens 50,000 M. zu ihrer Beobachtung rechnen. Als Paris noch offen war und man noch darauf zählen konnte, hier eine schnelle Entscheidung zu erzielen, durfte man sich mit viel größerem Rechte als jetzt um die Plätze der Nordgrenze wenig oder gar nicht bekümmern. Wenn sie aber durch einen langen Aufenthalt des Feindes vor Paris Zeit gewinnen, sich zu gemeinsamem Wirken zusammenzuschaaren, so geht das gänzliche Linksliegenlassen kaum noch an. Sie aber theilweis erst nehmen zu wollen, ehe man auf Paris vordringt, wäre durchaus nicht zu rathen; es würden sich da gleiche Verhältnisse ergeben, wie bei dem Feldzuge Coburgs 1793 und 1794, nur noch gefährlicher und bedenklicher, da man es heut nicht mit einer erst zu organisirenden Revolutionsarmee zu thun hätte.

Es ist vieles über die Befestigung von Paris geschrieben worden und in mehrfachem Sinne. Das Unternehmen ward ebenso oft gebilligt als getadelt, und Willisen unter Andern hat die Befestigung nicht blos für überflüssig, er hat sie sogar für einen Fehler erklärt und nachzuweisen gesucht, daß der Zweck der Befestigung von Paris auf andere Weise besser zu erreichen gewesen wäre. Alle Raisonnements dieser Art schlägt ein einziges Wort nieder: Wenn die Franzosen selbst Frankreich in Paris suchen und finden, wo sollen es dann die Fremden suchen und finden? Wo können die Gegner Frankreichs bis auf eine vollständige Aenderung aller Verhältnisse hin die Entscheidung im Kampfe wider Frankreich suchen, wenn nicht in Paris? Wir glauben, daß die Feinde Frankreichs, seitdem Paris befestigt ist, an eine Invasion in

Frankreich gar nicht denken können, wenn sie nicht mindestens 800,000 M. dafür verfügbar machen können, und wenn diese Invasion nicht entweder außerhalb Frankreichs oder doch, wenn innerhalb Frankreichs, an dessen äußersten Rändern durch glänzende Erfolge vorbereitet ist. Hat man nun die 800,000 M. nicht, so hat man doppelte Ursache die glänzenden Erfolge der letztern Art zu suchen, um dadurch die lebende französische Streitmacht dergestalt zu schwächen, daß auf sie die Bevölkerung kein Vertrauen mehr setzen kann. Und deshalb entscheiden wir uns für ein abwartendes Verhalten der Verbündeten. Das angreifende Verfahren würde aller Wahrscheinlichkeit nach zu demselben Resultate führen wie der Champagnefeldzug des Herzogs von Braunschweig 1792.

Wir haben früher schon darauf aufmerksam gemacht, daß es für die preußisch-deutsche Armee rathsam wäre, so schnell als möglich Lüttich und Namur zu besetzen. Lüttich ist von Aachen nicht weiter als fünf Meilen, Namur von Lüttich sieben Meilen entfernt. Bei Aachen concentrirte Truppen lassen sich also nach Namur in vier Märschen, und wenn es sein muß in drei Märschen versetzen, die entfernteren Truppen von Cöln und Düsseldorf können mit Zuhilfenahme der Eisenbahn vorwärts geschafft werden. Cöln und Düsseldorf liegen von Namur nicht weiter als 20 Meilen; man kann also darauf rechnen, von jenen Punkten nach diesem täglich 20,000 M. vorwärts zu bringen. Wir machen auf die Entfernungen aufmerksam, weil es möglicher Weise die politische Lage erfordern kann, daß die preußisch-deutsche Armee so spät als möglich belgisches Gebiet betrete, obwol man allerdings darauf hinarbeiten sollte, die politische Lage so zu gestalten, daß preußische Truppen, ohne etwas zu verderben, recht frühzeitig einrücken können. Ein französisches Corps, welches bei Charlemont und Givet concentrirt wäre, hat von dort nicht weiter als fünf Meilen; indessen eignet sich diese Gegend, welche überdies etwas entlegen von dem großen Eisenbahnzuge ist, nicht besonders zur Ansammlung größerer Truppenmassen und ein vereinzeltes Vorrücken eines französischen Corps von dort auf Namur könnte daher vielleicht selbst den Verbündeten die Gelegenheit zu einem ersten partiellen Erfolge geben.

Wenn die Stellungen, welche wir jetzt besprochen haben, von den Verbündeten vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten eingenommen würden, so würden wir uns die Kräfte nun etwa so gruppirt vorzustellen haben: Auf der Front Mons-Dinant die Hauptarmee, ein rechtes Flankencorps (Belgien) bei Courtray, ein linkes Flankencorps (Preußen) vor Luxemburg. Eine ziemlich genaue Bezeichnung der Frontlinie haben wir in der Gürtelbahn von Ostende über Gent, Brüssel, Namur nach Arlon, welche der Annahme nach unmittelbar hinter und theilweise in der Front der Verbündeten liegt. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß diese Gürtelbahn ungefähr parallel mit der Rhein-

linie liegt, in welcher die Aufnahmsstellung für die Verbündeten zu suchen ist. Um einzelne Richtungen aus Frankreich nach Holland und Deutschland hinein zu bezeichnen, können wir also je nach der Bequemlichkeit die zweiten Punkte entweder in dieser Gürtelbahn oder in der Rheinlinie wählen. Die Stellung, in welcher die Verbündeten abwarten wollen, kann von den Franzosen wesentlich in drei Richtungen angegriffen werden: 1. der französische Angriff geht von Metz aus oder statt dessen auch von Mezieres und Sedan gegen die linke Flanke der Verbündeten; 2. derselbe geht von Valenciennes und Maubeuge aus auf Namur oder Mons, also auf das Centrum der Verbündeten; 3. er geht von Lille auf Courtray gegen die rechte Flanke der Verbündeten. Dies sind die drei wesentlich möglichen einfachen Angriffsrichtungen; Complicationen werden leichter verständlich sein, wenn wir uns über das Einfache als die Grundlage des Complicirten verständigt haben.

Die Richtung gegen die linke Flanke wäre diejenige, welche am einfachsten und sichersten zu dem Dinge führt, welches man einen strategischen Sieg zu nennen sich angewöhnt hat. Nehmen wir beispielsweise an, die Richtung der französischen Märsche ginge von Metz oder von Mezieres auf Lüttich und Lüttich würde von den Franzosen erreicht, ohne daß die Verbündeten es hindern könnten, so würden die Franzosen hier zwischen der verbündeten Armee und dem Rheine, das heißt deren Hauptaufnahmsstellung stehen. Diese Operation kann nun nachstehende Folgen haben: 1) die Verbündeten trennen sich, die Preußen und Deutschen marschiren links ab auf Mastricht und Aachen, um diese Punkte und die Verbindung mit dem Rheine so schnell als möglich und vor den Franzosen wieder zu gewinnen, während die niederländisch-englische Armee ihren Rückzug auf Antwerpen antritt, um sich, allein gelassen und nicht fähig das freie Feld zu behaupten, dort in Sicherheit zu bringen. Dies wäre ein ungemeiner Erfolg für die Franzosen. Nicht blos daß sie die zuerst dastehende compacte Masse durch einen bloßen Marsch auseinander gesprengt hätten, sie hätten nun auch wol die Aussicht, die mit Hast zurückgehenden Preußen im Marsch anzufallen und zu schlagen. Man wird vielleicht sagen, es wäre gar nicht denkbar, daß die verbündete Armee sich durch einen bloßen Marsch der Franzosen zu einem so gewaltigen Fehler, wie die frühzeitige Trennung wäre, bestimmen ließe. Indessen sind schon ärgere Dinge vorgekommen. Man muß daher darauf gefaßt sein, und dadurch, daß man daran bei Zeiten erinnert, beugt man ihm möglicher Weise vor. 2) Die Verbündeten concentriren sich auf Namur und gehen von da den von Lüttich vorrückenden Franzosen entgegen *). Es kommt zur Schlacht zwischen

*) Wir müssen wiederholt darauf aufmerksam machen, daß es hier wesentlich nur darauf ankommen kann, Richtungen zu bezeichnen. Da nun diese nicht anders als durch Punkte bezeichnet werden können, so müssen auch wir uns diesem Gesetze unterwerfen. Wenn wir

Lüttich und Namur, nehmen wir an zwischen Huy und Ciney; die Verbündeten haben dabei die Front nach dem Rhein, den Rücken nach dem Meere hin, die Franzosen haben die Front nach dem Meere und den Rücken gegen Coblenz nach dem Rhein. Jede der beiden Parteien dreht also ihren Rücken einer Richtung zu, in welcher sie ihren Rückzug im Falle der Niederlage nicht nehmen will. Das heißt, wir haben eine Schlacht mit verwandter Front.

Es kommt nun darauf an, welche der beiden Parteien den Sieg davon trägt. Siegen die Franzosen, so können sie die Verbündeten gegen das Meer hin treiben und nun durch wiederholte Niederlagen sie, nach dem gebräuchlichen Ausdruck, vernichten. Siegen die Verbündeten, so würden die Franzosen gegen den Rhein und auf die von Preußen besetzten Festungen losgetrieben, somit nun ihrerseits der Vernichtung preisgegeben.

Wir müssen hier aber sofort noch einiges bemerken. Wir sagen ausdrücklich die Vernichtung kann die Folge einer Niederlage sein, die eine Armee mit verwandter Front kämpfend erleidet. Aber dies setzt die Erfüllung gewisser Bedingungen voraus; nämlich eine rasche Entscheidung in der Schlacht selbst, so daß der Sieger noch am Schlachttage selbst Zeit gewinnt, den geschlagenen Feind zu verfolgen und zweitens eine kräftige, unbarmherzige Verfolgung in den nächsten Tagen nach der Schlacht und in der dem Feinde schädlichsten Richtung. Hat sich die Schlacht bis in die Nacht hineingezogen, so gewinnt der Besiegte durch einen Nachtmarsch wohl immer die Zeit sich vorläufig vom Sieger loszumachen und eine andere Richtung zu gewinnen als diejenige, in welcher der Sieger ihn behalten möchte, und gewinnt der Besiegte gar zwei Tage, ehe der Sieger an die unbarmherzige Verfolgung à la Gneisenau nach der Schlacht von Belleallliance geht, so ist von einem Pflücken aller, auch der letzten Früchte des Sieges für den Sieger gar keine Rede mehr. Nun sind die neuesten Schlachten ganz dazu angethan, daß die Begegnungsrichtungen — wenn nicht ein Feldherr da ist, der Alles mit Rücksicht auf sie anordnet und aufrecht erhält, — gleichgültiger werden. Die Schlachten des italienischen Feldzugs von diesem Jahre haben fast alles sehr deutlich bestätigt, was wir von Anbeginn im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung behaupteten. Als die sogenannte Vervollkommnung der Heerwaffen, kleiner wie großer, die Gehirne des meisten Militärs so einnahm, daß sie glaubten die ganze Kriegskunst in die Resultate eines Schießplatzes auf grüner Weide einschließen zu können; da hieß es unter Anderm: die Schlachten werden jetzt mörderischer und viel schneller als sonst entschieden

aber sagen, die Franzosen marschiren von Metz auf Lüttich und von dort auf Namur, so meinen wir damit nicht, daß sie wirklich buchstäblich sich erst auf den Punkt Lüttich begeben und diesen besetzen und von da aus auf Namur gehen. Sie können unsertwegen auch nun direct auf Namur marschiren. Es kommt uns aber darauf an, die Richtungen, in denen sich die Heere etwa zur Schlacht begegnen können, möglichst deutlich darzustellen.

werden. Wir sagten dagegen, sie werden gar nicht mörderischer; denn um soviel als die Feuerwaffen weiter tragen, bleibt man sich weiter vom Leibe, namentlich wenn sich die Idee festsetzt, daß mit dem guten Schießen des einzelnen Mannes Alles gethan sei. Und wir denken, dies hat sich wie im Krimkrieg so wieder im italienischen Feldzug so sonnenklar bestätigt, daß man blind sein muß, um es nicht zu sehen. Hier beweisen Zahlen, Verlustzahlen. Auch die Menschen, welche erst alles sehen wollen, ehe sie glauben, haben am Ende ihr Theil Belehrung empfangen. Wenn wir leugneten, daß die Schlachten in Folge der Einführung weittragender Feuerwaffen mörderischer würden, so mußten wir es an und für sich auch bestreiten, daß die Schnelligkeit der Entscheidung gesteigert sei. Wir konnten aber noch hinzusetzen, daß das weitere Auseinanderbleiben der Massen eher die Entscheidung verspäten muß, weil man, um diese sich zu holen, im Ganzen wie im Einzelnen wirklich durch die Vorbereitung erlangte Resultate erkennen, sehen muß, weil wenigstens die meisten Menschen darauf zugeschnitten sind, und weil man nun einmal nach einer weisen Einrichtung in der Schöpfung mit dem leiblichen Auge aus größerer Entfernung unvollkommener sieht. Diese Sache kommt für jedes einzelne Bataillon in Betracht. Wir können uns einzelne bevorzugte Geister, wirkliche Feldherrn, denken, die glauben, ohne zu sehen, die mit dem Geiste sehen, was geschehen sein muß und danach ihre Entschlüsse fassen. Aber in der Classe der Bataillonscommandanten werden diese Geister wohl nicht sehr häufig angetroffen werden. Und nun sehe man die Schlachten von Solferino und von Magenta an und sage uns, ob da etwa die Entscheidung schneller erzielt worden sei, als bei früheren Schlachten der neuen Zeit. Auch hier wieder sprechen einfache Zahlen sehr deutlich. So kommt es uns denn vor, als gälte für die heutige Zeit der Satz des Ritters Folard: man solle sich nur nicht für besiegt halten und man sei es nicht, noch mehr als für eine frühere. Will man es leugnen, daß die Oestreicher, wenn sie sich dazu entschließen konnten, getrost am 5. wie am 25. Juni die Schlacht erneuern durften? Hier reden die 57 ungebrauchten Batterien ein sehr verständliches Wort. Freilich wäre es besser gewesen, sie hätten am 24. Juni sich in anderer Weise deutlich vernehmen lassen. Wir haben auch darauf hingewiesen, wie die übertriebene Anwendung der Tirailleurs das Sammeln erschwere und wie dieses in vielen Beziehungen der Erzielung großer Resultate in den Weg trete. Sagen wir es nun noch einmal deutlich: es beeinträchtigt die Möglichkeit und die Kraft der Verfolgung, und es ist uns wohl bekannt, wie grade hierin die mangelhafte, ja man kann sagen, ganz fehlende Verfolgung der Franzosen nach ihren Siegen in Italien begründet war. Die Oestreicher sind jetzt sehr geneigt, ihre Niederlagen ihren dünnen Tirailleurketten zuzuschreiben, und wir werden

es wohl erleben, daß da wieder eine Menge großartiger Reglements über diesen Punkt zum Vorschein kommen werden, mit denen man nun allen Schäden abzuhelfen glaubt, und die doch nur der Tod aller wahren Wirksamkeit sind, die den Verständigen nur an die berüchtigten Mackschen Studien und Vorschläge aus den ersten Jahren der Revolutionskriege erinnern können, über welche die Franzosen sich mit Recht so lustig machten. Wir möchten nun noch zu bedenken geben, daß es, je weiter die Massen der Heere im Gefecht von einander bleiben, dem Feldherrn, dem es darauf ankommt, desto leichter werden muß, durch Manövriren der Reserven hinter der Front noch während des Gefechtes die Front selbst zu verändern. Wenn er also ursprünglich mit verwandter Front steht, aber auf den Sieg nicht glaubt rechnen zu können, wenn es ihm daher mehr auf Sicherung seines Rückzugs ankommt; so mag dieses ganz füglich dadurch erzielt werden, daß die Reserven in eine Aufnahmsstellung in der natürlichen Rückzugsrichtung hineinmanövrirt werden und nun die kämpfenden Truppen sich auf diese Aufnahmsstellung zurückziehen. Aus dem Gesagten möchte zu folgern sein, daß heute — unter gewöhnlichen Umständen — auf die Wahl einer besonders entscheidenden strategischen Richtung kaum ein so großer Werth gelegt zu werden braucht als früherhin, daß heute wenigstens außergewöhnliche Talente eines Feldherrn mehr als sonst nothwendig sind, um die Vortheile der richtigen eignen Wahl in dieser Beziehung wirklich und vollkommen auszubeuten oder den Feind für eine falsche Wahl gebührend zu strafen.

Somit würden sich auch in unserem Falle die Vortheile eines Angriffes auf die linke Flanke der Verbündeten erheblich reduciren. Entschiedene Nachtheile dieser Angriffsrichtung sind es aber, daß sie die Franzosen durch ein nicht eben reiches Land führt, daß sie dieselben zwingt, einen langen Weg zu machen, ehe sie zur eigentlichen Wirkung, zum entscheidenden Schlagen kommen können, und daß sie dieselben ferner in den nahen Bereich einer Anzahl größerer Plätze der Verbündeten, wie Coblenz, Luxemburg, Mainz, bringt. Der lange Weg, welchen die Franzosen vor der eigentlichen Wirkung zurückzulegen haben, hat zur Folge, daß die Verbündeten Gegenmaßregeln activer Art wohl vorbereiten und durchführen können. Als eine solche würden wir vornehmlich betrachten: schnelle Concentrirung der verbündeten Armee auf Namur — oder allgemeiner gesprochen nach der linken Flanke der Aufstellung und dem rechten Maasufer hin — mit darauf folgendem Anfall auf die im Marsche begriffenen Franzosen, wobei gleichzeitig von den Verbündeten darauf Rücksicht genommen werden könnte und müßte, daß die Communication mit dem Rhein und den Rheinfestungen frei bliebe.

Unser zweiter Hauptfall ist der Angriff auf das Centrum der Verbündeten. Es treten hier im Wesentlichen die Verhältnisse und Ueberlegungen

ein, welche 1815 den Gang der Dinge auf beiden Seiten bestimmten. Die Franzosen concentriren sich zwischen Valenciennes und Maubeuge; sie stehen hier, obgleich noch auf französischem Gebiet, so nahe an der belgischen Grenze als dies auf irgend einem Punkte nur denkbar ist; sie haben die Haupteisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Norddeutschland, soweit sie dem ersteren angehört, unmittelbar hinter sich, deren Fortsetzung gegen Deutschland hin aber allerdings auch direct vor sich; das Vorrücken führt die Franzosen unmittelbar auf das Gros der Verbündeten los; es muß also binnen wenigen Tagen zu einer entscheidenden Schlacht kommen und diese Schlacht muß ihrer strategischen Anlage nach oder, wenn man mehr das Kriegstheater als den Schauplatz der Schlacht ins Auge faßt, den Charakter einer Frontalschlacht tragen. Bekanntlich sieht ein Gegenstand, wenn man ihn unter dem Mikroskop hat, ganz anders aus, als wenn man ihn mit dem bloßen Auge ansieht, und doch wieder sind die Dinge im Wesentlichen die gleichen. Wir können keinen bessern Vergleich finden, um unsere Leser immer wieder daran zu erinnern, daß man allerdings die Einzelheiten von den großen Schachzügen im Kriege unterscheiden muß, daß die letzteren am Ende das Wesen der Dinge feststellen, daß aber durch die Einzelheiten auf dem beschränkteren Raume des Kampfplatzes oft dasselbe erreicht werden kann, was der blöde Verstand nur erreichbar hält durch die Züge auf dem Kriegstheater, wenn nur der Action auf dem Schlachtfeld die Idee dieser Schachzüge auf dem Kriegstheater, welche die Entscheidung vorbereitet, zu Grunde liegt und sie beherrscht. Unter einer Idee verstehen wir also keineswegs gar nichts, wie jener berühmte Exercirmeister.

Im wesentlichen können von den Franzosen auf dem weitern Schlachtfelde, welches wir ihnen hier anweisen, zwei Wege eingeschlagen werden. Entweder nämlich gehen sie auf die Mitte der Aufstellung, zwischen Mons und Namur los, oder auf deren linken Flügel (Namur), nächst der Mündung der Sambre in die Maas. Das erstere war das Verfahren Napoleons 1815. Die Rechnung dabei ist diese: mit einer Hauptcolonne zuerst die gefährlichere Hälfte der Verbündeten — jetzt, wie damals die Preußen — zu schlagen, während mit einer Nebencolonne die minder gefährliche Hälfte, der rechte Flügel oder die niederländisch-englische Armee, nur festgehalten wird, durch eine Niederlage den linken Flügel zum Rückzug über den Rhein oder mindestens an den Rhein zu bestimmen, damit die Trennung des feindlichen Gesammtheeres zu entscheiden, nun über den rechten Flügel herzufallen, diesen womöglich ans Meer zu drücken, dadurch — für heutige Verhältnisse — von Antwerpen, im Allgemeinen, von dem Rückzug hinter Maas, Waal und Rhein abzuschneiden, ihn zu vernichten, um nun den linken Flügel, die Preußen, mit entschiedener Ueberlegenheit zu verfolgen und auch über sie jenen Sieg zu

mehr suchen, der keinen Ausweg als die Unterwerfung übrig läßt. Der zweite Weg wäre der Angriff auf den linken Flügel (Namur). Wie sinnreich immer der erste Calcul sein möge, es will uns fast scheinen, als habe der zweite mehr Chancen des Erfolgs. Die Aufstellung eines verbündeten Heeres zwischen Mons und Namur, eines Heeres, welches etwa 300,000 Mann zählt, ist eine sehr concentrirte; eine Vereinigung des Angegriffenen nach der Mitte hin macht hier um so weniger Schwierigkeiten, als man heute bei vernünftiger Anordnung durch die Eisenbahnen derselben sehr leicht zu Hülfe kommen kann. Eine Vereinigung nach einer Flanke hin ist schwieriger, weil doppelte Wege zurückzulegen sind. Die Chance eines ersten Siegs in der Schlacht ist daher größer bei einem Angriff gegen den linken Flügel der Verbündeten als gegen das Centrum; indem die Franzosen möglicherweise zugleich die Aussicht hätten, mit einem geringen Aufwand an Kraft durch eine schwache Nebencolonne die Vereinigung noch aufzuhalten, nämlich den rechten Flügel der Verbündeten so lange zu beschäftigen und seine Aufmerksamkeit zu fesseln, bis der linke geschlagen ist. Insoweit auf eine Ausnutzung des Sieges durch eine Verfolgung in der entscheidenden Richtung gerechnet werden darf und soll, ist gleichfalls die Richtung auf die linke Flanke der Verbündeten, gegen das Meer hin, die bessere, und eine Gefährdung des eigenen Rückzugs im Fall einer Niederlage ist nicht zu besorgen, da der Rückzug im Nothfall auf Sedan und Meziers offen steht. Endlich darf nicht als ganz unmöglich angenommen werden, daß bei dieser Wahl des Angriffes gegen die linke Flanke auf dem Schlachtfelde, ganz so wie bei dem (strategischen) Angriffe gegen die linke Flanke auf dem Kriegstheater, der linke Flügel der Verbündeten, Preußen, durch Linksschieben bei den Manövern, welche die Schlacht einleiten, und noch während der Schlacht selbst, seine Rückzugslinie nach dem Rhein hin wiederzugewinnen und zu sichern trachtete und hierdurch selbst an seiner Trennung vom rechten Flügel (niederländisch-englische Armee) mitarbeitete. Die Verbündeten können nun dem centralen Angriffe der Franzosen gegenüber entweder ein gleiches Verfahren beobachten, wie Blücher und Wellington 1815. Die fünf Junitage vom 15. bis zum 19. des genannten Jahres geben in der That soviel Muster und Lehre als mancher mehrjährige Krieg, und einigermaßen genau angesehen, nicht blos für die damals herrschenden Umstände, sondern auch für geänderte. Oder die Verbündeten können, falls sie schlagfertig sind, ehe der französische Angriff erfolgt, selbst zum Angriffe auf die zwischen Maubeuge und Valenciennes vertheilten oder doch erst in der Concentrirung zum Anmarsche begriffenen Franzosen vorgehen, um deren Colonnen mit zusammengehaltener Kraft einzeln zu schlagen. Die vortheilhafteste Richtung für diesen Angriff, der sich in vielen Beziehungen empfiehlt, wäre, wenn man alle Factoren zusammenzieht, auf die französische rechte Flanke also in der Richtung

von Namur auf Maubeuge. Die Verbündeten behalten dabei den freien Rückzug an den Rhein, und insoweit es nothwendig erscheint, bei diesem Rückzug die Besatzungen von Antwerpen noch angemessen zu verstärken, kann auch dieses unter Benutzung der Eisenbahn über Löwen ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt werden. Im Falle sie siegen, drängen die Verbündeten ihren Gegner von der graden Straße von Paris ab und können ihn bei einer kräftigen Verfolgung gegen den Pas de Calais hinzwängen. Gute Nachrichten vom Feinde zu haben, ist auf alle Fälle im Kriege gut, vielleicht am nothwendigsten, wenn man einen erfolgreichen Angriff ausführen will. Gut sind nur solche Nachrichten, die man schnell oder doch rechtzeitig erhält. Bei den deutschen Armeen wird auf die Einziehung guter Nachrichten immer noch viel zu wenig gegeben. Sie kosten natürlich auch gutes Geld, und die meisten Mächte scheinen es hier vorzuziehen, dieses zu sparen, um es dann zehnfach und zwanzigfach in der Gestalt von Kriegskosten dem siegreichen Feinde zu bezahlen. Erst wo die sichere Kunde aufhört, soll der Wahrscheinlichkeitscalcul eintreten. Je mehr man auf ihn allein als Grundlage für die Handlung angewiesen ist, desto mehr muß man die letztere vereinfachen, dies heißt in der Regel: man muß sich so einrichten, daß man die höchste Wahrscheinlichkeit des Sieges auf dem Schlachtfelde erhalte, ohne auf die Ausbeutung des gewonnenen Sieges allzuviel Werth zu legen, man muß also in concentrirten Massen marschiren und für eine tüchtige Reserve sorgen.

Wir gelangen nun zu der dritten möglichen Angriffsrichtung der Franzosen, derjenigen von Lille auf Courtray, oder gegen die rechte Flanke der Verbündeten. Sie empfiehlt sich wenig. Die Franzosen stellen sich dabei zwischen die verbündete Armee und das Meer, durch jeden Fortschritt in der Richtung nach Osten zwingen sie die Verbündeten, sich mehr zu concentriren und zwar gerade auf und an ihrer natürlichen Rückzugslinie an den Rhein. Siegen beim Zusammenstoß in der Schlacht die Franzosen, so haben sie damit für die Ausbeutung des Sieges wenig oder nichts gewonnen; werden sie aber geschlagen, so sind sie in Gefahr, von dem verfolgenden Sieger von ihren Hilfsquellen ab und dem Meere zugetrieben zu werden. Selbst dazu wäre hier wenig Aussicht, den rechten Flügel der Verbündeten von Antwerpen abzudrängen, ihm den Rückzug zu verlegen. Dies könnte möglicher Weise in der Absicht der Franzosen liegen, obwol ein großer Nutzen davon nicht abzusehen ist, wenn Antwerpen überhaupt eine ausreichende Besatzung hat. Aber daß selbst diese Absicht nur erreicht würde, ist sehr zweifelhaft, da zu lange Zeit darüber vergehen muß, ehe sie als ereicht betrachtet werden kann, folglich die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß die Verbündeten sie gut rechten Stunde durchschauen und sie dann durchkreuzen. Das Resultat unserer Untersuchungen weiset uns unter den vorausgesetzten Umständen durchweg auf die

centrale Angriffsrichtung an den großen Eisenbahnlinien hin. Es ist nun freilich möglich, daß die Franzosen statt nur in einer dieser Angriffsrichtungen in zweien oder auch in allen dreien vorgehen. Natürlich begreifen wir darunter nicht, daß sie z. B. mit ihrer Hauptmacht, sagen wir mit ²/₃ oder ³/₄ ihrer Gesammtmacht in der centralen Richtung vorgehen, während der Rest von einem Drittel oder einem Viertel auf die beiden andern Angriffsrichtungen vertheilt wird. Dabei bliebe der Angriff immer noch ein einfacher; solche verhältnißmäßig schwachen Detachirungen, welche den Zweck haben, Kräfte des Feindes auf falschen Punkten festzuhalten, sie zu beobachten, zu beschäftigen, ihr etwaiges Vordringen aufzuhalten, den Hauptangriff zu maskiren und zu secundiren — solche Detachirungen sind fast nicht zu vermeiden und werden in geschickten Händen eine furchtbare Waffe. Complicirt nennen wir den Angriff nur, wenn die Franzosen ihre gesammte Streitmacht in zwei ganz, oder ungefähr gleiche Theile für zwei Angriffsrichtungen oder in drei solche Theile für alle drei Angriffsrichtungen zerlegten. Diesem complicirten oder concentrischen Angriffe begegnet man, wenn die Streitkräfte beider Parteien nahezu gleich sind, immer am besten durch Zusammenhalten der eignen Kraft, um eine der feindlichen Colonnen nach der andern anzufallen und dann mit ziemlicher Sicherheit zu schlagen. Der concentrische Angriff ist dem nicht ganz von Gott verlassenen Gegner immer nützlich, nie schädlich, er wird daher auch absolut verworfen, wenn derjenige, welcher diese Form wählt, nicht mindestens doppelt so stark ist, als der in ihr angegriffne Feind. Die Frage, welche dem concentrisch Angegriffenen zu entscheiden vorliegt, ist im Wesentlichen, auf welche Colonne des Angreifers er sich zuerst werfen soll. Gewöhnlich wird die Antwort wol lauten: auf die nächste, welche man erreichen kann. Nur in wenigen Fällen wird es gestattet sein, noch weitergehende Ueberlegungen anzuknüpfen, wobei der Wunsch sich geltend machen kann, zuerst die feindliche Colonne aufzusuchen, welche die eigne Rückzugslinie bedroht oder auch die stärkste, damit man gegen sie die verhältnißmäßig größte Ueberlegenheit bringe.

W. Rüstow.

Die Vertrauensmänner und der tiroler Landtag.

Aus Tirol, 12. November. Die Berufung von Vertrauensmännern statt einer wirklichen Volksvertretung kommt in Oestreich immer mehr in Schwung. Zuerst war es der Erzherzog-Statthalter von Tirol, der, als die Sturmwolken des Krieges näher rückten, und Tirol, wie die Times sagte, in seinem Leben zum ersten Mal unzufrieden wurde, das Bedürfniß fühlte, sich mit Männern seines Vertrauens zu berathen; er berief einen verstärkten ständischen Ausschuß und wählte dazu außer der aus 4 Mitgliedern bestehenden Activität je drei aus dem Clerus, Adel, den Städtern und Bauern. Ein Paar der aus Wälschtirol Berufenen entsprachen diesem Vertrauen nicht unbedingt; Baron Moll folgte erst der zweiten Aufforderung, und Romano Rongi, der Bürger von Trient, erschien noch später, nicht um an den Verhandlungen Theil zu nehmen, sondern mit einer Bittschrift der dortigen Italianissimi um Lostrennung vom deutschen Vaterlande*). Von den geheimen Verhandlungen, die unter dem persönlichen Vorsitz das Erzherzogs gepflogen wurden, vernahm man manche Anträge, die kaum als die Wünsche des ganzen Landes gelten dürften, vor allem den Protest gegen die Ansässigmachung der Akatholiken, die Bitte um Aufbesserung der Ruhegehalte der Geistlichen, die Wiederaufnahme des alten Landtags mit seiner feudalen Gliederung, ja sogar das Selbstgouvernement der Gemeinden, das zumeist die Schwarzröcke ihrer selbst willen wünschen. Man könnte die Probe eine gelungene nennen, wenn es darauf ankäme, das intime Verhältniß zur Geistlichkeit noch enger zu knüpfen und jede Anregung des Fortschrittes von einem Lande möglichst ferne zu halten, in dem die Regierung verglichen mit jenen, die sich als Stimmführer des Volkes ausgeben, einen fast liberalen Anstrich gewinnt. Es wurde uns in Aussicht gestellt, daß dieser verstärkte ständische Ausschuß auch über das künftige Landesstatut berathen solle, ja so viel wir aus anderen Provinzen des Kaiserreichs vernehmen, scheint sich das Mittel, durch solche Vertauensmänner die Stimme des Volkes vertreten zu lassen, so bequem herauszustellen, daß man auch für die Vorschläge des Gemeindegesetzes allenthalben die rechten Männer herausgefunden hat. Uns in Tirol erinnern sie sehr an den alten Postulatenlandtag, und weil es scheint, daß man darauf zurückkommen will, dürfte es zeitgemäß sein, einige seiner glänzendsten Thaten vorzuführen. Sie zeigen genau

*) Weil jene nicht durchdrang, stellten die Trienter in einer soeben erschienenen Broschüre: „die Reform der politischen Verwaltungsbehörden Oestreichs" ein neues Programm auf, das die Aufhebung der Statthaltereien und die Theilung der Provinzen nach ihren Nationalitäten unter selbstständigen nur vom Ministerium abhängigen Kreisregierungen bezweckt.

das Ziel, wohin man auf diesem Wege gelangt; bei dem Geheimniß, das über seine Verhandlungen bewahrt wurde, ist manches weniger bekannt.

Wenn auch jene Abgeordneten nicht von der Regierung ernannt wurden, erfolgte die Wahl doch unter ihrem Einfluß und mußte vom Kaiser bestätigt werden. Hiervon blieben nur die Bischöfe und Prälaten ausgenommen, deren Sitz und Stimme auf der geistlichen Bank mit ihrer Würde verbunden war. Die Anstellung erstreckte sich auf Lebensdauer, sie sicherte daher das dafür bestimmte Honorar als jährliche Rente, und die Vorliebe für diesen bequemen Erwerb ging so weit, daß sich ein vom Schlage gerührter und taub gewordener Vertreter noch von zwei seiner Collegen in die Sitzung schleppen ließ. Vermaß sich je einer offen und frei zu sprechen, wie der selige Innsbrucker Bürgermeister Dr. Maurer gegen die Vertreibung der zillerthaler Dissidenten, so wurde er gleich von einem Jesuitenkoadjutor verketzert und war gezwungen seine Rechtgläubigkeit öffentlich zu erhärten. Daraus ergab es sich dann auch von selbst, daß diese Volksvertreter den Wünschen der Hofstellen stets entgegenkamen und ihnen das Regieren wirklich erleichterten. So gerade in der zillerthaler Angelegenheit. Der Kaiser hatte zwar durch Entschließung vom 21. Februar 1832 ausgesprochen, daß das Toleranzpatent in den alten und neuen Provinzen seines Reiches gleiche Geltung habe, allein es kam ihm dabei wohl nicht in den Sinn, den zillerthaler Dissidenten ein Zugeständniß zu machen, im katholischen Tirol eine protestantische Gemeinde zu gründen. Als sie um die Erlaubniß zur Errichtung einer solchen Filialgemeinde baten, erhoben sich Clerus und Adel und suchten, sogar gegen den kaiserlichen Erlaß, zu beweisen, das Toleranzgesetz sei in Tirol nie kundgemacht worden; denn selbst den geringen Besitz, den jene im armen Zillerthale inne hatten, mißgönnten sie ihnen, und dieser zum mindesten schien ihnen durch das Patent gewährleistet, das den Protestanten die zum Gütererwerbe nöthige Dispens der Landesstelle „ohne alle Erschwerung" zu ertheilen vorschrieb. Der Bescheid vom 2. April 1834 lautete abschlägig für die Dissidenten, sie wurden angewiesen „in eine andere Provinz des Reiches zu übersiedeln, wo schon von vorher akatholische Gemeinden sind." Nun baten sie um Pässe ins Ausland, worauf ihnen am 7. März 1835 eröffnet wurde: „daß ihnen ohne alle Unkosten unmittelbar durch die Behörden selbst die ausländische Aufnahme zum Behuf der förmlichen Auswanderung bewirkt werden kann." Einige Jahre später rühmte es der Gouverneur Graf Brandis bei seiner Jungfernrede an die Vertreter Tirols, daß auf ihre Bitten der höchstwichtige Entschluß gefaßt wurde, wodurch „jedem fremden Cultus die Aussicht benommen wurde, sich neben der katholischen Kirche in Tirol festzusetzen." Die Stände bewilligten Geldvorschüsse an die Käufer der Güter der Dissidenten, um ihre Auswanderung zu befördern, und widmeten ein Kapital von 1500 Gulden zur Erbauung eines katholischen

Pfarrhauses am Dornauberge. Betreffs des Toleranzpatentes trat aber seit jener Zeit eine eigenthümliche Praxis der Behörden ein. Man forderte nämlich streng von Protestanten, die in Tirol Güter erwerben wollten, das diesfällige Ansuchen um die vorgeschriebene Dispens, aber nicht um sie „ohne alle Erschwerung“ zu ertheilen, sondern um sie grundsätzlich zu verweigern. Damit war nun auch der Streit über die zweifelhafte Publikation jenes Gesetzes vollkommen gehoben.

Auch die Einführung der Jesuiten dürfen sie als ihr Werk preisen. Die tiroler Landesstelle hatte zwar schon im Jahr 1836 den Antrag gestellt, die Leitung der Erziehung der theresianischen Ritterakademie und allmälig auch die Gymnasiallehranstalt einer geistlichen Gesellschaft anzuvertrauen, in deren heiligem Beruf es liegt, sich vorzugsweise mit der christlich wissenschaftlichen Bildung der Jugend zu beschäftigen. Man betrieb die von Jesuitenfreunden heißersehnte Wohlthat auch bei der Huldigungsfeier im Jahre 1838, allein die allerhöchste Entschließung wollte noch immer nicht erscheinen. Da trat der Abgeordnete Joseph v. Giovanelli aus Botzen, derselbe, der sich schon durch die Verketzerung des Dr. Maurer in der zillerthaler Sache unsterblich gemacht hatte, vor die Stände mit dem Antrag eine allerunterthänigste Vorstellung unmittelbar an Se. Majestät zu richten, das Theresianum und Gymnasium zu Innsbruck den Jesuiten zu übergeben. „Dem Lande Tirol,“ meinte er, „fehle es mehr als anderen Provinzen des Kaiserreichs an Erziehungsanstalten, welche die zu einer höhern Bildung bestimmten Jünglinge ihrem Ziele näher bringen,“ da könne nur die durch Gottesfurcht und Jugendzucht welthistorisch gewordene Gesellschaft Jesu, die eben in letzter Zeit wieder in Freiburg und Lemberg Musteranstalten gegründet, genügende Abhilfe leisten. Selbst der Prälat von Wilten, dessen Stift bisher die Leitung des Theresianums geführt, versicherte „mit Verleugnung jeder persönlichen Rücksicht die Ueberzeugung aussprechen zu müssen, es passe dafür keine andere Corporation als die Jesuiten,“ und als ein paar Tage später der Vertreter der Stadt Hall die Ehre der Franziskaner wegen ihrer Verdienste um das dortige Gymnasium retten zu müssen glaubte, fand sich der hohe Kongreß behufs der Hebung jedes Mißverständnisses zur Erklärung bewogen: „daß er durch eine Bitte den Leistungen anderer Orden auf keine Weise zu nahe treten wolle.“ Im Januar 1839 nahmen die Jesuiten feierlich von den ihnen in Innsbruck bereiteten Plätzen Besitz.

Im Jahre 1843 kam die Frage über die Grundentlastung an die tiroler Stände. Die meisten unter ihnen waren nur darauf bedacht, sich der Zinsen und Zehnten noch besser zu versichern. Ein paar wälsche Herren von der Adelsbank beriefen sich auf das kanonische Recht, wodurch ihre Lehenzehnten im trienter Gebiet jedenfalls vor einer solchen Maßregel geschützt blieben, der

Fürstbischof von Trient (derselbe, der jüngst das in diesen Blättern abgedruckte Rescript über gemischte Ehen erließ) erhob sich nachdrücklichst gegen jede Geldablösung, „da das Einkommen des Seelsorgers nach kirchlichen Gesetzen auf der Scholle gegründet sein müsse," und der oben erwähnte Joseph v. Giovanelli belehrte die Geistlichen, daß der benannte Zehent, auch wenn er nicht wachse, vom Zehentholden herbeigeschafft werden müsse. Man ging der Frage vorerst dadurch aus dem Wege, daß man auf Antrag des Letzteren dem Fiscus Bericht über alle Gewohnheiten und Uebungen in Zehentsachen vom ganzen Lande Tirol abheischte. Zwei Jahre später erklärte der Generalreferent dem ständischen Ausschuß, er könne deshalb in dieser Angelegenheit keinen Vortrag erstatten, weil die Akten in Verstoß gerathen. Im Jahre 1846 endlich beschloß man, daß rücksichtlich der Ablösung kein direkter Zwang angewandt werden dürfe. Am selben Grundsatz hielt damals die Regierung fest.

Es gab Leute unter den ständischen Vertretern, die eine Eisenbahn durch Tirol für „Poesie" erklärten. Fremde, Touristen, Protestanten waren ja immer schief angesehene Gäste, und der Gouverneuer Graf Brandis konnte es bei der Eröffnung des Landtags vom Jahr 1847 nicht genugsam bedauern, „daß Tirol nun so oft der Gegenstand öffentlicher Besprechung in Flugschriften und Tagesblättern geworden, in denen die Regierung mancher Vernachlässigung der Landesinteressen schnöde beschuldigt, und die Beschlüsse der Stände, vielleicht ohne sie zu kennen, vielleicht absichtlich, verdreht, und die Gesinnung des Landes verhöhnt werde." Die deutschen Publicisten, die den jungfräulichen Boden Tirols zu betreten wagten, schalt er „Dämonen des Neides und der Zwietracht, von der Hölle ausgesandt, um alle Ordnung zu verrücken und das Glück der Völker zu zerstören." Man berieth in dieser gottesfürchtigen Versammlung alles Ernstes, ob dem Gelübde wegen der Befreiung des Landes von der feindlichen „Invasion" im Jahre 1703 bloß mit einer Prozession in Innsbruck genügt, oder überdies auch noch ein Fasttag im ganzen Lande gehalten werden solle. Nach langer Debatte und Nachschlagung der Kalender von 1770, 1790 und 1800, in denen der 1. December nicht als gebotener Fasttag bezeichnet war, entschied man sich endlich auf Anrathen des brixener Consistoriums beim nächsten Landtag für einen freiwilligen. Der „stillen Frage", die sich manches Congreßmitglied stellen mochte, ob die Stände nur materielle Interessen zu fördern berufen seien, begegnete Graf Brandis durch die Verweisung auf die Leistungen der durch ihr Bemühen eingesetzten Jesuiten. „Die Zeit ist zwar noch zu kurz", tröstete er im Jahre 1844, um Früchte des kaum gesetzten Baumes erwarten zu können, allein was wir von diesen ehrwürdigen Vätern sehen, ihr frommer Wandel, ihr freundliches Benehmen gegen die Jugend und ihr Eifer, Religiosität und wissenschaftliches Streben in derselben anzuregnen, läßt uns hoffen, daß sie ihre Bestimmung rich-

tig auffassen und dem an sie ergangenen Rufe wohl entsprechen werden. Nicht ohne Bedeutung, fuhr er fort, „ist auch die vor diesem erfolgte Ernennung eines frommen und würdigen Priesters aus unserm Lande zu der hochwichtigen Lehrkanzel der Philosophie an unserer Hochschule, sie ist zugleich ein sprechender Beweis, daß Se. Majestät die Philosophie auf eine religiöse Basis zu gründen beabsichtigen." Es kennzeichnet den Geist einer Versammlung, daß man ihr solches bieten durfte, und wie wenig man darauf verzichtete, in dieser Weise zu wirken, zeigte erst letzthin die bekannte Rede des Rektors der wiener Universität.

Die Förderung der materiellen Interessen war kaum der Rede werth. Wenn man dazu nicht auch die Landesvertheidigung, die auf Commando mit freudigem Zuruf angenommen wurde, oder die spätere Schutzanordnung rechnet, die nach Brandis ihre beste Stütze im gottergebenen Sinn und im Feuereifer für den alten wahren Glauben hat, die aber zur Zeit der Noth in den Jahren 1848 und 1859 die Herren in Innsbruck so lange rathlos ließ, bis man mit Geld die Schulzen warb, sind es hauptsächlich nur einige Straßenkorrectionen, welche diesfalls zur Verhandlung kamen. Man benutzte dazu den aus dem Getreideaufschlag gegründeten Approvisionirungsfond, der die Herbeischaffung von Getreide in Fällen der Noth zum Zwecke hatte, und erleichterte den Staatsschatz, indem man Aerarialstraßen baute. Als nach langem Hader zwischen den Vertretern von Nord- und Südtirol die Regelung des nur die Straßen und Gründe des letzteren jährlich zweimal verheerenden Etschflusses als Landesangelegenheit erklärt wurde, weil durch selben der Transit in ganz Tirol gehemmt wurde, markteten jene noch immer wegen jeden Beitrags, obwol aus demselben Fond noch für die Etappenstraße auf dem Inn gespendet wurde.

Wir verweilten vielleicht zu lange bei einem Bilde, das ein Zeugniß von Geistesarmuth für alle jene hinstellt, die an diesen vormärzlichen Verhandlungen theilnahmen; rücksichtsvolle Kürze ist aber nicht am Platze, da derselbe Landtag aus seiner Asche wieder erstehen soll. Die Vertrauensmänner sind seine Vorläufer, man will nur Leute, die den Ansichten der Lenker von Oben entsprechen, die keine Opposition machen. Man überlegt dabei nicht, daß die Zeit wesentlich eine andere geworden. Die Entwicklungsversuche des Jahres 1848 und die darauf erfolgte Reaction sind Ereignisse, die sich aus dem Leben eines Volkes nicht verwischen lassen. Der italienische Krieg zog den Schleier von den Resultaten, die letztere in vollen zehn Jahren erzielt. Die Mängel unserer Verwaltung traten durch Thatsachen zu Tage, die sich weder verschweigen noch vertuschen noch beschönigen lassen; zunächst die schlechte Leitung des Kriegswesens, also auf einem Felde, wo wir uns jedem auch dem mächtigsten Feinde gewachsen dachten. Die untauglichen Generale

mußten entfernt, die Handhabung des Verpflegungswesens, die unsere Armee oft hungern ließ, einer Untersuchungscommission unterzogen werden. Im Schuldenwesen treten nun, wie beim Nationalanlehen, Ziffern auf, wovon wir keine Ahnung hatten, die Verwaltung verschlang Summen, denen alle Steuerkräfte bei der größten Anstrengung nicht gewachsen waren, Unzufriedenheit und Mißtrauen stiegen mit jedem Jahre. Selbst das Concordat mit seinen schwarzen Schlagschatten trat vor diesen Enthüllungen in den Hintergrund. Wir wagen es nicht anzudeuten, welches die Folgen eines zweiten Krieges im jetzigen Augenblick wären. Alle Schichten der Bevölkerung durchdringt die Ueberzeugung, daß diese Zustände keine Fortsetzung leiden, man verschließt sich ihr selbst in den höchsten Kreisen nicht, aber immer und immer wieder glaubt man mit halben Maßregeln wegzukommen. Controllirende Ausschüsse für Budget und Schulden, also wieder Vertrauensmänner der Regierung, sind es, worauf wir vertröstet werden, einer wirklichen Vertretung des Volks steht eine unüberwindliche Scheu entgegen. Das heißt dem Volke geradezu Einsicht und guten Willen absprechen, es heißt zurückbeben vor dem Wort, das allein neues Leben in die trägen Riesenglieder des großen Körpers brächte, das neuen Credit und neue Kräfte schaffte, vor dem zauberischen Wort — Vertrauen!

Ein Schillerfestspiel.

Friedrich Schiller. Drama in 5 Aufz. von Ludwig Eckardt. Wenigen-Jena, Hochhausen. —

Wir kennen wenig Bücher, die auf uns einen so peinlichen Eindruck gemacht hätten, als dies sogenannte Drama; ja wir könnten uns bestimmter ausdrücken, wir kennen nur eins, den vielgelesenen Roman von Louise Mühlbach, Friedrich der Große. Es handelt sich nicht um die bloße Werthlosigkeit des Buchs: schlechte Bücher gibt es vielleicht genug; es ist die Beziehung auf einen großen Namen und auf die allgemeine Ehrfurcht, die das Volk vor diesem Namen empfindet, der Versuch in dem Sinn dieses großen Mannes zu denken, zu empfinden und zu sprechen, und die Verdrehung alles Menschlichen und Natürlichen in ein verschrobenes herzloses Pathos, angeblich um diesen großen Namen zu ehren: dieser angebliche Cultus des Genius, der aber aus dem Genius eine abscheuliche Fratze macht, ist es, was den an sich komischen

Eindruck in einen peinlichen verwandelt. Denn es handelt sich um eine ganze Klasse von Büchern, die an Umfang immer mehr gewinnt, und gegen die endlich ein ernstes Wort gesagt werden muß. Indem der Verfasser sein Drama „dem deutschen Volk, namentlich der deutschen Jugend" gewidmet, hat er selbst die Aufmerksamkeit herausgefordert, und möge sich nicht wundern, wenn er als der passendste Vertreter dieser Klasse hervorgehoben wird.

Als man vor zehn Jahren Goethes hundertjährigen Geburtstag feierte, schrieb Gutzkow ein Feststück, welches wir aus denselben Gründen zergliedern zu müssen glaubten; aber gegen dies neue Werk gehalten, ist das Flittergold der Gutzkowschen Muse vollwichtiges Metall.

Wie das Literaturdrama überhaupt hat aufkommen können, ist begreiflich genug. Wir sind in der Periode unserer classischen Dichtkunst fast mehr zu Hause als in unserer eigenen; die Gestalten, das Costüm sind uns gegenwärtig, wir verstehen die Verse unserer Dichter herzusagen und wissen aus ihren Briefen auch, wie sie sich in Prosa ausdrückten. Wenn also die Gelegenheit eintritt, das Andenken irgend eines jener Heroen feierlich zu begehen, so ist es uns ganz recht, wenn die bekannten Gestalten und Costüme uns sinnlich vors Auge geführt werden. Auch wird man in den Ansprüchen an ein solches Stück sich gern bescheiden, da ein echtes Kunstwerk doch unmöglich daraus hervorgehn kann. Am besten ist es noch, wenn der Dichter die Handlung möglichst einfach gibt, sich ans Factische hält und, anstatt den Helden hervortreten zu lassen, mehr den Eindruck schildert, den derselbe auf die andern macht. Versucht der moderne Dichter den alten Dichter als solchen zu zeichnen, d. h. ihn durch selbsterfundene geistreiche und tiefe Gedanken als den, der er ist, zu legitimiren, so wagt er sich auf ein Gebiet, dem er nicht gewachsen ist: denn er müßte alsdann der sein, den er schildert.

Das Gelindeste indeß, was man von einem solchen Festspiel erwarten kann, ist, daß es wenigstens äußerlich sich an die Umrisse der wirklichen Begebenheit hält. Wird uns das Leben des Dichters im Allgemeinen treu vorgeführt, so können wir es als eine Reihe lebender Bilder betrachten und werden es mit der Feinheit des Dialogs nicht genau nehmen. Sehen wir nun wie der Verfasser der Geschichte seines Helden gerecht geworden ist.

Im vierten Act promenirt Schiller in der Gegend von Rudolstadt. Eine ihm unbekannte junge Dame, die in einem Buche liest, gesellt sich zu ihm. Nach den ersten Worten bemerkt Schiller: „Ihre Unbefangenheit thut mir wohl." Die junge Dame ist in der That unbefangen genug: als zweite Gurli erzählt sie dem fremden Herrn ohne Umstände von den Albernheiten ihrer lieben Mutter. Doch entspricht ihre ästhetische Bildung dem Fortschritt unserer Zeit. Das Buch in dem sie liest, ist die Thalia, und das giebt ihr Gelegenheit Schiller zu kritisiren. „Er steht über seiner Zeit; ihm genügt weder der

Katholicismus, der Gott nur schauen will, noch der Protestantismus, die einseitige, verstandesmäßige Fassung des Gottesbegriffes!" Sie begreift vollständig, daß Schillers Poesie in diesem Augenblick verstummt: er habe sich zu sehr ausgegeben und müsse nun Philosophie und Geschichte studiren, um sich zu sammeln; und als Schiller sich darüber beklagt, kein Mädchen gefunden zu haben, welches sich dem Dichter weihte, bietet sie ihm — zehn Minuten, nachdem sie ihn gesehen! — ohne Weiteres ihre Hand an. „Dich trösten, mit Dir leiden, mit Dir darben dürfen, welch Verdienst um die Zukunft meines Vaterlandes!" Sie freut sich, als sie hört, daß sie Frau Professorin werden soll, daß sie alle Tage würde ins Theater gehen können — und setzt dann hinzu: „Weißt Du warum ich plötzlich lachen muß? Du hast Dich mit mir verlobt und — nicht wahr, das nennt man verloben? und es ist hübsch! — und kennst noch gar nicht meinen Namen." — Er kennt ihn in der That noch nicht, sie präsentirt sich als Frl. v. Lengefeld, und Gurli verwandelt sich in die Regimentstochter: „Kopf grade, die Brust heraus!" so marschirt sie zur Frau Mama.

Frau v. Lengefeld — bekanntlich Erzieherin am Hof von Meiningen — tritt ungefähr mit der Bildung einer Nähmamsell auf, welche aus unbekannten Gründen die Verpflichtung fühlt französisch zu lernen. Von dem Französischen dieser Dame gibt der Verfasser folgende Probe: sie will sagen „Gegenstand meines Herzens" und übersetzt das: contreboutique de mon coeur. —

O Kotzebue! Du von der neuen Aesthetik so viel geschmähter Dichter! Was bist Du gegen Deine Nachfolger? Was sind Deine Gurli's gegen diese Contreboutiques des Herzens von Friedrich Schiller!

Ein anderes Bild, einige Jahre früher. In Mannheim wird „Cabale und Liebe" aufgeführt; Schiller sitzt mit Lady Milford — hier Charlotte von Kalb getauft — in der Loge; sie stürmt heftig auf ihn ein: „Soll ich dem Gatten den Schwur gebrochen haben, soll ich schuldig geworden sein ohne den süßen Lohn der Sünde?" Schiller, in dessen Herzen verschiedene Empfindungen kämpfen, wird hauptsächlich durch die Worte bestimmt, welche man aus der Rolle der Luise Miller von der Bühne aus vernimmt; bald nach rechts bald nach links. Fast wäre er gefallen, da stürzt, geleitet vom getreuen Streicher, mit fliegenden Haaren Margarethe Schwan herein, die aus Liebe zu Schiller wahnsinnig geworden ist. Sie ist des Dichters guter Engel, und als man nun gar von der Bühne die Worte hört: „Ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!" ist der Sieg des guten Princips entschieden; während die beiden Frauen zusammensinken, tritt Schiller an die Brüstung der Loge und ruft herunter, das Publikum sei jetzt seine einzige Geliebte.

Es dürften der Proben genug sein; im ganzen Stück kommt keine

einzige Scene vor, die man bedauern dürfte, in dieser Umgebung zu finden. Nur noch eine Bemerkung.

Der Verfasser, bekanntlich Begründer einer neuen Aesthetik, die er als „theistisch" bezeichnet im Gegensatz zu der bisherigen „pantheistischen", ist zugleich Schillers Commentator; er bemüht sich in diesen Commentaren jedes Wort, das Schiller geschrieben, jedes Wort in den Räubern, im Fiesco u. s. w als classisch darzustellen. Mit diesem Versuch steht er keineswegs allein; das Schillerfest, das doch von Manchen mitgefeiert ward, die von Schiller nichts anderes kennen als das Lied an die Freude und etwa das Räuberlied, hat denen, die dem Publikum zu Gefallen schreiben, einen Maaßstab für Schillers Größe an die Hand gegeben, der, wie wir fürchten, in kurzer Zeit eine sehr bedenkliche Reaction hervorrufen wird. Unwillkührlich, wenn wir uns Schillers großen Schatten denken, legen wir ihm den Gedanken unter: Herr bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich schon selbst bewahren. Diese Worte wären nicht das schlechteste Motto unter manche Schillerstatue.

J. S.

Von der preußischen Grenze.

Das Schillerfest mit seinen unmittelbaren Nachwirkungen ist nun vorüber. Es hat eine nicht unbedeutende Literatur zurückgelassen; die Spalten fast sämmtlicher Zeitungen sind seit einem Monat mit Berichten darüber ausgefüllt, und nun theilt noch fast jede Stadt, was an jenem denkwürdigen Tage gesprochen und gethan ist, den deutschen Brüdern mit. Soviel wir Gelegenheit hatten, diese Reden zu vergleichen und ihre politischen Beziehungen zu erwägen, die freilich nicht ausbleiben konnten, so athmet in ihnen der Geist großer Mäßigung, und so warm sich überall die deutsche Gesinnung ausspricht, wird sie fast nirgend durch excentrische Träumereien entstellt. Wir heben nur zwei Proben hervor: ein Gedicht von Georg Herwegh, der nun seit zehn Jahren geschwiegen, zur Festfeier in Zürich und eine von Johann Jakobi im Königsberger Handwerkerverein gehaltene Rede; in beiden ist die allgemeine Stimmung der Art, daß wir ihr nur beipflichten können. Dem letztern ist freilich ein Mißverständniß begegnet, das wohl noch öfters vorkommen mag: er führt die bekannte Stelle, wo Schiller 1793 an Körner schreibt, die Liebe zum Vaterlande sei sehr lebhaft in ihm geworden, als Beleg für den deutschen Patriotismus des Dichters an. Allein das Vaterland, von welchem Schiller hier redet, ist nicht das große Deutschland, sondern das kleine Württemberg; Schiller sehnt sich aus dem Auslande, d. h. aus Weimar, einmal nach seinem Vaterlande, d. h. nach Stuttgart und Ludwigsburg zurück, was ihn denn auch wirklich zu einer längern

Reise dahin veranlaßt. Und in demselben Sinn ist das heiligste der Bande zu verstehen, von welchem in der Glocke die Rede ist. Ein Nationalitätsdichter in unserm Sinn war Schiller nicht, obgleich wir nicht daran zweifeln, daß er es geworden wäre, wenn er zwei oder drei Jahre länger gelebt hätte.

Das Schillerfest ist vorüber, und es hat den Eindruck hinterlassen, daß wir eine große Nation sind. Die Fähigkeit, von einem gleichen Gedanken bewegt zu werden, und diesen Gedanken in gleicher Wärme auszudrücken, hat sich augenscheinlich gezeigt; es kommt nun auf den Versuch an, ob dieser Gedanke auch organisatorische Kraft für das wirkliche Leben besitzt. Vielleicht werden wir diesen Versuch bald machen müssen; denn die Zeit des Festes ist vorüber und die bittre Arbeit des täglichen Lebens beginnt.

Die Aussichten Europas im gegenwärtigen Augenblick sind nicht erfreulich. Es sieht so aus, als ob ganz Europa, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, sich nicht entschließen kann, etwas Bestimmtes zu wollen; und auch von diesem Manne, auf den alle Augen gerichtet sind, setzt man nur voraus, er wolle etwas, die Thatsachen scheinen keineswegs dafür zu sprechen. Wenn er aber wirklich etwas will, so weiß wenigstens Niemand was er will, und das ist das Qualvolle der gegenwärtigen Situation. Am drückendsten ist sie für unser Deutschland, das, auf jeden Fall bei der Entscheidung sehr stark betheiligt, sich noch nicht einmal zu einem klaren Wunsch zusammengerafft hat.

Unter den zahllosen Flugschriften, welche diesen Wunsch zu formuliren suchen, ist eine, die wir Anfangs mit Mißtrauen betrachteten: „Der deutsche Bund, oder: Ob Gotha, ob Bamberg? ein national-politischer Versuch vom Verfasser des europäischen Gleichgewichts (Berlin, Springer). Das Mißtrauen bezog sich auf den Stil. Eine sehr blumenreiche, halb phantastische, halb prophetische Sprache, schien uns am wenigsten geeignet, eine Situation aufzuklären, bei der man alle seine Gedanken aufs strengste zusammennehmen muß, um nicht in Thorheiten und Illusionen zu verfallen. Allein bald stießen wir auf sehr scharfsinnige Bemerkungen und im Mittelpunkt des Ganzen fanden wir eine Wendung der deutschen Verhältnisse, die noch von keinem Schriftsteller hervorgehoben ist und die doch am nächsten liegt, so charakteristisch ausgeführt, daß wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser darauf hinlenken müssen.

Was Preußen heute ist, sagt der Verfasser, das ist es geworden, nicht durch den Bund und in dem Bunde, sondern ohne den Bund, außer ihm, vor ihm: das ist es geworden durch sich selbst! — Hat nun Preußen, indem es dem Bunde beitrat, diese seine selbstständige Bahn freiwillig aufgegeben, hat es mit seiner Vergangenheit gebrochen, seiner Zukunft, ihren Hoffnungen und Möglichkeiten entsagt, hat es auf immer sich umgränzt, umschränkt? — Gewiß war das nicht seine Absicht. Es konnte und durfte hoffen, daß es in Ansehung seiner Größe, einen dieser Größe entsprechenden Einfluß bewahren werde im Bunde, daß den Pflichten, die es übernahm, gewisse Rechte, den Opfern, die es brachte, gewisse Vergütungen entsprechen würden. Denn hat es nicht Opfer, nicht vor Allem ein Opfer gebracht, das höchste und schwerste, das ein großer und freier Staat, ein Staat vor Allem, der aus sich selbst zur Größe emporgestiegen, bringen konnte, mehr vielleicht, als er bringen durfte? Das Opfer der vollen Selbstständigkeit und Selbstbestimmung,

nicht nur in seiner europäischen, sondern auch seiner deutschen Politik. — Was — abgesehn von Oestreich — bei den andern Staaten ein Gewinn, das war bei Preußen ein Verlust; was bei Jenen eine Bürgschaft der Sicherheit, das war bei Preußen ein Prinzip der politischen Unsicherheit, des ewigen Schwankens und Zweifelns. Jene gerechte Erwartung hat sich nun aber nicht erfüllt: Preußen, jeder entsprechenden Geltung im Bunde beraubt, sieht sich vielmehr immer und überall gelähmt; findet immer und überall, was es thun oder lassen möge, Widerspruch, Verdächtigung, Mißtrauen, Eifersucht, Scheelsucht; wird immer und überall in seiner Action gehemmt und angefeindet durch die kleinlichsten Ränke und die unwürdigsten Intriguen. Ja es hat sich überzeugen müssen, daß sogar in der Stunde der Gefahr und in dem Augenblicke, wo es durch die That beweist, daß es bereit ist einzutreten mit seiner ganzen Macht für die Sicherheit und Ehre Deutschlands, selbst diejenigen Zugeständnisse ihm versagt werden, die der einfachste Verstand als unerläßlich und unumgänglich erkennt.

Würde es nun, fragt der Verfasser, Preußen zu verargen sein, wenn es wiederum sich auf sich selbst zurückzöge, wieder selbstständig, ungehemmt und unbeeinträchtigt durch äußere Factoren, einträte in seine alte ruhmvolle Bahn und den Faden seiner Geschichte aufnähme da, wo er durch die kunstvolle Hand der deutschen Diplomaten durchschnitten und zu einem labyrinthischen Knäuel zusammengeschürzt wurde? — Es kann nicht wol vorausgesetzt werden, daß Preußen wesentlich geschwächt wird, indem es die Verbindung mit dem heutigen Bunde aufgibt. Die Unterstützung Deutschlands ist ohne Zweifel für Preußen von dem allerhöchsten Werth; aber sie wird ihm nur widerstrebend zu Theil, unter allen möglichen Verclausulirungen und Verwahrungen, in unliebsamster, eifersüchtigster, grollendster Weise, soweit sie ihm überhaupt nicht gänzlich vorenthalten wird, was am häufigsten der Fall ist. Bei jedem seiner Schritte muß es fürchten, Anstoß zu geben, vermeintliche Rechte zu kränken, eingebildete Ansprüche zu verletzen. Niemals aufrichtige Theilnahme, niemals freudige Beistimmung, niemals herzliche Hingebung, niemals entsagendes Vertrauen. Um das geringste Einverständniß herzustellen, sieht Preußen sich bei jeder einzelnen Veranlassung genöthigt, in die ausführlichsten Verhandlungen zu treten, mit Complimenten und Ceremonien dem kleinstaatlichen Selbstgefühl zu schmeicheln, zu bitten, zu flehen — mit der besten Aussicht, daß es doch zu nichts kommt, daß alles verlorne Mühe, vergeudete Zeit ist. Und noch dazu mit seiner eignen Würde, mit der theuern Münze seiner eignen Würde bezahlt. —

Man würde dem Verfasser schreiendes Unrecht thun, wollte man annehmen, er stellte die Aussicht auf eine Lossagung Preußens vom Bunde als etwas Hoffnungsvolles dar. Es ist eine Möglichkeit, vor der jeder Freund des Vaterlandes schaudert, aber — es ist eine Möglichkeit. Sie wird nur dadurch abgewandt, wenn Preußen Garantien erhält, daß seine Stellung zum Bunde es nicht zum Vasallen Oestreichs macht. Die Ereignisse dieses Jahres machen es dringend nothwendig, solche Garantien zu fordern und zu bieten. Der Verfasser setzt hinzu — und nach unserer Ueberzeugung mit Recht — daß Oestreich, wenn es seine eigne europäische Stellung begreift, am meisten daran gelegen sein muß, Preußens Verhältnisse klar zu machen. Ein freies Oestreich! ein freies Preußen! und beide nicht blos durch den Bund, sondern durch die Natur ihrer Lagen in herzlichem Einverständniß! Beide Staaten

sind historisch wie durch ihre Gegenwart zur selbstständigen Politik bestimmt, es kommt darauf an, mit gelinder, schonender Hand ihre Beziehungen so zu ordnen, daß die Thatsache legalisirt wird. Geschieht das nicht, so ist bei jeder ernsten Krisis die Gefahr vorhanden, daß die Beziehungen zerrissen werden. — In diesem Sinn theilen wir den Spruch eines erlauchten Dichters mit, des Königs Ludwig von Baiern, den der Verfasser seiner Schrift als Motto vorsetzte:

Trauriges Bild des Reichs der Deutschen: zweiköpfiger Adler!
Wo zwei Köpfe bestehen, ach da gebricht es an Kopf. ††

Französische Literatur.

George Sand, die seit ihren unglücklichen Memoiren als Dichterin immer schwächer wird, hatte in einer ihrer letzten Novellen, Elle et Lui, ein Verhältniß geschildert, in welchem alle Welt ihr eignes Verhältniß zu Alfred de Musset zu erkennen glaubte. Da der Verstorbene in dieser Schilderung — wie stets die Männer bei G. Sand — sehr übel wegkam, so hat sein Bruder sich zu einer Flugschrift veranlaßt gesehn, Lui et Elle, in welcher der Dichterin sehr arge Dinge nachgesagt werden, mit der Versicherung, daß man Beweise in der Hand habe. — Gegen diese Flugschrift erhebt sich G. Sand in der Revue de deux mondes — 15. Oct. — Et nous disons, nous, que le mort illustre se relèvera indigné quand le moment sera venu. Il revendiquera sa véritable pensée, ses propres sentimens, le droit de faire lui-même la fière confession de ses souffrances et de jeter encore une fois vers le ciel les grands cris de justice et de vérité qui résument la meilleure partie de son âme et la plus vivante phase de sa vie. Ce sera un monument écrit de ses propres mains et consacré à sa mémoire par des mains toujours amies. Also werden diese Liebesbriefe veröffentlicht werden. — Gleichzeitig erhebt sich eine andere Amazone, Louise Colet, um ihre eignen Ansprüche an den „berühmten Todten“ geltend zu machen.

In demselben Heft der Revue ist eine Kritik des neuesten Werkes von Victor Hugo: La Legende des Siècles; einer Sammlung von Romanzen, in welcher eine Reihe fabelhafter, zum Theil vorsündfluthlicher Tyrannen und Bösewichter in Farben, die an Lamartines La chute d'un Ange erinnern, besungen werden. Der Kritiker ist Emile Montégut, der Nachfolger G. Planche's, der vor einigen Monaten das traurige und verkümmerte Leben seines Vorgängers ebenso anschaulich als indiscret beschrieben hat. — Montégut besitzt viel mehr Esprit, Farbe und Phantasie als Planche, aber in einem Punkt kann er ihn nicht ersetzen: man weiß nicht, was man zu seinem Urtheil sagen soll. Planche's Recensionen lasen sich — einzelne sehr brillante ausgenommen, z. B. eben die über V. Hugo — ziemlich langweilig; seine Darstellung war trocken, monoton — man möchte fast sagen, ledern; seine Gesichtspunkte äußerst enge und selbst sein Räsonnement befriedigte nur selten. Aber er sagte sehr bestimmt, deutlich und energisch, ohne Gunst und Abgunst: dies taugt etwas, und das taugt nichts; und wenn er auch in seinem Urtheil manchmal irrte

so traf er doch in der Hauptsache das Richtige. Darum war er im Leben der verhaßteste und der gefürchtetste unter allen Kritikern, und wurde nach seinem Tode als Märtyrer der Wahrheit gefeiert. Ein Cato ist in der That in Paris eine seltene Erscheinung unter den Journalisten wie anderswo. — Montégut sagt V. Hugo viel Schmeicheleien, auch viel Bosheiten — das versteht er viel besser als Planche — seine Wendungen sind zum Theil sehr geistvoll, die lange Kritik liest sich mit großem Interesse; aber man versteht nicht, wie Lob und Tadel mit einander stimmen. Er führt u. a. diejenigen Stellen an, die jeder unbefangene Leser für unerhört läppisch, ja für das Schlechteste erklären wird, was V. Hugo je geschrieben, obgleich es ganz in seiner Manier ist, und bedeckt gerade diese Stellen mit überschwänglichem Lob. Es sind nämlich Nomenclaturen in der Weise des homerischen Schiffscatalogs, in denen V. Hugo seine Fertigkeit im Reimen zeigt. — Soll das etwa Ironie sein? Es scheint nicht, denn Montégut wird ganz warm; jedenfalls ist es ein sprechendes Zeugniß dafür, daß Common Sense und Esprit zwei sehr verschiedene Dinge sind.

— t.

Hallbergers Prachtausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein, neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von Moscheles (vollständig in 400 Notenbogen, elegantester Ausstattung im Subscriptionspreis zu 1 Ngr. für den Bogen), schreitet rüstig fort; es sind in der letzten Zeit eine Reihe neuer Lieferungen erschienen. Auch von dem „Salon" desselben Verlags (Original-Compositionen für das Pianoforte) sind zwei neue Hefte herausgegeben; sie enthalten Stücke von Bernard, Benedict, Stark, Schiffmacher, Krüger und v. Hornstein. — R.

Anthologie universelle. Choix des meilleures poésies lyriques de diverses nations dans les langues originales, par, J. G. de Souza. Leipzig, Brockhaus. — Deutschland eröffnet den Reigen: viel Goethe, viel Schiller; Fragmente aus Lessings Nathan; zwei Oden von Klopstock, Bürgers Lenore, Herder, viel Heine und Uhland; auch einige von den neuern Dichtern. — Aus England: Byron, Moore, Burns, Coleridge, Campbell, Wordsworth, Tennyson; auch Fragmente aus ältern Dichtern. — Unter den Franzosen sind die Classiker (Voltaire, Lafontaine, Boileau, Racine u. s. w.) ebensostark vertreten als die Romantiker: sonderbarerweise fehlt Alfred de Musset ganz. Dann die Italiener, Dante, Ariost u. s. w., aber auch die Neuern: Manzoni, Foscolo, Leopardi, Monti u. s. w. Portugiesen und Spanier machen sich geltend; es folgt ein Alphabet, das wir nicht lesen können, die Russen: bei einem Namen vermuthen wir, daß es Lermontoff ist. Polen, Serben (wieder das russische Alphabet oder ein verwandtes), Czechen, Ungarn, Holländer, Dänen, Schweden, Neugriechen; und zum Schluß der alte Horaz mit seinen Zeitgenossen und die altgriechischen Idyllen und Elegien. — Wer alle diese Sachen versteht, besitzt eine ziemlich ausgedehnte Sprachkenntniß. — Die Ausstattung ist schön. — — t.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Veröffentlichung der Bundestagsprotokolle.

Im Jahre 1816 wurde bei der Vereinbarung der vorläufigen Geschäftsordnung der deutschen Bundesversammlung festgesetzt: „Die Bundesversammlung bestimmt in jedem besonderen Falle, wie die Protokolle bekannt zu machen, und insbesondere, ob sie dem Druck für das Publikum zu übergeben seien.“ Bei der Genehmigung dieser Geschäftsordnung aber beschloß die Versammlung, die Bekanntmachung ihrer Verhandlungen durch den Druck solle als Regel gelten und jede der Publicität nicht zu übergebende Verhandlung besonders ausgenommen werden. Demgemäß wurde bis zum 1. Juli 1824 verfahren, wo das Präsidium „aus Anlaß eines zur Sprache gekommenen, die Erleichterung der Bundesmilitärcontingente betreffenden, speziellen Falls“ bemerkte, „es scheine, daß Verhandlungen, welche das Vertheidigungswesen des deutschen Bundes betreffen, ihrer Natur nach zur Aufnahme in die zur Publicität gelangenden Protokolle nicht geeignet seien; überhaupt dürfte die Bundesversammlung sich veranlaßt finden, mehrere Verhandlungen, welche seither in die förmlichen Protokolle aufgenommen worden sind, blos loco dictaturae in Druck legen zu lassen; die bisherige Uebung, die gesammten Verhandlungen des deutschen Bundestags, wenige Ausnahmen abgerechnet, der Oeffentlichkeit zu übergeben, habe zu Mißbräuchen Anlaß gegeben, welche jeder Gutdenkende gewiß mißbillige, denen aber eben darum ein Ziel gesetzt werden müsse. Die deutsche Bundesversammlung sei ein permanenter Ministerialcongreß der Repräsentanten sämmtlicher Bundesglieder, in dieser Versammlung würden vorzugsweise die Ansichten der verschiedenen Bundesregierungen über Gegenstände des gemeinsamen Interesses freundschaftlich ausgetauscht und nach vorheriger gründlicher Erörterung und reifer Erwägung die Beschlüsse gefaßt. Daß das Resultat dieser Berathungen, je nachdem es für Alle oder für Einzelne von Interesse sei, bekannt gemacht werde, sei unbedingte Nothwendigkeit — aber die Vorbereitung der Gegenstände, die Arbeiten der Comités und die verschiedenen Ansichten der einzelnen Regierungen, seien Epochen der Geschäftsverhandlungen, welche zur Oeffentlichkeit durchaus nicht geeignet seien. Bei Militärangelegenheiten und bei Differenzen der Bundesfürsten unter sich oder mit ihren Ständen

sei dies vorzugsweise der Fall. — Das Präsidium erlaube sich daher, die Versammlung einzuladen, Gegenstände dieser Art in eigne loco dictaturae zu druckende Protokolle aufzunehmen, so wie sich dieselbe bei Annahme der provisorischen Geschäftsordnung ohnehin vorbehalten habe, die Gegenstände jedesmal zu bezeichnen, welche ausnahmsweise der Publicität entzogen werden sollten." „Nachdem," heißt es im Protokoll jener Sitzung weiter, und hierin scheint die damalige gründliche Erörterung und reife Erwägung bestanden zu haben, „der kgl. preußische, kgl. hannöversche, großherzogl. badische und kurf. hessische Herr Gesandte diese Ansichten des Präsidiums näher motivirt hatten, vereinigten sich sämmtliche Stimmen mit der Präsidialproposition, und es ward beschlossen: bei Abfassung der Protokolle im Geiste obigen Präsidialantrags vorzugehen und der Bundeskanzleidirection aufzugeben, künftighin, nach Maßgabe der verhandelten Gegenstände, zweierlei Protokolle jeder Sitzung aufzunehmen, und zwar öffentliche und Separat-, blos loco dictaturae zu druckende, Protokolle."

Es ist bemerkenswerth, wie dieser reiflich erwogene Beschluß gegen gewisse Gesetze der Logik verstößt, ohne deshalb der Oeffentlichkeit vorenthalten worden zu sein. Denn zuvörderst scheint es eine petitio principii, wenn daraus, daß die Gesandten „freundschaftlich" berathen, gefolgert wird, der Inhalt ihrer Berathung gehöre nicht vor das Publikum. Wir wissen zwar wohl, daß es in der B.-V. nicht wie in den Congressen des fernen Westens zugeht, daß vielmehr in der That, wenigstens der äußeren Form nach, freundschaftlich berathschlagt wird; allein in diesem Sinne ist der Ausdruck des Präsidialantrags offenbar nicht gemeint, denn weshalb hätte eine solche freundschaftliche Berathung die Oeffentlichkeit zu scheuen? Es wird vielmehr hier unter „freundschaftlich" verstanden: vertraut, geheim, und das wars ja eben, quod erat demonstrandum, daß die Verhandlung wirklich eine geheime sei. Wenn es ferner heißt, die Gegenstände der Berathung würden gründlich erörtert und reiflich erwogen, so würden wir, wenn wir dieses Selbstlob unangefochten lassen, nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß diese Erörterungen und Erwägungen der Nation mitgetheilt zu werden verdienen, ja nicht entzogen werden dürfen. Wenn sodann anerkannt wird, daß die Resultate der Verhandlung bekannt gemacht werden müssen, so vermissen wir dabei ein gleiches Anerkenntniß für die Gründe, welche zu diesen Resultaten geführt haben und ihr nothwendiges Zubehör sind, wie die Gründe eines Rechtsspruches das Zubehör der Entscheidung. Wenn ferner der Beschluß bei Annahme der provisorischen Geschäftsordnung, wonach die Bekanntmachung der Verhandlungen als Regel gelten und die Nichtbekanntmachung einer Verhandlung jedesmal besonders beschlossen werden soll, zur Begründung beigezogen wird, so scheint uns dieser Beschluß in unvereinbarem Widerspruch mit der Folge-

rung zu stehen, daß allgemein gewisse Verhandlungen wegen ihres Gegenstandes und außerdem alle Abstimmungen der einzelnen Regierungen und alle Comitéberichte geheim gehalten werden müssen; die conclusio soll aber aus der praemissa folgen!

Der Beschluß war jedoch nicht blos unschlüssig, sondern auch in sich unklar. Denn es sollte danach „das Resultat der Berathungen, je nachdem es für Alle oder für Einzelne von Interesse sei,“ bekannt gemacht werden. Was bedeutet dieses „Je nachdem“? Sollten auch nicht einmal alle Resultate der Berathungen, sondern nur gewisse der Oeffentlichkeit übergeben, sollten einige nur Einzelnen, andere gar nicht bekannt gemacht werden? Und ferner bezeichnete der Präsidialvortrag, „im Geiste“ dessen vorgegangen werden sollte, allgemein „die Vorbereitung der Gegenstände, die Arbeiten der Comités und die verschiedenen Ansichten der einzelnen Regierungen“ als nicht zur Oeffentlichkeit geeignete Epochen der Geschäftsverhandlungen; aber zugleich hob er doch gewisse Gegenstände als solche hervor, bei denen dies vorzugsweise der Fall sei, und gestattete damit wieder eine Einschränkung der allgemeinen Behauptung auf jene besonderen Fälle. Auch erklärte er nur die Mittheilung der verschiedenen Ansichten der einzelnen Regierungen für unzulässig, er erlaubte folglich die Bekanntmachung, wenn die Ansichten Aller übereinstimmten. Wir begegnen deshalb gleich im Protokoll einer der nächsten Sitzungen der vollständigen Bekanntmachung einer Abstimmung nebst allen Motiven der einzelnen Regierungen, nämlich der Abstimmung über „provisorische Maßregeln zur nöthigen Aufrechthaltung der innern Sicherheit und öffentlichen Ordnung im Bunde“, wo sämmtliche Regierungen den Anträgen Oestreichs beitraten und das Gehässige der Maßregeln mit auf sich nahmen.

Der Mittheilungen an die Oeffentlichkeit wurden indessen immer weniger, und seit 1828 hörten sie ganz auf. Im März 1847 beantragten Preußen und Würtemberg, daß es mit der Veröffentlichtung der Protokolle wieder wie vor dem 1. Juli 1824 gehalten werde. Der Ausschuß berichtete erst im September, im Wesentlichen für den Antrag, Oestreich mit mehreren anderen Stimmen war dagegen, indem es die Regel der Veröffentlichung nicht wieder hergestellt sehen, sondern nur Auszüge publiciren lassen wollte. Darüber kam das Jahr 1848 herein, am 29. März 1848 beschloß die B.-V. auf einen neuen Antrag Badens, daß es mit der Veröffentlichung der Verhandlungen wieder wie vor 1824 gehalten werden solle.

Der wieder auflebende Bundestag aber richtete sich nicht nach diesem Beschlusse. Als wäre derselbe nicht vorhanden, warf der östreichische Präsidialgesandte am 21. Juni 1851 die Frage auf, wie und in welchem Umfange die Sitzungsprotokolle zu veröffentlichen wären. Ein Ausschuß wurde niedergesetzt — er bestand aus Würtemberg (v. Reinhard), Baden (Frhr.

Marschall v. Bieberstein) und der sechzehnten Stimme (v. Linde) — und berichtete am 31. Oktober 1851 durch den Frhrn. v. Marschall. Er führte aus, der Beschluß von 1848 sei zwar nicht wieder in Wirksamkeit gesetzt, es könne aber der B.-V. wol nicht einfallen, den Grundsatz der Veröffentlichung der Verhandlungen wieder in Frage zu stellen. Denn in einer Zeit, wo das Princip der Oeffentlichkeit das gesammte Staats- und Volksleben durchdringe, wo der Bundestag eine regere, auf das Gesammtwohl gerichtete Thätigkeit als früher entfalten solle, würde es als eine Anomalie erscheinen, wenn grade dessen Verhandlungen geheim gehalten werden sollten. Die Erfahrung lehre auch, daß die Geheimhaltung nicht verhüten könne, dieselben zum Gegenstand der Tagespolitik zu machen, nur die offizielle Kundgebung vermöge irrthümlichen, entstellenden, oft gehässigen Mittheilungen vorzubeugen. Dem Mißtrauen der Zeit gegen alle Autorität werde mit Erfolg nur durch offene Darlegung dessen, was von oben geschehe, und der Gründe, die dazu geführt, entgegengetreten, dadurch würde die Ueberzeugung von den guten Bestrebungen der Regierungen wieder mehr Raum gewinnen, selbst die Einsicht von der Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit mancher nicht genehmen Maßregel hervorgerufen, und würden überhaupt richtigere Begriffe über öffentliche Verhältnisse verbreitet werden. Nur die Art, wie die Veröffentlichung erfolgen solle, meinte der Ausschuß, ins Auge fassen und nur darüber „praktische Vorschläge" machen zu müssen, und hier kommt das höchst gewichtige Aber. Der Grundsatz der Oeffentlichkeit dürfe nicht absolut festgehalten werden, „es eignen sich manche Gegenstände überhaupt nicht oder doch nicht sofort zur Publicität," z. B. gewisse Militärangelegenheiten, Unterhandlungen mit dem Auslande, Ergreifung von Maßregeln zur Wahrung des äußern oder innern Friedens, deren Zweck durch ihre Bekanntmachung vereitelt würde; ferner „könnten eine oder mehrere Regierungen besondere Gründe haben, die sie betreffenden Angelegenheiten nicht alsbald vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht zu sehen," endlich „könnte durch voreilige Bekanntmachung einer bei der B.-V. obschwebenden Verhandlung unter Umständen Anlaß gegeben werden, daß von Außen auf einzelne Regierungen, oder sonst in einer den gemessenen Gang der Berathungen störenden Weise eingewirkt werde." Es erscheine aber gleichwol unthunlich, gewisse Kategorieen von der Publication auszuschließender Verhandlungen aufzustellen, sondern es müsse der B.-V. selbst oder einem von ihr dafür zu errichtenden Organe überlassen bleiben, in jedem einzelnen Falle darüber zu bestimmen. Die Trennung der Protokolle in öffentliche und separate führe ferner dahin, daß, wenn auch nur ein, vielleicht minder wesentlicher Theil der Verhandlung als nicht zur Oeffentlichkeit geeignet, oder wenn auch nur die alsbaldige Veröffentlichung als bedenklich erschiene, die ganze

Verhandlung in ein Separatprotokoll verwiesen würde, es müsse deshalb auch eine auszugsweise Publication und eine Publication nach gewisser Frist ermöglicht werden. Die Bekanntmachung der Protokolle in einer Sammlung erfülle überhaupt nicht den Zweck der Oeffentlichkeit, Aufklärung und Berichtigung der öffentlichen Meinung, es müsse vielmehr der wesentliche Inhalt der Sitzungsprotokolle durch die dazu ausersehenen Tageblätter in zweckmäßig abgefaßten Resumés, die ein treues Abbild des Verhandelten, der Beschlüsse, wie der leitenden Motive zu geben hätten, publicirt werden; obschon nebenher auch, unter Festsetzung gewisser Modalitäten, die Veröffentlichung der Protokolle selbst gehen könne, da die Resumés nur dem Bedürfnisse des größeren Publicums genügen würden, der Publicistik hingegen die Protokolle selbst unentbehrlich seien. Der Ausschuß beantragte deshalb folgenden Beschluß:

„Die B.-V., in der Absicht, die bundesgesetzliche Bestimmung, wornach die Bekanntmachung der Bundestagsverhandlungen die Regel bildet, in einer dem Zwecke entsprechenden Weise zum Vollzug zu bringen, beschließt:

1, Die Verhandlungen einer jeden Sitzung der B.-V. werden, insoweit deren alsbaldiger Bekanntmachung nichts entgegensteht, ihrem wesentlichen Inhalte nach mit möglichster Beschleunigung durch die hierzu ausersehenen Tageblätter veröffentlicht;

2, die Bekanntmachung der Sitzungsprotokolle ist, unter vorgängiger Ausscheidung desjenigen, was schlechthin geheim zu halten ist, nach Ablauf einer jeweils näher zu bestimmenden Periode und längstens nach Ablauf eines Jahres, von dem Datum des betreffenden Protokolls an gerechnet, gestattet. Hierbei behält sich die B.-V. diejenigen Maßnahmen vor, welche zur Sicherung eines wortgetreuen Abdrucks der Protokolle als erforderlich erscheinen;

3, es wird ein aus fünf auf je ein Jahr gewählten Mitgliedern der B.-V. bestehender Ausschuß niedergesetzt, welcher

a, den Vollzug des Beschlusses sub Num. 1 unverzüglich einzuleiten und der B.-V. hierwegen, so weit nöthig, die geeigneten Vorschläge zu machen,

b, die treue, dem Zwecke entsprechende Abfassung der für die öffentlichen Blätter bestimmten Resumés der Sitzungen, unter Ausscheidung des nicht zur gleichbaldigen Veröffentlichung Geeigneten, zu leiten und zu überwachen und für deren möglichst rasches Erscheinen Sorge zu tragen,

c, die successive Bekanntmachung der Sitzungsprotokolle durch Festsetzung des Termins, wenn solche gestattet und durch Ausscheidung desjenigen, was unbedingt geheim zu halten ist, vorzubereiten hat.

Jedem Bundestagsgesandten steht frei, bezüglich auf die Veröffentlichung der seine Regierung speziell betreffenden Angelegenheiten, an den Ausschuß Bemerkungen gelangen zu lassen oder desfalls Anträge an die B.-V. zu stellen.

Bei vorkommenden Meinungsverschiedenheiten im Ausschusse ist die streitige Frage auf Verlangen des dissentirenden Theils der B.-V. zur Entscheidung vorzulegen.

Endlich wird der Ausschuß beauftragt

d, zu geeigneter Zeit der B.-V. darüber Vortrag zu erstatten, wie sich dieser Beschluß in der Erfahrung erprobt habe und welchen Modificationen derselbe hiernach etwa zu unterwerfen sein dürfte."

In der Sitzung vom 7. November 1851 wurde darüber abgestimmt. Preußen erklärte sich gegen regelmäßig fortlaufende Veröffentlichungen. Alle übrigen Regierungen nahmen die Anträge des Ausschusses an, Oldenburg und Schwarzburg, weil sie das Minimum seien, was wirksam den beabsichtigten Zweck annähernd erreichen könnte, und, mit Hannover, eine Abkürzung der Frist für die Publication der Protokolle wünschend, Dänemark und die Niederlande hingegen, ohne mit ihrer Zustimmung eine förmliche Verpflichtung zur Veröffentlichung der Protokolle anzuerkennen. In den darnach zu bestellenden Ausschuß wurden alsbald die Gesandten von Oestreich (Graf Thun-Hohenstein), Sachsen (von Nostiz und Jänckendorf), Würtemberg (v. Reinhard), Baden (Frhr. Marschall v. Bieberstein) und den großhrzgl. und hrzgl. sächsischen Häusern (Frhr. v. Fritsch) gewählt.

Preußen hatte freilich damals volle Ursache, seinem eigenen früheren Antrage entgegen, die Bundestagsverhandlungen in Stillschweigen versenkt zu wünschen. Die in der Union treu an Preußen gehalten hatten, waren im Stich gelassen, beleidigt und ohne Vertrauen, Oestreich und die kleinen Königreiche hatten ihm die Union nicht vergessen und nutzten ihren Triumph aus; es stand also vollkommen isolirt und mußte scheinbar freiwillig mit andern gehen, um nur unabhängig zu scheinen, und die Publication der Verhandlungen konnte nur seine unselige und haltlose Stellung aller Welt offenbaren. Die Art aber, wie sie jetzt publicirt wurden, war und wurde noch bedenklicher. Um den schlimmeren Folgen der theilweisen Bekanntmachung zu entgeben, sah Preußen sich genöthigt, schon am 21. Febr. 1852 zu beantragen, daß in Gemäßheit des Bundesbeschlusses vom 14. Novbr. 1816 die Protokolle der B.-V. künftig sofort nach dem Druck, und zwar durch eine besondere Sammlung, veröffentlicht würden. Es hob zur Begründung hervor: das Princip der Oeffentlichkeit sei auch in dem Beschlusse vom 7. Novbr. 1851 anerkannt; durch die bisherigen Publicationen aber sei dem Zwecke der Aufklärung der öffentlichen Meinung nicht vollständig entsprochen worden; jede Regierung habe den Anspruch, die Veröffentlichungen so eingerichtet zu sehen, daß die Art ihrer Mitwirkung, besonders da, wo abweichende Auffassungen stattfinden, erkennbar bleibe, und daß namentlich auch diejenigen Ansichten, welche bei den Abstimmungen in der Minderheit geblieben seien, in den Darstellungen berücksichtigt

würden. Die auszugsweisen Veröffentlichungen böten dafür nur dann eine Garantie, wenn sie vorher den einzelnen Regierungen mitgetheilt würden, so daß sie Zusätze beantragen könnten; so lange dies nicht geschehe, könne nur die unverkürzte und sofortige Bekanntmachung der nicht geheim zu haltenden Protokolle dem Zwecke entsprechen. Der Antrag Preußens wurde dem Ausschusse für die Veröffentlichung der Verhandlungen überwiesen und dieser Ausschuß um die Gesandten von Preußen (v. Bismark-Schönhausen) und Baiern (Frhr. v. Schrenk) verstärkt, — und von da an — hörten die Veröffentlichungen ganz auf.

Erst im Jahre 1854 kam die Sache bei der Revision der Geschäftsordnung wieder zur Sprache, ohne daß aber eine Entscheidung darüber getroffen wurde. Sachsen (Königreich) knüpfte an seine Abstimmung den Antrag, daß die Veröffentlichungen wieder nach Maßgabe des Beschlusses vom 7. Novbr. 1851 erfolgen möchten. Seitdem war es wieder still bis zum Januar 1856. Damals waren gewisse Verhandlungen ohne Genehmigung der B.-V. durch Unbekannte publicirt worden. Dies veranlaßte auf den Vorschlag des Präsidiums den Beschluß, daß ein Mitglied des Ausschusses kurze Resümés fertigen sollte, zu denen die anderen Bundestagsgesandten mittheilen könnten, was sie zur Veröffentlichung dienlich erachteten. Aber die Veröffentlichungen durch Dritte dauerten fort, sodaß der Ausschuß in seiner Majorität beantragte, die Regierungen möchten sich dahin vereinigen, dergleichen Veröffentlichungen nicht zu gestatten, sondern zu verhindern und als Verletzungen des Amtsgeheimnisses zu verfolgen; ein Minoritätsvotum (Frhr. v. Fritsch) erachtete einen solchen Beschluß für unnöthig, da die Preßgesetze genügen würden. In der Sitzung vom 30. Oktober stimmten Oesterreich, Preußen, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Dänemark, die Niederlande wegen Luxemburg, Sachsen-Altenburg, Nassau, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Lichtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe, Waldeck und Hessen-Homburg für den Majoritätsantrag, Preußen, Hannover, Großherzogthum Hessen, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz jedoch mit dem Zusatz, daß damit den einzelnen Bundesregierungen das Recht zu Publicationen nicht geschmälert werde, Sachsen mit dem Antrage, daß die Bundesprotocolle nach dem Beschlusse von 1851 publicirt würden, Baden mit dem Antrage auf gleichzeitige Veröffentlichungen in ausgedehnterem Maße als früher; Baiern stimmte für den Majoritätsantrag in etwas geänderter Fassung; die Niederlande für Luxemburg, Sachsen-Weimar, S. Coburg-Gotha, S. Meiningen, Braunschweig, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg und die freien Städte traten dem Minoritätsvotum bei. Die Majorität spaltete sich also deshalb, weil einige Regierungen den Publicationen durch ein Ausschußmitglied nicht recht trauten und sich deshalb selbst das Recht zu Publicationen wahren wollten, andere aber wol be-

griffen, daß vollständigere Veröffentlichungen nothwendig seien, ohne jedoch ganz vollständige Veröffentlichungen zu wünschen, und die Sache mußte wieder an den Ausschuß verwiesen werden. Hier ruhte sie abermals. Im Jahre 1857 erinnerte Preußen und erneuerte den im Jahre 1852 gestellten Antrag. Der Ausschuß soll hierauf 1858 dem Präsidium seinen Bericht übergeben und dieser Bericht soll drei Meinungen entwickelt haben, ein Minoritätsvotum gegen alle Veröffentlichungen, ein Majoritätsvotum für Veröffentlichungen, aber wieder in zwei Ansichten gespalten, von denen die eine dem Antrag Preußens beitrat, die andere, hauptsächlich von den Mittelstaaten vertreten, sich den halben Publicationen zuwandte, die im J. 1851 beschlossen worden waren. Eine Verhandlung über diese Anträge hat aber in der B.-V. nicht stattgefunden, und es scheint darnach, daß der damalige Präsidialgesandte, Freiherr von Rechberg, den Gegenstand nicht auf die Tagesordnung gebracht hat.

So steht es um diese Frage, um eine überaus wichtige Frage! Wichtig nicht blos für die Wissenschaft des deutschen Staats- und Bundesrechts, deren Standpunkt Zachariä in der Vorrede zum zweiten Theile seines Handbuchs mit unübertrefflichen Worten vertritt, sondern für alle höchsten Interessen der Nation, die im Bundestag ihr gemeinsames Band und Organ besitzt. Wie der Bundesausschuß selbst bemerkt, ist es die sonderbarste Anomalie, daß gerade diese Behörde in einer Zeit, die überall auf Oeffentlichkeit hinausdrängt, sich in Heimlichkeit hüllt, als wäre die Nation für sie nicht vorhanden oder sie nicht für die Nation! Und doch hat der Bundestag gerade nach seiner Reactivirung in die gewichtigsten Interessen der Nation hineingegriffen!

Aber freilich, der Bundestag, wie er bisher war und sich selbst auffaßte, der Verein der Gesandten „souveräner Regierungen“, d. h. von Regierungen, die nur in gewissen Beziehungen, aber nicht in der Summe der Souveränetät gebunden sein dürfen an Zustimmung der Völker, beschränkt durch verfassungsmäßiges Recht, dieser Bundestag mußte ein heimlicher sein. Dieser Bundestag kannte keine andere Abhängigkeit als die von den einzelnen Kabinetten, keine andere Verantwortung als die gegenüber deren Befehlen, vor ihm galt die Wissenschaft selbst so wenig, daß er (am 11. Decbr. 1823) erklären konnte, es sei bedenklich und unverantwortlich, den Lehren der Schriftsteller über Bundesrecht irgend eine auf die Bundesbeschlüsse einwirkende Autorität zuzugestehen und dadurch in den Augen des Publikums das System jener Lehrbücher zu sanctioniren, er werde „in seiner Mitte den neuen Bundeslehren und Theorien keine auf die Bundesbeschlüsse einwirkende Autorität gestatten und keiner Berufung auf selbe Raum geben“; dieser Bundestag hatte für die Rechte der Unterthanen keine Competenz, in seiner Mitte durfte es ungerügt ausgesprochen werden, daß zu Recht bestehende, beschworene Verfassungen, so lange er selbst sie nicht anerkennt, für ihn bloße Thatsachen seien; alles

öffentliche Leben der Nation, Vereine, Landtag und Presse, suchte er zu fesseln. Hätte er nicht sogleich durch unverkürzte Veröffentlichung seiner Verhandlungen dieses öffentliche Leben als ein berechtigtes anerkannt, erfrischt und hervorgerufen? Er mußte, wiederholen wir, heimlich sein, weil er sich von der Nation losgerissen hatte, und wurde deshalb, wie eine bairische Note am 12. März 1848 ausgesprochen hat, „ein Gegenstand erst der Scheu, dann kalter Anwiderung." Mit Anerkennung der Oeffentlichkeit bricht er mit seinem ganzen bisherigen System, tritt er, sich verantwortend, nicht blos vor seine „Souveräne", sondern vor die Nation; die Oeffentlichkeit ist, wie der Bundestagsausschuß selbst gesagt hat, ein Forum, ein Gericht der Nation, ein ernstes und strenges Gericht; es erfordert mehr als Muth, der Wahrheit öffentlich ins Gesicht zu schlagen, mehr als Klugheit, offenbares Unrecht öffentlich zu bemänteln, mehr als Kraft, den Widerstand des allgemeinen sittlichen Bewußtseins zu ertragen; welche constitutionelle Regierung könnte dann die Kühnheit haben, z. B. eine kurhessische Verfassung mit außer Wirksamkeit zu setzen und vor ihrem Landtag zu bekennen, daß sie dabei mitgewirkt habe? Mit der Oeffentlichkeit würde der Bundestag, möchte er sich sträuben, wie er wollte, wenigstens zu einer Art von deutschem Parlament. Das fühlen die Regierungen und ihre Gesandten sehr wohl. Sie bedürfen der Oeffentlichkeit, weil sie nicht im Stande sind, sie ganz zu unterdrücken, weil sie selbst unter einander hadern; sie erkennen selbst, weil sie sich dem Leben der Zeit, dem Drang der Nation, dem Gewicht der Oeffentlichkeit nicht entwinden können, in dieser Oeffentlichkeit ihr Gericht und bringen ihren Streit vor die Nation; sie begreifen, daß nur die Oeffentlichkeit ihr Beistand sein kann, nachdem die Heimlichkeit ihre Macht verloren hat; sie rufen sie zu Hilfe, aber mit dem System soll — sollte wenigstens bis vor Kurzem — noch nicht gebrochen werden. Daher jene verzwickten Ausschußanträge und Bundesbeschlüsse, jenes unsichere Zögern und Hinhalten, aus Furcht, die Maßregeln „des innern Friedens", jene kurhessischen und schleswig-holsteinischen und jene Preßgesetze würden sonst vereitelt werden, oder es könnte eine Regierung besondere, vielleicht constitutionelle, Gründe haben, ihre Angelegenheiten nicht alsbald vor die Oeffentlichkeit gebracht zu sehen, oder es könnte „von Außen", von der Nation, durch Adressen, Petitionen, Landtagsbeschlüsse, auf die Berathungen eingewirkt werden. Daher jene halben Arten der Oeffentlichkeit, die statt Vertrauen zu erwecken, Mißtrauen säen und wie alle halben Maßregeln nur zum Nachtheil ausschlagen. Einige Mittelstaaten sind so lüstern nach Reform des Bundestags. Gut! Geben sie diese eine, die Oeffentlichkeit, aber unbeschränkt, mit einziger Ausnahme der Kriegsmaßregeln, so weit sie den äußeren Feind betreffen, diese eine Reform wird mehr wiegen als alle andern, an denen sie düfteln und drechseln. Wir fürchten, eben dieselben, die „Reformen" ver-

langen, werden sich am eifrigsten gegen diese Oeffentlichkeit sträuben, es gefiel ihnen wohl, Reformatoren zu scheinen, aber nicht, Reformatoren zu sein, es wären ihnen nur Veröffentlichungen genehm, die das Interessanteste verschweigen und das Geheimniß unter dem Schein der Offenheit begraben und mehr viel mehr bedeuten, als publicistische Bearbeitungen der Nation. Es ist gar zu schön, durch den Schutz der Gemeinschaft und der Heimlichkeit zu erreichen, was der Einzelne nicht offen verfolgen kann.

Kobersteins Literaturgeschichte.

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, entworfen von August Koberstein. Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Vogel. — Zweiter Abtheilung andre Hälfte, Fortsetzung und Schluß; vorläufig ohne Titel S. 1965 bis S. 2346. Die Seitenüberschrift dieser beiden Lieferungen ist gemeinschaftlich mit der des zweiten Bandes: Sechste Periode. Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis in das beginnende vierte Zehnt des neunzehnten. Diese Ueberschrift geht von S. 839 bis S. 1962 (enthält die Periode von 1740 bis 1794) und dann S. 1965 bis S. 2346 (enthält die Periode von 1794 bis 1805, aber noch nicht vollständig) unverändert fort; sie wird auch noch die folgenden Lieferungen (die Periode von 1805 bis 1832) kenntlich machen. Diese Gleichförmigkeit der Ueberschriften ist einer von den zahlreichen Uebelständen des ausgezeichneten Werks, auf die ich hier aufmerksam mache, um zugleich dem Besitzer des Grundrisses die Möglichkeit der Abhülfe zu zeigen.

Alle jene Uebelstände gehn aus einem hervor: das Buch sollte ursprünglich ein gedrängter Grundriß sein und war nach diesem Zweck aus gründlichster Einsicht in die Thatsachen heraus mit vollkommener historischer Logik geordnet. Als Koberstein bei der neuen Ausgabe die Erweiterung beschloß, hatte er wohl den außerordentlichen Umfang, zu dem dieselbe anschwellen würde, nicht im voraus berechnet. Er behielt also in der Hauptsache den ursprünglichen freilich sehr verbesserten Text bei und verlegte die Zusätze in die Anmerkungen. Jedesmal, wenn im Text ein neuer Name auftrat, gab die Anmerkung die vollständige Biographie bis zum Lebensende; da nun aber das Buch sehr langsam vorschritt, so fand er im folgenden häufig Gelegenheit, auf denselben Namen zurückzukommen und das biographische wie das biblio-

graphische Material zu erweitern. Es wurde ferner in den Anmerkungen die Entstehung jedes einzelnen Buchs nach Anleitung der vorhandenen Correspondenzen, ferner die Aufnahme desselben beim Publicum, nach Anleitung der gedruckten Recensionen, näher ausgeführt; endlich kamen noch, namentlich wo es sich um Kunstphilosophie handelte, zum Theil sehr ausführliche Excerpte aus den Schriften selbst hinzu. Alle diese Zusätze sind um so dankenswerther, als die Quellen zum Theil sehr wenig zugänglich sind; aber es war freilich der Uebelstand damit verknüpft, daß die Anmerkungen den Text überwucherten, daß zuweilen auf sechs Zeilen Text zwölf Zeilen Anmerkungen kamen und daß man, trotz der sehr logischen Anordnung der Paragraphen, bei den Anmerkungen nicht leicht errathen konnte, an welcher Stelle sie zu suchen seien. Bei dem ersten und zweiten Bande hat Koberstein diesem Mangel durch ein ausführliches Register abzuhelfen gesucht; aber dieses, ohnehin nicht ganz ausreichende Hilfsmittel, kommt den gegenwärtigen Heften nicht zu statten, und die Zeit, wo das Register ergänzt wird, ist vielleicht noch ziemlich entfernt. Der Leser muß sich daher selber zu helfen suchen.

Ueber jede Seite schreibe er Zahl und Inhalt des Paragraphen; an den Rand, gleichfalls auf jeder Seite, den Inhalt der Anmerkung, und außerdem unterstreiche er in den Anmerkungen die charakteristischen Punkte. Das Mittel ist, wie man sieht, sehr einfach und es genügt, wenigstens in der Hauptsache, eine leichte Uebersicht möglich zu machen; denn die scheinbare Verwirrung des Materials liegt keineswegs in der Sache selbst, sondern nur in dem ungeschickten Druck. Vielleicht finden sich Verfasser und Verleger bewogen, bei den folgenden Heften, oder jedenfalls bei der nächsten Auflage, dem Leser diese Mühe zu ersparen.

Eine Mühe, die sich übrigens in hohem Grade belohnt. Daß Kobersteins Werk nicht für eine leichte Unterhaltungslectüre bestimmt ist, lehrt der Augenschein; desto erfreulicher ist es für denjenigen, der aus der Literatur ein ernstes Studium macht. Zunächst hat man das Gefühl, daß es aus einer umfassenden Gelehrsamkeit herausgeschrieben ist und daß jede einzelne Angabe auf erschöpfendem Quellenstudium ruht. Durch genaues Citiren setzt Koberstein den Leser in den Stand, ihn zu kontrolliren und sich über die weitern Umstände zu belehren; wobei es freilich schlimm ist, daß die Herausgeber unserer Klassiker durch fortwährenden Wechsel in der Anordnung das Citiren so sehr erschweren, namentlich ist das bei Goethe der Fall. — Die Vollständigkeit der Forschungen wird noch durch die große Ordnung gefördert, in der dieselben angestellt sind. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind zweiunddreißig Jahre verflossen; während dieser Zeit hat Koberstein, auf rein wissenschaftlicher Basis, in einem sehr geordneten, fertigen und doch elastischen Register jeder neu erworbenen Kenntniß ihre Stelle gegeben; und das bezieht sich

nicht blos auf die einzelnen Notizen, sondern auch auf die allgemeinen Behauptungen, von denen jede einzelne eine Fülle von Studien in sich schließt. Für ein wissenschaftliches Studium der Literatur ist das Werk unentbehrlich.

Die rein objektive Haltung des Buchs wird durch das milde und besonnene Urtheil des Verfassers möglich gemacht. Mit einer, man möchte sagen, jugendlichen Wärme für die großen und schönen Leistungen unsrer klassischen Periode verbindet Koberstein eine streng rechtliche Gesinnung, die auch bei den Gegnern seiner Helden die positiven Motive hervorsucht; er wägt sehr genau nach allen Seiten ab, was ihn freilich mitunter zu weit führt, denn bei dem unausgesetzten, fast ängstlichen Limitiren des Urtheils sieht zuweilen das Facit geringer aus, als es ist. Aber eine Folge davon ist zugleich, daß man jedes Urtheil von ihm, ja jede leise Andeutung desselben sehr wohl erwägen muß, ehe man ihm widerspricht, da es nicht aus einer subjectiven Grille, sondern durchweg aus umfassendem Wissen hervorgeht.

Es mag demnach gewagt erscheinen, wenn ich, in Bezug auf die vorliegenden Hefte, einen prinzipiellen Widerspruch erheben muß; indeß das Gewagte mag sich selber rechtfertigen.

Der Widerspruch bezieht sich hauptsächlich auf die Leistungen und den Einfluß der sogenannten romantischen Schule. Diese Schule, welche ein Menschenalter hindurch die deutsche Literatur beherrscht hat, ist seitdem gleichsam die bête-noire unserer Kritik geworden; man hat ihr nicht blos die eignen Sünden vorgehalten, sondern ihr alle Sünden aufgebürdet, die in der deutschen Literatur begangen sind. Daß dies eine Reaction hervorruft, namentlich bei den ältern Pflegern und Freunden der Literatur, die in den romantischen Traditionen aufgewachsen sind, ist sehr begreiflich. Wer in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts aufwuchs, und seine Ideale nach dieser Seite hin suchte, wird schon durch die Pietät an eine Richtung gefesselt, deren wohlthätige Wirkungen er, nach seinem Gefühl an sich selbst erprobt hat. Der subjektiven Färbung des Urtheils (und auch das eifrigste Streben, objektiv zu sein, wird diese Färbung nicht ganz beseitigen) gestehe ich eine sehr weite Berechtigung zu; aber ich finde, daß auch objektiv betrachtet, Koberstein das, was die Schule geleistet, zu hoch anschlägt, das, was sie geschadet, zu wenig hervorhebt. Hie und da angedeutet ist freilich fast Alles, aber zur Wahrheit des Urtheils gehört eine richtige Architektonik desselben.

Indem ich meine Abweichungen — in allem Uebrigen stimme ich mit Koberstein überein — in die einzelnen Paragraphen vertheile, soll zugleich durch die Inhaltsangabe derselben dem Leser ein Dienst geschehn.

§ 318. S. 1965: Goethe und Schiller 1794. — Aus dem Brief Schillers an Jakobi, worin er die Tendenz der Horen rechtfertigt, wird S. 1969 die Stelle: „Es sei das Vorrecht des Dichters, wie des Philosophen, zu

keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören," durch ein eingeklammertes Ausrufungszeichen kritisirt. In der That drückt dieser Satz den Grundirrthum des damaligen Classicismus aus, in welchen die Romantik sich verstockte. Um die Zeit lebendig zu bewegen, muß man die Zeit und ihre Lebensmotive verstehen, d. h. man muß wirklich ein Bürger der Zeit sein. Die empirische Probe dieser Wahrheit haben Goethe und Schiller an dem verschiedenen Erfolg ihrer Werke gemacht. Als die Romantiker die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, die von ihrer Zeit mit Recht gefeiert waren, als Beispiel und Muster der neuen Dichtung empfahlen, versündigten sie sich an dieser Wahrheit; sie richteten ihr eignes und ihrer Schüler Talent zu Grunde und bereiteten durch die Verwirrung des öffentlichen Gefühls die folgende Barbarei vor. Indem ich also Kobersteins Ausrufungszeichen vollständig billige, mache ich ihn darauf aufmerksam, daß er es im weitern Verlauf öfters vergißt. — Die Entstehungsgeschichte des Wilhelm Meister gehörte eigentlich in einen folgenden Paragraphen. Die spätere Auffassung Goethes über das leitende Motiv dieses Buchs (S. 1966) widerlegt sich durch die Thatsache. — Die Chronologie des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller ist S. 1971 gegen Düntzer richtig festgestellt.

§ 319. S. 1976. Die Horen. — Die Mißgriffe der Herausgeber sind sehr richtig hervorgehoben; wenn aber, trotzdem, der geringe Erfolg dieser Zeitschrift hauptsächlich der unvollkommnen Bildung des Publikums beigemessen wird, so spricht sich darin ein zu großer Einfluß des Schillerschen Briefwechsels aus. Schillers erste Beiträge waren freilich sehr bedeutend, worin aber ihre relative Unverständlichkeit lag, hat Fichte ganz richtig auseinander gesetzt, der wahrhaftig kein Vertreter des Publikums war. Die letzten Hefte dagegen verdienten vollkommen die schlechte Aufnahme von Seiten des Publikums. — Ich hebe dies hier darum hervor, weil Koberstein, verleitet durch die Ausbrüche des Unmuths bei Schiller, Fichte, Schlegel u. s. w., das Publikum, d. h. die allgemeine Bildung von 1794 u. s. w. zu hart anklagt. — Daß man (S. 1987) „das Reich der Schatten" nicht verstand, war sehr natürlich, da der Dichter sich in seiner Mystik selber nicht verstanden hatte und da der Grundgedanke, der ihm allenfalls vorschwebte, die Unabhängigkeit der Kunst vom Leben, an das vorhin erwähnte Ausrufungszeichen erinnert. — Uebrigens spricht es für den großen Gerechtigkeitssinn des Verfassers, daß er (S. 1991) auch in Nicolais Entgegnungen manches Gute findet; ja er möchte darin weiter gehen, als nöthig. — Von Fichte's Beiträgen zu den Horen (S. 1983) hätte auch der von Schiller zurückgewiesene erwähnt werden können, als charakteristisch für beide Schriftsteller.

§ 320. S. 1993. Die Xenien. — Die üblen Wirkungen derselben sind richtig charakterisirt; was trotzdem zu ihrer Rechtfertigung angeführt wird,

kann ich nicht haltbar finden. Dem Publikum konnten sie in seinem Urtheil (S. 2013) nicht zu Hilfe kommen, da sie nicht sachliche Urtheile, sondern persönliche, freilich mitunter sehr gelungene Invektiven enthielten; sie gingen nicht aus der Gerechtigkeit, sondern aus der Rache hervor, und einzelne, z. B. die gegen Reichhardt, der unter Andern „ein giftiges Insekt" genannt wird, machen die Anti-Xenien sehr begreiflich. Es wird immer wiederholt, daß sie, wie ein Gewitter, den Dunstkreis aufgeklärt hätten, bis jetzt hat aber noch Niemand gesagt, worin ihre gute Wirkung bestand. Daß Goethe und Schiller selbst nach der Zeit ihre besten Werke schufen, war doch nicht etwa Folge der Xenien. Und wen sie sonst gefördert oder belehrt haben sollen, wüßte ich nicht zu sagen, während die üblen Wirkungen handgreiflich sind. Mit Ausnahme der unmittelbarsten Anhänger Goethe's und Schiller's war damals das verdammende Urtheil allgemein; Schiller selbst hat auch sehr viel Aerger davon gehabt, und Goethe, der die Sache humoristischer auffaßte, faßte sie eben humoristisch auf. Wir Neuern können uns an mancher gelungenen geistreichen Wendung dieser Xenien freuen, ohne deshalb in dem Ausfluß einer übermüthigen momentanen Laune eine neue Reformation zu sehen. Ich möchte die Xenien von einer andern Seite betrachten: sie waren der letzte Ausfluß jener alten klassischen Auflehnung gegen das Zeitalter bei Goethe und Schiller, auf welchen nun die wahrhaft nationalen Dichtungen folgten, die den erwarteten Erfolg hatten und deshalb auch den beiden Dichtern, namentlich Schiller, eine bessere Meinung vom Publikum beibrachten. — Mit Recht bemerkt Koberstein (S. 2007), daß Schiller keine Veranlassung hatte, Fr. Schlegel wegen seines unrichtigen Verständnisses des Griechischen zu sekkiren; wenn er diese Jahre aber Schlegels beste Zeit nennt, so kann sich das nicht auf die philologische Kenntniß desselben beziehen, da Fr. Schlegel wirklich erst bei Herrmann Stunden im Griechischen nahm, nachdem er seine ersten Versuche über die Griechen veröffentlicht. — S. 2004 wird von Stollberg in seiner Entgegnung auf die Götter Griechenlands bemerkt: „Er sprach es unumwunden aus, der Poesie letzter Zweck sei nicht sie selbst." Dazu macht Koberstein ein Ausrufungszeichen; aber ich dächte, die Sache wäre richtig und Koberstein müßte es nach seinem ersten Ausrufungszeichen selber so finden. Die Poesie ist für diejenigen, die sie genießen, und diese werden nur dann wahrhaft bewegt werden, wenn sie menschliche Wahrheit hören, und dadurch werden sie zugleich geläutert, oder wenn man den trivialen Ausdruck gebrauchen will, gebessert; freilich nicht in der Weise gebessert, wie man in der Predigt oder etwa im Arbeitshause gebessert wird. In diesem speciellen Fall war der richtige Grundsatz allerdings sehr falsch angewandt, denn in Schillers angeblichem Heidenthum lag viel mehr menschliche Wahrheit als in Stollbergs angeblichem

Christenthum. — Daß der Zauberlehrling auf die Anti-Xenien Bezug haben soll (S. 2013), scheint mir auf einem Mißverständniß zu beruhen.

§ 321. S. 2014. Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea. — Wenn Koberstein S. 2016 Schillers Briefe über den Wilhelm Meister mit das Ausgezeichnetste nennt, was unsre Literatur im Fach der kritischen Literatur aufweist, so kann ich dieser Meinung nicht beipflichten. Subjectiv sind sie freilich vom höchsten Intresse, denn sie zeigen Schillers Charakter im schönsten Licht; diese neidlose, seelenvolle, überquellende Hingebung an ein fremdes Kunstwerk wird sich schwerlich bei einem andern Dichter finden. Aber die Begeisterung ist doch zum Theil daraus zu erklären, daß Schillers angeborne poetische Natur, die schon lange im Stillen gegen seine philosophischen Beschäftigungen reagirt hatte, durch die Anschauung dieses schönen Werks zu freudigem Leben erweckt wurde. Eine Kritik ist es ebenso wenig, als die Recension über Matthisson, und könnte es auch nicht sein, da Schiller immer nur das Einzelne auf sich wirken lassen mußte. Jede Kritik ist ihrem Wesen nach analytisch, und von Analyse ist in diesen Briefen keine Spur. Schiller hat doch die ursprünglich ganz individuelle Anlage des Romans in einer Weise idealisirt, die mir Riemers sonderbare Aeußerung, S. 2019, begreiflich macht. Goethe fühlte sich natürlich durch die Begeisterung seines Freundes sehr gehoben, und die Anforderungen desselben blieben nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen; ob dieser Einfluß in den letzten Theilen des Romans durchweg ein guter war, möchte ich bezweifeln; in Goethes letzten Briefen finde ich wirklich eine gelinde Spur von Ungeduld, jener Ungeduld, die aus dem Widerspruch der innersten Natur mit dem neu erworbenen Ideal hervorgeht. Herders Urtheil ist wenigstens insofern von Interesse, als es zeigt, daß bei ihm, wie bei Goethe, zwischen dem Beginn und dem Schluß des Romans eine tiefe Kluft lag. Bei beiden war die Bildungsatmosphäre eine andre geworden, und wäre Meister im ersten Wurf vollendet, so wäre die künstlerische Einheit eine größere geworden, so wie der erste Eindruck auf Herder ein günstigerer war. — Uebrigens hat Schiller, als er den Hermann gelesen, seine Ansicht über den Meister wesentlich modificirt, wenn er sich auch seine Gründe nicht ganz klar machte. Er fand den Hermann poetischer wegen des Metrums, welches doch im Meister keine Anwendung finden konnte; der eigentliche Grund war wol die einheitliche Haltung des Epos. — Ueber Hermann und Dorothea ist unendlich viel geschrieben, aber die Beziehungen auf Luise, auf Reineke, Alexis und Dora sind noch zu erörtern; es würde sich dadurch auch eine gerechtere Würdigung der Voßischen Idyllen herausstellen, die man jetzt über Gebühr hintenan setzt. — Humboldts Kritik hat wol nicht wenig dazu beigetragen, Schiller, der in seinem Briefwechsel mit Goethe viel mehr gelernt hatte, worauf es ankam, ganz der philosophischen Kritik zu entfremden, weil sie

ihn offenbar äußerst langweilte. — Wenn Schiller (S. 2042) von dem schlechten Absatz der Propyläen sagte: es habe ihm noch nichts einen so niederträchtigen Begriff vom deutschen Publikum gegeben, so werden wir heute wol anders darüber urtheilen. — In demselben Paragraph sind Goethes lyrische Gedichte aus dieser Periode besprochen; über eins derselben, den deutschen Parnaß, hätte ich noch eine Auskunft gewünscht. Die ironische Beziehung desselben ist urkundlich beglaubigt und auch nothwendig, wenn man Goethes Stimmung von 1798 in Anschlag bringt; dabei ist aber die Behandlung so ausführlich und treuherzig, daß man irre wird. Entweder hat Goethe ein früheres Gedicht, welches einer andern Stimmung angehörte, der neuen anbequemt, oder es ist ihm gegangen wie öfters, daß seine epische, realistische, positive Natur das ursprünglich ironisch Gemeinte ernsthaft ausführte.

§. 322—3. S. 2046. Wallenstein. — Der Briefwechsel jener Periode wird sehr vollständig excerpirt: es ist merkwürdig, wie wenig uns das über den innern Gang von Schillers poetischen Ueberzeugungen aufklärt. So ausführlich wir die Geschichte des Stücks erfahren, so würden wir doch viel mehr daraus lernen, wenn uns der Entwurf des Stücks, bevor Schiller an die Ausführung der Liebesepisode ging, vorläge. Koberstein findet an einer Stelle in Schillers dramatischer Entwickelung vom Wallenstein ein stetiges Fortschreiten vom Idealismus zum Realismus; in gewissem Sinne könnte man auch das Gegentheil behaupten; das Richtige aber ist, daß er in einem beständigen Schwanken blieb. Jene Episode ist an sich so schön, daß man sie schwerlich wegwünschen möchte, und doch ist sie mit allen ihren Verzweigungen dem eigentlichen Inhalt des Stückes eben so fremd, als die ideale Auffassung des Wilhelm Meister dem ursprünglich realistischen Plan. Die Heftigkeit, mit welcher der Dichter Körners letztes Urtheil aufnahm, verräth eine gewisse Unsicherheit, und in der That kann man im Wallenstein drei verschiedene Motive unterscheiden: erstens das angeborne und jetzt durch künstlerische Ueberzeugung befestigte Talent, sachgemäß, objectiv, realistisch zu schildern. Zweitens die angeborne Neigung seinen eignen Gefühlen einen lyrischen Ausdruck zu geben. Drittens die hauptsächlich aus dem Studium der Griechen erworbene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, den Stoff in eine höhere Sphäre des Gedankens zu idealisiren. Diese drei Motive kreuzten sich häufig, seine Ungeduld, als Körner eins derselben ausschließlich hervorhob, ist zu begreifen; aber wenn er ihm eine vermeintliche geschlossene Ueberzeugung entgegensetzt, so ist das ein Irrthum. — Die Vorliebe Schillers für die Oper und seine Ansicht, daß der Liebesepisode die Herrschaft im Stück gebühre, bezeichnet Koberstein S. 2062 und S 2071 ganz richtig als etwas Verkehrtes, aber jene Aeußerungen sind wichtig, auch für Schillers späteres Schaffen. So schlecht die damalige und heutige Beschaffenheit der Oper ist, so bringt sie

doch die Idee einer Kunstform hervor, die an die Griechen erinnert und die den Entwurf der Braut von Messina erklärt. Hätte nicht Schiller das unvergleichliche Talent besessen, jeden Stoff zu vergegenständlichen, so würde die Art und Weise seiner Production, die von außen nach innen ging, d. h. die aus einem allgemeinen, unbestimmten, gleichsam musikalischen Eindruck der gewollten Kunstform den Stoff suchte (man vergleiche seine eigene sehr interessante Erklärung über sein Schaffen, bei Gelegenheit „der Künstler"), vielleicht zu eben solchen Verirrungen geführt haben, als es bei der romantischen Schule geschah. — Die Aeußerungen Goethes über die ausschließliche Berechtigung der antiken Kunstform (S. 2077) sind nicht buchstäblich zu nehmen; so besonnen Goethe in der Regel urtheilt, so hat er doch mitunter die Neigung zu Superlativen; daß seine frühern antiken Werke, namentlich die Iphigenie, eigentlich deutsch gedacht sind, hat Koberstein selbst vortrefflich erwiesen. Im Grunde gilt dasselbe von den herrlichen großen Elegien, und namentlich Euphrosyne würde keineswegs verlieren, wenn man das antike Kostüm etwas mäßigen wollte. Daß übrigens diese Richtung aufs Antike ihn, wie auch Schiller, mehrfach irre geführt hat, ist nicht zu leugnen.

§. 324. S. 2083. Schillers Dramen seit dem Wallenstein. — Ueber Schillers Idealisirung der historischen Stoffe urtheilt Koberstein S. 2087 und 2089 entschieden mißbilligend. Wenn er ihn aber auf das Beispiel Shakespeares hinweist, der den historischen Stoff treu behandelt habe, so ist damit für unsre Zeit nicht viel gethan. Die Shakespearesche Form des historischen Schauspiels — die ich, beiläufig, im Verhältniß zu seinen übrigen Werken nicht so hoch stellen möchte als Tieck — wird durch unsere Form des Theaters gradezu ausgeschlossen, und daß der echte Dramatiker für die Bühne schreiben muß, bedarf doch in unsrer Zeit keines Beweises mehr. So treu man sich auch dem Stoffe anschließen mag, so wird doch die Nothwendigkeit der freien Erfindung dadurch nicht ausgeschlossen; und da der Stoff, namentlich bei der Gelehrsamkeit unseres heutigen Publikums, gegen die Kunstform sehr spröde ist, so hat das historische Drama sehr erhebliche Uebelstände, und derjenige Stoff wird der günstigste sein, der dem Dichter die größte Freiheit läßt. Daß Schiller, als er an den Maltesern arbeitete, erklärte, bei seiner jetzigen Klarheit würde er den Wallenstein nicht gewählt haben, durfte Koberstein nicht befremden (S. 2092), da dieser Stoff in der That die beabsichtigte Kunstform nicht ertrug. — Ueber die Fehler der Braut von Messina stimme ich mit Koberstein ganz überein, und möchte sogar den von Jakobi angestellten Vergleich mit dem Alarkos (S. 2100), wie auch die Bemerkungen der allgemeinen deutschen Bibliothek über die Tiraden der „Braut" in Schutz nehmen, insofern die geistvollen Bemerkungen und die Gefühlsausbrüche des Chors nicht aus dem Stoff hervorgehen, sondern ihn gewissermaßen hervorgebracht haben. Da-

gegen verdient die Kunstform, die Schiller bei der Braut von Messina vorschwebte, eine eingehende Betrachtung. Es handelt sich darum, die Masse, die doch auch Shakespeare vielfach benutzt, auf eine kunstgemäße Weise in Bewegung und Handlung zu bringen, d. h. einen Chor aus ästhetisch gruppirten Individuen zusammenzusetzen, die in Bewegung und Rhythmus ein Ganzes darstellen. Freilich wird diese Individualisirung des Chors nicht dadurch hervorgebracht, daß man über lyrische Stellen Eigennamen setzt. Man möge mir hier — ausnahmsweise — erlauben, auf den Versuch der Fabier hinzuweisen. — Demnach möchte ich nicht mit Koberstein S. 2106 in der Braut ein bloßes Herabsinken, im Tell wieder einen zweiten Gipfelpunkt finden: Wallenstein und Tell werden freilich, wegen der tiefen Durchdringung des Stoffs, für die Nation Schillers theuerstes Andenken bleiben; was aber die Kunstform betrifft, so ist Tell gegen die drei frühern Stücke kein Fortschritt, wie das schon Tieck ganz richtig ausgeführt hat.

§ 325. S. 2108. Goethes Arbeiten bis 1805. — Wenn Goethe bei der Bearbeitung der Helena an Schiller schreibt: „Das Schöne in der Lage meiner Heldin zieht mich so an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll," so protestirt Koberstein S. 2116—17 gegen dies, wie gegen Schillers Antwort durch Ausrufungszeichen. Und doch ist der Sinn vollkommen klar. Nach der Faustsage ist Helena ein Teufelsspuk, eine Fratze, und so trat sie auch wohl in Goethes erster Behandlung auf; nun aber hat er bei seiner griechischen Bildung diese Episode so poetisch ausgeführt, daß sie nach seiner Ansicht ein Drama für sich bildet und daß es ihm leid thut, sie zum Schluß, wie es doch die Sage verlangt, wieder in einen Teufelsspuck, in eine Fratze aufzulösen, freventlich gewissermaßen, wie er früher die Proserpina in die geflickte Braut eingeschoben. Diejenigen, welche in der Helena ein bedeutendes Kunstwerk finden, werden dies Bedauern theilen, ich muß gestehen, daß ich dramatische Poesie nur da finde, wo wirkliche Gestaltung ist, und daß alles poetische Kostüm mich kalt läßt, wenn ich weder weiß, wer auf der Bühne steht, noch was auf der Bühne vorgeht. Wer das bei der Helene weiß, dem ist nur Glück zu wünschen. — Was die Eugenie betrifft, so hat Goethe selbst den Grund, warum sie auf der Bühne kein Glück machte, richtig angegeben (S. 2119): „Sie ist eine Kette von lauter Motiven," das heißt sie hat keinen idealen Inhalt, sie erregt nicht das Gefühl der Nothwendigkeit.

§ 326. S. 2124. — Fichte und die Berliner Romantiker. —

Mit Recht leitet Koberstein die ersten Lebensäußerungen der neuen Schule aus Berlin her aus der Reaction gegen den Geist der dortigen Zeitschriften, die sich in den Kreisen der Rahel u. s. w. sammelte. Wie früh der Cultus Goethes in diesen Kreisen ausgebildet war, zeigen Veits Briefe an Rahel 1793

und 1794. Dieser Cultus war das verbindende Glied zwischen Tieck und den andern Berlinern einerseits, Schlegel und den andern Jenensern andererseits. Den positiven Inhalt aber gaben die erstern, während die letztern noch im Dienst der Horen nach einem unterscheidenden Standpunkt suchten. Was hätte geschehen können, wenn Schiller 1797 nicht mit den Schlegeln gebrochen und sie dadurch nicht zum Anschluß an eine ihnen bis dahin fremde Richtung gleichsam genöthigt hätte, ist freilich eine müßige Frage. — S. 2138. Markus Herz war der bevorzugte Freund, Schüler und Correspondent Kants.

§ 327. S. 2138. — Tieck. — Für die Lebensbeschreibung Tiecks hat Koberstein natürlich das Buch von Köpke zu Grunde gelegt. Dieses Buch verdient das ihm ertheilte Lob in hohem Grade, doch sind über den literarhistorischen Gebrauch desselben noch einige Bemerkungen zu machen. Die im Nachtrag hinzugefügten Unterhaltungen mit Tieck sind im Ganzen werthlos; es kommt in denselben fast kein einziger Gedanke vor, der nicht von Tieck in seinen Schriften bereits irgendwo besser und ausführlicher ausgesprochen wäre. Wo es irgend ging, hat Köpke die biographischen Notizen Tiecks aus den Vorreden seiner gesammelten Werke benutzt, auch verschiedene Aeußerungen aus den spätern Novellen; was ganz in der Ordnung war, nur hätte er jedesmal die Stelle citiren sollen, da das Maß von Glaubwürdigkeit, welches diesen Berichten zukommt, zum Theil von der Periode abhängt, in welcher diese Erinnerungen bei Tieck auftauchten. Weit mehr als auf Goethes Memoiren kann man auf diese Erinnerungen Tiecks die Bezeichnung Dichtung und Wahrheit anwenden. Der geistvolle und hochbegabte Mann führte zu allen Zeiten ein sehr energisches Phantasieleben, und die Virtuosität, mit welcher in seinen Novellen Paul Pommer und ähnliche Figuren charakterisirt werden, spricht doch für eine verwandte Richtung in seinem Innern. Die psychologische Erklärung, die er für die seltsamen Irrgänge seiner dichterischen Laufbahn findet, klingt sehr zusammenhängend, aber sie ist doch mit großer Vorsicht aufzunehmen; und da es leider aus seiner Sturm- und Drangperiode an unmittelbaren Lebensäußerungen fast gänzlich fehlt, so ist es sicherer, seine zahlreichen Werke, die für sich selbst sprechen, zu Grunde zu legen, als seine nachträglichen Reminiscenzen. Die Bemühung, in seinem Bildungsgang eine regelmäßige Entwickelung zu verfolgen, wird noch dadurch erschwert, daß bei ihm die grellsten Contraste hart an einander stoßen. Ich mache z. B. auf den poetischen Dialog „der Autor" aufmerksam, eine von seinen zahlreichen versificirten Recensionen. Während in der Polemik gegen Nicolai und die übrigen Aufklärer ganz die Weise Fr. Schlegels, fast bis auf die einzelnen Worte, festgehalten wird, verspottet Tieck zugleich seine eignen Nachfolger und zwar mit glänzendem Witz; man kann seine eigene Lyrik nicht besser travestiren, als er es hier selber gethan. Diesen Scherz paraphrasirt er in seinen spätern Erinnerungen als eine veränderte Stimmung gegen die Romantik,

und Köpke folgt ihm darin, indem er vergißt, daß grade in den nächst folgenden Jahren Tiecks lyrische Ueberschwenglichkeit den Gipfel erreichte, daß er die Sünden, die er hier verspottete in doppeltem Maß begeht. Wenn es augenscheinlich ist, daß Tiecks poetische Richtung aus einer Auflehnung gegen das Berlinerthum hervorging, so darf man nicht vergessen, daß er selbst ein echtes Berliner Kind war. Was man, und zwar mit Recht, als die charakteristische Eigenschaft der Romantik darstellt, die Fähigkeit, für die unbegreiflichsten Dinge lichterloh zu entbrennen und in demselben Augenblick auf diesen Brand den Sprühregen der Ironie fallen zu lassen, ist eine charakteristische Eigenschaft des Berlinerthums. Noch ein anderer Punkt, der von großer Wichtigkeit ist, wenn man sich von Tiecks Declamationen über die Prosa des Zeitalters gar zu sehr aufregen läßt. In einer seiner kritischen Schriften aus dem Jahre 1828 charakterisirt er den Einfluß Schillers als einen dem deutschen Wesen entgegengesetzten und schädlichen; Schiller habe eine nicht durchweg beifallswürdige, aber doch naturwüchsige, realistische, deutsche Dichtung vorgefunden und dieser eine ausländische, spanische, romantische entgegengesetzt. Wenn Tieck bei dieser Gelegenheit seine eigenen und seiner Freunde Sünden dem Dichter aufbürdet, den er wohl mit dem Verstande, aber nicht mit dem Herzen ehrte, so ist bei diesem Bekenntniß noch ein zweiter Umstand zu merken: es enthält Tiecks eigentliche innerste Meinung. Zu der naturwüchsigen deutschen Dichtung wird in gewissem Sinn selbst — Kotzebue gerechnet. Tieck war seinem Talent und seiner ganzen Natur nach Realist, ja Naturalist. Die Principien, die Romantik, der Katholicismus, der Bund der Kirche mit den Künsten u. s. w., das alles war bei ihm ein fremdes Element, dessen Entstehung und Ausbildung sich trotz des beständigen Wechsels aus der Reihenfolge seiner Schriften noch ziemlich genau verfolgen läßt. — S. 2142 erwähnt Koberstein, ohne später darauf zurückzukommen, ein kleines Trauerspiel: Der Abschied. Auch Tieck selbst spricht sich ziemlich geringschätzig darüber aus und offenbar ist es eine ganz leicht hingeworfene Arbeit. Aber grade darum finde ich in diesem kleinen Stück mehr von Tiecks angeborenem realistischen Talent als in den langen und langweiligen Romanen jener Periode, die angeblich eine höhere Tendenz verfolgen und doch ganz tief in dem morastigen Boden der damaligen Romanliteratur wurzeln. Die finstere Stimmung dieses kleinen Nachtstücks ist brillant ausgemalt, und außer den spätern Märchen, z. B. dem Runenberg, ist etwa nur die Schlußscene im Abdallah und die große Scene im Blaubart damit zu vergleichen. — S. 2143. Man hat später die Art und Weise, wie Wieland und Musäus die Volksmärchen behandelten, sehr scharf kritisirt, während man die Bearbeitungen Tiecks zu rühmen pflegt. Es wäre wichtig, den Unterschied einmal genauer festzustellen. Ungläubig und reflektirt wären alle drei; ja vielleicht, so seltsam es klingt, war Wieland von ihnen der naïvste (man ver-

gleiche seinen Brief an Merck, 16. April 1777); in ihrer Form war im Anfang große Verwandtschaft: man muß nur bei Tieck nicht blos an den Eckardt, sondern an Abraham Tonelli, die Weiber Blaubarts und ähnliches denken. Der eigentliche Respect vor den Volksmärchen gehört einer spätern Schule an. — Ein durch Köpke veranlaßter Irrthum über die erste Bekanntschaft Tiecks mit Friedrich Schlegel S. 2143 ist später von Koberstein selbst berichtigt. — Daß in den Schildbürgern (S. 2160) sich ein größerer Respect vor dem Volksmäßigen zeigen soll als in den Abderiten, kann ich nicht finden, nur muß man nicht die Theorie der Excurse, sondern die Praxis des Textes zu Rathe ziehen. — S. 2161 läßt sich Koberstein durch den gestiefelten Kater zu einer Declamation gegen die Literatur der achtziger und neunziger Jahre verleiten, bei welcher er den vergleichenden Maßstab verliert. Gewiß wurden in jener Zeit viele schlechte Bücher geschrieben; aber wann war es denn in Deutschland damit besser? Ist etwa Tobias Knaut, Sophiens Reise, Thümmel, Hippel u. s. w. schlechter als so mancher berühmte und unberühmte Roman unserer Tage? steht Iffland etwa unserer Birchpfeiffer nach? oder ist es zu irgend einer Periode unserer Literatur mit den Leihbibliotheken besser gewesen? Und dann darf Koberstein auch nicht vergessen, daß zu den schlechtesten Büchern jener Tage Abdallah und Lovell gehörten, die er gegen die böswilligen Recensenten in Schutz zu nehmen sucht, blos weil der Stil etwas besser war als bei Lafontaine u. s. w. — Wenn er auf der folgenden Seite hinzusetzt, Tiecks Parodien hätten dem Uebelstand abgeholfen, so möchte ich ihn doch fragen, in wie fern? Welche gute Richtung ist durch jene Parodien befördert, welche schlechte unterdrückt worden? Das Beste von dem Mittelgut jener Tage waren immer noch Jean Pauls Romane, und diese sind durch die Schulkritik nicht begünstigt worden. — Ein komisches Werk bedarf allerdings zu seiner Rechtfertigung einer solchen Wirkung nicht; aber — diese von Koberstein gerühmte Wirkung hat nicht stattgefunden. — Die positive Wirkung begann erst mit Hoffmann; ob es eine Verbesserung war, ob eine gesündere Kost als Lafontaine und Jean Paul, mag dahin gestellt bleiben. — Oder war etwa Z. Werner der gesuchte Fortschritt? — Wenn man von Schiller absieht, der doch Tieck nicht viel zu verdanken hat, ist die Literatur von 1800 ein entschiedner Rückschritt gegen die vorige Periode, was die Leistungen ersten, zweiten und dritten Ranges betrifft. — S. 2166. Die „alten Klagen" über die Moralität der Stella (erste Ausgabe!) waren doch wohl nicht unbegründet? — S. 2169 ff. Die günstige Einwirkung der Romantiker auf die germanistischen Studien ist augenscheinlich; die auf die bildende Kunst kann ich, wenigstens in dem von Koberstein behaupteten Umfang, nicht zugeben. Daß damals das Kunsträsonnement meist flach war, ist auch zuviel gesagt; Koberstein citirt den freilich schlechten Ramdohr; aber erinnert er sich nicht an Heinse, Merck, For-

ster? Die Berichte der erstern über die Düsseldorfer Gallerie sind zum Theil brillant, auch im Ardinghello steht viel Geistvolleres und Haltbareres, als im Sternbald, den Herzensergießungen u. s. w. Man ist gewohnt, nach dem Vorbild der W. K. F., die auch eine höchst einseitige Richtung verfolgten (Uebertragung der Gesetze der Bildhauerei auf die Malerei), nur die nazarenische Richtung jener Bücher ins Auge zu fassen, die allerdings einen höchst schädlichen Einfluß geübt hat: die Hauptsache aber ist ihre unglaubliche Leerheit und Schalheit. Das wenige, was in ihnen brauchbar erscheint, war von Heinse schon viel besser gesagt. — Die „allgemein gültige Ansicht von der Barbarei des Mittelalters" ist auch nicht so streng zu nehmen; schon hatte Joh. Müller glänzende Bilder vom M.-A. gegeben, die Kirche desselben (1782) mit großer Beredtsamkeit vertheidigt; durch Schlieffen waren die Nibelungen herausgegeben; selbst Schiller fing in seiner Vorrede zu Vertot — lange vor Tieck! — für das M.-A. zu schwärmen an — Aber Tieck, Schlegel, Fichte u. s. w. hatten von ihren Zeitgenossen nur Nicolai im Auge, für sie war alles Nicolai; darum muß die Literaturgeschichte ihre Rhetorik mit großer Vorsicht brauchen. — Zudem ging ihre erste Richtung gar nicht aufs Mittelalter, von dem sie (Dante ausgenommen) herzlich wenig wußten, sondern auf die Renaissance und das 17. J., auf Cervantes, Shakespeare, Ariost, Tasso, Calderon u. s. w. — S. 2175 werden die Recensenten des Abdallah und Lovell getadelt, obgleich ihnen Koberstein im Grunde Recht gibt. Was war denn in jenen beiden Romanen Gutes?— Ein Recensent nennt den Lovell den verächtlichsten ekelhaftesten Menschen, und Koberstein bemerkt in einer Paranthese dazu: „etwa der Absicht des Dichters zuwider?" Dieser Einwurf ist nicht stichhaltig. Das Thema jener beiden Romane, welches im erstern freilich noch viel abstracter hervortritt, ist die Verführung guter oder wenigstens gut angelegter Naturen durch satanische List zum Bösen. Ein solches Thema ist bei der psychologischen Neugierde und Kleinkrämerei jener Tage ganz begreiflich, und es ist auch gleichviel, ob man die Berechtigung desselben im allgemeinen zugibt oder nicht, da in diesem Fall die Ausführung in einer Weise verfehlt ist, daß sie jedes menschliche Gefühl empören muß. Um so verworfene Schurken zu werden, wie Abdallah und Lovell zum Schlusse sind; um es durch eine so armselige Verführung zu werden, wie Tieck sie schildert, mußten sie schon von vornherein elende sieche Geschöpfe sein. Und der ästhetische Fehler greift hier tiefer: denn um seinen Plan durchzuführen, schildert Tieck den Menschen als eine Mollüske ohne sittliches Knochengerüst. Diese Art von Schöpfung verdiente damals schon harten Tadel, und muß uns heute um so widerlicher sein, da jene Mollusken eine unzählige Nachkommenschaft hinterlassen haben. Dieser Umstand verstimmt uns auch gegen Tiecks bessere Dichtungen: Knochen d. h. eine feste Gestalt, hat bei ihm keine einzige Figur, sie haben alle das Wesen des Traumes, daß

ein Bild, eine Empfindung in die andere übergeht. Es soll damit gar nicht geleugnet werden, daß es solche Menschen giebt, noch viel weniger soll behauptet werden, daß Tieck in moralisch schlechter Absicht solche Bilder entworfen habe; seine Unfähigkeit, wirkliche Gestalten zu schaffen, verbunden mit seinem großen Talent, Stimmungen auszumalen, hat jene Bilder hervorgebracht, die auf ihre Freunde und Verehrer eine sittlich entnervende Wirkung haben mußten. Wenn man gegen die Moralisten des vorigen Jahrhunderts declamirt, so vergißt man dabei, daß das Gewissen, auch künstlerisch betrachtet, ein integrirender Theil der Person ist, und daß man durch die Ausscheidung desselben die Person in einen Schemen verwandelt. Mit Recht verachtet man Eulalia Meinau, aber was ist denn Lovell anders? Der große Unterschied der Bildung und des Geschmacks ändert an der Hauptsache nichts. — Darum muß ich auch, so gern ich den wunderbar berauschenden Duft in dem Märchen: der blonde Eckbert anerkenne, der Ansicht des S. 2177 angeführten Recensenten beipflichten: „es mangle ihm an der hinlänglichen Motivirung der Handlungen und über dem Ganzen schwebe ein widriges Dunkel; selbst ein Machtspruch aus dem Geisterreiche wäre erträglicher gewesen als dieser gänzliche Mangel einer befriedigenden Aufklärung.“ Dieses Traumwesen liegt auch nicht etwa im Charakter des echten Märchens, welches vielmehr durchweg von sehr erkennbaren handgreiflichen Motiven ausgeht.

§. 328. S. 2179. — Die beiden Schlegel. — Was bei sämmtlichen Paragraphen anzuführen wäre, die gründliche Aufsuchung des Materials, ist an diesem doppelt zu rühmen, weil namentlich Friedrich Schlegel seine Arbeiten an alle möglichen Journale verzettelte, die heute kaum mehr aufzutreiben sind, und weil es für die Einsicht in seinen Bildungsgang von der größten Wichtigkeit ist, auch die erste Fassung seiner Ansicht kennen zu lernen. Daß Koberstein auch A. W. Schlegels Kritiken ausführlich excerpirt, würde manchem überflüssig erscheinen, da sie in der Böckingschen Ausgabe vorliegen; aber die gediegene Form derselben ist ein heilsames Gegengewicht gegen die Paradoxien des jüngern Bruders. — Die Kritik Goethes von 1789 und 1790 gehört zum Besten, was die deutsche Kritik überhaupt geleistet hat; freilich ist sie auch, wenn man die durch den Einfluß der Schule hervorgerufenen Vorlesungen von 1802 und 1803 damit vergleicht, ein Beweis, daß für den wahren Kritiker noch etwas anderes nöthig ist, als gründliche Einsicht. — Bei der vortrefflichen Recension der „Künstler“ (S. 2182) wäre zu erwähnen gewesen, daß Schlegel sie später nicht in seine Kritiken aufnahm. — Die Recension der Horen ist nicht mehr ganz unbefangen (S. 2186); was Schlegel von den „Episteln“ und namentlich den „Märchen“ sagt, würde Schlegel als unabhängiger Kritiker kaum gesagt haben. — Was die Kritik des Voßischen Homer betrifft (S. 2189), so stimme ich Koberstein vollständig bei, sie ist mustergültig: aber er hätte hinzu-

setzen sollen, daß Schlegel sie später zurücknahm. — Wenn Schlegel S. 2182 „ein Meister im Technischen der Poesie" genannt wird, so gebe ich das für die Uebersetzungen zu, nicht aber für seine eigne Lyrik, die fast durchweg auch in der Form verfehlt, mitunter gradezu barbarisch ist. — S. 2195. Die historische Rechtfertigung der Verbindung der Kirche mit den Künsten, sowie die transscendentale Auslegung des Wortes Glaube ist geistreich; sie ist aber zweideutig: theils weil sie Wackenrode nicht richtig auslegt, theils weil Schlegel selbst in seinen Gedichten (z. B. Bund der Kirche mit den Künsten; Widmung an die südlichen Dichter) jenen Bund nicht etwa blos historisch schildert, sondern ihn als etwas, was auch jetzt sein sollte, in heftiger Deklamation feststellt. — Hier mochte doch Stollberg den Dichter der „Götter Griechenlands" „am Ohr zupfen." — Die Angaben der einzelnen „Freunde" über die Zeit ihrer Bekanntschaft sind ungenau und widersprechend; mit Recht hat Koberstein das Tagebuch von Gries zu Grunde gelegt. — S. 2206. daß Schleiermachers (gedruckte) Briefe das beste Bild von Fr. Schlegels Persönlichkeit geben, glaube ich nicht; Schleiermacher war damals geneigt, sich jeder einigermaßen imponirenden Erscheinung unterzuordnen; die ungedruckten Briefe (im Nachlaß des Predigers Jonas) sollen das Verhältniß viel bedeutender darstellen. Vorläufig geben die Briefe an Caroline Paulus und an Rahel (auch von Dorothea, bei Dorow) Anhaltspunkte genug. — Auf Fichtes Aeußerung über Schlegels Erschlaffung 1799 (S. 2208) möchte ich kein großes Gewicht legen. Fichte wurde in seinem Urtheil sehr durch die Persönlichkeit bestimmt, und das beständige Zusammenleben mit einem geistreichen Manne, bei dem man aber nie wußte, was Ernst und was Scherz war, mochte ihm auf die Länge sehr lästig werden. — S. 2209. In einer Seite der Technik verdient Fr. Schlegels Lyrik entschieden den Vorzug vor der seines Bruders, in der musikalischen Klangfarbe. — S. 2214 ff. Fr. Schlegels Urtheil über Lessing. Koberstein verwahrt sich auf diesen Seiten durch Ausrufungszeichen gegen einige gar zu tolle Einfälle Schlegels; dagegen sagt er S. 2332, das Urtheil erhalte viel Tiefgedachtes und Wahres. — Der unbefangene Leser wird in diesen Excerpten vergebens nach dem Tiefgedachten und Wahren suchen, und selbst wenn einige Sätze von Bedeutung sein sollen, so muß das Ganze, namentlich der Ton, einen skandalösen Eindruck machen. Auch daß Schlegel später das Aergste zurückgenommen habe, ist nicht genau: die tollste Aeußerung, „daß dem Ganzen (der Emilie Galotti) aller Werth abgesprochen werden muß," gehört sogar (S. 2217) der spätern Version an. Und hier fand Koberstein kein Ausrufungszeichen nöthig? — Die geistreichen Faseleien dieses Aufsatzes (Faselei ist der gelindeste Name) haben unendlichen Schaden angerichtet. Für mich ist er psychologisch merkwürdig. Die Begeisterung für Lessing scheint aufrichtig; dagegen findet Schlegel bei ihm fast Alles zu verwerfen. Aehnlich schrieb er die erste grobe Recension über

Schiller, als er ihn nach Körners Versicherung sehr verehrte; über Jean Paul und Jakobi (nach dem Zeugniß des erstern), als er für beide schwärmte. Bei einer so durch und durch unwahren Natur wie Fr. Schlegel (man lese das vernichtende Zeugniß seines Bruders, Werke Bd. 8) ist es freilich mißlich, zu untersuchen, was gemacht ist; aber eine solche Natur war am wenigsten geeignet, einen Lessing zu würdigen, dessen innerster Kern ein leidenschaftlicher Durst nach Wahrheit (bis zum krankhaften) war. — Auch hätte bei den Dithyramben über Goethe S. 2221 angemerkt werden können, daß diese Art starkriechenden Weihrauchs ebenso geeignet war, dem großen Dichter Feinde als Verehrer zu schaffen. Man erinnere sich an Schillers Brief an die Gräfin Schimmelmann und an Hubers Recensionen im Freimüthigen. Es herrscht noch dazu in diesen Urtheilen eine grenzenlose Unsicherheit. Schlegel charakterisirt (S. 2225) Goethe im Gegensatz von Schiller: „er könne fast nicht umhin, auch das Geringste in seiner Art rein zu vollenden, er bleibe mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr hin uninteressant und trivial zu sein, seinem einmal bestimmten Zwecke treu.“ Wie paßt das auf Goethe? der fast überall die Neigung hatte, im Fragment stecken zu bleiben. Ungefähr dasselbe sagt Novalis in seinen Paradoxien über W. Meister, wo dem Dichter des Faust das Prädicat „reinlich, nett und praktisch“ beigelegt wird. Wer von den beiden Freunden den andern angesteckt habe, ist schwer zu untersuchen. — S. 2228. Daß Fr. Schlegels Bekanntschaft mit dem transscendentalen Idealismus sehr oberflächlich war, bezeugt Jean Paul in den Briefen an Jacobi. Seine wahre Meinung über Fichte — freilich in den milden, zarten Formen der Periode von 1807—12 — hat Fr. Schlegel in den heidelberger Jahrbüchern ausgesprochen. — S. 2229. Die Auseinandersetzung des Fichteschen Systems und seines Verhältnisses zum Kantischen ist zwar nur als ein Parergon gegeben; aber gerade weil die von dem Begriff eines stetigen Fortschritts in der deutschen Speculation seit Kant ausgehenden Lehrbücher der Geschichte der Philosophie das Verhältniß auf dieselbe Weise darstellen, mag hier eine Bemerkung am Ort sein. — Fichte handelte allerdings in gutem Glauben, wenn er sein System implicite im Kantischen schon vorzufinden glaubte; Kant hat (nicht blos in der öffentlichen Erklärung von 1799, sondern schon einige Jahre früher in den Briefen an seine Schüler) die entgegengesetzte Ansicht so schneidend als möglich ausgesprochen. Und Kant hatte Recht. Die Beziehung Fichtes auf Kant ist nur eine scholastische; die Tendenz ist eine entgegengesetzte. Kant suchte die Grenzen des aprioristischen Denkens festzustellen und engte dieselben auf das Aeußerste ein, um der exacten Wissenschaft Raum zu schaffen; Fichte wollte die ganze Wissenschaft aprioristisch machen. — In der Metaphysik mochte das gehen; aber eine Philosophie erkennt man an den Früchten. „Der geschlossene Handelsstaat“

ist die Probe, die sein System in der Sphäre bestand, die er hauptsächlich im Auge hatte, der praktischen; damit möge man dann die positiven Vorschläge in den „Reden an die deutsche Nation" (die Abschüttelung des französischen Jochs durch Pestalozzi) vergleichen. In seinen Schilderungen des Zeitalters ist er mitunter sehr geistvoll; aber er hatte den Fehler, im Zeitalter nur das zu sehen, was sich auf sein System bezog, d. h. seine Recensenten. Nicolai war ihm sein Nicht-Ich, das Bild des gottverlassenen Zeitalters; die Schilderung desselben in den „Grundzügen" ist nur eine weitere Ausführung des Themas im Pamphlet gegen Nicolai. — Und das war das Hauptmotiv seiner Verbindung mit den Romantikern; daher die fast gleichlautenden Anklagen in A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen. — Merkwürdigerweise ging er im Instinct ganz mit Nicolai und den andern Aufklärern, die er als aprioristischer Philosoph ihrer Bornirtheit wegen so verachtete: Zweck der Menschheit Ausrottung der Sümpfe, Anbau alles Landes, Wachsthum der Menschenzahl, Freiheit u. s. w. Fr. Schlegel hat das in dem genannten Aufsatz in den Heid. Jahrb. schlagend nachgewiesen. Daher der spätere Bruch zwischen den alten Freunden.

§. 329. S. 2234. Athenäum und Europa. — S. 2234. Wenn die Romantiker gegen die Bezeichnung „Schule" protestirten, so wollten sie damit die gleiche Richtung und das gemeinsame Wirken nicht in Abrede stellen; sie wußten recht gut, was man mit jenem Ausdruck meinte: Camaraderie. Aber auch gegen den Vorwurf der Camaraderie konnten sie sich nicht vertheidigen. Die gegenseitigen Lobhudeleien in Versen und Prosa waren nur dann zu vertheidigen, wenn sie aus voller Ueberzeugung quollen. Wie es damit — wenigstens zuweilen — beschaffen war, lehrt A. W. Schlegels Brief an Fouqué (Werke, Bd. 8), wo er ausdrücklich gesteht, er habe den Lacrimas gegen bessere Einsicht gelobt, weil er für die Werke seiner Freunde parteiisch sei. Daß aber der Lacrimas, abgesehen von der wunderlichen Sprache, an poetischem Werh noch unter Kotzebue stand, konnte A. W. Schlegel nicht entgehen. Gegen die Lucinde haben nachträglich fast alle protestirt, und nun lese man die feurigen Sonette über die Lucinde! Ich will das nicht gerade Unehrlichkeit nennen, aber es war ein Cliquenwesen in so ausgedehntem Sinn, daß selbst das Urtheil getrübt wurde. — Uebrigens war das Athenäum, trotz seiner einseitigen Richtung, besser redigirt als die Horen, die es ablöste. — S. 2238. — Da einmal so viel gedruckt ist, könnte man auch die Briefe von Caroline Schlegel veröffentlichen, die ein ganz neues Licht auf diese Periode werfen sollen. — S. 2241. Mit den großen Absichten des „poetischen Journals" war es wol Tieck niemals rechter Ernst; viele von diesen Unternehmungen waren reine Buchhändlerspeculationen. — S. 2243. Der Plan zu einer gemeinsamen Literaturzeitung wurde ganz ernsthaft betrieben; der Entwurf ist

in A. W. Schlegels Werken Bd. 8 abgedruckt. — S. 2256. Es wäre im höchsten Grade wünschenswerth, daß Böcking seine Ausgabe A. W. Schlegels vervollständigte; die bisherigen Bände geben von dem Mann kein ganz richtiges Bild. Wenn er in der Einleitung zu seinen kritischen Schriften sagt, man werde sich über ihre geringe Paradoxie wundern, so scheint das nach dem bisher Gedruckten richtig; aber der Abdruck der berliner Vorlesungen aus der Europa würde eine andere Art von Verwunderung erregen. Diese Periode seiner Entwickelung zeigt, wie nachtheilig auch auf den hellsten Kopf die Gewohnheit einer Coteriesprache wirken muß. — S. 2260. Von Helminens „Gesprächen“ hätte Koberstein einige Proben abdrucken können, um zu zeigen, was für Dinge Fr. Schlegel damals zu vertreten sich getraute! In ihren neuerdings herausgegebenen Memoiren sind einige Notizen über den pariser Aufenthalt. — S. 2262. Die Notiz von Steffens über das Zerwürfniß zwischen Fr. Schlegel ist, wie das ganze Buch, in chronologischer Beziehung unsicher; unwahr ist das Verhältniß stets gewesen: man lese nur, wie sich Fr. Schlegel gegen Rahel über Bernhardi und über seinen eignen Bruder ausspricht. Die Spottreden A. W. Schlegels über Schleiermacher („das Reden über die Religion) sind bekannt; seine Geringschätzung gegen das speculative Wesen der Periode trat später deutlich genug zur Schau. — S. 2279. Die Recension des Musenalmanachs von 1804 in der Jen. L.-Z. mit dem Schlußsonett (das Kreuz wird aller Welt zum Kreuz aufgerichtet), welche damals Goethe zugeschrieben wurde, war von Jeiteles. — S. 2280. Fouqué vermählte sich, wie ich aus einem Sonett A. W. Schlegels sehe, am 9. Jan. 1803. — S. 2282. Viel charakteristischer für Z. Werner als der doch immer idealisirende Lebensabriß von Hitzig sind die Tagebuchblätter in der Biographie von Schütz (Grimmaische Ausgabe), womit noch einige Notizen von Varnhagen zu vergleichen sind. In welchem schmutzigen Morast man jenes Kreuz „aller Welt zum Kreuz“ aufrichtete, lernt man nirgends besser würdigen, als aus jenen Blättern, denen, was die Verbindung von Cynismus und süßlicher Mystik betrifft, nichts an die Seite gesetzt werden kann. Und daß eine solche Richtung aufkommen konnte, hatte doch die romantische Schule vorbereitet. — S. 2284. Das biographische Material für Heinrich von Kleist wird in diesen Tagen durch 62 Briefe des Dichters ergänzt werden, die Koberstein herausgibt.

§ 330—331. S. 2289. — Die ästhetische Kritik der neuen Schule. — S. 2290. Bei der Schilderung der damaligen Kritik folgt Koberstein zu sehr den Aussagen der Romantiker, die Masse der Recensenten ist in der Regel nicht weit her, und sehr erhebliche Ausnahmen (z. B. Huber) hat Koberstein selbst in dem frühern Bande charakterisirt. — Wie dem auch sei, A. W. Schlegel ist jedenfalls der bedeutendste der damaligen Kritiker; er würde noch bedeutender sein, wenn er nicht zuweilen seine Recensionen in Verse gebracht

und den Inhalt derselben nach der Nothwendigkeit des Reims bestimmt hätte. (Beiläufig, von einer Seite ist A. W. Schlegel noch zu wenig charakterisirt: als Gelehrter; keiner könnte das besser als Böcking nach den noch in seinem Besitz vorhandenen Vorstudien z. B. zur Ausgabe der Nibelungen.) In seinen Anforderungen an die Kritik war er schwankend; wenn er (S. 2295) eine aufrichtig subjective Form der Kritik verlangte, die nur den Eindruck formuliren, nicht sich zur Anmaßung eines wirklichen Urtheils versteigen sollte; wenn er ein Kunstwerk nur durch ein Kunstwerk kritisiren wollte, so sind das theils Behauptungen, deren Unhaltbarkeit seine eignen Kritiken (z. B. die über Bürger, die doch wol einen sehr positiven Richterspruch enthält) erweisen, theils beziehen sie sich blos auf das Aeußere. Seine Behauptung (S. 2326), man müsse in der Kunst, wie unbedingt verwerfen, so unbedingt anerkennen, ist kaum ernst gemeint. Aber auf das Entschiedenste muß ich dagegen protestiren, wenn Koberstein S. 2329 den Ausspruch Fr. Schlegels, Poesie könne nur durch Poesie kritisirt werden, mit der Bemerkung Schillers, daß es kein Gefäß gebe, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als die Einbildungskraft selbst, zusammenstellt, als ob beides ziemlich dasselbe sagte. Schillers Satz ist — in dem Zusammenhang, in dem er steht — vollkommen richtig; Schlegels Satz ist nicht blos falsch, sondern er hat auch sehr viel Schaden angerichtet. Schiller sagt: die Metaphysik der Kunst ist zum ästhetischen Urtheil im bestimmten Fall ungenügend: erst muß eine gebildete receptive Einbildungskraft vorhanden sein, die den Eindruck des Kunstwerks vollständig in sich aufnimmt, und dann erst kommt der Verstand hinzu, und spricht, indem er diesen individuellen Eindruck analysirt, von den zufälligen Momenten sondert und auf allgemeine Gesetze zurückführt, das Urtheil; wobei freilich zu den Bildungsmomenten der receptiven Einbildungskraft auch das theoretische Studium gehört. Das ist vollkommen richtig und eine Kritik seiner eignen mißlungenen Versuche über Bürger und Matthisson. Schlegels Ausspruch dagegen ist falsch: die Poesie, die etwas ganz anderes ist als receptive Einbildungskraft, kann nicht kritisiren, denn Kritik ist Analyse, Poesie ist Synthese. Die Romantiker haben fortwährend poetisch kritisirt, d. h. sie haben in poetisirender Prosa die Kunstwerke paraphrasirt, und daraus ist etwas hervorgegangen, was weder Poesie noch Kritik, sondern ein bloßes Radotiren ist. Wenn der Metaphysiker ein Kunstwerk metaphysisch paraphrasirt (wie die Hegelianer), so verfällt er in eine ganz ähnliche Verkehrtheit. Aber der Irrthum liegt noch tiefer. Es war der Grundfehler der Romantiker, receptive Einbildungskraft, d. h. poetische Empfänglichkeit mit Poesie zu verwechseln, und dadurch ist jener Dilettantismus in seinem Treiben bestärkt worden, der alle echte Kunst untergräbt. — Ueber das Schwanken im Urtheil der Schule gibt Koberstein selbst S. 2302 ff. hinreichendes Material; nur hätte er noch mehr hervorheben können,

wie sehr die persönlichen Beziehungen darauf influirten. — Bei Fr. Schlegel und namentlich bei Bernhardi war das freilich noch viel schlimmer als bei A. W. Schlegel und Tieck. — Bernhardis Behauptung S. 2310, daß Schauspielkunst und dramatische Dichtkunst (1802!) im tiefsten Verfall lägen, hätte allenfalls auch ein Ausrufungszeichen verdient. — S. 2313. Tiecks Abneigung gegen Wieland war wol zum Theil Reaction gegen seine eigne eben überwundene Richtung. — S. 2319. A. W. Schlegels Declamationen über den Verfall der schönen Künste, 1802 erscheinen in ihrer Naivetät, wenn man daran denkt, was grade damals in der Musik geleistet wurde. Das „allgemeine Verkennen der Ideen, wo nicht gar Verschwinden derselben von der Erde" ist eine Fichtesche Reminiscenz. Fichte hat den Gedanken freilich erst in den „Grundzügen" weiter ausgeführt, aber er klingt durch alle seine frühern Schriften durch. — Die Anklagen gegen Newton und die Buchdruckerkunst S. 2320 ff., die Vertheidigung der Astrologie, Magie, des Ultramontanismus u. s. w. hätten mit gesperrter Schrift gedruckt werden sollen: man sieht doch, daß die so hart angefochtenen Gegner der Romantik allen Grund hatten, gegen ein System anzukämpfen, das, wenn es nicht zugleich lächerlich gewesen wäre, der Cultur hätte den größten Schaden thun müssen, was auch zum Theil geschehen ist. Das ist die Folge, wenn die „Poesie" urtheilen will.

§ 332. S. 2334. — Literaturhistorische Bestrebungen der Schule (ist noch nicht vollendet). — Die Verdienste der Romantiker um Shakespeare, namentlich durch die Uebersetzung, sind augenscheinlich; ob unsere Dichtung (wohl zu unterscheiden vom urtheilenden Publicum) dadurch in unmittelbarere und lebendigere Berührung mit Shakespeare gekommen sei, ist mir zweifelhaft. — Einiges war für die Spanier schon früher geschehn; so hatte Gerstenberg in dem Aufsatz über Shakespeare (1766) Calderon gar nicht uneben gelobt. Die „poetische" Kritik der Romantiker über Calderon hat das Urtheil nicht aufgeklärt, sondern verwirrt; Bouterweck urtheilte viel unbefangener. — Daß es mit unserer Poesie weit besser stände, wenn Calderon niemals übersetzt wäre, spreche ich als bescheidene Privatmeinung aus; was übrigens kein Tadel gegen die Uebersetzer sein soll. — —

Zwar habe ich von vornherein bemerkt, daß ich Kobersteins Arbeit im allgemeinen bewundere und ihm durchweg beipflichte, wo ich nicht die Abweichung ausdrücklich anmerke; aber man könnte doch fragen, warum ich grade das letztere hervorteten lasse, statt mich ausführlich über die Vorzüge des Buches zu verbreiten. Aber diese Vorzüge sind dem wissenschaftlichen Publikum — und dieses allein hat das Werk im Auge — hinreichend bekannt, und der flüchtige Blick auf jede beliebige Seite gibt einen hinreichenden Beleg dafür. Dagegen scheint es mir von der größten Wichtigkeit, daß in der Literaturgeschichte, für die jetzt sehr viel geschieht, in der aber die Ansichten noch so sehr

divergiren, sich endlich eine feste öffentliche Meinung bilde. Von den Unberufnen ist es freilich sehr gleichgiltig, was sie für „Ansichten und Meinungen" zu Markte bringen; hier aber ist ein in erster Reihe Berufener, dem alles Material zu Gebote steht, der in seinem Denken ebenso vielseitig als unbefangen, in seinem Gefühl ebenso warm als gerecht ist, und doch läßt sich gegen einige Resultate soviel einwenden. Eine gewisse Solidarität des Urtheils ist es, was uns — nicht blos in ästhetischer Beziehung — zunächst noth thut. Den verehrten Verfasser zu überzeugen, wäre mein liebster Zweck; wo nicht, zu constatiren, daß dieser Theil seiner Arbeit nicht gleich den übrigen Theilen als letztes wissenschaftliches Resultat feststeht. J. S.

Parasiten und Hofnarren im Alterthum.

Die große Familie der Narren ist so alt als das Menschengeschlecht und gedeiht unter jedem Himmelsstriche. Es muß jedoch als Zeichen der Zeit, als kulturhistorisches Merkmal gelten, wenn in irgend einer Periode die Narrheit zunftmäßig auftritt, wenn Possenreißer und Lustigmacher an den Tafeln der Reichen, in der Umgebung der Fürsten nicht fehlen dürfen, um theils passiv in wirklichem oder erheucheltem Blödsinn als Zielscheiben übermüthigen Spottes zu dienen, theils aktiv vermöge angeborenen Witzes und Talents von dem Privilegium der Straflosigkeit auf Kosten ihrer Herren und Gönner Gebrauch zu machen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Erscheinung größtentheils entweder von einer noch rohen, unentwickelten Kulturstufe oder von einer in Folge von Ueberfeinerung, Blasirtheit und Entsittlichung einreißenden Barbarei Zeugniß gibt, wenn auch zuweilen, wie z. B. bei den Römern, ein allgemeiner Hang zur Bouffonnerie der Sache Vorschub leistet. Bei den Griechen soll der Lustspieldichter Alexis in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zuerst den Parasiten als Charakterfigur auf die Bühne gebracht haben, und es beweist dies hinlänglich, daß Leute dieses Schlages damals im gewöhnlichen Leben längst sich eingebürgert hatten. Auch entsprach sicherlich ihr Auftreten in der Wirklichkeit so ziemlich dem ihrer karrikirten Spiegelbilder in der Komödie. In früherer Zeit hatte der Name „Parasit" keineswegs eine ehrenrührige Bedeutung. Man nannte so theils eine Priesterklasse, welche gemein-

schaftliche Mahlzeiten zu Ehren eines Gottes feierte, theils überhaupt Leute, welche auf öffentliche Kosten gespeist wurden. Freilich lag es nun nahe, diesen Namen dem ganzen Gewerbe der ungebetenen und doch überall sich eindrängenden Tischgenossen zu ertheilen, die später handwerksmäßig für Befriedigung ihrer Hungerleiderei und Lüsternheit die Lachnerven der reichen Leute kitzelten. Xenophon hat in seinem „Gastmahle" das Gebahren eines solchen Lustigmachers in folgenden Zügen geschildert. Als die Gäste im Hause des reichen Kallias schon beim Mahle saßen, hörte man stark an die Hausthüre klopfen, und bald meldete der Thürhüter, Philippus der Lustigmacher sei draußen und sage, er komme ausgestattet mit Allem, was dazu gehöre, um an einem fremden Mahle theilnehmen zu können, und sein Diener sei ganz müde, weil er nichts zu tragen habe und noch ohne Frühstück sei. Kaum hatte nun der Hausherr die Erlaubniß gegeben, so stand der Angemeldete auch bereits auf der Schwelle und führte sich mit den Worten ein: „Ich bin, wie ihr wißt, der Spaßmacher Philippus und erscheine gerne, weil ich glaube, daß es lustiger ist, uneingeladen zu Tische zu kommen, als eingeladen." Nachdem er nun den ihm zukommenden untersten Platz eingenommen hatte, versuchte er es, wiewol vergeblich, durch seine Witze die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, hörte endlich auf zu essen und verhüllte sich seufzend und stöhnend das Haupt. Ueber den Grund seiner Verzweiflung befragt, sagte er mit weinerlicher Stimme: durch das Schwinden des Gelächters aus dem Leben sei seine Existenz im höchsten Grade gefährdet; denn Niemand werde ihn nun mehr zu sich einladen. Lachend trösteten ihn hierauf die Anwesenden und schließlich ließ er sich bereden, seinem Appetit weiter Genüge zu leisten. Hier erscheint also der Parasit in der Gesellschaft eines Sokrates und Antisthenes mehr als geduldete, denn als nothwendige Beigabe des Mahles, und man sieht es ihm an, daß ihm nicht recht behaglich zu Muthe ist. An andern Orten fand er freilich einen besseren Spielraum. In den „Gefangenen" des Plautus sagt der Schmarotzer Ergasilus: „Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich freilich die Leute Feiertage machen und aufs Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feiertage. Alsdann gleichen wir den Windspielen; nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurückkommen, werden wir wieder zu dicken und verdrießlichen Bullenbeißern. Es wird auch hier allmälig ganz aus mit uns; wer nicht Ohrfeigen leiden und sich Schüsseln auf dem Kopfe zerschlagen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vor's Thor betteln gehen!" Und der berühmte griechische Komiker Antiphanes läßt Einen dieses Schlages von sich rühmen: „Meinen Charakter kennst du; Stolz wohnt nicht in mir, sondern ich bin für meine Freunde ein Klotz beim Schlägebekommen, ein Donnerkeil beim Zuschlagen, ein Sturmwind beim Hinauswerfen, ein Strick beim

Würgen, ein Erdbeben beim Thüraufsprengen, eine Heuschrecke beim Hineinspringen, ich speise ungerufen mit, wie eine Fliege; ich gehe nie aus, wie ein Brunnen; ich erdrossele, morde, zeuge, ohne mich zu bedenken. Und um deswillen nennen mich die Jüngeren den Wetterstrahl." Beinamen dieser Art zierten überhaupt die Koryphäen der Schmarotzerkunst; gewöhnlich waren sie aber der Fertigkeit ihrer Kauwerkzeuge entlehnt, wie z. B. Kinnbacken, Scharfzahn, Schinkensäbler. Ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort waren die Bäcker und der Markt. Dort drängten sie sich an ihre Kunden; ihre feinen Nasen spürten jedes Familienfest und größere Mahl auf, und dann konnte sie, wie Plutarch sagt, weder Feuer noch Eisen, noch Erz abhalten, ins Haus zu treten. Recht drollig gesteht der Parasit bei Diphilus: „Wenn ich zur Mahlzeit eines reichen Mannes gehe, betrachte ich weder die schöne Säulenstellung, noch die prächtige Decke, noch prüfe ich die korinthischen Gefäße: unverwandten Blicks schaue ich auf den Rauch der Küche; wenn derselbe dickqualmend sich gerade emporwälzt, dann freue ich mich und frohlocke; wenn er aber schief und dünn hinaufzieht, dann merke ich, daß zu dieser Mahlzeit nicht einmal Blut vergossen ward." Ihre Unverschämtheit hielt in allen Verlegenheiten Stich. Als sich einst ein gewisser Chärephon bei einem Hochzeitsmale uneingeladen eingefunden und den letzten Platz eingenommen hatte, wollten die Polizeibeamten, welche über die gesetzmäßige Zahl der Hochzeitsgäste zu wachen hatten, ihn entfernen. Er aber sprach ruhig: „Zählt nur noch einmal; aber fangt bei mir an!" Als beim Könige Ptolemäus Philopator von Aegypten, der sich seine Spaßvögel aus Athen verschrieb, ein leckeres Gericht herumgegeben wurde, das aber immer nicht bis zum Parasiten Korydus reichte, fragte dieser: „Bin ich denn berauscht, Ptolemäus, oder scheint mir nur dies herumgereicht zu werden?" Besonders zur Zeit Philipp's von Mazedonien hatte Athen einen solchen Ueberfluß von Witzmachern, daß sich im Herkulestempel des auch von Aristophanes der Windbeutelei bezüchtigten Diomäischen Bezirks ein förmliches Kollegium von sechzig Kladderadatschgelehrten konstituirte. „Ich komme von den Sechzigern; dies haben die Sechziger gesagt!" hieß es damals in Athen und den Namen der fünf vornehmsten hat der Polyhistor Athenäus die Unsterblichkeit gesichert. Ja, der lachlustige Vater Alexanders des Großen schickte der Gesellschaft ein klingendes Talent, wofür sie ihm ein Protokoll über ihre Schnurren aufnehmen sollte! — Bei der überhandnehmenden Verderbniß der griechischen Jugend scheint sich aber bald das Verhältniß der Parasiten anders gestaltet zu haben. Sie hörten nach und nach auf, nur die Lustigmacher zu spielen und griffen zu der viel gefährlicheren Rolle der Schmeichler, Augendiener und Intriguanten. An vielen Stellen der Komiker finden sich Klagen der Parasiten über die Abnahme der Gastfreundschaft. So sagt z. B. Gelasimus bei Plautus: „Gewisse Redensarten gehen nach

und nach ganz verloren und darunter nach meiner Ansicht die beste und artigste, die die Leute sonst im Munde führten: „Komm doch zu mir zu Mittag! Thue so! Versprich es aber! Mache keine Umstände! Ich will es und lasse Dich nicht los! Dafür hat man jetzt eine andere Phrase erfunden und zwar eine nichtswürdige, erbärmliche: Ich würde Dich gern zu Gaste bitten, wenn ich nicht selbst außer dem Hause speiste!“ Am deutlichsten bezeichnet den Uebergang der Parasit im Eunuchen des Terenz mit den Worten: „Ehedem bei unsern Vorfahren war wol damit etwas zu machen, daß man sich zum Narren halten ließ und Prügel einsteckte. Jetzt fängt man die Vögel auf eine neue Art. Es gibt eine gewisse Art Leute, die in jeder Rücksicht die ersten sein wollen und es doch nicht sind. An diese mache ich mich, diesen gebe ich mich hin, nicht um mich auslachen zu lassen; ich lache zuerst über sie und bewundere zugleich ihre Geistesgaben. Was sie mir sagen, das lobe ich; behaupten sie wieder das Gegentheil, so lobe ich es ebenfalls. Verneint Einer etwas, so sage ich auch nein, bejaht er, so thue ichs auch. Kurz, ich gebe ihnen in allen Dingen Recht und dabei stehe ich mich ganz vortrefflich.“ Der gute Ton verlangte aber später vom reichen Manne, daß er Parasiten um sich hatte; wenigstens sagt der geistreiche Spötter von Samosata noch von seiner Zeit: „Ein reicher Mann, wenn er auch ein Krösus ist, bleibt arm, so lange er allein speist, und scheint ein Bettler zu sein, wenn er ohne Parasiten ausgeht; denn wie ein Soldat ohne Waffenschmuck, ein Kleid ohne Purpur, ein Roß ohne Geschirr im Werthe sinken, so kommt uns ein Reicher ohne Parasiten wie ein niedriger, gemeiner Mann vor.“ Auch unter den Königen und Tyrannen des Hellenenthums finden sich viele, die den Lustigmachern als Hofnarren einen günstigen Boden einräumten. Außer Hieron und Hieronymus werden vorzüglich Dionysius der Aeltere und der Jüngere von Syrakus als Patrone solchen Geschmeißes hervorgehoben. Jener lachte einst mit einigen Vertrauten über eine Sache, die ein unfern stehender Parasit unmöglich gehört haben konnte, dennoch lachte derselbe mit und antwortete, darüber befragt, er habe gar nicht gezweifelt, daß die Unterhaltung lächerlich gewesen wäre und deshalb mitgelacht. Vom Hofe des jüngern Dionys aber, der seine Regierung mit einem neunzigtägigen Gastgelage begann, wird erzählt, daß sich ein Heer von Possenreißern eingefunden hatte, die ihre Kriecherei so weit trieben, daß sie z. B., weil der Tyrann an Kurzsichtigkeit litt, wie Blinde auf der Tafel herumtasteten, bis Dionys selbst ihre Hände zu den Gerichten lenkte. Besondere Erwähnung verdient ferner Philipp von Macedonien, der die größte Umsicht und Energie bei dem leichtfertigsten und niedrigsten Umgange, in Völlerei und Rausch, zu bewahren verstand. Die Aufzählung seiner Schmeichler und Narren, von denen einer, Namens Klisophus, als der König ein Auge verloren hatte, ebenfalls mit verbundenem

Auge erschien, als jener an Lähmung des Schenkels litt, auch nebenher hinkte und endlich, wenn Philipp eine scharfe Speise genoß, ebenfalls das Gesicht verzog, als äße er mit, füllen bei Athenäus mehre Kapitel. Deshalb konnte auch Demosthenes von ihm sagen: „Seine Umgebung besteht nur aus Kindern, Schmeichlern und Menschen, welche in der Trunkenheit schändliche Tänze aufführen. Menschen, von hier vertrieben, wie jenen Kallias, den Staatssklaven, und derartiges Gelichter, possenhafte Mimen, Dichter schändlicher Lieder, welche sie, um Lachen zu erregen, auf die Genossen machen, diese hegt und hat er um sich." Auch der Hof Alexanders übte nicht blos an Schmeichler, sondern auch auf Lustigmacher, die der König bei Tafel hatte, eine große Anziehungskraft und es vererbte sich diese Liebhaberei fast auf alle seine Nachfolger. Doch läßt sich beinahe mit Sicherheit behaupten, daß selbst in dieser Zeit, wo die griechische Sitte rasch ihrem Grabe zueilte, die Unterhaltung nicht zu einem so hohen Grade von Passivität herabsank, wie in Rom, wo Ohren und Augen der Tischgäste stets in Spannung erhalten wurden, wo Vorlesungen und Concerte, Gladiatoren und Mimen alle Zwischenpausen ausfüllen mußten und die Geschmacklosigkeit so weit gehen konnte, daß sogar die Dialoge Platos dramatisch aufgeführt wurden! Da fanden denn die Possenreißer überall ihre Rechnung und zwar um so mehr, als, wie schon erwähnt, die römische Vorliebe für burlesken Witz und Scherz ihnen entgegenkam. Bald gehörten sie als unumgängliches Zwischengericht zu jedem Gastmahle. Fratzen jeder Art, Körperverdrehungen, glatt geschorenes Haar begleiteten ihre Späße, die sie entweder gegen einzelne Gäste oder gegeneinander richteten. Einen solchen Wettkampf schildert uns Horaz in der launigen Beschreibung seiner Reise von Rom nach Brundusium. Freilich wird es uns schwer, den Inhalt desselben so witzig und unterhaltend zu finden, wie der Dichter selbst, und es zu überwinden, daß der reiche Gastfreund Coccejus in seiner Villa den Reisenden dieses Vergnügen bereitet hat, welches wir höchstens in einer Dorfherberge drollig finden würden. Zuerst reizt Sarmentus seinen Gegner Messius, genannt „Schreihals" dadurch, daß er ihn einem wilden Pferde vergleicht. Als Messius die Herausforderung drohend annimmt, fährt Sarmentus fort: „Was würdest du wol thun, wenn dir nicht ein Horn aus der Stirne geschnitten worden wäre, da du noch als Verstümmelter so sehr drohst?" Zugleich bittet er ihn, im pantomimischen Wege den riesigen Polyphem vorzustellen; denn häßliche Larve und tragische Stelzschuhe habe er ja nicht nöthig. Darauf fragt nun Messius den gewesenen Sklaven spöttisch, ob er denn schon seine Kette seinem Gelübde gemäß den Hausgöttern geweiht habe und warum er überhaupt seiner Herrin entlaufen sei, da er doch bei seiner kleinen schmächtigen Gestalt an einem Pfund Mehl täglich genug gehabt hätte? — Solche Gesellen wurden von den Reichen natürlich für ihre Leistungen bezahlt und

waren nicht, wie die alten griechischen Parasiten mit dem bloßen Sattwerden zufrieden, besonders da sie und die armen Clienten (wie uns Juvenal in seiner fünften Satire ausführlich schildert) schlecht abgefüttert wurden, während der Hausherr aufs feinste dinirte. Es gab auch unter ihnen verschiedene Abstufungen. Einige führten, wie die modernen Hofnarren, beständig Sittensprüche im Munde und philosophirten wol gar über paradoxe Behauptungen; Andere legten sich mehr auf das Erzählen mirakulöser und schnurriger Dinge. Noch mehr gesucht als diese geistreicheren Narren waren aber die eigentlichen Dummköpfe, besonders verwachsene, blödsinnige Kretins, Zwerge mit unförmlichen spitzen Köpfen und langen Elselsohren. Ihr Werth stieg mit der Einfalt; und Martial schreibt in komischer Verzweiflung: „Man gab ihn mir für einen Narren aus und ich kaufte ihn für 20,000 Sesterzien. Gieb mir mein Geld wieder, Gorgilianus: er hat Verstand!" Diesem unwürdigen Geschmack huldigten vorzüglich die vornehmen Römerinnen. Wir wissen es aus der Zeit Augusts von Livia und Julia. Kanopas, der Zwerg der letzteren, war nur gegen 2½ Fuß hoch. Selbst Harpaste, Seneca's Frau hielt sich eine Närrin, die, wie der Philosoph schreibt, nach dem Tode ihrer Herrin als Inventar im Hause blieb und endlich erblindete, ohne ihren Zustand zu kennen: sie ließ sogleich ihren Aufseher kommen und bat ihn, ein anderes Logis zu miethen, da das Haus zu finster sei! „Ich selbst," setzt Seneca trocken hinzu, „bin immer ein Feind von solchen Monstrositäten gewesen; wenn ich mich an einem Narren ergötzen will, so brauche ich nicht weit zu suchen: ich lache mich aus!" Es scheint, daß man später bei Tafel fast nirgends mehr dieser Art von Belustigungen habe entgehen können, und deshalb sucht auch der jüngere Plinius einen darüber ungehaltenen Freund mit folgenden Worten zu beschwichtigen: „Ich habe deinen Brief erhalten, in welchem du dich beschwerst, daß dich ein sehr ausgesuchtes Gastgelag verdrießlich gemacht habe, weil Possenreißer, schamlose Tänzer und Narren die Tische umkreisten. Willst du nicht wieder deine Stirn glätten? Ich halte mir nicht dergleichen Leute, weil es mir nicht den geringsten Spaß macht, wenn von einem Lustigmacher etwas Muthwilliges, von einem Narren etwas Dummes vorgebracht wird. Aber ich füge mich in die Laune solcher Wirthe. Denn wie viele brechen auf, wenn bei uns ein Vorleser oder Sänger oder Schauspieler auftritt, oder bleiben mit ebenso großem Verdrusse sitzen! Wir wollen also mit den Vergnügungen Anderer Nachsicht haben, um dieselbe für die unsrigen zu finden." Da nun aber hauptsächlich die Miniaturmenschen schwer aufzutreiben waren, zumal wenn man sie so leicht haben wollte, wie ein von Sueton erwähnter Lucius war, der blos siebzehn Pfund wog, oder der Dichter Philetas, ein Zeitgenosse Alexanders, dem man andichtete, daß er Blei in den Schuhen getragen

habe, um nicht vom Winde weggeweht zu werden; so gab es sogar bald Leute, die eigne Kästen oder Futterale dazu benutzten, um bei Findelkindern, die sie zu sich nahmen, das Wachsthum zu hemmen und so künstliche Zwerge zu erzeugen!

Natürlich gibt auch bei den römischen Kaisern die größere oder geringere Neigung zu dieser Art von Belustigung einen Maßstab zu ihrer Beurtheilung mit ab. Unter den Machthabern, die als Vorgänger der Imperatoren gelten können, fand der Dictator Sulla so großes Vergnügen an dieser Menschenklasse, daß er ihnen sogar Staatsländereien zum Geschenk gemacht haben soll. Während dann Augustus mehr Gefallen an wohlgebildeten, durch Naivetät und Witz ausgezeichneten kleinen Knaben, als an Mißgeburten und niedrigen Possenreißern fand und lustige Erzähler nur zuweilen zum Vertreiben der Schlaflosigkeit benutzte, waren in seines Nachfolgers Umgebung Zotenreißer und Narren der gewöhnlichsten Art. Am Hofe des halbverrückten Caligula herrschte ebenfalls große Narrenfreiheit. Vorzüglich richten die Schranzen ihre Angriffe auf den unbeholfenen, beschränkten Oheim des Tyrannen, den nachmaligen Kaiser Claudius. Wenn derselbe nach Tisch eingeschlummert war, warfen sie ihn mit Oliven- und Dattelkernen; bisweilen weckten sie ihn auch durch Ruthenschläge auf, nachdem sie vorher seine Hände beschuht hatten, damit er sich beim plötzlichen Erwachen mit ihnen ins Gesicht fahren sollte. Vespasian, ein Freund von Wortspielen und derben Späßen, verschmähte die Possenreißer nicht; und Domitian hatte selbst während der öffentlichen Spiele zu seinen Füßen einen in Scharlach gekleideten Zwerg stehen, mit dem er sich sogar über Regierungsgeschäfte unterhielt und ließ Weiber und Zwerge mit einander kämpfen. Von Commodus sagt Herodian, daß unter ihm jeder Vernünftige und wissenschaftlich Gebildete als geheimer Feind des Hofes verfolgt worden sei, und daß Possenreißer und Mimen den Kaiser ganz in ihrer Gewalt hatten. Sein Nachfolger Pertinax schaffte sie ab und nahm ihnen den größten Theil ihrer Reichthümer wieder. Außer Gallienus, der stets an einem zweiten Tische eine Gesellschaft Lustigmacher neben sich speisen ließ, sei endlich nur noch Heliogabal erwähnt. Er fand seine größte Lust daran, seine Parasiten zu foppen und zu quälen. Sehr oft ließ er ihnen dieselben leckeren Gerichte, welche er verspeiste, in Wachs, Thon oder Glas nachgebildet vorsetzen, oder sperrte sie, wenn sie trunken waren, des Nachts mit zahmen Löwen, Tigern oder Bären zusammen in ein Schlafgemach. Dann setzte er sie auf Windpolster und freute sich, wenn durch schnelles Aufblasen derselben die Schmarotzer unter den Tisch flogen. Zuweilen öffnete sich auch über dem Tische die bewegliche Decke und überschüttete die darunter Sitzenden mit einer solchen Masse von Blumen aller Art, daß einige erstickt sein sollen.

Endlich lud er auch oft lauter Taube, Podagristen, Kahlköpfige, Dicke u. dgl. zu sich ein, ganz à la Peter von Rußland. H. G.

Von der preußischen Grenze.

Auch diesmal lege ich meinen Betrachtungen eine Flugschrift zu Grunde: „Preußens Aufgaben in Deutschland; Rechtsstaat wider Revolution." Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionaire." Berlin, Haude und Spener. — Mit den Ansichten des Verfassers über die auswärtige Politik kann ich mich nicht einverstanden erklären. Ich glaube nicht, daß die preußische Regierung von seinem Rath, sich mit dem „alten treuen Alliirten", der — Türkei, zu verbinden, viel Nutzen ziehen wird; auch die Allianz mit Schweden und der Schweiz scheint mir von fraglichem Werthe. Desto mehr Beifall verdient, was er über die innern Angelegenheiten sagt. Da die Kammern nächstens wieder zusammentreten, und der Congreß die europäische Krisis jedenfalls auf einige Zeit hinausschieben wird, ist es überhaupt nöthig, die Aufmerksamkeit wieder nach dieser Seite hinzulenken. Bei Gelegenheit des Schillerfestes — einer höchst unerwarteten und unbequemen Gelegenheit — hat sich gezeigt, daß die neue Regierung des Beiraths ihrer guten Freunde noch immer nicht entbehren kann.

Man pflegt die neue Regierung zu loben, und im Allgemeinen mit Recht, daß sie nicht als Partei regiert, wie es ihre Vorgängerin that. Aber um die Grenze festzustecken, innerhalb welcher sich diese Bescheidenheit halten muß, wenn sie nicht zur Nullität führen soll, muß man die Principien dieser Vorgängerin ins Auge fassen — oder vielmehr, da das Ministerium Manteuffel selber keine Principien hatte, die Principien der dominirenden Partei, der Kreuzzeitungspartei. Wenn sie sich rühmte, der Büreaukratie entgegen zu sein, so hatte das in gewissem Sinn seinen guten Grund. Ihre Zwecke waren nämlich folgende.

1) Befreiung der Rittergüter von den Einmischungen der Büreaukratie, Autonomie der erstern und Herstellung ihrer patriarchalischen Beziehungen zur Bauerschaft, Befreiung des jungen Adels von der lästigen Controlle der Polizei (Rochow — Hinkeldey), Herstellung der Jagdrechte, eximirte Gerichtsbarkeit Kreis- und Provincialstände auf aristokratischer Grundlage.

2) Reform der Büreaukratie, die in ihrer stelbstständigen Haltung dem Königthum gefährlich oder vielmehr unbequem wird, die durch ihr Examinationssystem die bürgerlichen Emporkömmlinge begünstigt. Freie Besetzung der höchsten und höheren Stellen nach Geburt, Ansehen im Landadel (z. B. aus den ständisch gewählten Landräthen heraus); der niedern Stellen nach dem Maaßstab der Treue, guten Ge-

sinnung und Dienstfertigkeit. Centralisation des Adels im Herrenhaus, und so weit es geht, im ganzen Landtag, der auf einem Umweg (dem Dreiklassensystem) zum ständischen Princip zurückkehrt. Es entsteht dann ein gleichmäßiger Parallelismus im Staate: Gutsherr und Hintersassen; Landrath und Schulzen; Officiere und Soldaten; Departementschef und Subalternen u. s. w.

3) Den Städten soll eine ähnliche Freiheit, wie den Rittergütern zwar nicht mißgönnt werden; da sie aber über ihre Befugnisse hinauszugehen und die Privilegien des Adels anzufechten geneigt sind, müssen sie durch die reformirte Büreaukratie und Polizei beaufsichtigt werden, deren Wirksamkeit nach dieser Seite hin also vollständig wiederhergestellt wird.

Je nachdem die Mitglieder der Partei den einen oder den andern dieser drei Punkte hervortreten lassen, könnte man sie in verschiedene Nuancen vertheilen. Nur kommt es selten vor, daß diese Scheidung sich rein und consequent vollziehen läßt, sonst könnte der Liberalismus mit der ersten Richtung gar wol unterhandeln. Suchen wir nun unser System in gleicher Art zu formuliren. Auch wir wollen nicht die Gleichheit, sondern die Freiheit; nicht die Beglückung Aller durch den Staat, sondern den Raum für Jeden, sich selbst glücklich zu machen.

1) Freiheit des Individuums der Polizei gegenüber, wie sie in England besteht; Unterordnung der Polizei unter richterliche Controlle; Aufhebung, definitive Aufhebung der Scherereien, die Preußen in Deutschland, weil sie sinnlich hervortreten, viel mehr geschadet haben als alles andere, ohne auch nur das geringste zu helfen (man denke an den kleinen Krieg zwischen Westphalen und Hinkeldey in dieser Beziehung); Garantie für jeden preußischen Staatsbürger, sich aufzuhalten, wo er Unterhalt findet.

2) Autonomie der Communen; nicht nach einer allgemeinen Schablone, sondern nach dem Maß der örtlichen Verhältnisse festgestellt, wobei diejenigen Rittergüter, die ihrer Lage nach unabhängig sind, zu ihrem vollen Recht kommen werden. Berechtigung der Gemeinden, nach Befinden einen neuen Kuhstall aufzurichten, ohne durch so und so viel Instanzen bis nach Berlin anzufragen.

3) Herstellung eines wirklichen Kreislebens durch Reform der Kreistage, namentlich der Wahlen zu denselben; Erweiterung ihrer Berechtigungen. Feste Abgrenzung der Wahlbezirke zum Landtag, die so weit es irgend möglich, mit den Kreisen zusammenfallen.

4) Erweiterung der Autonomie in den Provinzen; Reform der Provinzialstände, entsprechend den Kreistagen; alle Specialangelegenheiten der Provinz werden ihnen überwiesen, namentlich auch die Controlle der Provinzialverwaltung. — Dieser Punkt ist, wenn Preußen darauf ausgeht, in Deutschland moralische Eroberungen zu machen, der allerwichtigste. Wenn der Mitteldeutsche u. s. w. sich scheut, berlinisirt zu werden, so ist diese Scheu in den preußischen Provinzen selbst nicht kleiner. — Sollte es einmal möglich sein, auf gesetzlichem Wege eine Reform des Herrenhauses anzubahnen, so müßte das reformirte Herrenhaus aus den Provinzialständen hervorgehen.

5) Die bestehenden Corporationen (z. B. Universitäten) in ihren Rechten sorgfältig gepflegt; die bürgerlichen Corporationen, die in vieler Beziehung segensreich sind, durch allgemeine Gewerbefreiheit und Freizügigkeit unschädlich gemacht. Die römisch-

katholische Kirche in keiner Weise molestirt; ihre schädlichen Wirkungen durch die vom Staat garantirte Freiheit jedes Einzelnen, sich der Kirche zu entziehn, paralysirt. In derselben Weise die Secten, sofern sie nicht die Criminaljustiz gegen sich aufrufen. Neue Associationen (industrielle, adlige, bürgerliche jeder Art) unter denselben Bedingungen geduldet.

6) Unabhängigkeit der Gerichte durch strenges Festhalten des Anciennetäts-Systems.

7) Ausmerzung der blos „Gutgesinnten" aus der Bureaukratie, deren Befugnisse sich durch die obengedachten Punkte freilich sehr gemindert haben (einige Pensionen mehr wird der Staat ertragen); Herstellung des alten Systems der Beförderung nach Einsicht und Geschicklichkeit; die technischen Zweige sind von der Parteirichtung der höheren Regionen ganz ausgeschlossen; dagegen strenge Einheit in den allgemeinen Maßregeln der Verwaltung, und Aufhebung jeder Art von Autonomie von Seiten der verschiedenen Polizeipräsidenten. (— Schillerfest!)

8) Entschiedenes Princip der Handelspolitik, damit der Einfluß Preußens im Zollvereine (wie sehr sich auch dessen Umfang einschränken möge!) ein wirklicher sei. Denn Einfluß hat nur, wer folgerichtig etwas will.

9) Strenge Controlle gegen den Bundestag, daß er seine Befugnisse nach keiner Seite hin — aus Gründen des bien public — überschreite; Förderung desselben, wo es eine Pflichterfüllung gilt. Wenn Deutschland in Preußen den Hort des Rechts sieht, wird das Mißfallen am berlinischen Dialect sich allmälig legen. Ein weiteres Haschen nach Popularität hat Preußen nicht nöthig. † †

Literatur.

Die Ostsee und ihre Küstenländer, geschildert von Anton von Etzel. Leipzig, Lorck. — Es ist von großem Interesse, von einem sachkundigen Mann diesen nach verschiedenen Staatengruppen auseinanderfallenden Ländercomplex in seinem innern Zusammenhang dargestellt zu sehen. — Der erste Theil enthält die Geschichte des Ostseehandels von den Phöniciern an bis auf unsere Zeit, in einer zweckmäßigen Uebersicht. — Darauf folgt eine hydrographisch-naturhistorische Darstellung der Ostsee, eine Schilderung des thierischen Lebens in derselben, ihrer Productionen und des dazu gehörigen Flußnetzes. — Der zweite Theil behandelt die Einzelheiten, zum Theil sehr eingehend und selbst anziehend geschildert; die dänischen, deutschen, russischen und schwedischen Ufer. Wenn die geographische Eintheilung zum Grunde

liegt, so ist jedesmal auch das historische Material, so weit der Raum es gestattete, berücksichtigt. —

Geschichte Karl des Zwölften von Andreas Fryxell. Nach dem Schwedischen bearbeitet von A. v. Etzel. Mit dem Portait Karls nach Chodoviecki. — Leipzig, Lorck. — Die Arbeit des gelehrten Verfassers hat in seinem Vaterlande allgemeine Anerkennung gefunden, und es ist hohe Zeit, daß auch in Deutschland endlich einmal der Voltairesche Roman einer gründlichen historischen Darstellung Platz macht.

K.

Die Begründer der französischen Staatseinheit: Der Abt Suger — Ludwig der Heilige — Ludwig der Elfte — Heinrich der Vierte — Richelieu — Mazarin. Vom Grafen Louis de Carné — deutsch von J. Seybt. — Leipzig, Lorck. — Den Lesern der Revue de deux mondes sind Carnés historische Arbeiten bekannt. Hervorgegangen aus den Reihen des jungen legitimistischen Adels besaß er doch Bildung und Unbefangenheit genug, um den Anforderungen der neuern Zeit bis zu einer gewissen Grenze hin Rechnung zu tragen, und wußte sich während der Julidynastie durch seine gemäßigten Formen und durch seinen Verstand bei allen Parteien Achtung zu verschaffen. Seine Portraits sind sehr instructiv, aber wir können ihren Werth doch nicht so hoch stellen wie der Uebersetzer. Einmal hebt er zu einseitig das monarchische und katholische Lebensmotiv Frankreichs hervor, welches allerdings mehr im Vordergrund steht, als die meisten Geschichtsphilosophen der Franzosen zugeben wollen, aber doch durch andere Interessen wesentlich temperirt wird; sodann ist seine Darstellung im Ganzen sehr farblos, während sonst die modernen Historiker — nicht blos Michelet, sondern zum Theil auch Thierry, eher an einem Ueberfluß von Farbe leiden. Am meisten erinnert er an Guizot, auch durch den beständig würdigen Ton, der ihm aber an Weite des Blicks bedeutend überlegen ist.

† †

Die Deutschen. Ethnographische Studien von Bogumil Goltz. 1. Bd. — Berlin, Janke. — Gemüthliche Plaudereien eines wackern deutschen Mannes über die Gemüthlichkeit des deutschen Volks, mit Citaten aus allen möglichen Schriftstellern versehen. Könnte der Verfasser sich abgewöhnen, speculative Philosophie zu treiben, wozu er nicht den geringsten Beruf hat, so würden seine Schriften bedeutend gewinnen.

— t.

Geschichte der Ausgänge des Volks Israel und des nachapostolischen Zeitalters von Ewald. 7. Bd. — Göttingen, Dieterichs. — Wir erwähnen dies Buch nicht um seines gelehrten Inhalts willen, der vor ein anderes Forum gehört, sondern für denjenigen, der sich über — Hrn. v. Schleinitz, Victor Emanuel und Cavour unterrichten und nebenbei das Grimm'sche Lexicon durch einige Kraftausdrücke in der Art des seligen Diezel bereichern will. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die reformirte Kirche Kurhessens und Herr Vilmar.

Das Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die hessische Bekenntnißfrage und seine Bestreiter. Entgegnung von Dr. J. Gildemeister. Frankfurt 1859. —

Es gibt kein schlagenderes Beispiel für die unhistorische Willkürlichkeit, mit welcher die reaktionäre Partei alles Bestehende, das ihr unbequem ist, behandelt, als die neueste Geschichte Kurhessens. Die politischen Zustände, die das Hassenpflug-Vilmarsche Regime hier geschaffen hat, sind aller Welt bekannt und es bedarf nach dieser Seite hin keines Beweises, wie man alles Bestehende, alles beschworene Recht mit Füßen getreten hat, um Dinge zu produciren, die sogar den Bundestag jammern. Man mag aber hierüber denken, wie man wolle, man mag sogar zugeben, daß zur Herbeiführung der gegenwärtigen allgemeinen Landescalamität noch Factoren mitgewirkt haben, gegen welche man nicht gut Strafbaiern verwenden konnte, und welche sich Hassenpflug und Consorten nicht in ihrer ganzen Bedeutung vergegenwärtigt hatten, als sie das Land von dem Greuel eines constitutionellen Verfassungslebens möglichst zu säubern unternahmen, man mag also zugeben — was jedoch wiederum nur ein Beweis für die gänzliche staatsmännische Unfähigkeit unserer Reaktion ist —, daß Hassenpflug in der praktischen Durchführung seines Systems viel weiter getrieben wurde als er anfänglich zu gehen beabsichtigte, so übersteigt doch das, was seit 1850 auf dem kirchlichen Gebiete von derselben Partei unter der Führung des Literarhistorikers Vilmar geleistet ist, alles bis daher dagewesene weitaus.

Wenn ein guter Katholik fest überzeugt ist, daß der h. Rock zu Trier der wahrhaftige Leibrock Jesus von Nazareth ist, weil ihm das die Kirche durch den Bischof Arnoldi so sagt, so wird man eine solche Meinung wol historisch unbegründet, aber immerhin doch von einem bestimmten Standpunkte aus consequent finden. Wenn ein Feind des historischen Christenthums den hundertjährigen Geburtstag Dinters religiös feiern zu müssen glaubt, für den Apostel Paulus aber keinen Gedenktag übrig hat, so wird man dieses nicht weniger consequent, wenn auch nicht minder albern finden als jenes. Wenn aber nun

ein Mann auftritt, der sich durch seine historischen Schriften, durch Vertheidigung des formulirten protestantischen Kirchenbekenntnisses gegen alle rationalistischen Neuerungen und durch seine rhetorischen Ergüsse über die Aufgaben der Gymnasien als der Pflegestätte einer ächt conservativ-historischen Bildung und Erziehung bei seinen Parteigenossen einen großen Namen erworben hat; wenn ein solcher Mann in hoher kirchlicher Stellung, freilich sich gleichzeitig auch als Prophet und Exorcist gebährdend, auftritt und verkündet, daß die Kirche, deren Leiter er ist, nicht, wie sich dieselbe bis auf ihn fälschlich „fest eingebildet" habe, der einen der beiden großen Parteien des Protestantismus zuzuzählen sei, sondern gerade der andern, von der sie seit Jahrhunderten als eine treulose Schwester behandelt worden ist: so wird man hiervon nicht sagen können, daß dieses consequent gedacht sei, wenn man auch einem solchen Fündlein das Prädicat eines zweckmäßig ersonnenen und pfiffig erdachten beilegen mag. Das aber hat Vilmar, der sich auf seine historische Bildung und conservative Gesinnung und Lebensrichtung so viel zugute weiß, gethan, als er die reformirte niederhessische Kirche für eine lutherische ausgab und dieser Unwahrheit zu Liebe der niederhessischen Kirche reformirte Bekenntnißschriften, die im Schulgebrauche waren, wegnehmen ließ, und lutherische an ihre Stelle einschob. Wenn das nicht für die ächt geschichtliche, conservative Richtung des Herrn Vilmar ein gutes Zeugniß ist, so kann es kein besseres geben!

Man begreift es nicht, wie ein Mann sich und seinen oft genug wiederholten Phrasen von dem guten Recht der Kirche an ihren symbolischen Büchern so ins Gesicht schlagen konnte, wenn man nicht den Grundgedanken seines kirchlichen Systems fest ins Auge faßt, und dann sieht, wie zu dessen Durchführung alle Mittel dienen müssen und alles, was Widerstand leisten könnte, mit brutaler Gewalt bei Seite geworfen wird. Hierzu kommt, daß Vilmar ein gutes Erbtheil an schwer zu bändigender, roher Naturkraft von Hause aus mitbekommen hat, und sich von den zähmenden und sänftigenden Fesseln eines evangelischen Christenthums frei zu halten weiß. Dasselbe wüste Pathos, das ihn früher zu dem enragirtesten Burschenschaftler machte, entladet sich jetzt im Dienste des Herrn Zebaoth mit derselben Gewaltsamkeit und Rohheit wie früher, nur daß jetzt nicht seine Schläge auf die Häupter Israels, sondern auf Philistäas Schädel fallen. Von der christlichen Sanftmuth, von der Friedfertigkeit, von der Milde, von der Liebe, die nicht das Ihre sucht, wird man an einer solchen Stelle nicht viel bemerken. Ist doch auch das Maßhalten die vornehmste heidnische Tugend und jede Art der Vermittlung vom Uebel. Denn es gibt kein Abkommen zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Christus und Belial, und wer weder kalt noch warm ist, den wird der Herr ausspeien aus seinem Munde. Zu Boden die falschen Götzen des Zeitgeistes, mögen auch einige arme Gerechte gelegentlich dabei erschlagen werden, — der

Herr kennt ja doch die Seinen —, und — schneiden in das faule Fleisch der Gegenwart, mögen auch einige gesunde Glieder mit verloren gehen, das ist so die alte Kurmethode des modernen kirchlichen Doktors Eisenbart.

Und doch ist Vilmar ein, wenn auch ungerathenes, Kind seiner Zeit. Das macht ihn aber nur um so boshafter. Denn wer erst einmal gegen das Fleisch von seinem Fleische zu wüthen begonnen hat, der kann des Streitens kein Maß und Ziel mehr finden. Vilmar eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Angriff auf den im Anfange der zwanziger Jahre nach Marburg berufenen, kürzlich verstorbenen Professor E. Sartorius. Dieser Koryphäe der Kreuzzeitungspartei zeichnete sich in Marburg damals in einer zweifachen Weise aus; er warf sich als Vertheidiger des symbolischen Protestantismus und gleichzeitig als — maitre des plaisirs auf, so daß der alte Primarius Arnoldi seinen Zuhörern wol die Frage vorlegte, wodurch sich die marburger Theologenfacultät vor allen übrigen Deutschlands auszeichne, und sie dahin beantwortete, daß sie den besten Tänzer in ihrer Mitte habe. Gegen dieses untheologische Gebahren von Sartorius erhob sich nun Vilmar nicht. Er war ja selbst ein lustiger Geselle, und noch vor zehn Jahren, wie seiner Zeit in der deutschen Zeitung zu lesen war, spießte er seine Mütze auf einen Studentencommers an und seine Thätigkeit auf dem Liebhabertheater zu Marburg aus der Zeit seiner Gymnasialdirectur soll dort noch in gutem Andenken stehen. Nein, er erhob sich als Vertheidiger des rationalismus vulgaris gegen den Ankömmling. Doch nach einigen Jahren bekehrte er sich unter der Assistenz Hassenpflugs vom Rationalismus und lief dann die ganze Windrose theologischer Meinungen durch, welche die gläubige Theologie Deutschlands seit dreißig Jahren mit einer immer mehr sich beschleunigenden, wahrhaft Schwindel erregenden Schnelligkeit durchmessen hat, bis daß er endlich als oberster Teufelsbanner an der Tête des ganzen gespenstigen Zugs figurirte. Als solcher hat er dann auch die Pflicht und Schuldigkeit, aus den reichen Erfahrungen seines Lebens die Welt, welcher das Unterscheidungsvermögen des Guten und Bösen durch einen neuen, umgekehrten Sündenfall, gewöhnlich französische Revolution genannt, verloren gegangen ist, wieder zu erwecken und die ersten Tropfen eines wirksamen Gegengiftes in die durch Hader und Grimm vergiftete Welt auszugießen. Dieses Gegengift aber kann nur empfangen werden aus den Händen einer reinen Hierarchie, die Gewalt hat im Himmel und auf Erden. Auf Etablirung dieser im Lande Kurhessen, war Vilmars Thätigkeit gerichtet. Das erklärt Alles. Darum der Haß gegen die „demokratische" reformirte Kirche, die durch ihre Abendmahlslehre alle priesterlichen Opfergedanken ausschließt und wegen ihres Zugs nach Union sich nicht zu einer „anstaltlichen" Kirche eignet.

Nachdem Vilmar im Anfange der Revolution von 1848 noch einmal die

Anfechtungen des bösen Geistes zu bekämpfen gehabt und in seinem Blatte die Erklärung abgegeben hatte, er werde „aufrichtig, ehrlich und entschieden mit der Richtung gehen, welche unsern hessischen Verhältnissen durch die landesherrliche Erklärung, Verheißungen und Anordnungen vom 6. und 11. März d. J. gegeben ist", ermannte er sich gar bald wieder und trat an die Spitze der reaktionären Partei in Kurhessen. Zunächst entwickelte er seine Thätigkeit auf dem kirchlichen Gebiete. Es wurde gegen die Berufung Zellers agitirt, dann aber durch Pastorenconferenzen dahin zu wirken gesucht, daß der Kurfürst die oberste Kirchenleitung, die er bisher ausgeübt hatte, der Kirche selbst zurückgebe. Denn das Haupt eines „religionslosen" Staates könne doch unmöglich Landesbischof sein. Die zu diesem Zwecke angeregte Bewegung wurde aber gar bald wieder zur Ruhe gebracht, als durch den Eintritt Hassenpflugs ins Ministerium der Kurfürst wieder ein Christ geworden war. Allmälig und gemach wollte man die Kirche, ohne viel Aufsehen zu erregen, unter den Gehorsam eines protestantischen Papstes bringen. Vorerst absorbirte jedoch die politische Noth des Ministeriums alle hierzu erforderlichen Kräfte. Man bemühte sich der Gewissenhaftigkeit der Staatsdiener, die ihren Eid auf die Verfassung nicht brechen wollten, durch theologische Argumentationen entgegenzuwirken, indem ihnen Vilmar in seinem Volksfreunde (1850 No. 18) demonstrirte, daß man nur einer Person einen Eidschwur leisten könne, „dagegen wenn es heiße, es solle eine Verfassung beschworen werden, — so sei das einmal ein erbärmlicher Unsinn und zweitens Leichtfertigkeit im Eidschwur, Unehrlichkeit, Spott und Hohn auf Gott und also erklärte und offne Gottlosigkeit." Als diese Mittel aber nicht anschlagen wollten, lockte man den Landesherrn von Cassel weg, führte die Strafbaiern ins Land und machte tabula rasa. Jetzt konnte man auch daran denken, die bessernde Hand an die reformirte Kirche zu legen. Hatte Vilmar früher erklärt, man bilde sich in Niederhessen nur fest ein, reformirt zu sein u. dgl. mehr, hatte einer seiner Gesellen es auf einer kirchlichen Versammlung eine „Schmach" genannt, wenn man sie so bezeichne, so ging man jetzt daran, den Worten die Thaten folgen zu lassen. Der heidelberger Katechismus wurde für die Schulen, die ihn seit Alters zum Religionsunterricht brauchten, als Lehrbuch verboten, den Candidaten bei den Prüfungen bedeutet, daß der hessische Katechismus die lutherische Abendmahlslehre vortrage, die Schullehrerseminarien mit zuverlässigen Instructoren besetzt, die Pastoren dahin unterrichtet, daß es bei Ertheilung des Confirmandenunterrichtes „weniger auf die Erweckung s. g. guter Vorsätze ankomme, als auf Mittheilung des h. Geistes," jede Gelegenheit bei Einführung von Geistlichen benutzt, den Gemeinden die abenteuerlichsten Vorstellungen von der Schlüsselgewalt der Kirche beizubringen, und die Pastoren von den übrigen Staatsdienern möglichst abgesondert. Man hielt zwar nicht mehr, wo es der

augenblickliche Vortheil zu erheischen schien, daran fest, daß ein Geistlicher nicht ohne seinen Willen von einer Stelle auf die andere versetzt werden könne, aber Vilmar nahm es sich heraus, unter Beistimmung einer Anzahl Metropolitane einen Geistlichen einfach seines Amtes für verlustig zu erklären, und nachdem dieses Synodaldecret die landesherrliche Bestätigung erhalten hatte, denselben ohne irgend welche Pension zu entlassen. Als dieser seine Entlassung bei den ordentlichen Gerichten als eine widerrechtliche anfocht, wurde er von dem Competenzhofe, einem Beglückungsinstitute, das Hessen auch Hassenpflug verdankt, abgewiesen, „weil kein neueres Gesetz beabsichtigt habe, in Fällen der Kirchendisciplin die höchste Entscheidung von dem Landesherrn auf ein Gericht zu übertragen."

Wenn Jemand über diese Entscheidung stutzen und meinen sollte, daß doch durch sie dem Episcopat des Landesherrn Rechte zugesprochen würden, die mit den Vilmarischen Bestrebungen, der hierarchisch geleiteten Kirche möglichst viel Selbstständigkeit dem Staate gegenüber zu erringen, schwer in Einklang zu bringen seien; so muß man sich erinnern, daß dieser Spruch gefällt wurde, als Vilmar nicht mehr die kirchlichen Angelegenheiten in seiner Hand hatte, sondern schon seit Jahren die Studirenden zu Marburg seine „Theologie der Thatsachen erleben" ließ. Denn was Hassenpflug und Vilmar auf dem politischen Gebiet erreicht hatten, die Vernichtung des Rechtszustands, das sollte ihnen auf dem kirchlichen wenigstens äußerlich nicht gelingen.

Eine Brochüre nach der andern sandte der unermüdliche Professor Heppe gegen Vilmars Treiben in die Welt; und als Vilmar dennoch von den allzutreuen Hütern des kirchlichen Bekenntnisses zum Superintendenten von Niederhessen gewählt worden war, so wurde derselbe an entscheidender Stelle nicht bestätigt. Hier hatte man noch die Traditionen der alten Landgrafen, „sich die Pfaffen nicht auf den Kopf steigen zu lassen," nicht vergessen. Mitgewirkt zu dieser Entscheidung hatte das Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg, in dem das gute Recht der reformirten Kirche eben so scharfsinnig und gelehrt, als streng objectiv nachgewiesen war, und ein Votum des Kirchenrechtslehrers Richter in Berlin. Als Hassenpflug mit der Ernennung des Freundes nicht durchdringen konnte, nahm er seine Entlassung und Vilmar wurde Professor der Theologie in Marburg. Die Treubundspartei erging sich jetzt in Anklagen über Fürstenundank, und die Allgemeine Zeitung glaubte sie damit trösten zu müssen, daß eine ecclesia pressa immer die besten Früchte gezeitigt habe. Freilich war die hessische Kirche eine ecclesia pressa, aber ihre Bedrücker haben sich seit 1850 wahrlich nicht zu beschweren gehabt. Denn das Ministerium Scheffer, das dem abgedankten folgte, war zwar weniger geneigt der Vilmarschen Partei bei ihren Reformplänen energischen Vorschub zu leisten, aber die Anhänger des alten blieben doch in ihren einflußreichsten kirchlichen Aemtern.

Gegen das Facultätsgutachten erließ der Superintendenturvicar Hoffmann einen Hirtenbrief, in dem der Facultät die ehrenrührigsten Dinge nachgesagt wurden. Auf eine Beschwerde hierüber bei dem Ministerium gab dasselbe der Facultät gar keine Antwort, während Professor Heppe, der das Machwerk mit dem rechten Namen genannt hatte, kurzer Hand mit Umgehung der Preßgesetze bestraft wurde. Als es einige Zeit später die lutherische Superintendentur Oberhessen zu besetzen galt, bot Vilmar alle Mittel auf, um ein ihm ergebenes Subject an diese Stelle zu bringen, und scheute sich nicht in einem anonymen Flugblatte einen seiner Collegen, welchen man von der Gegenpartei als Candidaten für die Superintendentur aufstellen wollte, der Schmähung der lutherischen Kirchenlehre zu zeihen. Als die Autorschaft des Pasquills entdeckt worden war, verklagte die theologische Facultät Herrn Vilmar und erwirkte von dem Criminalgerichte seine Bestrafung. Die Winkelzüge und Unwahrheiten, deren sich Vilmar bei dieser Gelegenheit schuldig machte, hielten jedoch dreiundzwanzig seiner Anhänger nicht ab, seine Behauptungen dem von ihm angegriffenen Professor Consistorialrath Ranke gegenüber in einem Schriftchen aufrecht zu erhalten, — als Vilmar doch wieder seinen Candidaten in Cassel durchgesetzt hatte.

Auf die ununterbrochenen Anklagen, welche die lutherische Partei in Zeitschriften und Brochüren gegen das Gutachten der theologischen Facultät erhob, hatte diese bisher Stillschweigen bewahrt. Da publicirte Professor Gildemeister die Proceßverhandlungen gegen Vilmar und kurze Zeit darauf die obengenannte Brochüre.

Wenn es nun auch keine gerade sehr angenehme Aufgabe ist, sich durch theologische Streitschriften hindurchzuarbeiten, so ist doch die hiergenannte von der Art, daß sie fast wie die Lessingschen gegen Götze wegen der in ihr meisterhaft gehandhabten Polemik auch den Laien interessiren muß. Gildemeisters Art zu streiten ist ja noch aus seinem Kampfe gegen die Vertheidiger der Aechtheit des heiligen Rocks zu Trier in so gutem Andenken, daß man sich von ihm schon etwas Besonderes versprechen darf. Und so hat er denn auch wie früher die Argumente seiner Gegner so zerpflückt und dieselben so an den Pranger gestellt, daß ihnen der Stempel der Lächerlichkeit für immer aufgeprägt ist. Beispielshalber möge eine Stelle hier Platz finden. Nachdem Gildemeister die Einwürfe Hoffmanns, Vilmars u. A. zurückgewiesen und gelegentlich schöne Beiträge zur Charakterisirung der sittlichen Beschaffenheit seiner Gegner beigebracht hat, fährt er fort: Zuletzt kommt noch ein eigenthümliches, fast heiteres Nachspiel: nachdem Knappen und Ritter, verkappt und unverkappt, ihre Lanzen einzeln gebrochen, wird das Facultäts-Gutachten auch noch heerdenweis angegriffen. In einer Schrift unter dem Titel: Erwiedrung u. s. w. entwickeln 23 Geistliche, während sie zunächst nur die Ab-

sicht haben, ihren Consistorialis anzugrunzen (nach der Sitte des parlamentarischen Englands), ihre Gründe, weshalb sie den Ausführungen des Gutachtens gegenüber die Kirchenordnung von 1566 für lutherisch halten. Es sind meist die schon vorgebrachten, doch auch mit einigen neuen vermehrt, und der auffallenden Erscheinung zu Ehren, daß alle 23, gewiß ohne fremde Hilfe, in ihren Studien zu einem so übereinstimmenden Resultat gelangt sind, da doch die Gelehrsamkeit sonst nicht unter die Eigenschaften gehört, durch die sie im Lande bekannt sind, wollen wir darauf im Einzelnen eingehen. Sie sind zunächst auf den großartigen Einfall gerathen, dem Hyperius die Verfasserschaft der Kirchenordnung von 1566 zu bestreiten .... ja unsere Gelehrten zu Speckswinkel u. s. w. versteigen sich noch höher: sie machen sogar einen bestimmten Verfasser der Agende ausfindig; sie geben zu verstehen, es sei Pistorius, denn „der Styl der Agende erinnert an Pistorius.“ Es bildet eine der schwierigsten Aufgaben der Kritik, für ein namenloses Werk blos aus dem Styl den Verfasser zu ermitteln, vor allen Dingen für liturgische Formulare, deren Styl sich überall ähnlich ist; um eine solche Aufgabe zu lösen, ist außer der kritischen Befähigung eine vollständige Vertrautheit mit den Eigenthümlichkeiten des Styls des fraglichen Buchs und des zu errathenden Verfassers, wie sie uns das sorgfältigste Studium gibt, erforderlich; eine solche Kritik läßt sich nicht in Compagniecolonnen ausüben. Die 23 Aristarche aber werden sämmtlich durch die ihnen gewiß sehr genau bekannte alte Agende an den Styl des Pistorius erinnert. Gesetzt nun wir fragten sie auf ihr Gewissen, ob sie die Werke des Pistorius, an die sie die Agende erinnert, nicht blos gelesen, ob sie sie auch gründlich genug studirt, um eine solche Behauptung wagen zu können, und es schallte uns aus den 23 Kehlen unisono ein glaubensfreudiges Ja entgegen, so würden wir ihnen sagen müssen, daß außer einigen hin und wieder gedruckten Briefen Pistorius — gar keine Werke hinterlassen hat.“ S. 59 und 61.

Allein was hilft das Alles? Mag die historische Wahrheit durch Gildemeister noch so unwiderleglich dargethan sein, ist die Lauge, mit der er ihre Gegner übergossen hat, noch so ätzend, mögen die Gemeinden in Kassel mit ihren Geistlichen noch so überworfen sein und eine Bittschrift um die andere für Entfernung derselben einreichen, — es bleibt alles beim Alten. Denn noch immer sind die Leute, die Vilmar an die Spitze des Consistoriums gestellt hat, in Amt und Würde und das Ministerium Abée von Vilmar in kirchlichen Dingen noch abhängiger als, man möchte fast sagen, Hassenpflug selbst. So wird denn die hessische Kirche von Leuten fortregiert, welche deren mit vielem Blute erkaufte rechtliche Grundlage fortwährend in Frage zu stellen geneigt sind und auf ihre Pfründen ein Recht zu haben glauben, nicht weil sie sie in ihren historischen Grundlagen schützen, sondern sie verleugnen.

Doch es wird das Recht Recht bleiben und siegen! Mag Vilmar und mit ihm Pastorenkonferenzen erklären, daß die niederhessische Kirche, trotzdem daß sie die Synode zu Dortrecht beschickt und die heldenmüthige Landgräfin Amalie Elisabeth die Gleichberechtigung der reformirten Kirche mit der lutherischen im westphälischen Friedensschluß allein durchgesetzt hat, eine lutherische sei, es wird doch die Wahrheit bestehen bleiben. Denn wie sollte die Kirche, welche die aus Sachsen und Schlesien, der Pfalz und Frankreich vertriebenen Reformirten brüderlich aufgenommen hat, uns, die Nachkommen dieser Blutzeugen, zwingen können, dem Glauben ihrer Väter mit lutheranischen Dogmen zu vertauschen? Noch gibt es keinen kirchlichen Bundestag, der „außer Kraft setzen" kann, was von Gott und Rechtswegen besteht.

Militärische Tagesfragen.

10.

Das niederrheinische Kriegstheater.

f. Ueber Kriegs- und Operationspläne im Allgemeinen und solche für das niederrheinische Kriegstheater insbesondere.

Wie man sieht, haben wir uns in den vorigen Artikeln gemäß demjenigen, was wir einleitungsweise sagten, darauf beschränkt, den leitenden Gedanken für die Kriegshandlung der Verbündeten zu suchen, daraus die Aufstellung zu entwickeln und nun die Wahrscheinlichkeiten, welche sich für den ersten großen Zusammenstoß, die erste Hauptschlacht, ergeben. Alles dieses sind Dinge, die an dem Faden eines leitenden Gedankens und einer gesunden Einsicht im Voraus entwickelt werden können und die nun, einmal hingestellt, unwillkürlich Wegweiser für das Nachfolgende abgeben.

Wollte man über diese Grenze hinausgehen, so verlöre man sich gänzlich in das Gebiet vager Voraussetzungen. Um sich dies recht deutlich zu machen, erinnere man sich nur, daß wir gegen die erste Aufstellung der Verbündeten schon drei mögliche strategische Angriffsrichtungen fanden. Gegen jeden oder in Folge jedes dieser drei Angriffe sind zwei bis drei verschiedene Verfahrungsarten der Verbündeten möglich. Auf diese Weise kommt man schon etwa zu

neun möglichen ersten Schlachten, von denen aber nur eine einzige in die Wirklichkeit treten wird. Bei jeder dieser möglichen neun Schlachten sind zwei Hauptfälle anzunehmen, nämlich, daß entweder die Verbündeten oder die Franzosen zurückgehen und entweder jene oder diese verfolgen. Die Verfolgung führt zu neuen Schlachten oder neuen Gefechtsreihen. Da aber für den Zurückgehenden meistentheils verschiedene Rückzugslinien denkbar bleiben werden, so ergiebt sich, daß aus jeder der neun ersten hypothetischen Schlachten mindestens vier neue, also im Ganzen mindestens 36 hypothetische zweite Schlachten folgen müssen. u. s. w. u. s. w. Die etwaigen Vortheile, welche aus einer solchen Ausspinnung der Verhältnisse sich ergeben könnten, sind in der That im Wesentlichen auch auf andere Weise zu erzielen; und auf diese besser, nämlich daß man sich andere Fälle vorstellt für den Beginn der Dinge und diese in ähnlicher Weise behandelt, wie wir eben den unsrigen behandelt haben. Die Auswahl dieser Fälle darf aber keine willkürliche sein; jeder derselben muß vielmehr auf gegebene zulässige Umstände gegründet sein, sonst wird seine Betrachtung ein hohles Spiel der Phantasie.

Wir wollen einen Fall noch einer nähern Besprechung unterwerfen, um dann schließlich andeutungsweise und ohne schon Gesagtes zu widerholen, auch die andern möglichen Fälle zu berühren. Das Bundesverhältniß soll das gleiche sein, welches wir bisher festhielten; aber Frankreich hat die Vorhand. Es greift an, ehe die Concentrirung der Armeen, wie wir sie früher vorausgesetzt haben, zu Stande gekommen ist. Im wesentlichen sind also die Verhältnisse auf Seiten der Verbündeten diese: Belgien hat eine Feldarmee, oder was es von derselben augenblicklich verfügbar machen konnte, an die Südgrenze geworfen, ungefähr in die gleichen Stellungen, welche wir im frühern Falle dem ganzen verbündeten Heere anwiesen. Diese belgische Streitmacht hat die Aufgabe, dem vorrückenden Feinde soviel Hindernisse der Bewegung entgegenzustellen als dies möglich ist, ohne daß sie sich auf eine Hauptschlacht einlasse. Ihr Rückzugspunkt ist Antwerpen. In Antwerpen sammelt sich Alles, was Holland verfügbar machen kann. England hat wenigstens die Avantgarde einer Flotte so schnell als möglich auslaufen lassen, um die französischen Küsten zu beobachten, um die Bewegungen einzelner Geschwader und Flottillen gegen die belgischen und holländischen Küsten zu beeinträchtigen und zu hindern. Es sammelt außerdem eine Landarmee, um sie mit einem stark escortirten Convoi nach Antwerpen zu werfen. Die preußisch-deutsche Armee ist im Begriff sich an der Rheinlinie bei Düsseldorf und Cöln zu sammeln. Es ist klar, daß der französische Angriff sich unter diesen Verhältnissen zuerst gegen die Belgier an der Südgrenze ihres Landes richten wird. Obgleich eine andere Combination allerdings denkbar wäre, hat sie doch wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Diese andere Combination bestünde nämlich darin, daß die

Franzosen sich mit gesammter Macht in die Richtung über Namur auf Lüttich würfen, um zuerst die Preußen am Rhein aufzusuchen und anzugreifen. Sie müßten doch in diesem Falle unter allen Umständen der belgischen Feldarmee und den belgischen Festungen einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Kraft gegenüberlassen und kämen so von vornherein geschwächt an die Preußen. Das wahrscheinlichere ist der Anfang mit dem Angriffe auf die Belgier, um diese wo möglich aufzureiben, ehe ihnen Unterstützung vom Rheine her zugehen kann. Würde dieser Zweck erreicht, so stände Belgien bis auf Antwerpen mit den Kräften, welche sich dort sammeln und organisiren, den Franzosen offen. Es ist aber sicher, daß er nicht anders erreicht werden kann als durch einen Angriff auf die linke Flanke der belgischen Stellung, also in der Richtung auf Charleroi. Nur diese Angriffsrichtung gibt die Möglichkeit, die Belgier gegen das Meer hin abzudrängen. Es versteht sich von selbst, daß die Verbündeten Alles, was in ihren Kräften steht, thun müssen, einem solchen Mißgeschick vorzubeugen. Für die Belgier folgt daraus, daß sie ihre Kräfte concentrirt halten, soweit nicht die Beobachtung, welche übrigens wohl im Allgemeinen auf allen Punkten, wo die Feldarmee sich nicht befindet, von den Festungsbesatzungen besorgt werden kann, kleinere Detachirungen verlangt, daß sie lieber darauf verzichten, den Franzosen einen längeren Aufenthalt zu bereiten, als daß sie sich der Gefahr aussetzten, den freien Rückzug, sei es nach Norden, sei es nach Osten, zu verlieren, und daß sie für diesen Rückzug einen zweckmäßigen Gebrauch von ihren Eisenbahnen machen, alles für deren umfassendste militärische Benutzung vorbereiten. Gelingt das Abdrängen der belgischen Feldarmee gegen das Meer hin oder allenfalls in einen jener kleineren festen Plätze, welche nicht im Stande sind, eine große Truppenmacht, die plötzlich in ihnen erscheint, auf einige Zeit zu unterhalten; so wäre es nicht unmöglich, daß in Folge der Bestürzung, welche ein solcher Schlag im Lande verbreiten müßte, auch Antwerpen ohne ernstlichen Widerstand in die Hände der Franzosen fiele, wenn diese, ihren Sieg verfolgend, wenig Tage nach demselben vor dem großen Platze erschienen, wenn es zugleich ihrer Flotte gelänge, ehe die Engländer sich noch ins Meer gewagt haben, Antwerpen wirksam zu bloiren, seine Verbindung mit England zu unterbrechen, wenn schwimmende Batterien und Kanonenboote die Schelde bis Antwerpen hinaufgebracht werden könnten, um auch von der Wasserseite die Stadt zu bombardiren.

Nach einem solchen Erfolge könnten die Franzosen nun ein Observationscorps gestützt auf Antwerpen gegen die untere Maas und die Waal stehen lassen, ein Corps, welches, wie man sieht, nach den vorhergegangenen Ereignissen ziemlich schwach ausfallen könnte, während sie mit ihrer Hauptmacht über Lüttich auf Cöln losgingen, um hier die Preußen aufzusuchen.

Wir wollen nun aber von diesem raschen Gange der Dinge absehen

wir wollen annehmen, daß es den Belgiern gelinge, den die Natur ihres Landes ausbeutenden Franzosen soviele Bewegungshindernisse als möglich zu bereiten und, indem sie großen Gefechten geschickt aus dem Wege gehen, in einer oder der andern Richtung auszuweichen. Es können hier zwei Richtungen eingeschlagen werden: die erste an den Rhein auf Cöln und Düsseldorf, die andere auf Antwerpen. Im erstern Falle verstärken die 60,000 Belgier die am Rhein befindlichen oder von dorther bereits vorgerückten Preußen, im letztern die Holländer und Engländer, welche sich bereits in Antwerpen gesammelt haben, welche, sobald sie vollzählig sind, unsern frühern Annahmen zufolge auch 60,000 Mann betragen sollen, welche aber möglicher Weise noch viel schwächer sind, da die Engländer leicht noch gänzlich fehlen können, wenn ihnen die Dinge zu schnell über den Hals gekommen sind. Wir wollen vorläufig gar nicht entscheiden, welches die vortheilhafteste von den beiden Rückzugsrichtungen sei. Die allgemeine Regel wäre für den Rückzug an den Rhein, um dort die Hauptarmee, welche die Preußen stellen, auf die möglichste Stärke zu bringen. Aber diese Regel kann ja ihre Ausnahmen haben. Wir wollen nur bemerken, daß es den Belgiern erleichtert würde, den Rückzug an den Rhein zu richten, falls die Franzosen etwa ihre rechte Flanke angriffen, daß es ihnen unmöglich gemacht werden kann, bei einem Angriff der Franzosen auf ihre linke Flanke oder auch bei einem concentrischen Angriff derselben — auf beide Flanken — der bei der vorausgesetzten großen Ueberlegenheit kein Fehler wäre. In den letzten beiden Fällen würde schwerlich etwas andres übrig bleiben als der Rückzug ins verschanzte Lager von Antwerpen. Tritt dies ein, so sind nun von Seiten der Verbündeten bei Antwerpen und in dessen Werken zwischen 80000 und 120,000 Mann vereinigt, je nachdem die Zuzüge aus Holland und England schon eingetroffen sind oder noch nicht oder erst theilweise.

Eine solche Macht ruhig in der Flanke stehen lassen, um eine neue Operationsrichtung einzuschlagen, und sie blos beobachten lassen, ist ein derartiges Wagestück, daß es nur in den seltensten Fällen erlaubt sein kann. Angenommen die Franzosen ließen — unsere Stärkezahlen angenommen, die wir aber hier ja nur als Verhältnißzahlen zu adoptiren haben, — 80,000 M. gegen Antwerpen stehen, die zugleich auch die noch in den Händen der Belgier befindlichen Grenzfestungen beobachten müßten, so würden sie allerdings mit einer Ueberlegenheit an den Rhein kommen. Indessen wäre diese Ueberlegenheit jedenfalls keine sehr bedeutende und sie gäbe keineswegs die Berechtigung zu der Annahme, daß die Franzosen in kurzer Frist den Preußen, die auf ihre festen Plätze gestützt an der Rheinlinie nur mit einigem Geschick operirten, Heer werden würden, um sich nun wieder gegen die englisch-niederländische Armee zu wenden. Diese Annahme wäre und bliebe gewagt, welches Vertrauen man immer in die Sieghaftigkeit der französischen Waffen setzen

wollte. Es würden sich demnach die Verhältnisse wohl ähnlich gestalten, wie 1792 und im Winter auf 1793 unter Dumouriez und 1794 unter Jourdan, nur mit dem Unterschiede, daß diesmal Antwerpen diejenige Rolle spielen würde, welche in jener Zeit Holland spielte. Mit andern Worten die Franzosen würden eine Avantgarde gegen die Maas zur Beobachtung der Preußen vorschieben, etwa auf der Linie von Stavelot an der Ambleve, bis nach Venlo an der Maas abwärts; sie würden eine andere starke Avantgarde gegen Antwerpen vorschieben und nun um Brüssel, Löwen, Hasselt, d. h. zwischen den beiden Avantgarden, das Gros oder den Rest ihrer Armee vereinigen. Die dabei verfolgten Zwecke wären, 1) die Einnahme Antwerpens oder wenigstens seines verschanzten Lagers, was dann wohl mit einer nicht unbedeutenden Niederlage der englisch-niederländischen Armee verknüpft sein und die Einnahme von Antwerpen selbst zur mehr oder minder nahen Folge haben würde; 2) die Einnahme irgend eines Platzes an der Maas, um über diesen Fluß einen befestigten Uebergang zu erhalten; 3) die Beobachtung der preußischen Rheinarmee; 4) Concentrirung aller verfügbaren Kräfte, nur unter Zurücklassung eines Beobachtungscorps vor Antwerpen, um sich den Preußen zu widersetzen, falls diese in den Angriff übergehen sollten. Diesen Zwecken müßten die Franzosen nachleben, bis Antwerpen gefallen wäre. Gegen die Preußen müßten sie sich rein abwehrend verhalten; sobald diese vom Rheine vorrücken, muß ihnen an der Maas eine Vertheidigungsschlacht (das Wort im allgemeinsten Sinn genommen) geliefert werden. Sind die Preußen zum Rückzug gezwungen, so verfolgt man sie noch einige Tage und kehrt dann von Neuem in die Stellung an der Maas zurück, bis ein neuer Angriff erfolgt, um diesen in derselben Weise abzutreiben. Die Franzosen würden also hier durch Antwerpen in einer ganz ähnlichen Weise festgehalten, wie seinerzeit 1796 Bonaparte in Italien durch Mantua, und es böten sich ihnen, falls die Preußen ähnlich verführen, wie damals die Oestreicher, Gelegenheiten zu eben so schönen Zwischenoperationen. Das eben angezogene Beispiel würde für diesen Fall auch die Lehre enthalten, daß die Franzosen nicht zu ihrem Vortheil weit über die Maaslinie hinausgreifen dürften, bevor Antwerpen in ihren Händen wäre. Die Zwischenoperationen könnten aber allerdings das preußische Heer allmälig so schwächen, daß es nun nach dem Falle Antwerpens auch keines kräftigen Widerstandes mehr fähig wäre, vielmehr jetzt ein Vordringen der Franzosen, gleich dem Bonapartes anfangs 1797, keine Schwierigkeiten mehr fände.

Was sollen nun die Preußen unter den gegebenen Umständen thun, um Erfolge zu erzielen? Ihre Aufgabe ist ihnen im Allgemeinen mit großer Sicherheit gestellt: sie müssen Antwerpen entsetzen. Dies kann aber auf zweierlei Weise versucht werden: 1) direct; 2) indirect. Der directe Weg wäre, daß die preußische Armee mit Zurücklassung hinreichender Besatzungen in den gro-

ßen Rheinplätzen unter Benutzung der holländischen Eisenbahn sich nach Arnheim oder Utrecht versetzte, in dieser Gegend die Rheinarme überschritte, um nun grade auf Antwerpen loszumarschiren und alles, was ihr die Franzosen nach und nach aus ihren Aufstellungen entgegenwürfen, zu schlagen. Der indirecte Weg wäre ein Angriff auf die Stellungen der Franzosen an der Maas und zwar auf deren rechten Flügel, in der Richtung über Aachen auf Lüttich. Auf den ersten Blick hat der directe Weg ungemein viel Verlockendes: die Möglichkeit einer unbehelligten und schnellen Concentrirung am Unterrhein, dann die Aussicht auf die unmittelbare Vereinigung mit der in Antwerpen eingeschlossenen englisch-niederrheinischen Armee, falls Alles glücklich von Statten ginge. Und dennoch wird man alsbald bemerken, daß der indirecte Weg bei weitem vorzuziehen ist. Denn bei seiner Wahl hat man in der That vielmehr Aussicht, die Franzosen vereinzelt zu schlagen, als bei der Wahl des directen Weges. Dieser directe Weg ist nämlich ein äußerst langer, viel länger als der indirecte. Es müßte dabei wunderbar zugehen, wenn die Franzosen nicht lange, bevor die Concentrirung am Unterrhein und namentlich bevor der Uebergang über die Arme des Unterrheins erfolgt ist, auf die richtige Spur kämen, und nun könnten sie, da sie für ihre Rückzugslinie nichts zu fürchten hätten, jedenfalls relativ überlegne Streitkräfte rechtzeitig an die Uebergangspunkte der Preußen bringen, diesen vielleicht den Uebergang gänzlich verwehren, oder, wenn das nicht, ihnen doch bei demselben große Verluste beibringen und, sich allmälig in die Gegend von Antwerpen zurückziehend, sich mit dem Beobachtungscorps vor dieser Festung auf einige Tage — nur um eine Schlacht zu gewinnen — so verstärken, daß vor dieser nur der kleinste Theil zurückbliebe. Diese Schlacht würde etwa in der Gegend von Turnhout geliefert werden. Wird sie von den Franzosen verloren, so haben diese dann immer noch Zeit, die Beobachtung, Blokade oder Belagerung Antwerpens gänzlich aufzuheben und sich gegen Brüssel hin zu concentriren. Aber die Wahrscheinlichkeit eines Verlustes der Schlacht seitens der Franzosen ist nicht groß, weil eben vorausgesetzt werden muß, daß sie ohne Zweifel bedeutende Kräfte concentriren können. Bei dem indirecten Wege zum Entsatz auf der Linie Cöln-Aachen-Lüttich haben nun die Preußen offenbar viel geringere Räume zu durchlaufen. Da sie ihre Basis gar nicht aufgeben, können sie sich auch zeitweise durch die Garnisonen der großen Festungen am Rhein verstärken und Theile derselben insbesondere zu irre führenden Demonstrationen gegen den linken Flügel der französischen Stellung auf Venloo und Umgegend verwenden. Der Hauptangriff an der Amblève und der Maas kann so rasch ins Werk gesetzt werden, daß die vor Antwerpen verbissenen Franzosen kaum Zeit gewinnen, ihre Belagrungsanstalten einzustellen, und folglich beträchtliche Kräfte auf Lüttich und Mastricht hin zu ver-

einigen. Außerdem ist bei dieser Angriffsrichtung die Rückzugslinie der Franzosen aufs unmittelbarste bedroht, und falls selbst die Preußen, wenn wider Erwarten die Concentrirung der Franzosen rasch genug erfolgen sollte, eine Niederlage erleiden und wenn sie dabei selbst von ihrer Hauptrückzugslinie auf Cöln abgedrängt werden, so bleibt ihnen jetzt immer noch das Loch für den Nothfall, Coblenz. Alle diese Umstände müssen nun die Wage zu Gunsten des indirecten Entsatzweges sinken lassen. Wir wissen recht wohl, daß man dem mit der banalen Phrase, dies sei ja ein concentrischer Angriff und schon deshalb verwerflich, entgegentreten könnte, indem man nämlich die preußische Armee als den einen, die englisch-niederländische als den andern Theil eines combinirt operirenden Heeres betrachten wollte. Indessen, dies letztere ist aller Vernunft zuwider; eine Festungsbesatzung, und sei sie noch so stark, darf nicht unter diesem Gesichtspunkte betrachtet werden, so lange sie noch an ihrem Platze gebunden ist. Erst nach vollendetem Entsatz ist diese Anschauungsweise erlaubt; und wenn der Entsatz Antwerpens durch ein Vordringen der Preußen über Lüttich auf die Linie Brüssel-Mons vollbracht wäre, würde sich auch die englisch-niederländische Armee ohne die geringste Schwierigkeit mit ihnen vereinigen können. Die Linie Cöln-Aachen-Lüttich ist daher unbestreitbar die wahre für eine preußische Angriffsoperation unter den vorausgesetzten Umständen. Als besondre Verhaltungsregel muß man die aufstellen, daß dieser Angriff nicht so voreilig, sondern erst nach vollkommener Ansammlung der Kräfte unternommen werde. Denn das allmälige Heranbringen der Kräfte, etwa nach dem Muster, welches die Oestreicher 1796 in Italien gaben, würde die allmälige Aufreibung derselben zur unzweifelhaften Folge haben. Andererseits kann man mit einer an Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit auf einen hartnäckigen Widerstand Antwerpens rechnen, wenn diese Festung nebst ihrem verschanzten Lager auch nur annähernd die Besatzung hat, welche wir hier voraussetzten. Es ist also darin kein Grund zu einem voreiligen Auftreten gegeben. Und drittens, wenn die Franzosen, indem sie zugleich ein Beobachtungscorps von bedeutender Stärke vor Antwerpen stehen ließen, mit dem Gros der Armee gegen den Rhein vorgingen, würde auch hierin keine unüberwindliche Gefahr für die Preußen liegen, die selbst in der Minderzahl, auf die durch den Strom und seine Festungen und festen Uebergänge starke Rheinlinie gestützt, bei nur einigermaßen geschickter Führung dem Feinde mindestens das Gleichgewicht halten müssen. Und daß sie in der Minderzahl wären, wenn beträchtliche Kräfte gegen Antwerpen zurückblieben, ist überdies noch eine ziemlich gewagte Annahme. Eine zweite Verhaltungsregel für die Preußen wäre das Concentrirthalten ihrer Macht beim Vormarsche auf Lüttich, um die Wahrscheinlichkeit des Sieges auf dem Schlachtfelde überall, wo sie mit dem Feinde zusammenstoßen, auf das mögli

öchste Maaß zu steigern. Die in Antwerpen concentrirte Streitmacht darf sich n keinem Falle blos passiv verhalten. Sie muß in nicht allzulangen Zeitabstän-en wiederholt große Ausfälle machen. Dies ist das einzige Mittel, den Feind vor dem Platze mit beträchtlichen Kräften festzuhalten, dadurch iber auch abzuhalten, daß er nicht mit seiner Hauptmacht die Maaslinie iberschreite, und darauf hinzuwirken, daß er an dieser Linie schwächer sei, ils die (preußische) vom Rheine vorrückende Entsatzarmee, daß diese also an er Maas einen ersten Sieg und dann zwischen der Maas und der Schelde inen zweiten gewinne, sollte derselbe überhaupt nöthig sein, um den Entsatz zu vollenden. Oft genug ist der Fall vorgekommen, daß der Führer des Entsatzheeres den Commandanten der zu entsetzenden Festung unterrichtete (oder zu unterrichten trachtete), zu welchem Zeitpunkt das Entsatzheer das feindliche Observationsheer erreicht haben und es angreifen würde, und daß er nun den Commandanten aufforderte, zu demselben Zeitpunkt, an demselben Tage einen großen Ausfall zu machen oder auch einen Tag vor der erwarteten Schlacht zwischen dem Entsatzheer und dem feindlichen Observationsheer. Dies ist eine sehr mißliche Sache. Unter solchen Umständen nimmt die Operation allerdings die Natur eines concentrischen Angriffes an, dessen Characterzeichen es eben ist, daß ein genau abgezirkeltes Zusammenwirken getrennter Heerestheile verlangt wird, welches sich eben nicht leicht erreichen läßt, theils weil unvermuthete Hindernisse den Marsch der einen Abtheilung verzögern, oder auch besondre Umstände ihn beschleunigen können, theils weil Alles verhältnißmäßig weit im Voraus genau disponirt sein und auch darauf gerechnet werden muß, daß alle Nachrichten, Befehle, Berichte von einem Theil der Gesammtarmee zum andern zu den bestimmten Zeitmomenten anlangen. Allenfalls, aber auch nur allenfalls, kann die Sache noch gehen, wenn der Platz, die Belagerungsarmee, die Observationsarmee und die Entsatzarmee sich auf dem Raume weniger Tagemärsche und zwar schon von längerer Hand her dicht zusammengedrängt finden. In unserem Falle ist dies nicht vorauszusetzen, und andererseits ist die Streitmacht, welche wir bei Antwerpen vereinigt annehmen, so groß, daß sie ohne Gefahr sich über Gebühr zu schwächen, mit ihrem permanenten Rückzugspunkt, der Festung und dem Lager dicht im Rücken, wiederholt imposante Ausfälle machen kann. Diesen Vortheil des großen Platzes eben gilt es auszubeuten. Man wird ihn sich recht klar machen, wenn man an die Stelle des Platzes Antwerpen sich blos das englisch-niederländische Heer im freien Felde denkt, welches nach einer verlornen Schlacht augenblicklich zurückgehen müßte, nicht so bald wieder einen Haltepunkt fände und deshalb auch nicht in allerkürzester Frist wieder von Neuem auftreten könnte. Unmittelbar nachdem der Entsatz vollbracht wäre, d. h. sobald der Feind Anstalten träfe, die Blokade oder Belagerung aufzuheben,

müßte die verfügbare Streitmacht aus Antwerpen vorbrechen. Sie hätte da bei zweierlei im Auge zu behalten: den Feind nicht zur Ruhe kommen zu lassen, sein Zurückweichen durch wiederholte Ausfälle zu verzögern, und selbst die Verbindung mit der preußischen Entsatzarmee so schnell als möglich herzustellen. Beides läßt sich sehr gut durch dieselbe Operation erreichen. Die englisch niederländische Armee würde nämlich dem Feinde nun ein starkes Detachement direct im Rücken folgen lassen; mit der Hauptmacht aber so manövriren, daß sie östlich von dem zurückgehenden Feinde zu stehen käme, mit der Intention, je nach der Haltung, welche der Feind zeigt, sich entweder der preußischen Armee zu nähern oder, vor dem weichenden Feinde vorbeigehend (Verfolgung der Russen 1812), sich seiner Spitze seitwärts in den Weg zu legen. Wenn der zweite von uns erwähnte Fall einträte, daß nämlich die Belgier, statt auf Antwerpen beim ersten Angriff der Franzosen von der Südgrenze her sich auf Lüttich zurückzögen, um sofort die Vereinigung mit der preußischen Armee zu suchen; so könnten die Franzosen ganz gleich operiren, wie es oben entwickelt worden ist. Doch wäre dies nicht absolut nöthig. Antwerpen hat nämlich nunmehr eine um Vieles geringere Besatzung als im vorigen Fall; diese ließe sich von einem viel geringeren französischen Beobachtungscorps im Schach halten als die frühere, und die Franzosen könnten nun theils darauf, theils auf den Umstand speculiren, daß die preußische Armee noch nicht völlig gesammelt und schlagfertig sei, um den Belgiern über die Maas hinaus zu folgen und so den Krieg unmittelbar an die Rheinlinie zu tragen. Angenommen, die preußische Armee wäre zu dieser Zeit noch nicht in der vollen Stärke am Rhein versammelt, in welcher sie hier erscheinen soll und kann, so wäre doch ein offensives Vorgehen derselben zur Aufnahme der Belgier rathsam. Abgesehen von dem Eindrucke, welchen immer ein unerwartet erscheinender Gegner hervorzubringen pflegt, wäre es auch gar nicht wahrscheinlich, daß die preußische Armee wenigstens einen großen Einzelschlag gegen die Franzosen trotz ihrer Unvollständigkeit gewänne, weil anzunehmen ist, daß die Franzosen theils um den Belgiern schnell zu folgen und sie leichter aus dem Lande werfen zu können, theils zur Vorsicht gegen die Nahegegend hin in mehreren ziemlich weit getrennten Colonnen vorgingen. Außerdem aber könnte selbst eine Schlappe, so wenig sie zum Anfang der Operationen wünschenswerth ist, den auf Jülich und Cöln nahe gestützten Preußen mindestens keinen erheblichen materiellen Schaden bringen. Es ergibt sich aber hier recht deutlich aus den berührten Umständen für die Preußen die Nothwendigkeit ihre Armee von vornherein auf einen Punkt zu concentriren. Denn die Fälle kann sich jeder leicht denken, in denen es zwar thunlich ist, heute mit 100,000 M., wenn man sie wirklich unter der Hand hat, einen Schlag mit Aussicht auf Erfolg zu thun, aber nicht mehr thunlich in acht Tagen diesen Schlag selbst mit 150,000 M. zu

wagen. Der Concentrirungspunkt ist und bleibt Cöln. Wir brauchen wol nicht erst zu sagen, daß wir nicht darunter verstehen, als ob die ganze preußische Armee in dieser Stadt untergebracht werden sollte; wir haben ja früher schon das Dreieck Aachen, Düsseldorf, Cöln als Concentrirungsgebiet bezeichnet, und daß man auf einen Tagemarsch über seine Grenzen, die Eisenbahnen nord- und südwärts hinaus, so wie rückwärts aufs rechte Rheinufer bis Elberfeld und Siegburg mit den Cantonnirungen zurückgehen könne, versteht sich von selbst. Wir sprechen uns nur dagegen aus, daß — nach beliebter Manier — Preußen z. B. die ersten hunderttausend Mann Feldtruppen, die es an den Rhein bringt, die ganze Linie dieses Stromes entlang von Mainz bis Schenkenschanz vertheile, statt sie auf einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete zusammenzuhalten. Falls nun die Preußen und ihre Verbündeten — sofern sie diese haben — den Feldzug nicht von vornherein mit Glück eröffnen, wird endlich der Kampf an die Rheinlinie gespielt werden. Die Umstände, unter denen dies eintreten kann, sind folgende: 1, bei dem von uns angenommenen Bundesverhältniß, nachdem die Franzosen, die alle Angriffe der Preußen an der Maaslinie abgeschlagen, Antwerpen erobert haben; 2, bei demselben Bundesverhältniß, bevor die Franzosen Antwerpen, welches sie vielmehr nur beobachten, erobert haben; 3, wenn Preußen gar keine westlichen Bundesgenossen hat, von vornherein. In allen diesen Fällen wird der Kampf um die Rheinlinie von Seiten der Preußen eine Vertheidigung dieser Stromlinie sein; in allen Fällen muß er offensive Elemente in sich aufnehmen, kann dies aber am besten und unter den günstigsten Verhältnissen in dem zweiten Falle. — Wir wollen uns jetzt unter der Voraussetzung des Kampfes um die Rheinlinie die Preußen an diesem Strome aufgestellt denken.

Die Vertheidigung, welche an einen Strom anknüpft, sich auf ihn stützt, sucht ihre Stärke darin, daß sie mit Sicherheit auf jedem der beiden Stromufer auftreten kann und auf jedem nach Belieben mit ganzer Macht, während der Feind immer zeitweise zu Trennungen seiner Kraft, Theilung derselben auf beide Ufer gezwungen ist. Inwieweit Festungen dieses Spiel begünstigen, haben wir schon einmal die Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern zu erläutern. (S. No. 27. Ausblicke auf den Kriegsschauplatz. b.) Was wir eine Gruppe nennen, das bietet sich allerdings an dem preußischen Rheinstrome nicht dar. Eigentlich preußische Festungen sind längs der Rheinlinie Coblenz, Cöln, Wesel. Von Cöln als Centrum liegt jeder der beiden andern Plätze gleichweit, ungefähr 12 Meilen oder 4 Tagemärsche entfernt. Mainz würde wahrscheinlich als preußischer Platz behandelt werden können; es ist in gerader Linie 18½ Meilen von Coblenz entfernt. Jülich, Luxemburg (falls dieses, wie anzunehmen, in preußischen Händen bliebe), Saarlouis können nur auf sehr indirecte Weise für die Rheinvertheidigung mitwirken, indem sie den Feind

zwingen, Abtheilungen zu ihrer Beobachtung und theilweise ihrer Blokade zurückzulassen, während er an den Rhein vorgeht. Abstrahiren wir von der Angriffsrichtung auf Mainz, als zu nahe an der südlichen Demarcationslinie des niederrheinischen Kriegstheaters gelegen, so können wir noch drei übrigbleibende französische Angriffslinien nach den drei Festungen Coblenz, Cöln und Wesel bezeichnen. Die Wahrscheinlichkeit ist dafür, wie dies aus früheren Erörterungen hervorgeht, daß die Franzosen die Angriffsrichtung auf Cöln nehmen. Deshalb wird es auch zweckmäßig sein, Cöln zum Hauptconcentrirungspunkt für die preußische Armee zu wählen. Die meisten würden allerdings, wie wir glauben, Coblenz vorziehen und zwar aus dem Grunde, weil auf dieses oder auf seine Nähe die südlichste Angriffsrichtung der Franzosen fällt und weil bei jeder nördlicheren, welche sie einschlagen, die preußische Armee sich mit der verhältnißmäßig größten Leichtigkeit auf ihre Verbindung stützen könnte. Indessen ist dies in unserm Falle von wenig entscheidender Kraft, da das Gewinnen der feindlichen Verbindung hier erst würde in Betrachtung gezogen werden können, wenn die preußische Armee einige Erfolge auf dem Schlachtfelde gewonnen und damit das Stärkeverhältniß zu ihren Gunsten umgewandelt hätte. Weit entscheidender ist für uns die vielfache Eisenbahnverbindung, welche Cöln im Rücken hat, und die Hilfsmittel, welche es dadurch, so wie als große Stadt für die ausgiebige Verpflegung einer großen Armee, folglich für die Möglichkeit bietet, diese längere Zeit unbeirrt concentrirt zu halten. Aus diesen Gründen haben wir auch nie den Vorschlag Willisens begreifen können, welcher für eine rheinpreußische Festungsgruppe die Gegend von Trier will. Geleitet haben ihn dabei die Rücksichten auf die Flankenstellung gegen jede nördlichere Operationslinie der Franzosen und auf die Confluenz von Saar und Mosel, welche für die taktische Anordnung allerdings Vortheile bietet. Aber eine der Hauptbedingungen für das wirksame Spiel einer Festungsgruppe — man könnte sie geradezu Vorbedingung nennen, ohne welche nichts erreicht werden kann, — ist eben die Möglichkeit des Zusammenhaltens großer Massen auf geringem Raum, und diese Vorbedingung wird nur durch Reichthum des Ortes und der Gegend und zahlreiche Communicationen derselben mit den Punkten, wo die Hilfsquellen der Ernährung liegen, erfüllt. Freilich lag zur Zeit als Willisen seinen Vorschlag machte, das ganze Eisenbahnsystem noch in den Windeln und die Rücksichtnahme auf die Eisenbahnen existirte somit kaum für ihn. Cöln empfiehlt sich uns außer Allem, was wir sonst erwähnten, nun auch noch dadurch, daß es der mittlere Platz an der preußischen Rheinlinie ist. Unter diesen Umständen liegt die Frage nicht entfernt, ob man sich nicht in der Gegend von Köln wenigstens einigermaßen die Vortheile eines Gruppensystems verschaffen könne? Diese Frage scheint uns nicht absolut verneint werden zu müssen. Durch eine Befestigung von Bonn und Siegburg

mit provisorischen Werken z. B. gewinnt man noch zwei Punkte, darunter einen gesicherten Rheinübergang mehr und die Gruppe, in sich ziemlich gut geschlossen, rückt nun um einen starken Tagemarsch näher gegen Coblenz heran, so daß die Strecke zwischen Cöln und Coblenz, auf welcher der Feind Uebergänge suchen könnte, zu seinen Ungunsten, wie man sich ausdrücken kann, verkürzt wird. Zur Verstärkung der Gruppe würde es dann nicht wenig beitragen, wenn man in den Gegenden von Rodenkirchen, Weßeling und Hersel, an den Punkten nämlich, wo der Feind durch Rheinübergänge in die Gruppe einzudringen vorzugsweise suchen würde, provisorische Forts anlegen wollte, zunächst am rechten Ufer; dort aber, wo das Terrain und das nothwendige Uebergangsmaterial eine Verbindung mit dem linken Ufer nicht allzuunbequem machen, an denselben Punkten auch am linken Ufer. Die Manöver aus und in dieser Festungsgruppe für die preußische Armee ergeben sich nach dem früher Gesagten leicht. Die preußische Armee, welche bei Cöln einen unter allen Umständen sichern Uebergang hat, während den Franzosen ein Uebergang durch die genannten provisorischen Werke in der Nähe des Platzes im höchsten Grade erschwert ist, kann zuerst den Beginn eines Ueberganges stören und verzögern und dann, während die Franzosen in demselben begriffen sind, mit ihrer Hauptmacht auf einem oder dem andern Ufer gegen einen Theil der französischen Hauptmacht bis auf einen Tagemarsch südlich Bonn oder zwei Tagemärsche südlich Cöln hinauf auftreten. Daß wir auf die Seite südlich Cölns den Hauptnachdruck legen, ergibt sich für denjenigen, der dem Gange unserer Erörterung mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, mit Nothwendigkeit. Möge sich übrigens der Leser das ganze System der Möglichkeiten bei dem Kampfe um diese Festungsgruppe in einzelnen Fällen vorstellen, er wird immer finden, daß es des höchsten Ungeschickes von Seiten der Preußen bedürfte, wenn sie sich von den Franzosen schlagen ließen und nicht verständen, hier oder dort gegen den Feind die Uebermacht zu entfalten. Aber, wenn nun die Franzosen an irgend einem Punkte unterhalb oder oberhalb Cölns und in einigermaßen weiter Entfernung von diesem Platze über den Rhein gegangen, sich um Cöln und die dortstehende preußische Armee gar nicht kümmerten und ruhig an die Weser marschirten? Nun, dann braucht ihnen der preußische Heerführer nur einige Tagemärsche zu folgen und ihre einzelnen Colonnen, die Nachhut anzugreifen, er wird jedenfalls hierdurch diesen Vormarsch alsbald zum Stehen bringen; und wenn er die nothwendige Energie besitzt, um mit voller Einsicht immer nur Cöln oder die Gruppe von Cöln, falls er geschlagen werden sollte, als seinen Rückzugspunkt anzusehen, nicht etwa darauf denkt, sich den Rückzug auf Berlin zu salviren, nicht sagt: ich bin umgangen, folglich muß ich zurück, (auf die Weser- und Elblinie nämlich): so unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Franzosen von ihrem Marsche an die Weser zurück an den

Rhein müssen und sich dort so lange aufzuhalten gezwungen sind, bis sie das preußische Heer entschieden, womöglich ein paar Mal, am Rheine geschlagen haben, welchem Mißgeschick aber, wie gesagt, dieses Heer hier mit einiger Gewandtheit immer aus dem Wege gehen kann. Wir lieben es nicht, immer eine Menge neuer Arbeiten zu empfehlen und für nothwendig zu erklären, um diesen oder jenen Terrainabschnitt zu sichern. Aber wir glauben, daß unsere Leser wol wissen werden, einen Unterschied zu machen zwischen einem Befestigungsvorschlag, der sich auf ein engbegrenztes Terrain, wie die Festungsgruppe von Cöln, beschränkt, auf ein Terrain überdies, in welchem ein großes Heer concentrirt werden soll, welches möglicherweise viel Zeit zu warten und dann auch viel Leute zum Arbeiten hat, und andern Vorschlägen, welche etwa die Befestigung der ganzen Rheinlinie von Wesel bis zur Schenkenschanz oder des Schwarzwaldes und ähnlicher Gegenden umfassen. Diese letztern Vorschläge stehn dem unseren diametral entgegen: sie führen zu einem Cordonsystem, der unsere zu einem System, welches der Concentrirung der Streitkräfte die Befestigungen lediglich dienstbar und behilflich macht; jene wollen mit den todten Streitkräften rechnen; wir lediglich mit den gehörig ausgerüsteten — auch im Ganzen gehörig ausgerüsteten, — lebendigen Streitkräften. Einmal vom Rheine siegreich vertrieben, würde eine preußische Armee, wie aus unserer Darstellung der Zubereitung des östlichen Theiles vom niederrheinischen Kriegstheater hervorgeht, wol schwerlich auch nur an der Weserlinie Halt machen können. Höchstens fände sie hier einen kleinen Ruhehalt und die Möglichkeit sich zu sammeln, um jetzt den Kampf an die Elblinie zurückzutragen und dort von Neuem aufzunehmen. Wir sind also am Schlusse unserer Studien gediehen; wir sind überzeugt, daß dieselben beachtet, nützlich werden können. Wir haben unsere Ansichten nirgends verklausulirt, obgleich wir überzeugt sind, daß in nicht zu langer Zeit ihre Richtigkeit der practischen Probe unterworfen werden wird trotz der maroccanischen, chinesischen und andern — übrigens sehr systematischen Diversionen. Wir wissen, daß Ansicht und Ausführung zweierlei sind, wissen aber auch, daß die gute Ausführung zur Grundlage die rechte Ansicht hat, ohne welche Alles verkehrt und erfolglos sein muß.

Wilhelm Rüstow.

Neue Arbeiten auf dem Gebiete der Literaturgeschichte.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Carl Goedeke. 1. Bd. Hannover, Ehlermann. — Wenn wir bei der Besprechung dieses Werks nicht so ausführlich sind, als bei Koberstein, so liegt der Grund nicht darin, daß wir ihm einen geringeren Werth beilegen; im Gegentheil kann man eine häufig gemißbrauchte Redensart mit vollstem Recht darauf anwenden: es befriedigt ein tief gefühltes Bedürfniß. — Es hat nämlich unserer Literaturgeschichte bisher an einer soliden bibliographischen Basis gefehlt, jeder Schriftsteller mußte darin von vorn anfangen, namentlich seit Gervinus und seine Nachfolger ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Darstellung und die ästhetische Kritik gewandt und die herkömmliche Form der Begründung durch Citate beseitigt haben. — Dieser vernachlässigten Seite der Literaturgeschichte hat Goedeke ausschließlich seinen Fleiß zugewandt. (Wir sprechen hier von dem zweiten Abschnitt, seit Gottsched; der erste ist in diesen Blättern schon angezeigt worden.) — Sein erstes Bestreben war Vollständigkeit der Bibliographie und Sicherheit jeder Angabe; in letzterer Beziehung ist das Verzeichniß musterhaft, da er, so weit es irgend möglich, nur nach eigner Anschauung der Quellen urtheilt. Was die Vollständigkeit betrifft, so kann mit einem Wurf natürlich nicht alles geschehen; er sagt selbst nach Seneca: multum adhuc restat operis, multumque restabit; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi; eine spätere Auflage wird noch manches hinzuzufügen haben. — Hier sei noch ein Wunsch ausgesprochen. Die erste Aufgabe ist natürlich die genaue Angabe sämmtlicher Drucke (bei Gesammtausgaben womöglich auch ein Inhaltsverzeichniß; bei Dichtern vom ersten Range auch die einzelnen Gedichte). Dann folgen die Briefsammlungen. Was nun das biographische Material betrifft, so kann die Lebensbeschreibung der Einzelnen nicht vollständig erzählt werden, ohne dem Buch eine andere Tendenz zu geben; es genügt eine summarische Uebersicht mit genauer Angabe der Quellen, aus denen man sich über das weitere unterrichten kann. Hier wären nun zwei Wege einzuschlagen: entweder es werden nur diejenigen Schriften angeführt, welche neues Material enthalten, also die Wissenschaft bereichern; oder, wenn das Verzeichniß der biographischen Versuche vollständig sein soll, so müssen diejenigen, aus welchen nichts zu lernen ist (d. h. in biographischer Beziehung), von den andern gesondert werden. — In Bezug auf die ästhetische Kritik wäre die Angabe der ersten und wichtigsten Recensionen wünschenswerth; absolute Vollständigkeit würde hier nicht nützen, sondern schaden. — Man erwarte nach diesen Angaben nicht etwa blos ein zweckmäßig registrirtes Bücher-

verzeichniß zu finden: der eigentlich referirende und urtheilende Theil des Handbuches ist zwar sehr kurz, aber aus dem Vollen geschöpft, er enthält durchweg die zur Orientirung nothwendigen Gesichtspunkte. — Wir haben einen Theil des Buchs bisher gar nicht betrachtet, der in der That aus demselben heraustritt: die Lebensbeschreibungen von Goethe und Schiller. Der Verfasser hat selber gefühlt, daß sie nicht hineingehören; er hat einen Separatabdruck davon veranstaltet (Goethe und Schiller von K. Goedeke. 2. durchgesehene Auflage. Hannover, Ehlermann); und bei einer neuen Ausgabe des Handbuchs wären sie dort in Wegfall zu bringen. An sich betrachtet, gehören die beiden Lebensbeschreibungen zu dem besten, was in diesem Fach bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urtheil hervortritt, eindringend und geistvoll. Goedekes Werk wird auf den Fortgang unserer Literaturgeschichte sehr segensreich einwirken; für Jeden, der sich ernsthaft damit beschäftigen will, ist es ein unentbehrliches Handbuch.

Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in 4 Bd. Mit Goethe's Portrait nach May. — Stuttgart Becher. — Wenn sich das Werk von Lewes seiner drastischen Darstellung wegen eine größere Popularität verschafft hat, als seine deutschen Concurrenten, so müssen doch alle, die sich eine gründliche Kenntniß verschaffen wollen, auf Viehoff zurückgehen, da Düntzer, dessen sorgfältige Arbeiten in diesem Fach gern anerkannt werden sollen, sich bisher auf Vorarbeiten beschränkt hat. — Eine beiläufige Bemerkung für die Besitzer des vortrefflichen Werkes von Düntzer: Goethes Freunde. Es ist zweckmäßig, an den Seiten die Jahreszahlen nachzutragen, da Düntzer zwar von Monat zu Monat fortgeht, aber in den meisten Fällen die Jahreszahl vergißt. — In den letzten Bänden hätte Viehoff noch manches nachtragen können: in eine so ausführliche Biographie wie die seinige gehörte doch z. B. eine genauere Auseinandersetzung der Beziehungen zu Bettina Brentano und Minna Herzlieb, über welche gegenwärtig schon Material vollauf zu finden ist. In dem Urtheil über die Werke kann man ihm nicht immer beipflichten; aber das Ganze ist doch ein sehr gutes, mit Liebe und Gewissenhaftigkeit gearbeitetes Werk, und darf in keiner Bibliothek fehlen. —

Eutiner Skizzen. Zur Cultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Wilhelm von Bippen. — Weimar, Böhlau. — Den Lebenskreis von Voß und Stolberg, seinen gemüthlichen Inhalt und die allmälig sich ergebenden Zerwürfnisse zu schildern, ist eine sehr dankbare Aufgabe; der Verfasser hat sorgfältige Studien gemacht und den angemessenen Ton gefunden. Leider fehlt seinem Bilde die Ordnung und feste Gruppirung, seine Erzählung läuft bunt durch einander, und selbst bei seinen historischen Noti-

zen würde man eine größere Genauigkeit wünschen. Dennoch verdient das Buch von den Freunden unserer guten Literatur gelesen zu werden, weil es den Eindruck im Ganzen treu und würdig wiedergibt. Namentlich sind die localen Zustände sehr gut geschildert.

Schillers Leben und Dichtungen. Von August Spieß. — Mit dem (angeblich von Hetsch nicht von Guibal gemalten) Bildniß Schillers im 21. Jahre. — Wiesbaden, Kreidel und Niedner. — Für das größere Lesepublicum berechnet, mit anziehender Wärme geschrieben, wie das Leben Goethes von demselben Verfasser. Eine eigentlich literarhistorische Bedeutung nimmt der Verfasser nicht in Anspruch. Die Ausstattung ist vortrefflich. —

Schillers Briefwechsel mit Körner, Leipzig, Veit. — Durch die wohlfeile Ausgabe (4 Bände für 2 Thlr.) wird nun dieses wichtigste Document für die Würdigung unsers großen Dichters auch dem größern Publicum zugänglich gemacht. Als Einleitung ist beigegeben „Schillers und Körners Freundschaftsbund" von H. Marggraf. — Ein nicht unwichtiger Beitrag für das Studium der Schillerliteratur ist ferner das Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers im Saale der kön. Akademie zu Berlin aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke, Musikalien und Erinnerungen (Berlin, Lange). — Einige Schriftstücke von Schillers Hand sind aus dem Universitätsarchiv von Jena mitgetheilt als Anhang zu Kuno Fischer's akademischer Festrede, gehalten in der Collegienkirche zu Jena. (Leipzig, Brockhaus.)

Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal von H. Klenke. Dritte gänzlich umgearbeitete Ausgabe, mit Portrait. — Leipzig Spamer. — Die neue Ausgabe ist „in einer volksthümlichen Form" umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt. —

Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit, nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Fr. Paldamus. Zweite Abtheilung, 1. Bd. Mit 16 Portraits und Facsimiles in Holzschnitt. — Leipzig, Teubner. — Ein vortreffliches Buch, das als populäre Ergänzung aller gelehrten Literaturgeschichten empfohlen werden kann. Es enthält, anspruchslos, aber nach den besten Quellen bearbeitet, die Biographien der bedeutendsten Männer, die auf die Entwicklung unserer Literatur eingewirkt haben; das Urtheil über ihre Werke drängt sich nicht hervor, ist aber durchweg gesund und verständig. — Der vorliegende Band enthält: Klopstock, Denis, Kretschmann, Gerstenberg, Schubert, Geßner, Wieland, Alxinger, Blumauer, Bürger, Voß, Hölty, Miller, Boje, Stolberg, Claudius, Gokler, Göckingk, Lessing, Moser, Winckelmann, Heyne. —

Christian Oesers Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen für gebildete Leser. In zweiter Auflage größtentheils neu be-

arbeitet von J. M. Schäfer. — Leipzig, Brandstetter. — Der Herausgeber — der sich durch seine Biographie Goethes und seine eigne Literaturgeschichte als tüchtigen Kenner der Literatur bewährt hat — ist nach seiner eignen Aussage an die Umarbeitung eines Werks, dessen Grundlage er wissenschaftlich für verfehlt hielt, während ihm doch gerade seine Form einen zahlreichen Leserkreis verschafft, mit einigem Bedenken gegangen; er hat sich geschickt genug aus der Sache gezogen, und für diejenigen, denen es auf ein tieferes Eingehen nicht ankommt, ein recht lesbares Buch zu Stande gebracht. —

Goethes lyrische Gedichte. Für gebildete Leser erläutert von H. Düntzer. Elberfeld, Friderichs. — Für diejenigen, denen der allgemeine Eindruck der poetischen Stimmung nicht genügt, bedürfen Goethes Gedichte allerdings eines Commentars. Sie sind fast durchweg aus besondern Gelegenheiten entsprungen, und diese Beziehung, die doch zum völligen Verständniß gehört, ist vom Dichter sorgfältig verwischt. Bei jedem Gedicht die Zeit der Entstehung und die Veranlassung auszumitteln ist ein dankenswerthes Geschäft. Düntzer ist gerade durch seine minutiösen Studien dazu im hohen Grade geeignet, und wir nehmen auch die breite Darstellung von Dingen, die Jeder selbst finden kann, ohne welche es einmal bei ihm nicht abgeht, gern mit in Kauf: nur eins haben wir an ihm auszusetzen, daß er seine Behauptungen so oft ohne Beweis hinstellt. Dahin gehört z. B. gleich Alles, was er über die „Zueignung" sagt. Wir zweifeln nicht daran, daß er für seine Ansicht vollwichtige Gründe hat, aber diese müssen angegeben werden, sonst wird immer der einen Behauptung die andere entgegengestellt. — Dahin gehören auch die Erläuterungen zu den deutschen Classikern (Wenigen-Jena, Hochhausen): erste Abtheilung, Goethe, von Düntzer, dritte Abtheilung, Schiller, von Eckardt. Der letztere geht in seinem Enthusiasmus für Alles, was Schiller geschrieben hat, auch das Mittelmäßigste, noch weiter als Palleske; seine Nachweise sind zuweilen sehr dankenswerth. Ueber die Art der Düntzerschen Commentare ist schon früher gesprochen. —

Die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Lewes'sche Kritik der Dramen Goethes. Von Karl Biltz. Potsdam, Riegel. — Eine geistvolle kleine Schrift, äußerst lebendig und tiefer in den Gegenstand eindringend, als manches Buch, das sich mit philosophischen Floskeln ausputzt. Schade, daß der Gedankengang noch zu chaotisch ist. —

Stellung und Aufgabe der bildenden Kunst der Gegenwart.

Mag man von dem Höhepunkt, welchen die bildende Kunst in unserm Jahrhundert erstiegen hat, denken wie man will, gewiß ist, daß die Erzeugnisse des vorigen Jahrhunderts mit denen des unsrigen sich in keiner Hinsicht messen können. Selbst das Aeußerlichste, die Technik, welche jeder sinkenden Kunst noch am längsten treu bleibt, ja, nicht selten ihre höchste Ausbildung erst dann erreicht, wenn es bereits bergab geht, hat wenigstens bei den kleineren Meistern unsrer Tage eine Vollkommenheit gewonnen, wie sie die vorhergehende Periode nicht kannte.

Wer kann, um von den allgemein zugestandenen Vorzügen der Zeichnung und Komposition der bildenden Künstler unsrer Tage im Verhältniß zu denen des vorigen Jahrhunderts zu schweigen, die Maler der Düsseldorfer Schule der Vernachlässigung des Kolorits zeihen? Wer nicht in die gleißnerische Glätte belgisch-französischer Pinselführung vernarrt ist, gewiß nicht! Den Düsseldorfern stehen hierin, so weit sie in andern Dingen dieselben noch übertreffen, die heutigen Landschaftsmaler Münchens kaum nach.

Was thut es nun, daß die Färbung unsres Altmeisters Cornelius uns abstößt und die seines großen Schülers Kaulbach uns wenigstens nicht anzieht? Wissen wir doch Alle, daß dafür bei dem ersteren der Born der Erfindungsgabe unerschöpflich fließt und daß der Witz und Geist des letztern uns für die Vernachlässigung des Pinsels hinlänglich entschädigen. War doch selbst Raphael eben nichts weniger als ein glücklicher Kolorist und hat Michel-Angelos Meißel bekanntlich so manchen Marmorblock verdorben, der, unter zahmeren und geübteren Händen vollendet, uns doch um kein Haar mehr erfreut haben würde, als seine unvollendete Madonna und seine Pieta.

So sehr wir überdieß Ursache haben den Mangel in technischer Hinsicht bei manchen Künstlern unsrer Tage zuzugestehen, so vergesse man doch nicht, daß wir auch Meister besitzen, die selbst darin Unübertreffliches leisteten. Ein Werk wie Rosenfelders Uebergabe der Marienburg gehört nicht nur in Komposition und Zeichnung, sondern auch in der Ausführung zu dem Bedeutendsten, was je geschaffen worden ist; ja, letztere dürfte für ein historisches Bild vielleicht schon zu vollendet, d. h. zu glatt für die Würde des Gegenstandes sein. Was Piloty in München in der Farbe vermag, darf ich als bekannt voraussetzen.

Wer kann ferner gegen Rauchs und seiner bedeutenderen Schüler Meißelführung irgend begründete Einwendungen erheben, wenn er auch mit Recht die älteren Werke der Münchner noch einer gewissen Schwerfälligkeit zeihen darf?

Fassen wir in wenigen Worten zusammen, was wir so eben im Einzelnen erörtert haben, so müssen wir sagen: Die Maler- und Bildnerkunst unsrer Tage hat in dem höchsten ihrer Aufgabe, in Komposition, Zeichnung und Naturwahrheit des Ausdrucks einen ungeahnt raschen Aufschwung genommen, in dem Beiwerk hat sie noch vieles zu erreichen. Mag sie es thun, ohne den höheren Vorwurf der Kunst deshalb aus dem Auge zu verlieren. Was man ihr von Realismus und Idealismus der Auffassung vorredet, werfe sie, wie unsre Zeit die philosophische Phrase überhaupt, bei Seite und für das bloße Wort, suche sie nach dem Begriff und dem Wesen.

Weniger günstig dürfte unser Urtheil über die Baukunst und die Baukünstler ausfallen. Der Architektur klebt ihrem Wesen nach etwas Bodenschwere an. Mit der Masse und durch die Masse selbst muß sie wirken. Hat sich die Materie für den Maler zum bloßen Schein verflüchtigt und ist für den Bildner einzig und allein die Oberfläche derselben noch von Bedeutung; so kann der Baumeister dagegen das Material mit allen seinen Forderungen nie loswerden. Die Linie, die Oberfläche macht ihm nicht weniger Sorge, als das Gewicht der Massen; selbst die Farbe darf er nicht gänzlich aus dem Auge verlieren. Allem zusammen muß er genügen. Trägt er nur Einem oder dem Andern Rechnung, so ist sein Werk trotz einzelner Schönheiten unvollendet und unvollkommen.

Der Maler und der Bildhauer schaffen sich einen subjektiven Stil, wenn ihre Zeit, wie die unsrige, Ursache hat über objektiven Stilmangel zu klagen; nicht so der Architekt. Er muß den Gedanken seiner Zeit veranschaulichen, sonst versteht ihn Niemand. Die Baukunst bedarf daher Jahrhunderte langer Vorarbeit, ehe sie fähig ist, sich irgend einer Stilvollkommenheit zu rühmen.

Auf dem willkürlichen Machwerk der Zopfzeit konnte der neuere Künstler nicht fortbauen. Daher griff der eine Theil der Architekten, wie Schinkel und Klenze, vorzugsweise nach den Formen des Alterthums, der eine mit, der andre ohne Glück und Geist. Schinkels Bauten werden jedem nachkommenden Geschlecht, es mag einschlagen welche Bahn es will, Achtung abgewinnen. An Klenzes Bauten wird die Zukunft nur den guten Willen anzuerkennen haben.

Andere Künstler wiederum glaubten in der älteren christlichen Kunst den Ausgangspunkt gefunden zu haben. Sie bauten daher im Rundbogenstile. Wie Ziebland griffen sie nach der ältesten christlichen Bauweise oder gingen wie Gärtner von den späteren italienischen Formen dieses Stils aus, oder vertieften sich wie Haase in die deutschmittelalterlichen Gestaltungen desselben.

Die Uebrigen wandten sich lieber unmittelbar dem Höhepunkt der christlichen Baukunst, dem gothischen Stil, zu. Schon Schinkel that, voran wie immer, den ersten Schritt, wenn auch dießmal mit entschiedenem Unglück.

Das Vollendetste der Art leistete Ohlmüller im Bau der Aukirche in München. Andere wie Zwirner wandten all ihren Fleiß, all ihre Kraft auf die Restauration unsrer gothischen Dome. Der Bau der Nicolaikirche in Hamburg, der Votivkirche in Wien und andere der Art werden kommenden Geschlechtern verkünden, daß unsrer Baukunst die nothwendigen Voraussetzungen, nicht die Kraft und der gute Wille mangelten, um Neues und Originelles zu schaffen.

Jedenfalls wird man zugestehen müssen, daß von allen bedeutenderen Architekten eine liebevolle Vertiefung in die Werke der Altvorderen angestrebt wurde, und daß man in allen Stilen der Vergangenheit mit mehr oder weniger Glück in unsren Tagen gebaut hat. Man wird ferner einräumen, daß in Folge davon wenigstens die leidige Stilmengerei nach und nach beseitigt worden ist, und daß man, da man den gegebenen Voraussetzungen nach nicht über den Eklekticismus hinauskommen konnte, bei den meisten Bauten den Stil wenigstens mit Verstand und Geschmack nach der Bestimmung des Gebäudes und seiner Umgebung gewählt hat.

Das Verdienst der vervielfältigenden Künste, die ich passender vielleicht gleich hinter der Malerei hätte erwähnen können, beruht in unsern Tagen darin, daß sie auf das Wesentliche ihrer Bestimmung, auf die Zeichnung, den Hauptnachdruck legten und daher freiwillig auf die malerische Wirkung, die mit Ausnahme der schwarzen Kunst und des Steindruckes ihnen versagt bleibt, verzichteten.

So weit, denke ich kann unser Urtheil in der Anerkennung der Leistungen unsrer Tage gehen, ohne sich einer Lobhudelei und thörichten Selbstverblendung schuldig zu machen und ohne befürchten zu müssen, die Nachwelt werde Ursache haben, auf den vermeintlichen Höhepunkt der Kunstbestrebungen unsrer Tage stolz herabzublicken.

Geben wir uns Rechenschaft darüber, wie wir zu diesen immerhin glänzenden Resultaten gelangt sind, so könnte bei dem ersten flüchtigen Ueberblick uns leicht der Gedanke aufkommen: die bildende Kunst unsrer Tage sei kein Produkt nationaler Begeisterung und Theilnahme, sei nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen, sondern nur in der Fürsten Gunst groß gewachsen, sei eine künstliche Treibhauspflanze, eine Modesache, die man bei der Neugestaltung der Dinge füglich werde bei Seite legen können. Dem ist nicht so! Für die künftige Entwicklung der Kunst in unsern Gauen kann dieser Umstand nicht ganz gleichgültig sein, da die Kunst nicht wie die Wissenschaft im stillen Kämmerlein des Gelehrten gedeihen kann, sondern auf die öffentliche Gunst, die Unterstützung des Staates in ihren Hauptzweigen, den monumentalen Denkmälern, angewiesen ist.

Lange ehe der deutschen Kunst Fürstengunst lächelte, hatten Carstens, Koch, Wächter, Schick und Andere das Banner der Neuzeit erhoben und die Fahne der Revolution gegenüber dem Zopf der Akademien des vorigen Jahr-

hunderts aufgepflanzt. Größtentheils fern von ihrem Vaterlande haben diese Männer ohne nationale Unterstützung für individuelle lebensvolle Auffassung, Naturwahrheit in der Zeichnung, für wahre Begeisterung und den innern Gehalt ihrer Kunstschöpfungen gerungen, gelitten und gelebt. Wie immer folgte die Masse mit ihrem Enthusiasmus den Edelsten der Nation erst später. Nach dem Fall jener Vorkämpfer traten neue Kräfte in die Schranken und liefen den Meistern daheim aus der Schule, um im Kampf des Lebens ihre Kraft zu stählen.

Vor dem Ausbruch der Freiheitskriege wirkten bereits Cornelius und Overbeck in Rom, noch während derselben oder unmittelbar nach ihrer Beendigung schlossen sich Veit, die beiden Schadow, Schnorr, Eberhardt u. a. an. Was den Vorgängern versagt blieb, errangen sich diese jugendfrischen Geister, Anerkennung, und zwar im Auslande, grade in dem Lande, das Deutschland, des deutschen Einflusses im Mittelalter gänzlich uneingedenk, in Kunstangelegenheiten stets über die Achseln anzusehen gewohnt war. Man übersehe doch ja nicht, daß die Fresken in der Casa Bartholdi, im Jahre 1816 begonnen, den Ruf deutscher Kunst schon weithin trugen, ehe der damalige Kronprinz von Baiern, Ludwig, nach Rom kam, und daß die Schöpfer derselben im Jahr 1819 bereits im Stande waren, dem deutschen Fürstensohn in der Villa Schultheis ein immerhin denkwürdiges und glänzendes Abschiedsfest zu veranstalten. König Ludwig gebührt nun das Verdienst, der deutschen Kunst im Vaterlande eine bleibende Stätte bereitet zu haben.

Ganz unabhängig von ihm entwickelte sich in Preußen Schinkel, der größte Architekt der Neuzeit, bekanntlich mehr durch Friedrich Wilhelm des Dritten Sparsamkeit in seinen Plänen gehemmt, als durch seine Zuneigung gefördert. Auch Rauch kann gewiß Niemand als Künstler eine Abhängigkeit vom preußischen Hofe nachsagen. Freie Wahl trieb ihn in seiner mehr demüthigenden als erhebenden Stellung daselbst, das Bild der unvergeßlichen und allgeliebten Königin Luise durch seinen Meißel zu verherrlichen. Später hat ihn vorzugsweise die Darstellung der Männer, auf welche jeder Deutsche mit Stolz und gehobenem Herzen zurücksieht, beschäftigt. Die Statuen von Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York, Friedrich dem Großen sind aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Seine Thätigkeit war somit eine echt nationale und seine Kunst nichts weniger als eine höfische.

Wozu soll ich ferner erst auf die allmälige Entfaltung der Düsseldorfer Malerschule hinweisen? Der eine Theil ihrer Schüler hat sich ganz unabhängig vom Staat und Hof in den Dienst der katholischen Kirche begeben, der andre Theil derselben wandte sich vertrauensvoll an den begüterten Theil der Nation. Die Nachwelt wird ihre Erzeugnisse daher nicht in den Gallerien der Höfe zu suchen haben. Weit umher sind sie in kleineren Kirchen, in den Sälen und den Zimmern vorzüglich reicher Kaufleute verstreut.

Nicht einmal der Adel hat Ursache sich der Förderung dieser Künstler zu rühmen. Den Hauptabsatz der düsseldorfer Erzeugnisse haben die Kunstausstellungen zu Wege gebracht, die als Mittel, die Schätze der Kunst auch den weniger Begüterten zugänglich zu machen und dem Künstler Kunden und Ruf zu erzielen, vor der Hand bleiben müssen wie sie sind. Daß der kleinere Künstler dadurch am meisten gefördert wird, ist gut; denn ohne sie wird es keine großen geben. Ich könnte endlich, um zu beweisen, daß die neuere deutsche Kunst nichts weniger als eine Hofkunst ist, wie die Menge noch immer glaubt, die Namen einzelner bedeutender durch alle Gaue unsres Vaterlandes verstreuter Künstler anführen; ich unterlasse es, indem ich nur noch bitte, jener bescheidenen Naturen wie Richter*) hierbei nicht ganz zu vergessen, die so recht eigenlich für die Schichten des Volkes durch ihre reizenden, Groß und Klein erfreuenden Illustrationen gewirkt haben. Wer einmal so recht herzlich über die Zeichnungen der fliegenden Blätter oder der düsseldorfer Monatshefte gelacht hat, der denke in Zukunft daran, daß sie größtentheils von Leuten um des Lebens Nahrung und Nothdurft entworfen sind, die am Beginn ihrer künstlerischen Laufbahn stehen, meist ohne Aussicht, in Zukunft je mehr zu verdienen als sie gerade brauchen, ohne Aussicht auf Ruf und Erfolg.

Unsere Leser könnten leicht auf den Gedanken kommen, es sei unsre Absicht, den beiden Fürsten, denen vorzüglich der Ruhm gebührt, bisher deutsche Kunst gefördert zu haben, König Ludwig von Baiern und Friedrich Wilhelm dem Vierten, den wohlverdienten Ruf zu schmälern. Das sei fern von uns! Was sie aus eignen Mitteln für die Kunst gethan haben, gebührt ihnen auch allein; was sie aber aus Staatsmitteln bewilligt haben, davon müssen sie billig ein Theil dem deutschen Volke abtreten, in dessen Geist und Sinn sie handelten. Bleibt ihnen doch unverkümmert der Ruhm, nicht nur zwei Kunstgönner, sondern auch zwei Kunstkenner gewesen zu sein; auch waren sie die echten Kinder der Zeit, welcher sie entsprossen waren, die beiden letzten fürstlichen Romantiker des achtzehnten Jahrhunderts, wenn diese Bezeichnung gestattet ist. Es war in ihnen ganz derselbe Geist thätig, der sich in Schriftstellern wie Tieck, Schlegel, Novalis, Wackenroder wirksam zeigte, der in Malern wie Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow sich geltend machte, ein Geist, der bei bedeutenden Naturen die angeborne Kraft nicht unterdrücken konnte, bei kleinlich angelegten, bei dem Durchschnittsschlag der Menschen, in Vergötterung der Vergangenheit, Verkennung der Gegenwart und ihres Berufes,

---

*) Wir machen hierbei auf ein im Erscheinen begriffenes neues Werk Richters „Für's Haus. Dresden, Verlag von Gaber und Richter“ aufmerksam, von dem uns 27 Blätter vorliegen. Es ist wieder sehr viel Anmuthiges darunter, und das Ganze eignet sich zu einem Weihnachtsgeschenk.

starrsinnige Gedankenfrömmelei und äußerliche Prüderie ausartete, Fehler, die in den bis jetzt geschaffenen Werken der Kunst sich leicht nachweisen lassen.

Wer mag es leugnen, dieser Geist ist vorübergegangen, diese Zeit abgelaufen! Durch das Fege- und Läuterungsfeuer der vierziger Jahre sind wir, ist unser Leben und unsre Kraft hindurchgegangen. Viele Schlacken haben sich seitdem abgesondert, ein neuer Geist beseelt die Nation und theilweise auch ihre Lenker. Will die Kunst nicht zurückbleiben, wird sie streben müssen, diesen Geist in sich walten und gestalten zu lassen.

Versuchen wir diesem Geist, so weit es vor der Hand überhaupt möglich ist, Worte zu leihen und ihm nachspürend in leichten Umrissen die Bahn vorzuzeichnen, welche die Kunst in nächster Zeit etwa einzuschlagen haben wird. Offenbar wird diese Umwandlung sich zunächst wieder in einer größern Vorliebe für die deutsche Nationalität documentiren. Man wird vom Künstler dringender als je die Behandlung vaterländischer Stoffe in der monumentalen Kunst verlangen. Soll ihm die größere Aufgabe werden, muß er in der kleineren selbstgewählten vorher darthun, was sich von ihm im Dienste der Oeffentlichkeit erwarten läßt.

Mag der Historienmaler daher häufiger, als es bisher leider der Fall war, in das Gesammtgebiet deutscher Vorzeit hineingreifen oder seinen Vorwurf dem Geschichtsgebiete der neueren Staaten entlehnen, wozu sein Herz und die Verhältnisse ihn drängen mögen. Der Genremaler soll dem Leben und Treiben in der Heimat nachgehen, statt dem Volk unverständliche Scenen ferner Länder vorzuführen, die er selbst in sich nur nach den Werken Anderer reproducirt. Die klobigen Naturen niederländischer Kleinmalerei oder die bunten Flicken italienischer Lazaronis sind, beim rechten Lichte besehen, um kein Haar malerischer als die Scenen des heimischen Heerdes, an denen unsere Künstler mit wenigen Ausnahmen stolz vorübergegangen sind.

Der Bildhauer wird vor allem der Portraitstatue seine Aufmerksamkeit zu widmen haben, weil sie am meisten geeignet sein wird, die Sympathie der Mitwelt auf sich zu lenken und den Künstler in das Leben und die Eigenheiten seiner Umgebung einzuführen. Schwieriger wird in diesem Kunstzweig die Aufgabe des Idealisten sein; jedenfalls wird er in seinem Gebiet mehr erstreben müssen als eine bloße Wiedergeburt der Antike mit Haut und Haar. Ich meine, des früh verstorbenen Schadows Werke dürften ihm den richtigen Weg weisen.

Dem Maler und Bildhauer wird auch der Baumeister sich anzuschließen haben. Die deutsche Baukunst wird man auch von ihm verlangen. Mag er nun den germanischen Rundbogenstil in Anwendung bringen oder dem gothischen Spitzbogenstil, seiner unmittelbaren Fortsetzung, als dem vollendeteren den Vorzug geben. Am meisten wird er sich vor dem willkürlichen Flickwerk

der Renaissance und den kecken Bauten der Zopfzeit zu hüten haben, die jeder nationalen Grundlage entbehren. Verlangt die Zeit keine Kirchenbauten von ihm, so wende er alle Sorgfalt auf die Profanbauten, die jeder Zeit, wo jene zu sinken begannen, die Oberhand gewonnen haben. Hoffentlich ist unser Leben von einem wahrhaft kirchlichen Geist noch tief genug durchdrungen, um diese Voraussetzung und Befürchtung zu Nichte zu machen! Ein Volk ohne Gottesdienst geräth in Herrendienst.

Mit dem Stoff und dem Stil wird auch ein Wechsel in der Technik Hand in Hand gehen. — Wenn der Künstler, was wir wünschen, aufhört blos für den Gebildeten, den speziellen Kunstfreund, zu arbeiten, wird er darnach ringen müssen, auch den kleineren Anforderungen des Volkes, das keine Voraussetzungen kennt, und dem ungebildeten Auge Genüge zu leisten. Wonach sieht dieses Auge zunächst? Nach der Technik! Die größtmögliche Annäherung an die Natur dünkt ihm, so falsch es ist, das Höchste in der Kunst. — Der Künstler hat kein Recht, ihm das, was es in Wahrheit ist, das Niedrigste derselben, zu versagen, wenn er das Höchste zu leisten sich berufen fühlt. Am meisten wird dieser Anforderung der kleinere Künstler, der sich dem Genre, dem Fruchtstück, dem Stillleben, dem Portrait zuwendet, nachzukommen haben. Wer in dem Kleinsten groß zu sein sich bemüht, wird am meisten zu einem möglichst engen Anschluß an die Natur gedrängt werden, wenn er auf Beifall, Erfolg und Abnahme Anwartschaft haben will.

Auch zu einer verhältnißmäßig billigeren Herstellung seiner Schöpfungen wird sich der Künstler verstehen müssen. Das Uebermalen und wieder Uebermalen, das ohne dies selten zu mehr als akademischer Schulgerechtigkeit und abstoßender Kälte führt, wird selbstverständlich möglichst zu vermeiden sein. Schon von früh an wird der Künstler nach einer seiner Individualität entsprechenden Malweise zu streben haben, die für das Aeußere nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt, als für den Gehalt, den Gedanken seiner Schöpfung erforderlich ist. Die Derbheit und Kühnheit der Ausführung, in welche die Niederländer um deßwillen geriethen, wird der deutsche Künstler in dieser Hinsicht weniger zu fürchten haben, als die Verblasenheit und Weichlichkeit, in welche die italienischen Schnellmaler verfielen.

Man sieht, Gefahr droht von allen Seiten bei den materiellen Anforderungen der Neuzeit, und der Künstler wird um so sorgsamer darauf zu achten haben, ihr zu entgehen. Am sichersten wird es ihm gelingen, wenn er ihnen weder starrsinnig zu trotzen versucht, noch auch weichlich und ohne Besonnenheit sich ihnen hingibt. Bei dem Bildner wird die richtige Verwendung der Schüler und bei dem Baumeister die reifliche Ueberlegung bei der Wahl des Materials und der Localität zur Verringerung des Kostenpreises beitragen.

Am gefährlichsten dürfte die herannahende Zeit den armseligen Naturen

werden, die sich der bloßen Heiligenmalerei und der Kirche in die Arme geworfen haben, weil sie den Anforderungen derselben noch am ehesten genügen zu können vermeinten. Tausende von Madonnen sind gemalt worden, sie haben daher um so mehr Hoffnung, mit Hilfe jener noch eine oder die andere zu Stande zu bringen. Geistreicher Motive bedarf es hier ja am wenigsten; denn selig sind die geistig arm sind, sagt die Kirche, und was der Maler nicht auszudrücken vermag durch seine Kunst, das interpretiren dem Gläubigen die Symbole, die er täglich sieht und deshalb zur Noth noch versteht; wir Ungläubigen mögen zu dem Behuf dem Künstler zu Liebe Ikonographie treiben. Schlimm genug, daß bedeutende Männer wie Overbeck, Heß, Schraudolph den Reigen dieser armseligen fanatischen Seelen anzuführen sich nicht entblödet haben. Bilder und Künstler der Art kann das Zeitalter des Verstandes nicht weiter brauchen, so sehr es die Werke der Vorzeit, welche diese Typen schuf, nicht nachäffte, wie unsre Nazarener thun, zu schätzen wissen wird.

Man befürchte deshalb nicht, daß die religiöse Malerei untergehen muß. Was die heutige Kirche braucht, kann auch der heutige Künstler noch liefern; nur soll er im Geiste der Neuzeit schaffen. Nur wo er restaurirt, soll und muß er sich bemühen, in den Geist der Vorzeit sich zu vertiefen.

Der religiöse Geist der Neuzeit legt das Hauptgewicht auf das Wort und die Erbauung durch das Wort; das unbestimmte religiöse Gefühl des Mittelalters ist ihm fremd geworden. Die religiöse Malerei der Neuzeit wird daher etwa auf die Principien der altchristlichen zurückzugehen haben, die das Bild zum Zweck der Belehrung, nicht zum Behuf der Anbetung in die Kirche aufnahm, d. h. sie wird wieder Handlung und Verständniß in die Kirchenmalerei zu bringen, die hergebrachten Stellungen, die Symbolik, die architektonische Anordnung, zu entfernen haben. Die Archäologie und die Geschichte der Malerei, nicht die Malerei selbst, hat die Pflicht den historischen Werth dieser Dinge zu erforschen und zu erhalten. Die ganze biblische Geschichte, die Legendengeschichte mit ihren sinnreichen Erfindungen, die Reformationsgeschichte der einzelnen christlichen Bekenntnisse bieten dem Maler unserer Tage reichen und dankbaren Stoff, durch dessen Bearbeitung er auch das Auge der s. g. Ungläubigen noch fesseln und das Herz dieser verlorenen Seelen noch erbauen kann.

Ein Gebiet, das wir bis jetzt gänzlich übergangen haben, und dem eine große Zukunft noch bevorsteht, ist die Dekorationsmalerei und Dekorationsskulptur. Beide befinden sich bis jetzt in einer wahrhaft unglaublichen Rohheit und Vernachlässigung. Leer und kahl gähnen uns theilweise wenigstens deshalb die Zimmerwände selbst der reicheren Leute entgegen. Das war in Zeiten einer wahren Kunstblüthe anders. Man durchwandre die Zimmer und Berathungssäle unsrer Vorfahren im Mittelalter oder versetze sich im Geist in die Ruinen Pompejis. Welche künstlerische Pracht hier in den Wohnstätten

einer kleinen Provinzialstadt! Wie muß es in Rom in dieser Hinsicht ausgesehen haben! Welcher Handwerker ist im Stande heutigen Tages das zu leisten, was hier Sklavenhände geschaffen haben; welcher Künstler würde sich dazu verstehen, so Etwas auszuführen und um welchen Preis! Hier ist eine Kluft auszufüllen. Ich sollte meinen, es wäre ehrenvoller für den, welchen wahre Liebe zur Sache beseelt, in der Arbeitsjacke sein Brod redlich und reichlich zu verdienen und dadurch den Kunstgeschmack verbessern zu helfen, als im abgeschabten Sammtrock im thörichten Künstlerwahn vor der Staffelei zu verhungern. Man fange nur erst an und wage es; die öffentliche Meinung wird, wenn man Besseres leistet, bald sich ändern und die Nachfrage folgen. Bald wird der geschmacklose Rokokoplunder verschwinden, der unsre Stubenwände verstellt und entstellt, sobald nur Hände da sind, die Zierlicheres und Sinnreicheres zu leisten im Stande sind.

Noch schlechter als mit der Zimmermalerei ist es mit der Skulptur bestellt; so wie sie zur Zeit in den Händen der Stukaturarbeiter ist, ist sie vollkommen unbrauchbar. Nur wenn uns die zeichnende Kunst wieder von allen Seiten umgiebt, kann sich das moderne Auge wieder daran gewöhnen, kahle Flächen überhaupt zu hassen und außer der Farbe auch die Form wieder zu lieben, zu achten. Der sinnreiche Grieche und Römer verzierte Alles, was er im Besitze hatte, figürlich und verzierte es passend und geschmackvoll. Die Darstellung stand mit dem Zweck des Gegenstandes selbst in einer geistigen Verbindung. Nicht anders verfuhr man in der Blüthezeit des Mittelalters. Wie armselig und dürftig nehmen sich dagegen unsre Hausgeräthe im Verhältniß zu denen jener Zeiten aus!

So lange dieser Mangel moderner Anschauungsweise nicht beseitigt ist, kann von einer wahren und volksthümlichen Kunst auch keine Rede sein. Wenn unsre Kunst auch gerade keine Hofkunst ist, wie wir uns überzeugt haben, so ist sie bis zur Zeit wenigstens doch nur eine Kunst der höher Gebildeten, eine aristokratische Kunst gewesen. Der Beruf aber jeder wahren Kunst ist, Volkskunst im weitesten Sinne des Wortes zu sein.

Soll die Kunst unsrer Zeit diesen Beruf erfüllen, so muß ein Entgegenkommen von zwei Seiten stattfinden. Der Künstler muß sich dem Handwerker, aus dem er hervorgegangen ist, der Handwerker dem Künstler wieder annähern. Die Hauptaufgabe der folgenden Periode wird es sein, diesen Uebergang vorzubereiten, eine Verbindung herbeizuführen, ohne eine Vermischung, die beiden Theilen gleich verderblich sein würde, zu Wege zu bringen.

Mag Jeder in seinem Kreise darnach streben. Die Regierungen mögen die Kunst von Staatswegen im Namen, auf Kosten und mit Bewilligung der Nationen und ihrer Vertreter fördern; sie mögen sich aber hüten, die Kunst hoffähig und dadurch hoffärtig zu machen. Der moderne Künstler lege den mo-

dernen Künstlerwahn ab, der sich nur in Aeußerlichkeiten gefällt und dokumentirt. Er erkenne, daß er den Gegenstand und das Material, in dem er arbeitet, adelt, daß hingegen kein Material der Welt, sei es so gering es wolle, im Stande ist, den ihm innewohnenden Adel zu rauben. Er lerne früh prüfen, ob er zu höheren Schöpfungen berufen ist, ob er Künstler im höheren und wahren Sinn sein kann. Hat er sich vom Gegentheil überzeugt, trete er zeitig genug in die Reihen des Kunsthandwerks über, wo er Meister sein kann, während er dort nur Pfuscher sein und bleiben wird.

Der Handwerker dagegen ringe nach oben und suche Künstler zu werden, wenn er die Kraft dazu in sich spürt; nicht selten hat die Kunst aus dem Handwerk rüstige Vertreter gewonnen. Das Genie braucht keine Regel; es findet seinen Weg in allen Schichten der Bevölkerung. Es ringt sich hindurch; und mögen die Zeiten wechseln, wie sie wollen, es wird Herr seiner Zeit.

W. W.

Von der preußischen Grenze.

Der so lange angezweifelte europäische Congreß tritt nun endlich doch ins Leben. Was man freilich auf demselben vornehmen, welche Form der Einigung man suchen wird, ob eine Abstimmung nach der Mehrheit der einzelnen dabei betheiligten Staaten, oder was sonst, das alles liegt noch sehr im Dunkeln. Indessen scheint die neuste Wendung der Dinge doch im Ganzen zu Gunsten der Italiener zu sein. Seit dem definitiven Abschluß des Friedens von Zürich hat sich offenbar der Kaiser Napoleon den Engländern wieder genähert; und da diese die unabhängige Constituirung Italiens nach den Wünschen der Bevölkerung immer aufs lebhafteste befürwortet haben, so scheint es, daß auch der Kaiser von Frankreich wenigstens keinen principiellen Widerstand leisten wird. Auch mit Piemont scheint ein besseres Verhältniß eingetreten zu sein, und wenn König Victor Emanuel durch die vorläufige Entfernung Garibaldis ein Opfer gebracht hat, so muß auch diese Thatsache von zwei verschiedenen Seiten betrachtet werden. Vor einem halben Jahr war alle Welt einig, der Politik des Königs Unrecht zu geben, wenigstens in Deutschland; und als die Stimmung nach Abschluß des Waffenstillstands sich allmälig wandte, suchte man dadurch an die alten Ideen anzuknüpfen, daß man von der allgemeinen Verurtheilung der Italiener einen Einzelnen ausnahm, der ohne alle egoistische Seitengedanken es mit dem Vaterlande wohl meine, Garibaldi. Auch wir halten große Stücke auf diesen Mann, wie auf jeden, der an eine

hochherzige Idee sein ganzes Leben setzt; aber zweierlei müssen wir bemerken. Einmal haben Victor Emanuel und Cavour für die gemeinsame Sache nicht nur viel mehr aufs Spiel gesetzt, sondern auch viel mehr geleistet als Garibaldi, dessen Thaten noch in Aussicht stehen; sodann hat der tapfere General in seinen neuesten Proklamationen und Sendschreiben immer eine Tendenz durchblicken lassen, die weiter geht als der König gehen will, als er vernünftigerweise gehen darf. So lange noch die Möglichkeit vorhanden ist, auf geordnetem Wege auch nur annäherungsweise das Ziel zu erreichen, von dem allein für jetzt die Rede sein kann, die Constituirung eines italienischen Staats, der auf eigenen Füßen steht; so lange handelt der König recht, alle Elemente fern zu halten, die diesen Zweck verwirren könnten. Selbst den höchst unwahrscheinlichen Fall vorausgesetzt, daß es einer revolutionären Erhebung Italiens gelingen sollte, sich gegen die großen Militärmächte zu behaupten, so würde das Resultat zunächst doch ein völlig zerrüttetes Staatswesen sein, und das Königreich Sardinien wird ohnehin lange Zeit gebrauchen, bevor es sich von den schweren Wunden wieder erholt, die der Krieg ihm geschlagen. Wir wollen das nicht so darstellen, als ob Victor Emanuel seine Handlungsweise nach einer klugen Berechnung einrichtete: er gehört zu den Männern, die aus der innern Nothwendigkeit ihrer Natur, die in einer überwältigenden Leidenschaft handeln, und denen daher ein Platz in der Geschichte gebührt. Aber sehr mit Unrecht würde man das charakteristische Kennzeichen solcher Männer darin suchen, daß sie blind zu Werke gehen und Unermeßliches wollen: im Gegentheil haben in der Regel wirklich starke Naturen in ihrer Leidenschaft selbst ein Maaß, das sie sich nach schweren inneren Kämpfen errungen haben.

Wenn die Rolle Oestreichs, Sardiniens und Frankreichs — des letztern wenigstens bis zu einer gewissen Grenze — insofern deutlich vorgezeichnet ist, als sie sich auf frühere kriegerische Thätigkeit bezieht, so wird die Stellung Englands auf dem Congresse desto seltsamer sein. Die überwiegende Mehrheit des britischen Volks hat sich entschieden für die Italiener ausgesprochen, sie hat sich aber eben so entschieden dahin erklärt, daß England dieser Willensmeinung unter keinen Umständen thätlichen Nachdruck zu geben habe. Diese Ansicht, die im Grunde aus reinem Egoismus hervorgeht, hat man auch durch weltbürgerliche Betrachtungen zu rechtfertigen gesucht: das allein richtige Princip des Weltverkehrs sei die Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Völker. Abgesehen davon, daß England nur zu sehr seine Hand überall im Spiele hat, würde dies Princip nur dann Anerkennung verdienen, wenn es allgemein angenommen wäre. Wenn England auf dem Congreß durchsetzt, daß in Bezug auf Mittelitalien dies Princip Geltung findet, so hätte es allerdings das höchste erreicht, was man erwarten könnte; aber wie will es dieser Meinung Gewicht geben, so lange es sie als eine unschuldige Privatmeinung aufstellt, für die es nichts zu thun gedenke! Ob es sich dabei auf diplomatische Beziehungen stützt, ist den Vertretern dieser Meinung in England ebensowenig bekannt als uns. Auch über das Verhältniß Preußens zu dieser Frage ist noch Alles im Dunkeln. Der Gegensatz gegen Oestreich ist nicht schwächer geworden, im Gegentheil bringt jeder Tag neue Zeugnisse, daß seine Bitterkeit sich steigert; auf der andern Seite scheint weder mit Frankreich noch mit England irgend eine Verständigung erfolgt zu sein, und die russischen Beziehungen bleiben so lange ohne Gewicht, als sie nicht auch

England umfassen. Die Politik der „freien Hand" scheint immer noch mehr als wünschenswerth in Preußen gepflegt zu werden. Für eine solche Politik ist der Staat zu klein; denn Friedrich der Große, der sie allerdings mit Glück durchgeführt, ist eine Erscheinung, auf die ein Staat in einem Jahrtausend nur einmal rechnen kann. Ein Staat wie Preußen muß, wenn er etwas durchsetzen will, sich entschließen Partei zu nehmen, und hier handelt es sich doch lediglich um Parteinahme auf einem Friedenscongreß, in welchem eine starke und zugleich einsichtsvolle Partei den erwünschten Ausgang verbürgt.

Die Uneinigkeit der beiden deutschen Großmächte hat auch diesmal eine wirkliche Vertretung Deutschlands auf dem Congreß unmöglich gemacht. Daß die Folgen dieser Uneinigkeit von den Regierungen der übrigen deutschen Staaten ebenso schmerzlich empfunden werden als von dem gesammten Volk, ist sehr natürlich, und jeder Versuch von ihrer Seite, zwischen beiden eine Verständigung anzubahnen, verdient unsern Dank, auch wenn er nicht von einem günstigen Erfolg begleitet sein sollte. Als einen solchen Versuch glauben wir die neuliche würzburger Conferenz auffassen zu müssen, obgleich ein angeblich inspirirter Berichterstatter ganz andere Dinge davon zu erzählen weiß. Nach diesem Berichterstatter handelte es sich um nichts Geringeres als eine wirkliche Durchführung des äußerst wunderlichen Fröbelschen Projects: um die Constituirung einer dritten deutschen Großmacht. Ein solcher Gedanke kann einem wirklichen Staatsmanne nicht kommen, und wir erwarten von den würzburger Verbündeten, sie werden der von ihnen gemißbilligten eisenacher Agitation dadurch die Spitze abbrechen, daß sie mit Preußen um die Initiative zur Einrichtung nützlicher Reformen in einen rühmlichen Wetteifer treten. Ein solcher Wetteifer kann die gute Sache nur fördern, vorausgesetzt, daß die Vorschläge nicht auf etwas Aehnliches herauskommen, wie das von Baden beantragte Bundesgericht. Jede Einrichtung, die den Schein der Einheit fördert, ohne das Wesen der Einheit zu fördern, die theoretisch die Macht des Bundes verstärkt und praktisch sein Ansehen im Volke schwächt, seine Conflicte mit den einzelnen Staaten vermehrt, kann nur zum Schaden Deutschlands gereichen. Daß Baden in demselben Augenblick, wo es diesen Antrag stellte, das Concordat einführte, wird vielleicht manchen süddeutschen Liberalen, die im Anfang dieses Jahres für Oestreich schwärmten, nicht weil, sondern obgleich es ein Concordat hatte, die Ueberzeugung beibringen, daß man solche Verträge mit dem heiligen Stuhl eher schließt als los wird.

Als bemerkenswerth ist noch anzuführen, daß die würzburger Conferenz von der östreichischen Presse, die sich früher über die Triasgelüste sehr spöttisch aussprach, aufs wärmste befürwortet wird. Vielleicht ist die östreichische Presse gleich uns der Meinung, daß es sich dieses Mal lediglich um Erweiterung der Volksfreiheit handelt, daß von Würzburg aus Anträge, z. B. auf Veröffentlichung der Bundesprotokolle, auf Wiederherstellung der hessischen Verfassung von 1831 u. s. w. erfolgen werden. Vielleicht hält sie die Stellung Preußens für so gefahrdrohend, daß sie die Gegner derselben um jeden Preis begünstigen müsse. Vielleicht erwartet sie sogar von daher Hilfe in ihren eignen Nöthen und Bedrängnissen.

Und diese Bedrängnisse sind groß. Die neulichen Verordnungen Oestreichs in Preßangelegenheiten sind so beschaffen, daß man leicht auf den Gedanken kommen möchte, einer solchen Unsicherheit sei selber der Belagerungszustand vorzuziehen, und

die unmittelbar darauf erfolgten Verwarnungen zeigen wenigstens so viel, daß man keineswegs die Absicht hat, diese Verordnungen ein blos beschriebenes Papier bleiben zu lassen. Leider gibt es noch in Deutschland manche wohlmeinende Liberale, die ihr eigenes Leid leichter tragen, wenn sie in einem anderen deutschen Vaterlande ein stärkeres Leid wahrnehmen. Wir sind im Gegentheil fest davon überzeugt, daß die Sache des Liberalismus in ganz Deutschland, ja in ganz Europa, solidarisch mit einander verbunden ist, daß jeder Verlust, den sie an irgend einem Punkt erleidet, sich überall fühlbar macht. Wir wünschen von Herzen, daß sich auch bei der östreichischen Presse diese Ueberzeugung mehr und mehr befestigen möge.

Wir in Preußen haben keine Ursache, auf diese Zustände vornehm herabzusehen. Denn noch vor zwei Jahren war es bei uns nicht anders, und daß es seitdem anders geworden, ist nicht unser Verdienst. Aber ein wichtiger Unterschied bestand doch zwischen dem Preßregiment des Herrn von Westphalen und dem gegenwärtigen östreichischen. In Preußen war jene Bedrückung etwas ganz Unnöthiges, sie geschah lediglich im Interesse einer kleinen Partei; und seitdem die öffentlichen Angelegenheiten frei besprochen werden können, ist die Stimmung der Presse und des Publicums nicht gespannter, sondern viel behaglicher, weil im Ganzen die Grundlagen des wirthschaftlichen und sittlichen Lebens noch vollständig gesund sind. Daß Oestreich größere Ursachen hat, eine Beleuchtung seiner innern Zustände bedenklich zu finden, wenn es sich nicht zu sehr wesentlichen Reformen verstehen will, zeigen die neuesten finanziellen Versuche, zeigen die ungarischen Zerwürfnisse. Durch ein bloßes Decret das Deficit abzuschaffen, will nicht gelingen, und die Notabeln um Rath zu fragen, nützt um so weniger, wenn man denjenigen Rath nicht hören will, der allein Hülfe verspricht. Bisher hat nur ein geistvoller ungarischer Schriftsteller auf die echten Garantien für Oestreich hingewiesen: Oestreich wird gedeihen, sobald es sich daran erinnert, daß es aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt ist, und sobald es sich bemüht, durch und vermittelst dieser Nationalitäten, d. h. durch eine Föderativ-Verfassung zu regieren; solange es gegen den Willen derselben zu regieren fortfährt und solange es sich an den europäischen Welthändeln nach allen Seiten hin betheiligt, wird der Staat immer mehr kosten als er einbringt. † †

Literatur.

Neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker, verdeutscht von den berufensten Uebersetzern. — Stuttgart, Krais und Hoffmann. — Wir geben hier eine Uebersicht dessen, was in dieser vortrefflichen Sammlung bereits geleistet ist. — 1) Griechische Dichter. Homers Odyssee und Ilias; Aeschylus: beides

vollständig, von Donner. Hesiod von Eyth. Theokrit, Bion und Moschus von Mörike und Nolter. Die Anthologie von J. G. Regis. Euripides (bis jetzt 6 Stücke) u. Aristophanes (bis jetzt 2 Stücke) von Minkwitz. — 2) Griechische Prosaiker. Als Einleitungen: Die Geschichtschreiber, von Wahrmund, Bibliothekar in Wien; die Philosophen von Prantl, Professor in München. — Herodian von Adolf Stahr. Polybius von Hankh, Prof. in Stuttgart (bis jetzt 1 Bd.); Herodot von Bähr, Prof. in Heidelberg (bis jetzt 1 Bd.); Thucydides von Wahrmund (bis jetzt 1 Bd.). Plutarch von Eyth, Prof. in Schönthal (bis jetzt 6 Bde.). Strabo von Forbiger, Conrector in Leipzig (bis jetzt 6 Bde.). Xenophons Memorabilien von Zeising; Hellenika von Rieckher, Prof. in Heilbronn. Pausanias von Schubart, Bibliothekar in Cassel. Demosthenes von Westermann, Prof. in Leipzig (bis jetzt 2 Bd.). Isokrates von Flathe, Oberlehrer in Plauen. Plato von Prantl (bis jetzt 5 Bd.). Aristoteles von Karsch, Prof. in Münster (bis jetzt 1 Bd.). — 3) Römische Dichter. Terenz von Herbst, Prof. in Duisburg. Ovid's Metamorphosen von Reinhart Suchier, Fasten von Klußmann, Prof. in Rudolstadt. Horaz und Virgil von Binder. — Phädrus von J. Siebelis. — 4) Römische Prosaiker. — Tacitus von Gymn.-Rector Roth. — Cornelius Nepos von Siebelis. — Sueton von Ad. Stahr. — Sallust von Cleß, Prof. in Stuttgart. — Livius von F. D. Gerlach, Prof. zu Basel (bis jetzt die 10 ersten Bücher). — Cäsars gallischer Krieg von Köchly und W. Rüstow. — Ciceros Briefe von Mezger, Prof. zu Schönthal; philosophische Schriften von Raphael Kühner. — Schon aus den Namen sieht man, daß einige dieser Werke von Gelehrten und Schriftstellern ersten Ranges bearbeitet sind: tüchtig ist fast alles. — Auf Einzelnes gehen wir noch gelegentlich ein. — — t. —

Ein Winterfrühling in Nizza von A. C. Wiesner. Leipzig, Verlag von C. B. Lorck, 1859. Dieses kleine Buch ist eines der besten in der Sammlung, die seit einigen Jahren unter dem Titel von Lorcks Eisenbahnbüchern erscheint. Es schildert zunächst Nizza selbst und seine unmittelbare Umgebung, dann einige der benachbarten französischen Orte, Cannes, Antibes und das Fort St. Marguerite, und kehrt dann nach Nizza zurück, um das dortige Volk nach seinen Sitten und Gebräuchen zu charakterisiren. Ein weiteres Kapitel erzählt verschiedene Ausflüge, nach Castelnuovo, Turetta, Mentone und andern Orten. Ein anderes beschäftigt sich vorzüglich mit den Kunstschätzen Genuas. Zum Schluß sind praktische Notizen über Hotels, Miethwohnungen, Klima, Restaurants, Theater und Miethwagen in Nizza hinzugefügt.

Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch von Julius Rodenberg. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1860. Einige recht hübsche Bilder aus der Weltstadt an der Themse, freilich viel Bekanntes darunter. Auch würde der Verfasser uns lieber sein, wenn er uns noch mehr seine Beobachtungen, als seine Empfindungen vorführte. Besonders interessant sind das Kapitel über die Annonce und die Beschreibungen des Guy-Fawkes-Tags und der londoner Weihnachtsfeier.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika in wissenschaftlicher, staatsrechtlicher und ökonomischer Beziehung dargestellt von K. A. Scholtz. Baltimore, 1859. Verlag von W. R. Schmidt. Eine gedrängte Darstellung der kirchlichen,

staatlichen und sozialen Einrichtungen in der Union, vorzüglich bestimmt, die deutschen Einwanderer in die Verhältnisse und namentlich in die administrativen Angelegenheiten der neuen Heimat einzuführen. So sind besonders Rechtspflege, Postwesen, Zolltarif, Abgaben und Finanzen, Banken, Kanäle, Dampfschiffe und Eisenbahnen, die deutsche Einwanderung, Städteordnungen und der Staat Ohio ins Auge gefaßt. Die Kirche ist nur kurz behandelt, indem nur einige der Hauptsekten erwähnt werden. Auch muß bemerkt werden, daß die Reformirten nichts mit den Campmeetings und Revivals zu schaffen haben, diese vielmehr Privilegium der Methodisten und Baptisten sind. Interessant ist, was über das riesenhafte Wachsthum der katholischen Kirche in den Ver. Staaten mitgetheilt wird. „Im Jahre 1791 hielt der Bischof Caroll seine erste Diöcesansynode, und die Zahl aller Priester, welche derselben beiwohnten, belief sich auf 22. Die Zahl der Katholiken Marylands betrug damals 1600, in Pennsylvanien wohnten gegen 7000, in allen dreizehn Staaten nur 24500. Man hatte nur ein einziges Kloster in der ganzen Union, kein Kollegium, kein Seminar, keine katholische Schule. Die wenigen katholischen Kirchen waren Hütten oder Privathäuser, die man zum Gottesdienst gemiethet. Dagegen finden wir heutzutage statt eines Bischofs 30 Bischöfe und Erzbischöfe, die Zahl der Priester hat sich auf 1100 vermehrt, die der Kirchen (unter denen mehre stattliche Kathedralen) auf 1300. Man hat ferner 26 Seminare zur Erziehung von Geistlichen, 9 religiöse Orden (darunter die Jesuiten), 23 Priesterhäuser, 33 von Geistlichen geleitete Gelehrtenschulen, 58 Nonnenklöster, 86 Pensionate und Mädchenschulen, und die Zahl der Katholiken in der Union beträgt jetzt nahe an zwei Millionen. Das ist, trotzdem daß von 1791 an bis jetzt die Zahl der Einwohner in den Ver. Staaten sich um das Zwanzigfache gesteigert hat, ein ungeheures Wachsthum, welches sich allerdings durch das seitdem begonnene Einströmen der Irländer erklärt, aber dennoch bedenklich aussieht, wenn man damit vergleicht, daß die Methodisten (nach den Katholiken die stärkste „denomination") nur etwa 1,200,000, die Presbyterianer nur etwa 350,000, die Baptisten ungefähr 820,000, die Congregationalisten 200,000, die Lutheraner 170,000, die Episkopalen gegen 70,000 und alle übrigen Sekten höchstens noch 150,000 Köpfe zählen. Das Ergebniß wäre dann, daß die Katholiken sich in den Ver. St. zu der Masse der übrigen Christen, welche am kirchlichen Leben theilnehmen, etwa wie 2 zu 3 verhielten.

Von Rüstows Schrift: „Der italienische Krieg 1859" ist soeben die dritte Abtheilung erschienen, welche den Schluß der Arbeit bildet. Beigegeben ist eine Karte zum Verständniß der Schlacht bei Solferino. — Von der Uebersetzung der Carlyleschen Geschichte Friedrichs des Zweiten von Preußen, die von J. Neuberg in Berlin bei R. Decker (Geheime Oberhofbuchdruckerei) erscheint, ist uns der zweite Band zugekommen, der bis zur Thronbesteigung Friedrichs geht. Die Verdeutschung ist so gut, als sie bei einem Schriftsteller wie Carlyle irgend sein kann. — Von den Ergänzungsblättern zu den Conversationslexica, welche unter dem Titel, „Unsre Tage" zu Braunschweig im Verlag von G. Westmann zu erscheinen begonnen haben, liegen uns Heft 2 und 3 vor. Dieselben enthalten unter Anderm lesenswerthe Aufsätze über die Finanzlage Oestreichs, über die Taktik im letzten italienischen Kriege, über die deutschen Vorschuß- und Kreditvereine, über die Neubefestigung von Antwerpen, über Buenos-

Ayres, über die Heere des letzten Kriegs und über das Wehrsystem in Preu-
ßen und seine Reorganisation. — Von Lorcks „Zeitschriften“ liegen uns das 8., 9. und 10. Heft vor, welche gut zusammengestellte, lesenswerthe Abhandlungen über den Kirchenstaat, die Stellung und die Bestrebungen der Westslaven und das Königreich Neapel enthalten. — Lorcks „Männer der Zeit“ sind zum 9. und 10. Heft gelangt, welche unter Anderm Biographien von Lamartine, Macaulay, den Söhnen Ludwig Philipps, Hansemann, Droysen, Proudhon, Eilers, Sir John Lawrence, v. Geibel, v. Swind bringen. Wir empfehlen das Unternehmen als im Allgemeinen vom Standpunkt d. Bl. geleitet, obwol sich hin und wieder gegen die Wahl der Personen, die uns als Männer, auf welche die Zeit blickt, vorgeführt werden (wir nennen aus den vorliegenden Heften nur Emil Brachvogel, Gubitz und Ira Aldridge), Einwendungen erheben lassen möchten. — u. —

Weihnachtsliteratur.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Carl Rohrbach. Zweiter Jahrgang. Leipzig, J. G. Bach. Ein glänzend ausgestattetes Werk, mit Beiträgen von sehr namhaften Künstlern. Von dem artistischen Theil erwähnen wir: Eine Statue Huttens von Hermann Knaur in Leipzig; eine Magdalena von Bernh. Plockhorst; ein Klostergarten von Th. Kotsch in Carlsruhe; eine Fernsicht im Walde von K. Hummel in Weimar; eine Schachpartie von Eduard Ender in Wien; eine Mutter mit Engeln, von Jacobs in Gotha, ein Dorfpastor von Charles Webb in Düsseldorf; ein altes Paar von Rud. Jordan in Düsseldorf; ein Platz in Venedig von Lauterbach; ein verirrter Handwerksbursch von K. v. Enhuber in München; Hände von C. Ockert in München; ein Gang zum Advocaten von L. Saupe in Meiningen; ein Abend im Walde von Conrad Grefe in Wien. Die Bilder in Farbendruck haben wir absichtlich nicht erwähnt, weil uns diese Industrie als eine große Beeinträchtigung der Kunst erscheint. — Unter den Dichtern sind z. B. Lenz, Schefer, Alfr. Meißner, Brachvogel, Mosenthal, Ludw. Seeger u. s. w.

Die Kinderstube in 36 Bildern von Oskar Pletsch. Die Handzeichnungen im Besitz des Prinzen Friedrich Wilhelm. In Holz geschnitten von August Gaber. — Berlin, Hertz. — Reizende Kinderbilder, geistvoll erdacht, mit warmer Liebe empfunden und mit seltner Kunst ausgeführt. Einzelne darunter möchten wir den besten Bildern Ludwig Richters an die Seite stellen. — t. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Annette von Droste.

Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von **Annette Freiin von Droste-Hülshoff.** Hannover, Rümpler.

Der Werth der vorliegenden Gabe ist bedeutend genug, eine ausführliche Besprechung zu veranlassen, und da die Grenzboten einer Dichterin gegenüber, die in der modernen Lyrik einen sehr bedeutenden Rang einnimmt, ihre Schuldigkeit noch nicht gethan haben, so benutzen wir diese Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Die Dichterin war 1798 geboren, 1848 gestorben; katholisch, unverheirathet, wie es scheint, meist kränklich. Ihre „Gedichte" erschienen 1840 (Stuttgart, Cotta): wir bezeichnen im Folgenden diese Sammlung mit I, die „letzten Gaben" mit II; eine dritte Sammlung „das geistliche Jahr nebst einem Anhang religiöser Gedichte" 1852 liegt uns nicht vor.

Wann die einzelnen Gedichte entstanden sind, ist nicht angegeben; wir können daher auch nicht sagen, ob Lenau's Vorbild auf sie eingewirkt hat, oder ob beide Erscheinungen unabhängig von einander aus der allgemeinen Zeitrichtung hervorgegangen sind. Die Verwandtschaft ist augenscheinlich: bei beiden erkennt man den echten Dichter, bei Annette sogar in noch viel höherem Grade, ja man möchte sagen, sie macht einen männlicheren Eindruck; bei beiden findet man aber eine seltsame Art von Incorrectheit, die auf einer gewissen Unfertigkeit der Gedanken beruht. Die wenigsten dieser Gedichte hinterlassen eine durchweg wohlthuende Stimmung. Die Bilder drängen und jagen einander, die scharf zugespitzten Gedanken führen nur selten zu einem faßbaren Resultat; ja mitunter scheint es, als ob der Dichterin, die doch eine große Gewalt über die Sprache besitzt, die Zunge stockte, als ob sie etwas anderes sagte, als sie sagen wollte. Es ist in den Empfindungen wie in den Gedanken ein gewisser Unfriede, eine Hast, deren Grund man nicht durchschaut, und gegen die man sich auflehnen möchte; aber überall schimmert eine bedeutende Physiognomie durch, ein starkes, wenn auch krankes, Herz, ein in der gewaltigsten Bewegung zitterndes poetisches Gemüth. Wenn in der ältern Elegie Bilder und Gedanken sich so sanft an einander legten, daß man sie in halbem Traum verfolgen konnte, ohne Furcht, etwas Wesentliches einzu-

büßen, so verlangen Annettens Gedichte die schärfste Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Wort, und auch dann ist man noch nicht sicher, sie ganz zu verstehen. Die einzelnen Anschauungen treten ihr so schnell und in so scharfem Licht, so blitzartig vor die Seele, daß sie nicht Muße hat, sie gehörig zu formen. Aber es sind wirkliche Gesichte, nicht etwa Reminiscenzen aus früherer Lectüre; es sind starke individuelle Empfindungen, und nicht etwa allgemeine Gefühls-Abstractionen.

Der Stifter dieser Schule des Liedes ist Victor Hugo: man nennt sie bei den Franzosen die romantische, unter welchem Ausdruck jenseits des Rheins aber ganz etwas anders, ja mitunter das Gegentheil verstanden wird als bei uns. Das Motiv der Schule war Auflehnung gegen die akademische Form und gegen die stofflose, auf einer Convenienz des Gefühls beruhende Empfindung: Sehnsucht nach handgreiflicher, eckiger Realität. Daher an Stelle der zierlichen Umschreibung das derbste, wo möglich anstößigste Wort; an Stelle des glatten musikalischen Verses ein zerhackter Strophenbau; an Stelle des allgemeinen, nützlichen und dem Gemeinwohl zusagenden Gedankens die originelle, oft ganz unvermittelte und ziellose Anschauung; an Stelle der Melodie das Bild. In der frühern Lyrik war das Bild, die Plastik nur Mittel, nicht Zweck, es sollte die Stimmung begründen oder den Gedanken erläutern; bei V. Hugo und seiner Schule ist Farbe und Umriß das erste und letzte. Für einen, der an die alte Weise gewöhnt ist, hat diese Bilderpracht zuweilen etwas Verblüffendes, wenn sie in dem Augenblick abbricht, wo man die Nutzanwendung erwartet.

In Deutschland sind außer Annette Anastasius Grün, Lenau und Freiligrath die Vertreter dieser Richtung; Heine nicht, weil bei ihm stets die Melodie das Bild, der Gedanke den Einfall beherrschte. Bei der scheinbaren Willkür in seinen Gedankensprüngen weiß er doch überall, was er will; er ist Herr über seine Geister. Daß sie das nicht sind, ist eben die Eigenthümlichkeit jener Dichter.

Man verwechsle diese moderne Plastik der Poesie nicht etwa mit dem alten beschreibenden Gedicht. Hier sah man sich wohlgefällig nach Farbe und Gestalt in der Natur um, wählte sorgfältig das Passende und fügte so sein eigenes Ideal zusammen: dort sind es die Geister der Farben und Gestalten, die mit magischer Macht auf die Seele des Dichters eindringen, wie Freiligraths Blumengeister auf das schlafende Mädchen, beängstigend, peinlich, und ihn zwingen, dem Eindruck Worte zu geben. Wenn man in bedeutender Höhe in einem Alpenkessel eingeschlossen ist, kommt es einer nervös empfindlichen Natur zuweilen so vor, als ob die düstern Bergriesen immer näher rücken und auf den beängstigten Menschen losgehen: diese Macht übt auf diese Dichter die gesammte Natur aus: give me a soul! ruft sie ihnen

zu, wie das Ungeheuer dem geängsteten Bildhauer, der es geformt, ohne ihm eine Seele geben zu können, und den es bis zum Wahnsinn durch ganz Europa verfolgt. — Diese Macht besitzen aber nicht blos die äußern Umrisse der Natur; die aufgeregte Einbildung blickt in ihre Untiefen, und sieht, was in der Nacht der Gräber, was auf dem Boden des Meeres vorgeht. Dem unmittelbaren Eindruck kommt die Analyse zu Hülfe, die zersetzende, tödtende; daher die Vorliebe für die Verwesung. Was hier Krankhaftigkeit der Seele, was Eigenthümlichkeit der poetischen Manier ist, möchte nicht leicht zu unterscheiden sein. — Ein Beispiel.

Im „Sommernachtstraum" (I S. 171) liegt an einem siedendheißen Tage die kranke Dichterin auf dem Sopha, „das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen, die Stirne fieberhaft gefleckt," vor ihr Geburtstagsgeschenke: ein Autograph, ein Denar, eine Erzstufe, eine Muschel; sie achtet nicht darauf; „zum Tode matt und schlafberaubt studirt' ich der Gardine Bauschen, und horchte auf des Blutes Rauschen und Klingeln im betäubten Haupt.... Betäubend zog Resedaduft durch des Balkones offne Thüren, in jeder Nerve war zu spüren die schwefelnde Gewitterluft." Sie schließt die Augen; da hört sie das Papier des Autographs knistern und näher rücken auf dem Teppich, „wie wenn im zitternden Papier der Fliege zarte Füßchen irren;" sie sieht die Erzstufe schmerzhaft zucken, die Münze regt ein glänzendes Auge; die Muschel dehnt sich; und eins nach dem andern treten die Geister dieser Gegenstände auf sie ein und geben sich ihr kund.

Wer einmal in jenem Halbfieber gelegen hat, wer in einer Art von Hallucination die Gegenstände in hellerem phantastischen Licht näher rücken sah, doch so, daß er mit einiger Anstrengung Phantasie und Wirklichkeit noch genau unterscheiden kann, wird wissen, wie genau und correct diese Schilderung ist. Damit vergleiche man die Schilderung einer durchwachten Nacht II S. 7.

Etwas Analoges zu dieser Hallucination muß die Eingebung des Dichters haben, wenn er wirklich schaffen und gestalten soll: die Geister müssen ihm wirklich erscheinen. Aber freilich darf der echte Dichter sich vor ihnen nicht ängstigen, er muß ihnen gebieten; seine Seele muß stärker sein als seine Phantasie, sonst geht das Poetische entweder ins Pathologische über, d. h. er nähert sich dem Wahnsinn, wie Lenau in vielen seiner Dichtungen, oder er wird manierirt, d. h. was nur Mittel sein sollte, wird ihm Zweck. — Ganz ist Annette von dieser Manierirtheit nicht freizusprechen, obgleich Vieles bei ihr ganz pathologisch erklärt werden muß. — Sehr bezeichnend ist die Geschichte des Roßtäuschers, der sich einen Spiritus familiaris verschafft (I S. 367) und nach der Sage mit ihm zur Hölle fahren müßte, wenn er ihn nicht durch ein schweres Opfer loskaufte. Dieser Spiritus ist ein spinnenartiges

Wesen in einer Phiole. Nun vergleiche man die sehr ausführliche Schilderung, wie der Roßkamm diesen gewinnt, nachdem man schon vorher durch eine Reihe gräulicher Bilder gehetzt ist. Er kommt an einen Sumpf: „ein wüster Kübel, wie getränkt mit schweflichen Asphaltes Jauche, langbeinig füßelnd Larvenvolk regt sich in Fadenschlamm und Lauche, und faule Spiegel, blau und grün wie Regenbogen drüber ziehn. In Mitten starrt ein dunkler Fleck, vom Riesenauge die Pupille, dort steigt die Wasserlilie empor .... wen sie verlockt mit ihrem Schein, der hat sein letztes Lied gesungen, drei Tage suchte man das Kind umsonst in Kraut und Wasserlaugen, wo Egel sich und Kanker jetzt an seinen bleichen Gliedern letzt“ u. s. w. — Dort wird der Spiritus geschöpft, von dem man später folgende Schilderung erhält: „Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern sich entwickelt; ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden wirrt und prickelt, gestaltlos, nur ein glühender Punkt in Mitten, wo die Fasern quellen, mit klingelndem Gesäusel sich an der Phiole Wände schnellen, und drüber, wo der Schein zerfleußt, ein dunkler Augenspiegel gleißt. Und immer krimmelts, wimmelts fort, die grüne Wand des Glases streifend, ein glüher gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend, und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlied es schatte“ u. s. w. Endlich in der tiefsten Verzweiflung, vor dem Muttergottesbilde, schlägt der Roßkamm einen echten Nagel vom Kreuz des Erlösers in die Phiole: „Hui! knallt der Propfen, hui fährt das Glas in Millionen Splitter! Gewinsel hier, Gewinsel dort und spinnefüßelndes Geflitter; es hackt und prickelt nach dem Mann, der unterm Gnadenbilde wimmert, bis Faser sich an Faser lischt, des Centrums letzter Hauch verschimmert, und an der Gotteslampe steigt das Haupt des Täuschers, schneegebleicht.“ U. s. w. — Der Umstand, daß vor Entsetzen in einer Nacht das Haar weiß wird, kommt in mehreren Balladen Annettens vor.

Aus diesem Beispiel wird man sehen, was unter Hallucination gemeint ist. Wie deutlich tritt jedes Detail des Schreckens, riesengroß wie unter dem Mikroskop, vor die Seele! Die Geister sind mächtig, die Dichterin ist ihnen nicht gewachsen. Wenn man nun dagegen einwenden wollte, daß hier das Grauen beabsichtigt wird, so führen wir ein anderes Beispiel, wo das nicht der Fall ist. (S. 359) Wenn die gnädige Frau ein Kind gebiert, zeigt sich im Teich der Schloßelf: ein Bauer beschreibt diesen, wir geben von den fünf Strophen nur die letzte: „Ihm ist als schimmre, wie durch Glas, ein Kindesleib, phosphorisch, feucht, und dämmernd wie verlöschend Gas; ein Arm zerrinnt, ein Aug' verglimmt — lag denn ein Glühwurm in den Binsen? ein langes Federhaar verschwimmt“ u. s. w.; kurz wieder der spiritus familiaris mit der ganzen Mikroskopie und dem traumhaft ängstlichen Materialismus seiner Erscheinung. — Diese Gesichte färben auch die wirkliche Anschauung,

wo keine Gespenster im Spiel sind, z. B. die Neujahrsnacht I S. 201; die Verbannten S. 11. u. s. w.

Daß die Dichterin an diesem Grauen ein krankhaftes Behagen findet, gesteht sie selbst I S. 56 bei der Schilderung eines Hünengrabes: „und fester drückt' ich meine Stirn hinab, wollüstig saugend an des Grauens Süße, bis es mit eis'gen Krallen mich gepackt, bis wie ein Gletscherborn des Blutes Takt aufquoll und hämmert'" u. s. w.: eben weil sie der Geister nicht Herr ist. Sie sucht sich dann wohl, wie auch hier, durch eine komische Wendung zu retten. Am freiesten athmen wir auf (I S. 254), als der alte Seemann bei dem Anblick des fliegenden Holländers ausruft: „Mag die ehrliche deutsche See vom Schleim der Molluske sich röthen . . . Drunten ists klar und licht, wie droben die Wellen gebahren. Mögen wir nur vor dem fremden Gezücht, vor dem Geisterjanhagel uns wahren!" — Ja wohl! dem fremden und einheimischen.

Wir haben öfters Gelegenheit gehabt, gegen die durch Freiligrath u. A. verbreitete Ansicht zu polemisiren, die Dichtung sei ein Fluch, ein Kainsstempel; wir nehmen diese Polemik auch nicht zurück, aber in dieser Umgebung verstehen wir wenigstens, was es heißen soll, wenn (II S. 43) versichert wird, der Dichter müsse mit schrecklichen Qualen seine Schätze bezahlen: „eine Lamp' hat er entfacht, die nur das Mark ihm sieden macht; ja Perlen fischt er und Juwele, die kosten nichts als — seine Seele." Die Hallucination hat sich nicht zur freien poetischen Schöpfung geläutert, die den Geist befreit. Damit hängt ein andrer Irrthum Annettens zusammen (II S. 28), wo sie die Dilettanten glücklich preist, die „Halbgesegneten, wo scheu ins Herz der Genius geflohn und öde ließ die Phantasei; ihr die ihr möchtet flügellos euch schwingen mit des Sehnens Hauch, und wieder in der Erde Schooß sinkt, wie ein kranker Nebelrauch;" sie glücklich preist, weil „nur der Träume Land reich ist." Das Dichter-Unglück gilt vielmehr nur von denen, die nicht ganz geben können, was sie wollen. In andern Stellen spricht sich eine höhere Ansicht von der Poesie aus (I S. 167): „Poesie gleicht dem Pokale aus venedischem Krystall; Gift hinein — und er klirrt in tausend Trümmern, und hin ist die Poesie!" Sollten jene spinnenfüßigen Gespenster nicht auch zu dem Gift gehören, das ein venedisches Glas sprengt?

Nur ist in Anschlag zu bringen, daß dem Leiden, jenem Zustand der Hallucination, eine active Virtuosität entspricht. Jede Empfindung krystallisirt sich Annetten zu einem ausgeführten Bilde, und in diesem Sinn könnte man die Mehrzahl ihrer Lieder Balladen nennen. Man betrachte „das öde Haus" (I S. 94), ein düstres unheimliches Bild ohne Pointe; aber wie wahr und eindringend in allen Theilen ist die Schilderung! Ein malerisches Auge hat es gesehen. — Eines der reinsten Bilder, „Mondesaufgang", wo durch die

Innigkeit der Stimmung selbst eine gewisse Melodie hervorgebracht wird, theilen wir aus den „letzten Gaben“ mit: ob die Parallele mit einem Kriminalproceß die Lebendigkeit der Stimmung mehr fördert oder stört, wagen wir nicht zu sagen.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich;
Hoch über mir gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
Grauschimmernd lag der See mit leisem Stöhnen . . .
Es rieselte, es dämmerte um mich;
Du mildes Licht, ich wartete auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm.
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm,
Im Laube summte der Phalänen Reigen,
Die Feuerfliege sah ich ziehn und steigen,
Und Blüthen taumelten wie halb entschlafen;
Mir war als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
Und Bildern seliger Vergangenheit.

Die Schatten stiegen, drängten finster ein:
Wo weilst du, weilst du denn mein milder Schein?
Sie drangen ein wie sündige Gedanken;
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,
Verzitternd losch der Feuerfliege Funken,
Längst die Phaläne war zum Grund gesunken;
Nur Bergeshäupter stiegen hart empor,
Ein düstrer Richterkreis im Düster vor.

Es wisperten die Wipfel mir am Fuß
Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
Ein Summen aus des Sees weitem Thale,
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müsse etwas Rechnung geben
Von todten Pfunden, von verträumtem Leben,
Als stehe ein verkümmert Herz allein,
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Da auf die Wasser sank ein Silberflor,
Und langsam stieg die Mondesscheib' empor,
Der Alpen finstre Stirnen strich sie leise,
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise;
Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
An jedem Blatte sah ich Tropfen blinken,
Und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
Drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,
Der seine Jugend dem Verarmten eint,
Um seine sterbenden Erinnerungen
Mit zartem Lebenswiederschein geschlungen;
Bist keine Sonne, die ernährt und blendet,
In Feuerflammen lebt, im Blute endet,
Bist, was dem kranken Sänger sein Gedicht,
Ein fremdes, aber o wie mildes Licht.

In diesen Strophen folgen sich die Stimmungen in schöner Melodie, das Bild wird zum Liede. Freilich findet sich das bei Annette ziemlich selten; in der Regel ist das Bild sein eigner Zweck. So in den Haidebildern, in welchen alle Schrecknisse der Oede aufgespeichert, und nur hin und wieder durch Burlesken der modernen Cultur unterbrochen werden. Am bezeichnetsten ist die „Mergelgrube." Die Dichterin gräbt sich immer tiefer ein und phantasirt über die Erdrevolutionen, endlich steigt sie in die Grube hinein, vernimmt von allen Seiten unheimliche Töne, die Erde erscheint ihr ausgebrannt, sie scheut sich, den Kopf herauszustecken, um nicht den Weltuntergang mit anzusehn, sie kommt sich wie ein Petrefact vor und sinkt nieder an den Rand der Gruft; der Staub fällt ihr auf die Haare, jetzt kommt sie sich wie eine Mumie vor, ihr Angesicht ist fahlgrau, über sich glaubt sie Leichen zu empfinden; da schüttelt sie den Traum von sich ab, ein Hirt, der in Bertuchs Naturgeschichte liest, unterhält sich mit ihr über die Sündfluth; sie zeigt ihm eine Schieferplatte mit dem Abdruck von Medusen; er lächelt schlau: „daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht!" So endigt diese Geschichte, und so laufen die meisten dieser Haidebilder aus. Am spaßhaftesten ist die Unterhaltung tausendjähriger Raben und Krähen, über die Geschichten der Vorzeit (S. 64); am besten in Bezug auf die Stimmung ausgeführt das Bild vom „Haidemann" (S. 74), dem allmäligen Aufsteigen der Nebelschicht, die sich im Herbst unheimlich über den Haidegrund lagert.

Unter den Balladen enthalten die meisten grauenvolle Gespenstergeschichten. Für die Berechtigung dieser Gattung legen „Lenore" und „die Braut von Korinth" ein schlagendes Zeugniß ab, doch liegt das Poetische derselben hauptsächlich in der Melodie — nicht blos in dem schönen Klang der einzelnen Strophen, sondern auch in dem melodischen Fluß der auf einander folgenden Bilder. Die Ballade projicirt einen Eindruck der Natur aus der Seele in die Natur hinein: Goethe's Fischer und Erlkönig sind die reinsten und zartesten Bilder dieser Art. Auch zu humoristischen Arabesken lassen sich die phantastischen Schatten der Nacht sehr wohl verwerthen, wie in Goethes Todtentanz oder in verschiedenen Gemälden von Kopisch. Die Braut von Korinth enthält den entsetzlichsten Stoff, den man sich denken kann, aber die Behand-

lung ist so zart und duftig, daß der Eindruck wenigstens nicht peinigt; der Dichter gibt nur was zur Sache gehört, und über dem wilden Gemälde schwebt ein tiefsinniger Gedanke. Selbst in der Lenore sind es doch nur vorüberflatternde Schattenbilder, die man als solche empfindet. — Annette geht weiter: sie vertieft sich in die Zuckungen der Nerven unter dem Einfluß des Schreckens, die sie mikroskopisch zerlegt, und schildert nicht die Gegenstände des Grauens, sondern das Grauen selbst mit allem Aufwand einer Vivisectation. — Im Second Sight (I. S. 294) wird der bekannte Aberglaube geschildert, wie man sein eigenes Leichenbegängniß voraussieht; aber damit ist es nicht genug: der Schlafende wird ausgemalt, wie der „giftige Hauch des Mondes" ihn berührt, ihn krallt, ihn ansaugt, wie der Gequälte sich angstvoll hin und her wendet, um diesem Einfluß zu entgehen, endlich aber doch von ihm ans Fenster gerissen wird, und dort die Gespenster sieht. Uebrigens ist das ganze Gemälde briliant ausgemalt und macht einen einheitlichen Eindruck. Desto widerlicher ist die Gespenstergeschichte vom blonden Waller (S. 299), dessen Haar in einer Nacht grau wird, weil eine Leiche ihm in den Arm fällt: ein Spuck gemeinster Art ohne alle Pointe. Im „Fegefeuer des westphälischen Adels" (S. 280) liegt wenigstens eine Sage zu Grunde. Meistens ist es ein unheimliches Etwas, das gespenstig die Sinne verwirrt, und das durch Vergleichung mit allen möglichen Tönen und Bewegungen so deutlich vor die Phantasie tritt, daß man wirklich schaudert, wie in Kleists „Bettelweib von Locarno;" so S. 292, 314, 343. Auch in den „letzten Gaben" fehlt es an diesem Geisterjanhagel nicht, so der Loup Garou S. 88; die Höhlenfei S. 97; ein Nachtwandler S. 72. Man hat doch im Ganzen ein übel verwendetes Talent zu bedauern, um so mehr, da man nicht begreift, wie solche Bilder eine kranke Seele befreien sollen.

Wo es nicht zu Gespenstern kommt, treten Rad und Galgen an ihre Stelle; Leichen jeder Art, und in welcher Weise durchgeführt, möge der Schluß von der Geschichte des schönen Barmekiden Dschafer zeigen, die ganz harmlos anfängt: „Ueber Bagdads Thor ein Geier, kreisend über Dschafers Schädel, rauscht hinab und rauscht vorüber, hat zur Nahrung nichts gefunden als in seiner Augen Höhlen nur zwei kleine Spinnlein noch." (S. 354). Und so durchweg.

Dabei ist in all diesen Balladen eine große Kraft der Erzählung, wenn man auch zu sehr aus einem Bild ins andre gehetzt wird, um einen epischen Eindruck zu empfangen. In einem größern erzählenden Gedicht, die Schlacht bei Loen (aus dem dreißigjährigen Kriege) sind einzelne Scenen wunderbar ergreifend; das Bild des tollen Christian von Braunschweig tritt einem so lebhaft vor die Seele (ohne Aufwand von Beschreibung), daß man ihn nachzeichnen möchte; das Ganze ist aber zu verwirrt, und zwar so, daß die Verwirrung absichtlich erscheint.

Bei diesen und andern Erzählungen könnte man fragen, ob der Vers den Eindruck fördert oder schwächt. Und in der That verräth eine prosaische Erzählung des Nachlasses, die Judenbuche, was die einzelnen Scenen betrifft, ein Talent, das die Dichterin unsern besten Erzählern an die Seite stellt. Die schwere Aufgabe, das Entsetzliche und Humoristische, Grauen und Ironie, so ineinander zu verweben, daß das eine vom andern nicht aufgehoben wird, ist ihr vollkommen gelungen. Die Naturwahrheit zeugt von einer Meisterhand; sämmtliche Figuren reden, denken und handeln, wie sie in der Wirklichkeit reden, denken und handeln, und es ist um so merkwürdiger, da die Geschichte sich durchweg in den niedrigen Volkskreisen bewegt: wo die vornehme, kränkliche Dame das beobachtet haben mag, ist räthselhaft; geradezu erfinden läßt sich so etwas nicht. (Die gleiche Schärfe der Beobachtung zeigen auch die „Bilder aus Westphalen" 1840.) Noch wunderbarer zeigt sich ihr Talent, die beabsichtigte Stimmung wirklich hervorzubringen, blos durch das grelle Licht, das sie auf die nackten Thatsachen zu werfen weiß. Die Scene, wo der todte Mergel nach Hause gebracht wird, erinnert an die besten Stellen Heinrichs von Kleist. Etwas von diesem Talent, aber nicht in dem gleichen Grade, besitzt Edmund Höfer. — Der gute Eindruck der Novelle schwindet freilich sehr, wenn man das Ganze ins Auge faßt. Von Zusammenhang ist fast garnicht die Rede. Etwas mag es zur Romantik beitragen, wenn mancher Umstand im Dunkeln bleibt; aber wenn man bei vier Mordthaten, die hier vorfallen (abgesehn von einigen Nebengeschichten) nur bei einer (und auch da nicht sicher) erfährt, wer sie ausgeübt hat, so ist das doch etwas zu viel. Was aber die Hauptsache ist: wir ahnen keine leitende Idee, keine Nothwendigkeit des Schicksals, die uns mit den zahlreichen Greueln versöhnte. Und das ist doch eine gerechte Forderung an den Dichter: wir wollen das Aergste, was er uns bietet, ertragen, wir wollen das Grauen und den Schmerz nicht scheuen, aber wir wollen wissen, warum er uns damit überhäuft. — Zum Schluß hängt an der Judenbuche wieder eine Leiche (wer sie hingehängt, erfährt man nicht), an der bereits die Würmer nagen. — Die Vorstellung, wie die Todten in den Gräbern sich recken und dehnen, verfolgt die Dichterin beständig, und da man in ihren Mährchen nicht immer unterscheidet, wer todt und wer lebendig ist, so haben ihre Gestalten nicht selten etwas vom Vampyr. Man möchte sagen, diesem starken Leben, das doch fortwährend ins Traumhafte spielt, sei das Brandmal des Todes aufgeprägt.

Nicht blos die Bilder, auch die Empfindungen und Gedanken münden stets in das, was das Grab verschließt. Woran sie auch denken mag, stets schleichen sich Staub und Würmer in ihre Gedanken ein. So liegt sie im Moose und erinnert sich an ihre Kindheit (I. S. 98): „die Bilder meiner Lieben

sah ich klar in einer Tracht, die jetzt veraltet war, mich sorgsam lösen aus verblichnen Hüllen; Löckchen, vermorscht, zu Staub verfallen" u. s. w. — Sie schaut in den Bodensee (S. 100), und lobt die Treue der alten frommen Wasserfey, die nicht losläßt, was sie einmal umschlungen hat: „O schau mich an! ich zergeh wie Schaum; wenn aus dem Grabe die Distel quillt, dann zuckt mein längst zerfallenes Bild wol einmal durch deinen Traum!" (Auch in diesem tollen Gedicht ist beiläufig eine wunderbare Melodie.) Ja einmal spricht sie gradezu zu den Todten (I. S. 219): „Kalt ist der Druck von eurer Hand, erloschen eures Blickes Brand, und euer Laut der Oede Odem. Doch keine andre Rechte drückt so traut, so hat kein Aug geblickt, so spricht kein Wort wie Grabesbrodem!" Da vergehen einem doch gradezu alle Sinne! — In einem wilden fast unverständlichen Gedicht (II. S. 18), „der Doppelgänger" hat sie die Vision eines Kindes, das sie „so ernst ansah, als quelle ihm die Seele aus den Blicken" und dann zerfließt; sie setzt hinzu: „o wärens Geisterstimmen . . . wär' Grabesbrodem nur der leise Duft, der mich umseufzte aus verschollnen Zeiten. Doch nur mein Herz ist eure stille Gruft, und meine Heil'gen, meine einst geweihten, sie leben alle, wandeln allzumal — vielleicht zum Segen sich, doch mir zur Qual." Etwas Aufklärung scheinen die „Golem" zu geben (II. S. 22): ihre einst Geliebten sind lederne Philister geworden, leblose Golem, sie haben die Bilder ihrer frühern Liebe zu Lügen gemacht; der Golem haucht die alte Liebe „mit der Verwesung Schrecken an"; „weh ihm, der lebt in des Vergangnen Schau! nicht was gebrochen macht das Haar ihm grau, was Tod gekränkt in seiner Schöne: doch sie, die Monumente ohne Todten, die wandernden Gebilde ohne Blut . . . Was nicht des Lebens, nicht des Todes Art, nicht hier und nicht im Himmel ist zu finden." — Sind das nun Spuren wirklicher Erlebnisse? oder ist es auch hier Hallucination, die an den Todten hängt, nicht weil sie treu geblieben, sondern weil sie todt sind? — Selbst wenn sie ihre Sehnsucht nach der Heimat messen will, schildert sie dieselbe (II. S. 16) als so stark, daß sie die Todten in ihren Särgen recken könnte! Auch der Spiegel (I. S. 199) zeigt ihr nur das Phantom eines Todtengesichts. — Noch ein Lied aus den „letzten Gaben": „Im Grase"; die Vorstellung ist unklar, aber der Klang äußerst lieblich.

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht;
Tiefe Fluth, tief, tieftrunkne Fluth,
Wenn die Wolk' am Azur verraucht,
Wenn aufs müde schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt, und träuft
Wie die Lindenblüth auf ein Grab.

Wenn im Busen die Todten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschlossne Wimper bewegt,
Todte Lieb', todte Lust, todte Zeit,
All die Schätze in Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
Eines Strahls auf der trauernden See,
Als des ziehenden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh',
Als des schillernden Käfers Blitz,
Wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
Wie der flüchtge Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
Dieses eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbig schillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck,
Und für jedes Glück einen Traum.

Mit diesem Behagen am Todten, Vermodernden hängt die Vorliebe für das Alte zusammen, durch welche sich Annette von ihren Geistesverwandten Lenau, Grün, Freiligrath u. s. w. wesentlich unterscheidet. Es ist nicht Reaction des Geistes gegen den Geist der neuen Zeit; sondern Schauder der Phantasie vor einer ihr fremden Welt, oder, wenn man will, der kalte Schauder einer Kranken, die an den Lazaretdunst gewöhnt ist, vor der scharfen und klaren Luft des Tages. In einem „Notturno", „Meister Gerhard von Cölln" (I. S. 334) versetzt sie sich im Geist in die „graue Kathedrale", den „riesenhaften Zeitentraum": „tief zieht die Nacht den feuchten Odem, und ein zerhauchter Grabesbrodem liegt über der entschlafnen Stadt." In der Kirche, „im weiten versteinten öden Palmenwald, wo die Gedanken niedergleiten wie Anakonden schwer und kalt" ist es schauerlich genug; blutige Schatten scheinen aus den blutrothen Fensterscheiben aufzusteigen; noch ein unheimliches Etwas regt sich „und immer schwerer will es rinnen von Quader, Säulenknauf und Schaft, und in dem Strahle wills gewinnen ein dunstig Leben, geisterhaft;" nun dröhnt die Glocke: „da leise säuselt der Dunst, er zucket, wimmelt, kräuselt — nun steht es da!" Das Gespenst des Baumeisters, das mit dem Richtmaß an den Mauern umherschleicht: „leise zuckt das Spiel der Glieder, wie Rauch im

Tann.“ „War das der Nacht gewaltger Odem? Ein weit zerfloßner Seufzerhall, ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem durchquillt die öden Räume.“ Das Gespenst jammert darüber, daß noch immer die Stunde nicht schlägt, wo er „lang Begrabenes schauen“ soll; endlich zuckt der Morgen: „mit Räderknarren und Gepfeif, ein rauchend Ungeheuer, schäumt das Dampfboot durch den Rhein,“ und die Dichterin fragt sich, ob sie geträumt habe. Es war ein Alpdrücken; denn auch als man nun wirklich den Neubau des Doms unternimmt (I. S. 6) sieht sie nur die „Carricatur des Heiligsten“: an der Spitze des Unternehmens steht „wer den Himmel angebellt, vor keiner Hölle je gebebt!“ Gott kennt „eurer Seele ödes Haus; baut Magazin und Monument, doch seinen Namen laßt daraus!“ „Weh euch, die ihr den zorn'gen Gott gehöhnt an seiner Schwelle Rand, Meineidgen gleich in frevlem Spott hebt am Altare eure Hand!“ Der geistlose Bau wird doch nur ein Trümmerhaufen wie die Ruinen in Rom. — Es ist in dem, was sie gegen die neue Zeit sagt, viel Richtiges; so ihre Ermahnungen an die Schriftstellerinnen (I. S. 19), an die voreiligen Weltverbesserer (S. 27), an die modernen Pädagogen, welche die alte gute Zucht durch Spielereien ersetzen (S. 29). Es hat einen guten Klang, wenn sie (S. 24) die Zeit „vor vierzig Jahren“ schildert: „Da gab es doch ein Sehnen, ein Hoffen und ein Glühn, als noch der Mond „durch Thränen in Fliederlauben“ schien, als man dem „milden Sterne“ gesellte was da lieb, und „Lieder in die Ferne“ auf sieben Meilen schrieb!“ — Man merke den Spott der modernen Bildung, die sich selbst unbequem wird! „Ob dürftig das Erkennen, der Dichtung Flamme schwach, nur tief und tiefer brennen verdeckte Gluten nach. Da lachte nicht der leere, der übersatte Spott, man baute die Altäre dem unbekannten Gott.“ Dem unbekannten! „Nun aber sind die Zeiten, die überwerthen da, wo offen alle Weiten und jede Ferne nah . . . Was wir daheim gelassen, das wird uns arm und klein, was Fremdes wir erfassen, wird in der Hand zu Nein. Es wogt von End zu Ende, es grüßt im Fluge her, wir reichen unsre Hände, sie bleiben kalt und leer. Nichts liebend, achtend Wen'ge wird Herz und Wange bleich, und bettelhafte Kön'ge stehn wir im Steppenreich.“ — Es ist etwas zu viel gesagt, der Dampf hat nicht alle Regungen des Herzens erstickt, und wenn man auf den Eisenbahnen etwas zu viel vagabundirt, so kehrt man doch zuletzt nach Hause zurück. Aber der Ausdruck ist schön und prägnant, er prägt sich dem Gedächtniß ein. — Die Hauptsache ist, daß die Dichterin das Walten des ihr widerlichen Zeitgeistes in der eignen Brust fühlt; ihre Anklage ist um so bitterer, da sie sich als Mitschuldige weiß; da in ihrem kranken Nervensystem die Fragen, die das Zeitalter bewegen, zur tödtlichen Qual werden. So grübelt sie einmal (S. 146), ob der Instinct des Hundes u. s. w. nicht etwas Analoges mit der menschlichen Seele sei. Ob diese Gedanken „krank oder gesund, das mag sie selber

nicht bestimmen"; „aber es sind Gedanken, die uns könnten tödten, den Geist betäuben, rauben jedes Glück, mit tausendfachem Mord die Hände röthen, und leise schaudernd wend' ich meinen Blick." Seltsam! tauchten solche Gedanken vor vierzig Jahren denn weniger auf? und liegt ihre Pein nicht lediglich in der individuellen Seele? Das gibt sie aber nicht zu: „o schlimme Zeit!" fährt sie fort, „die solche Gäste rief in meines Busens harmlos lichte Bläue! o schlechte Welt! die mich so lang und tief ließ grübeln über eines Pudels Treue."

Die komische Wendung des Schlußverses steht nicht isolirt; ihre Seele ist den Gespenstern nicht willenlos hingegeben, sie weiß ihnen zuweilen die feinste Ironie entgegenzusetzen; sie ist nicht die einsame Nonne, sondern die Dame von Welt, welcher der Spott im Grunde ebenso natürlich steht, als das Grauen vor ihren eignen Gestalten. Der Hohn gegen den empfindsamen Poeten, der für echte Natur keinen Sinn hat (I. S. 213), die Schilderung des ästhetischen Thees (S. 217) sind vortrefflich; und das Gedicht „Gastrecht" (II. S. 66) rührt von keiner Nonne her: „Ich war in einem schönen Haus und schien darin ein lieber Gast; die Damen sahn wie Musen fast, sogar die Hunde geistreich aus. Die Luft, von Ambraduft bewegt, schien aufgelöste Phantasie, und wenn ein Vorhang sich geregt, dann war sein Flüstern Poesie. Zwar trat mir oft ein Schwindel nah — ich bin an Aether nicht gewöhnt — doch hat der Zauber mich versöhnt, und reiche Stunden lebt' ich da. All was man sagte war so klar und so vortrefflich durchgeführt, daß ich mich habe ganz und gar als wie ein Erzkameel gespürt." In dieser Gesellschaft erscheint ein Fremder, den man sehr höflich behandelt; kaum aber ist er fort, so fällt man mit Stachelreden über ihn her. Annette schlägt eine alte Geschichte auf, von dem Kalifen Mutasser, der einen Mörder begnadigt, weil er zufällig von seinem Scherbet geschlürft und dadurch sein Gast geworden. „Ich schloß das Buch und dachte nach an Türken, Christen, mancherlei . . ." Es spricht auch hier der Haß der Lüge; der Abscheu gegen die „Golem", gleichviel ob es Christen oder moderne Ungläubige sind.

Zu den „Golem", den Geistern der Lüge, die ihrer innern Hohlheit wegen weder der Erde noch dem Himmel angehören, rechnet Annette vor allen Dingen die Worte von allgemeiner Bedeutung ohne concrete Anschaulichkeit. Sehr interessant ist, wie sie II. S. 15 die Sehnsucht nach dem Vaterlande individualisirt: „Dann ist es mir, als hör' ich reiten und klirren und entgegenziehn das Vaterland von allen Seiten, und seine Küsse fühl' ich glühn; dann wird des Windes leises Munkeln mir zu verworrenen Stimmen bald, und jede schwache Form im Dunkeln zur vielvertrautesten Gestalt." Im ersten Augenblick erscheinen diese Prädicate, auf das „Vaterland" angewandt, freilich sonderbar; aber bei näherem Zusehn erkennt man alsbald, daß das

Nebelbild dieses Ausdrucks sich ihrer Phantasie sofort in die Gestalten der bekannten Freunde zerlegt, die aus dem Dunkel auftauchen. Diese Macht der Individualisirung führt zu einer Art von Gedichten, in denen Annette fast ganz allein steht, und die wir zu den schönsten Leistungen unserer Poesie rechnen möchten. — Dazu gehört in erster Reihe der Cyclus: „Des alten Pfarrers Woche" (I. S. 234). Das Tagewerk dieses würdigen Mannes — es ist natürlich von einem katholischen Pfarrer die Rede — ist in einer Mischung von Humor und Gefühl dargestellt, die halb an Voß, halb an Goldsmith erinnert, und doch unabhängig von beiden dasteht: ein wunderschönes Bild, in den kräftigsten Farben und einer rührenden Stimmung. Ebenbürtig ist „der sterbende General" II. 78: man weiß nicht, wo die Frau diesen ernsten, tief männlichen Ton gefunden hat. „Junge Liebe" I. 128 hat wenigstens einen überraschend schönen Einfall: das junge Mädchen, das sich casuistisch die Frage vorlegt, was sie thun würde, wenn Mama und der Liebste zugleich in Feuersnoth wären, und zu dem Resultat kommt: „retten würd' ich Mama, und zu Karl in die Flamme springen!" Als vortreffliche Dichtungen derselben Art sind noch anzuzeichnen: „Das vierzehnjährige Herz" I. S. 130; „Der Brief aus der Heimath" S. 134; „Ein braver Mann" S. 136; „Die junge Mutter" S. 182; „Sit illi terra levis!" S. 195; „Die beschränkte Frau," die immer die Redensart „in Gottes Namen" gebraucht S. 228, von innigstem Ton; „Die Stubenburschen" S. 228 (in der Weise des alten Pfarrers), und „die Linde" II. S. 40. Es ist in allen diesen Liedern eine Tiefe des Gemüths und eine Wahrheit der Seelenbewegung, die uns um so freudiger überrascht, wenn wir aus der schwülen Gespensterluft heraustreten und unter Gottes freiem Himmel frisch aufathmen. Dies ist der echte Realismus, den die Sonne bescheint; unten bei den Larven ist doch nur die Lüge des Daseins.

Resultat: Annette steht, was das Talent der Farbe und Stimmung betrifft, unter den neuesten Dichtern in erster Reihe. Ihre Bildung ist freier, ihr Gefühl stärker als das der meisten. Sie hat in einigen Gedichten das schönste Ziel erreicht, das ein Poet sich setzen kann, und kleine Unvollkommenheiten der Form, zu hastige Farbe, zu starke Sprünge u. s. w. nehmen sich gern in den Kauf; sie ist interessant fast durchweg; aber sie hat in den meisten Gedichten ihre schöne Gabe auf eine Weise gemißbraucht, die Schrecken erregt. Wenn man das psychologisch aus ihrer Krankheit erklärt, so läßt sich dagegen nichts einwenden, es ist nur die Rede von dem objectiven Werth der Dichtungen.

Ueber das Räthsel ihres innern Lebens findet man nur einige dunkle Andeutungen. Auf einzelnes ist bereits hingewiesen; anderes läßt sich aus dem Wenigen errathen, was von ihrem äußern Leben bekannt ist. Nur noch

auf ein Paar Stellen möchten wir hinweisen, I. S. 92, wo sie die wilden Leidenschaften schildert, die in ihrem Innern wüthen und sich äußerlich nicht Luft machen können: „wär ich ein Jäger auf freier Flur, ein Stück nur von einem Soldaten, wär ich ein Mann doch mindestens nur, so würde der Himmel mir rathen; nun muß ich sitzen so fein und klar, gleich einem artigen Kinde, und darf nur heimlich lösen mein Haar, und lassen es flattern im Winde!" Ferner ein wildes, höchst verworrenes Lied, S. 115, in dem sie sich über ihren Dichterberuf ausspricht: sie habe aus der Tiefe schmerzlichster und bängster Erinnerungen und Stimmungen die Kraft der Liebe heraufholen sollen: „Schaut in das Auge, das trübe, wo dämmernd sich Erinnrung facht, und dann wach auf o heil'ge Liebe!" Im Wüstenland der Sahara „steht eine Blume, farblos und duftesleer, nichts weiß sie als den frommen Thau zu hüten, und dem Verschmachtenden ihn leis in ihrem Kelche anzubieten." Vielleicht werden einmal die Freunde der Verstorbenen sich veranlaßt sehen, uns über ihr eigentliches Leben etwas mitzutheilen: bedeutender würde es jedenfalls sein als Vieles, was uns anderwärtig offenbart wird. J. S.

Bilder aus Marokko.

1.

Die nachfolgenden Mittheilungen haben nicht so sehr den Zweck, die innern Verhältnisse und Zustände Marokkos zu schildern, als vielmehr das in Betracht zu ziehen, was bei dem jetzt eröffneten Feldzug der Spanier gegen den Sultan vorzüglich in Frage kommt, also die marokkanische Kriegführung und die Küstenstädte. Zu einem Zuge des Generals O'Donnell in das Innere, nach Fez oder gar nach der ältern Hauptstadt Marakisch, werden es schon die Mauren schwerlich kommen lassen, und ebensowenig ist anzunehmen, daß Spanien einen solchen den Schwierigkeiten gegenüber, welche die natürlichen Verhältnisse des Landes, der sicher nicht allzu gefüllte Schatz in Madrid und vor Allem die englische Politik bieten, überhaupt zu unternehmen wagte. In Betreff der Hafenplätze und der marokkanischen Armee wird bei der allen wesentlichen Fortschritt ausschließenden Altersschwäche, welche die afrikanischen Staaten des Islam ebenso, ja noch mehr, ergriffen hat wie die asiatischen und euro-

päischen, in allen Hauptpunkten wohl noch das zu gelten haben, was man vor fünfzehn Jahren bei Gelegenheit des französisch-marokkanischen Kriegs über diese Fragen in Erfahrung brachte.

Das Sultanat Marokko, arabisch Moghrib El Aksa, d. i. Westreich, ist mit seinem Flächeninhalt von 10,500 Quadratmeilen ungefähr so groß wie Frankreich, doch kann nur etwa ein Drittel dieses Gebiets als vollen Sinns dem Sultan unterthan betrachtet werden, indem ein sehr beträchtlicher Theil der nomadisirenden Bevölkerung im Süden und Osten so gut wie unabhängig von den Herrschern Marokkos ist und entweder gar nichts oder nur gelegentlich und gezwungen zu den Steuern beiträgt. Die Grenzen sind im Norden das Mittelmeer, im Westen der Atlantische Ocean, im Süden der Staat des Sidi Hedscham, im Südosten das Steppenland Beled El Dscherid, im Nordosten endlich Algerien. Der Atlas, welcher sich hier im Miltsin mehr als zehntausend Fuß über den Meeresspiegel erhebt, streicht als lange Kette in der Richtung von Nordosten nach Südwesten durch das Land, theilt es so in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte und entsendet namentlich nach dem Mittelmeer verschiedene Seitenzweige, welche mit schroffen Vorgebirgen endigen. So bietet der Boden und das Klima allen Stufenwechsel vom schneeigen Hochgebirge bis zur dürren gluthauchenden Wüstenebene. Fruchtbare Strecken sind häufig anzutreffen, und vorzüglich der Nordwesten ist gut bebaut und reich an Getreide und Vieh. Die Flüsse, welche den Abdachungen des Atlas entströmen, sind nur zum Theil schiffbar. Die bedeutendsten sind die zwischen Tlemsen und der spanischen Festung Melilla in das Mittelmeer mündende Maluwijeh, der aus der Gegend von Feß kommende, einige Meilen nördlich von Rabat in das Atlantische Meer sich ergießende Sebu, und die weiter südlich, nicht fern vom Cap Blanco ebenfalls in den Atlantischen Ocean strömende Om Er Beg, sowie der Tensist, der an der Hauptstadt, Marokko oder Maraksch vorüberfließt. Die Zahl der Einwohner läßt sich in mohammedanischen Ländern des Haremsgeheimnisses wegen nie genau bestimmen, hier kommt noch hinzu, daß ein Theil der Araber nomadisirt, andere Stämme als stets im Aufstand unnahbar für die Berechnung sind. Indeß nimmt man etwa 8½ Millionen Einwohner für das Sultanat an. Von diesem sind gegen 350,000 Juden, die übrigen bestehen aus Mauren, Berbern und Arabern. Die Mauren sollen ungefähr 3½ Million Köpfe zählen, sie bilden die Bewohner der Städte und treiben Handel und Handwerke; auch gehen aus ihrer Mitte die Beamten hervor. Ihr Charakter wird nicht gelobt, indem man sie als treulos, lügenhaft, feig, geizig und überaus fanatisch schildert. Die Berbern sind Ureinwohner des Landes, dieselben, welche man in Algerien Kabylen nennt. Sie zerfallen in zwei Hauptstämme: die Amazirg 2,300,000, und die Schillak, etwa 1½ Millionen Köpfe stark, haben durch-

gehends feste Wohnsitze und nähren sich größtentheils von Ackerbau. Die Schillak, welche die Südprovinzen inne haben, sind ein schlanker Menschenschlag von sehr dunkler Hautfarbe, der den Charakter der Berbern reiner bewahrt hat, als die Amazirg, die, wie man von den unter ihnen häufig vorkommenden blauen Augen und blonden Haaren geschlossen hat, sich wahrscheinlich mit den Resten von Genserichs und Gelimers Wandalen vermischt haben. Letztere wohnen in den nördlichen Theilen des Reiches, vorzüglich in den Gebirgsgegenden des Atlas und seinen Seitenketten, zu ihnen gehören die oft genannten Rifpiraten, deren Unfug den Anlaß zu dem jetzt entbrannten Kriege gab. Araber reinen Blutes finden sich in Marokko nur etwa 600,000, und zwar ziehen sie meist als Nomaden umher. Die Juden sind meist Nachkommen der unter Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebenen Kinder Israel. Eigentliche Neger wohnen ungefähr 200,000 im Lande, und liefern sie hauptsächlich die Rekruten zur regelmäßigen Armee des Sultans.

Unter dieser Bevölkerung herrscht die größte Spaltung nach Abstammung und Glauben. Die Intoleranz gegen einander ist die charakteristische Eigenschaft der Stämme, der Bürgerkrieg infolge dessen der Normalzustand des Reiches. In dieser wilden Gesellschaft kennt man nur zwei Formen des politischen Lebens: Anarchie und den rohesten Despotismus. So weit der Arm des Sultans reicht, wird das Volk ausgesaugt und ist keiner seines Kopfes einen Tag lang sicher. Die Amazirg und zum Theil auch die Schillak erkennen, in kleinen Dorfrepubliken oder unter Stammhäuptlingen lebend, die Autorität des Sultans nur ganz oberflächlich an. Jedermann verbirgt seinen Besitz so weit er kann, um nicht von den Beamten geplündert zu werden. Nur in einem Punkt ist Alles einig, in dem wüthenden Haß gegen die Christen und der Verachtung aller Nichtmoslemin überhaupt.

Das Land ist an den Küsten, welche sandige Flächen bieten, nur wenig angebaut, desto mehr aber im Innern, wo Getreide, Oel, Mandeln, Datteln und Gummi die Hauptprodukte sind. Zahlreiche Schafheerden liefern eine sehr gute Wolle, Rinderheerden sind häufig, und die Pferde Marokkos gelten für die besten in den Barbareskenländern. Von Mineralien findet man Kupfer in Menge, etwas Gold, Silber und Eisen. Von den Erzeugnissen des Gewerbfleißes sind nur die feinen Ledersorten und die Seidenstoffe zu erwähnen, welche hauptsächlich im Südwesten gefertigt werden. Die Einkünfte des Reiches bestehen aus dem Ertrag der Zölle, der Kopfsteuer der Juden, dem Zehnten vom Vermögen der übrigen Einwohner, dem Tribut einiger Vasallenfürsten, und sollen sich auf etwa sechs Millionen Thaler belaufen. Die Ausgaben betrugen unter dem letzten Sultan kaum die Hälfte dieser Summe. Der Ueberschuß wanderte, soweit er sich nicht unterwegs in unberechtigte Taschen verlor, in das Schatzhaus (Mejt El Mel) des Sultans in Mequinez. Der Handel

hat seit zwanzig Jahren einen nicht unerheblichen Aufschwung genommen, und zwar betheiligen sich an ihm vorzüglich englische, genueser, marseiller und amerikanische Häuser. Die Ausfuhr, welche 1832 nicht mehr als ungefähr 6000 Tonnen betrug, beläuft sich jetzt auf mindstens 40,000 Tonnen und besteht hauptsächlich in Wolle, Wachs und Gummi, wozu in Zeiten der Theurung in Spanien und Südfrankreich noch Getreide kommt. Der Atlas und die Gebirge des Rif haben prächtige Wälder. In den Ebnen hat die unverständige Wirthschaft der heutigen Einwohner die Waldbäume meist ausgerottet, und so bietet das Land hier nur in der Regenzeit — vom October bis zum März — einen lachenden Anblick, wogegen es in der trocknen Jahreszeit wie abgesengt daliegt und selbst der fruchtbarste Boden sich in das eintönige Gelbgrau der Wüste kleidet.

Unter den Ausgaben stehen die für die Unterhaltung der Haustruppen des Sultans (Almagasen), welche 15,000 Mann stark sein sollen, obenan. Der übrige Theil des Heeres, die Truppen der einzelnen Paschas, müssen von den Städten unterhalten werden, in denen sie garnisoniren, oder bekommen als Sold Landstücke zum Bebauen. Im allgemeinen wird der marokkanische Soldat von seinen Anführern gut behandelt; er ist (und das gilt im Kriege mit christlichen Mächten selbst von den Mauren) im Gefecht unerschrocken, entschlossen und voll guten Willens, auf dem Marsch ausdauernd und genügsam. Er ist ein guter Schütze und ein vortrefflicher Reiter, was namentlich den Schillak nachgerühmt wird. „Wenn eine Schlacht geliefert wird," sagt das 1844 erschienene Werk des Spaniers Serafian Calderon, „so bildet das Heer einen Halbmond, die Reitergeschwader auf beiden Flügeln, das Fußvolk im Centrum. Sobald das Zeichen zum Angriff gegeben ist, sagt der Soldat andächtig einige Strophen des Koran her, dann stößt die ganze Masse das Kriegsgeschrei „Allah! Allah!" aus, ein ungeheurer Lärm, und stürzt sich mit Ungestüm auf den Feind. Hält dieser den ersten Anfall aus und bringt er durch unvermuthete kräftige Bewegung die anstürmenden Massen in Unordnung, so fliehen sie und verstehen schlecht, sich wieder zu formiren; denn von militärischer Taktik haben sie nicht den geringsten Begriff. Dagegen sind sie von außerordentlicher Schlauheit, wo es auf Ueberfälle ankommt, und nicht weniger geschickt sind sie, Hinterhalte zu entdecken und zu vermeiden."

Ausführlicher ist ein uns vorliegender französischer Bericht über die Kriegsverfassung und Kriegsführung der Marokkaner im Jahre 1844; doch wird demselben vorauszuschicken sein, daß in der letzten Zeit die regelmäßige Armee des Sultans manche Verbesserung erfahren hat, indem sie von England mit guten Gewehren und, wie es scheint, auch mit Instructoren versehen worden ist, und daß die Artillerie sich, wo sie Festungen zu vertheidigen hatte, nicht so ungeschickt bewies, als man annahm. Nach jener Darstellung ist die

Truppensammlung und Kampfart in Marokko ziemlich dieselbe, wie früher in Algerien, nur daß in Marokko mehr Einheit und Zusammhaltung herrscht, weil das Land schon seit Jahrhunderten sein politisches und militärisches System hat, während die algierischen Stämme unter der langen türkischen Herrschaft vereinzelt und ohne ein gemeinschaftliches Band des Interesses geblieben sind. Zwar fehlt es, fährt unsre Quelle fort, auch in Marokko nicht an Aufständen und Spaltungen, aber in einem Streit mit der Christenheit kann die Regierung des einträchtigen Zusammenwirkens aller Kräfte des Reiches sicher sein. Jeder Statthalter befehligt die Mannschaft seines Bezirkes und läßt sie lagern, marschiren oder kämpfen nach den Anweisungen des Oberfeldherrn, der eine Art Generalstab aus Talebs und Udajas oder ausgewählten Reitern, die als Adjutanten und Ueberbringer seiner Befehle dienen, um sich hat. Unter den 15,000 Mann des stehenden Heeres befinden sich 6000, die stets marschfertig sind, und die man als die Leibgarde des Sultans ansehen kann. Bricht irgendwo ein Aufruhr aus, so ruft der Sultan den Gum oder Heerbann der andern ruhigen Provinzen auf, und dasselbe ist bei einem Kriege mit dem Ausland der Fall. Weigert sich ein Bezirk oder Stamm der Heerfolge, so wird er mit einer starken Abtheilung des Gum, dem einige tausend Almagasen beigegeben werden, überfallen und mit Feuer und Schwert heimgesucht. In den empörten Strichen sieht man dann nichts als Razzias: rauchende Dörfer, verbrannte Ernten, Reiterschaaren, denen auf Lanzen gespießte Köpfe vorangetragen werden.

Die Negerreiterei (Abid El Bocharie) und Udajas waren früher die Prätorianer und Janitscharen Marokkos. Sie zwangen, stets zu Meutereien aufgelegt, dem Sultan ihren Willen auf, setzten ihn nach Belieben ab und geberdeten sich überhaupt als die eigentlichen Herren im Lande. Jetzt sind sie weniger gefährlich, indem die letzten Herrscher ihre Macht gebrochen haben. Als die tapfersten Krieger Marokkos gelten die Bergbewohner des Rif, zwischen der Mündung des Maluwijeh und der Stadt Tetuan. Die Truppen sind in Fähnlein zu je hundert Mann eingetheilt, die von einem Hauptmann (Kaid El Mijeh) und 4 Lieutenants, richtiger Unteroffizieren geführt werden. Der Sold beträgt für den Gemeinen etwa 15 Piaster jährlich und wird sehr unregelmäßig ausgezahlt. Selbst ein Pascha erhält nicht mehr als 300 Piaster das Jahr. Aber jeder Soldat treibt, wenn er nicht Dienst hat, sein Handwerk und genießt, wie der größere Theil der Kaids (ein Titel, der verschiedene Grade und eine Civil- und Militärbedeutung hat) den Ertrag eines Grundstücks, das man in der Regel durch die Fellachin oder Bauern bearbeiten läßt. Was noch fehlt, pflegen die Soldaten durch Räuberei, die Offiziere durch Erpressungen zu ersetzen. Gegen neun Zehntheile alles Grundes und Bodens gehören dem Sultan, der als Haupt der muselmanischen Gemeinde

die Nutznießung davon nach Gutdünken bewilligen kann. Nur was überbaut oder mit Mauern eingeschlossen ist, darf der Besitzer wirklich als sein volles Eigenthum ansehen.

Die Heere begleitet ein ungeheurer Troß von Maulthier- und Kameeltreibern, Greisen und Kindern mit Pferdefutter, Mundvorräthen und Handmühlen, ferner von Thieren mit den Zelten und dem Gepäck des Gum, von Sklaven und Negerköchinnen, welche das marokkanische Nationalgericht, den Kuskussu, bereiten. Man pflegt sich nur mit Lebensmitteln auf zehn Tage zu versehen. Ist der mitgenommene Vorrath erschöpft, so werden die Silos (Lebensmittelmagazine der Fellachin) in der Umgegend ausgeleert und man läßt die Pferde das Getreide auf dem Halm abweiden. Bald bietet in Folge dessen die Gegend, wo ein solches Heer haust, keine Hülfsquelle mehr, und nach vier bis sechs Wochen ist dasselbe genöthigt, entweder auseinander zu gehen oder sich nach einem andern Strich des Landes zurückzuziehen. Eine europäische Armee hat sich deshalb hier wohl mit allerlei Vorräthen zu versehen, da die Verfolgung der Gegner, wenn sie nicht im ersten Anlauf geworfen werden, durch vollkommen ausgesogene Gegenden führen würde.

Da jeder Muselman Soldat ist, so kann der Sultan von Marokko, namentlich wo es einen Kampf gilt, der sich als Glaubenskrieg darstellen läßt, ohne große Schwierigkeit ein Heer non 60 bis 80,000 Mann auf die Beine bringen; wenn man aber ausrechnet, daß das ganze Reich zu seiner Vertheidigung an 300,000 Krieger stellen könnte, so mag das begründet sein; allein man läßt dann außer Betracht, daß diese Streitmacht über sehr weitgehende, von Wüsten und wilden Gebirgen durchzogene Landstrecken vertheilt ist, und daß, gesetzt auch den Fall, dieselbe wäre auf einen Punkt zusammenzuziehen, von einer Erhaltung dieser Massen mit ihrem ungeheuren Troß auch nur auf acht Tage nicht die Rede sein könnte. Wenn das Heer lagert, so ist es stets mehr ein bequemer, als ein militärischer Platz, den es wählt; denn die Rücksicht auf Wasser und Weide entscheidet. Jeder Stamm bildet ein Viereck für sich, des Nachts kommen Pferde, Maulthiere und Kameele in die Mitte. Das Zelt des Sultans oder des Oberfeldherrn wird im Centrum des ganzen Lagers aufgeschlagen und es ist von den Zelten seiner Dienerschaft und seiner Garden umgeben. Der Stand dieses Zeltes, welches stets von grüner Farbe ist, da die Sultane ihre Abstammung von Mohammed ableiten, bestimmt den Stand der andern, die in hierarchischer Abstufung, je nach dem Adel der Stämme oder der Bedeutung der Gum, ihm näher oder entfernter sich niederlassen. Ein solches Lager hat keine eigentliche Lagerfront und keine abgesteckte Schlachtlinie. Es nimmt einen kreisförmigen ungewöhnlich weiten Raum ein, so daß 30,000 Mann den Raum einer Stadt besetzen können, welche doppelt so viele Einwohner hat. Im Anblick einer

so großen Menge von Zelten, Menschen und Pferden sind Feldherr und Soldat des Sieges gewiß; man kennt, da man seit Jahren nur unter sich Krieg geführt hat (die Schlacht am Isly dürfte bereits wieder vergessen sein) eben nur die Ueberlegenheit der Zahl und hat keinen Begriff davon, wie man einen Angriff wagen könne, ohne dieser Ueberlegenheit gewiß zu sein, oder wie man Stand zu halten vermöge, wenn man nicht gleich stark ist oder wenigstens eine dem Gegner ungünstige Gestaltung des Bodens für sich hat.

Die Reiterei ist die Hauptstärke des marokkanischen Heeres, das Fußvolk gilt für nichts, außer im Gebirge. Daß es auf der Ebne einen Reiterangriff aushalten könne, hätte vor dem Kriege von 1844 kein Marokkaner geglaubt. In der Artillerie sind die Marokkaner sehr zurück. Sie besitzen eine ziemliche Anzahl von Feldgeschützen, Sechs- und Achtpfünder, auch einige Haubitzen, aber die Bedienung derselben taugt wenig. Renegaten, die man verachtet und denen man mißtraut, sind ihre Kanoniere, und vergeblich hat man bisher Versuche gemacht, die Eingebornen selbst in einer gehörigen Handhabung der Kanonen zu unterrichten. Sie sind nichts weniger als ungeschickt, denken aber zu gering von der Artillerie, als daß sie sich Mühe geben möchten. Der Reiter ist mit einer langen Beduinenflinte, einem krumen Säbel und einem Yataghan bewaffnet. Die Udajas tragen auf ihrer Flinte ein kurzes, sehr breites Bayonnet. Die meisten Gewehre sind von einheimischer Fabrikation, ohne Visir und ohne Gleichförmigkeit des Kalibers. Auch haben sie keine Patronen. So kommt es, daß ein Reiter wenigstens zwei Minuten braucht, um sein abgeschossenes Gewehr von Neuem zu laden, während ein europäischer Soldat in der Minute zweimal, ja dreimal feuern kann. Die marokkanische Schlachtordnung dehnt die Flügel im Halbkreis aus soweit sie kann, ohne jedoch zu große Zwischenräume zwischen den verschiedenen Gum zu lassen. Die Kerntruppen und die Artillerie kommen ins Centrum zu stehen, hinter welchem die Flügel sich, im Fall der Angriff abgeschlagen wird und die Reitergeschwader in Unordnung gerathen, sich wieder aufstellen können. Die ganze, auf uraltem Herkommen beruhende Taktik besteht darin, daß man den Feind zu umringen und mit einem überlegnen Gewehrfeuer zu überschütten sucht. Hat man ihn völlig umringt, so hält man sich des Sieges gewiß. Die Reiterei ist — wenn auch ohne strenge Ordnung — in mehren Schlachtreihen von je hundert Pferden aufgestellt. Die verschiedenen Gum auf derselben halbkreisförmigen Linie geben sehr genau aufeinander Acht, so daß sie mit ihren Bewegungen vortrefflich zusammenstimmen. Plänkler, auf der Front des Heeres zerstreut, eröffnen den Kampf, indem sie den Feind durch die Raschheit ihrer Manöver zu blenden und zu zerstreuen suchen. Glauben sie dies erreicht zu haben, so bricht plötzlich die erste Schlachtreihe hinter ihnen los. Jeder Reiter sprengt, mit verhängtem

Zügel, das Gewehr mit der rechten Hand an den Backen haltend, auf halbe Schußweite heran, feuert, ohne den Zügel loszulassen, mit einem Fingerdruck der linken Hand, bringt sofort sein Pferd zum Stehen, lenkt um und galoppirt zurück, um von Neuem zu laden. In diesem Augenblick jagt eine zweite Reihe heran, dann eine dritte, um dieselben Bewegungen auszuführen, bis die erste wieder erscheint. Und so geht es fort. Nie greifen sie recht gründlich an, es wäre denn, daß der Feind den Rücken kehrte. Diese arabische oder maurische Reiterei sieht allerdings sehr furchtbar aus, man muß sich aber durch den Anschein nicht verblüffen lassen. Sie richtet durchaus nichts aus gegen ein im Viereck aufgestelltes Fußvolk, das ihr die Bayonnette entgegenstreckt, sich in der Ebne wie ein Mann bewegt, im Gehen ladet, Halt macht, um zu schießen, und so den Feind, der nur mit der Flinte umzugehen weiß und dem es auf eine Salve vier wiedergibt, in Kurzem in die Flucht jagen muß. Aber sie vermag auch einem geregelten Kavallerieangriff nur in seltenen Fällen lange Widerstand zu leisten trotz ihrer wilden Tapferkeit und ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit in der Führung des Pferdes. Für den Reiter ist unter allen Umständen der Säbel die Hauptwaffe, bei den Marokkanern aber verläßt sich derselbe fast nur auf seine Flinte, und so geschah es, daß die französischen Chasseurs, die mit dem Säbel in der Faust gegen sie anstürmten, sie in der Regel schon mit der ersten Charge in Verwirrung brachten. Unerschrocken im Gewehrfeuer, scheuen sich diese Nachkommen der alten Numidier, ganz so wie ihre Vorväter, vor dem Kampfe von Mann gegen Mann, und so sind sie verloren, wenn man sie mit den Handwaffen entschlossen und kräftig angreift. So nur erklärt sichs, daß am Isly 8500 Mann französisches Fußvolk und 1800 Reiter mit 16 Geschützen ein marokkanisches Heer von fast 40,000 Mann schlagen konnten, und zwar so, daß die Wegnahme des Lagers mit seinen Zelten und seinem Gepäck, das Empfindlichste und zugleich Schmachvollste nach marokkanischen Begriffen, die unmittelbare Folge war.

Wir geben nun eine Beschreibung der Seestädte, Küsten und Häfen Marokkos, wobei wir die spanischen Presidios als in d. Bl. bereits ausführlich geschildert (Nr. 41 d. Jahrg.) nur kurz erwähnen. Von dem Kap Milonéa, der Grenze Algeriens, an hat Marokko bis zum Kap Agulun in der Landschaft Sus El Aksa, die im Süden an die große Wüste stößt, etwas mehr als 300 Lieues Küsten, von denen etwa hundert auf das Mittelmeer und die Straße von Gibraltar und noch einmal soviel auf das Atlantische kommen. Mit Ausnahme von Tetuan und Tanger gehören alle Seeplätze auf der erstern Strecke den Spaniern, nämlich Melilla und die Zaphar-Inseln in der Mündung des Maluwijeh, Alhucemas, Velez de la Gomera und Ceuta. Ueber letzteres ist unsrer frühern Mittheilung nachzutragen, daß seine Befestigungen sehr stark und sehr gut armirt sind, daß zwei Häfen, einer im Süden und

einer im Norden der Stadt Schutz gegen alle Winde bieten, und daß der Name Ceuta wie Sseuta ausgesprochen wird.

Tetuan, 12 Lieues von Ceuta, ist eine Stadt von 15 bis 16,000 Einwohnern, die im Innern sehr winkelig und düster, aber im Vergleich mit andern Orten des Landes, selbst mit Tanger, gewerbreich und lebhaft ist. Früher residirten die europäischen Consuln hier, da der Aufenthalt in Tetuan angenehmer und gesünder ist. Die Regierung hat sie jedoch nach Tanger versetzt, um die Eifersucht der fanatischen Tetuaner zufrieden zu stellen, welche nur mit Aerger den europäischen Luxus in ihrer Mitte sahen und es nicht zu ertragen vermochten, Christen an sich vorüberschreiten zu sehen, ohne sie anspeien oder ihnen den tiefverachteten Hut vom Kopfe schlagen zu dürfen. Man zählt in Tetuan gegen dreißig Moscheen, in denen eine große Menge von Talebs, Fakirs und Santons (für heilig gehaltene Derwische) den Gottesdienst verrichten. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und zugleich sehr anmuthig. Sie erinnert in manchen Zügen an die von Granada und Valencia. Man sieht Wälder von Orangenbäumen, deren Früchte von vorzüglicher Art sind, weshalb eine große Menge derselben nach Malaga und Gibraltar und von dort nach den französischen und italienischen Häfen ausgeführt wird. Der Sultan besitzt hier ein schönes Landhaus mit einem ausgedehnten Garten, in einer Gegend vor der Stadt, welche mit Villen im maurischen Geschmack besäet ist. Tetuan ist in alterthümlicher Weise befestigt. Um die Stadt läuft eine Ringmauer von 15 Fuß Dicke, auf der sich Zinnen und viereckige Streitthürme erheben, die jedoch keine Graben hat. Der höchste und stärkste dieser Thürme, der im Norden steht, bildet eine Art Fort, welches mit fünf schweren Geschützen armirt ist. Von der Landseite her erhebt sich die Stadt am Ende der Fläche auf einem nach zwei Seiten hin abschüssigen Hügel. Sie wird beherrscht und vertheidigt durch eine isolirte Kasbah (Citadelle) im Nordwesten, die 11 Geschütze trägt und einen ziemlich langen Widerstand leisten würde. Der Hafen Tetuans wird durch die Mündung des Martil gebildet und liegt zwei Lieues von der Stadt, von der ihn eine sandige und unbebaute Strecke Landes trennt. Die Einfahrt in den Fluß vertheidigt ein gewaltiger viereckiger Thurm, welcher oben eine Batterie schweren Kalibers trägt. Dieser Thurm hat kein Thor, sondern erst in der Höhe von acht Fuß eine kleine Pforte, zu welcher man auf einer Leiter gelangt. Am Fuß des Thurmes steht das Zollhaus. Früher konnten Fahrzeuge von 5 bis 600 Tonnen und Korvetten von 36 Kanonen bis in die Nähe von Tetuan hinauffahren. Jetzt ist die Mündung des Martil nur für Schiffe von 200 Tonnen fahrbar; denn ein Fahrzeug, das 7 bis 8 Fuß Wasser braucht, findet keine hinlängliche Tiefe mehr. Einige Dampfbagger würden indeß hinreichen, den Fluß wieder schiffbar zu machen. Die Mauren aber denken nicht daran, ja sie sehen die Versandung

sogar gern, indem sie den Christen den Zugang erschwert und so als Schutz der Stadt gegen ein Bombardement dient.

Tanger, die nächste Stadt Marokkos, welche durch die spanische Expedition bedroht wird, liegt südwestlich von Ceuta, an der Meerenge von Gibraltar. Es ist ziemlich fest, und zwar sowol durch seine Lage als durch seine wohlbewaffneten Batterien, obschon von einem langen Widerstand gegen einen Angriff durch eine europäische Flotte und Armee jetzt natürlich noch viel weniger die Rede sein kann, als im letzten Kriege Frankreichs mit Marokko. Tangers Anblick vom Meer aus gleicht sehr dem der Vorstadt Bab El Wed in Algier. Es liegt auf dem Abhang eines Kalkberges, von dem ein Theil unbebaut ist und mit seinen unbebauten Seiten einen trübseligen Anblick gewährt. Die Stadt ist mit einer von Thürmen flankirten Mauer umgeben, vor welcher sich ein Graben hinzieht, der jedoch keine Contrescarpe hat. Die Mauer hat einen Umfang von etwa 7000 Fuß. Eine maurische Kasbah von gewaltigen Dimensionen und ein von den Portugiesen erbautes jetzt sehr verfallnes Fort mit modernen Bastionen dienen der Stadt zum Schutz. Die Kasbah ist mit zwölf Geschützen besetzt, die sämmtlich nach der Meerenge von Gibraltar hinausblicken. Die Gräben der Stadt, zum Theil verschüttet, sind voll Bäume und werden als Gemüsegärten benutzt, und werden als solche vom Gouverneur verpachtet, der sich deshalb hütet, sie wieder austiefen und in Vertheidigungsstand setzen zu lassen. In der Nähe des Hafens liegt ein kleines, mit der Kasbah durch eine Reihe von Staffelmauern, die den Berg hinanlaufen, verbundenes Fort. Der Wall, welcher dem Meer gegenüberliegt, hat zwei terrassenförmige Stockwerke mit Einschnitten, in welchen Kanonen aufgepflanzt sind. Im Norden der Stadt senken sich schroffe Felsabhänge, welche dieselbe hier sturmfrei erscheinen lassen. Vor dem Ausladungsplatz, im Winkel des Hafenthores befinden sich die Hauptvertheidigungswerke. Hier erheben sich in zwei Stufen Batterien, die mit 60 groben Geschützen und 8 Mörsern armirt sind und den Hafen nach allen Richtungen beherrschen. Indeß sind die Plattformen zu schmal, die Brustwehren nur drei Fuß dick und die Schießscharten nicht weit genug von einander entfernt, was ebenfalls die Stärke des Bauwerks vermindert. Der Landungsplatz ist rechts und links noch von einer Batterie flankirt. Die Bai von Tanger endlich wird außerdem durch sechs gemauerte Batterien geschützt. Von diesen letztern erhebt sich eine auf dem Kap Malabata und eine auf den Ruinen des alten Tanger. Sie enthalten zusammen 40 Stück Geschütze. Die Batterie, welche die Rhede auf den beiden äußersten Landpunkten beschützen, liegen auf Höhen von 150 Fuß über dem Meer, die andern ungefähr auf gleichem Niveau mit dem Wasserspiegel.

Wenn man also einen Angriff vom Meer her unternähme, so hätte man erst diese Batterien zusammenzuschießen und dann sich quer vor den Hafen

zu legen, um auf gleiche Weise die Mauern der Stadt und der Kasbah zu zerstören. Um aber hineinzudringen, müßte man noch drei Ringmauern nehmen, von denen jede mit einem ungemein starken eisenbeschlagnen Thore versehen ist. Man würde Kanonen auszuschiffen haben, um sie einzuschießen, oder Minen oder Petarden anwenden; unterdeß aber wäre man einem mörderischen Feuer von der Flanke und von vorn ausgesetzt, wofern Einwohner und Besatzung sich vertheidigen wollten. Bei einem Angriff zu Lande aber hätte man auf den Hügeln und Dämmen im Süden Stellung zu nehmen, zwischen dem Meer und der Straße nach Feß, nachdem die Landung in der Nähe des alten Tanger außer dem Bereich der Hafenbatterien bewerkstelligt wäre.

Das Innere der Stadt hat wenig Bemerkenswerthes. Man geht durch düstre vielgewundene Gassen, in denen man einer trägen, mürrisch blickenden Bevölkerung begegnet. Nur das europäische Quartier, wo sich die Wohnungen der Konsuln befinden, gibt der Stadt eine gewisse Bedeutung und einiges Leben. Es liegt im Südosten, also dem zur See Anlangenden zur Linken, hinter dem erwähnten doppelten Stockwerk von Wällen, die gegen den Hafen Front machen. Die Wohnungen der Konsuln sind schön, haben jede einen Hof und einen Garten und bieten in ihrer gemischten, halb maurischen, halb europäischen Bauart einen ungemein malerischen Anblick. Zwischen denselben stehen die Häuser der übrigen Europäer und der jüdischen Handelsleute. Sonst ist in der ganzen Stadt nur eine Straße, die vom Hafenthor nach dem Thor von Feß hinaufsteigende Alkassarijeh bemerkenswerth, indem sie als Bazar dient. Von den Moscheen ist nur die Hauptmoschee zu nennen, die ein elegantes Minaret besitzt. Einwohner gibt man der Stadt 8000, doch rechnen Andere nur 6000 heraus. Der Hafen von Tanger ist wenig geräumig und nicht sehr tief, indem bei der höchsten Flut das Wasser in ihm nicht über 8 Fuß steigt; auch ist er dem in diesen Strichen sehr heftigen Nordostwind ausgesetzt. Die kleinen Kauffahrer, die nicht mehr als 5 bis 6 Fuß Wasser bedürfen, können sich davor schützen, indem sie hart vor der Stadt Anker werfen. Die Rhede ist tief und weit. Sie ist die beste in ganz Marokko und die einzige dieser Küsten, welche eine ganze Kriegsflotte aufnehmen kann. Doch ist auch sie dem Nordost offen, und so müssen große Schiffe, wenn Sturm droht, eiligst die Anker lichten, um die schützende spanische Küste aufzusuchen.

Tanger gehörte während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts den Portugiesen. 1662 kam es an England, welches den Platz aber schon 1684 wieder aufgab, da die Garnison von den Mauren eng blockirt gehalten wurde und man damals Gibraltar noch nicht besaß. Bei der Räumung sprengte man die Hauptwerke und den Hafendamm, dessen Trümmer noch jetzt einen Theil des Hafens unsicher machen. Uebrigens versandet auch die Rhede von

Jahr zu Jahr mehr, besonders auf der Südseite. Die Ruinen des alten Tingis sind unter den Sandmassen, welche der Ostwind herzuweht, schon bis auf wenige Spuren verschwunden, und der Fluß Abir, der den Hafen dieser Hauptstadt des tingitischen Mauritaniens bildete und noch im Mittelalter maurische und portugiesische Galeeren aufnahm, ist jetzt so seicht geworden, daß er nur noch von Fischerbarken und auch von diesen nur während der Fluth befahren werden kann. Die Umgegend von Tanger ist auf der Südwestseite am fruchtbarsten, doch kommt sie der von Tetuan nicht gleich an Schönheit und Frische. Die Engländer beziehen von hier die Schafe, Ochsen, Früchte und Gemüse, welche die Garnison von Gibraltar bedarf, ein Umstand, der die nächste Veranlassung für das londoner Kabinet hergab, gegen eine etwa beabsichtigte dauernde Besetzung Tangers durch die Spanier zu protestiren. Im Uebrigen ist die Stadt weder als Handelsplatz noch als militärischer Posten von großer Bedeutung. Tanger ist der von allen drei Hauptstädten des Reichs: Feß, Marokko und Mequinez, entfernteste Hafen Marokkos. Es liegt 70 Lieues von Feß, ebensoweit von Mequinez und 150 Lieues von Marokko oder Marakſch, und um nach letzterem von hier aus eine Botschaft zu senden und Antwort zu bekommen, braucht man mindestens 40 Tage. In Betreff der Wichtigkeit Tangers für die Beherrschung der Meerenge aber ist zu bemerken, daß es überhaupt keine Wichtigkeit für dieselbe hat, da die Seestraße hier wenigstens sechs deutsche Meilen breit ist. Beträgt die Breite derselben doch selbst an der schmalsten Stelle, da wo Ceuta und Gibraltar sich gegenüberliegen, zwei volle Meilen. Von einer Verhinderung des Durchgangs einer Flotte durch Beschießung derselben ist also selbst, wenn man sich den Felsen Tariks mit den schwersten Armstronggeschützen gespickt denkt, auch hier nicht zu reden. Einestheils haben die Engländer in Gibraltar nur die eine Seite der Durchfahrt inne, während die andere, Ceuta, den Spaniern gehört, und es würde sonach eine England feindliche Flotte sich nur an die afrikanische Küste zu halten haben, um den Kugeln der britischen Festung zu entgehen. Andrerseits aber würde selbst, wenn Ceuta englisch wäre, der Schaden, den eine Kugel auf die Entfernung von einer deutschen Meile anrichten könnte, kaum erheblich sein. Dennoch darf die Wichtigkeit, welche Gibraltar für Englands Macht im Mittelmeer hat, nicht unterschätzt werden. Es geht nämlich durch die Straße von Gibraltar eine Strömung vom Atlantischen Ocean in das Mittelländische Meer, die so stark ist, daß sie bei Westwind selbst von Dampfern nur mit großen Schwierigkeiten und von Segelschiffen gar nicht befahren werden kann. Eine Flotte also, welche die Meerenge passiren will, muß diesen ungünstigen Wind erst bei Gibraltar abwarten, um gegen die Strömung aus dem Mittelmeer hinauszugehen. Das vermag sie aber nur, wenn sie sicher ist, dort an der Meer-

enge einen Hafen zu finden, in dem sie warten oder in dem sie, mit günstigem Wind kommend, bei plötzlichem Umschlagen desselben sofort Schutz suchen kann. Nun finden sich an der Straße aus dem Mittelmeer in das Atlantische nur zwei solche Häfen: Gibraltar und Ceuta, und da letzteres in den Händen einer Macht ist, die als Seemacht keine Bedeutung hat, so hat auch der Hafen Ceutas in obiger Beziehung keine Bedeutung, indem es die Engländer jeden Augenblick verhindern können, daß er von Spanien einer ihnen feindlichen Macht geöffnet wird. So kann man in gewissem Sinne sagen, daß die Engländer jetzt beide Seiten der Meerenge beherrschen. Etwas ganz Anderes wäre es, wenn Ceuta den Franzosen gehörte; dann wäre der Besitz Gibraltars für Großbritannien von unendlich geringerer Wichtigkeit.

Wir kehren nun zu den marokkanischen Küsten zurück. Beim Cap Spartel, welches zwei Lieues westlich von Tanger liegt, verläßt man die Meerenge und tritt in das Atlantische Meer ein. Infolge der erwähnten reißenden Strömung ist ein Kreuzen an diesen Küsten sehr schwierig, man ist gezwungen, in kurzen Schlägen zu laviren und sich dem Lande möglichst nahe zu halten, da man, in die Mitte des Kanals gehend, gewärtig sein müßte, von dem Meeresstrom mit großer Schnelligkeit weit von den Punkten der Küste weggerissen zu werden, die man zu beobachten gekommen. Nachdem man das Kap Spartel umschifft hat, trifft man den kleinen Hafen Arzila, den früher die Portugiesen besaßen, und dessen Gestade sich sehr gut zu Truppenlandungen eignet. Man erblickt eine malerische, theilweise in Trümmern liegende Kasbah, eine Ringmauer, die mit Zinnen gekrönt und an einigen Stellen von einem tiefen Graben eingefaßt ist, und mehre dicke Thürme, von denen zwei zur Aufnahme von Geschützen eingerichtet sind. Die Mauer hat auf ihren langen Seiten 1500, auf den schmalen 1200 Fuß Länge. Die Stadt ist fast ganz verlassen. Nur etwa 500 Mauren und Juden bewohnen dieselbe und ernähren sich vom Ertrag ihrer Gärtchen und etwas Fischfang. Der größte Theil der Häuser liegt in Ruinen. Handel wird nicht getrieben. Dagegen ist Arzila als militärischer Posten nicht ohne eine gewisse Bedeutung; denn man könnte ohne erhebliche Kosten die Ringmauer in Vertheidigungsstand setzen und aus dem Orte ein Depot für die Operationen machen, die man zu Lande gegen Tanger oder gegen das 7 Lieues südlich von Arzila gelegne Larasch vorzunehmen gedächte.

Larasch, eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern, liegt am Ausfluß des El Kos und zwar am linken Ufer desselben, in bezaubernd schöner Gegend, umgrünt von Orangenhainen und wohlbewässerten Anpflanzungen, die sich zu beiden Seiten des Stromes bis in die Gegend der Stadt Alkazar El Kebir hinziehen. Näher betrachtet verlieren indeß diese anmuthigen Gärten ganz ebenso wie die Stadt (wie jede orientalische Stadt), deren malerische Gestalt

mit ihren weißen Häusern, ihren zinnenbesetzten Mauern, ihren schlanken Minarets aus der Ferne entzücken, während das Innere nichts als dunkle Winkelgassen, Häuser ohne Fenster, die wie Gefängnisse aussehen und Haufen von Schmutz und Schutt zeigt. In den Gärten von Larasch trifft man unveredelte Obstbäume verschiedener Gattungen, die ohne je beschnitten zu werden unordentlich durcheinander wachsen. Um den Stamm und die Wurzeln derselben winden sich die Ranken von Gurken, Kürbissen und Wassermelonen. Nur hier und da findet sich ein Beet mit einigen andern Pflanzen. Kaktus, Aloe und ähnliche Schmarotzergewächse nehmen den übrigen Raum ein, durch den schlecht gebahnte Pfade führen. Dagegen sind die Bewässerungskanäle und die Wasservertheilung überhaupt mit Sorgfalt und Geschick angelegt.

Die Stadt liegt auf dem Nordabhang eines steil ansteigenden Hügels, von dessen Gipfel sich ihre Häuser bis hinab an den Hafen ziehen, der durch die Flußmündung gebildet wird. Sie hat acht Moscheen, von denen die größte eine schöne Architektur zeigt. Ebenfalls sehenswerth ist der Bazar, der, ein Werk der Portugiesen des sechzehnten Jahrhunderts, von bedeckten Säulengängen umgeben ist und für den schönsten in ganz Marokko gilt. Außerdem sieht man noch alte Kirchen und Magazine aus der Zeit, wo die Stadt eine portugiesische Kolonie war. Larasch ist der Kriegshafen Marokkos, es hat eine Art Seearsenal und es liegt hier gewöhnlich die Flotte des Reichs vor Anker, die indeß jetzt nur ein paar im kläglichsten Zustande befindliche Korvetten und Briggs und etwa 20 Kanonenboote zählt.

Die Befestigungen an der Stadt sind von der Art, daß sie einst für sehr stark gelten konnten und noch jetzt einigen Widerstand zu leisten vermöchten. Man sieht eine buntscheckige Mischung maurischer und europäischer Festungsbauten, zinnengekrönter Mauern und regelrecht angelegter Basteien mit Schußscharten. Die Kasbah, auf dem Gipfel des Stadthügels gelegen, ist von maurischer Bauart. Sie dient als Rückhalt für ein bastionirtes Fort, auf das sich der ebenfalls bis ans Meer hinab mit Bastionen versehene Stadtwall nach Westen hin stützt. Oestlich steigt dieser Wall von der Kasbah bis zum Fluße nieder, den sie an dem Punkte berührt, wo ein nach den benachbarten Salzwerken führender Kanal mündet. Das östliche Thor, nach dem Innern des Landes sich öffnend, wird von zwei Halbbasteien geschützt. Die Kasbah ist auf der Vorderseite von einer Lünette aus Mauerwerk gedeckt, die einen Kehlschluß hat, aber ohne Graben ist. Im Westen erhebt sich ein fünfeckiges, mit Bastionen und Ohrwerken versehenes Fort, welches die Rhede bestreicht. Eine wohlarmirte Doppelbatterie, 2100 Fuß von diesem Fort entfernt, vertheidigt die Einfahrt in den Fluß. Eine kleine Strecke weiter unten endlich liegen Ruinen eines Hauses und einer Windmühle, die man von fern für Batterien halten kann. Trotz dieser starken und zahlreichen Befestigungen

würde sich Larasch selbst von einer tüchtigeren Truppe als die Marokkaner sind, nicht lange halten lassen. Der Platz leidet an Wassermangel. Die Brunnen sind schlecht, und man muß sich sein Trinkwasser aus einer Quelle holen, die außerhalb der Stadt, über tausend Schritt von der Ringmauer liegt, und überdieß von den Geschützen der letztern nicht bestrichen werden kann. Die Portugiesen hatten eine riesige Cisterne angelegt, aber die Trägheit und Sorglosigkeit der Mauren hat sie zerfallen lassen. Noch mag erwähnt werden, daß Larasch im Herbst ein sehr ungesunder Ort ist, weil dann die benachbarten großen Sümpfe eine giftige, den Europäern oft tödtliche Fieberluft aushauchen.

Weihnachten in London.

Wir entnehmen die folgende Schilderung des Weihnachtsfestes in London auszugsweise aus dem im vorigen Heft d. Bl. angezeigten kleinen Buch: Alltagsleben in London von Julius Rodenberg (Berlin, Verlag von J. Springer, 1860). Es heißt dort: — Wer London nicht im Weihnachtskleid gesehen hat, der kennt die Glorie von London nicht. Der weiß nicht, wie unaussprechlich fröhlich, wie ausgelassen lustig London sein kann. — Es gibt in London keine Christbäume mit den kleinen, lieben Kerzen auf den schwankenden Zweigen, mit den Spielsachen und Goldschaumäpfelchen zwischen dem Grün und Lichterglanz, und der fröhlichen Kinderschaar ringsherum — aber ganz London ist ein riesiger Christbaum, jede Straße ist ein grüner Zweig, jedes Haus eine funkelnde Kerze daran . . . Die deutsche Weihnacht ist ein Fest für die Kinder und für die Großen, die mit den Kleinen wieder Kinder werden. Weihnachten in England ist ein Fest für die Erwachsenen, ja fast das einzige Fest, das sie haben. Der steife Hochkirchenzwang des Sonntags engt sie an diesem Feiertage nicht ein; sie dürfen jubeln, sie dürfen lachen, sie dürfen singen, sie dürfen trinken . . . . die ganze unbändige Lust dieses starken Volkes darf sich in einem gewaltigen Freudenschrei Luft machen.

Weihnachten in England hat nur einen Tag, aber die Weihnachtsfreude beginnt früher und dauert länger als bei uns. Schon in den ersten Tagen des December schmücken sich die Schaufenster von London mit den grünen

Zweigen des „holly“ und des „mistletoe“, der Walddistel und der Mistel, zweier Gewächse, die man bei uns wenig nennt und wenig beachtet, die aber bei der englischen Weihnachtsfeier die hervorragendste Rolle spielen. Ohne Holly, ohne Mistletoe keine Weihnachtsfreude — sie sind das, was bei uns die Tannenbäume sind, aber noch viel mehr, sie werden Tag für Tag auf Riesenkarren herangeschleppt und wie anfänglich nur, als die ersten Vorboten der seligen Zeit, die Läden sich mit ihnen schmücken, so allmälig auch alle Häuser, alle Zimmer, alle Thüren und Fenster, und zuletzt auch die Speisen, die auf den Tisch getragen werden, so daß, wenn die Weihnachtsfreude ihren Gipfel erreicht hat, ganz London sich mitten im Winter in einen grünen Wald verwandelt hat, in dem die rothen Beeren des Holly, die weißen Beeren des Mistletoe und die hunderttausend Lichter der Metropole glänzen. O, und ein schöner unvergleichlicher Blick ist es, die Nebelstadt auf einmal so schimmern zu sehen — in den langen, unabsehbaren Straßen die glänzenden Läden mit ihrem grünbekränzten Lichterschmuck und Haus bei Haus mit einem frischen Zeichen der allgemeinen Freude. Holly und Mistletoe gehen der Weihnachtsfreude voraus und begleiten sie treu bis zum Letzten; ein gemalter Kranz von Holly und darin die Worte: „a merry Christmas and a happy New-year“ schmückt jeden Brief, den man in dieser fröhlichen Zeit schreibt, und ein Mistletoebüschel hängt von der Decke jedes Wohnzimmers herab — und glücklich der Mann, der unter diesem Büschel ein schönes Mädchen trifft . . .

Unendlich reich ist der Volksgesang an Liedern zum Preise des geliebten Holly. Eines davon, welches schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, lautet folgendermaßen:

Nein Efeu, nein! Wie Dich's auch schmerzen mag:
Der Vorrang kommt dem Holly zu am Weihnachtstag.
Holly steht in der Halle — ein grüner Wald.
Efeu steht vor den Thüren und ihm ist kalt.
Nein Efeu, nein! Wie Dich's auch schmerzen mag:
Der Vorrang kommt dem Holly zu am Weihnachtstag.
Der Holly, und seine Dienerschaft, die tanzen in den Kammern.
Der Efeu und seine Mädchen, die weinen und die jammern.
Der Holly, der hat Beeren, so roth als jede Rose.
Es schmückt der Jäger seinen Hut damit und grünem Moose.
Der Efeu, der hat Beeren, so schwarz als wie die Schlehe,
Es kommt, um sie zu essen, die Eule mit der Krähe.
Der Holly, der hat Vögel, die lustig ihn umschweifen,
Die Nachtigall, der Grünspecht, die sitzen drin und pfeifen.
O, Du mein Efeu, welche Vögel hast denn Du?
Die Krähe mit der Eule, die schreien; hu, hu, hu!
Nein Efeu, nein! ꝛc. ꝛc.

In den mit Holly geschmückten Ladenfenstern fangen nun auch die „materiellen“ Freuden der Weihnachtszeit an verheißungsvoll zu prangen. Zuerst erscheinen an dem Fenster der Publichäuser die Gänse- oder Pudding-Club-Subscriptionseinladungen (denn hier im Lande der Association ist diese, an deren Spitze als Unternehmer ein Wirth steht, und deren Mitglieder Junggesellen und alle diejenigen sind, die eine Gans oder einen Pudding allein nicht bezahlen können, vielleicht eine der ältesten); kurz darauf häufen sich die Rosinen in den Fenstern der ehrsamen Grocer (Spezereikrämer) in beunruhigender Weise, ganze Schiffsladungen dieser edlen Früchte scheinen ausgegossen zu sein. In den Fenstern der Buchläden und auf dem Tische der Straßenverkäufer, machen die Weihnachtsbücher, die Weihnachtsnovellen und Weihnachtsblätter, voll illustrirter Gedichte und schönverzierter Lieder ihre Erscheinung; und der deutsche Bazar verkauft Spielsachen und „Weihnachtsbäume auf deutsche Manier“, die aber sehr schwindsüchtig aussehen. Die Zeitungen sind voll lockender Offerten von „Christmas-hampers“ (Weihnachtskörbe), die „für gar kein oder doch so gut wie gar kein Geld“ Alles von köstlichem Getränk enthalten, was der rechte Engländer sich nur zur Weihnachtsfreude wünschen mag: XX—Ale (doppelt-starkes Bier), XXX—Whiskey (dreifach starken Schnaps), cordial gin (zu Herzen gehenden Genever), 10 Pfund Kaffee und Familien-rum (family-brandy). Als Geschenk für Braut und Weib werden sogenannte Parfümeriekörbchen empfohlen, welche alle möglichen Sorten von Essenzen enthalten und nur zwei Schillinge kosten. Sie sind aber auch darnach! — Am Großartigsten entwickelt sich Kraft und Stoff der Weihnachtsvorfreuden in der „cattle-show,“ der großen Ausstellung des Mastviehs, das in diesen Tagen Statt findet. Es wäre allein einer Beschreibung werth, wie John Bull sich in dem Fett seiner Schweine weidet und spiegelt, während das Vieh kaum noch grunzen kann und sehnsuchtsvoll den Tod erwartet, der es von der unerträglichen Bürde des eigenen Fleisches befreie; wie die Vettern und Basen aus der Provinz mit roth gefrorenen Gesichtern herumstehen und bewundern, und im Vorgefühl des Kommenden essen und trinken, bis man mit den Worten der Schrift sagen könnte: „die ganze Erde ist voll ihres Gefräßes!“

Zugleich mit den grünen und sonstigen Vorboten der Weihnachtszeit beginnen auch die Theater von London an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen und ihn zu steigern. Die Weihnachtspantomimen (Christmas-pantomimes) nehmen ihren Anfang, und zauberhafte Decorationen, Feentänze, Kobolde, Zwerge, Riesen und der ganze Spuk der Romantik, zuweilen in abscheuliche Fratzen verkleidet, nehmen die Bühnen Londons, vom Prinzeßtheater bis hinab zum niedrigsten Volkstheater „auf der andern Seite des Wassers“ ein. Ganz London mit seinen zwei Millionen fünfmalhunderttausend Menschen macht „den Ritt ins alte romantische Land“ mit, und die Vorliebe fürs

Wunderbare, die dem Nationalcharakter der Engländer so eigenthümlich ist, verbunden mit ihrer Leidenschaft für Reichthum und persönliche Fülle und Größe der Dimensionen machen diese Weihnachtspantomimen — die übrigens bis zur Osterzeit ununterbrochen fortgespielt werden — zu einem Volksvergnügen, das für den fremden Beobachter viel Belehrendes hat. „Wenn es einen Abend im Jahre gibt“ (sagt William Maccull in seinem geistreichen Buche („National missions“), an welchem unser Landsmann sich auf der Höhe der Seligkeit befindet, so ist es der Abend, an welchem er zur Pantomime geht. Warum? Weil er Alles auf so lächerliche Weise außer Verhältniß findet; und er schreit vor Entzücken, wenn ein Trupp Gesichter, eine Elle breit und anderthalb Ellen lang im Gaslicht vor ihm starrt. Er sieht, was er selber sein möchte, wenn er könnte!“ —

Neben den Pantomimen, deren abenteuerlich verzierte Programme die Außenseiten der Theater und die Anschlagebreter vor den Ladenthüren der Hauptstraßen bedecken, erscheinen an den späten Abenden der Weihnachtszeit die „Waits“, d. h. Musikanten, die von Thür zu Thür gehen und ihr Ständchen bringen — leider keine Melodien mehr von der alten guten Art, sondern meist moderne Arien von Verdi und populäre Tänze von Jullien und Musard. Dagegen hat sich noch manch ein Stück vom alten Weihnachtsgesang, dem sogenannten „Christmas-Carol“ erhalten, und rührend genug ist es, die alten Mütterchen oder den Krüppel zu hören, wenn er es an den Straßenecken singt. Einige dieser Lieder sind von uraltem Datum, und das echte Gold der Volkspoesie ist in mehr als einem derselben ausgeprägt.

Auf solche Weise wird Weihnachten in London eingeleitet, und man wird nicht anders sagen können, als daß es eine ebenso heitre als sinnig poetische Weise sei. Nun aber kommt der Tag selbst; und wenn sich die Freude des Jahrs in der Weihnachtszeit, die Freude der Weihnachtszeit im Weihnachtstag, und die Freude des Weihnachtstages in dem Weihnachtsmittagsmahl gegipfelt hat, so gipfelt sich die Freude der Weihnachtsmittagsmahlzeit in dem Weihnachtspudding! Ein ganzes Buch könnte ich über den Weihnachtspudding schreiben, und wahrlich, es würde nicht das erste Buch sein, das darüber geschrieben worden ist. Es gibt gelehrte Abhandlungen und seitenlange Gedichte über diesen Gegenstand, über die Zusammensetzung des Puddings (er besteht aus Fleisch, klein gehackten Ingredienzen aller Art und besonders Rosinen und Pflaumen), über die Art, wie er gebacken, aufgetragen und verzehrt werden muß.

Mit dem Pudding geht die Glorie des Weihnachtstages freilich dahin, und wenn die Rumflamme, in welcher er seine Erscheinung macht, weggebrannt ist, so ist auch der hellere und poesievollere Theil der Weihnachtsfreuden zu Ende, und ihr grober Bodensatz kommt zum Vorschein und macht sich

geltend. Dem Pudding zunächst folgt die Punschbowle, die den Abend füllt, und deren Wirkungen das Vorspiel zu dem bilden, was sich am andern Tage ereignen soll. Der Tag nach Weihnachten ist in London der tollste Tag des Jahres; es ist der sogenannte Boxing-Tag, welcher für eine Weile die ganze Metropole aus ihren Angeln zu heben scheint. Es ist, als ob an diesem einen Tage jeder Mann das Privileg habe, aus Rand und Band zu gehen und das zu verlachen, was an den übrigen dreihundert und vier und sechzig Tagen als „honest" und „respectable" streng beobachtet wird. Bei Tage sind die Straßen voll von jubilirenden Menschen, am Abend in den Theatern pflegen sie betrunken zu sein, und in der Nacht das Fest mit allgemeiner Prügelei zu beschließen, so daß der Tag nicht umsonst den doppelsinnigen Namen hat. Boxing-Tag und Boxing-Nacht bezeichnet nicht den Tag und die Nacht, wo man sich boxen und prügeln soll; die Bezeichnung deutet auf die „Geldbüchse", die an diesem Tage zum Besten der Arbeiter, Aufwärter, Lehrjungen und Postboten geschüttelt wird. Es ist eigentlich ein Dienstbotenfest, aber die Freude steckt an, und „Geben ist seliger denn Nehmen." Der Tag ist, wie so vieles im Englischen Volksleben, von kirchlich-katholischem Ursprung. Die „Weihnachtsbüchse" (Christmas-box) war eine Büchse, „in der um diese Zeit Geld gesammelt wurde, damit die Priester Messe lesen möchten, um für die Ausschweifungen des Volkes Vergebung zu erhalten. Die Dienstboten hatten alsdann auch das Recht, Geld zu sammeln, damit auch sie den Priester Geld für seine Messe zahlen konnten, da sie die Wahrheit des Sprichworts: „Kein Pfennig, kein Paternoster" wohl kannten. So sagt ein alter Tractat über diesen Gegenstand. Die Priester und die Messen sind außer Gebrauch gekommen; aber der Boxing-Tag ist geblieben, und — die Dienstboten sammeln ihr Geld und behalten es für sich selber. Der Schlächter und der Bäcker schickt seinen Lehrjungen, die Köchin und Elisabeth, die schöne Pförtnerin, klopfen bescheidentlich an, und das Mädchen der Wäscherin kommt und der Stiefelputzer aus der Ragschule macht im rothen Habit seine Aufwartung und Mr. Brooks, der Vorschneider im großen Saale des Divan, und „Boots", der Hausknecht bei Mr. Spyr vom Swiß-House, sie kommen Alle und thun ihre Hand auf, und das Register der unfreiwilligen Steuern hat kein Ende am Boxing-Tag. Zuletzt kommt der Postbote — „und hart muß die Natur des Mannes sein, der nicht ein freundliches Gefühl für den Postboten hat", sagt die Times. Denn nun ist auch der Tag nicht mehr ferne, wo der Postbote von London in seinem höchsten Triumphe erscheinen soll. Wenn der Rausch der Boxing-Nacht verschlafen, wenn der Ruf: „a merry Christmas and a happy New-year" — „fröhliche Weihnacht und glücklich Neujahr!" verhallt und die Festzeit bis zum Abend der heiligen drei Könige mit den letzten Resten des Mummenschanzes und des Narrenkönigreichs,

des Lord of Misrule, in der gelehrten Schule von Eton und den Hallen des Inner- und des Middletemple's vergangen ist — eine Zeit, von der der alte französische Tourist Misson sagt, daß sie eine Mischung von Andacht und Ausschweifung sei — dann kommt dieser Tag. Es ist der vierzehnte Februar, der Tag des heiligen Valentin. Es ist ein wunderlicher Tag; Alles, was sich in London liebt, neckt sich an diesem Tage. Und das unschuldige Werkzeug dieser in die Hunderttausende gehenden Neckereien ist eben er, — der Protegé der „Times", der höfliche, harmlose Postbote, der Favorit von uns Allen. Es ist eine alte Sage in England, daß an diesem Tage die Vögel sich paaren, und ein ebenso alter Sprachgebrauch nennt das Männchen alsdann Valentin und das Weibchen Valentine. Daher mag der Gebrauch gekommen sein, daß sich das junge Volk von London an diesem Tage auch seine Valentins und Valentinen wählt und dem erwählten Gegenstand mit mehr oder weniger Witz, Gefühl und Orthographie seine Liebe in anonymen Briefen gesteht. Es liegt uns ein Bericht des Londoner Postamtes vom Valentinstag 1857 vor. Um neun Uhr Morgens wurden 150,000 Briefe ausgegeben, um zehn Uhr 25,000, um eilf Uhr weitre 175,000, Mittag 12,000 und bis zum Abend noch einmal 60,000; so daß an diesem Tage, außer 145,000 Zeitungen, 422,000 Briefe ausgetragen wurden, d. h. zwei bis dreimalhunderttausend mehr, als an allen andern Tagen des Jahres. —

Von der preußischen Grenze.

Im vorigen Heft haben wir unsere Ansichten und Erwartungen von der würzburger Conferenz ausgesprochen; es ist seitdem durch das officielle Blatt der sächsischen Regierung (9. December) eine Art Aufklärung gegeben. — Das Blatt geht davon aus, daß die Thätigkeit des Bundestags sich von 1815—1848 auf die innere und äußere Sicherheit des Bundes beschränkt habe. Diese Thätigkeit, obgleich an sich sehr heilsam, habe doch Niemand recht befriedigt, und das Jahr 1848 sei ein natürlicher Ausdruck dieser allgemeinen Unlust gewesen. Man sei damals mit dem Einheitsgedanken zu weit gegangen. Seitdem aber sei das Volk — bis auf einige eigensinnige Parteien — geheilt worden. „Idealistische Vorstellungen seien von ihm gewichen." Man wolle nur gemäßigte Verbesserungen. Früher seien solche von dem Zusammenwirken der beiden Großmächte erwartet worden; dieses habe seit 1848 aufgehört, und statt dessen sei ein durchgehender Gegensatz [also doch auch in den

Jahren 1852—1858!] eingetreten. Deshalb wollten die kleineren Staaten die Initiative übernehmen. „Die Conferenzen derselben bieten sich nicht als einen Ausgangspunkt für große Bestrebungen in Bezug auf die Bundesform dar ... sie behalten nur das praktisch Erreichbare im Auge, d. h. die Beschleunigung der schwerfälligen Geschäftsverhandlung am Bundestage." Sie seien „ein Beweis, daß nicht das föderative Princip, nicht die staatliche Vielheit in Deutschland es sind, welche eine kräftige Behandlung der nationalen Interessen fördern." Sie hätten nichts preußenfeindliches; „wir wenigstens würden uns in Preußens Interesse dagegen verwahren, daß man bundesfreundlich und preußenfeindlich für synonym erklärte." „Die Conferenzen sind vollkommen frei in der Form: man fasse dort keine für die Haltung am Bund verpflichtenden Majoritätsbeschlüsse."

Sehr viel erfährt man aus dieser Erklärung freilich nicht; der einzig namhaft gemachte Zweck, die Beschleunigung des Geschäftsgangs am Bundestag verdient den Dank des gesammten Publicums. Einiges ist indessen zwischen den Zeilen zu lesen. — Wenn auch die bisherige Form der Bundestagsverfassung nicht geändert werden soll, so giebt das Dresdner Journal doch zu, daß der Inhalt derselben einer Erweiterung bedarf. Zugleich deutet es auf die Nothwendigkeit hin, bei dem fortdauernden Contrast zwischen Oestreich und Preußen Mittel zu finden, eine endliche Entscheidung wichtiger Fragen herbeizuführen. — Wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, handelt es sich in der That um eine Bundesreform. Und wer sollte auch die Nothwendigkeit derselben verkennen, da bei einer Lebensfrage Deutschlands sich die bisherige Form als nicht ausreichend ergeben hat? Preußen hat behauptet, die formelle Erledigung der Frage: ob ein von Oestreich in Bezug auf seine italienischen Besitzungen unternommener Krieg eine solche Gefahr für das Bundesgebiet in sich schlösse, daß der Bund zur Kriegsrüstung befugt sei, eine formelle Erledigung dieser Frage durch Majoritätsbeschluß sei keine materielle, und könne Preußen nicht verpflichten. Ein Theil der andern Regierungen hat dagegen protestirt, und hierüber ins Klare zu kommen, ist allerdings die wichtigste Angelegenheit Deutschlands; es ist aber nicht möglich ohne freie Einigung aller Regierungen über diesen Punkt. Denn dazu wird doch die Majorität nicht ausreichen, eine authentische Interpretation der Bundesacte in dieser wichtigen Angelegenheit zu liefern?

Es ist um so wichtiger, diese Schritte der Regierungen sehr aufmerksam ins Auge zu fassen, da man täglich beobachten kann, wie unklar über das, was wir zu hoffen und zu fürchten haben, noch immer die öffentliche Meinung ist. — Zwei neu erschienene Schriften sind starke Belege dafür: die eine von einem „Gothaer" (Die Reform der deutschen Bundesverfassung auf der Basis des Bestehenden und ohne Ausschluß von Oestreich. Von einem norddeutschen Publicisten. Erlangen, Enke); die andere von einem „Demokraten" (Betrachtungen über die anzustrebende Einheit Deutschlands, von Schüler, ehem. Mitgl. der d. Nat.-Vers.). — Der „norddeutsche Publicist" giebt eine Erklärung von „Gothaismus", welche, wenn sie richtig wäre, uns zum entschiedensten Protest gegen jede Betheiligung an diesem Namen bestimmen müßte. Nach ihm wählt der „Gothaer" nämlich, wenn der eine von ihm vorgeschlagene Weg keinen Beifall findet, einen andern. Wir haben immer geglaubt, man hätte mit größerm Recht den „Gothaern" den entgegengesetzten Vorwurf gemacht: den des eigensinnigen Beharrens auf dem einmal festgesteckten Ziel. Dieses

Ziel haben sie immer im Auge gehabt, und jede Thatsache, die demselben näher zu führen schien (ob zu eilig, ist eine offne Frage!), anerkannt, jeder Thatsache, die von demselben abführte, aufs heftigste widersprochen. — Die Auskunft, welche der „Publicist“ vorschlägt, ist folgender: 1) ein Bundesdirectorium (Centralregierung), alternirend zwischen Oestreich und Preußen; 2) ein Bundesrath (der bisherige engere Ausschuß des Bundestags, präsidirt von derjenigen deutschen Großmacht, die nicht das Directorium führt); 3) eine Bundesversammlung (jeder Staat, z. B. Lichtenstein und Waldeck, schickt 2, Braunschweig, Schwerin und Nassau je 4, Baden, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Holstein-Lauenburg je 6, die sechs andern Staaten je 8 Abgeordnete. Sehr charakteristisch ist, daß diese zur Hälfte von den Regierungen, zur Hälfte von den Ständen erwählt werden: der König von Dänemark und der König der Niederlande ernennt also jeder 3 Abgeordnete zum deutschen Parlament!; 4) ein Bundesgericht. Das Alterniren zwischen den beiden Großstaaten würde einen Zustand hervorbringen, in welchem Keiner weiß, wer Koch und wer Kellner ist; da aber der Kaiser von Oestreich gegen das Ansinnen, mit Preußen das Directorium zu theilen, höflichst protestiren, und den Verfasser, um den Umständen Rechnung zu tragen, nöthigen wird, auf eine andere Auskunft zu denken, so darf man wohl das ganze Project dahingestellt sein lassen. — Der „Demokrat“ sagt viel Verständiges, ja lange Stellen könnten wir unterschreiben; aber er hat einen Fehler, er kommt zu keinem Abschluß. — Er kritisirt zuerst die großdeutschen Pläne, und findet sie zwar wünschenswerth, aber ganz unausführbar; dann die kleindeutschen, und findet sie nicht wünschenswerth und fast unausführbar. — Dennoch muß Deutschland gerettet werden. — Zunächst soll Preußen rund und nett erklären, ob es die Initiative zur Herstellung einer Centralgewalt ergreifen wolle; sagt es Nein, gut, dann werde man sich nach einer andern Macht umsehen; vielleicht würde Bayern sich willig zeigen; sagt es Ja! dann solle es aber sofort ans Handeln gehen, das Publicum könne ihm sonst sein Vertrauen nicht schenken. Später, wenn die Reformen durchgesetzt, könne ja Preußen mit Oestreich im militärischen Oberbefehl alterniren. — Worüber soll sich denn Preußen rund und nett erklären? über die Errichtung einer großdeutschen Centralgewalt? Der Verfasser hat ja selbst bei der Kritik der großdeutschen Pläne gezeigt, daß das von ihm nicht erwartet werden kann. — Und die Centralgewalt, die den beiden Großstaaten zu schwer fällt, soll Bayern an sich nehmen? — Mit solchen Rathschlägen ist nicht viel zu machen.

Sehen wir uns wieder nach den Regierungen um: Die „Leipziger Zeitung“ enthält über die preußischen Militärreformen eine Reihe sehr lesenswerther Artikel, in denen die deutschen Zustände in größerer Nacktheit vorgeführt sind, als fast irgend ein Blatt es gewagt hat. Indem sie die Entfremdung von Oestreich fast als eine vollendete Thatsache bezeichnet, faßt sie die Eventualitäten ins Auge, die eintreten könnten, falls Preußen fortführe, gegen den Willen seiner deutschen Bundesgenossen die Rolle einer europäischen Großmacht zu spielen. Es könnte dann gar wohl ein „Schmerzensschrei“ der Bedrohten zu den Ohren dessen klingen, der Schmerzensschreie gern vernähme: — kurz sie deutet auf die Möglichkeit einer deutsch-französischen Allianz gegen Preußen, und bürdet, indem sie ihre Hände wäscht, alle Schuld einer solchen auf Preußen.

Eine arge, ja eine erschreckende Voraussetzung, die man aber doch, der letztern Behauptung wegen, näher untersuchen muß.

Preußen hat sich seine Lage nicht gemacht. Seine Stellung als europäische Großmacht ist so alt als die „Souveränetät" der deutschen Königreiche. Daß im wiener Congreß sein Gebiet dergestalt zersplittert wurde, daß es durch seine bloße Existenz die eingeschlossenen Staaten bedroht, daran ist es selber völlig unschuldig. — Die Verhältnisse sind höchst verwickelt, sie sind aber nicht unlösbar, wenn sie von allen Seiten rücksichtsvoll behandelt werden. — Der Preis des Friedens, den Preußen 1815 bis 1848 zahlte — die vollständige Paralysirung seiner eignen Kräfte —, war zu theuer; er würde auch nichts mehr fruchten, da Oestreich seine Lethargie gleichfalls abgeschüttelt hat, da in Deutschland der Wunsch nach einem politischen Fortschritt sich immer heftiger regt, da in Preußen selbst durch die constitutionelle Verfassung die öffentliche Meinung ein Organ gefunden hat. — Der Rath, unter allen Umständen sich mit Oestreich zu verständigen, ist müßig; zu allen Verständigungen gehören zwei. Oestreich war unter Metternich mächtiger, selbstständiger (es verlangte für seine italienischen Verwicklungen keine Bundeshilfe!) und weniger anspruchsvoll als heute. Wenn Preußen den seiner Lage angemessenen Einfluß am Bunde, die Unabhängigkeit der Action nach Außen erlangt; wenn Hannover und andere Länder es nicht fortwährend auf das empfindlichste daran erinnern, daß sein Gebiet ein zerstückeltes ist: so wird es ihm nicht einfallen, mit Verleugnung seiner natürlichen Sympathien eine Rolle zu spielen, die immer etwas Abenteuerliches hätte. — Wie die Sachen jetzt stehen, ist Preußen nicht mehr der Angreifer, sondern die Coalition der andern deutschen Staaten, die Preußen in eine gegen seine bisher als gerecht anerkannten Ansprüche untergeordnete Lage bringen wollen. Die preußische Regierung und das preußische Volk sind ebenso deutsch gesinnt als jede andere; und jenes Händewaschen war voreilig. † †

Literatur.

Erinnerungen an die Jahre 1807—1813. Von Prof. Siegfried Hirsch. — Berlin, Hertz. — Ein anziehendes Gemälde der Persönlichkeiten, die sich in jener Periode um das preußische Königshaus gruppirten: J. Müller, Fichte, Achim v. Arnim, Schleiermacher, Schenkendorf, Erzbischof Borowski u. s. w. „Man vergißt leicht, daß nicht blos die Aufklärung, daß auch die Romantik ein berliner Kind ist. Ihren Führern nach stammt sie zu gutem Theil aus dem Rathhaus und von der Zunftbank Berlins. Ihre ersten Leistungen fallen in die Jahre 1793—1795, da hier noch der Proceß des Zopfschulzen die wichtigste öffentliche Angelegenheit war. Ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen: es zeigt recht, wozu dieser Boden bestimmt ist. Die classischen Dichtungen, die philosophischen Systeme sind hier nicht zum Leben gekommen: deren Geburt suchte stillere Hallen; erst da sie reif und fertig, sind sie auf diese Bühnen, in diese Hörsäle getragen worden. Aber Alles, was Kampf

ist, gehört hierher: die Schlachten werden hier geschlagen." — Ueber den Beruf Preußens ist viel Ernstdurchdachtes gesagt, und überhaupt enthält das kleine Schriftchen weit mehr, als man nach seinem Umfang (von nur 56 Seiten) vermuthen sollte. —

Kerkerwonne. Historischer Roman aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, von W. Bachmann. Berlin, Decker. Wie die beiden frühern Romane des Verfassers (Fürst Liebchen, 1856 und Schloß Krakau 1858) dem Original des Grafen Rzewuski nachgebildet. — Ein eigentlich belletristisches Interesse zu erregen, scheint nicht einmal im Plane des Verfassers gelegen zu haben; denn von Einheit der Handlung ist, abgesehen von der Einheit der Person, um welche sich Alles dreht, nicht die Rede; dagegen ist die historische Farbe der Zeit in vortrefflicher Frische und Deutlichkeit wiedergegeben, und wir werden aufs lebendigste in die polnischen Zustände aus der Periode Johann Sobieskis und seiner Nachfolger versetzt. Dieser historische Werth des Buchs ist um so höher anzuschlagen, je unbekannter jene Zeiträume im Ganzen dem größern Publikum sind.

Englisches Lesebuch, enthaltend chronologisch geordnete Meisterstücke der Hauptrepräsentanten der einzelnen Gattungen englischer Prosa, Biographien, Kritiken und eine kurze Geschichte englischer Prosa von F. A. Männel. Leipzig, Gräbner. — Von der ersten Periode der englischen Literatur (bis 1558) ist nur wenig angeführt, mit Recht, wegen der pädagogischen Bestimmung des Buches; reichhaltiger ist schon die zweite (bis 1660) vertreten, namentlich durch starke Auszüge aus Bacon; wie denn überhaupt das Buch einen durchweg ernsten Charakter hat; der historisch-philosophische Theil überwiegt, wenn auch die Romane und humoristischen Schriften, mit zweckmäßiger Auswahl (namentlich Fielding, Sterne, Scott, Bulwer, Irving, Dickens), nicht verschmäht werden. Die weitern Perioden (bis 1702, 1727, 1760, 1800, 1830) sind ziemlich gleichmäßig bedacht. Ein poetischer Theil soll folgen. —

Jacob Grimm über Schiller.

Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der kön. Akademie der Wissenschaften am 10. Nov. 1859 von Jacob Grimm. Berlin, Dümmler. — Zu dem großen Nationalfeste hat Jeder, gering oder erheblich, sein Scherflein beigetragen; hier aber spricht ein Mann, vor dem wir alle verstummen müssen. An Jahren ein Greis, an Lebensfrische und Lebensmuth noch ein Jüngling, gibt Jacob Grimm von der Bedeutung Schillers einen scharfgeprägten Umriß, den sich Jeder ins Gedächtniß eingraben sollte. — Wir lassen ihn zuerst in dem Felde reden, das ihm eigentlich angehört. — „Unleugbar besitzt Goethe die größere Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein andrer unsrer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz

und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter und Wendungen ist zu seinem Gebot, und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen: kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht; Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davonträgt; Goethe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte, wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen ... Er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Canon und bleibt selbst im canzleimäßigen Hofstil, den er in alten Tagen allzu oft anwendete, gefug und geschmeidig, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es garnicht zu sagen, wieviel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse. — Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden ... Das Alterthum unsrer Sprache blieb ihm fremd, er hat sich untadelhaft blos an der heutigen Schriftsprache groß erzogen, deren Macht er so bedeutend steigerte. Seine Lieder halten durchaus den Stil der gebildeten Gegenwart und stehen auf deren Gipfel, was dem Volk gefällt, dem gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist, und das nur in den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihen lassen will." — Tiefer, als es jemals geschehen, spricht sich J. Grimm in religiöser Beziehung aus. „Vielfach ist der Glaube unserer Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden von Seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem, der blinder Gläubigkeit anheimfiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzusprechen! Der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen, und wer hätte nicht auch mit andern Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht als denen, die uns die Kirche an die Hand reicht! ... Die lebendige Religion ist auch die wahre, vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharf genommen alle Spitzen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern, deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand, wie könnte gekommen sein, was gottlos wäre! Mir wenigstens scheinen sie frömmer als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menschen." — Nach diesen herzerquickenden köstlichen Worten nur noch eine Bemerkung, die wir mit wahrem Jubel gelesen haben. — „Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schiller der Adel zu Theil, und seitdem erscheint der einfache Name durch ein sprachwidrig angeschobenes von verderbt ... Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche

Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn ... Ein Geschlecht soll auf seinen Namen, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe oder Schiller entsprungen, aufhören sie zu besitzen? ... Es ist undeutscher Stil oder gar Hohn zu schreiben Friedrich von Schiller; über solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls." — Es sind noch viel Betrachtungen von sehr, sehr ernstem Gewicht, in dieser Rede; man möge sie selber nachlesen.

J. S.

Aus Leipzig.

Auf die beiden großen culturhistorischen Feste ist ein kleines, locales gefolgt, das aber bei uns nicht weniger gemüthlichen Anklang gefunden hat: die Feier des Tages, an welchem Frau Günther-Bachmann vor 25 Jahren zum ersten mal unsere Bühne betrat. Sie ist, gegen die Gewohnheit unserer heutigen Künstler, stets auf derselben geblieben, obgleich sie sich unter andern Verhältnissen vielleicht ein glänzendes Loos hätte bereiten können; denn im Fach der Soubretten (Spiel und Gesang) hatte sie in Deutschland nicht leicht ihres Gleichen. Ein sehr glückliches, anziehendes Naturell, ein feiner, echt künstlerischer Sinn in der Auffassung jeder Rolle, ernstes Studium und harmonische Durchbildung, das alles findet sich in dem gleichen Maß nicht leicht zusammen. Es freut uns, daß Leipzig seine Dankbarkeit — diese Bezeichnung ist hier ganz am Ort — in entsprechender Weise an den Tag gelegt hat.

Berichtigung.

Im letzten Heft der Grenzboten (Nr. 50) ist auf Seite 439 Zeile 5 v. u. statt Weßmann Westermann, auf Seite 440 Zeile 2 v. o. statt Lorcks Zeitschriften Lorcks Zeitheften und auf derselben Seite Zeile 8 v. o. Schwind statt Swind zu lesen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Heinrich von Kleist.

Heinrichs von Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von A. Koberstein. Berlin, Schroeder.

Schon im Nachtrag zu der neuen Ausgabe der Kleist'schen Schriften (Berlin, G. Reimer: III S. 420) habe ich auf das bevorstehende Erscheinen dieser wichtigen Briefe aufmerksam gemacht, von denen ich leider erst erfuhr, als meine „Einleitung" schon ausgegeben war. Zwar werden durch sie die Räthsel in dem Leben des Dichters nicht gelöst, es wird in dem Bilde seines Charakters nichts Wesentliches geändert; aber über verschiedene Daten seines Lebens, die bisher nur nach der Ueberlieferung mitgetheilt wurden, haben wir nun urkundliche Zeugnisse; und zwar nicht der Grund seiner Stimmungen, aber die Farbe derselben gewinnt ein volleres Licht. Nicht ohne die tiefste Rührung kann man diese Spuren einer tiefen, aber unklaren Natur durchlesen.

Freilich machen sie, im Ganzen betrachtet, keinen erquickenden Eindruck; ein nicht kleiner Theil enthält Geldangelegenheiten. Ulrike hat ihren Bruder mit einer Hingebung ohne Gleichen, mit Aufopferung ihres Vermögens (sie mußte zuletzt eine Pension halten) bis kurz vor seinem Ende unterstützt. Er liebte sie dankbar und innig, küßte ihre Hand, warf sich ihr zu Füßen, aber — „es läßt sich nicht an ihrem Busen ruhen!" — Die wenigen Briefe an Henriette Schlieben und eine geistreiche Freundin (offenbar Frau v. Kleist, die Schwester des bekannten Major Gualtieri) haben einen viel seelenvolleren Ton.

Die ersten Briefe sind gerade so pedantisch lehrhaft, als die an Wilhelmine.*) Dieser lehrhafte Ton findet sich schon in einem Brief, 25 Febr. 95, den er als 18jähriger Junker aus einem westphälischen Standquartier schrieb — lange vor seinem Studium der Kantischen Philosophie. Am merkwürdigsten ist eine lange Epistel, worin er sie tadelt, keinen bestimmten Lebenszweck zu

*) Die Schreibart ihres Namens Zengg habe ich von Prof. Wachsmuth, der mit ihr sehr genau verkehrte, als sie Professorin Krug in Leipzig war. Er schildert sie als eine sehr schöne Frau; ihre Schwester Luise (die „goldene Schwester"), die unverheirathet bei ihr lebte, war geistig bedeutender. Die Familie stammt aus Ungarn.

haben. Das Poetische in seiner Natur entwickelte sich verhältnißmäßig sehr spät. — Doch sind einige Aeußerungen sehr wichtig für das Verständniß seines Innern. — 12 Nov. 99. — „Vorsätze und Entschlüsse wie die meinigen (ausschließlich den Wissenschaften zu leben) bedürfen der Aufmunterung und der Unterstützung mehr als andere vielleicht, um nicht zu sinken. Verstanden wenigstens möchte ich gern zuweilen sein, wenn auch nicht gelobt; von einer Seele wenigstens" u. s. w. — „Nenne es immerhin Schwäche von mir, daß ich mich so innig hier nach Mittheilung sehne, wo sie mir so ganz fehlt. Große Entwürfe mit schweren Aufopferungen auszuführen, ohne selbst auf den Lohn, verstanden zu werden, Anspruch zu machen, ist eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen... Meine Absichten und meine Entschlüsse sind solche Schaumünzen, die aus dem Gebrauch gekommen sind und nicht mehr gelten; daher zeige ich sie gern zuweilen einem Kenner der Kunst, damit er sie prüfe und mich überzeuge, ob, was ich so emsig und eifrig sammle und aufbewahre, auch wohl echte Stücke sind oder nicht.... Mit Recht kann man ein Mißtrauen in solche Vorsätze setzen, die unter so vielen Menschen keinen finden, der sie verstände und billigte. Aber doch ist es mit den meinigen so" u. s. w. — Der Drang nach *Mittheilung* wird aber durch eine gewisse Beklommenheit gehemmt, die ihn immer öfter ergreift. Er findet das sehr natürlich. „Wenn ein Anderer z. B... einen Roman gelesen hat, der einen starken Eindruck auf ihn machte und ihm die Seele füllte, wenn er nun mit diesem Eindruck in eine Gesellschaft tritt, er sei nun froh oder schwermüthig gestimmt, er kann sich mittheilen, und man versteht ihn. Aber wenn ich meinen mathematischen Lehrsatz ergründet habe, dessen Erhabenheit und Größe mir auch die Seele füllt, wenn ich nun mit diesem Eindruck in eine Gesellschaft trete, wem darf ich mich *mittheilen*, wer versteht mich? Nicht einmal ahnden darf ich lassen, was mich zur Bewunderung hinriß, nicht einen von allen Gedanken darf ich mittheilen, die mir die Seelen füllen. Und so muß man denn freilich zuweilen leer und gedankenlos erscheinen, ob man es gleichwohl nicht ist."

Psychologisch ist in diesen Aeußerungen vieles interessant. Kleist ist heftig, ungestüm in seinen Entschlüssen, er ist von unendlichem Eifer im ersten Versuch ihrer Durchführung; aber diese Hast ist die Reaction gegen das dunkle Gefühl seines Wankelmuths, und dieser Eifer läßt nach, sobald er zu lange mit dem Widerwillen oder der Gleichgültigkeit der Andern zu kämpfen hat. Er bedarf der Anerkennung; die Heftigkeit des Räsonnements, womit er seine Entschlüsse vertheidigt, verdeckt eine innere Unsicherheit. Noch irrt er in seinem Lebensberuf; er ist nicht zum Gelehrten bestimmt. Einem Mathematiker von Profession ist es ganz gleichgültig, ob sich die Damen seines Umgangs für den pythagoreischen Lehrsatz interessiren oder nicht; sein geseliges Leben

und sein wissenschaftliches sind zweierlei. Bei einem Dichter ist es freilich ganz anders, und schon schlummerte in Kleist der Dichter, ohne ihn doch durch entschiedenes Hervortreten zu beglücken. Die Stütze der positiven Religion fehlte ihm schon damals (S. 20); er mußte seinen Schwerpunkt selbst suchen, und der Genius in seinem Innern sprach nicht vernehmlich genug. — Bei Gelegenheit einer kleinen Reise aus Berlin nach Frankfurt (S. 25) schreibt er: „Ich mußte mir diese Zerstreuung machen, weil mich das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. In meinem Kopf sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebensgeschick unwiderruflich entscheidet... Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann."

Er rettet sich aus dieser Qual durch einen Einfall. Die Würzburg-Wiener Reise mit Brokes wird schon 14. Aug. 1800 projectirt; was er will, wird in ein tiefes Geheimniß gehüllt; Koberstein stellt eine Conjectur auf, die er selber mit Recht als unhaltbar bezeichnet: eins ist klar, er will den ungestümen Fragern aus dem Wege gehen. Nach Wien scheint er gar nicht gekommen zu sein, in Würzburg leben sie müßig. Er scheint den Zweck verheimlicht zu haben, weil er ihn selber nicht wußte. Es trieb ihn, wie später nach Paris. Er läßt sich seinen Aufsatz über die Kantische Philosophie nachschicken, eiligst; er wollte versuchen, ob sich „etwas fände." Man vergleiche die Eröffnungen an Wilhelmine über seine Geheimnißkrämerei bei der spätern Pariser Reise!

Es findet sich nicht; er kehrt, 27. Oct., nach Berlin zurück, und soll nun Rede stehn. „Du möchtest wol die Einzige sein auf dieser Erde, bei der ich zweifelhaft sein könnte, ob ich das Geheimniß nun beenden soll oder nicht? Zweifelhaft, sage ich; denn bei jedem Andern bin ich entschieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indessen die Erklärung wäre sehr weitläufig... Nach Frankfurt möchte ich jetzt nicht gern kommen, um das unausstehliche Fragen zu vermeiden, da ich durchaus nicht antworten kann. Denn ob ich gleich das halbe Deutschland durchreist bin, so habe ich doch im eigentlichsten Verstande nichts gesehen." — Die Frager! Nur eins ist klar: die Reise hat sehr viel Geld gekostet; wir finden ihn im folgenden Monat als Volontär im Finanzdepartement beschäftigt (er scheint in Frankfurt neben der Mathematik auch Cameralia getrieben zu haben), wo es ihm aber nicht gefällt. Was er darüber mittheilt, ist ganz unerheblich. Den Ausschlag scheint die Zumuthung gegeben zu haben, er solle über die praktische Brauchbarkeit eines Buchs über Mechanik referiren, zu dessen gründlichem Studium ein Jahr gehörte.

Wichtiger sind die Mittheilungen über sein Inneres. — 5. Febr. 1801.

„Gern möchte ich dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie gibt, sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn ich Jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht *Alles* zeigen kann, nicht *kann*, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden." — „Gern will ich immer thun, was recht ist, aber was soll man thun, wenn man dies nicht weiß? Dieser innere Zustand der Ungewißheit war mir unerträglich, und um ihr ein Ende zu machen .... beschloß ich, nicht aus dem Zimmer zu gehn, bis ich über einen Lebensplan entschieden wäre; aber acht Tage vergingen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentschlossen wieder verlassen. — Ach, du weißt nicht, wie mein Innerstes oft erschüttert ist. — Du verstehst dies doch nicht falsch? — Ach es gibt kein Mittel, sich Andern *ganz* verständlich zu machen, und der Mensch hat von Natur keinen andern Vertrauten als sich selbst." — „In Gesellschaften komme ich selten ... Ich passe nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menschen wie bei dem Spiegel eigentlich auf die eigne Beschaffenheit beider ankommt, wie die äußern Gegenstände darauf einwirken sollen; und mancher würde aufhören über die Verderbtheit der Sitten zu schelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht blos der Spiegel, in welchen das Licht der Welt fällt, schief und schmutzig ist. Indessen wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es. — Ach es gibt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, — sie zeigt mir Alles, was mich umgibt und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit.*) — — Dazu kommt bei mir

*) Die Stelle steht mit denselben Worten in einem Brief an Wilhelmine: ein Umstand, der in diesen Briefen öfters vorkommt, wie schon Koberstein S. XXV anmerkt, ohne jedoch den Grund zu finden. — Ich denke, es ist folgender. — An dem tiefen, schmerzlichen Ernst jener Fragen ist nicht zu zweifeln; doch regte sich schon damals der Dichter — der sich noch in eigentlichen Schöpfungen keine Luft machte — und freute sich an dem Rhythmus jener

eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich sie so verstecken, daß sie nicht auffällt; — o wie schmerzhaft ist es, in dem Aeußern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich nie zeigen kann, wie man wol möchte, nie frei handeln kann, und selbst das Große versäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt, und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von Elegant uns durch die matteste Persiflage vernichten kann. — Das alles verstehst du vielleicht nicht, es ist wieder kein Gegenstand für die Mittheilung, und der Andere müßte das alles aus sich selbst kennen, um es zu verstehen. — Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst in dem Strudel des Lebens hielt, wankt. Ich meine die Liebe zu den Wissenschaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verständlich machen? — Es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein schweres Spiel sei; und warum ist es schwer? Weil man beständig und immer von Neuem eine Karte ziehen soll, und doch nicht weiß, was Trumpf ist; ich meine darum, weil man beständig und immer von Neuem handeln soll, und doch nicht weiß, was recht ist. Wissen kann unmöglich das Höchste sein, Handeln ist besser als Wissen." U. s. w. — „Alle Männer, die mich kennen, rathen mir, mir irgend einen Gegenstand aus dem Reiche des Wissens auszuwählen und diesen zu bearbeiten. — Ja freilich, das ist der Weg zum Ruhme, aber ist dieser mein Ziel? Mir ist es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und alles andere zu vergessen. Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur, wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den er eben bei sich sieht. — Aber soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen? . . . Ich habe freilich einen Vorrath von Gedanken zur Antwort auf alle diese Zweifel. Indessen reif ist noch keiner." — Anderthalb Monate darauf, 22. März 1801: „Es scheint, als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die Kantische Philosophie soviele auf dem Gewissen hat. Mich ekelt vor dieser Gesellschaft und doch kann ich mich nicht losreißen aus diesen Banden." Und nun folgt eine fast wörtliche Wiederholung des an demselben Tage an Wilhelmine geschriebenen Briefs: der Ent-

Schmerzen, an dem Klang jenes leidenschaftlichen Denkens. Es waren verhaltene Gedichte, die nun nach allen Seiten versandt wurden; freilich durch tiefe Herzensangst gewonnen. — In F. H. Jacobi's Briefen finden wir es ebenso; im Grunde auch bei Werther. — Uebrigens bezeichnet die oben angeführte Stelle von der Klarheit im Wesentlichen nichts anders, als die Hallucination, die ich bei Annette von Droste charakterisirt habe: die erste Vorahnung des dichterischen Vermögens.

schluß, nach Paris zu gehen und die Wissenschaften aufzugeben. — Wie er seine dienstliche Stellung löste, wird nicht gesagt.

Der innere Zusammenhang ist deutlich: daß er nicht zum Gelehrten geboren war, fühlte er entschieden, und verallgemeinerte diese individuelle Wahrheit; daß er ein Dichter sei, sollte er erst lernen. Zunächst empfand er sich als unbrauchbar, und suchte der Qual dieses Gefühls durch eine Reise zu entfliehen. — Daß er endlich die Auskunft fand, Bauer in der Schweiz zu werden, ist bekannt; ebenso, daß dieser Entschluß zum Bruch mit seiner Braut führte. Und seltsam! von diesem Bruch ist in den Briefen an Ulrike gar keine Rede; die Familie wird noch mehrmals erwähnt, aber nicht einmal ein stiller Seufzer klingt heraus. Das Verhältniß scheint nie recht tief gewesen zu sein.*)

Auf der Rückreise verließ Kleist (Dec. 1801) in Frankfurt a. M. seine Schwester, um nach Basel zu gehen, wo er Zschokke vermuthete, den sie vielleicht von Frankfurt a. O. her kannten, wo er bis 1795 gewesen war. Ueber diese Trennung empfand er später starke Gewissensbisse, namentlich da Ulriken ein Unfall begegnete. „Aber Gott weiß, daß oft dem Menschen nichts anderes übrig bleibt, als Unrecht zu thun.“ (16. Dec. 1801.) „Ach Ulrike! ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz, es feinden sich die Bürger untereinander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben!“ — Er folgt Zschokke den er in Basel nicht antraf, nach Bern; von dort schreibt er 12. Jan. 1802: „Zurückkehren zu euch ist, so unaussprechlich ich euch auch liebe, doch unmöglich, unmöglich. Ich will lieber das Aeußerste ertragen. — Laß mich! erinnere mich nicht mehr daran . . . . . Wenn auch wirklich mein Vermögen so tief herabgeschmolzen ist, wie du schreibst, so kann ich doch immer noch meinen stillen anspruchlosen Wunsch, ein Feld mit eignen Händen zu bebauen, ausführen. Ja zuletzt bleibt mir, bei meinem äußern und innern Zustand, kaum etwas anderes übrig, und es ist mir lieb, daß Nothwendigkeit und Neigung hier einmal so freundlich zusammenfallen. Denn immer von meiner Kindheit an ist mein Geist auf diesem Lebenswege vorangegangen. Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen. Darum eben sträube ich mich so gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menschen, die mit Hoffnungen auf mich sahen, unmöglich, ihnen zu antworten, wenn sie

*) Schon die erste Erwähnung 12. Nov. 99, ist ziemlich kühl. „Die einzige Gesellschaft (in Frankfurt a. O.), die ich täglich sehe, ist Zengens . . . es gelingt mir zuweilen, recht froh in dieser Gesellschaft zu sein, denn sie besteht aus lauter guten Menschen und es herrscht darin viel Eintracht und das Aeußerste von Zwanglosigkeit. Die älteste Zenge, Minette, hat sogar einen feinern Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre.“

mich fragen: wie hast du sie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — ... Aber, nur in der Welt wenig zu sein, ist schmerzhaft, außer ihr nicht. Ach das ist ein häßlicher Gegenstand. Von etwas Anderm. — Ich bin nun einmal so verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wol wird geschehen müssen. Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüsternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann. (Werther!) — Und im Ernst, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich so seltsam erbittert gewesen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, so glaube ich fast, daß ich wirklich krank bin. Dich zum Beispiel, wie konnte ich dich, oft in demselben Augenblick, so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen? O verzeih mir! ich habe es mit mir selbst nicht besser gemacht." ... „Ich glaube, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird. Denn zuletzt möchte alles Empfinden nur vom Körper herrühren, und selbst die Tugend durch nichts anderes froh machen, als blos durch eine noch unerklärte Beförderung der Gesundheit. — Wie, was war das? So hätte ich nicht krank sein müssen, oder —? Wie du willst, nur keine Untersuchung! In der Bibel steht: arbeite, so wird es dir wohl gehen; ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf diese Gefahr hin wagen."

Nun folgen die Geldangelegenheiten. Er hat bereits einige landwirthschaftliche Handbücher gelesen, und am Thuner See ein Landgut besehen, das ihm gefällt. „Die Güter sind jetzt im Durchschnitt alle im Preise ein wenig gesunken, weil mancher, seiner politischen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird oder freiwillig weicht. Ich selbst aber, der ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen." — Aber schon einen Monat darauf hat er sich anders besonnen; er schreibt von Thun, 19. Febr. 1802: „Wundere dich nicht, diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hatte allen Anschein, daß die Schweiz französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken ... Jetzt also ist es höchst gewagt, sich anzukaufen ... Ich gebe indessen den Plan nicht auf und werde das nächste Jahr in der Schweiz bleiben." — „Ich bin jetzt bei weitem heiterer und kann wie ein Dritter über mich urtheilen." — Hier sind zuerst Andeutungen über eine andere Art, sein Brod zu verdienen; offenbar die Poesie, aber von diesem, was uns am meisten interessiren würde, ist kein Wort gesagt. Sehr ausführlich in der Darstellung seiner philosophischen Gedanken, ist er seltsam still über seine poetischen Träume. Die Schwächen seiner Poesie verstehen wir aus seinen Briefen vollkommen; aber das Große derselben: — wo hat er die Penthesilea, den Guiscard, den Kohlhaas gelebt? Es zeigt sich keine Spur.

Anfang April 1802 zog er auf eine Aarinsel bei Thun; ein Fischermädchen

führte ihm die Wirthschaft, sie wollten zuweilen sparen und lachten dann einander aus. Er las keine Bücher, Zeitungen 2c., er arbeitete nur an seinem Werk: „ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als daß man es erhaben wegwerfen kann." (1. Mai). — Im August schreibt er aus Bern einen verzweifelten Brief an seinen Schwager: er liege seit zwei Monaten krank und habe sein Geld verloren. — Ulrike eilte zu ihm, pflegte ihn und brachte ihn nach Weimar. Mit Wielands Sohn und Schwiegersohn schon in der Schweiz bekannt, wird er in Osmanstädt gastlich aufgenommen: schon im November ist ihm dort ein eignes Zimmer eingerichtet, er bringt ganze Tage dort zu; endlich siedelt er ganz über (bald nach Weihnachten).

Jetzt beginnt das ängstliche, hastige Arbeiten am Guiscard. Den 9. Dec. 1802 schreibt er: „Der Anfang meines Gedichtes, das der Welt deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile. O Jesus! wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen, und dann mag er thun was er will."*) — Aus einem spätern Brief: „Als ich meine Tragödie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir über seine innerlichen Bewegungen vor Freude die Sprache verging und ich zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend." — Im Januar 1803: „In Kurzem werde ich dir viel Frohes zu schreiben haben, denn ich nähere mich allem Erdenglück."**) — Dann: Leipzig, 13. März 1803. „— Und dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächsten Brief? O du Vortreffliche! und o du Unglückliche! Wann werde ich den Brief schreiben, der dir so viele Freude macht, als ich dir schuldig bin! . . . Ich weiß nicht, was ich dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen und dir zuschicken. — Dummer Gedanke! Kurz, ich habe Osmanstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer du! — Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!" — Warum mußte er fort? Koberstein conjicirt eine Wielandsche Tochter, ohne allen Grund; wer dem Pulsschlag der folgenden Briefe, mitergriffen, folgt, hat keinen Zweifel: Wieland trieb ihn, den Guiscard zu vollenden, das machte ihn rasend und trieb ihn fort. Es ging ihm noch zweimal so. — In demselben

*) „Zur Hauptsache! ich brauche schon wieder Geld und kann dir weiter nichts sagen. Ich habe Andern geborgt. Es ist verrückt, ich weiß es" u. s. w.

**) Offenbar die Vollendung des Guiscard.

Brief*) heißt es: „Wenn ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei euch fortarbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden werde, rasend zu machen, so würde ich — ja ich würde!" . . . „Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben. — O ihr Erinnyen mit eurer Liebe!" — Dresden, 3. Juli: „Der Rest meines Vermögens ist aufgezehrt, und ich soll das Anerbieten eines Freundes annehmen (Pfuel), von seinem Gelde so lange zu leben, bis ich eine gewisse Entdeckung im Gebiet der Kunst, die ihn sehr interessirt, völlig ans Licht gestellt habe. Ich soll in spätestens 12 Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen, wo ich diese neue literarische Arbeit, die sich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter seinen Augen vollenden soll." Statt dessen bittet er die Schwester „so viele Fristung meines Lebens, als nöthig ist, seiner großen Bestimmung völlig genug zu thun." — Ulrike kommt persönlich nach Dresden, mit einigen andern Verwandten. „Seit ich euch in Dresden sah, schreibt er 20. Juli aus Leipzig, scheint mir leicht an euch zu schreiben, was mir früher unmöglich war. Ich weiß nicht, welche seltsame Vorstellung von einer unvernünftigen Angst meiner Verwandten über mich in meinem Hirn Wurzel gefaßt hatte." — Die Reise mit Pfuel findet doch statt — einerlei wohin? in Dresden quälen sie ihn wieder mit Fragen über das, was er leisten will!

Den 5. Oct. 1803 schreibt er aus Genf an Ulrike: „Der Himmel weiß (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: mein Gedicht ist fertig! Aber du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so viel Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei . . . Und so sei es denn genug. Das Schicksal will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. — Und so soll ich denn niemals zu euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! rede mir nicht zu. — Wenn du es thust, so kennst du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit

*) „Ich nehme hier Unterricht in der — Declamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm declamiren."

Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. — Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hilfloses Ding wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen gibt, die, wenn wir nachgraben, überall kein echtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins. — Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner gegen sie bemeistert: ich komme mir fast vor wie Minette, wenn sie in einem Streite Recht hat und sich nicht aussprechen kann. — Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris sehr entschlossen, ohne Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden wird. Geßner hat mich nicht bezahlt, meine unselige Stimmung hat mir viel Geld gekostet, und wenn du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch wenn es gar nicht geschieht." —

In dieser Stimmung kam er nach Paris, entzweite sich mit Pfuel und verschwand plötzlich. Der nächste Brief ist aus St. Omer, 26. Oct.: „Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene! ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte! Du wirst mein letzter Gedanke sein."

An demselben Tage schrieb er einen (S. 94) „sonderbaren" Brief an den Marquis Lucchesini, der ihm später (Juni 1804) zu folgender Erklärung gegen den General Köckeritz Veranlassung gab: „Dieser Brief müsse unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterstände mich, von Sr. Majestät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen werden würde ... Jene Einschiffungsgeschichte hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum des Arztes weit eher als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig steigernd, mir das Be-

dürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechselung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn loszuwerden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfall der Schmerzen beging."

Hier stehn wir an dem entscheidenden Punkt — aber freilich wird der Knoten mehr zerhauen als gelöst; auf das pathologische Gebiet kann der Psycholog, der Aesthetiker nicht folgen. — Mit dem Brief aus St. Omer schweigen die Nachrichten; der nächste Brief ist vom 24. Juni 1804 aus Berlin, wo Kleist wenige Tage vorher angekommen ist und sich ernstlich um eine Anstellung bemüht. Die Poesie scheint er damals — wenigstens vorläufig — aufgegeben zu haben. General Köckeritz, dem er sich als geheilt vorstellt, fragt ihn sehr ernst: „Sind sie wirklich jetzt hergestellt? — ganz, verstehn Sie mich, hergestellt? — Ich meine, ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, völlig hergestellt sind?" — Major Gualtieri, der ihn schon während seines ersten Potsdamer Aufenthalts protegirt hatte, schlägt ihm vor, ihn nach Spanien zu begleiten; in einiger Zeit könne er dann Legationssecretär werden. Auch von einer Anstellung im Fränkischen ist die Rede. Vorläufig unterhält ihn die Familie, die zuweilen recht ungeduldig geworden zu sein scheint. „Werde nicht irre an mir, mein bestes Mädchen!" schreibt er im Juli 1804, „laß mir den Trost, daß Einer in der Welt sei, der fest auf mich vertraut! Wenn ich in deinen Augen nichts mehr werth bin, so bin ich wirklich nichts mehr werth!" Und im December (abermals hatte sich über seine Anstellung noch nichts entschieden): „Ich bin sehr traurig. Du hast zwar nicht viel Mitleiden mit mir, ich leide aber doch wirklich erstaunlich. Komm also nur herüber und tröste mich ein wenig. Ich weiß doch, daß du mir gut bist, und daß du mein Glück willst, du weißt nur nicht, was mein Glück wäre!" — Endlich ist er in Königsberg angestellt; Ulrike begleitet ihn dahin und bleibt einige Zeit bei ihm (S. 128). Den 24. Oct. 1806*) schreibt er: „Ich war vor einiger Zeit willens nach Berlin zu gehen. Doch mein krankhafter Zustand macht es mir ganz unmöglich. Ich leide an Beängstigungen, schwitze und phantasire und muß unter drei Tagen immer zwei das Bette hüten. Mein Nervensystem ist zerstört. Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen, doch auch dort war ich bettlägerig und bin kaum fünf- oder sechsmal ins Wasser gestiegen." Den 6. Dec. 1806, als er einen Brief von ihr erhalten: „Liebe, Verehrung und Treue wallten wieder so lebhaft in mir auf, wie in den gefühltesten Augenblicken meines Lebens.

*) Dieses Datum hat der Brief Nr. 34, da er vor dem Einzug Napoleons in Berlin (27. Oct.) geschrieben sein muß.

Es liegt eine unsägliche Lust für mich darin, mir Unrecht von dir vergeben zu lassen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über dich. Mit meinem körperlichen Zustand weiß ich nicht, ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben blos vor der ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurücktritt. Ich fühle mich leichter und angenehmer als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute diese Bemerkung an Altenstein, diesem vortrefflichen Manne, vor dem sich meine Seele erst jetzt mit völliger Freiheit entwickeln kann. Ich habe ihn schon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir gesehen; wir können wie zwei Freunde mit einander reden. An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle." Damals erhielt Kleist von der Königin eine Pension von 60 Louisdor.

Trotz dieser Empfindungen beschließt Kleist, das Preußische zu verlassen und nach Dresden zu gehen (wohl durch Rühle aufgefordert), um ganz der Literatur zu leben. Ende Januar 1807 ist er in Berlin*), wo er einige Tage nach seiner Ankunft mit zwei andern verabschiedeten Officieren von den Franzosen verhaftet und nach Frankreich transportirt wird. „Vielleicht," schreibt er 17. Febr. 1807 aus Marburg, „gibt es nicht drei Menschen in der Welt, die den Franzosen gleichgültiger sein konnten, als wir in jenem Augenblick." Den 5. März kammen sie in Fort Joux an, und werden anfangs in harter Haft gehalten; indeß bezeichnet sie der Gouverneur von Berlin, 8. April, auf die Verwendung Ulrikens als unschädlich, und schon den 23. April sind sie in Chalons, mit völliger Freiheit, aber auf Ehrenwort. Der Uebelstand ist nur, daß man ihnen gar keinen Sold zahlt, da man nicht weiß, ob man sie in die Kategorie der Staatsgefangenen oder Kriegsgefangenen stellen soll.**)

*) So Ulrike in dem Brief an Clarke, S. 162, in welchem die Angaben gewiß genau sind; die Stelle scheint Koberstein (S. XVIII) übersehen zu haben. Den 31. Dec. war der Entschluß, abzureisen, noch nicht gefaßt. (S. 113)

**) Den 8. Mai schreibt er: „Rühle hat ein Manuscript (den Amphitryon), das mir unter andern Verhältnissen das Dreifache werth wäre, für 24 Louisdor verkaufen müssen." Heute würde man wohl für die Uebersetzung eines französischen Lustspiels von einem unbekannten Dichter nicht soviel geben. — „Ich habe deren noch in diesem Augenblick zwei fertig." Wohl die Penthesilea und den „Zerbrochenen Krug."

Den 14. Juli kommt die Ordre ihrer Entlassung an, und nach einigem Zögern entschließt er sich abzureisen.

Der erste Brief aus Dresden, 17. Sept. 1807, ist freudestrahlend. Nach dem häufigen Vorurtheil der Schriftsteller, durch eignen Verlag ihrer Werke bessern Gewinn zu erzielen, beschließt er mit Ad. Müller, Rühle u. A. eine Buchhandlung zu etabliren; Ulrike soll einen Theil des Geldes vorschießen, was auch geschieht; besonders reichen Ertrag verspricht er sich aus Novalis' nachgelassenen Papierschnitzeln! Er ist in den vortrefflichsten Häusern eingeführt, beim östreichischen Gesandten Buol, bei Körners, Hazas u. s. w. „Meine Manuscripte sind mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften, und immer mit wiederholtem Beifall vorgelesen worden." — 25. Oct. „Es geht mir in jedem Sinne so wie ich es wünsche, und in dem Maaß, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir ein ganzer Stoff zu einer die Vergangenheit erklärenden Correspondenz auf, mit der ich dir noch verschuldet bin."*) „Den 10. Oct. bin ich bei dem östr. Gesandten mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von den zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind." Proben von der guten Stimmung reichen noch in den Januar 1808; im August schlägt sie um: „Der Phöbus hat sich trotz des gänzlich darniederliegenden Buchhandels noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht." Damals hatte er das Käthchen an die Dresdner Bühne verkauft. — Einige geheimnißvolle Aufträge (aber nicht etwa politischer Natur), für die man keinen Schlüssel findet. — Den 2. Nov. 1808 reist er im Auftrage einer liebenswürdigen Frau von Haza (später Adam Müllers Gattin?) nach Posen. — Den 29. April 1809 verläßt er Dresden, wie wir wissen, mit Dahlmann. „Alles stand so gut, daß ich in Dresden bleiben zu können glaubte; doch die letzten Begebenheiten haben mich gezwungen, von dort hinwegzueilen. (Er hatte ursprünglich, 3. April, mit dem östr. Gesandten weggehn wollen.) Was ich nun eigentlich in diesem Lande thun werde (der Brief ist aus Töplitz, 3. Mai), das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben." Die Bezahlung seiner Schulden empfiehlt er Ulriken. — Prag, 17. Juli. „Ich ging aus Dresden weg in der Absicht, mich mittelbar oder unmittelbar in die Arme der Begebenheiten hineinzuwerfen; doch in allen Schritten, die ich dazu that, auf die seltsamste Weise contrecarrirt, war ich genöthigt, hier in Prag, wohin meine Wünsche gar nicht gingen, meinen Aufenhalt zu nehmen. Gleichwol schien sich hier, durch Buol und durch die Bekanntschaften, die er mir verschaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die schöne Zeit nach dem

*) Diese Hoffnung geht nicht in Erfüllung; die Briefe enthalten nur Geldangelegenheiten und sind die uninteressantesten der ganzen Sammlung. Von seiner poetischen Thätigkeit kein Wort, als über die Erfolge.

21. und 22. Mai (Schlacht bei Aspern), und ich fand Gelegenheit, meine Aufsätze, die ich für ein patriotisches Wochenblatt bestimmt hatte, im Hause des Grafen v. Kollowrat vorzulesen. Man faßte die Idee lebhaft auf" u. s. w. — „So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht so viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun vernichten die letzten Vorfälle (Schlacht bei Wagram 5. 6. Juli) nicht nur diese Unternehmung, sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt. Ich habe ein paar Manuscripte zu verkaufen; doch das eine (Hermannsschlacht) wird wegen seiner Beziehung auf die Zeit schwerlich einen Verleger, und das andere (Käthchen), weil es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden. Kurz, das ganze Geschäft des Dichtens ist mir gelegt, denn ich bin, wie ich mich auch stelle, in dieser Alternative." Er bittet dringend um Geld, aus Prag loszukommen. „Was ich ergreifen werde, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein."

Von da an werden die Nachrichten sehr spärlich. — Den 23. November 1809 schreibt er aus Frankfurt a. O. (wo er sich in Geldangelegenheiten aufhielt), er sei im Begriff, nach Oestreich zurückzukehren. Den 19. März 1810 schreibt er aus Berlin: er hat der Königin ein rührendes Gedicht überreicht (Werke III. S. 370), sein „Prinz von Homburg" wird auf dem Privattheater des Fürsten Radzivil aufgeführt und solle dann gedruckt werden. Er verkehrt bei Altenstein, bei Stägemann (auch bei der Reimerschen Familie). Den 11. August 1811 noch ein zärtlicher Brief, worin er Ulriken eine Stelle im Luisenstift offerirt, damit sie näher zusammenleben können.

Nun noch ein undatirter Zettel, Nr. 55, wahrscheinlich in Frankfurt geschrieben. — „Die Absicht, in der ich hierher kam, war . . . mir Geld zu verschaffen . . . Da du dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das Allertiefste erschütterte: so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diesen Gedanken völlig auf, ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung, und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurückzureisen, blos auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen."

Der Zettel sagt sehr viel; er sagt, daß seine letzte Stütze wankte. Ich bin überzeugt, daß Koberstein ihm eine unrichtige Stelle gegeben hat, daß er nach dem 11. August fällt. Er erklärt völlig die Anspielung in dem letzten Brief, den Kleist bei seinem Tode (21. November) an seine Schwester zurückließ. „Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter wie ich bin, mit der ganzen Welt und soweit auch vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die

in dem Brief an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß."

Hätte sich noch in diesen Tagen eine dauerhafte Hülfe gefunden, so würde den armen, des Kampfes mit dem Leben müden Dichter das romantische Verhältniß zu Henriette Vogel vielleicht doch nicht bestimmt haben, diesen Kampf durch einen hastigen Schritt zu beendigen.

Hier sei noch nachträglich ein Brief Adam Müllers an Fr. Schulz in Berlin mitgetheilt, Wien, 10. December 1811 (Dorow II. S. 140). „Die nächste Wirkung von einer solchen Nachricht, wie die von dem schrecklichen Ende unsers Kleist, ist wohl, daß man die übrig gebliebenen Freunde zusammenzählt, und überhaupt den zerrissenen Kreis enger zusammenzieht. Aus Judenhänden unter vielen andern Berlinischen Klatschereien haben wir diese Nachricht empfangen, die uns in unzähligen Rücksichten so nahe anging; und zületzt auch noch die schriftlichen Beweise erhalten, daß beide Verstorbene das Andenken an uns in das frevelhafte Spiel ihrer letzten Gedanken verwickelt haben. Durch die Entfernung wird nun das ganze schreckliche Bild wie in einen Rahmen gefaßt, während an Ort und Stelle Umstände und Urtheile zu- und abströmen, und die ganze That eigentlich nie die Ruhe und Abgeschlossenheit erreicht, in der wir sie zu sehen verurtheilt sind. Kurz, wir müssen uns an die hinterbliebenen Freunde fester anschließen, um eine Erholung zu finden. Wenig Menschen stehen uns näher als das Stägemannsche Haus und Sie, und so finden Sie es begreiflich, daß ich ein Bedürfniß habe, wenn auch nur wenig Zeilen, Ihnen zu schreiben." — Für einen intimen Freund des Unglücklichen scheint mir das ziemlich kühl gesagt. J. S.

Neue Dichtungen.

Wenn es in unserer Zeit nur zu häufig vorkommt, daß Dichter männlichen Geschlechts einen weibischen Ton anstimmen, so begegnet uns auch nicht selten die entgegengesetzte Erscheinung. Wir meinen nicht jene emancipirten Damen, deren Sopran um so hörbarer wird, je mehr sie sich bemühen, im Ton

eines Dragoners zu reden, sondern stille ernste Naturen mit ruhigem und doch weitem Blick, mit fester, sicherer, fast harter Zeichnung und mit einem Denken, das den Gesetzen der Logik folgt. Am meisten zeigt sich diese Richtung des Talents bei der Zeichnung männlicher Figuren. Frau v. Staël und George Sand, die erste mit einem umfassenden Geist, die andern mit großer dichterischer Imagination ausgestattet, haben die Schwächen der Männer sehr fein zu durchschauen und glänzend wiederzugeben verstanden; aber eine starke, gesunde, männliche Seele zu zeichnen, ist ihnen nicht gelungen. Das ist bei vielen modernen Dichterinnen jetzt ganz anders geworden, und wenn man über so manche Mollnske unserer neuen Literatur in Verzweiflung gerathen möchte, so kann man sich bei den festen harten Männergestalten englischer Dichterinnen entschädigen.

Adam Bede. By George Eliot, Author of „Scene of clerical life." Copyright edition. 2 Bd., Leipzig, Tauchnitz. — Daß der pseudonyme Autor eine Verfasserin verbirgt — man vermuthet eine intime Freundin von Lewes, dem Biographen Goethes — gilt in England für ausgemacht. Wieder eine würdige Nachfolgerin von Currer Bell, Julie Kavanagh u. s. w. Der neueste realistische Roman hat jenseit des Kanals noch eine andere Bedeutung als für uns. Der eigentliche Vater desselben ist Carlyle, der in Past and Present mit tiefem Gefühl für alles Menschliche, mit scharfer Sonde in die geheimen Schäden der Gesellschaft einzudringen versuchte. An ihn schloß sich der Pastor Kingsley (Alton Locke, Yeast und zahlreiche Streitschriften; später hat er dieselbe Methode auf den historischen Roman anzuwenden gesucht); in weiterer Linie Mrs Gaskell (Mary Barton, Ruth) und die vorher genannten Schriftstellerinnen; Lewes selbst steht ihnen nahe, in gewissem Sinn kann man auch Thackeray und Warrens dazu rechnen, obgleich bei diesen das novellistische Interesse dem socialen den Rang abläuft. Die Kennzeichen der neuen Schule sind folgende: 1) Tiefes Interesse für die nothleidenden Classen und die geistigen Bewegungen derselben, die ausführlich geschildert werden, um einen Weg zur Verbesserung zu finden; 2) Vertiefung aller einzelnen Personen in diesen Yeast (Hefe, Gährung, Gischt), als dessen Träger sie erscheinen; Unterordnung des Romans unter die sociale Tendenz; 3) Detail der Ausführung, nicht um den Gang der Handlung deutlicher zu machen, sondern um die Seele des Volks in ihren geheimen Tiefen zu ergründen; alle diese Romane sind Studien, aus denen man etwa Bücher wie London Labour and London Poor (Henry Mayhew) zusammentragen kann; 4) Vorliebe für massive, naturwüchsige Charaktere, namentlich in den untersten Classen; 5) tiefes Interesse für die Religion, nicht als Kirche, sondern als subjective Glaubensform. — Adam Bede und sein Bruder Seth, die beiden Haupthelden, sind arme Handwerker; auch die beiden Heldinnen, die Methodistin Dinah und die leichtsinnige schöne

Hetty gehören in diesen Lebenskreis. In Adam sind die innern Kämpfe eines robusten Gemüths auf eine ergreifende Weise dargestellt: eine harte Natur, die aber um so tiefer erschüttert wird, wenn das Leben sie wirklich einmal trifft. Man nimmt ernsten Antheil an diesen Lebenswirren — freilich mit dem Gefühl, daß sie uns eigentlich etwas fern liegen. Denn darin liegt der Mangel der „realistischen" Schule: sie zwingt uns nicht durch Kunst, ihr Gehör zu geben, sondern sie sucht zunächst Sympathien für unsere Mitmenschen in uns zu erwecken, um des guten Zweckes willen, wir haben aber auch etwas Langeweile in Kauf zu nehmen. — W. Scott hat es anders gemacht; seine Jenny Deans und die ganze Familie haben nicht erst nöthig, unsere Menschenliebe im Allgemeinen aufzurufen. — Aber als Studie einer wichtigen Volksschicht hat Adam Bede doch großes Interesse, vielleicht gerade für den Ausländer.

Ausgewählte Werke von Fernan Caballero; aus dem Spanischen von L. G. Lemcke. — Braunschweig, Westermann. — Bd. 1 u. 2. Die Möve. — Wiederum eine Dichterin, und zwar, wie man allgemein annimmt, Frau Cecilia de Arrom, geb. 1797 in der Schweiz, die Tochter J. N. Böhls, eines Schülers von Campe, der den Lesern des Robinson als der kleine Johannes bekannt ist. Ihr erstes Lebensjahr brachte sie in Hamburg und Braunschweig zu, dann 7 Jahre in Spanien, dann wieder in Hamburg, wo ihre Erziehung vollendet wurde. Seit 1813 lebt sie in Spanien; jetzt in dritter Ehe in Sevilla, in den angenehmsten Verhältnissen. — Die „Möve" ist ihr erster Roman, 1847; es folgen eine ganze Reihe darauf, durch deren Uebersetzung sich Hr. Lemcke um uns ein wahrhaftes Verdienst erwirbt, denn er lehrt uns ein ganz neues Genre kennen. Aber in einem Punkt können wir sein Verfahren nicht billigen. — „Wir würden," sagt er, „geglaubt haben, den Genuß unserer Leser zu beeinträchtigen, wenn wir nicht Alles, was in diesen Werken nach religiöser Polemik schmeckt, unterdrückt hätten;" — und das scheint ziemlich viel zu sein. Wir glauben, daß die Erscheinung dieser fremden Natur an Interesse gar nicht verlieren würde, wenn sie uns in ihrer ganzen Fremdheit, mit allen Vorzügen und Schwächen vorgeführt wäre. Denn was der Uebersetzer von dem deutschen Gemüth seiner Dichterin rühmt, möchte auf die Neigung herauskommen, die Deutschen als gemüthliche Schwachköpfe zu verspotten, wie hier in der Person des Dr. Stein geschieht. Gerade so macht es Sealsfield mit seinem „Bohne" in „Süden und Norden." Gemüth finden wir bei Fernan Caballero nicht viel, desto mehr Farbe und Zeichnung, und das ist für das Studium des spanischen Volkslebens ungleich wichtiger. Die Figuren treten sammt und sonders aus der Leinwand hervor; vor allem die beiden Hauptpersonen, die Sängerin Marisalada und der Stierfechter Pepe Vera, beides Originalien, wenn auch die erste etwas an Mérimées Carmen und an Thackerays Becky Sharp erinnert; zwei brillante Erscheinungen in

ihrer ganzen Geschichte bis zu dem traurigen Ausgang, der doch wieder humoristisch aufgefaßt wird, wie denn überhaupt der Humor der Erzählung an die alten spanischen Schelmenromane erinnert. Ebenso vortrefflich sind die Umgebungen der „Möve", der unverschämte Momo, der Barbier Ramon Perez, der ehrliche, etwas abgeschabte Commandant Don Modesto Guerrero u. s. w. Die Aristokratie von Sevilla, in deren Schilderung die Dichterin nach der Angabe des Uebersetzers eine besondere Virtuosität entwickeln soll, hat uns weniger interessirt; abgesehen von einigen Reminiscenzen an Don Quixote und Calderon zeigt sie ebenso wenig Physiognomie als die unsrigen. — Es ist Schade, daß Fernan Caballero ihre Kraft ausschließlich auf die Zeichnung der Charaktere verwendet, auf die Composition des Ganzen dagegen wenig Gewicht legt. — Mit nicht geringem Interesse erwarten wir die weitern Romane; vorläufig entnehmen wir den Angaben des Uebersetzers einige charakteristische Notizen. — „Caballeros Patriotismus gilt dem Spanien von ehedem mit seiner starren Ausschließlichkeit, seinen Eigenthümlichkeiten in Glauben, Verfassung, Gesetz, Sitte, Tracht . . . Ein Theil ihrer Dichtungen hat die offen ausgesprochene Tendenz, ihren Landsleuten die sorgfältige Erhaltung der alten Nationalsitte, wo sie noch besteht, und die Rückkehr derselben, wo sie verloren gegangen ist, dringend ans Herz zu legen. Zu diesem Zweck sucht sie die alte Nationalsitte da auf, wo sie fast allein noch zu finden ist, beim Volk, und zwar vorzugsweise in den von der modernisirten Hauptstadt entferntesten Provinzen, zunächst in ihrer eignen Heimat Andalusien. Sie liebt das Volk, weil es national, weil es eigenthümlich, weil es poetisch ist; sie studirt seine Anschauungsweise, seine Sitte, seine Traditionen, seine Gebräuche, seine Poesie, und entwirft davon ein naturgetreues Bild zur Belehrung derjenigen Schichten der Gesellschaft, denen die alte Sitte abhanden gekommen ist. In dem Ton eines Reisenden, der von einem entlegenen Lande, von einem beinahe Verlassenen berichtet, erzählt sie ihren Standesgenossen, wie das Landvolk in Andalusien lebt und denkt, fühlt, tanzt und spielt, singt und sagt, liebt und leidet." „Sie hat eine tiefe Abneigung gegen den alle Gebiete des Lebens mehr und mehr überwuchernden Industrialismus und Materialismus, wie gegen die Herrschaft der sogenannten Mittelclassen" u. s. w. — Die Tendenz mag man also romantisch nennen; die Ausführung ist es ebenso wenig als bei W. Scott: sie ist sinnlich klar und lebendig, von höchster Plastik und einer Unbefangenheit, daß sie den besten Humoristen an die Seite gestellt werden kann. —

Neue Romane von Fanny Lewald. 4 Bd., Berlin, Janke. — Fanny Lewald hat sich von der Tendenz ihrer ersten Romane, die modernen Lebensconflicte in einseitig modernem Sinn zu lösen, vollständig freigemacht. Die neuen Erzählungen hinterlassen durchweg einen wohlthuenden Eindruck: Vor-

trait und Ideal sind harmonisch in einander verarbeitet. — Am wenigsten befriedigt uns der Seehof, obgleich für das specifisch novellistische Interesse darin am meisten gesorgt ist: dem Helden wäre ein wenig mehr Willenskraft zu wünschen; sonst ist der Gegensatz zwischen der aristokratischen und der bürgerlich deutschen Familie sehr gut gezeichnet. Schloß Tannenburg enthält vortreffliche Localbilder vom Ostseestrande; die „Cousine" ist eine ausgezeichnete Erfindung, wenn sie nicht Portrait ist; in dem entscheidenden Punkt scheint die Dichterin dem Moralgefühl etwas zu viel Concessionen gemacht zu haben; die Geschichte scheint ursprünglich darauf angelegt, daß der Baron wirklich schuldig war, wenigstens hätte die Schlußkatastrophe — die doch auch in der neuen Fassung peinlich bleibt — an Ernst dadurch gewonnen. — In Graf Joachim und dem alten Arzt ist wieder der Contrast adliger und bürgerlicher Denkungsart sinnig entwickelt; das Leben in einer kleinen Stadt sehr anschaulich geschildert. — Die beste Novelle ist Emilie, schon wegen des Charakters der Heldin. Doch verdient auch die Familie des Finanzraths alles Lob. — Auf diese Frauenromane mag ein männlicher folgen:

Vier neue Novellen von Paul Heyse. Dritte Sammlung. Berlin, Hertz. — Den Dichter der La Rabbiata erkennt man sehr lebhaft in den beiden Novellen „die Einsamen" und „Maria Francisca" heraus; Farbe und Stil hochpoetisch, die Empfindung rein und schön ausgedrückt. „Anfang und Ende" obgleich sehr gut erzählt, ist in der Anlage doch etwas gewagt; diese Art der Verlobung hat etwas gar zu Modernes, wenn auch der Dichter unser Gefühl zu versöhnen sucht. — „Das Bild der Mutter" ist die schwächste Novelle; es wird viel Aufwand gemacht, um die Entwicklung herbeizuführen, und diese kommt dann von selbst, man weiß nicht recht, wie. — Paul Heyse hat sich durch seine kleinen Novellen und ihren tiefpoetischen Gehalt zahlreiche Freunde erworben; es wäre aber für sein Talent sehr förderlich — und wir glauben nothwendig — wenn er sich einmal von diesen kleinen zierlichen Bildern zu der Composition eines größern Ganzen wenden wollte. —

Des Fähnrichs Stohl Sagen. Von Runeberg. Aus dem Schwedischen. — Leipzig, Köhler. — Wir haben die lebensvollen, echt volksthümlichen Balladen und Erzählungen schon bei einer frühern Gelegenheit angezeigt; der Uebersetzer hat den frischen, männlichen Ton im Ganzen glücklich getroffen. —

Altes und Neues. Gedichte von Fr. Bodenstedt. 4. Aufl. Berlin, Decker. — Die neuen Zugaben sind durchaus der alten Leistungen würdig, von denen der Dichter selbst mit Recht sagt: „Nichts ist fremd hier, nichts Gemachtes, nur Selbsterlebtes, Selbsterdachtes, wie es der Drang zum Liede schuf." Die sinnige Einfachheit des poetischen Stils ist meisterhaft. J. S.

Bilder aus Marokko.

2.

Im vorigen Abschnitt haben wir nur solche marokkanische Küstenstädte beschrieben, die man wegen ihrer Entfernung von den drei Hauptstädten des Reiches als excentrische bezeichnen kann. Jetzt wenden wir uns zu denen, welche den Residenzen des Sultans näher liegen und deshalb als Ein- und Ausfuhrhäfen für dieselben dienen, eine Eigenschaft, die ihnen trotz ihrer weiteren Entfernung von den Stätten europäischer Cultur eine größere politische und commerzielle Wichtigkeit verleiht, als Tetuan, Tanger und Larasch sie besitzen.

22 Lieues südlich von Larasch gelangt man an die Mündung des Sebu, eines breiten und wasserreichen Stromes, der aus den Gebirgen östlich von Feß kommt. Hier stand in der Zeit, als die Portugiesen in diesen Gegenden Besitzungen hatten, die Stadt Mamora oder Mehedia mit einem großen, wohlgeschützten Hafen, der Tiefe genug hatte, um die größten Schiffe aufzunehmen. Die Stadt ist jetzt eine weite fast ganz verlassene Ruine, der Hafen versandet. Das Phlegma der Mauren hat gelassen zugesehen, wie sich im Lauf der Jahrzehnte Sand und Schlamm im Fahrwasser des prächtigen Beckens häuften, so daß jetzt die Einfahrt durch eine Barre geschlossen ist, und das ganze Becken sich in einen seichten Landsee verwandelt hat, der nur zur Zeit der Fluth mit dem Meer in Verbindung steht. Ueberdies ist dem Platz von der Regierung aller Handel und alle Schifffahrt verboten, man wollte die verhaßten Europäer nicht in der Nähe der Hauptstädte sehen. Die Stadt Mamora, deren Reste noch vorhanden sind, stand in dem Winkel, den der Fluß bei seiner Mündung in das alte Hafenbecken bildet, und dehnte sich am Fuß einer beträchtlichen, auf dem Gipfel mit Wald bekränzten Höhe aus. Die noch ziemlich gut erhaltene Stadtmauer läuft etwa zweitausend Schritt am Ufer des Sebu hin. Sie wurde einst von den Wellen der Fluth bespült. An ihrem Ende erblickt man ein rundes Fort, das, wie die Zahl und Lage seiner Schießscharten zeigt, mit dreißig Geschützen den Hafen bestrich. Nach der Landseite hin zieht sich eine sehr starke, jetzt zum Theil zusammengestürzte Mauer hin. Ueber der Stadt erhebt sich eine noch gut erhaltene Citadelle, die eine Besatzung von einigen hundert schwarzen Soldaten hat, welche indeß nur die Aufgabe haben, zu wachen, daß kein Schmugglerschiff sich nähert und überhaupt kein Handelsfahrzeug seine Ladung landet. Das Land ist in der Nachbarschaft schön und fruchtbar. Im Süden streckt sich der prächtige Wald von Belut hin. Mamora ist nur 25 Lieues von Mequinez entfernt, das

seinerseits nicht weiter als 10 Lieues von Feß liegt. Eine Landung der Spanier in dieser Gegend würde erhebliche Vortheile haben. Die Citadelle von Mamora wäre ohne große Verluste zu nehmen, die alten Befestigungen der Stadt ließen sich sehr bald so weit wiederherstellen, daß sie gegen einen Handstreich der Marokkaner gesichert wären. So hätte man an Mamora einen trefflichen Verproviantirungsplatz für einen Zug nach Mequinez, der dritten Hauptstadt und Lieblingsresidenz der Sultane, wo sich zugleich der eine Theil des kaiserlichen Schatzes befindet, welchen man — wohl zu hoch — auf 24 Millionen harte Piaster veranschlagt. Hätte man sich in Mamora festgesetzt, so würde man sich ohne Beschwerde durch Schiffe, welche wenig Tiefgang haben und so bei der Fluth die Barre zu passiren vermögen, Lebensmittel verschaffen können. Auch wäre es keine Unmöglichkeit, durch ein Dampfboot mit einer Baggermaschine die Einfahrt in den großen Hafen zu öffnen, sodaß er wenigstens für Schiffe zweiter und dritter Klasse zugänglich würde. Der panische Schrecken, welchen eine Occupation der Stadt und eine ernsthafte Demonstration gegen das Innere des Landes in Mequinez und Feß verbreiten würden, dürfte den Sultan und seine Rathgeber sofort zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen Spaniens stimmen.

Verläßt man die Mündung des Sebu, um weiter nach Süden zu segeln, so gewahrt man 6 Lieues von Mamora die Mündung des Buregreb, eines nicht unbedeutenden Flusses, der im Gebirge südlich von Mequinez entspringt. Hier erheben sich rechts und links vom Flusse die beiden Städte Saleh und Rabat, die mit ihren Kasbahs, ihren Streitthürmen, Zinnen, Minarets und Kuppeln einen imposanten und malerischen Anblick gewähren. Dieselben sind nach Feß und Marokko die bedeutendsten und wohlhabendsten Städte des Reichs. Saleh am rechten oder Norduser des Stromes soll 24,000, Rabat, am südlichen Ufer gelegen, 28,000 Einwohner haben. Vielleicht sind diese Angaben zu hoch, namentlich in Betreff Salehs. Gewiß aber ist, daß sich im siebzehnten Jahrhundert, wo die Piratenschiffe der Barbaresken noch ungestraft die Kauffahrteischiffe und die Küsten Europas plünderten, die Einwohnerzahl sowol Salehs als Rabats auf 50—60,000 Seelen belief. Hatten die Seeräuber ihre Fahrzeuge mit Beute gefüllt, so kehrten sie triumphirend nach Hause zurück, um ihren Gewinn an Waaren und Christensklaven hier zu verhandeln; und wenn man die starken Mauern und Thürme von Rabat und Saleh erblickt, so hat man sich zu errinnern, daß sie zum großen Theil von eben solchen Sklaven erbaut worden sind. Seit der Erstarkung der europäischen Seemächte und der Beschränkung und schließlichen Vernichtung der Corsarenwirthschaft, sind Saleh und Rabat ganz ebenso, wie die andern Seeplätze Marokkos, in Verfall gerathen und das ganze Reich mit ihnen. Es ist, als ob dieses Volk zu keinem andern Handwerk tauge, als zu Krieg und Raub; und seit ihm dies verwehrt

ist, sieht man es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer sinken, die Denkmale seiner alten Größe und Kraft verfallen, die Merkmale der Altersschwäche immer deutlicher hervortreten, und es ist kaum eine Frage, daß binnen hundert Jahren das „Chalifat des äußersten Westens“ aufgehört haben wird zu existiren.

Während der vieljährigen Bürgerkriege, welche das Reich im sechzehnten Jahrhundert verwüsteten, hatten die beiden Städte Saleh und Rabat sich unabhängig gemacht und sich dadurch den Zerstörungen und Belastungen entzogen, welche so viele andere Orte Marokkos in dieser Zeit für immer zu Grunde richteten. Später wurden sie zwar wieder unterworfen, indeß haben sie sich noch heute gewisse städtische Vorrechte bewahrt. Sie verstehen es, sich gegen die Alles an sich reißende Habsucht der Regierungen und gegen die räuberischen Gelüste des Paschas zu wehren, so daß sie sich eines Grades von Freiheit und Wohlstand erfreuen, den man sonst in Marokko vergeblich sucht. Die Häuser in Rabat sind solider gebaut und haben ein besseres Ansehen, als die der übrigen Städte. Die innere Eintheilung und Einrichtung gleicht der, welche man in den Städten Algeriens sowie in den alten maurischen Wohnungen Granadas und Sevillas antrifft. Jedes Haus hat einen innern Hof mit Gallerien, auf welche sich die Fenster und Thüren öffnen. Da die Stadt ganz so wie Saleh auf dem Abhang einer Anhöhe gebaut ist, so sind die (beiläufig auch sehr unregelmäßig gepflasterten) Straßen steil und abschüssig, überdieß aber, wie in allen Städten Mauritaniens, dunkel, eng und gewunden, das Ganze ein Labyrinth ohne irgendwelchen Plan.

Die Kasbah oder Burg von Rabat, die sich am östlichen Ende der Stadt erhebt, ist von ungeheurer Größe und schließt einen Palast des Sultans ein, hat aber mehre Stellen, wo sie dem Verfall entgegengeht. Es ist eben hier wie in allen mohammedanischen Ländern, was einfallen will mag einfallen und bleibt liegen. Eher baut man neu, als daß man das Alte ausbesserte. Das höchste, was man thut, ist, daß man die Ruine übertüncht, als ob der Schein des weißen Kalküberwurfs das Haus oder die Mauer wirklich neu werden ließe. Saleh erscheint, wenn man sich der Stadt von der See her nähert, auf dem grauen Grunde des Gestades in Gestalt eines gewaltigen Vierecks von weißen Steinen, welches sich an die Seite eines großen mit Gärten bedeckten Hügels lehnt. Es besitzt eine bedeutende Anzahl von Moscheen, von welchen jedoch nur eine einzige den Ruf der maurischen Baukunst rechtfertigt. Die Stadt ist älter als ihre Nachbarin auf dem andern Ufer des Flusses, aber zugleich schmutziger und verfallener. Ihre vierseitige Ringmauer wird von einer starken Kasbah überragt und von runden und viereckigen Thürmen flankirt. Die in den vier Winkeln sind ungemein groß und mit Bastionen versehen. Die Schießscharten aller Vertheidigungswerke Salehs sind

auf etwa 300 Geschütze berechnet, doch liegen nur in einigen wenigen wirklich Kanonen. Saleh hat nur auf zwei Seiten Gräben, dieselben sind aber auch hier großentheils zugeschüttet, und die Gärten erstrecken sich an den meisten Stellen bis an den Fuß der Mauern. Man findet in diesen Gärten ausgedehnte Baumwollenpflanzungen.

Uebrigens ist zu bemerken, daß man das Wort Garten in diesem Zusammenhang nicht so genau zu nehmen hat. Denn unter einem Garten versteht man in diesen sonnenversengten Gegenden nur einen Ort, wo sich das Grün — natürlich durch künstliche Bewässerung — das ganze Jahr hindurch erhält. Das Wasser wird hier durch einen massiven Aquäduct, der im Osten eine Art zweite oder äußere Ringmauer bildet, in die Stadt geführt. Derselbe würde indeß der Vertheidigung wenig Vorschub leisten, sondern eher dazu dienen, dem Angreifer die Annäherung an die eigentliche Mauer zu erleichtern. Auch wäre er mit Vierundzwanzigpfündern sehr bald zusammengeschossen und die einzige Schwierigkeit bestände darin, daß man die Belagerungsgeschütze über verschiedene Bodenhindernisse hinwegzuschaffen hätte, um zu dem passendsten Angriffspunkt zu gelangen.

Die Einwohner von Saleh gelten für rauhe, wenig gesellige Menschen, voll Haß gegen alle Fremden, feindselig selbst gegen ihre Landsleute und Glaubensgenossen. Die von Rabat dagegen sollen zugänglicher, lebhafter, gebildeter und fleißiger sein als die aller andern Städte Marokkos. Hier in Rabat concentrirt sich aller Handel und Verkehr der beiden Schwesterstädte. Man verfertigt in der Stadt feine Wollenstoffe, Haïks oder Kapuzenmäntel von weißer Wolle mit Seidenquasten, viel Maroquin und verschiedene Sorten von Töpferwaaren. Die Umgebung ist anmuthig, fruchtbar und vortrefflich bewässert und bebaut. Rabat erhält sein Wasser ebenso wie Saleh durch eine Wasserleitung. Aber die hiesige ist viel großartiger, indem sie 4 Lieues lang ist und einen ganzen Bach des besten Wassers herzuführt. Beide Wasserleitungen gehören der Glanzperiode der marokkanischen Geschichte an; die heutigen Mauren wären nicht im Stande, den Gedanken zu solchen Werken zu fassen, geschweige denn ihn auszuführen. Der Anblick Rabats vom Meer aus gehört zu den imposantesten Bildern an diesen Küsten. Gerade vor sich sieht man die Kasbah mit ihren viereckigen Thürmen aufragen, rechts die Bastionen des neuen Schlosses, weiter südlich die Zinnen und Minarets der Stadt, und in der Mitte des ganzen Gemäldes treten die sechs Bogenwölbungen des Aquäducts hervor, die das Wasser bis zum höchsten Punkt der Stadt, der Citadelle, leiten, von wo es sich in alle Quartiere vertheilt, um zuletzt die Gärten zu tränken. Am nordöstlichen Ende erhebt sich auf einem vom Fluß bespülten Felsen der prachtvolle Hassansthurm. Viereckig, von einem zierlichen Minaret überragt und mit diesem 150 Fuß hoch, hat dieser Thurm nur seines

Gleichen in dem der Moschee El Kolubia zu Marokko und der berühmten Giralda in Sevilla: alle drei wurden zu gleicher Zeit erbaut, indem sie aus der ruhmvollen Herrschaft der Almoraviden (12. Jahrh.) stammen.

Der Strand unter der Stadt Rabat wird von einer geschlossenen Batterie vertheidigt, welche 14 Geschütze trägt. Weiter zur Rechten, vor dem neuen Schloß liegt ein anderes gemauertes Schanzwerk mit 4 niedrigen Thürmen, welche bastionirt und gut armirt sind. Die Einfahrt in den durch die Mündung des Buregreb gebildeten Hafen kann von einem rechtsstehenden dicken Thurm bestrichen werden, die 10 bis 12 schwere Kanonen trägt. Die Rhede wird von einer gerundeten Einbuchtung der Küste zwischen diesem Thurm und dem Felsen gebildet, auf dem der Hassanthurm sich erhebt.

Saleh, einst durch seine kecken Piraten berüchtigt, besitzt jetzt gar keinen Hafen mehr. Seine alte Rhede ist von den Sandmassen, die der Fluß herabspülte, zugefüllt worden, und eine Barre von 2500 Fuß Breite trennt es von dem ihm gegenüberliegenden Hafen. So hat hier die Schifffahrt gänzlich aufgehört; nur Fischerbarken und Boote, welche die Verbindung mit Rabat unterhalten, sind noch vorhanden. Auch der Hafen von Rabat hat nur geringen Werth; denn einestheils ist er den gefährlichen Nordweststürmen ausgesetzt, anderntheils hat er während der Ebbe nur 6, und während der Flut nicht mehr als 13 Fuß Wasser. Vor der Einfahrt in den Buregreb liegt eine Sandbank wie vor der zum El Kos und zum Sebu, aber man kann bei 15 Klafter Tiefe außen ankern, wofern der Westwind nicht zu heftig ist. Dann können auch große Kriegsschiffe sich quervor legen, um die Städte zu beschießen, jedoch ist hierzu Vorsicht erforderlich und man thut wohl, sich keine zu verächtliche Vorstellung von der Festigkeit der maurischen Werke zu machen, da dieselben trotz ihres Alters und ihrer Vernachlässigung mehr Widerstand zu leisten fähig sind, als man auf den ersten Blick durch das Fernrohr zu glauben geneigt ist. Rabat und Saleh sind als Doppelfestung zu betrachten, deren beide Theile sich gegenseitig unterstützen, und die deshalb einen doppelten gleichzeitigen Angriff nöthig machte, wenn es auf eine wirkliche Ueberwältigung des Platzes, nicht auf eine bloße Lection abgesehen ist. In das Innere des Hafens mit einem Geschwader von Kanonenbooten oder andern kleinen Fahrzeugen, denen die geringe Tiefe das Hineinkommen erlaubt, hineinzudringen, wäre hier ein weit schwierigeres und gefährlicheres Unternehmen, als in Larasch, weil man sich hier in ein Kreuzfeuer wagte, indem Saleh Batterien am Meeresstrande und am Flußufer hat und Rabat den ganzen Hafen beherrscht.

Unterhalb Rabat, am Ufer des Flusses und jenseits des Hafens befindet sich die sehr zierliche Moschee von Em Sallah, in der das Grabmal des großen Chalifen Yakub El Mansur, des Almansor des Mittelalters steht. Neben

derselben liegt ein Palast des Sultans, der von verschiedenen andern Gebäuden und ausgedehnten Gärten umgeben ist. Auf dieser Stelle stand im Alterthum eine punische Stadt. Der Ort, welcher sich bis an den Rand des Stromes hinzieht, ist mit einer von Thürmen flankirten Mauer eingeschlossen, die sich an die Wälle der Stadt anschließt und so eine zweite Ringmauer für diese bildet. Der Weg von Rabat herab nach Em Sallah ist außerordentlich schön. Derselbe windet sich zwischen Bäumen, Gesträuch und Felsblöcken den Hügelhang hinab und an allerlei Rieselbächen vorbei, die aus dem Aquäduct hervorstürzend in die Tiefe eilen, um die Gärten der Moschee und des Sultanspalastes zu bewässern. Haine von Palmen und Orangenbäumen, Feigengärten, Kaktushecken und andere Pflanzungen, die ein für die Sonnenstrahlen fast undurchdringliches Dickicht bilden, machen Em Sallah zu einem entzückenden Aufenthaltsort. Der Boden gilt hier für heilig, sodaß Christen und Juden ihn nicht betreten dürfen. Die Mauren feiern hier das Bairamfest, die mohammedanischen Ostern. Unter den Einwohnern Rabats befinden sich viele Juden, und ebenso unter denen von Saleh. Man schlägt ihre Zahl auf 7 bis 8000 an. Sie werden wie überall in Marokko sehr verächtlich behandelt und müssen in eignen Quartieren außerhalb der Stadt wohnen.

Während Larasch mehr der Stationsplatz der marokkanischen Kriegsfahrzeuge ist, kann man Rabat als die Kriegswerften des Reichs bezeichnen. Indeß baut man hier jetzt nur noch große Schaluppen. Als man vor einigen Jahren den Bau einer Corvette vollendet hatte, mühten die Mauren sich lange vergeblich ab, sie von den Helgen ins Wasser zu bekommen, und als dies endlich gelungen war, fand man es noch schwieriger, sie über die Barre an der Mündung des Flusses zu bringen. Wahrscheinlich wären alle Seeleute der beiden Städte zusammengenommen nicht im Stande gewesen, dies letztere zu bewerkstelligen, wenn ihnen nicht die Matrosen der im Hafen ankernden europäischen Schiffe beigesprungen wären. Die Regierung unterhält hier einige hundert Matrosen, deren Lohn aber so schlecht ist, daß jeder derselben noch ein Handwerk treiben muß, wenn er leben will, und dasselbe Verhältniß herrscht in Bezug auf die Artilleristen, welche die Geschütze der Festungswerke zu bedienen haben. Rabat und Saleh sind gleichweit, d. h. ebenfalls 25 Lieues, von Mequinez entfernt wie Mamora. Wollte man nach dieser Hauptstadt marschiren, so wäre es gerathener, in Mamora zu landen, wo man sich ohne ernstlichen Widerstand festsetzen könnte, statt sein Pulver auf die Einnahme des schlechten und dabei verhältnißmäßig gut vertheidigten Hafens von Rabat zu verschwenden.

Wir kommen jetzt zu der letzten marokkanischen Seestadt von Bedeutung, zu der im äußersten Süden des Reiches gelegenen Stadt, welche von den Christen Mogador genannt wird und den Ein- und Ausfuhrhafen für die

Stadt Marokko bildet, bis wohin man von hier nicht mehr als 48 Lieues hat. Die Bevölkerung wird auf etwa 12,000 Köpfe geschätzt, unter denen sich gegen 1200 Juden befinden. Bei den Mauren führt die Stadt den Namen Suerah, d. i. das Bild, und in der That soll ihre Lage inmitten einer Ebene von beweglichem Sand auf einer Halbinsel, deren Seiten von den Wellen des Meeres gepeitscht werden, mit den hochragenden Minarets und den bis 40 Fuß hohen seltsamen Sandkegeln der Nachbarschaft, die alle Augenblicke ihre Gestalt verändern, eine sehr malerische sein. Die Stadt ist von sehr neuem Datum, sie feiert im Jahr 1860 (vielleicht mit dem Donner spanischer Schiffskanonen dazwischen) ihr hundertjähriges Jubiläum. Ihr Erbauer war der Sultan Mulei Sidi Mohammed, der sich nicht verrechnet hat, wenn er in ihr den Haupthafen des ganzen Reiches und die ergiebigste Quelle für die Zollrevenüen zu gründen glaubte. Während Rabat und Saleh zusammengenommen jährlich nur 380,000 Francs an Zöllen eintragen, das als Stadt bedeutendere Asfi (nördlich von Mogador) nur 50—60,000 Francs abliefert, wirft der Zoll in Mogador dem Sultan jährlich fast eine Million ab. Der Hafen ist bis auf zwei schmale Einfahrten durch eine kleine Insel geschlossen, die eine Länge von einer Viertellieue hat und gegen 1800 Fuß breit ist. Dieselbe war, als die Franzosen unter dem Prinzen von Joinville sie am 15. August 1844 angriffen, mit vier gemauerten Batterien armirt und wurde von den Hauptfestungswerken der Stadt aus einer Entfernung von 4500 Fuß bestrichen. Sie hat den Namen hergegeben, mit welcher die Franzosen die Stadt bezeichnen, indem auf dieser Insel in einer Moschee das Grab eines mohammedanischen Heiligen, Namens Sidi Mogodul steht.

Die Erbauung von Mogador hat jedenfalls mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, namentlich die Aufführung der Mauer an der südwestlichen Seite nach der Insel hin. Dieser Theil nämlich ruht auf mehren Felsenklippen, die das Meer bespült, und die durch zwei starke Zwischenwälle mit einander verbunden sind. Auch hätten die Mauren des 18. Jahrhunderts den Bau nicht zu Stande gebracht, wenn ihnen nicht verschiedene Europäer, namentlich der Franzose Cornet, dabei mit ihrem Rath zu Hülfe gekommen wären. Die Stadt ist das Werk eines Despotismus, der in gewissem Sinn als aufgeklärter gelten mag, etwa wie der, welcher Petersburg erbaute. Sidi Mohammed zwang die Einwohner von Agadir, sich hier anzusiedeln, und schickte eine Anzahl reicher Mauren aus den benachbarten Provinzen her, um ebenfalls die Colonie zu verstärken. So wurde binnen 10 bis 12 Jahren die neue Stadt bevölkert, und da der Sultan auch europäische Kaufleute zur Niederlassung einladen ließ und dem Handel große Erleichterungen gewährte, so begann diese Schöpfung des Zwanges bald wirklich Wurzel zu fassen und aufzublühen. Indeß machte die anfängliche Milde der Regierung schon nach

Verlauf weniger Jahre dem altgewohnten sich selbst schadenden Raubsystem des marokkanischen Fiskus Platz, und die Folge war, daß drei Viertel der Kaufleute sich wieder entfernte und die auf 25,000 Seelen angewachsene Zahl der Einwohner sich im Lauf eines Vierteljahrhunderts auf die Hälfte verminderte. So hübsch Mogador oder Suerah mit seinen hohen schlanken Minarets von Weitem sich ausnimmt, so glatt und neu seine mit Kanonen gespickten Mauern aussehen, das Innere ist fast ebenso schmutzig wie das ihrer Nachbarstädte im Norden. Indeß sind die Straßen, zwar, der Hitze des Sommers wegen, eng und dunkel, aber regelmäßig und einige Gebäude mit Sorgfalt aufgeführt, und so ist Mogador immerhin die am Besten gebaute und freundlichste Stadt Marokkos. Daß sie einen Theil ihrer Fundamente hat dem Ocean abringen müssen, erkennt man auf den ersten Blick. Ihre vorgeschobenen Batterien werden, wie bemerkt, von den Wellen bespült, ihre Mauern nach dem Meer hinaus dienen als Wall und zugleich als Hafendamm. Sie scheinen die Wogen herauszufordern, die sich mit Wuth daran brechen, oft bis zu ihrer Krönung aufschwellen und sie mit Schaum bedecken. Beim ruhigsten Wetter sieht man von den Terrassen der Häuser herab unablässig die weißen dunstigen Schaumkämme der Brandung sich an den Felsen und über die Ringmauer im Westen emporbäumen, und wenn es stürmt, sieht Mogador aus, als wolle es jeden Moment in den aufwogenden Wellen und inmitten der Sandwirbel, welche der Wind emporjagt, verloren gehen. Alles ist außerhalb der Ringmauer der Stadt beweglich, die Wüste so gut wie der Ocean. Die Dünen, welche der Flugsand hinter der Stadt zusammenweht, wechseln ihre Gestalt fast ebenso oft als die Wellen, und man sieht so an dem einen Tage einen ganz andern Horizont als am vorhergehenden. Die Entfesselung der Fluthen des Wassers und des Sandes durch einen Sturm wirkt in dieser wilden Umgebung außerordentlich stark auf die Phantasie, namentlich wenn zu gleicher Zeit die Mueddins auf den Balkonen der Minarets durch den Aufruhr der Elemente hindurch mit eintöniger, aber weithinschallender Stimme ihre Koran-Suren erschallen lassen, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen.

Alle Kauffahrer ankern die Ostseite der kleinen Insel entlang, die sie gegen alle West- und Nordwinde sicher stellt, aber keinen Schutz vor den Südwestwinden gewährt, die hier fast immer Stürme sind und schon manches Schiff im Hafen zu Grunde gerichtet haben. Schaluppen und Boote dienen als Verkehrsmittel zwischen den Schiffen im Hafen und der Stadt, da die Wassertiefe in der Nähe der letztern zu gering ist, als daß größere Fahrzeuge bis an das Land heranfahren könnten.

Die Stadt ist, wie in der arabisch-maurischen Welt häufig vorkommt, durch Mauerabtheilungen mit Thoren in verschiedene Viertel getheilt. Dieselben sind: der Landungsplatz und die Vorrathshäuser der Marine, der Palast

des Sultans, die Kasbah, das Viertel der Neger, das Judenquartier, welches mit dem der Neger ganz am Ende der Stadt liegt, dann die eigentliche, nur von Moslemin bewohnte Stadt. Hier in letzterer trifft man die Moscheen, die Kaufgewölbe und den Suk oder die Alkassarie (Bazar, überbauter Markt), welcher von ziemlich netter Bauart und mit Säulengängen geschmückt ist. Den Getreidemarkt bildet ein ebenfalls hübsch gebauter, viereckiger und an den Seiten mit Nischen, in denen die Verkäufer sitzen, versehener Platz. Der Handel, den die Stadt treibt, ist nicht unbedeutend. Außerdem verfertigen die Einwohner sehr feine Stoffe von weißer Wolle, wie sie die reicheren Mauren zu ihren Haïks und Burnus verwenden, Maroquinpantoffeln und verschiedene Stahl- und Eisenwaaren. Das Gebiet, welches Mogador umgiebt, ist im Kleinen dasselbe, wie das der ungeheuren Flugsandwüsten, welche die von hier über Marokko oder von Feß nach Timbuktu ziehenden Karavanen durchwandern müssen. In der Sahara findet man solche Flugsandgebiete nur hin und wieder; denn diese Wüste ist im allgemeinen mehr steinig als sandig. Wenn man behauptet, ein Sandsturm in diesen Gegenden könne eine Karavane während des Marsches begraben, so möchte das übertrieben sein. Aber des Nachts im Lager ist eine solche allerdings in Gefahr überschüttet zu werden, und ist dann wenigstens am Morgen genöthigt, ihr Gepäck auszugraben und ihre Waarenballen, ja ihre Kameele herauszuscharren, von denen gewöhnlich nur noch die Köpfe aus den Wogen des Sandmeeres hervorragen. Es ist sehr schwierig, in der Gegend von Mogador den Weg zu finden, besonders wenn man nach Marokko hinaus will. Mitten in den Sandwehen, die fortwährend ihren Platz wechseln, erblickt man nichts als den gelben Erdboden und den blauen Himmel, und in dem Augenblick, wo Pferd oder Kameel den Fuß hebt, ist auch die Spur derselben auf dem Boden, so tief sie gewesen sein mag, schon wieder zugerieselt. Ein Heer mit schwerer Artillerie und vielem Gepäck würde somit auf keinen Fall die Strecke zwischen Mogador und Marokko zurückzulegen im Stande sein.

Mogador ist bis jetzt erst einmal von einem europäischen Geschwader angegriffen worden, nämlich 1844 von den Franzosen. Dagegen wurde es wiederholt von den benachbarten Stämmen vom Lande her belagert. Dies geschieht in Marokko nicht selten. Häufig kommen die Bewohner der Wüste und des Gebirges, um die Hauptstadt ihrer Provinz zu berennen, deren Häuser sie voll Schätze glauben und deren Plünderung der stete Traum ihrer Raubsucht ist. Sie verachten die maurische Bewohnerschaft der Städte aufs tiefste, und nicht mit Unrecht, da dieselbe nichts von den kriegerischen Gewohnheiten und der Tapferkeit jener Bevölkerungen besitzt. Ein Kaid oder Statthalter würde es daher niemals wagen, sich ohne starke Begleitung auf dem platten Lande erblicken zu lassen oder anderswo als in einer befestigten Stadt zu wohnen.

Der Hafen Mogadors wird jährlich von etwa 50 europäischen Kauffahrteischiffen besucht, die durchschnittlich 150 Tonnen messen. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Gummi, Mandeln, Häuten und Wolle. Eingeführt werden englische und französische Manufacturwaaren, etwas Eisen, weißer Hutzucker und Dielen. England betheiligt sich an diesem Handel mit ungefähr $^{3}/_{4}$ der Ein- und Ausfuhr.

Von den Städten im Innern ist zunächst Marokko oder Marakfch zu nennen, die erste Residenz der Sultane. Es liegt auf einer weiten Hochebne zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift. 1052, vielleicht an der Stelle des alten Bocanum Hemerum, gegründet, soll es im zwölften Jahrhundert an hunderttausend Häuser und mehr als eine halbe Million Einwohner gezählt haben. Jetzt liegen ganze Quartiere der Stadt in Ruinen, und die Zahl der Einwohner beträgt kaum mehr als 40,000. Die Stadt ist mit 30 Fuß hohen Mauern umgeben, welche zwei deutsche Meilen im Umfang haben und von zahlreichen Thürmen flankirt sind. Die Moscheen, von denen die Dschama El Kolubijeh mit ihrem 220 Fuß hohen Thurme die größte ist, sind zum Theil sehr schön, aber meist ebenfalls halbe Ruinen. Der Palast des Sultans, eine Gruppe prächtiger Gebäude, welche von großen Gärten umgeben und mit einer Mauer von $1^{1}/_{2}$ Stunden Umfang eingefaßt sind, liegt außerhalb der Stadt. Letztere treibt noch immer nicht unbeträchtlichen Handel und hat große Gerbereien. Auch werden hier schöne Seidenstoffe gemacht. Feß oder Faß ist die größte Stadt des Sultanats und die zweite Residenz. Von Edris dem Zweiten 808 gegründet, galt es im Mittelalter für die größte und reichste Stadt der ganzen mohammedanischen Welt. Es zählte damals 90,000 Häuser und mehr als 700 Moscheen und war berühmt wegen seiner Prachtgebäude und seiner wissenschaftlichen Anstalten. Durch die Verlegung des Herrschersitzes von hier nach Marakfch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts büßte es seinen Vorrang ein und infolge des allgemeinen Verblühens der mohammedanischen Civilisation ist es jetzt nur noch ein Schatten seiner einstigen Herrlichkeit. Indeß ist die Stadt noch immer bedeutend. In einer von hohen Bergen umschlossenen Thalebene, zwischen anmuthigen Blumen- und Gemüsegärten, Orangen-, Palmen- und Granatenhainen gelegen, von dem Wad El Dschaher in eine Alt- und eine Neustadt getheilt, zählt sie noch über 60,000 Einwohner und gegen hundert Moscheen, von denen die des Sultan Edris welche die Marokkaner als unverletzliche Freistatt betrachten, die berühmteste ist. Auch hat Feß noch 7 stark besuchte Gelehrtenschulen, die sich in der Welt des Islam nach denen von Kairo des größten Rufs erfreuen. Der alte Palast der Sultane ist sehr ausgedehnt, aber verfallen. Sonst gleicht Feß mit seinen Khanen und Bazaren und seinen vielen Bädern den arabischen und ägyptischen Großstädten, und nur die große Menge von Wirthshäusern und Kaufläden

gibt ihm ein mehr europäisches Aussehen. Der Handel mit den südlichen und östlichen Gegenden des Reiches ist bedeutend, es gehen von hier Karavanen selbst bis nach Timbuktu hinab. Endlich ist Feß auch der Hauptsitz der marokkanischen, allerdings nicht sehr wichtigen Industrie. Die dritte Hauptstadt ist Mequinez, arabisch Meknäs. Dieselbe liegt 4½ deusche Meilen südwestlich von Feß und war die Lieblingsresidenz des vorigen Sultans. Die Lage der Stadt auf einer Hochfläche inmitten lachender Gefilde und prächtiger Baumgärten ist höchst anmuthig. Sie hat eine dreifache Mauer und zwei Gräben, enthält einen sehr großen Palast und hatte früher an 60,000, in den letzten Jahren aber nur noch 25,000 Einwohner.

Außerdem sind von Städten des Innern noch zu erwähnen: Teza mit 11,000 Einwohnern eine hübsche Stadt, welche 12 Meilen nordöstlich von Feß liegt und der Versammlungsort der Mekkakaravanen ist, Alkasser oder Alkaßra, ein finstrer schmutziger Ort am obern El Kos, in deren Nähe 1578 König Sebastian von Portugal Schlacht und Leben verlor, endlich Tafilet, eine Gruppe von Schanzen und Dörfern auf beiden Ufern des Zizflusses südöstlich von Marakſch, welche 10,000 Einwohner haben sollen und einen lebhaften Karavanenhandel mit dem Innern Afrikas treiben.

Der Krieg Frankreichs mit Marokko im Jahre 1844 ist unsern Lesern jedenfalls noch erinnerlich. Er war von kurzer Dauer. Die französische Flotte bombardirte zunächst Tanger, dann Mogador und schoß binnen wenigen Stunden die Forts und Schanzwerke dieser Küstenorte in Trümmer. Marschall Bugeaud schlug in der Schlacht am Isly das von einem Sohne des Sultans geführte marokkanische Heer so entscheidend, daß es sich auflöste. 1849 kam es zu neuen Mißhelligkeiten mit Frankreich, die indeß, als eine französische Fregatte vor Tanger erschien, beigelegt wurden, indem der Sultan Genugthuung versprach. 1851 folgte ein neues Zerwürfniß, indem der Sultan die von Frankreich geforderte Genugthuung wegen Plünderung eines marseiller Schiffs durch marokkanische Korsaren verweigerte. Der Admiral Dubourdieu erschien darauf mit einem Geschwader vor Saleh und beschoß die Stadt aufs heftigste, worauf er nach Tanger segelte, um auch diesen Ort zu bombardiren, was indeß abgewendet wurde, da die Marokkaner jetzt nachgaben. Seitdem war Friede zwischen beiden Mächten, und der diesjährige Feldzug der Franzosen auf marokkanischem Gebiet galt bekanntlich nicht dem Sultan, sondern den Räuberstämmen der Beni Snassen und Angades, welche auf eigne Faust die Grenzdistricte Algiers überfallen hatten.

Der Tribut, welchen die kleinern Seemächte an Marokko früher zahlten, um sich Sicherheit gegen die Piraten des Landes zu erkaufen, hat jetzt aufgehört. 1820 verweigerte Oestreich die 25,000 Thaler, die es bis dahin entrichtet, ferner zu zahlen, und als darauf der Sultan ein venetianisches Schiff

mit Beschlag belegen und die Mannschaft desselben in den Kerker werfen ließ, erschien der Admiral Bandiera vor der Stadt, schoß die dort ankernde marokkanische Flotte zusammen und bombardirte die Stadt so lange, bis der Sultan den erwähnten Kauffahrer herausgab und auf ferneren Tribut verzichtete. Die skandinavischen Mächte entledigten sich der lästigen Abgabe erst 1844, indem sie ein Geschwader vor Tanger schickten, welches indeß nichts zu thun bekam, da England beim Sultan den Erlaß fernern Tributs vermittelte. In demselben Jahre schickte sich auch Spanien zu einem Feldzug gegen Marokko an. Victor Darmon, ein in Marseille geborner, von einem tunesischen Vater stammender Jude, war als Konsularagent Spaniens und Sardiniens in Mazaghan an der atlantischen Küste Marrokkos angestellt. Derselbe bekam im September 1843 auf der Jagd Streit mit Mauren, welche ihm den Uebergang über ihr Feld verweigerten, und, da sie wußten, daß er ein Jude sei, ihre Nachbarn gegen ihn aufhetzten. Mit Steinen geworfen, glaubte er sich in Lebensgefahr, schoß und tödtete einen der Angreifer. Dieser Mord eines Muselmans durch einen verachteten Juden erregte im Lande die wüthendste Erbitterung. Darmon wurde verhaftet und durch den Kaid von Mazaghan zum Tode verurtheilt. Zur Vollziehung des Urtheils war die Bestätigung des Sultans erforderlich. Während diese erwartet wurde, gelang es Darmon, aus seinem Kerker zu entfliehen. Er wurde eingeholt, vertheidigte sich und verwundete einen der Häscher, wofür ihn ein neues Gericht zum zweiten Mal zum Tode verurtheilte. Das Urtheil wurde jetzt wirklich vollzogen. Spanien erhob darüber Klage beim Sultan und forderte zugleich für die Plünderung eines seiner Schiffe durch marokkanische Seeräuber Genugthuung und Entschädigung. Als diese, wie gewöhnlich, auf sich warten ließ, rüstete man in Spanien, um einerseits für jene Beleidigungen Sühne zu erzwingen, andrerseits aber zugleich eine größere Sicherheit Ceutas durch Eroberung eines diese Festung zum Theil beherrschenden Stückes marokkanischen Gebiets zu erlangen. Schon machte man Miene, von Ceuta aus mit 6000 Mann nach dem Innern zu marschiren, während zugleich ein Geschwader mit Landungstruppen nach den westlichen Häfen abgehen sollte, als der Sultan nachgab und Friede geschlossen wurde.

„Der Zug gegen Marokko," sagte damals das Organ des spanischen Ministeriums, „ist das Vorspiel großer Ereignisse und beweist, daß die spanische Nation endlich die alte träge Politik mit einer thätigen kriegerischen vertauscht. Aber wenn wir auch die Nothwendigkeit behaupten, daß Spanien sich auf sichere und dauernde Weise in Afrika festsetzt, so müssen wir doch weiter gehende, auf eine Besetzung des ganzen Küstenstrichs gerichtete Pläne als unzeitig von uns weisen. Wir bedürfen der Hülfe- und Mitwirkung Frankreichs, und Ludwig Philipp findet bekanntlich seinen Ruhm in der Er-

haltung des Friedens. Auf eigne Rechnung den ganzen Krieg zu übernehmen, gestatten unsre Geldverhältnisse nicht. Nur müssen die Mauren einsehen lernen, daß man uns nicht ungeahndet beleidigen darf und daß wir die Macht haben, ihr Gebiet mit Krieg heimzusuchen. Von diesem Augenblick an bedeuten auch wir etwas in der afrikanischen Politik, legen auch wir wieder ein Gewicht in ihre Wagschale. Europa aber macht sich allmälig mit dem Gedanken vertraut, daß wir früher oder später unsre alte Herrschaft in den Babareskenstaaten des nördlichen Afrika wieder herstellen werden. Alsdann können wir auf die uns höhnende Redensart: Afrika erstrecke sich wieder bis zu den Pyrenäen, stolz erwidern: Spanien reicht bis zum Atlas."

Aehnliches liest man auch jetzt in den spanischen Blättern, und es leidet keinen Zweifel, daß Spanien jetzt mehr wagen kann, als damals. Das Land ist beruhigt, die Bürgerkriege haben aufgehört, die Finanzverhältnisse sich wesentlich gebessert und statt Ludwig Philipps nimmt den französischen Thron ein kriegerischer Herrscher ein, von dem man wohl nicht mit Unrecht glaubt, daß er die Haupttriebfeder des Unternehmens der Spanier gegen ihren maurischen Nachbar war. England endlich, dem an einer Verstärkung der spanischen Stellung an der Meerenge von Gibraltar nichts gelegen sein kann, hat nicht mehr die volle Macht, wie damals, seinem Einspruch gegen etwaige Eroberungsgedanken des madrider Kabinets Nachdruck zu geben. England wird dem Kriege ruhig zusehen, es wird eine zeitweilige Besetzung von Tetuan und selbst von Tanger gestatten. Es hat sich einverstanden erklärt mit der Forderung Spaniens nach einer Gebietsvergrößerung in der Nähe Ceutas, obwol ihm die darin gestattete Vergrößerung der Wichtigkeit dieser Festung keineswegs angenehm sein kann. Mehr zu erobern aber wird es den Spaniern nicht erlauben, und da das gute Einvernehmen zwischen England und Frankreich sich erhalten zu wollen scheint, so werden sich auch die spanischen Minister begnügen müssen, wenn ihre Armee jenes Stück Land bei Ceuta erobert. Ob dies die großen Rüstungen verlohnt, ist eine andere Frage, die kaum zu bejahen sein wird, und für den Ruhm, der bei dem Kampfe erworben werden kann, vermag sich gewiß jeder Soldat zu begeistern, sicher aber kein spanischer Finanzminister. Auch O'Donnell scheint nach den neuesten Berichten zweifelhaft geworden zu sein. Möglich, daß er eingesehen hat, wie es klüger gewesen wäre, seine Forderungen an Marokko nicht zu steigern und sich mit dem zu begnügen, was der Sultan zugestehen wollte. Vielleicht auch, daß ihm klar geworden ist, wie er vom Kaiser der Franzosen bei dieser Angelegenheit benutzt wurde, den Engländern zu zeigen, daß man ihnen auch in diesen Gegenden schaden könne, daß man sich auch hier ein Terrain bereit halte, ihre Interessen zu beeinträchtigen, falls sich die Eintracht zwischen den beiden westlichen Großmächten einmal in Zwietracht

verkehren sollte. Auffällig bleibt jedenfalls, daß zu derselben Zeit, wo ein Zerwürfniß zwischen den Cabinetten von London und Paris wegen der mittelitalienischen Frage drohte, die marokkanische Angelegenheit in den Vordergrund trat, und daß fast in demselben Maße, in welchem sich das gute Einvernehmen zwischen den beiden Großmächten wieder mehr befestigte, auch die Kriegslust O'Donnells sich verminderte, so daß er jetzt nur durch die Stimmung der Bevölkerung, namentlich der Geistlichkeit, die in dem Angriff auf die Mauren einen Kreuzzug erblickt, noch genöthigt zu sein scheint, den Kampf fortzusetzen.

Madame Récamier.

Souvenirs et Correspondance tirés des Papiers de Madame Récamier. 2. vol. Paris, 1859.

Frankreich ist recht eigentlich das Land der Memoiren, es hat immer diese secundäre Form der Geschichtschreibung, in der die Begebnisse des Familienlebens sich mit den großen politischen Ereignissen begegnen geliebt, und in diesem ungezwungenen Gewande hat sich der französische Geist mit allen seinen Schwächen und Vorzügen vielleicht am reichsten offenbart. Auch in unsrer Zeit müssen Memoiren die durchgängige Nichtigkeit selbstständiger Schöpfungen in der französischen Literatur aufwiegen. Wir reden hier nicht von solchen Memoiren wie denen Guizots, welche wohl nichts direct Unwahres, aber doch nicht die ganze Wahrheit enthalten, sondern von denen, welche längere Zeit nach dem Tode der betreffenden Person erschienen sind und in denen die nothwendigen Rücksichten auf noch Lebende das Interesse der Geschichte nicht zu sehr beeinträchtigt haben. Besonders reich ist der Antheil, der von dieser Literatur der napoleonischen Epoche zufällt und in die auch theilweise das obenerwähnte Leben fällt.

Madame Récamier, deren Name als der der schönsten Frau ihrer Zeit und der Freundin Chateaubriands lange berühmt ist, hat selbst keine Denkwürdigkeiten verfaßt; aber was ihre Adoptivtochter als solche aus ihren Papieren gewählt hat, wird jedem willkommen sein, der sich nicht nur über die Frau, sondern auch über ihre Zeit und Umgebung belehren will.

Sie war 1777 in Lyon geboren und verheirathete sich in ihrer ersten Jugend mit dem viel ältern Banquier Récamier, der sie mehr als Tochter denn als Frau behandelte. Sie erschien in Paris, als sich eben die wildesten Wogen der Revolution gelegt hatten und unter dem Directorium zum erstenmal eine leidliche äußerliche Ordnung hergestellt war. Ihre Schönheit bezauberte Alles und ward sofort berühmt, sie war die Königin von Longchamps und auf allen Bällen, Lucian Bonaparte schrieb als Romeo dieser Julie feurige Liebesbriefe, welche sie pflichtschuldig ihrem Manne übergab. Derselbe fand, daß es gefährlich sei dem Bruder des Generals Bonaparte die Thür zu weisen, und wies seine junge Frau an, ihm nichts

zu gewähren, aber ihn auch nicht verzweifeln zu lassen. Dies genügt, um das platonische Eheverhältniß zu zeichnen. Später zog Madame Récamier die Blicke des ersten Consuls auf sich, es verdroß ihn, daß sie seine Cirkel nicht besuchte, und als er Kaiser geworden war, suchte er sie als Hofdame Josephinens in die Tuilerien zu ziehen. Fouché ward mit dieser Mission, deren Erzählung höchst ergötzlich zu lesen ist, beauftragt. Der Polizeiminister begann den Salon von Madame Récamier zu besuchen und bat sie, als er sich dort sicher glaubte, um eine vertrauliche Unterhaltung. Mit bedenklicher Miene sprach er von der kalten und widerstrebenden Weise, in der sie sich zum Kaiser stelle, seine Gegner sehe, und erinnerte sie daran, daß, als die stolze Herzogin von Chevreuse mit dem Helden frondirt, derselbe sie an den Ursprung ihrer Familiengüter erinnert und auf eine mögliche Confiscation angespielt, was die hochfahrende Frau dazu vermocht habe, demüthig um eine Stelle als Palastdame der Kaiserin zu bitten. „Der Kaiser," schloß Fouché, „hat Sie, seit er Sie zuerst gesehen, nie vergessen oder aus dem Auge verloren, seien Sie vorsichtig und verletzen Sie ihn nicht." Madame Récamier, erstaunt und eingeschüchtert, dankte für den Rath, fügte aber hinzu, daß sie ihre Freunde nicht verleugnen könne. Einige Tage darauf kam Fouché wieder und sagte: „Wissen Sie, daß ich gestern Abend eine Stunde lang mit dem Kaiser von Ihnen gesprochen habe? Obwohl er sich darüber beklagt, daß Sie zu seinen Feinden stehen, so giebt er doch nicht Ihnen persönlich, sondern Ihren Freunden die Schuld!" Er drang in sie, ihm ihre wahre Meinung über den Kaiser zu sagen. Madame Récamier erwiderte, daß sie die höchste Bewunderung für das Genie und die Verdienste Napoleons hege, daß die einfache Größe seines Wesens ihr imponire, daß aber die Härte, mit der derselbe gegen ihre Freunde verfahren, sie tief verletzt habe. Der Minister achtete dies offene Geständniß nicht, sondern drang in sie, eine Stellung bei Hofe zu erbitten, welche ihr unverweilt zugestanden werden würde, er suchte ihr lockend auszumalen, wie viel Gutes sie dort stiften, welchen Einfluß eine schöne und edle Frau auf den Kaiser üben könne. „Napoleon," sagte er, „ist noch keiner Frau begegnet, die seiner würdig, niemand weiß wie seine Liebe sein würde, wenn sie sich einer reinen Persönlichkeit zuwendete." — Die Prinzessin Caroline Mürat secundirte diese lockenden Anerbietungen durch ausgesuchte Aufmerksamkeiten, sie stellte ihre Loge im Theater Madame Récamier zur Verfügung und die Höflinge sahen in ihr schon eine steigende Größe, aber Alles machte auf diese Frau keinen Eindruck, und als Fouché ihr endlich förmlich von Seiten des Kaisers die Stellung als Palastdame anbot, erwiderte sie mit einem höflichen Nein, das Gebieter und Diener in Wuth versetzte.

Madame Récamier sollte erfahren, daß man nicht ungestraft den Wünschen der Mächtigen widerstehe, das Haus ihres Mannes gerieth in Verlegenheit, eine Million, vom Schatz vorgestreckt, hätte dasselbe gerettet, es geschah nicht. Aber die edle Frau wußte den Verlust des Reichthums zu tragen, sie zog sich in ein einfaches Leben zurück und ward desto mehr von denen aufgesucht, welche Unabhängigkeit und Reinheit zu schätzen wußten, vorzüglich auch von den berühmten Fremden, welche sich in der Etiquette des kaiserlichen Hofes langweilten. Es gab unter dem Kaiserreich keine eigentliche Opposition, der Despotismus schloß sie aus; aber es gab Nichtanhänger und Schlechtangeschriebene. Zu ihnen gehörte Frau von Staël, mit der

Madame Récamier sich in enge Freundschaft verband. Wir finden in dem Buche anziehende Seiten über jene gewählte Gesellschaft, die sich damals in Coppet am genfer See versammelte, während in Erfurt ein „parterre de rois parvenus et maintenus" Talma beklatschte, bewunderten hier freisinnige Kritiker die Verfasserin der Corinne als Phädra, der ihre junge Freundin als Ariadne zur Seite stand „qui n'eut dans son rôle qu'un succès de beauté;" hier entstand das Buch de l'Allemagne, dessen Begeisterung der kaiserlichen Polizei gefährlich genug erschien, um es als antifranzösisch zu verbieten.

Freilich treten hier an Madame Récamier auch andre als rein geistige Interessen heran; unter den Gästen der Frau von Staël befand sich der Prinz August von Preußen, der eine heftige Leidenschaft für sie faßte und ihr den Antrag machte, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen und ihm ihre Hand zu reichen. Sie erwiderte seine Gefühle nicht, wie denn ihre gleichmäßige Schönheit nie von einer Neigung bewegt zu sein scheint, aber sie war durch seine Ergebenheit gerührt; ihre phantasiereiche Freundin, durch eine so romantische Heirath entzückt, redete ihr lebhaft zu und bewog sie, ihrem Manne zu schreiben, der ihr väterlich volle Freiheit gab, aber ihr den Schmerz nicht verhehlte, den ihm eine Trennung verursachen würde. Madame Récamier, bei der das Herz nicht sprach, die als Katholikin vor einer Scheidung ebenso zurückschreckte, wie als Französin fürchtete, ihre Heimat zu verlieren, lehnte das Anerbieten des Prinzen ab, um sich nicht vom Unglück und Alter ihres Mannes zu trennen. Prinz August war untröstlich und bewahrte seine Neigung auch als er sie beim Einzug der Verbündeten 1815 in Paris wiedersah.

Dem Verbot des Buches über Deutschland folgte die Verbannung der Frau von Staël aus Frankreich, die sich bald auch auf ihre Freundin ausdehnte. Madame Récamier ging von Lyon nach Italien, an dessen Kunstschätzen sie sich weidete, und in Rom und Neapel einen Kreis von ausgezeichneten Leuten wie Canova, Norvies, Rohan-Chabot, den Philosophen Bellanche u. a. um sich vereinigte, sie ward am Müratschen Hofe mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit aufgenommen und war bald Vertraute des Königs und der Königin; als erstrer nach langem Zögern sich den Alliirten angeschlossen und den Vertrag mit Graf Neipperg unterzeichnet hatte, kam er in heftiger Bewegung zu seiner Gemahlin, bei der er Madame Récamier fand. „Was hätten Sie gethan?" fragte er lebhaft. „Sire, Sie sind Franzose und müssen Frankreich treu bleiben," war die Antwort; aber es war zu spät, als sie ans Fenster trat, sah sie die englische Flotte in den Golf einsegeln. Als sie bald darauf Neapel verließ und nach Rom ging, war sie Zeuge der Rückkehr des Papstes, der Jubel des Volkes war unbeschreiblich und rührte Madame Récamier aufs tiefste, doch vergaß sie nicht den bisherigen Commandanten General Miollis zu besuchen, der Rom vom Capitol regiert und jetzt verlassen und arm mit einem alten Diener lebte.

Die Restauration führte die Verbannten nach Paris zurück, und als die verbesserten Umstände ihres Mannes erlaubten wieder ein Haus zu machen, drängten sich bald die ersten legitimistischen Namen in ihren Salon; aber die Exclusivität war ihr fremd, sie suchte stets auch die vom Schicksal Besiegten auf und neben den Montmorencys, Noailles und Broglios sah man die Wittwen napoleonischer Ge-

neräle. Wellington, der gefeierte Held des Tages huldigte ihr, bis sie ihm auf seine Bemerkung über Napoleon: je l'ai bien battu, ihre Thür schloß. Sie sah alle Souveraine, alle Größen, welche jene bewegte Zeit nach Paris führte, und die Memoiren bieten uns eine Reihe von interessanten Billeten und Briefen berühmter Männer und Frauen, wie des Erbgroßherzogs von Weimar, Benjamin Constants, der Frau von Krüdener, Alexanders von Humboldt u. a. m. Im Jahre 1818 zog Madame Récamier sich ganz in ein Kloster l'Abbaye au Bois zurück, wo ihr auf Lebenszeit eine Wohnung eingeräumt ward; aber diese enge Zelle ward berühmt, weil alle Berühmtheiten Frankreichs es sich zur Ehre rechneten, dort empfangen zu werden. Die Hauptperson ward bei Madame Récamier Chateaubriand, um dessen willen man fast ebenso viel kam als um ihretwillen und dessen Briefe aus Berlin, London, Verona, Rom und Paris viele Seiten der beiden Bände ausmachen. Diese Briefe bilden nebst denen des Herzogs von Montmorency einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Restauration, namentlich ihrer frivolen Seite. Sie zeigen aufs neue, daß die Jahre von 1816—1830 die hoffnungsvollste und inhaltreichste Zeit seit Napoleons Sturz für Frankreich war. Troß der ultraroyalistischen Reaction hatten Tribüne, Presse und vor allem Salons doch größere Freiheit als in irgend einem andern Staate des Continents. Das Land war mit kriegerischem Ruhm übersättigt, man vergaß die kurze Demüthigung der Fremdherrschaft, weil der Druck, den das Kaiserthum auf das geistige Leben übte, abgenommen war, und wandte sich den Künsten des Friedens und den Fragen der innern Politik zu, welche damals die besten Köpfe beschäftigten. Chateaubriand, Villele, de Serre, Constant, standen auf der Höhe des Ruhms, dem die jüngern Talente, wie Guizot, Thiers, Villemain und andre erst zustrebten, Ackerbau und Industrie waren im Aufschwung, und doch war der Kultus des goldnen Kalbes noch nicht allmächtig, wie er es später ward. Ein folgenschwerer Mißgriff der Regierenden, welchem gesetzlich entgegen zu treten den Regierten die Weisheit fehlte, zerriß den mühsam angeknüpften Faden geschichtlicher Continuität: Frankreich konnte von Tories regiert werden, aber nicht von Jakobiten, so wenig sich England seinen Protestantismus, so wenig wollte es sich seine Charte nehmen lassen. Der neue Bruch mit der Vergangenheit brachte auch einen tiefen Riß in das sociale Leben, die Anhänger der alten und der neuen Ordnung standen sich nicht mehr als zwei gleichberechtigte Parteien auf dem gemeinsamen Boden einer Verfassung gegenüber, sondern als Jakobiten und Hannoveraner; aber während die letztern in dem festgefügten Bau des englischen politischen Lebens die Kraft fanden, ihre Gegner zu absorbiren, vereitelten hier die Legitimisten nur das Gelingen eines neuen haltbaren Gebäudes durch ihre Opposition. Auch durch den Cirkel Madame Récamiers ging diese Spaltung, ihre jüngern Freunde schlossen sich dem Gestirne Louis Philipps an, während Chateaubriand alternd und mürrisch an der linken Seite ihres Kamins blieb und sich von ihr darüber trösten ließ, daß die Welt ihn vergaß; seine Unterhaltung scheint für gewöhnlich unbedeutend gewesen zu sein, sowie alles, was wir aus diesen Bänden von ihm erfahren, uns in der Ansicht bestärkt, daß er ein vollendeter Egoist war und seine unzweifelhaft großen Gaben durch Dünkel, Eitelkeit und Verdrehung sehr gedämpft wurden. Nur zuweilen konnte das Feuer der Jugend bei ihm ausbrechen, wenn die Unterhaltung ihn besonders interessirte, dann belebte sich sein großer edler Kopf, das matte Auge fand den Glanz

wieder und seine sonore Stimme, die gewissen Worten einen unnachahmlichen Accent zu verleihen vermochte, ward bezaubernd; aber solche Augenblicke waren selten und seine Jahre vergingen im Mißmuth über verfehlte Ziele und Selbstvergötterung seines Talentes. Er starb 1848, seine Freundin folgte ihm bald darauf.

Madame Récamier war unzweifelhaft nicht, was man eine Frau von Geist nennt: in ihrer Jugend fesselte ihre Schönheit, später die Erinnerungen und ihr reines, wohlwollendes Gemüth. Einer Leidenschaft mochte sie unfähig gewesen sein, aber feinen Takt und sanfte Empfindung scheint sie in hohem Maße besessen zu haben. Als der Mittelpunkt eines reichen Kreises bedeutender Menschen wird sie merkwürdig bleiben.

Von der preußischen Grenze.

Beim Schluß des Jahres ziemt es, einen Rückblick auf die eben abgelaufene Periode zu werfen. Im Drang der Begebenheiten, an denen wir, wenn nicht durch unsre Thätigkeit, so doch durch unsre Wünsche, Interessen und Hoffnungen selber betheiligt waren, haben wir kaum Zeit genug gehabt, zu beachten, daß dieses Jahr eines der merkwürdigsten unsers Lebens war; ja, seit 1848 unstreitig das merkwürdigste. Zwar sind wir alle noch in einem Gährungsprozeß begriffen, der einer klaren Gestaltung widerstrebt, wir tragen noch immer mehr Ahnungen als Begriffe, mehr Velleitäten als einen bestimmten Willen in uns, aber wir haben doch das sehr entschiedene Gefühl, daß in uns, wie um uns, eine wichtige Veränderung eingetreten ist.

Ob diese Veränderung unbedingt eine gute zu nennen sei, scheint auf den ersten Anblick zweifelhaft. Werfen wir zunächst einen Blick auf Preußen, das uns nicht blos persönlich am nächsten angeht, sondern von dessen Thatkraft und Entschlossenheit, nach der stillen Ueberzeugung aller Deutschen es hauptsächlich abhängt, was aus uns werden soll. Am Schluß des vorigen Jahres war die Regentschaft eingerichtet, ein wenigstens theilweise liberales Ministerium eingesetzt, eine neue Kammer gewählt, die in überwiegender Majorität der Freiheit und dem Fortschritte huldigte. Längst entschlafene Hoffnungen regten sich wieder, und, was der damaligen Periode eine so eigenthümliche Physiognomie gab, diese Hoffnungen waren mit einer ungewöhnlichen Bescheidenheit verbunden. Jeder rief seinem Nachbar zu: er solle nicht zu viel von Außen erwarten; es sei schon genug, daß der Bewegung nur einiger freie Spielraum gegönnt werde; das Volk habe nun zu zeigen, ob es im Stande sei, entschieden und maaßvoll zugleich, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen. Es ist nicht zu verkennen, daß die gegenwärtige Stimmung in Preußen selbst gedrückter ist als damals. Ueberall vernimmt man ein stilles Grollen, und wenn das Maaß dessen, was man zu erreichen strebt, sich noch immer in den schicklichen Grenzen hält, so ist doch die Art des Begehrens unruhiger und ungeduldiger geworden. Die politischen Zustände tragen durchweg den Charakter des Provisorischen, grade wie die Finanziellen in der großen Krisis, wo eigentlich auch kein wirklicher Mangel vorhanden war, sondern nur keiner recht wußte, wie es eigentlich mit seinem Vermögen stand. Dies Gefühl des Provisorischen ist in gewissem Sinn

noch unerquicklicher als ein wirkliches Leiden; denn das Mißbehagen hat keinen greifbaren Gegenstand und kommt daher nach allen Seiten zum Vorschein. Wer aber darüber den Muth verlieren wollte, der möge Folgendes erwägen.

Man blättre in den geistvollen Londner □ Correspondenzen der Nationalzeitung. Wer die englischen Zustände aus keiner andern Quelle studiren wollte, müßte daraus die Ansicht gewinnen, die ganze Nation sei in Eigennutz, Schwäche, Windbeutelei, in Lug und Trug untergegangen. Zwar tritt überall ein Hauptbösewicht hervor, Lord Palmerston, aber er macht sich, wie es scheint, doch nur darum geltend, weil er den allgemeinen Humbug auf die Spitze treibt. Diese Ansicht wird durch die beliebtesten Belletristen, durch Thakeray, Dickens, Carlyle, u. s. w. sehr vielseitig bekräftigt.

Schlägt man dann die Briefe des Junius auf, die nun bald ein Jahrhundert alt sind, so findet man die nämlichen Charaktere wieder: zwar existirte damals noch kein Lord Palmerston, aber die Beutelschneiderei und Lüge scheint damals ebenso groß gewesen zu sein, als jetzt. Geht man noch um ein Jahrhundert zurück und liest den Bericht der großen Revolution z. B. von Lord Macaulay, so hat man auch da im Ganzen dasselbe Bild: lauter kleinliche Motive, schwache und wankelmüthige Charaktere, von denen im Grund keiner recht weiß, was er will. Zwar hat der berühmte Geschichtschreiber künstlerisches Gefühl genug, auf eine seiner Figuren ein helleres Licht zu werfen, weil sonst das Ganze unbeschreiblich langweilig sein würde, aber man merkt zu gut den künstlerischen Sinn dieser Beleuchtung, um sich darüber täuschen zu lassen, daß auch Wilhelm von Oranien zu seinem Jahrhundert gehörte.

Ganz anders ist die gewöhnliche Vorstellung über England, ganz anders das Bild, das sich in der Ferne darstellt. Hier hat man das Gefühl einer großen, mächtigen, freien, im Ganzen glücklichen und in riesenmäßigem Fortschritt begriffenen Nation. Und sieht man, immer von der richtigen Perspective aus, näher zu, so wird dieses Bild keineswegs abgeschwächt. An die materiellen Fortschritte zu erinnern ist gar nicht nöthig; aber was man so gern damit in Contrast stellt, auch die Individualität ist keineswegs in diesem geschäftigen Strudel untergegangen. Die englischen Staatsmänner sind freilich keine großen Lichter, aber eine Nation, die Männer hervorbringt wie Havelock und die andern indischen Helden, die im Laufe dieses Jahrhunderts eine Reihe von Dichtern hervorgebracht hat — Scott, Byron, Dickens u. s. w., die doch in der jetzigen europäischen Literatur den ersten Rang einnehmen —, bei der sich in der Mitte des tollsten Eigennutzes, der einmal mit übergroßem Reichthum unzertrennlich verbunden ist, so viel praktische aufopfernde und energische Philanthropie entwickelt, wie in England: — von einer solchen Nation kann man mit Recht nicht sagen, sie sei im Verfall.

Deshalb haben aber jene Humoristen — Junius, Bucher, Carlyle, Thakeray — nicht unrecht; sie stehen nur den Ereignissen zu nah, sie legen zu häufig das Mikroskop an, um die richtigen Dimensionen zu gewinnen. Es ist ganz natürlich, daß man in dem unmittelbaren Verkehr mit jener hastigen, von einem Tag auf den andern arbeitenden Geschäftigkeit zunächst das Kleinliche, Unbestimmte, Abgeschmackte empfindet, und darüber vergißt, die einzelnen Ziffern so zu stellen, daß sie im Ganzen den richtigen Werth geben. Diese Physiognomie des Lebens gehört keineswegs Eng-

land eigenthümlich an, sie ist der Charakter unserer ganzen Zeit, unserer Zeit, in der die Bewegung nicht mehr durch einzelne Heroen, sondern durch die Massen geschieht.

Wenn Carlyle und seine Gleichgesinnten sich darüber beklagen, daß die Heroen aus der Welt verschwunden seien, so mag man vom ästhetischen Standpunkt mit ihnen empfinden. Aber die Seelengröße ist nicht durchaus an die Dimensionen der äußern Thätigkeit geknüpft: Wahre Größe gibt es heute wie sonst; auch an ernsten Tragödien, an großen Opfern und großen Entschlüssen fehlt es nicht; nur ist der Spielraum, der ihnen gelassen wird, geringer geworden. Die Perioden specifisch großer Männer, d. h. die Perioden, in denen die Größe so viel Spielraum fand, die Welt zu beherrschen, waren nicht die glücklichsten der Menschheit. Wenn Raum da ist für ein unbedingtes, gewaltiges Wollen, so ist das ein sehr entschiedenes Zeugniß, daß der Widerstand gegen dasselbe, d. h. die Willenskraft der Andern unverhältnißmäßig schwach sein muß. Es ist, als ob die Natur nur über eine gewisse Summe von Kräften zu disponiren habe, und daß, wenn sie alle ihre Kraft auf ein einziges Haupt concentrirt, die Andern dadurch entnervt werden. Fast alle Männer, denen die Geschichte den Beinamen des Großen gibt, gingen aus einer absterbenden Cultur hervor: freilich waren sie dann die Begründer einer neuen, wie die ewige Naturkraft immer sich selbst hilft.

Diese Bemerkungen mögen trivial klingen, sie sind darum auszusprechen nöthig, weil man die triviale Wahrheit fortwährend vergißt. Die bei uns so häufig hervortretende Sehnsucht nach großen Männern, d. h. nach Männern, welche die Zwecke des Weltgeistes allein ausführen, während das Publikum die Hände in den Schooß legt, ist unvereinbar mit den Gütern, die doch den wahren Kern unsers Lebens ausmachen, unvereinbar namentlich mit der Freiheit. Die Publicität, das Uebelwiegen der bürgerlichen Interessen, die jedem großen Willen aufgelegte Nothwendigkeit, den Willen der Andern zu respektiren, auch wo er ihn nicht billigen kann, kurz die Herrschaft des Gesetzes über die Leidenschaft, hat England in den vorigen Jahrhunderten zu dem Staat gemacht, der den Satyrikern und Humoristen so überreichen Stoff bietet, der an Humbug und Snobs alle Völker der Erde übertrifft und der doch in der Geschichte ewig groß dastehen wird. Dasselbe System, das jetzt auch bei uns allmälig sich geltend macht, wird die Narrheiten aller Art befördern oder wenigstens ans Licht ziehen, die Vorurtheile häufen und verhärten, manche große und schöne Kraft frühzeitig mürbe machen und abnutzen und uns doch im Ganzen groß und glücklich machen. Das Bürgerthum ist etwas anders als der Adel, der Parlamentarismus etwas anders als ein Heldenzeitalter. Nicht durch die Weisheit der Einzelnen, sondern durch das Gleichgewicht ihrer Interessen und Vorurtheile stellt die öffentliche Vernunft sich her.

Man würde diese Bemerkungen aber vollständig mißverstehen, wenn man darin eine Empfehlung der Gleichgiltigkeit, des Gehenlassens suchen wollte. Der Neujahrsbetrachtung ziemt eine contemplative Stimmung, dann aber beginnt wieder das Tagewerk, und je eifriger, leidenschaftlicher und unverdrossener man darangeht, desto besser. Die gegenwärtige Ungeduld ist kein schlechtes, sondern ein gutes Zeichen: sie ist auch nicht unberechtigt, denn es hätte in der That in diesem Jahre mehr geschehen können, als geschehen ist, und sie wird gute Frucht tragen, da sie einen geraden Weg vor sich hat.

Der nächste Zweck der gegenwärtigen Bewegung ist, die Mißbräuche wegzuschaffen, die das vorige System, ganz dem altpreußischen Geist zuwider, in das sittliche und rechtliche Leben des Volks eingeführt hat. Man überließ im vorigen Jahre, und zwar mit Recht, die Initiative dem neuen Ministerium, das man in keiner Weise drängen wollte. Die Kammern werden jetzt die Verpflichtung haben, der Regierung darin eifriger als bisher zu Hilfe zu kommen. Sie haben sich namentlich durch die Furcht nicht abschrecken zu lassen, es könne durch zu heftiges Drängen das befreundete Ministerium erschüttert werden. Es kommt bei uns noch gar nicht darauf an,

daß die liberale Partei den Staat regiert, sondern daß der Staat verhindert wird, die Freiheit und Selbstthätigkeit des Volks in einer ungebührlichen Weise zu bevormunden. Die neusten Erlasse des Cultusministeriums haben mit Recht verstimmt. Es handelt sich dabei nicht blos um die Frage: wer geistvoller ist, Stiel oder Diesterweg? sondern um die Frage: wie weit die Regierung im Recht ist, den Gemeinden ein ihnen unbequemes Erziehungssystem aufzudrängen? Daß an Luthers Bibelübersetzung die Cultur des Volks groß geworden ist, wissen wir auch; aber das allgemeine Gefühl ist im vollsten Recht, wenn es die daraus hergeleitete Folgerung: die Bauernkinder sollten hauptsächlich die Bibel und das Gesangbuch auswendig lernen, als irrig bezeichnet. Es wird nie, oder nur durch Gewaltmittel gelingen, in die neu aufwachsende Generation einen Geist zu bringen, der dem Geist der Erwachsenen entgegengesetzt ist, und jeder doctrinäre Versuch der Art stört die natürliche Harmonie zwischen Volk und Staat.

Wenn man in Preußen selbst noch nicht ganz im Klaren darüber ist, wie weit man mit dem neuen System zufrieden sein soll, so ist das im übrigen Deutschland natürlich in noch viel höherem Grade der Fall. Bei den Bewohnern der mittlern und kleinern deutschen Staaten äußert sich die vorher charakterisirte Sehnsucht nach großen Männern hauptsächlich darin, daß sie von Preußen große Entschlüsse und große Thaten verlangen. Die Stimmung wechselt von einem Tage zum andern, bald macht man sich von Preußens Kraftmitteln die übertriebensten Vorstellungen und muthet ihm Unbilliges zu; bald, wenn es diesen Erwartungen nicht entspricht, ist man geneigt, es wie einen ganz schwachen hilflosen Staat zu behandeln, den man von der Karte ausstreichen könnte, sobald man wollte. Der Wechsel ist natürlich, denn er ist auf die seltsame geographische Lage Preußens basirt; und er wird noch lange fortdauern, denn Preußen ist der natürliche Mittelpunkt für die allgemeine Aufmerksamkeit Deutschlands, und schwerlich wird sobald Alles, was dort geschieht, sich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. Zunächst hat wol jeder Deutsche nach Kräften dafür zu sorgen, daß das eigne Haus wohl bestellt werde; es ist aber ein sehr wichtiger Fortschritt dieses Jahres, daß die Zusammengehörigkeit deutscher Interessen sich im öffentlichen Bewußtsein deutlicher herausgestellt hat. Auf die allgemeine Lethargie der letzten zehn Jahre ist eine thätige Bewegung erfolgt, die zwar noch häufig auseinander läuft, sich einander hemmt und durchkreuzt, die aber doch zeigt, daß wir leben.

Seltsamer Weise knüpfte sich diese Regung des deutschen Nationalgefühls zuerst an Oestreich; wie wenig man auch mit dem dortigen Regiment zufrieden war, sobald der alte Kaiserstaat von dem Ausländer bedroht wurde, regte sich das deutsche Blut. Es war für Oestreich die günstigste — vielleicht die letzte Zeit, zu einem herzlichen Einverständniß mit Preußen zu kommen, es hat es verschmäht, im stolzen Gefühl seiner alten Würde; nicht zu seinem Heil, denn schlimmer als der unmittelbare Verlust sind die Zeugnisse von dem allmäligen Verfaulen seiner Balken und Stützen, die dieser heftige Stoß bloßgelegt hat. — Möge das neue Jahr sie nicht zu hart versuchen. † †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064469461

